# Mitteilungen

aus dem

# Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

**Jahrgang 1904.**

F. Sommer, Buchdruckerei u. Verlag
Berlin W. 35, Potsdamerstraße 115a.

BSB

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

# Sach-Register 1904.


Seite

**A**

Absonderung und Absatzung 2,3. 18,19
Adreßbuch, kath. 71
Aemter, Anstellungsfähigkeit u. Konfession 4,5. 6—8
Aerzte, jüdische 9,10. 23,24. 47
— im russisch-japan. Krieg 65. 80
Aerztekammerwahlen in Wien 30
Ahlwardt redivivus, in einer Berl. Versammlung 326
Albrecht, Gymnasialprof. in Oldenburg, gegen Ritualmorddeschuldig. 268. 276
„Alldeutsche Blätter", chauvinistisch 44
Alexander, Kurt, Dr. 315—817
„Allgemeine deutsche Lehrerzig.", generalisiert nach antis. Art 21
Alkahol u. Antisemiten, im Niederösterreichischen Landtag 328
Altes Testament u. Antisemiten 25,26. 55
— u. neues Testament 98,99
— im Schulunterricht 333,334
Amerika u. d. Juden 300. 369,370. 392
Antisemitische Einigungs- und Spaltungsbestrebungen 138,139
„Antisemitische Korrespondenz" („Deutschsoziale Blätter") mißbraucht Weihnachten 12
— über das neue Programm der deutschsozialen Partei 284,285
Antisemitische Presse, v. Th. Fritsch charakterisiert 41,42. 153. 266. 293
Antisemitismus, Studie von Anatole France 119,120. 127,128
— Kritik von Graf A. van Bernstorff 213,214
Arierparagraph in der Turnerschaft 100,101. 106—108. 173,174
— im Niederösterreichischen Landtag 330,831
Ascher, Saul u. Heinrich von Kleist 93,94
Asser, Prof., jüd. Justizminister in Holland 301
„Aug um Auge", besprochen von Dr Ph. Kraner 696,397
Ausschreitungen bezw. Unfug, antis., in Paris 14
— — in einer Versammlung in Berlin 86
— in Marokko 48
— vom Landgericht Meiningen bestraft 173
— von einem Wiener Gericht bestraft 174
— auf Damäne Julienfelde bei Wissek 230
— ein Pückler-Jünger in Berlin verurteilt 237
— „Zellenantisemitismus" 254. 264. 274,275
— in Port-au-Prince 268
— in den russ. Gouvernements Radom und Sjedlez 269
— in Bessarabien 277
— russischer Reservisten 310. 844. 383,384
— in Smjela (Rußland) 324—326
— in Homet (Rußland) s. Homei.
— im Gouvernement Mohilew 359. 376
— in Uhnaw (Galizien) 382,383
— eines russ. Fürsten in Frankfurt a. M. 413

**B**

„Babel und Bibel, ein Rückblick und Ausblick", Schrift von Professor Friedr. Delitzsch, kritisiert 98,99
Bade-, Kur- und Erholungorte, ganz od. z. Teil antisemitische 149,150. 157,158. 165,166. 175. 182,183. 189,190. 200. 206. 215 224. 231,232. 239,240. 247,248. 255,256. 263, 264. 270,271. 279,280
— Betrachtungen darüber 185,186
Bade-, Kur- und Erholungsorte, kath. u. protestantische Badegäste 214
— Das Reich u. d. konfessionellen Bäder 219, 220
— „Zellenantisemitismus" 257. 264. 274,275
Ballin, General-Direktor der Hamburg-Amerika-Linie u. Kaiser Wilhelm tl. 18
— u. d. „Kreuzztg." 181,182
— u. Krösell 171
Bartels, Adalf, seine Heddetdegeisterung 141
Barth, Th., Dr., erstattet in der General-Versammlung d. V. z. A. d. A. den Geschäfts- u. Kassenbericht u. spricht über die Stellung des Vereins zu den politischen Wahlen 121,122
— in den Vorstand d. V. z. A. d. A. wiedergewählt 126
— Essay über Heinrich Rickert 404,405
Bär, Landgerichtsrat in Berlin gest. 386
Baumgarten, Prof. in Kiel, über das alte Testament im Schulunterricht 233,234
Battenberg, Pfarrer in Frankfurt a. M. widmet Prof. Weigert einen Nachruf 373,374
„Bayer. Vaterland," Judenriecherei 61
— muß eine Beschuld. gegen einen Juden als völlig grundlos zurückziehen 61
Beamte, jüdische 36
Beckh, kons. Abg. äußert sich antisemitisch in d. bayerischen Abgeordnetenkammer 20
Behördliche Abressierung an die Juden 381. 385
Bekehrter Antisemit 381,382
Bendix, Leutnant, in Südwestafrika gefallen 91. 229. 285. 318
Benoit, Geh. Baurat a. D., in d. Vorstand d. V. z. A. d. A. wiedergewählt 126
Bergarbeiter, jüd., in England 79
Bergmann, J., Dr., in Frankfurt a. O., über Chamberlain 253
Berichterstattung, antis. 299,300
Bernstorff, A., Graf über d Antis. 213,214
Bielschasky, Albert, Gaetheforscher, 4,5. 12,13. 88
Blasphemie von Antisemiten 5. 87. 389
Bloch, H., Dr., zum ordentlichen Prof. der Geschichte in Rostock ernannt 328. 360
Blutbeschuldigung, s. Ritualmord
Böckler, Abg., spricht im Reichstage über die „Verdallinisierung unsrer höchsten Stellen" 18
„Brecèuskl Drak", antis. Hetzblatt in Brünn 231
Börsenpanik u. Juden 51,52
Bosse, preuß. Kultusminister über d. antisemitische Bewegung 205,206
Brandt, Emil, über Graf Pückler auf Weichselmünde 108—110. 115,116
— Angeklagter im Pückler-Prozeß 353—355
Braunschweigischer Landtag, jüd. Mitglieder 56
Brehm, Ludwig 337,338
Breitwisch, Karl, ehem. antis. Agitator, 1878 wegen Meineids zu Zuchthaus verurteilt, wird im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen 328. 330
Brodnicki, v., Dr., Rittergutsbes., bezeichnet d. Juden als die größten Feinde des Polentums 343
Bruhn, Wilhelm, Verleger d. „Staatsbürgerzig." u. d. Kaiser 129,130
— nicht begnadigt 129,130
Bruhn, Wilhelm, u. d. Kanitzer Mord 161,162
— als Märtyrer verherrlicht 169
— u. Graf Pückler 227,228
— zum 2. Vorsitzenden der deutschen Reformpartei gewählt 299
Brunnenvergiftungen, historische Daten darüber 83,64
Bülow, Graf, Reichskanzler, über „Mandelstamm u. Silberfard'" 78
Bürgermeister, jüd., in Elsaß-Lothringen 13, in Kapstadt 351
Burckhardt, Dr., Reichstagsabg. „nicht aufrichtig" 101,102. 110. 117
— auf dem christlichsozialen Parteitag 614,315
Burschenschaften und Juden 77. 229. 196,197 202,203
Burstyn, Moses, jüd. Ingenieur-Oberst in Oesterreich 168
„Bütower Anzeiger", ordinäres antisemitisches Hetzblatt 93. 172
Bund d. Landwirte, Generalversammlung 50,51
— — u. hessischer Bauernbund 86,87. 93
— — u. d. Antis. 93. 180. 411
— — Versammlung in Magdeburg 180
— — Versammlung in Konitz 397

**C**

Cantacuzino, rum. Abg., über d. Judenfrage 5
Caro, Jacob, Prof. in Breslau, gest. 406. 412, 413
Chamberlain, H., St., der Rassenantisemit 34. 126,127
— der Fall Chamberlain 244—248. 251—253
— wie Chamberlain ziliert 253
Christenium u. Germanentum 24. 301
— u. Antisemitismus 139
Christlichsoziale, Parteitag in Frankfurt a. M. 314,315
Christus, ein geborener Jude 89,90
— ein Germane 126,127
— ein Arier 622—324
— Entartung seiner Lehre 41,42
Clausniger, Vors. d. d. Lehrerv., für Parität 59
Cohn, Heinrich, Dr., Justizrat, beteiligt sich in d. Generalvers. d. V. z A. d. A. an der Debatte über d. Juden im Heere 125
— Josef, Rechtsanwalt, Verteidiger im Pückler-Prozeß 353—355
— über „die Juden d. Gegenwart" 355,356. 362, 363. 378—380. 395,396. 403,404. 410
Cuxhavener Antisemiten 374. 397

**D**

Dahn, Felix, kein Judenfeind 55. 78
Damm, v, Abg. 54,55
„Das Judenhaus", Skizze 287,288
„Das schlafende Heer". Raman v. Clara Viebig 114
Delitzsch, Fried., Prof. 98,99. 139,140
„Der Antisemit", Charakterstudie 294—296. 302—304. 311,312
„Der Jud'", Erzählung von H. Frenz 215,216
Derenthall, v, wegen Beleidigung Krösells verurteilt 133—135. 411
„Deutsche Agrarkorrespondenz" über Pückler 345
Deutscher Antisemitenbund wandelt sich in deutschen Mittelstandsbund um 198
— u. d. Bund der Handwerker 216
„Deutschsoziale Blätter", s. Antis. Korrespondenz"

Seite

„Deutsches Blatt" in Hamburg u. d. Katholiken 228. 349
— entschuldigt antis Ausschreitungen 268
— über Pückler 345
— Roheit und Blasphemie 389
Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, agitiert für Raab in Eschwege-Schmalkalden 44
— treibt unlauteren Wettbewerb 172
— und die Wahlen zu den kaufmännischen Schiedsgerichten 410
„Deutsche Hochwacht" in Berlin bezw. Stettin Judenriecherei 55,56
— über Pückler 345,346
— über Lueger 349
Deutscher Radfahrerbund u. d. Antisemitismus 117
Deutsche Reformpartei, Parteitag in Dresden 298,299
Deutscher Volksbund u. Prof. Förster 4
— votiert dem Minister Schönstedt f. Dank 43
— Froschmäuselrieg 28,29. 37. 44
„Deutsches Volksblatt" in München, Todsuchtsanfall 205
„Deutsche Volkswacht" in Offenbach a. M. sehnt sich nach rumän. Zust. 12
Deutschsoziale Partei reorganisiert sich in Berlin 44
— ihr neues Programm 265. 284,285
Deutsche Studenten- und Schülerherbergen u. der Antisemitismus 214
Deutscher Schulverein u. d. Antisemitismus 350
„Deutsche Wacht" in Dresden u. d. Katholiken 162. 349. 357
— betreibt unlauteren Abonnentenfang 228
— über Pückler 346
— über Lueger 349
„Deutsche Wochenztg." in Braunschweig, antisemitisch, ist eingegangen 411
„Die Juden der Gegenwart", Artikelserie von Josef Cohn 355,356. 362,363. 378–380. 395,396 403,404. 410
Disraeli, Benjamin, 100. Geburtstag 414
„Dresdener Anzeiger", Angriff auf Judentum 318,319
Dreyfus-Affaire und die französischen Katholiken 314
— — Revision d. Prozesses 78,79. 254
— Gemeinheiten der Generalstabskreise 184

E

Eickhoff, Dr., Abg., im Reichstage über die Zurücksetzung d. Juden im Heere 75—77 82,83
— referiert in d. Generalverf. d. V. z. A. d. A. über die Juden im Heere 123—125
Einem, v., Kriegsminister, über d. Juden im Heere 82
— hat zu den Angriffen der Antisemiten auf die jüd. Soldaten geschwiegen 329,330
Einstein, Max, jüd. Oberst in Philadelphia 29
„Ein Stündchen im Prager Ghetto", Skizze 271,272
England, Antisemitismus, jüd. Hochfinanz u. „Judenpresse" 409,410
„Erfurter Wohnungmieter-Ztg.", antisemitisch 328. 344

F

Fanatismus, Geschichte desselben 63,64
Faßhauer, Red. d. „Sachsenschau" 28,29. 37
Feige, Justizrat in Breslau, veröffentlicht zwei Eingaben an den Kaiser wegen Nichtbeförderung seines Sohnes z. Offizier 83
Feuerbach, Ludwig, u. der Antisemitismus 246
Feuerbestattungsverein „Flamme" in Reichenberg (Böhmen) u. die Juden 223
„Feudaler Antisemit", eine Studie 242—244
Finger, hessischer Minister, gest. 38
Fischer, Leopold, Senator in Hannover 195,196
— Erzbischof von Köln, spricht in Jülich für die Eintracht der Konfessionen 230
Fleischbeschau und Konfession, in Münder 294
Flinsch, H., Stadtrat in Frankfurt a. M., in d. Vorstand d. V. z. A. d. A. wiedergewählt 126
Fontane, Th., über d. „Kreuzztg." 349,350
Forell, G, van 294—296. 302—304. 311,312

Seite

Förster, Paul, Prof., über d. Deutschen Volksbund 4
— empfiehlt d. Bildung eines „deutschvölkischen Generalstabes" 138. 170,171
— denunziert in einer Vers. in Stettin Lueger als Abtrünnigen 300,301
France, Anatole 119,120. 127,128
Fränkel, Albert, Prof. in Berlin 204
Frank, Dr., kath. Pfarrer in Königshafen, ehemaliger bayer Abg. 45
— gestorben 275,276
— schildert seine Gedanken bei der Einweihung einer jüd. Synagoge 291,292
— Adolph, Dr., Begründer d. deutschen Kali-Industrie 24
Franz Ferdinand, Erzherzog, österreich. Thronfolger u. d. Wiener katholische Schulverein 61
— u. die Juden 261,262. 276
Franz Joseph, Kaiser v. Oesterreich „geharcht galiz. Juden" 30
Franzos, Karl Emil, gest 34,35
Freisinnige Volkspartei u. d. Nachwahl in Eschwege 66—69
„Freisinnige Zeitung" und d. Nachwahl in Eschwege 73—75
Frenz, H. 287,288. 367,368
Friedhofspolitik, kanfessionelle, in Nasenmacher (Elsaß) 309
Friedrich Wilhelm III., König, Kabinettsordre über behördl. Adressierung an die Juden 385
Fritsch, Theodor 24
— charakterisiert d. antis. Presse 41,42. 153. 266. 293
— über Mängel d. germanischen Rasse 277,278
Frölich, Reichstagsabg. 18. 308
Fulda, Ludwig u. d. „jüd. Geist" 21
„Fürstentumer Ztg." in Köslin, agrarisch-antisemitisch 164
„Furcht vor den Juden", Betrachtungen 210,211

G

Gauswindt, Herm., der „Erfinder", benutzt den Antisemitismus als Reklamemittel 102
Ganz, Hugo, Dr., über die Judenfrage in Rußland 220,221. 235—237
„Generalanzeiger für Schaumburg-Lippe" schlägt sich auf die Seite der Antisemiten 276
Generale, jüd., in Bayern 278
— in Oesterreich 142. 146. 168
— in Italien 358
— in Frankreich 14. 142
Gerlach, von, Abg., u. d. Antis. im Reichstag 26,27
— über antis. Monarchismus 27,28
Geruch der Europäer 182
Gesinnungsfetzerei, antisemitische 202
Geschäftsreisende, deutsche, jüd Glaubens, Behandlung in Rußland 11,12. 199,200. 375,376
— vor dem Forum d. Reichstages 130—133
— beurteilt in der Fachzeitschrift „Künstliche Blumen" 317
— im preuß. Abgeordnetenhause besprachen 412
Gnade und Recht, Beitrag zur Judenfrage 211,212
Goldberger, Max Ludwig, Geh. Kommerzienrat, u. Graf Waldersee 28
Goethe u. d. Antisemiten 60. 88
— über das Christentum 98,99
— als Jude 297,298
Götz, Dr., Vors. d. deutschen Turnerschaft 106—108
Gouverneur van Hongkong ein Jude 279
Gräfe, antis. Abg. u. d. Prinz v. Schwarzburg 55. 110
Gregarig., Abg. u. Gemeinderat in Wien im Streit mit Lueger 43
Griepen, Albert, in Hamburg, eifert gegen die Bundesgenossenschaft von Christentum und Antisemitismus 139
„Grabian", kath. Witzblatt in München, antis. 117,118. 145,146. 228
Grüneberg, Zeuge im Prozeß Stöcker—Bäcker, gest. 37,38

Seite

H

Haase, Th., Superintendent in Teschen, Antisemitengegner 230
„Hallesche Reform", Geschäftspraktiken 60
Hamburger Bürgerschaftswahlen 42. 50
„Hammer" über die Entartung der Lehren d. Nazareners 41,42
Hammacher, Friedrich, nationalliberaler Führer, gest. 405
Hammerstein, Frhr. v., ehem. Chefred. d. „Kreuzztg.", gest. 92
— Minister des Innern, ein stark antis. gefärbter Akzent in einer Rede im Abgeordnetenhause 395
Handelshochschule in Köln, antis. Strömung 39
Handelsvertrag, deutsch-russ., u. d. Juden 11,12
Hannaversche Landesbank, verkracht, d. antis. Macher verurteilt 164. 170. 180,181. 193,194
Hallgarten, Charles L., in Frankfurt a. M. in den Vorstand d V. z. A. d. A. wiedergewählt 126
Hardenberg, Fürst, Staatskanzler über die Juden im Kriege 76,77
Hart, Daniel, jüd. Gutsbesitzer auf Jamaika, d. erste Sklavenbefreier 307,308
Hasse, Vors. d. Alld. Verbandes 11,12
„Heimatlos", Geschichte von Fritz Skowronnek 150—152. 158—160. 166—168.
Heim, Abg., antisemitelt im Reichstage 395
Heine, Heinrich, u. d. deutsche Sprache 204
— u. d. Stadt Köln 286
— „Prototyp des jüd. Künstlers" 337
— Thomas Theodor, Satiriker des Stiftes 338
Heutig, Minister, u. d. Juden in Gotha 157
Henrici, d ehemalige antisemitische Agitator als Dichter 149
Hermann, Georg 337,338
Herzl, Dr. Stifter u. Hauptführer des Zionismus, gest. 223
Hertwig, Rechtsanwalt, ehem. antis. Agitator wird von dem Antisemiten Black-Podgorski schwer beschuldigt, ohne darauf zu reagieren. 308
Hertz, Friedrich, über „moderne Rassenheorien" 244—246. 251—253
Hessischer Bauernbund und Bund der Landwirte 86,87. 93
Hetzbild, antis., erschienen in Jassy, beschlagnahmt in Czernawitz 30
Hirschel, Abg., Vors. d. deutschen Reformp. für Südwestdeutschland 11. 70
— u. Bund d Landwirte 86,87
Höck, Pastor, Abg. u. d. Antisemiten 172
Hochfinanz, jüdische, u. d. russisch-japanische Krieg 66. 306,307
— u. d. Antis in England 409,410
Hohenlohe-Langenburg, Ernst, Erbprinz u. d. Juden in Gotha 157
Hamet-Prozeß (Judenopfer) 351,352. 384. 407,408. 414,415
Hübbe, Red., wegen antis. Weihnachtsflugbl. verurteilt 222

J

Jacobskötter, Abg, über Warenhäuser 58,59
Jahresrückblick 1,2
Ideatjustiz, antisemitische 2
Jehly, klerikaler Red. aus Innsbruck, warnt in Versamml. in Bozen d. d. Antisemitismus 39
Jesuitengesetz, Aufhebung d. § 2, u. d. Antis. 93
Ignoranz oder Perfidie? 249. 267
„Im Leben geliebt, im Tode gesegnet", Erinnerungsblatt von Walter Runze 206,207
Intoleranz in Nürnberg 28,30
— in einem fachmännischen Anzeigeblatt in Essen 46
— in Cuxhaven 172,173
Jakai, Maurus, Gegner d. Antisemiten 148,149
Jordan, Wilhelm, über Heinrich Heine 204
Jaaste, Burenkommandant, über d. Juden in Johannesburg 4
Jase, Antonia, bedeutender Schausp. u. Dramatiker in Lissabon, v. der Inquisition verbrannt 255
Jautz, antis. hess. Abg., mißbraucht sein Mandat zu eigennützigen Zwecken 60. 70,71

Seite

Irrenanstalt, konfessionell 164,165. 223
Israels, Joseph, Maler 40
Italien, „verjudet", u. d. Antisemiten 118
— Stellung d. Juden 238,239
Jüdische Bevölkerung im Deutschen Reiche 5
Jüdische Geschäftsleute im Verkehr mit Landwirten 10,11
„Judengeld" u. Oberhofmeister Frhr. v. Mirbach 277
„Jude", ist diese Bezeichnung eine Beschimpfung?, Urteil des Obergerichts in Zürich 309
Juden, religiöse Sekte oder Nation 315
„Judenpresse" u. d. Antis. in England 409,410
— u. d. russisch-japan. Krieg 66, 306,307
„Judentum und Staat", Vortrag von Prof. Martin Philippson 332
Juristische Fakultät in Wien u. die Anstellung jüd. Professoren 223

K

Kaempf, Abg., bringt die Behandlung deutscher Geschäftsreisender jüd. Glaubens in Rußland im Reichstag zur Sprache 130—133
Wilhelm II., Kaiser und die Antisemiten 261
Kalender, „Deutscher Mittelstandsbote". antisemitisch 313,314
Kandulski, kath. Lehrer in Briesen s. Toleranz 59
Kant, Immanuel, gegen religiöses u. staatl. Vorurteil 44,45
Kapitalismus u. Konfession 388
Karl V. über jüd. Aerzte 9,10
Kartell d. Ordnungsparteien in Sachsen 267. 331
Kasimir der Große, König v. Polen, u. d. Juden 274
Katholiken, französische, u. die Affaire Dreyfus 3,4
— und Antisemiten 102. 348,349. 357
— u. Juden 357,358. 391
Katholischer Redakteur u. sein jüd. Vertreter in Linz 382
„Kattowitzer Judenschaft" u. d. Reichstagswahl 156
Kautzsch, Prof. in Halle a. S., über das alte Testament 55
„Keine Furcht vor den Juden", Studie über die Ursachen der antis. Bewegung 370—373
Kischenewer Blutbad und Prozesse 14. (Protestkundgebung in Petersburg) 47,48. 71. 79,80. 87,88. 157. (Protest der Pädagogischen Gesellschaft) 185 178. (Haus Nr. 13) 178,179. (Bertha v Suttner) 324—326 335
Kleist, Heinrich von, und Saul Ascher 93,94
Klitzing, v., äußert sich antisemitisch im Herrenhaus 171,172
Köhler-Langsdorf, Abg., beleidigt Staatsbeamte 262
Kölner Hof, antis. Hotel in Frankfurt a. M. 46
„Kölner Tageblatt" antisemitett 21
„Kölnische Volksztg." verurteilt den Rassenantisemitismus 126
Konitzer Allerlei 262,263
Konitzer Mordaffaire, die Gutachten darüber beleuchtet 46 47
— Studie v. Stabsarzt a. D. Dr. Zelle 141,142
— Enthüllungen und Erhebungen 157. 162. 169. 170. 181. 246
— u. Bruhn 161,162
— mehrere Redakteure wegen Bel. d. Schlossers Berg verurteilt 328. 334,335
Konkurrenzneid, antisemitischer 213
Konstantin, Großfürst, u. d. russ. Juden 199
Kospoth, Landrat, in einer Antisemitenversf. in Oels 102
Kossuth-Partei, „verjudet" 40
Krankenpflegerin, jüd., und Antisemitismus, „Krippen"-Affaire in Königsberg 186,187. 198
„Kreuzztg." über Stöcker u. Waldersee 87
— über Ballin 181,182
— über d. deutsche Akademie in Posen 321,322
— v. Th. Fontane charakterisiert 349,350
Kriegsminister, jüd., in Italien 358
Kroner, Ph., Dr. 396,397
Kropatschek, Chefredakteur wegen Beleid. Kröfells zu 300 M. verurteilt 100, in Berufungsinstanz Vergleich 180

Seite

Kröfell u. Stöcker 86
— Prozeß gegen Kropatschek („Kreuzztg.") 101. 180
— als Wächter d. Sittlichkeit 126
— Prozeß gegen v. Derenthall in Stargard Pom. 133—135. 137,138. 155. 188. 411
— hat auf d. Redaktion d. sozialdemokratischen „Stettiner Volksboten" um „gut Wetter" gebeten 137,138
— seine Nordlandfahrt 171. 179,180. 198. 204
— gehört zu welcher antis. Gruppe? 188,189. 204
— Prozeß in Berufungsinstanz gegen Dr. Wittenberg vertagt 327
Kunst und Judentum 337,338
Kuschke, Pastor in Johannesburg, verteidigt die dort. Juden 4
Küster, Konrad, Sanitätsrat, gegen Antisemitismus 59,60
— über „Mandelstamm und Silberfarb" 111
— über die Burschenschaften 229
Kußmaul, berühmter Kliniker, gegen Antisemitismus 375

L

Lachmann, Sigmund, Dr., Stabsarzt d. Reserve in Berlin erbittet seinen Abschied, weil der Kriegsminister v. Einem im Reichstag zu den antisemitischen Angriffen auf d. jüd Soldaten geschwiegen 329,330
Lamey, badischer Staatsmann, u. d. Juden 187,188
Lamprecht, Prof., u. d. deutschen Juden 315—317
Landau, Dr., Raddiner in Johannesburg (Transvaal), Festrede 249
Landwirte, jüd. (Ackerbaukolonie) in Brasilien 310,311
Lasies, franz. Abg. 48
Lassalle, Ferdinand, seine deutschnationale Gesinnung 286,287
Lassen, Eduard, Musiker in Weimar, gest 40
Lattmann, Abg., agitiert 49,50
Lehrer, jüd., in Hessen 46
„Leitmeritzer Wochenblatt," antis. u. macht Geschäfte mit Juden 30,31
„Leipziger Neueste Nachrichten" über Pückler 345
Lenel, Professor in Straßburg 223
Lesse, Theodor, Geh. Justizrat gest. 228
Liedermann von Sonnenberg u. Abg. v. Gerlach 26,27
— verklagt einen soziald. Flugblatt-Verf. in Kassel 28. 135
— agitiert für d. Eschweger Nachwahl 49,50
— über jüd. Soldaten 77
— spricht in einer Versammlung des V. d. L. in Magdeburg 180
— Sammlung zu einer Ehrengabe für ihn 317. 326,327
— geschmackloses Gedicht 357
— über Wehrsteuer u. Juden 386,387
Liedermann, Max, Maler 337,338
Limburg-Stirum, Graf, Abg., jüd. Abkunft 268
Lindström, Dr., antis. Agitator u. d. Hannoversche Landesbank 164. 170. 194
Lorbeer-Massenverbrauch bei den Antisemiten 181
Lueger, Karl, Oberbürgermeister v. Wien u. d. Antisemiten 43 118
— u. d. Anstellung jüd. Beamten 213
— ins Stammbuch, Gedicht 239
— von Prof. Foerster als Abtrünniger denunziert 300,301
— 60. Geburtstag 340—342
— u. die reichsdeutsche Antisemitenpresse 349
— u. der „alte Katechismus" (Mißbrauch des Weihnachtsfestes) 398. 407

M

Mädchenhandel von Odessa u. d. Juden 269
Mädchenraub in Rußland 5,6
„Mandelstamm u. Silberfarb" 78. 111
Marr, Wilhelm antis. Schriftsteller gest. 228
— — u. d. Antisemiten 233,234
— soll ein Denkmal erhalten 246
Märkle u. jüd. Feiertage in Meiningen 413
Marcus, Konrad, Dr., in Straßburg 63,64
Matthias, Ministerialrat 4,5

Seite

May, R. E., in Hamburg über die Militärtauglichkeit der Juden 146—148
Mayer, Geh. Regierungsrat in Mannheim über Lamey 187,188
Medizinische Fakultät in Berlin u. die jüd. Professoren 204
„Mein Freund, der Althändler Kohn," Skizze 183,184
Memminger, Anton, Herausgeber der „N. Bayer. Landesztg." in Würzburg 144
— u. d. Würzburger „Weiber" 171,180
Merten, Lehrer, freisinniger Reichstagskand. u. Abg. 49. 393,394
Milieustudien, antisemitische 242—244, 250—251 258—261, 281—284
Militärische Disqualifikation, „weil er in einem jüd Geschäft als Kaufmann gelernt" 375
Minowski, Oskar, Prof. in Köln 333
Mischehen 13. 34
„Mittelstand", Organ Kröfells in Pyritz, Inseratenschacher 55
Mittelstandspolitik, Mittelstandspartei ꝛc u. Antisemitismus 99,100. 257
— „Mittelstandspolitiker," eine Studie 281—284
— Mittelstandsbewegung u. d. Juden 387,388
— Mittelstandspolitik, von Staatssekretär Graf Posadowsky beleuchtet 401,402
Mitsching, Buchdrucker in Berlin, Pücklers „Geschäftsfreund" 342,343
Moeller, Minister, im Abg.-Hause über Warenhäuser 58
Moltke, Graf, Abg., über Warenhäuser 58
Monarchismus, antis. 27,28. 30. 129,130. 254. 268
Mord in Steegers vor dem Kölner Schwurgericht 19,20
Mosch, Hans v., agitiert in Schlesien 93
— — u. d. Konservativen 102
— hält eine Protestversammlung in Stettin ab 285
Musik, deutsche und jüdische 297,298
Münchener Antisemiten waschen vor Gericht ihre schmutzige Wäsche 135,136
— halten Protestversammlungen gegen die „verjudeten" städtischen Körperschaften ab 292,293
— u. d. bayerischen Landtagswahlen 332

N

Nathan, Sir Matthew, Gouverneur von Hongkong 279
Nationalismus u. Humanität 39
Nationalisten, franz., suchen d. Antisemitismus zu verleugnen 48
„Nationalliberale Korrespondenz" über die Juden in der Ostmark 305,306
Nationalliberale Partei bei der Reichstagsnachwahl in Zschopau-Marienberg 97,98
— — in Dresden u. d. Antisemiten 380,381
Nißler, Pred. in Berlin, gest. 29
Neuhofer, Dr., bayerischer Generalstabsarzt, mit dem Range eines Generalmajors, gest. 278
„Neue Bayer. Landesztg." in Würzburg, über Pückler 346
Neumann, S., Sanitätsrat, veröffentlicht interessantes Material über die Juden im Heere 83—86
— beteiligt sich an d. Generalverf. d. V. z. A. d. A. an der Debatte über d. Juden im Heere 125
— veröffentlicht Dokumente über behördl. Adressierung an die Juden 385
Nietzsche u. der Antisemitismus 366,367

O

Oberlehrer, jüdische, in Preußen 4,5. 12,13
Obrrschlesische Juden, Zentrum u. Polen 301
Oehlmann, Apotheker in Wülfel, und d. Hannoversche Landesbank 193. 208
Oertel, Dr., Chefred., in d. Generalverf. d. Bundes d. Landwirte 51
Oesterreichische Antis. unter sich 38,39. 43. 118. 327
— Affaire Demel in Wien 223
„Deutschnationale" als Förderer der Sozialdemokratie von der „Deutschen Tageszeitung" bezeichnet 308

Seite

Oesterreichisches Justizministerium, Erlaß gegen unwahre und entstellte Zeitungsberichte 61,62
Oldenburg, v., Abg., auf d. Generalversammlung des Bundes d. Landwirte 51
Oppenheim, Hermann, Prof. in Berlin 204
Ostmark, Juden, Deutschtum, Polentum u. Antisemitismus 278. 301. 305,306. 321,322. 343. 389,390. 405,406. 412
Ottolenghi, jüd. General u. Kriegsminister in Italien 358

P

Pallaske, Abg., über jüd. Geschäftsreisende in Rußland 412
Pariser Gemeinderatswahlen, Niederlage d. Antisemiten 165
Pausch, Otto 94—96. 103,104. 111,112. 118,119. 338—340. 346—348
Philanthropin in Frankfurt a. M. 136
Philippson, Martin, Prof. 301,302 332
Philippsthal, Rentier, Ehrenbürger von Wittstock 182
Pius IV., Papst, u. d Juden 301,302
Plakate, antis. (Frankfurt a. M.) 110,111
Plehwe, v, Minister, und die russischen Juden 111. 203
— u. d. Behandl. deutscher Kaufleute jüd. Gl. in Rußland 199,200
— Ermordung 241. 262. 268,269
— wie er den Antisemitismus ins Leben rief 410,411
Polentum s. Ostmark
Polnische Antisemiten in Posen wegen Bel. eines Wreschener jüd. Ratsherrn verurteilt 198
Politische Marodeure 101
Poißel, Sigm. v., Schriftsteller in München wegen antis. Bel. zu 150 M. verurteilt 103
Popper, Siegfried, jüd. General-Schiffbau-Ingenieur in Oesterreich 146
Porges, Heinrich, jüd. Feldmarschall-Leutnant in Oesterreich 168
Posadowsky, Graf, Staatssekretär über d. Mittelstandspolitiker 401,402
Posener Akademie und die Juden 321,322
Präsidentenwahl, amerikanische, u. d. Juden 231. 247
„Praxis der Landschule" in Goslar treibt Antisemitismus 52—54
„Preußische Lehrerztg.," antis. Entgleisung 20,21
Preußentum u. Antisemitismus, in Frankfurt a. M. 102.
Pugliese, Umberto, Hauptmann im italienischen Marine-Ingenieurkorps 406,407
Pückler-Kl.-Tschirne, Graf, Revision gegen d. Urteil vom 6. Okt. 1903 wegen Beleid. d. jüd. Einw. v Glogau verworfen 55
— — spricht am 21. 3. in der Tonhalle in Berlin 92
— auf Weichselmünde 108—110. 115,116
— in Glogau wegen Bel. eines Stationsvorstehers zu 50 M. verurteilt 135. 411
— schimpft in Berlin auf Staatsanwälte, Staatsmänner, Richter, Höflinge, Fürsten 135
— empfiehlt in einer Rede am 11. 4 ein „frisches und fideles Maffakerchen" gegen d. Juden 141
— der „finanzielle Rückhalt" d. „Staatsbürgerztg." 141
— Schilderung einer Pückler-Versammlung 142. 143
— Versammlung am 9. 5. polizeilich aufgelöst 149
— Auflösung der Pückler-Versammlungen 153,154
— Pücklerulkus beleuchtet 163,164
— Pückler-Rhetorik auf der Straße 201
— Pücklerulkus in Versammlungen und Straßen, Rede am 24. 6. 209,210. 226,227
— überwirft sich mit der Staatsbürgerzeitungs-Klique 221, 222. 227,228
— u. d. Königsberger Hochverrats-Prozeß 234
— trägt alle Kennzeichen des Irrsinnigen nach Ansicht eines Irrenarztes 237
— und die deutsche Reformpartei 272

Seite

Pückler-Kl.-Tschirne, Graf, von dem „St. Petersburger Herold" charakterisiert 247
— „manövriert" in seiner Heimat 292
— attackiert Bauern und Arbeiter 327
— Versammlung am 14. 10. in Berlin polizeilich aufgelöst 331
— Flugblätter 342,343. 348
— u. die antisemitische Presse 345,346
— Prozeß gegen den Red. der „Mitteilungen" u. d. Schriftsteller Emil Brandt, Urteil: „geistig nicht normal" 353—355
— wird in Berlin durchgeprügelt 357
— Redeverbot für ihn in Berlin 361,362
— psychologischer Beitrag 375
— spricht in Spandau, in Berlin wird ihm ein Lorbeerkranz überreicht 381
— Beschluß der freis. Volkspartei im Reichstag, eine Interpellation einzubringen 388,389
— hält in Potsdam eine Brandrede 389
— u. Sedlatzek 397
— u. die Behörden in der Umgegend von Berlin 405

R

Raab, Abg., Reichstagskand. 11. 49,50. 66—69
— und die Hamb. Bürgerschaft 42. 50
— antisemitisches Universalgenie 292
Rassenschwindel und amtliche Zahlen 34
— Fortschrittsfähigkeit d. Menschenrassen 190—192
— Rassenantisemitismus 126. 194,195
— Deutsch-völkischer Wahnsinn 213
— Anthropologie u. Antisemitismus 217—219
— „Zur Klärung des Rassenbegriffs" von Th. Fritsch 266. 293
— Mängel der germanischen Rasse 277,278
— Rassenphilosophen 356,357
Rechtsanwalt, Notar, jüd. 266,267. 397,398
„Reichsdote" über „Christenverfolgung" 11
— tadelt Stöcker wegen seines Eintretens für einen klerikalen Reichstagskand. 171
— über Pückler 345
Reichtum, jüd. 40
Reinbacher, Justizrat, Verteidiger im Pückler-Prozeß 353—355
Religiöses Empfinden u. Politik, beleuchtet von Oberst Graf York von Wartenburg 287
Religionsunterricht, christl., u. Judentum 25,26
„Renommierjude", eine Satire auf das Los der Juden in Rußland 269
Reventlow, Graf, Abg., agitiert für d. Nachwahl in Eschwege 49,50
— auf der Generalversammlung d. Bundes d. Landwirte 51
— greift im Reichstage die „verjudete Regierung" an 140,141
— spricht in einer Versammlung d. V. d. L. in Magdeburg 180
Revolution u. Juden 273,274
Richthofen, Frhr., v., Staatssekretär, über die Behandlung deutscher Geschäftsreisender jüd. Glaubens in Rußland 133 140
Richter, jüd. 35,36. 94. 246. 278,279. 366
— Verurteilung in Eichstätt wegen Bel eines j. M. 182
— Stellung der Zentrumspartei 318
Rickert, Heinrich 404,405. 412
Ritualmord, Schrift d. Dr. Frank 45
— Theaterstück, in einer Mädchenschule in Verona aufgeführt, Schule deshalb geschlossen 71. 285, 286
— u. Sittlichkeitsverbrechen in Andery 103
— „Künstlerpostkarte" von Osterrieder in München, strafrechtlich verfolgt 118. 136. 149
— antis. Exzesse in Lompalanka (Bulgarien) 118
— vom Prof. Sikorski in Kiew geleugnet 200
— in Rixdorf 214,215
— von Prof. Albrecht in Oldenburg verurteilt 268
Römisches Kaiserreich, Judenfrage 71,72
Roosevelt, Präsident, u. d. Juden 300. 369. 392
Rosenthal, Dr., Oberstabsarzt a. D. in Magdeburg beteiligt sich in d. Generalversammlung d. V. z. A. d. A. an der Debatte über d. Juden im Heere 125
sein Wirken in Magdeburg 365,366

Seite

Rothschild, Zehnmillionenstiftung und d. Antisemiten 222
Roßmäßler, Emil Adolf 136
Rumänien, Judenfrage ꝛc. 5. 31. 319,320. 383
— jüd. Auswanderer 269,270
— Wucher 359,360
Runze, Walter 31,32. 206,207
Rußland, Antisemitismus, Juden, Judenfrage, Judenreformgesetze ꝛc. 21,22. 62,63. 94. 111. 199,200. 220,221. 234,235. 235—237. 247. 255. 262,263. 266,267. 268,269. 277. 289,290. 306,307. 335,336. 344. 351,352, 359. 363—365. 383,384. 391,392. 410,411. 414
Russisch-japanischer Krieg u. d. Juden 62. 65,66. 223,224. 227. 234,235. 306,307. 319
— u. jüd. Aerzte 65. 80.
— u jüd. Hochfinanz 66. 306,307
— u. „Judenpresse" 65,66. 306,307
— u. d. Wiener Antisemiten 77
— u. d. antis. Rassentheoretiker 198,199.

S

„Sachsenschau" in Magedburg, Gesinnungsroheit 189
— über „hochfeine Pleiten", keine jüdischen 205
— über Pückler 346
Samossa, Erzbischof von Eger u. d. Juden 309
Sänger, Prof. u. Senator in Warschau, über d. Judenfrage im alten Rom 71,72
Sedlatzek, Karl, Herausgeber d. „deutschen Generalanzeiger", antisemitischer Schmock 156. 227
— u. Pückler 397
See, jüd. französischer General 192
Semper, Georg 126,127
Semrau, Lehrer in Posen, des Antis verdächtigt 20,21
Senator, H., Prof., 70. Geburtstag 390,391
Shylock, eine Ehrenrettung 377,378
Schachspieler, jüdische 234
Schächten u. kommunale Schlachthäuser 333
Scheicher, Prälat, Antis. 5
Schiffahrts-Gesellschaften, deutsche, u. d. russ. Auswanderer 350
Schleiermacher u. Spinoza 249,250
„Schlesische Morgenztg.", antisemitische Taktlosigkeit 268
„Schlesische Ztg." fälscht nach antisemitischer Art 267. 299,300
Schneider, Ernst, antis. Abg. über Kaiser Franz Joseph 30
Schönerer, Abg., und Kaiser Franz Josef 254. 268
Schönstedt, Justizminister, sein System 35,36. 45
— wird von Antis. gepriesen 43
Schrader, Abg., im Reichstag gegen Liebermann von Sonnenberg 402,403
Schule, Lehrer u. Antisemitismus 21,22 52—54. 59
— Anteil der Konfessionen an d. Besuch der höheren Schulen 238
— jüd. Religionsunterricht u. d. Magistrat von Stettin u. d. Antisemiten 285
— Simultanschulen und Juden 263. 333. 338—340. 346—348
— Schulvorstand und Juden 5
Schumann, Direktor u. d. Hannoversche Landesbank 193,194
Schweitzer, Eduard Ritter v., jüd. Generalmajor in Oesterreich 142. 146. 198
Schwerin, Graf, Minister, über Juden als Beamte 36
Sidirische Goldminen und Juden 14
Sikorski, Prof. in Kiew, gegen den Ritualmord 200
Simchowitz, Dr., Dramaturg in Köln 21
Simon, A. M., Konsul in Hannover, über Stöcker und Waldersee 54
Sittlichkeitskongreß in Köln und die Juden 327,328
Sittlichkeitsverein in Dresden und die Juden 205
Sklavenbefreier, der erste, ein Jude auf Jamaika 307,308
Sklavenseelen, Nachwirkungen des Ghetto 177,178
Skowronnek, Fritz 150—152. 158—160. 166—168
Soldaten, jüdische, Juden im Heere, Verhandlung i. d. Generalverf. d. V. z. A. d. A. 121.—126

Seite

Soldaten, Juden im Heere, im Reichstag 75—77. 81—86
— Fall Feige-Breslau 83
— Militärtauglichkeit d. Juden 146—148. 154,155
— Moses Bier 156,157
— Unteroffizier-Vorschulen bezw. Schulen 228, 229
— jüd. Unteroffiziere 257,258. 301. 358
— Stabsarzt Dr. Lachmann erbittet s. Abschied 329,330
— Erfahrungen eines jüd. Vizefeldwebels in Regensburg 293,294
— Erfahrungen eines Reserveoffiziers-Aspiranten 350,351
— tolerant behandelt in Dieuze 102,103
— in Mainz 39
— in Düsseldorf 46
— Leutnant Bendix in Südwestafrika gefallen 91. 229
— beurteilt von Minister Hardenberg 76,77
— beurteilt v. Oberstleutnant v. Wartenberg
— jüd. Offiziere, beurteilt v. Herzog v. Wellington 77
— — die Tapferkeit eines jüd Soldaten vor Paris in der „Preuß. Lehrerztg." berichtet 91,92
— auf dem Schlachtfelde 229
— auf Posten vor dem Feinde 143,144
— in Bayern 278
— — ein jüd. Korvetten-Kapitän (österreichische Korvette „Erzherzog Friedrich") im Jahre 1866 91
— in Oesterreich 142. 146. 168. 301
— in Italien 358. 406,407
— in Frankreich 14. 142. 168. 398,399
— in Rußland 174,175. 306. 307
— im russisch-japan. Krieg 65,66. 319
— im Burenkrieg 12
— in Amerika 29. 287
Sommer, Oberlandesgerichtsrat in Kassel 35. 45
„Sommerabend im Judengäßchen", Skizze 31,32
Sonnenthal, Adolf v., 70. Geburtstag 413,414
Sozialistischer Arbeiterkongreß in Amsterdam und die Juden 273,274
Spanien, Juden 309,310. 415,416
Späth, Dr., Bezirksarzt in Ebern über d. Konitzer Mord 46,47
„Spätherbst", Skizze 367,368
Spinoza u. Schleiermacher 249,250
Spitz, Erich 2,3
„Staatsbürgerzeitung" über Rußl. 12 29
— Judenriecherei 60,61. 198
— u. Mammonismus 69,70
— auf dem Lehrersang 92,93
— erblickt in d. Nichtbegnadigung Bruhns durch d. Kaiser eine Zurückweisung d. nationalen Parteien 129,130
— schimpft auf die Konkursmassen-Ausverkäufe, nimmt aber ihre Inserate auf 164
— über die Ermordung des Ministers v. Plehwe 241
— Wechsel in d. Redaktion 254
— moralischer Tiefstand 343,344
— schmäht Rickert 412
Stadtverordnetenwahlen in Berlin 380
— in Dresden 380,381, 390
— in Posen 389,390
— in Frankfurt a. M. 390
— in Schloppe 413
— in Briesen (Westpr.) 413
„Statistisches z. modernen Judenfroge", beleuchtet 40
Stand, Hermann, Justizrat, hervorragender Jurist gest. 293
Steckbrief, besonderes Kennzeichen: Jude 388
Stein, Adolf, u. Abg. v. Gerlach 27
Steindach, Emil, Dr., zum ersten Präsidenten des obersten Gerichtshofes in Oesterreich ernannt 278,279
Stöcker, Phöniznatur 27
— u. Graf Waldersee 54. 87
— u. d. Altgermanentum 54
— in seinem „Volk" beweihräuchert 86
— u. Krösell 86

Seite

Stöcker u. Goethe 88
— wegen seines Eintretens für den klerikalen Reichstagskand. in Straßburg-Land v. d. ev. Kirchenbehörden in Elsaß-Lothringen boykottiert 163. 180. 237
— vom „Reichsboten" getadelt 171
— beurteilt vom Minister Bosse 205,206
— rühmt die Tapferkeit eines jüd. Reserve-Leutnants 285
— auf dem christlich sozialen Parteitag 314,315
— über die Russen 314
Stransky, Max, Dr. 399,400
Strauch, Prof. in Heidelberg, u. d. Antisemitismus 350
Studentenschaft und Antisemitismus 29. 59,60. 196,197. 202,203. 229
Suttner, Bertha v. 178,179
Swiatopolk-Mirski, Fürst, russ. Minister des Innern 306,307

T

Technischer Kongreß in Petersburg wies einen Hauptanstifter der Kischinewer Greuel aus, wird polizeilich geschlossen 47,48
Toleranz, religiöse, in Sacramento 6
— auf der Provinzial-Lehrerverf. in Kulm Wpr. 59
— bei dem 136. Regiment in Dieuze 102,103
Tolstoj, Leo, über Mädchenraub in Rußl. 5,6
Trarieux, Senator, früherer Justizminister, Vorkämpfer in der Dreyfusbewegung, gest. 87
Treutner, Oberlehrer in Otterndorf 172,173. 234
— über Viertelantisemitismus 356
— über die Cuxhavener Antisemiten 374. 397
Triesch, Frl., Schausp. 21
Tugan-Baranowski, russ.-nat. Oekonom 21,22
Turnerschaft, deutsche, u. Antisemitismus, deutsch. Turntag in Berlin 100, 101. 106—108. 116,117
— Kreisturntag des 15. Turnvereins in Wien beschließt s. Austr. aus d. deutschen Turnerschaft 309
— deutsch-völkische Turnvereine in Böhmen werden von dem Turnrat des reichsdeutschen Riesengebirgsgaues derb abgefertigt 222
— jüd. Turnverein in Hannover 195,196
— jüd. Turnverein in Köln, Existenzberechtigung 317,318. 333

U

„Ueber Wahngebilde im Völkerleben", von Dr Max Stransky 399,400. 408
„Ulk", Witzblatt, gehässig gegen Katholizismus 145,146
Ungarn „verjudet" 263
„Unser Doktor", Skizze von Otto Pautsch-Berlin 94—96. 103,104. 111,112. 118,119
„Unter jüdischen Bettlern", Skizze 207,208
Unteroffizier-Vorschulen bezw. Schulen, Eintritt von Juden 228,229. 263
Unteroffiziere, jüd. 257,258. 358
Uruffow, Gouverneur von Bessarabien über die Juden 344. 391,392
Ury, Lesser, Maler 338

V

Valabreque, jüd. Oberst, Kabinettschef des französischen Kriegsministeriums 168
Verband Deutscher Juden 136
„Verdummeltes Genie", eine Studie 258—261
Vergani, Ernst, als Rassenantisemit vor Gericht 149
Verein z. A. d. A., Vorstandssitzung in Frankfurt a. M. 36
— Frankfurter Bureau über die Nachwahl in Eschwege 81
— Generalversammlung 121—126
— Verzeichnis der kooptierten Vorstandsmitglieder 225,226
Verein Deutscher Studenten in Berlin, Reichskommers, Kampf gegen d. Judentum 29
— sein Antisemitismus von Dr. Küster beleuchtet 59,60
Verein deutschnationaler Juden entschlummert 104
Viebig, Clara, Roman „Das schlafende Heer" 114
Vielehe u. Juden 357
Viertelantisemitismus 356

Seite

„Volk", Stöckersches Blatt in Siegen, erhält jüd. Druckaufträge 120
„Vorrechte" der Juden 33,34

W

Wagner, Richard, als Jude 297,298
Wagnerverein in Berlin u. das Judentum in der Musik 214
Wahl in Schaumburg-Lippe 237. 253,254. 267, 268
— in Jerichow 386. 393,394
— in Eschwege-Schmalkalden 11. 17,18. 37. 44, 49,50. 57,58. 66 69. 73—75. 81
— in Zschopau-Marienberg 92. 97,98. 110
— in Frankfurt o. O. 155
Walbersee, Graf, und Goldberger 28
— u Stöcker 54. 87
— kein Antisemit 78
Walther, E. J., in Oberraden gegen d. Antisem. 45
Warenhäuser, Juden u. Antis. 58,59. 263
Wartenberg, Karl von, Oberstleutnant a. D., über jüd. Soldaten 257,258
Weigert, Karl, Prof. in Frankfurt a. M., gest. 373,374
Weil, Bruno, in Straßburg, über die antis. Bewegung 370—373
Weihnachten von den Antisemiten mißbraucht 12
Weihnachtsflugblatt, antis., Red. Hübbe verurteilt 222
Wehrsteuer u. d. Juden 386,387
Wellington, Herzog von, über jüd Offiziere 77
Wendorff, Landesökonomierat, über d. Bedeutung des Judentums in der Provinz Posen 278
Wenng, Antisemitenführer in München 135,136. 292,293
Wetzlar-Altenkirchen, Reichstagswahlkreis, Zankapfel zwischen Konservativen, Antisemiten u. Christlichsozialen 331,332
Wilberg, Joh., antis. Agitator u. Red., über die antis. Gaukler, Schaumschläger 2c. 248
— wandlungsfähig 343
Wilmersdörffer, Max, Ritter von, in München, gest. 13,14
Wiek, Generalag. in Magdeburg, antis. Agitat. 28,29, 37
Wilhelm II., Kaiser, u. die Antisemit. 129,130, 261
Winter, Dr., Kgl. Archivdirektor in Osnabrück, referiert in d. Generalverf. d. V. z. A. d. A. über die Juden im Heere 122,123
— in den Vorstand d. V. z. A. d. A. wiedergewählt 126
Winterstein, Dr., in Kassel, alldeutscher Chauvinist 44
„Winter-Antisemiten" 230
Wolf, Kart, österreichischer Abg., s. Ehe geschieden 87
— Simon, jüd. Staatsmann in den Vereinigten Staaten (Baltimore) 94
Wolff-Lissa, Abg., über die Behandlung jüd. Geschäftsreisender in Rußland 412
Wohlfarth, Rechtsanwalt, antis. Kandidat in Jerichow 386
Wohltätigkeitssinn der Juden gegenüber den christlichen Mitbürgern (Frankfurt o. M., Hamburg, Leipzig, Stuttgart, Wiesbaden) 162,163
Wucher in Rumänien 359,360

Y

York von Wartenburg, Graf, Oberst, über religiöses Empfinden und Politik 287

Z

Zeitglossen, satirische, aus d. „Notion" 6—8, 39,40
Zelle, Stabsarzt a. D., über d. Konitzer Mord 141,142
Zeller, Philosoph, über Nationalismus u. Humanität 39
„Zellenantisemitismus" 254. 264. 274,275
Zimmermann, Oswald, im Reichstagswahlkreise Zschopau-Marienberg gewählt 97,98
— segelt unter falscher Flagge 222
— zum 1. Vorsitzenden der deutschen Reformpartei gewählt 299
— im Reichstage gegen die Juden 394,395
Zühlsdorff, Antisemit in Goslar 52—54

# Orts-Regiſter.


**A**

Altona 347
Amberg 103
Amſterdam 273,274

**B**

Baltimore 94
Bonſin 264. 279
Berlin 29. 11. 86. 92. 100,101. 106—108. 135. 141. 119. 204. 214. 237. 326. 331. 357. 361,362. 366. 380. 381
Beuthen 347
Binz 240. 279
Borkum 279
Bozen 39. 279
Brandenburg 84
Braunloge 279
Breslau 83. 93. 406. 412,413
Brieg 4,5
Briesen (Weſtpr.) 59. 413
Brünn 231
Budapeſt 299
Bütow 406

**C**

Charlottenburg 173
Chiemſee 279
Cuxhaven 158. 172,173. 279. 374. 397
Czernowitz 30

**D**

Demmin 84
Dleuze 102,103
Dortmund 347
Dresden 205. 298,299. 380,381. 390
Dülmen 318
Düſſeldorf 46

**E**

Ebern 46,47
Ebbs und Gut am Inn 279
Eger 309
Eichſtätt 182
Einöd 279
Eſſen 46

**F**

Forbach 13
Frankfurt a. M. 36. 46. 102. 110,111. 126. 136. 162,163. 314,315. 350,351. 373,374. 390. 413
Frankfurt a. O. 253
Friedrichſtadt 333
Fürſtenblick bei Tromboch 279

**G**

Garmiſch 270. 279
Geiſenſtein 279
Gehlberger Tanne b. Oberhof 279
Glogau 135
Goslar 52—54
Gotha 157
Graal d. Rügen 279

**H**

Halle a. S. 55
Homburg 146. 162,163. 410
Hannover 54. 195,196
Herzberg (am Harz) 279
Heidelberg 350
Heiligenhafen 279
Homel 351,352. 384. 407,408, 414,415

**I**

Jaffy 30
Innsbruck 39. 279
Inowrozlaw 84
Johannesburg (Transvaal) 4. 249
Jülich 230
Juiſt 279

**K**

Karlsbad 190. 279
Kaſſel 28. 35. 44,45. 135
Kattowitz 11,12
Kieferfelden o. Inn 279
Kiel 233,234
Kiew 200. 263
Kiſſingen 279
Kitzbühel 279
Klauſen 279
Köln 21. 39. 286 317,318. 327. 333. 347. 375
Königsberg 186,187. 198
Königsfeld i. Schwarzwald 279
Königshofen 45
Konitz 262,263. 397
Köslin 164
Kufſtein 279
Kulm, Weſtpr. 59

**L**

Lokolk auf Röm 279
Langhampfen 279
Leipzig 162,163
Ligau b. Dresden 279
Linz 382
Liſſabon 254
Lompolonko 118

**M**

Magdeburg 28,29. 125. 180. 365,366
Mainz 39
Mannheim 187,188
Meiningen 173
Metlisalp (Berner Oberland) 279
Mezzolombardo 279
Montavon 279
Mühlenthal 279
Müllheim in Baden 279
München 13,14. 103. 117,118. 136. 149. 292,293
Münder 294
Münſter 357,358
Münchweiler 279
Müritz 279

**N**

Neukuhren 271
Neuſtettin 84
Nürnberg 29,30. 410

**O**

Oberbozen 279
Oberraden 45
Oberaudorf o. Inn 279
Oberweiler 279
Odeſſo 269
Oels 93. 102
Oldenburg 268. 276
Osnabrück 122,123
Otterndorf 172,173. 234

**P**

Paris 14
Philadelphia 29
Petersburg 47,48
Port-au-Prince 268
Poſen 20,21. 198. 321,322. 389,390. 397,398. 412
Potsdam 389
Prag 271,272. 279
Pyritz 55
Pyrmont 279

**R**

Regensburg 293,294
Reichenberg (Böhmen) 223
Rensch d. Bozen 279
Rixdorf 214,215
Roſenweiler 309
Roſtock 328. 360
Rupolding in Oberbayern 279

**S**

Storgord (Pommern) 133—135
St. Blaſien 279
St. Johann d. Heiden 279
Steegers 19,20
Stettin 285. 300,301
Straßburg 63,64. 223. 350,351.
Stuttgart 162,163
Saarburg 13
Sacramento 6
Salzdrunn i. Schleſ. 279
Schärding o. Inn 279
Schierke (Harz) 279
Schlierſee 264
Schloppe 413
Sellin 279
Sermione a. Gardaſee 279
Siegen 120
Smſelo 324—326
Spandau 381
Swinemünde 158. 190. 279

**T**

Todorz (Großtodorz und Kleintodorz) in Thüringen 279
Teſchen 230
Thierſee 279
Travemünde 279

**U**

Uhnow 382,383
Unterriß (Bayern) 279

**V**

Verona 71. 285,286
Vilm, Inſel im Rügenſchen Bodden 279
Voldesdad bei Hall in Tirol 279

**W**

Walchſee 279
Warſchau 47. 71,72
Weener 366
Weichſelmünde 108—110. 115,116.
Weimar 40
Wenningſtedt auf Sylt 279
Weſterland auf Sylt 279
Wien 30. 43 117,118. 174. 223. 306
Wiesbaden 172,173
Wiſſek 230
Wittſtock 182
Wildbad im Schwarzwald 279
Wülfel 193. 208
Würzburg 144
Wildbihl (Tirol) 279

**Z**

Zellerfeld im Harz 279
Zinnowitz 279
Zürich 309

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 1. Berlin, 6. Januar 1904. 14. Jahrgang.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Zum neuen Jahre.

Auch im verflossenen Jahre hat die antisemitische Bewegung in ihren verschiedenen Formen sich bemerkbar gemacht.

Der politische Antisemitismus hatte seine Feuerprobe zu bestehen. Bei den Wahlen, insbesondere den Reichstagswahlen, hofften seine Anhänger auf eine beträchtliche Vermehrung der parlamentarischen Mandate, die aber nicht eintrat. Es gelang den Antisemiten nicht einmal, ihren Besitzstand zu behaupten. Und das ist eine Thatsache, die nicht unterschätzt werden darf. Ein Wahlsieg würde ihr Prestige erhöht, ihre Werbekraft bei den Massen gesteigert, ihrer Agitation eine wirksame Unterstützung gewährt haben. Das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht hat sie aber in Stich gelassen.

Inzwischen sucht man auf andere Weise sich „Ansehen" zu verschaffen. Die eine Gruppe hat ihre Firma geändert, die andere sich durch einen Anschluß an verwandte Elemente im Reichstag „aufgefrischt."

Im Lande ist die Brunnenvergiftung fortgesetzt worden. Verschwindet einer der traurigen Helden von der Bildfläche, so taucht eine andere Gestalt auf, um früher oder später sich einen „Namen" zu machen. Dieses Handwerk nährt noch immer seinen Mann.

Der Radauantisemitismus würde sich nicht so lange gehalten haben, hätte er nicht in dem sogenannten Salonantisemitismus und in dem Judenhaß des Junkerthums einen wirksamen Bundesgenossen gefunden.

Auch in dem hinter uns liegenden Jahre haben die leitenden Organe der Konservativen und des Bundes der Landwirthe häufig eine Sprache geführt, deren sich die gehässigsten „reinen" Antisemitenblätter nicht zu schämen brauchen. Wir haben es längst aufgegeben, einen erheblichen Unterschied zwischen Rassen- und anderem Antisemitismus zu machen. Ihre Vertreter kämpfen in der Hauptsache mit den gleichen Waffen.

Zahlreiche Beispiele des krassesten Antisemitismus in dem gesellschaftlichen Leben, im Geschäftsleben, in Beamten- und akademischen, wie in kirchlichen Kreisen ꝛc. ꝛc. waren auch im Jahre 1903 zu verzeichnen.

Nichts aber war uns peinlicher, als zeigen zu müssen, wie Regierungen und Behörden dem verkappten Antisemitismus huldigten, indem sie die verfassungsmäßig verbürgte Gleichberechtigung der Juden in der Praxis verneinten. Es gereichte uns zur Genugthung, wenn wir in der Lage waren, erfreuliche Ausnahmen zu registriren.

Was das Ausland betrifft, so beschränken wir uns darauf, hervorzuheben, daß die Herrschaft der Antisemiten in Wien und Niederösterreich — wir erinnern nur an die brutalen Angriffe auf die Wissenschaft — klägliche Resultate gezeitigt hat, daß man in Frankreich sich anschickt, die Dreyfus-Affaire aus der Welt zu schaffen und daß die Greuel von Kischinew eine Frucht der antisemitischen Hetze darstellen, wie sie am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht der extremste Pessimismus für möglich gehalten hätte. Der Fall Kischinew ist unter den Flecken, wie sie der moderne Judenhaß in so großer Zahl aufzuweisen hat, der dunkelste, zugleich aber ein Denkmal der Schande für die Staatsgewalt, welche das Blutbad als ein Ventil für die eigene Mißwirthschaft dulden zu sollen glaubte.

Wenn unsere Antisemiten sich nicht scheuen, selbst diese Unthat zu rechtfertigen bezw. zu demänteln, so ersehen wir daraus zur Genüge, welche Gefahren nach wie vor nicht blos den jüdischen Mitbürgern, sondern der Wohlfahrt unseres deutschen Vaterlandes, der moralischen Gesundheit seiner Bevölkerung von antisemitischer Seite drohen. Deshalb ist es eine patriotische Pflicht, an der Abwehr solcher verwerflicher Bestrebungen sich nachdrücklichst zu betheiligen.

Eine ganze Reihe von Kundgebungen der Zustimmung gerade aus letzter Zeit bestärken uns in der Zuversicht, daß die Saat, die wir ausstreuen, namentlich in führenden Kreisen, in den Kreisen der Intelligenz auf fruchtbaren Boden fällt. Es sind uns Anregungen mancher Art von christlicher und jüdischer Seite geworden, die wir mit Dank verwerthet haben. Doch ist eine noch regere Propaganda für die Zwecke und Ziele unseres Vereins, wozu wir auch eine eifrige

Mitarbeit an unserem Organ rechnen, aufs Sehnlichste zu wünschen. Nur eine ununterbrochene Thätigkeit kann allmählich eine Wandlung zum Besseren herbeiführen.

Mögen unsere Freunde im neuen Jahre dessen eingedenk sein. Darum mit Muth und Vertrauen an die Arbeit!

## Antisemitische Idealjustiz.

Zwei antisemitische Hauptmatadore sitzen im Gefängniß, weil sie die deutschen Richter beschimpft haben, die nicht der antisemitischen Idealjustiz entsprechen. Daß man in Frankreich sich anschickt, einem von der ganzen zivilisirten Welt und jetzt auch von dem größten Theil der französischen Nation als unschuldig anerkannten Manne endlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist der „Staatsbürgerztg." nur eine Komödie. Natürlich werden nach antisemitischer Weisheit das französische Kabinet, der Kassationshof und eventuell auch das neue Kriegsgericht mit Judengeld bestochen. Denn noch existirt das Dreyfus-Syndikat, das über hundert und etliche Millionen Mark zur Rehabilitirung des jüdischen Ex-Kapitäns verfügt, in der — Phantasie oder Verlogenheit der Antisemiten. Aber wenn es auch in Deutschland und Frankreich keine gerechten Richter giebt, noch ist die Justiz nicht verloren, sie blüht und gedeiht seit dem Ausgange des Kischinewer Prozesses nach antisemitischer Auffassung in — Rußland.

Da giebt es noch weise Daniele. Zwar zu Beginn des Prozesses zweifelten die Antisemiten sogar an der russischen Justiz. Seitdem aber Mörder, Räuber und Frauenschänder zu verhältnißmäßig geringen Strafen verurtheilt, die eigentlich Schuldigen aber nicht auf die Anklagebank gesetzt worden sind, ja im Gerichtssaale nicht einmal genannt werden durften, da il y a des juges en Russie. Zwar nennt die ganze Welt den Kischinewer Prozeß eine Justizkomödie; die „Staatsbürgerztg." thut das nicht, für sie ist die Revision des Dreyfusprozesses, die alle Welt Justiz nennt, die reine Komödie. Anders als in anderen Köpfen malt sich in antisemitischen die Welt, — würden wir gesagt haben, wenn wir nicht annehmen müßten, daß gewisse Antisemiten selbst nicht glauben, was sie ihren Lesern mit imponirender Unverfrorenheit als Lesefutter vorsetzen. Sollten wir uns aber täuschen, sollte die „Staatsbürgerztg." wirklich überzeugt sein, daß die russische Justiz einwandfrei sei, dann könnte sie brillante Geschäfte machen. Hunderte deutscher Kaufleute, die Forderungen an Kunden in Rußland haben, glauben nicht an eine Idealjustiz im christlichen Lande des Bakschisch, und verkaufen daher diese Forderungen als „dubios" oder voraussichtlich uneinkassirbar, für ein Spottgeld. Die „Staatsbürgerztg." könnte da leicht ihre Tasche bezw. die antisemitische Kriegskasse füllen, wenn es in Rußland wirklich eine gute Justiz giebt. Wir freilich halten es für wahrscheinlicher, daß die „Staatsbürgerztg." in kurzer Zeit schon kein Geld haben würde, auch die billigsten deutschen Forderungen an russische Schuldner zu kaufen.

Uebrigens gefällt der „Staatsbürgerztg." und anderen antisemitischen Blättern, wie wir schon einmal, nämlich in Nr. 40 des vorigen Jahrgangs mitgetheilt haben, auch die russische Regierung ausnehmend gut. Wir empfahlen damals den antisemitischen Redakteuren, die — nach Kischinew — des Zaren Regierung als „musterhaft für das Verhalten der höchsten Behörden gegenüber dem Judenthum" bezeichneten, sich in Rußland niederzulassen, um die Segnungen des „musterhaften" Zarenregiments voll und ganz zu genießen. Vielleicht thun sie es jetzt, nachdem sie auch die großartige Entdeckung gemacht haben, daß es in Rußland eine vorzügliche Justiz giebt.

## Absonderung und Abstoßung.

Ein letztes Wort zur Klärung!

Herr C. hat aus meinen Ausführungen in Nr. 50 des vorigen Jahrganges sehr mit Recht deduzirt, daß ich zwar dem deutschen Juden, der im Deutschen Reiche volle Gleichberechtigung genießen will, das Recht zur Hegung und Bethätigung jüdischnationaler oder zionistischer Gesinnung absspreche, daß ich aber z. B. hinsichtlich der russischen und österreichischen Juden zu ganz anderen Schlüssen kommen muß. Warum sollte ich auch vor diesem Ergebniß zurückschrecken? Ist es mir doch nie eingefallen, die These aufzustellen, daß es eine jüdische Nationalität ganz und gar nicht mehr gebe: ich habe mich nur mit aller Entschiedenheit dagegen gewehrt, daß wir deutschen Juden einer Volksgemeinschaft, mit der uns herzlich wenig verbindet, ohne weiteres zugerechnet werden. Darin liegt absolut kein Zugeständniß gegenüber dem Gedankenkreis des Herrn C. Denn so wenig es uns einfallen kann, die Existenz einer französischen Nationalität zu leugnen, so wenig werden wir uns doch zu der Behauptung versteigen dürfen, die Nachkommen der Hugenottenflüchtlinge, die nach dem Edikt von Nantes einst in Brandenburg-Preußen ein neues Vaterland gefunden haben, gehörten heute noch zur „grande nation". Wie jene, so sind auch wir dem Volke, das einst das unsere war — und dem zu entstammen ich stolz und froh bin — fremd geworden, wie jene gehören auch wir der deutschen und nur der deutschen Nation an.

Ich habe weiter nicht behauptet, daß die deutschen Juden, die einer jüdischnationalen Gesinnung huldigen, „pflichtwidrig" handeln. So bösartig bin ich garnicht, und nur eine gefährliche Buchstabeninterpretation kann das aus meinen früheren Worten herauslesen. Ich habe vielmehr lediglich dargelegt, daß die Anhänger des jüdischnationalen Gedankens sich selbst, zu ihrem eigenen Schaden, des Rechtes begeben, über ungerechte Zurücksetzung im deutschen Nationalstaat zu klagen, und ich habe meinem Bedauern und meiner Empörung darüber Ausdruck verliehen, daß wir deutschfühlenden Juden dieses für unseren Gaumen wenig schmackhafte Supplein, das uns jene eingebrockt haben, mit auslöffen müssen.

Wenn Herr C. ferner „aus der Thatsache, daß es eine amerikanische Nationalität nicht giebt", den Schluß zieht, „daß eben das Staatsbürgerthum mit Nationalität nichts zu thun hat", so erscheint mir diese Folgerung einigermaßen verblüffend. Der alte Unterschied zwischen Nationalstaaten und national gemischten Staaten existirt also mit einem Male nicht mehr? Und unser Bruderstaat Oesterreich, von dem man bisher annahm, daß er sich infolge seiner nationalen Zerrissenheit langsam verblute, geht nicht mehr seinem Verfalle entgegen? Wahrlich, eine erfreuliche Perspektive — wenn sie nur richtig wäre! Aber die Thatsachen reden demgegenüber eine nur zu deutliche Sprache. Sie zeigen uns in aller Herren Ländern eine tiefgehende nationalistische Bewegung, als deren letztes Ziel sich gerade die praktische Gleichsetzung von Nationalität und Staatsbürgerthum darstellt. Nirgends kommt ja dies Streben deutlicher und markanter zum Ausdruck als — im Zionismus, dem Herr C. so ausgesprochen freundlich gesinnt ist.

Auch in anderer Hinsicht hat es mich seltsam berührt, daß gerade Herr C. jede innere Beziehung zwischen Staatsbürgerthum und Nationalität rundweg leugnet, Herr C., der doch in Nr. 38 des vorigen Jahrganges so schön und richtig schrieb: „Die deutschen Juden aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten es gut, da sie in der deutschen Einheit und der Freiheit sozusagen fertige Ideale vorfanden." — Wohlgemerkt: in der deutschen Einheit! Was aber war das Ideal der „deutschen Einheit" anders als das Streben

nach Schaffung eines Nationalstaates, desjenigen Nationalstaates, den wir nun gottlob haben und dem Natianaljuden und Zionisten sich jetzt innerlich abzukehren beginnen.

Aber freilich: nach Herrn C. besteht ja gar kein Konflikt zwischen Zionismus und deutschem Staatsbürgerthum. Ich will diese Behauptung einmal als richtig zugeben (wiewohl ich vom Gegentheil so ziemlich überzeugt bin!); was hat dann Herr C. für seine Beweisführung gewonnen? Wahrlich nicht viel! Denn wenn sich auch unter diesem Gesichtspunkt der Zionismus nicht mehr als eine akute Gegenwartsgefahr darstellen würde, so gewänne doch gerade nach Herrn C. alles sofort ein anderes Gesicht mit dem Augenblick, in dem die Verwirklichung des heute noch „vagen Sehnens" der Zionisten beginnen würde. Dann müßte doch nach Herrn C. der Konflikt zwischen deutschem Staatsbürgerthum und jüdischer Nationalität ebenso in Erscheinung treten, wie er nach seiner Ansicht bezüglich der Deutschen in Oesterreich oder Amerika besteht. Sollen wir das ruhig abwarten? Ich denke: nein! — der kluge Mann baut vor!

Und nun das letzte Argument meines verehrten Gegners: man könne das Nationalgefühl nicht, wie ich ich dies gethan, mit der individuellen Liebe, weit eher mit der Kindesliebe vergleichen. Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, — ist aber doch nicht haltbar. Wohl kann ich meinen Eltern beiden die gleiche Liebe entgegenbringen; aber meine Eltern sind eben selbst eins, sind durch die engsten Bande der Liebe miteinander verknüpft; die Liebe für den einen Theil bedingt geradezu die für den anderen. — Wie anders, wie grausam anders aber gestaltet sich dies für ein Kind, das seine Eltern in Entzweiung und innerlicher Entfremdung, ja vielleicht in gegenseitiger Feindschaft neben einander hergehen sieht, das womöglich gar erleben muß, wie das Band der Ehe zwischen den ihm nach Naturgesetz Nächststehenden gelöst wird. Hängt es dann noch mit gleicher Liebe an beiden Eltern, dann müssen furchtbare Leiden, tiefste seelische Zerrissenheit sein Inneres durchwühlen und sein Leben trostlos und freudeleer gestalten; in der Regel aber wird wohl die Hinneigung zu einem Elterntheil überwiegen, wird dieser bestimmenden Einfluß auf Geist und Gemüth des Kindes gewinnen.

Ein gleiches ist's nun auch mit uns deutschen Juden. Deutsche und jüdische Natianalität stehen einander — das dürfte kaum bestritten werden — wenig freundlich gegenüber, — keinesfalls wird man einen eheähnlichen Zustand zwischen beiden annehmen können! Wenn wir also den herbsten seelischen Konflikten aus dem Wege gehen wollen, müssen wir — selbstverständlich unbeschadet unserer Glaubenstreue! — zwischen deutscher und jüdischer Nationalität wählen, und mir wird diese Wahl wahrlich nicht schwer; denn mein Inneres drängt mich übergewaltig zum Deutschthum hin!

Wir sehen also, es kommt schließlich auf eine Entscheidung an, bei der invidiuelles Fühlen und Verlangen den Ausschlag giebt. Und darum wird sich, glaube ich, mein früherer Vergleich zwischen der Liebe zu meiner Nation und der zu dem Weibe meiner Wahl recht gut aufrecht erhalten lassen. Heben doch gerade die Zionisten immer wieder hervor: „die Existenz einer einheitlichen jüdischen Nation ergiebt sich daraus, daß wir den „Willen zur Nation" besitzen; darauf allein kammt es an". Also ein Streben und Drängen nach festester Vereinigung wird hier als das wichtigste Kriterium des Natianalgefühls bezeichnet — welchen treffenderen Vergleich könnte es aber dafür geben, als eben die individuelle Liebe?! —

Dies und nur dies wollte ich noch ausführen — zur Vertheidigung meines Standpunktes, nicht zu neuem Angriff!

Cosel O.-S., den 4. Januar 1904. Erich Spitz.

---

## Die Affaire Dreyfus und die französischen Katholiken.

Bittere Wahrheiten sagt eine mehreren Centrumsblättern zugehende Korrespondenz den französischen Katholiken anläßlich der wieder aufgetauchten Affaire Dreyfus. Die Geschichte dieser „Affaire" wird zunächst in folgender Weise zusammengefaßt:

Ein jüdischer Hauptmann im französischen Generalstabe, der aus einer sehr wohlhabenden Familie stammt und von brennendem militärischen Ehrgeiz beseelt war, kam in den Verdacht, für schnödes Geld den Dreibundmächten die militärischen Geheimnisse seines Vaterlandes verrathen zu haben. Was ging das die Politik an? In Deutschland regt sich über die Anklagen gegen französische Spione keine politische Partei auf. In Frankreich aber herrscht die Sucht, „Verräther" und Spione zu entdecken, um auf diese Sündenböcke alles Mißgeschick und alle Enttäuschungen abzuschieben. Dreyfus wurde verurtheilt und deportirt. Nun setzte aber bald eine Agitation zu seiner Rettung ein mit der Behauptung, es sei bei der Gerichtsverhandlung nicht mit rechten Dingen zugegangen. Der Mann sei unschuldig und ein Opfer böswilliger Kameraden. Also Wiederaufnahme des Verfahrens wurde angeregt; auch das war eine ausschließliche Justizangelegenheit. Aber sie wurde zu einer drühheißen Parteifrage gemacht. Wer den Dreyfus für unschuldig hielt, wurde als Feind der Armee und des Vaterlandes ausgegeben. Die chauvinistische Strömung im Lande griff den Dreyfusfall auf und es bildete sich die natlonalistische Partei. Weil der Mann Jude war, kam die antisemitische Strömung zu Hilfe, und rührige Führer, wie Déroulède und Drumont nutzten die Bewegung mit gewohntem Eifer aus. Da die Gönner des Dreyfus in der republikanischen Linken saßen und die für seine Schuld eintretenden Militärs der konservativen Rechten näherstanden, so warfen die manarchischen Parteien sich auf die Seite der Nationalisten und Antisemiten.

Als das Schlimmste bezeichnet die Korrespondenz den Anschluß der katholisch-kirchlichen Kreise an die unbedingten Dreyfusfeinde. Zur Erklärung müsse man bedenken, daß die letzteren Kreise nicht ohne Grund auf die Zunahme der kirchlich und konservatio gesinnten Elemente im Offizierkorps Hoffnungen setzten. Sie hätten sich alsa gedrungen gefühlt, die Armee gegen die liberalen und jüdischen Einflüsse zu oertheidigen. Im Hintergrunde lag der Wunsch, der verhaßten republikanischen Staatsoerfassung, mit der sich ein Theil gar nicht, ein Theil nur halb „rallirt" hatte, bei dieser Gelegenheit eins zu versetzen. Dann heißt es weiter:

Das Verhängniß unserer Glaubensgenossen in Frankreich ist, daß sie wegen Mangels an Einigkeit und Volksthümlichkeit sich nicht als selbständige Valkspartei auf eigene Füße zu stellen vermögen und bei dem Uebergewicht der Pariser Strömung sich unter den antirepublikanischen Politikern der Hauptstadt jeweilig Bundesgenossen suchen, ahne dabei wählerisch genug zu sein. So waren sie früher dem Winddeutel Boulanger zu nahe getreten, und so warsen sie sich jetzt den Natianalisten und Antisemiten in die Arme. Man setzte alles auf die eine Karte der zweifellosen Schuld des jüdischen Hauptmannes, und so wurde der fortschreitende Zweifel an der Korrektheit des Verfahrens und an der Richtigkeit des Schuldspruches zu einer Niederlage der Kanservativen und auch der kirchlich gesinnten Katholiken. Es war eine verfehlte Spekulatian. Als sich zeigte, daß unter den Anklägern des Dreyfus manches faul war, kamte man den Rückweg nicht rechtzeitig finden. Unter dem Einfluß der Dreyfuswirren glitt die Regierungsgewalt immer weiter nach links. Da Waldeck-Rausseau eine Mehrheit gegen die Antidreyfusisten zur Vertheidigung des republikanischen Systems zu bilden hatte, griff er auf Millerand und die Sozialdemokratie; er begründete damit den „Block" von Radikalen und Sazialdemokraten, der den jetzigen Kulturkampf führt. Als unbefangene Zuschauer, die von weitem die Dinge manchmal besser übersehen können, wie die scharfsichtigsten Kämpfer im Staub und Dunst der Arena, haben wir damals den französischen Katholiken schon zugerufen: Wenn die Republikaner in die Lage kammen, Rache zu nehmen für die Anschläge Déroulèdes und Drumants und die ganze Agitatian, so werden sie sich nicht an die Nationalisten und Antisemiten halten, bei denen nichts zu holen ist, sandern an die Katholiken, deren Interessen in Kirche und Schule ein weites und für alle Freidenker und Sozialdemokraten sehr verlockendes Angriffsfeld bieten.

„Wenn immer", so schließt die Korrespondenz, „die Katholiken in Frankreich nur endlich aufhören wollten, ihre große Sache mit zweifelhaften Affairen und noch zweifelhafteren Bouleoardpolitikern zu verquicken. Laßt doch den Dreyfus laufen und sorgt für eine katholische Volkspartei."

Das haben wir, bemerkt die „Köln. Volksztg.“, den französischen Katholiken seit Jahren immer und immer wieder zugerufen; aber sie hatten Nothwendigeres zu thun: sie mußten hinter dem Abenteurer Boulanger und seinem schwarzen Rappen herziehen, Dreyfus hetzen, sich von „Taxil“ zum Narren halten lassen, die Geschäfte Drumonts besorgen und überhaupt alle Thorheiten begehen, zu denen sich im öffentlichen Leben irgendwie Gelegenheit bot. Und wer da nicht mitmachte, wer sich ein besonnenes Urtheil bewahrte, der war „verdächtig“.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Wie Prof. Paul Förster den Deutschen Volksbund wieder auf den Damm bringen will,** setzt er in der „Deutschen Hochwacht“ (6. 1.) in der ihm eigenen verschwommenen, schwülstigen Weise auseinander. Er schreibt:

„. . . Unser Bund ist kein „Verein“, der Vereinsmeierei treibt und wesentlich um seiner selbst willen oder um irgend welcher Ehrgeizlinge und Geschäftspolitiker willen da ist. Der Bund will eine stetig wachsende Landwehr treuer, tapferer, opferbereiter Männer sein. Nur solche können wir brauchen; wer sich selbst so hoch nicht einschätzt, er bleibe draußen! Besser eine kleinere, bewährte Kriegsschaar, als eine breite Masse jener Schreier, von denen das Wort gilt „Es werden nicht alle, die Herr, Herr! rufen, ins Himmelreich kommen.“

Das heuchlerische Hurrah- und Heilgerufe, der Radau und die hohle Begeisterung, das gedankenarme Poltern und Schimpfen, das Trinken und Festefeiern machen es nicht; das sei den Bundesbrüdern erlassen, soweit als es nicht einmal als Zugabe zum Ernste dazu kommen mag.

Der Ernst aber besteht in der unablässigen, treuen Pflichterfüllung, so im Großen für die Führer, wie für die mittleren Grade und für die Mannen. Wenig wird von diesen verlangt, weniger, als jeder „organisirte Genosse“ willig leistet.

Dies Wenig soll einem jeden als strenges, selbstgegebenes Gesetz gelten.

. . . Fünf Führer können unser Werk nicht durchsetzen; 50 bis 100 Offiziere bedeuten auch nicht viel. Aber 1000 Schulter an Schulter geschlossen und in treuer Waffenbrüderschaft eingeschworene Mannen sind schon eine achtbare Heeresmacht; und 10 000—50 000 sind unüberwindlich und jeglicher Aufgabe gewachsen, selbst der Aufgabe, es mit den drei Millionen „Genossen“ aufzunehmen.

Bei diesen drei Millionen mag gut die Hälfte „Mitläufer“ sein. Unsere Aufgabe ist es vor allem, aus diesen Mitläufern auf Grund unserer gutdeutschen, aber treuen, gut staatserhaltenden, aber neugestalteten Grundsätze und Forderungen Ueberläufer zu machen und der furchtbaren Zersetzung ein Ende zu machen, von der unser Volk unter der Mißleitung gewisser Waisen- und Stiefväter ergriffen ist

Das Volk übernehme sein Geschick selbst; es kann alles, wenn es nur will. Auf den Willen kommt es an: der Wille ist That.

Was aber gewisse Freunde betrifft, jene, vor denen uns Gott behüten möge, gewisse Hasser und Spötter (der Student nennt sie osores u. irrosores, die Leibgarde des Diabolus selbst), gewisse unfruchtbare Zwitterwesen und Allesbesserwisser, die man nur um ihrer Ueberklugheit willen Verbrecher zu nennen bedenken trägt — so gehen wir unberührt durch ihre Anwürfe hindurch, unseren geraden, klar vorgezeichneten Weg.

Schlimm ist es, daß die besten Dinge durch Hanswursterei und Schusterei aufgehalten und verdorben werden können; aber es ist nicht unsere Schuld. Es ist übrigens immer so gewesen, und der Beste kann nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt . . . .“

Wer jetzt noch zweifelt, daß Herr Prof. Förster mit seinen Phrasen dem Deutschen Volksbunde neues Leben einflößen werde, dem ist nicht zu helfen.

## Vermischtes.

**Ein antisemitisches Märchen** ist wieder einmal als Schwindel aufgedeckt. Nach einem in der antisemitischen Presse veröffentlichten Bericht über einen in den „Fortuna-Festsälen“ in Berlin gehaltenen Vortrag des Burenkommandanten Jooste sollte dieser gesagt haben:

„Als Johannesburg anfing, Großstadt zu werden, traten die evangelischen Burghers an den Präsidenten Krüger mit der Bitte heran, ihnen ein größeres Stück Land zur Erbauung einer Kirche zu schenken. Ohm Krüger berief den Volksrath ein, und das Gesuch wurde ohne weiteres genehmigt. Die Juden richteten nunmehr ebenfalls ein Gesuch an den Präsidenten mit der Bitte um ein Synagogengrundstück, welches gleichfalls gewährt wurde, nur mit dem Unterschied, daß das den Juden geschenkte Stück Land bedeutend kleiner war. Voller Wuth zogen nunmehr die Juden vor das evangelische Gotteshaus, zerrten dessen Flagge herunter und zerrissen und beschmutzten sie. Die Folge davon war natürlich, daß die Burghers sich zusammenthaten und einige Judenhäuser zerstörten.“

Auf eine an den Pastor H. Kuschke, der seit 1887 in Johannesburg als deutscher evangelischer Geistlicher fungirt, gerichtete Anfrage hat dieser wie folgt geantwortet:

„Auf Ihre Anfrage, ob mir etwas von dieser Sache bekannt sei, kann ich Ihnen nur erklären, daß ich von einem solchen Vorfalle absolut nichts weiß, daß jedenfalls ein derartiges Vorkommniß niemals bei der deutsch-evangelischen Kirche stattgefunden hat, denn diese hat noch niemals eine Flagge getragen. Auch bei den holländisch-evangelischen Kirchen hier ist es nicht Sitte, Flaggen anzubringen, folglich kann man auch keine herunterzerren. Ich bin seit 1887 als Pastor unter den hiesigen Deutschen thätig gewesen und habe dabei sehr viele Juden kennen gelernt. Recht und Billigkeit erfordern es, zu erklären, daß ich von feindseliger Gesinnung zwischen deutschen Juden und deutschen Christen nichts weiß, vielmehr dagegen weiß ich, daß beide friedlich und zum Theil sogar freundschaftlich hier miteinander verkehren. H. Kuschke.“

**Jüdische Oberlehrer in Preußen.** Die „Allg. Ztg. d. J.“ veröffentlicht folgende Zuschrift:

„Eine sehr nothwendige Frage. Das Dezemberheft der „Monatsschrift für höhere Schulen“ bringt an erster Stelle eine eingehende Besprechung von Albert Bielschowskys Goethe-biographie aus der Feder des Herausgebers der Zeitschrift, Geheimen Raths und vortragenden Raths im königlich preußischen Kultusministerium Dr. A. Matthias. In warmen, bisweilen geradezu begeisteten Worten würdigt der Verfasser, selbst ein hervorragender Goetheforscher, die großen Vorzüge dieser trefflichen Lebensbeschreibung und weist am Ende seiner Besprechung mit berechtigtem Stolz darauf ein, daß „Bielschowsky geboren am 3. Januar 1847 zu Namslau in Schlesien . . dem höheren Lehrfach angehört und 16 Jahre im Schuldienste, zumeist als Oberlehrer im heimathlichen Brieg“ gestanden habe. An diese biographische Notiz schließt Herr Geheimer Rath Matthias die Beantwortung einer Frage, die er beim Erscheinen seiner Monatsschrift gestellt hat und die die wissenschaftlichen Leistungen des höheren Lehrerstandes betrifft.

Der Herr vortragende Rath im königlich preußischen Kultusministerium möge uns gestatten, an seine Frage eine andere an ihn gerichtete zu knüpfen: Ist es ihm bekannt, daß der jüdische Oberlehrer Albert Bielschowsky seines Glaubens wegen — wie so viele andere jüdische Philologen — Jahre voll bitterer Nahrungssorgen durchgekämpft hat, daß er — wie wiederum so viele andere — ein Asyl an einer jüdischen Anstalt (wenn wie nicht irren, am Philanthropin zu Frankfurt a. M.) aufsuchen mußte, bis er endlich nach harten Kämpfen, die ihn frühzeitig altern machten und später zu vorzeitigem Ausscheiden aus dem Beruf führten, an der Gewerbe-

schule seiner Vaterstadt eine kümmerliche Anstellung fand. Ist ferner nicht Bielschowsky ein typisches Beispiel dafür, wie streng objektive Wissenschaftlichkeit und völliges Versenken in den deutschen Geist bei allen Konfessionen und Religionen und bei allen Theilen, aus denen sich die deutsche Nation zusammensetzt, zu finden ist? Welche Folgerungen ergeben sich hieraus für die Anstellungsfähigkeit der deutschen Lehramtskandidaten jüdischen Glaubens auch an den vom Staat unterhaltenen Anstalten, deren Dezernent Herr Geheimer Rath Matthias ist?

Ein deutscher Oberlehrer jüdischen Glaubens."

**Bewegung der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Reiche.** Die Zahl der sich zur mosaischen Religion Bekennenden hat im Deutschen Reiche seit 1871 nach den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes relativ nicht unwesentlich abgenommen; sie ist von 1,25 auf 1 Prozent der Bevölkerung zurückgegangen. Auswanderung, Uebertritte, namentlich auch zu den Dissidenten, dürften wohl mehr als Abnahme der Geburten die Ursache sein. Trotz des Rückganges aber hat sich die Zahl der Juden in Berlin seit 1871 nahezu verdreifacht, im übrigen Brandenburg, wahrscheinlich hauptsächlich in den Berliner Vororten, verdoppelt und im Königreich Sachsen, wo freilich bis 1871 die Zahl der Juden eine sehr geringe war, nahezu vervierfacht. Dagegen ist in diesem Zeitraum in der Provinz Posen, wo die Juden von antisemitischer und polnischer Seite sehr zu leiden haben und wirthschaftlich sowohl wie sozial gegen zwei Fronten zu kämpfen haben, ihre Zahl von nahezu 62000 auf etwas über 35000, also fast um 17000 zurückgegangen war.

**Breslau.** In einem oberschlesischen Orte sollte ein jüdischer Hausvater zum Schulvorstand gewählt werden. Man stand jedoch von der Wahl ab, weil angenommen wurde, daß diese keine Bestätigung finden würde. Diese Annahme ist eine irrige und das Verhalten der betreffenden Schulgemeinde entspricht nicht den Wünschen der Schulaufsichtsbehörde. — Ein jüdischer Gutsbesitzer, der mehrere Jahre dem Schulvorstande seines Ortes angehörte, wurde wegen seines Glaubensbekenntnisses aus dem Schulvorstande entfernt. Auf seine an die Schulaufsichtsbehörde gerichtete Beschwerde entschied der Unterrichtsminister: Es könne nicht für gerechtfertigt erachtet werden, den Beschwerdeführer, der bereits längere Zeit als Schulvorstandsmitglied funktionirte und sich nach den Anerkenntnissen des Lokalschulinspektors im Interesse der Schule stets eifrig gezeigt habe, seines jüdischen Glaubens wegen aus dem Schulvorstande zu entfernen. Ob der Erlaß vom 21. November 1871, welcher den Grundsatz ausspricht, daß ein Jude zwar Mitglied der städtischen Schuldeputation, nicht aber Mitglied des Vorstandes einer christlichen Schule sein könne, nach Lage der damaligen Gesetzgebung ausreichend begründet ist, mag dahingestellt bleiben. Aus den Bestimmungen des Gesetzes über die Schulaufsicht vom 11. März 1872 folgt, daß die jüdischen Mitglieder der Schulgemeinde allein ihres Glaubensbekenntnisses wegen von der Mitgliedschaft im Schulvorstande nicht mehr ausgeschlossen werden können.

**Frivolität und Blasphemie eines antisemitischen Geistlichen.** Der bekannte österreichische Reichs- und Landtagsabgeordnete, Prälat Scheicher erließ am Weihnachtstage an der Spitze des Wiener „Deutschen Volksblattes" in fettem Druck folgenden Glückwunsch:

Die beste Nachricht

wünsche ich bald in den Spalten dieses Blattes zu lesen: Das deutsche Volk hat den Angehörigen der Bezirksämter Jerusalem und Samaria dauernden Urlaub gegeben und den diplomatischen Verkehr für immer abgebrochen! Dann wird ein neuer Ayrenhoff singen:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Sobald die Juden dir nicht mehr gefallen!

Dr. Scheicher.

**Ueber die Judenfrage in Rumänien.** Der Abgeordnete Mate Cantacuzino, ehemaliger Richter am Jassyer Appellationshofe, der auch Professor des bürgerlichen Rechtes an der Jassyer Universität ist, las dieser Tage vor seinen Hörern über den berüchtigten Artikel 7 der rumänischen Verfassung. Bei dieser Gelegenheit machte er folgende Bemerkungen über die Judenfrage:

Die Verfassung bürgt dem Fremden für seine Person und seine Habe, dies bedeutet, daß sie ihm auch für seine Arbeit bürgt. Die Verfassung erlaubt also den Fremden zu arbeiten unter der Bedingung, daß sie die öffentliche Ordnung nicht stören. Folglich ist die landwirthschaftliche Arbeit den Fremden, sei es als Pächter, sei es als Arbeiter, gestattet. Die Fremden dürfen auch jeden Handel und jede Industrie treiben. Trotzdem hat man aus ökonomischen Gründen manches Thätigkeitsfeld den Fremden verschlossen, so die Rechtsanwaltskarrière, die Apothekerkarrière u. s. w. Ferner müssen die Dorfschankwirthe rumänische Bürger sein. Das Gesetz vom Jahre 1881 gestattet der Regierung, dem Fremden einen bestimmten Wohnort anzuweisen oder ihn überhaupt aus dem Lande zu verweisen, wenn der Fremde das Land kompromittirt oder die soziale Ordnung stört. Das Gesetz vom Jahre 1901 bestimmt sogar die Bedingungen, unter welchen ein Fremder sich im Lande niederlassen darf. Es fragt sich nun, ob der Staat im Rechte ist, eine Kategorie von Fremden auszuweisen, die keinem anderen Staate unterthan, aber auch nicht Rumänen, sondern „heimathlos" sind. Nach allen Rechtsgrundsätzen können diese Fremden nicht ausgewiesen werden. Erstens haben sie wenigstens das Recht auf den Schutz ihres Wohnsitzes, wenn sie schon das Gesetz persönlich mißachtet. Und zweitens ist die Ausweisung nicht das Recht eines einzigen Staates; einen Fremden ausweisen, heißt ihn in seine Heimath zurückschicken, wenn er aber keine solche Heimath hat, müssen wir ihn als ein vom Gesetze aufgedrängtes Element behalten. Bei der Stellung der Juden wäre es eigentlich logisch, daß nur die eigentlichen Rumänen Militärdienst leisten sollen. Durch eine wohlthätige Anomalie aber befreit das Gesetz von der Militärpflicht nur jene Fremden, die Unterthanen eines anderen Staates sind. Vom Standpunkte des Militärdienstes aus besteht aber kein jus sanginnis mehr. Die Verfügung, daß die heimathlosen Fremden Militärdienst leisten, ist eine gute, denn sie knüpft ein Band zwischen ihnen und dem Lande und stärkt ihre Stellung. Die Juden, welche diese heimathlosen Fremden sind, bildeten nicht, wie manche Politiker bei uns behaupten, eine nicht assimilationsfähige Rasse. Dies ist ein Unsinn, weil kein Volk der Welt längere Zeit unter einem anderen wohnen kann, ohne sich mit diesem zu assimiliren. Wer das Gegentheil behauptet, läßt sich von dem Antagonismus leiten, der zwischen Juden und Christen aus Vorurtheil herrscht. Der Haß, unter dem sie zu leiden haben, die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, haben die Juden nur widerstandsfähiger gemacht, aber nicht assimilationsunfähig. Die Solidarität, die man bei ihnen bemerkt, ist das Ergebniß der Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, und würde unter gleichen Umständen sich bei jeder anderen Menschengruppe ausbilden. Wir müssen dahin wirken, daß der Antiagonismus zwischen Juden und Christen verschwinde. Unser Interesse ist nicht, den Haß zu züchten, sondern im Gegentheil die Beziehungen zu den einheimischen Juden inniger zu gestalten. Der Ursprung dieses Hasses darf nicht bei uns gesucht werden, denn der Rumäne ist gutmüthig, wofür ich blos auf die guten Beziehungen zwischen Juden und Rumänen in den Städten und besonders auf dem Lande hinzuweisen brauche. Den Ursprung dieses Hasses wird man anderswo zu suchen haben. Wir müssen trachten, unsere nationale Thätigkeit in allen ihren Zweigen zu entwickeln, ohne aber die Juden zu mißachten, sondern indem wir die einheimischen unter ihnen, mit denen wir lange Zeit in Frieden gelebt haben, ebenfalls nationalisiren."

Diese Vorlesung, die in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, erregt begreifliches Aufsehen, da Herr Cantacuzino allgemein als künftiger Minister gilt.

**Mädchenraub in Rußland.** Neulich feierte Leo Tolstoi seinen 75. Geburtstag. Zahlreiche Freunde und Bewunderer hatten sich zu dem Feste eingefunden, und schon war die Feier in vollem Gange, als sich zwei unbekannte Besucher melden ließen, die der Graf sofort empfing. Nach einigen Augenblicken kam er zu seinen Gästen zurück; er war aber ganz verwirrt und niedergeschlagen.

Die Zeitschrift „l'Européen" bringt über den Vorfall und dessen Gründe folgenden Bericht:

Inmitten dieser Landidylle huscht durch die reine Luft unter dem heiteren Himmel ein verhängnißvoller Schatten vorüber.

Der Gräfin wird es traurig zu Muthe und alle Anwesenden sind äußerst beklommen, wie in Erwartung einer

unheilvollen Botschaft. Endlich kehrt Graf Tolstoi tief erschüttert zurück: soeben war er Zeuge eines schrecklichen Dramas, das ich kurz zusammenfasse.

Eines Tages ließen sich ein Jude und seine Frau beim Grafen anmelden und erzählten ihm Folgendes:

Sie bewohnen die Bezirkshauptstadt Tula. Ihr Nachbar, ein reicher Gastwirth, aber ein sittenloser Mensch, raubte und vergewaltigte ihr dreizehnjähriges Mädchen; damit sein Verbrechen aber ungestraft bleibe, ließ er das Kind taufen und in einem Kloster erziehen. Wie begreiflich, geriethen die armen Eltern in die größte Verzweiflung; nach unzähligen Schritten erfuhren sie, was ihrem Kinde widerfahren sei, nun wandten sie sich an die Behörden, damit ihnen wenigstens erlaubt werde, ihr Kind sehen zu dürfen; weiter verlangten sie nichts; sie wußten ja, daß der Verbrecher, der die Polizei und die Zeitungen bestochen hatte, straflos ausgehen würde. Vergebens aber baten und flehten sie; die Verwaltung der Herren v. Plehwe und Lopuchin nahm den Verbrecher unter ihren Schutz und spottete über die Thränen der jüdischen Eltern: „Das Kind ist schon getauft und Ihr Juden habt nichts dabei zu sehen." Dann wandten sich die Unglückseligen an den Grafen Tolstoi und erzählten ihm von ihrer Qual. „Sie allein, Herr Graf, können dank Ihrem Ruf und Ihrem Ansehen vom Gouverneur erlangen, daß wir unser Kind sehen dürfen."

Als er sich über die Verhältnisse erkundigt und von der traurigen Wirklichkeit sich überzeugt hatte, schrieb Tolstoi dem Gouverneur. Letzterer wies das Gesuch sehr höflich ab und brachte vor, daß die ganze Sachlage von den Juden ungemein übertrieben worden sei; man solle ihnen ferner kein Gehör schenken, da das Kind längst „bekehrt" sei und überhaupt glücklich lebe u. s. w.

Davon benachrichtigte der Graf die Eltern und wiederum baten sie ihn inständig um seinen Beistand; sie zeigten ihm einen Brief, den ihnen das Kind trotz aller Aufsicht hatte zugehen lassen, die Eltern in aller Verzweiflung zu Hilfe rufend.

Abermals schrieb Graf Tolstoi dem Gouverneur und theilte ihm mit, was er neuerdings erfahren, und abermals war die Antwort eine höflich abweisende, abermals wurde hervorgehoben, daß das Mädchen nun eine Christin und daß es unmöglich sei, in Anbetracht der letzten Geschehnisse und der Stimmung gegen die Juden überhaupt, die Sache von Neuem aufs Tapet zu bringen. Eine solche Antwort harrte der armen Eltern beim Grafen.

Dieser Szene sah die Gräfin mit tiefem Mitleid für die unglücklichen Juden, zugleich aber mit großer Besorgniß um ihren Gatten entgegen; sie wußte nämlich, in welche Erregung und Empörung ihn dieses packende Drama versetzt hatte. Darum bat sie ihre intimsten Freunde, das peinliche Gespräch mit dem trostlosen Ehepaar zu unterbrechen. Es wagte aber keiner dies zu thun.

Endlich kam der Graf, blaß und verstört, vor Erregung zitternd herein. „Sagt mir, ich bitte Euch darum, — schrie er mit erstickter Stimme, — bin ich denn verrückt geworden, gehöre ich einer verschollenen Zeit an, daß ich die Sachen zu verstehen nicht mehr im Stande bin?" Und er erzählte den Thatbestand und wies auf die unmenschliche, grausame, ungeheuerliche Antwort des Gouverneurs hin. Und ihm war es unerklärlich, daß ein Mann, ein Christ, ein Europäer des 20. Jahrhunderts, so was sprechen und schreiben konnte, wenn es sich um ein gemartertes Kind, um gequälte Eltern handelte. Und der erhabene Greis, der große Menschenfreund, litt an dem gräßlichen Schmerze, der den anderen bereitet worden war.

Nach den bluttigen Begebenheiten des Frühjahrs und des Sommers, deren trauriger obgleich ferner Nachhall zu ihm gelangte, war es ihm also beschieden, inmitten seiner Verwandten und Freunde einem schrecklichen Verbrechen, einem unwiderruflichen Unglück, als unthätiger Zeuge beizuwohnen.

Und er verlieh seiner Entrüstung schmerzlichen Ausdruck . . . Wehe den Menschen, die solche Greuelthaten vollbringen und dulden!

**So etwas kommt bei uns nicht vor.** In Sacramento, Californien hat „die Union christlicher Prediger" den Rabbi Dr. Bernard M. Kaplan aufgefordert, ihnen einen Vortrag zu halten über „modernes Judenthum". Der Rabbi wurde auf das freundlichste begrüßt und man hörte ihm mit großem Interesse zu.

---

## Zeitglossen.

Die „Nation" veröffentlicht in der Form von „Novae epistolae virorum obscurorum" satirische Zeitglossen, denen wir folgenden Briefwechsel entnehmen:

### Der Kommerzienrath Arnsfeld an den Oberkammerherrn Baron v. Rünberg.

Hochgeehrter Herr Baron!

Von Ihrem so überaus liebenswürdigen Schreiben angenehm berührt, fühle ich mich fast beschämt durch die Dankesworte, mit denen Euer Hochwohlgeboren mich beehren. Auf Wort! Die Stiftung des Kirchenfensters entsprang lediglich dem frommen Drange meines Herzens und meiner Frau. Es gebührt mir dafür keine weitere Anerkennung als die Güte der Annahme. Auch bin ich ganz einverstanden, daß der Oeffentlichkeit gegenüber mein Name nicht genannt wird. Ich verstehe, o Gott, ich verstehe vollkommen. Was ich zur Ehre unserer christlichen Kirche thue, das thue ich ja nicht um des äußeren Scheines willen. Wenn die wenigen eingeweihten Persönlichkeiten meine Gesinnung nicht oerkennen, so genügt das meiner stillen Empfindung durchaus. Was ist der Ruhm des Namens?

Allerdings bezüglich des Namens, da habe ich eine große Bitte an Sie, oerehrter Herr Baron. Ich bin nämlich in einer recht peinlichen Situation. Vor Jahren, als ich die heilige Taufe empfing — ich war ja leider kein Kind mehr —, da hätte ich meiner guten Frau folgen und mit dem Glauben auch den Namen meiner Väter ablegen sollen. Aber wie es so geht; die ganze Sache war mir noch so neu; geschäftliche Rücksichten — ich stand doch damals noch nicht so da wie heute; also ich konnte mich nicht dazu entschließen. Inzwischen habe ich eingesehen, daß es sehr unrecht von mir war; es ist eben doch eine halbe Sache, ein peinlicher Zwiespalt zwischen dem innern und dem äußeren Menschen. Also will ich mein Unrecht gern gut machen; das soll man doch als sittlicher Mensch thun, wenn man es reumüthig eingesehen hat. Auch werden die Kinder groß; mein Aeltester hat keinen Sinn fürs Geschäft; er fühlt den inneren Beruf zum Kavalleristen. Kurz und gut; ich habe um die Genehmigung nachgesucht, einen einzigen Buchstaben, blos das kleine o, aus meinem Namen weglassen zu dürfen; gerade der Name ist so biegsam, das ist ja sein einziger Vorzug. Arnsfeld! — dagegen ist doch garnichts zu sagen. Und nun denken Sie, oerehrtester Herr Baron, diese Genehmigung will die Behörde mir nicht ertheilen. Angeblich habe neuerdings ein Ministerialreskript oder dergleichen bestimmt, daß der Glaubenswechsel kein genügender Grund zu Namensänderungen sei! Begreifen Sie das, Herr Baron? Billigen kann es Ihr frommer Sinn keinesfalls. Hat nicht auch der Apostel seinen Namen geändert, und ganz so, wie ich es möchte, durch einen einzigen Buchstaben: Saulus—Paulus!? Soll der wahrhaftige Mensch scheinen wollen, was er nicht ist? Wenn ich weiter Arnsfeld heiße, so scheine ich Jude, da ich doch Christ bin.

Darf unser christlicher Staat das christliche Sakrament der Taufe verleugnen oder ignoriren? Darf er verbieten, daß der, der durch die Taufe ein neuer Mensch geworden ist, mit dem alten Adam auch den alten Namen ablege? Mit Recht wirken in Ihrem wie in aller Guten Sinn der Staat und alle seine Behörden dahin, daß der strebsame Unterthan im christlichen Staate sich lossagt vom verstockten Festhalten am jüdischen Sonderwesen. Und hat er es gethan und sein Heil erkannt, dann zwingt ihn derselbe Staat, das äußere Absonderungszeichen des alten Bundes im Namen weiter zu schleppen für sein Leben und seine Kinder und Kindeskinder!

Das kann ein Mann, wie Sie, verehrtester Herr Baron, unmöglich wollen; und deshalb bin ich sicher, daß Sie meine Bitte gütig erfüllen und Ihren mächtigen Einfluß benutzen werden, um doch noch die Genehmigung meines so natürlichen und sittlich berechtigten Antrages durch die zuständigen Behörden zu erwirken. Schon im Voraus sage ich Ihnen meinen herzinnigsten Dank, zugleich im Namen meiner guten Frau, die sich Ihnen angelegenlichst empfiehlt; und verharre, hochverehrter Herr Baron,

in hochachtungsvoller Dankbarkeit

(Unterschrift unlesbar.)

### Der Oberst Graf Rittwitz an denselben.

Bester Baron!

Es thut mir leid, Sie mit einer komischen Sache behelligen zu müssen; aber heutzutage kann man nie wissen, ob nicht die scheinbar einfachste Geschichte furchtbar verzwickt ist; nimmt man nicht vorsichtig an der richtigen Stelle Fühlung, so macht man ahnungslos eine Bombendummheit, und es kann einem hernach höllisch in die Bude regnen. Also besser ist besser. Hören Sie, Theuerster. Präsentirt sich mir da neulich ein Jüngling, nommé Aronsfeld; will bei meinem Regiment als Avantageur eintreten!! Ich denke natürlich, der junge Hebräer ist toll, und will ihn mit einigen Andeutungen in diesem Sinne der frischen Luft wiedergeben. Aber mit der Zähigkeit seiner Rasse und in erstaunlich manierlicher Haltung insinuirt mir der fremde Knabe einen Schreibebrief seines cher père: christlicher Sohn christlicher Eltern; wird bald ganz stubenrein Arnsfeld heißen; Vater steht eifrig in der kirchlichen Bewegung; mit Ihnen besonders liirt: ja, giebt Sie, Verehrtester, als Prima-Referenz auf — usw. Das machte mich doch einigermaßen stutzig; erklärte zwar ziemlich bestimmt, daß mein Bedarf für absehbare Zeit gedeckt sei; erlaubte aber dem in spe Arnsfeld doch, gelegentlich nochmal anzutreten. Denn, wie gesagt, heute kenne sich der Teufel aus. Und nun frage ich Sie, Baron, um Himmelswillen, ist's denn menschenmöglich? Wollen Sie mir wirklich die alttestamentarische Laus in meinen Attila setzen?

Bin gut Freund mit unserem hiesigen Regierungspräsidenten; höllisch fixer Kerl, als Präsident noch sehr jung, oben persona gratissima, rasende Karriere vor sich. Den frage ich neulich, was er thäte, wenn sich ein Jude bei ihm zum Regierungsreferendar meldete? Lacht blos; so was käme nicht vor. Wenn aber doch? Nun lächelt er nur noch, setzt die Amtsmiene auf und orakelt: „Ja, lieber Oberst, wir vom Civil sind auf die Verfassung vereidigt; Ihr nicht." — Na, und? — „In der Verfassung steht: ‚Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.' Juden sind eben zu diesen Aemtern nicht befähigt. Basta!" — Großartig! Wenn sie aber getauft sind? Steht darüber auch was in der Verfassung? — Er lächelt noch amtlicher. „Aber gewiß, bester Graf." ‚Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse.' Das heißt doch: getaufte Juden sind wie ungetaufte zu behandeln. Allerdings — keine Regel ohne Ausnahme. Es giebt da schwierige Fälle, höhere Rücksichten. Im Sinne religiöser Gleichberechtigung nehmen wir beide ja auch richtige Christen bürgerlichen Standes nicht gern: Standesvorrechte finden eben nicht statt. Indessen muß man unter Umständen doch Ausnahmen zu machen wissen; es ist das, wie wir Juristen sagen, quaestio facti."

Na, und meine quaestio facti habe ich Ihnen nun vorgetragen, lieber Baron. Ich bin nur ein einfältiger Kriegsknecht, und so finde ich mich nicht heraus. Alle Sakramente in Ehren; aber wenn die Leute vor der Taufe krumme Knochen haben, sind sie nachher vermuthlich auch nicht gerade; und der Arnsfeld muß doch die Nase des Aronsfeld weiter tragen. Uebrigens hat mein hoffnungsvoller Knappe eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Prinzen Feuerburg, Durchlaucht; wissen Sie, wir nannten's immer: interessantes südliches Kolorit. Na, und dann die ganzen Anschauungen, Familientradition und so. Ich meine, trotz des neuen Glaubens und neuen Namens oder vielmehr gerade deswegen hat so'n Menschen innerlich einen gewissen Knax. Jedoch ich bekenne mich als Stümper in der Theologie und Kirchenpolitik usw.

Das hat mir gerade jetzt auch noch ein anderer Fall zu Gemüthe geführt. Habe da einen Leutnant von Kessen im Regiment, aus der stockkatholischen Familie; der Bischof von Kessen ist sein Onkel. Als der junge Mann sich zum Eintritt meldete, wollte ich ihm dieserhalb von wegen der Duellfrage ein bischen den Puls fühlen. Aber mein damaliger Adjutant, ein Oberschlauer, der das Gras wachsen hört, hielt mich zurück. Was der Kessen sagen müßte, wäre ja klar; und dann gäbe es eventuell großen Spektakel; Onkel Bischof und Zentrum und Reichstag und Strafgesetz und Parität und Tod und Teufel. Na schön; ich ließ es bleiben; und jetzt haben wir die Bescherung. Hat sich der junge Herr mit 'nem kleinen Bürgermädchen verplempert. Kommt vor. Da ist aber ein Bruder. Zahntechniker oder so was; der nimmt die Sache ritterlich und fordert meinen Leutnant. Tableau! Ist der Herr Bruder satisfaktionsfähig? Wir möchten gern beide Augen zudrücken; denn der Mann ist versessen auf die Ehre, sich mit einem veritablen Leutnant zu schießen. In dem Fall hielte er das Maul; anderenfalls schlägt er Lärm. Aber Kessen kann nicht; er ist ganz abhängig vom Onkel Bischof. Ach, Liebster, Religion muß sein, und zwar sehr; aber diese verschiedenen Religionen verwirren den ganzen Dienstbetrieb; es ist zum Tollwerden.

Bei uns hier draußen weiß man nie so recht, woher der Wind weht; und das muß man doch in so heiklen casibus wissen. Sie aber sind doch der bestorientirte Sterbliche; also, trautester Baron, geben Sie mir einen Wink, aber bitte, ein bischen deutlich. Zu Gegendiensten gern bereit, soweit sie ein armer Reitersmann in der Provinz leisten kann.

Stets der Ihre

Rittwitz.

### Der Hofprediger Andreas Fuchs an denselben.

Verehrter Freund!

Daß Sie mir die interessanten Briefe, die anbei zurückfolgen, mitgetheilt haben und meinen Rath in diesen Fragen hören wollen, weiß ich als schönes Zeichen brüderlichen Vertrauens gebührend zu würdigen. Aber ich vermesse mich nicht, Ihnen Rathschläge für Ihr Handeln zu geben; das ist nicht meines Amtes. Ich bin kein Mann weltlichen Thuns, sondern ein stiller Diener am Wort; und nur so-

weit es in mein Feld einschlägt, will ich über die ongeregten Fragen grundsätzlicher Art meine descheidene Meinung sagen.

Zunächst und vor allem sollen wir nicht oorschnell und dünkelhaft mit einem Worte die tiefsten Frogen odthun wollen, wie es die Pharisäer thaten. Macht die Tause den Christen? Hier konn nun einmal unsere Rede nicht sein; jo jo, nein nein. Wer um äußeren Vortheils willen zum Kreuze kommt, der ist gewißlich schlimmer denn ein Jude; und es ist ein schweres Aergerniß, doß gewisse Geistliche es gor zu leicht nehmen mit der Prüfung des inneren Menschen. Doch wer oermag auch bei gewissenhaftester Prüfung den Menschen ins Herz zu sehen? Auf der onderen Seite müssen wir doch die Vollkroft des Sakroments anerkennen, wenn es in rechter Gesinnung empfongen ist. Welches oder die rechte Gesinnung sei, dos können nur die beurtheilen, die selbst die rechte Gesinnung hoben. Also wer mit uns ist und unserer Soche, der ist in Wahrheit ein Chrisienmensch; wer ober wider uns ist, der ist und bleibt ein Jude, und wäre er es nie gewesen! Auch ist es gewißlich nicht rothsom, gor zu bereitwillig olle Unterschiede hinwegzuräumen in Namen und Gunstdeweisen; dos will erst durch lange, treue Bewährung für die gute Sache oerdient sein; wir müssen unser christlich-germonisches Volk möglichst rein erholten. Auf der anderen Seite können wir ober doch nicht allzu strenge sieben und seihen; dos wäre nicht klug; denn wohin müßten wir ouf dieser Bohn kommen? Sie wissen ja selbst, theuerster Baron, wie große Trübsol dodurch über gor manche gut christliche, jo ablige Fomilie käme; denken Sie nur an dos grösliche Hous Eidom-Kudum und monche andere. Das gäbe wahrlich ein großes Aergerniß bei allen Guten. So also geht es nicht. Vergessen wollen wir doch auch nicht, wie monche Kräfte und große Mittel durch eine gewisse milde Nachsicht in diesem Punkte der guten Sache gewonnen werden. Und wenn die Leute wirklich, wie unser oortrefflicher Rittwitz meint, einen inneren Knax bekommen, dann haben wir sie nur um so fester in der Hond.

Doch in die Kloge des topferen Grafen wegen der Religionsoerschiedenheit konn ich — unter uns — nicht ganz einstimmen. Freilich, freilich müssen wir oon gonzem Herzen wünschen, doß dereinst olle Welt die reine Lehre erkenne und bekenne. Inzwischen oder hat doch auch der Gegensatz der Konfessionen sein Gutes; ich fürchte, ohne diesen Gegensatz würde gerode unser Volk bold zu lau werden im Glauben; so jedoch entzündet sich der Eifer der einen immer wieder am Gegensatz zum Glouben der anderen. Indessen sollten wir an unserem Theile die Gefühle des kotholischen Adels und Klerus gerode jetzt nicht reizen; Sie wissen, weshold. Kann mon die Kessensche Sache nicht todtmachen in der Stille? Vielleicht desänftigt man den eifrigen Bruder durch einen Titel oder dergleichen? . . . . .

Und somit, liebster Boron, wünscht Ihnen ein frohes und gesegnetes neues Jahr

Ihr stets ergebener

Andreos Fuchs.

---


# Der Anti-semiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientirung über die gesammte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich**

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschirt 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christenthum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berl W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 2. Berlin, 13. Januar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Penalt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Jüdische Aerzte.

Das aus Anlaß des Babel-Bibel-Streites gefallene Wort des Kaisers von dem Nimbus, der den Juden genommen werden solle, wird manchen von ihnen wie eine blutige Ironie getroffen haben. Sie lernen fast täglich Haß, Verachtung, Zurücksetzung und Aechtung kennen; aber den Nimbus? Es gehört schon der eminente und liebevolle Sinn unseres Kaisers für alles Historische und für alle Tradition dazu, um den Nimbus aus den Trümmern, unter denen er begraben liegt, hervorleuchten zu lassen. Mancher steht lange bewegt in Pompeji vor einem glatten Stein aus der Römerzeit, ohne daran zu denken, daß er in seinem Nachbar zu Hause einen lebenden Träger wenn nicht immer einer Tradition, so doch eines Namens bestaunen könnte, der seine Phantasie Jahrhunderte und Jahrtausende hinauf bis zur allen Grundlagen menschlicher Kultur, ja auch bis in die heilige Kindheit des Christenthums zu führen vermag. Haß, Neid und was sich sonst noch unter dem Namen des Antisemitismus verbirgt, haben zwar so für alles Jüdische den Nimbus schon lange ausgelöscht, aber einen kleinen, ganz kleinen Schein haben sie doch noch gelassen — für die jüdischen Aerzte.

„Franz von Valois litt an einer hartnäckigen Krankheit, die keiner seiner Aerzte heilen konnte. Da er nun zu der Ueberzeugung kam, daß kein christlicher Arzt ihm helfen konnte, wandte er sich an Karl V. und bat ihn um einen jüdischen Arzt. Da der Kaiser aber einen solchen nicht hatte, schickte er einen christlichen. Diesen fragte nun Franz, da er ihn für einen Juden hielt, im Laufe des Gesprächs, ob er es noch nicht satt hätte, auf den Messias zu warten. „Ich warte nicht mehr auf ihn", antwortete der Arzt. „Ihr thut recht daran", sagte der König, denn alle angekündigten Zeichen seiner Ankunft haben sich erfüllt. „Das wissen wir Christen ganz genau", rief da der Arzt. „Ihr seid also Christ?" „Ja, Gott sei Dank". Dann kehrt getrost wieder heim. Christliche Aerzte habe ich selbst genug. Ich hielt Euch für einen Juden, die m. A. n. eine natürliche Befähigung zum Kuriren haben". Der König ließ sich darauf vom Sultan einen jüdischen Arzt schicken, der ihn mit Eselsmilch heilte."

Dieses fast wörtlich aus einem s. Z. berühmten Werke eines spanischen Philosophen des 16. Jahrhunderts stammende Histörchen trägt zwar den Stempel der Unwahrscheinlichkeit, illustrirt aber den Nimbus, den die jüdischen Aerzte zu jenen Zeiten hatten. Ja, ihre Beliebtheit im Volke und bei Fürsten war so groß, daß Staat und Kirche einschreiten „mußten", obwohl Päpste selbst jüdische Leibärzte hielten. Dieser gute Ruf hat sich merkwürdigerweise trotz der veränderten Lage der Juden bis heute erhalten, selbst bis in die Kreise — der „Staatsbürgerztg." hinein. Ob er berechtigt ist, worauf er sich gründet, wollen wir unerörtert lassen. Jedenfalls entnehmen wir einem Leitartikel des antisemitischen Blattes, daß man ihnen nachsagt, sie wären tüchtig, human, weichherzig und mitleidsvoll. Die Tüchtigkeit ist Geschäftsklugheit, die andern schönen Eigenschaften sind nur zum Schein, — sagt die ehrenwerthe „Staatsbürgerztg.", und sie ist darin sachverständig.

Daß es überhaupt zu viele Juden giebt, hat das edle Antisemitenblatt schon immer behauptet, obwohl ich nicht weiß, wovon seine Unternehmer leben würden, wer es kaufen würde, wen sie ungestraft beleidigen dürften, wenn es keine Juden gäbe. Seine erregte Phantasie hat nun auch entdeckt, was seine Logik schon lange hätte schließen können, daß es auch zu viele jüdische Aerzte giebt. Das Blatt behauptet, 30—40 % der deutschen Aerzte wären Juden. Eine groteske Uebertretbung. Aber selbst wenn es wahr wäre, spräche es nicht gegen die Juden, wenn sie gern einen so edlen und leider so nothleidenden Beruf ergreifen. Es klingt beinahe wie der beliebte „Vorwurf", daß die Juden keine guten Trinker wären. Daß die Juden von jeher in einzelne Berufe gedrängt worden sind, und die Folgen davon haben sie selbst stets beklagt und hat manchen in tiefe Seelen- und Gewissensnoth gebracht. Speziell der starke Andrang armer Juden zum medizinischen Studium ist schon seit lange erörtert worden. Vor einiger Zeit wurde sogar berichtet, daß 50 jüdische Aerzte von der Berliner Gemeinde unterstützt werden mußten. Gewiß hat das manche Uebelstände zur Folge, haben doch schon die alten ärztlichen Ethiker in Indien und auch bei uns verlangt, daß der Arzt reich sei. Aber zunächst sind die Reichen nicht immer die Fähigen und Strebsamen, und mancher große Arzt wäre der Menschheit bei diesem Prinzip verloren gegangen. Andererseits wird der Prozentsatz der Minderbegüterten grade unter den christlichen Medizinstudirenden größer sein, da dem reichen Christen viel glänzendere und angenehmere Berufe offen stehen. Aber vor allem machen die jüdischen Aerzte nicht ihren christlichen Kollegen durch ihre Anzahl die Konkurrenz und verursachen den Nothstand, sondern einander selbst. Diesen stehen die besoldeten Assistentenstellen, die Universitäten, die Leitung der Krankenhäuser, die Aemter und Stellen des Staates, der Kommunen, der sanitären und wohlthätigen Gesellschaften, der Armee und schließlich das platte Land, die kleinen Städte, fast frei von jüdischer Konkurrenz, zur Verfügung. Der soziale Antisemitismus hat bei den Juden trotz ihrer Beliebtheit in ihrem Berufe auf privatem Wege das fertig gebracht, was in Rußland die Regierung besorgt: er hat sie in die großen Städte zusammengepfercht. Ich

habe schon von manchem jüdischen Arzt gehört, der zu allgemeinem Erstaunen eine glänzende Landpraxis aufgegeben hat, um in die Großstadt zu ziehen, neuen Kämpfen entgegen, aber wenigstens um Mensch unter Menschen sein zu dürfen. Hier machen sie sich gegenseitig Konkurrenz, die dann allerdings auch erzieherisch und auslesend wirkt. Wenn sie dann etwas erreichen, so dürfen sie sich stolz self-made--men nennen, denn sie haben sich nicht durch langjährige Assistenz eine ordentliche Professur ersessen, sie haben keine Onkel und Vettern, keine Korpsbrüder in den Ministerien und Fakultäten. Kommunen und Regierungen stellen ihnen in den seltensten Fällen Gelder und Anstalten zur Verfügung, und meist erst dann, wenn sie schon selbst etwas geleistet haben. Der ärztliche Nothstand wird also nicht von den Juden hervorgerufen, wie die antisemitische Phantasie will, sondern durch ganz andere und verschiedenartige Faktoren.

„Katzbuckeln" sollen jüdische Aerzte vor den Kassenbeamten, um Stellen zu erlangen. Gekatzbuckelt wird leider, aber das geschieht paritätisch, und nicht nur von den Aerzten. Als Bismark über die Streber und Kleber klagte, hatte er gewiß nicht die Juden im Auge. Es gilt vor Allem zunächst diesen entwürdigenden Zustand als solchen zu empfinden. Und es giebt auch unter den deutschen Aerzten eine schöne große Bewegung, die der freien Arztwahl, die den Arbeitern die freie Wahl des Arztes ihres Vertrauens und den Aerzten Deutschlands Freiheit und Schutz vor Demoralisirung verschaffen will. Wer sind die Urheber, Leiter, Träger dieser Bewegung? In erster Linie jüdische Aerzte. Wer öffnet mit Vorliebe seine Spalten den Gegnern dieser selbst von ihnen als idealistisch anerkannten Bestrebungen? Die „Staatsbürgerzeitung". Wer würde sie auch auf der Seite von Freiheit und Recht zu finden erwarten? Aber die Wahrheit ist auf dem Marsche. Jene edle Zeitung mag hetzen und schelten. Ihr werden selbst die jüdischen Aerzte nicht mehr helfen. R.

---

## Ein Reisegespräch.

Wer viel reist, der hat sich schon damit abgefunden, daß er gewissermaßen stundenlang „auf Festung" geht. Die Schweigsamen im Bahnwagen vertrauen sich, das kann man sich in den allermeisten Fällen versichert halten, nicht zum ersten Male den „Flügeln des Dampfes" an. Anders die Beredten. Sie fahren alle Jubeljahre zu ihren Lieben in der Ferne, wollen in der Großstadt einen berühmten Arzt befragen oder müssen einmal aus Geschäftsrücksichten die Ruhe der Kleinstadt oder gar des Dörfchens durch eine Reise unterbrechen. Ihnen geht es wie dem lustigen Sänger im Käfig; eine Zeitlang sind sie schweigsam, dann aber wenden sie sich mit allerlei Fragen wie hilfesuchend an ihre Mitreisenden, um sich die „Festungstid" wenigstens etwas zu versüßen.

* * *

„Sie fahren diese Strecke wohl öfter?" fragt mich mein Gegenüber. Es ist ein Landmann. Neben ihm seine bessere Hälfte. Es wäre unhöflich, dem Bedürfnisse meines Mitreisenden nach einer Aussprache nicht entgegenzukommen, sintemalen es Nacht ist und die Seele sich durch das Auge nicht schadlos halten kann. Soweit es nothwendig ist, fülle ich den von ihm begehrten Personalbogen aus, er ohne direkte oder indirekte Bitte den seinen.

Nicht weit von meiner Heimath hat er ein Gut besessen, Werth 500 000 M., die Hälfte Landschaftsschulden, 40 Tagelöhnerfamilien hat der jetzige Gutsbesitzer a. D. einst beschäftigt. Wir plaudern von ihnen. Er mit menschlicher Theilnahme, ich mit volkswirthschaftlichem Interesse. Sein Ruhesitz ist eine Garnisonstadt, wo hin und wieder einer seiner Tagelöhnersöhne dient. Wenn sie auf Urlaub fahren, bekommt jeder seinen Urlaubsthaler. Es freut ihn auch, daß einige kapituliert haben.

Wir plaudern von seinen ehemaligen Geschäftsfreunden. Sie sind mir persönlich, wenn auch nur flüchtig, bekannt. Nun ist die Reihe des Fragens an mir. „Haben Sie mit jüdischen Geschäftsleuten schlechte Erfahrungen gemacht?' „Niemals! Soeben komme ich mit meiner Frau aus der Stadt, wo die ehemaligen Geschäftsfreunde wohnen. Ich bin bei meinem alten jüdischen Kornhändler eingekehrt. Zwar haben wir heute keinerlei Geschäftsverbindung mehr; aber er würde es mir nie verzeihen, wenn ich an seinem Hause vorüberginge." — „Haben Sie nie Klage über seine Geschäftsgepflogenheiten zu führen gehabt?" „Nie! Wenn ich ihm heute schrieb: „Lieber Freund, ich brauche morgen Mittag ein paar tausend Mark", so war er sicher schon morgen in aller Herrgottsfrühe da, und wenn er sich selber das Geld von einem halben Dutzend Menschen holen mußte. Der jüdische Kaufmann versteht sich im Durchschnitt besser auf den kaufmännischen Grundsatz, daß eine Hand die andere wäscht, als sein christlicher Konkurrent."

Wir gingen diesen Fäden nach, sprachen über germanische und semitische Rasseanlagen, Vererbung u. a. m. Mein Reisekollege erwies sich als ein Mann, der, wie das sein praktischer Beruf mit sich bringen mußte, keine gelehrten Studien getrieben hatte, aber immer mit hellen Augen und denkendem Kopfe durch die Welt gegangen war. Und um Menschen kennen zu lernen, braucht man nur vorurtheilslos mit gesundem Menschenverstand und etwas Mutterwitz Umschau zu halten. Leider stehen aber so viele unter dem Drucke konventioneller Denklügen. Zu dieser Spezies von Untugenden gehört der Antisemitismus der Mitläufer.

„Wie erklären Sie sich," fragte ich nach diesem Intermezzo weiter, bei Ihren guten Erfahrungen die agrarischen Klagen über das angeblich unangenehme Geschäftsgebahren jüdischer Händler?" — „Das will ich Ihnen sagen. Diesen Leuten ist jeder Kaufmann verhaßt, weil er verdienen will. Geringes Betriebskapital, luxuriöse Lebensweise u. a. m. erlauben nicht, daß noch eine zweite Person am Reingewinn des Gutes theilnimmt. Darum wird jeder Kaufmann nicht als Geschäftsfreund, sondern als Schmarotzer empfunden, der sich von der Scholle nähren will, ohne zu säen und zu ernten. Für kaufmännisches Risiko und seine Konsequenzen haben diese Herren kein Verständniß, obgleich sie täglich und stündlich durch ihren Beruf selber mit unserm Herrgott Risikogeschäfte abschließen."

Der Einwand gefiel mir. Wir sprachen von der sittlichen Bedeutung einer allseitig erfaßten Berufsaufgabe. Mein Reisegefährte gab mir darin Recht, daß die Landwirthschaft, wenn sie nur nebenbei als feudaler Sport getrieben wird, nie zu jenem sittlichen Ernst führen kann, der sonst von der Scholle und dem Ringen mit der Mutter Erde ausgeht.

„Wie soll bei dieser Zwitterstellung das Verständniß für die sittliche Berechtigung anderer Berufe aufgehen?" fragte ich. — „Niemals! Und das macht in den Augen dieser Leute aus dem Juden den „Halsabschneider", wenn er handelt wie ein Kaufmann handeln muß. Das Messer sitzt an der Kehle. Jede weitere hypothekarische Belastung ist unmöglich. Der „Jude" muß helfen, noch einmal, zum dritten Male. Dem Herrn Soundso fehlt jede Fähigkeit, sich herauszuarbeiten. Was soll der jüdische Kaufmann thun? Hätte er nicht noch ein zweites und drittes Mal zugegriffen, dann würde ihn die ganze Großgrundbesitzerclique der Umgegend einen „Filz" und „schäbigen Kerl" nennen. Für seine jetzige Lage zeigt man aber ebenso wenig Verständniß. Der Konkurs muß schließlich angemeldet

werden. In völligem Mangel an Gerechtigkeitsgefühl dreht man jetzt den Spieß um. Nun heißt es: „Das Gut hat dem Kerl nur in der Nase gerissen. Solange hat er gepumpt, bis unserem Freunde das Wasser über den Kopf stieg. Diese „Halsabschneider!"

Ich sagte: „Es giebt aber doch auch wohlhabende Großgrundbesitzer. Warum pumpen die nicht?" — „Sie werden sich schwer wundern. Für die Mehrheit ist der Jude gut genug." — Diese Moral giebt zu denken.

Der Schluß unseres Gespräches berührte die landwirthschaftlichen Genossenschaften Ostelbiens. „Sie sind," meinte mein Reisegefährte, „nicht ohne Komik. Mancher träte gern davon zurück, wenn er sich nicht genirte. Man hat allmählich einsehen müssen, daß das „Betrügen" nicht den Kaufmann macht. Die ehemaligen Leutnants und bankerotten Gutsbesitzer sind als Leiter der genossenschaftlichen Filialen schlechte Musikanten. Das beweist z. B. das letzte Geschäftsjahr der pommerschen Genossenschaften. Ich möchte die Landwirthe wohl alle auf einem Haufen sehen, die als „Genossen" nach wie vor ihre Geschäfte mit dem jüdischen Kaufmann abschließen. Alles will gelernt sein."

Wir schieden. Ja, „alles will gelernt sein," auch, dem Menschen im Juden gerecht zu werden.

Pomeranus.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Im Reichstagswahlkreise Eschwege-Schmalkalden,** dessen neugewählter Vertreter, der freisinnige Abg. Seyboth infolge seiner Verurtheilung genöthigt war, sein Mandat niederzulegen, steht eine Ersatzwahl bevor. Im Juni 1903 wurden abgegeben: 6485 sozialdemokratische, 4546 freisinnige, 3812 reichsparteiliche, 3309 antisemitische Stimmen. In der Stichwahl siegte der Kandidat der freisinnigen Volkspartei mit 10348 gegen 7039 sozialdemokratische Stimmen. Für die Nachwahl haben die Antisemiten, die früher bereits und zwar in der Legislaturperiode 1893—1898 (Leuß bezw. Iskraut) das Mandat innehatten, den im vorigen Jahre in seinem alten Wahlkreise Flensburg unterlegenen Abg. Raab aufgestellt. Ferner kandidirt der ehemalige reichsparteiliche Abgeordnete des Wahlkreises v. Christen und der Sozialdemokrat Hugo. Die Nominirung des Kandidaten der freisinnigen Volkspartei ist noch nicht erfolgt.

**Der „Reichsbote"** setzt auseinander, daß die politischen Epigonen der alten „Achtundvierziger" das Märchen von der Kanalrebellion der Konservativen erfunden hätten. Wahrscheinlich haben die auch die Landräthe gemaßregelt. Für diese von der preußischen Regierung ausgegangene Maßregel erfindet der „Reichsbote" heute das schöne Wort „Christenverfolgung" und schreibt:

> Da an der vom Barthschen Standpunkt aus erwünschten Verschärfung des Konflikts zwischen der Krone und den Konservativen vorwiegend auch in den Redaktionen der Berliner liberalen und sozialdemokratischen Blätter sitzende Galizier und andere Juden interessirt waren, fehlte es selbstverständlich auch bei dieser neuesten Christenverfolgung nicht an dem möglichst ausschweifenden Gebrauch des Wortes Kulturinteresse. Die Frage zu entscheiden, ob der Bau des Mittellandkanals nützlich oder unnützlich sei, sind die Juden aus Galizien gar nicht im Stande.

So, jetzt weiß man es. Also die „galizischen Juden" sind die Vorkämpfer der Kanalpolitik gewesen! Schließlich sind ja alle „Juden", die dem konservativen Agrarierthum widerstreben — man mag sich in Acht nehmen — bis hoch hinauf.

**Der hessische Landtagsabg. Hirschel** erklärt in der „Deutschen Volkswacht", daß lediglich persönliche Differenzen ihn veranlaßt hätten, den Vorsitz im Landesverband der deutschen Reformpartei für Südwestdeutschland niederzulegen. Nachdem am 3. Januar eine Generalversammlung des Landesverbands stattgefunden, in der sich diese Differenzen als auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhend erwiesen hätten, habe er die abermals auf ihn gefallene Wahl zum 1. Vorsitzenden des Verbandes wieder angenommen.

**Die Juden und der russische Handelsvertrag.** Herr Hasse, der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, hat bei allen antisemitischen und konservativen Blättern durch einen in dem offiziellen Organ der Alldeutschen veröffentlichten Vorschlag, der entsprechend dem von ihm im Jahre 1895 im Reichstag gestellten Antrage die Fernhaltung der russischen Juden zum Zweck hat, lebhaften Beifall geerntet. Die Handhabe hierzu sollen jetzt die Handelsverträge bieten. Das ganze deutsche Wirthschaftsleben steht unter der Spannung der deutsch-russischen Handelsvertragsverhandlungen. Die Höhe des deutschen Roggenzolles und der russischen Maschinenzölle halten die Geschäftswelt in Athem. Herr Hasse weiß etwas weit wichtigeres: die jüdischen Geschäftsreisenden. Diese fallen in Rußland, auch wenn sie deutsche Staatsangehörige sind, unter die allgemeinen polizeilichen Ausnahmegesetze, die der Zarismus gegen die Juden erlassen hat. Herr Hasse wünscht nun dieses Juwel russischer Staatsweisheit durch eine unscheinbar redaktionelle Aenderung der Vertragsbestimmungen auch nach Deutschland zu importiren, um dadurch für Deutschland die Freiheit wiederzugewinnen, die einwandernden russischen Staatsangehörigen nach dem Maaße seiner Interessen und Vortheile unterschiedlich zu behandeln.

> „Schon der Ausschluß russisch-jüdischer Geschäftsreisender, sagt Herr Hasse, würde für uns ganz sicher ein Gewinn sein. Noch erheblicher aber wäre aus den eingehends dargelegten Gründen für uns die Möglichkeit, bei der Einwanderung und selbst bei dem Reiseverkehr aus Rußland nach Deutschland die jüdischen und polnischen Russen anders behandeln zu können als die Russen deutscher, russischer, ruthenischer, litauischer oder sonstiger Nationalität."

Man beachte die Feinheit dieser Unterscheidung. Danach wäre Deutschland in der Lage, die jüdischen Russen anders zu behandeln, als die Russen russischer, ruthenischer und sonstiger Nationalität. Die letzteren können ein sehr werthvolles Menschenmaterial und ein positiver Zuwachs an „nationaler Volkskraft" werden, während die russischen Juden in Deutschland unter die Ukase des Herrn von Pobedonoszew und von Plehwe zu stellen wären. Das ist die einzige Sorge, die den „Politiker" Hasse angesichts der Verhandlungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag bedrückt.

Im Reichstage hat sich Herr Hasse bekanntlich mit dem oben erwähnten Antrage bei seinen eigenen nationalliberalen Parteifreunden eine derbe Zurechtweisung geholt. Wir glauben auch schwerlich, daß die Nationalliberalen Herrn Hasse, der bei der letzten Wahl aus dem Reichstage hinausgewählt worden ist, eine Thräne nachweinen werden. In der letzten Legislaturperiode lag, wie erinnerlich, ein ähnlicher Antrag, von den Antisemiten und Bündlern gestellt, vor, der aber, wie so viele andere, nicht zur Verhandlung gelangte.

Jetzt sind die Antisemiten sehr empört über die Bemühungen der Handelskammern, in den Handelsvertrag mit Rußland günstige Bestimmungen für die jüdischen Kaufleute hineinzubringen. Sie versteigen sich sogar zu der Behauptung, daß dadurch das Zustandekommen des Handelsvertrags verhindert werde.

Der Beschluß des „Kattowitzer Vereins selbständiger Kaufleute", bei der Oppelner Handelskammer vorstellig zu werden, sie möge den Reichskanzler bitten, beim Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages dahin zu wirken, daß selbständigen Kaufleuten und ihren Angestellten, welche

deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens sind, den Aufenthalt in Rußland zur Abwicklung ihrer Handelsgeschäfte in gleicher Weise gestattet werde wie nichtjüdischen Handlungsreisenden, ist ihnen ein Dorn im Auge; namentlich der zweite Theil dieses Beschlusses, daß der Reichskanzler durch Vermittelung der Oppelner Handelskammer in einer eingehend begründeten Eingabe angegangen werden soll, eine Reziprozität in der Behandlung deutscher Handlungsreisender in Rußland nnd russischer Handlungsreisender in Deutschland anzustreben. Die Petition soll den kaufmännischen Körperschaften aller östlichen Grenzprovinzen zugänglich gemacht werden, damit diese in ähnlichem Sinne vorgehen. Es soll besonders betont werden, daß die Tendenz der Anträge keinen konfessionellen, sondern einen rein wirthschaftlichen Charakter trage.

---

## Vermischtes.

**Antisemitischer Witz.** Die Antisemiten können es nicht vertragen, daß den Juden auch Opfermuth und Kampfeseifer nachgerühmt werden. Denn das widerspricht ja der Karrikatur, welche dem antisemitischen Pöbel von den Juden entworfen wird. Nun kann aber nicht weggeleugnet werden, daß, wie in der Notiz der „Staatsbürgerztg." gesagt wird, im Burenkriege 2001 Juden im Felde gestanden und 127 ihr Leben gelassen haben. Das ist für die Zahl der Juden in England ein hoher Prozentsatz von Kriegern und auch ein hoher Prozentsatz von Todten. Die „Staatsbürgerztg." lügt nun, nach ihrer Ansicht witzig, daß „nach einer Mittheilung die Juden fast ausschließlich als Marketender an dem Kriege gegen die Buren theilgenommen haben". Abgesehen davon, daß diese angebliche Mittheilung anderweitig als erlogen erwiesen werden kann, soll die „Staatsbürgerztg." doch erst uns sagen, seit wann der Marketenderdienst so gefährlich ist, daß er 127 Todte allein von jüdischen Theilnehmern erfordert. Soll aber die Zahl der Todten nicht sowohl auf die der jüdischen Kombattanten gerechnet werden, dann müßten diese ja wie die Spartaner gekämpft haben. Denn wenn von den 2000 jüdischen Theilnehmern die überwiegende Mehrzahl als Marketender an dem Kriege theilgenommen haben, also verhältnißmäßig außer Gefahr waren, und auf den Rest der jüdischen Kämpfer 127 Todte kommen, dann müssen diese ja weit mehr als dezimirt worden sein. Wie stimmt das zu der Legende von der jüdischen Feigheit?

**Wankelmuth antisemitischer Gunst.** Erst in der vorigen Nummer haben wir auf die Schwärmerei der Antisemiten für russisches Regiment und russische Justiz hinweisen können. Aber ach! schon hat Rußland es wieder mit ihnen verdorben. Die Russische Telegr.-Agentur war unvorsichtig genug, in die Welt hinaus zu telegraphiren, infolge energischen Einschreitens des russischen Vizekonsuls sei in Urmia (Persien) eine geplante Judenhetze verhindert und die Rädelsführer seien verhaftet worden. Das paßt den Antisemiten ganz und gar nicht. Die „Staatsbürgerztg." grollt, nicht etwa daß der russische Einfluß in die Ferne schweift, um Judenhetzen zu verhüten, statt es in der Nähe zu thun, sondern daß den persischen Hetzern nicht freie Hand wie in Kischinew gelassen worden ist. Jetzt lobt die „Staatsbürgerztg." nicht mehr die Weisheit und Gerechtigkeit der russischen Behörden, sondern nennt sie „käuflich" und beschuldigt sie, daß sie sich „auf die Seite der Geldsäcke stelle". Dies führende Organ der Antisemiten findet es begreiflicher, wenn man sich auf die Seite der Räuber und Mörder stellt.

**Sehnsucht nach rumänischen Zuständen** bekundet die „Deutsche Volkswacht" in Offenbach a. M., indem sie schreibt:

„Eine Musterantwort. Das Ministerium des Innern hat an alle Gemeinden Fragebogen verschickt, die bezwecken, von jedem Dorfe eine möglichst ausführliche Einzelbeschreibung zu erlangen. Eine Anzahl von Antworten ist bereits eingegangen und werden im Regierungsblatt die rückständigen Gemeinden aufgemuntert, ihre Antworten bald einzusenden. Dabei veröffentlicht die Regierung eine derartig eingegangene Antwort, die von dem Lehrer der betr. Gemeinde verfaßt ist und empfiehlt ihn den noch ausstehenden Gemeinden als Muster. Diese Beschreibung schließt mit der Aufzählung der Maßregeln, die zu ergreifen wären, um die Zustände in der betr. Gemeinde zu verbessern. Es werden aufgezählt: Bau eines Schullokals, Versorgung der Wege und Straßen, Errichtung einer Sparkasse und schließlich — Vertreibung der Juden aus der Gemeinde! Und diese Antwort und damit auch diese Maßregel werden von der Regierung den anderen Gemeinden als Muster hingestellt. Endlich einmal was Vernünftiges von unserer Regierung werden unsere Leser denken. Doch gemach, dieser Fall ereignete sich nicht im Deutschen Reich, sondern in — Rumänien, und das betreffende Dorf heißt Bodganeschti."

**Weihnachten, dieses christliche Fest des Friedens und der Liebe,** wird stets von den Antisemiten zu Zwecken des Hasses und der Verhetzung mißbraucht. Auch diesmal brachten fast alle antisemitischen Zeitungen in ihren Festartikeln haßerfüllte Ausfälle gegen Juden und Judenthum. Die „Deutschsoz. Blätter" brauten sich einen ganz besondern Weihnachtstrank, bestehend aus Ignoranz, Lüge, Haß und Unverschämtheit. Da heißt es von der Aufgabe Christi:

„Den herrschenden Judengeist niederzuwerfen, den Geist, der das Hohe, das Göttliche im Laufe der Geschlechter hinabgezerrt und in den Dienst des gemeinen Schachers gezwungen hatte; den Geist, der dabei den hilfsbedürftigen Nächsten, von Räubern ausgezogen und ausgeplündert, mitleidslos am Wege liegen ließ und hilfreiche Liebe zu ihm nicht kannte, diesen Judengeist, den zu bekehren schon so viele Propheten vor ihm von Gott gesandt und auferstanden waren, wieder einmal auszutreiben und seine unverbesserlichen Träger zu zermalmen, das war sein Beruf."

Der Artikelschreiber scheint weder das alte noch das neue Testament zu kennen. Wenn ein Jude es wagen würde, den Geist der am christlichen Ostern 1903 in den Straßen Kischinews herrschte, als „Christengeist" zu bezeichnen, so würde jeder gebildete Jude sich über diese unerhörte Dreistigkeit empören. Wie sollen wir nun dieses schamlose Treiben der antisemitischen Heuchler bezeichnen?

**Jüdische Oberlehrer in Preußen.** Es wird uns geschrieben: Unter der Spitzmarke „Jüdische Oberlehrer in Preußen" ist in No. 1 d. Bl. eine Zuschrift wiedergegeben, welche die „Allgemeine Zeitung des Judenthums" enthalten und veröffentlicht hat. In dieser Zuschrift ist der Goetheforscher Albert Bielschowsky als ein Beispiel vorgeführt, wie man in Preußen die jüdischen Oberlehrer zurücksetzt, ihrer Religion halber. Das Beispiel ist sehr schlecht gewählt, so wahr es auch leider ist, daß in Preußen den Juden das höhere Lehramt fast zur Unmöglichkeit gemacht wird. Aber gerade Bielschowsky kam in eine bessere Periode hinein, und es ist unrichtig, daß er ob seines Glaubens Jahre voll bitterer Nahrungssorgen durchgekämpft hat. Richtig ist, daß Bielschowsky zuerst in der jüdischen Lehranstalt, dem Philantropin in Frankfurt a. M. beschäftigt war, aber er wurde im Vergleich zu manchen anderen höheren Lehrern frühzeitig angestellt. Er hatte das Glück, in seiner Heimathprovinz, in Brieg, an der neuerrichteten Oberrealschule anzukommen. Eigentliche Nahrungssorgen hat B. auch in Frankfurt a. M. nicht gekannt und seine definitive Anstellung in Brieg erfolgte, als er die zweite Hälfte der

20er Jahre überschritten hatte, also gewiß nicht sehr spät. Daß er in Brieg nur kurze Zeit amtirte, lag daran, daß die Anstalt wieder einging. Bielschowsky bezog das geordnete Wartegeld und hat sich dann nie wieder um eine Stelle an einer Schule beworben. Er fürchtete bei etwaiger Bewerbung eine Stelle an einem Orte zu bekommen, welche für den Goetheforscher, der er inzwischen geworden war, nicht geeignet erscheinen könne, fürchtete für seine litterarische Arbeit neben Schularbeit. Bielschowsky hat also seines Glaubens halber Zurücksetzung nicht erfahren, und ihn als Beispiel anzuführen für die wirklich berechtigten Klagen jüdischer Oberlehrer geht nicht an. Er ist nicht durch Zurücksetzung frühzeitig alt oder sonst geschädigt worden und fühlte sich als freier Forscher und Gelehrter wohler als im Joch des Lehramtes. Hätte er in Brieg ausharren müssen oder sofort anderweit Verwendung gefunden, als die Schule in Brieg einging, es wäre für ihn in mancher Hinsicht sicher schädlich gewesen, und wir hätten die herrliche Goethebiographie nicht, welche uns Albert Bielschowsky hinterlassen hat.

Die Zeit, in der Bielschowsky angestellt wurde, war die Periode Falk oder doch die des Kulturkampfes und des Liberalismus nach dem großen Kriege, aber welche Rückschritte haben wir seither gemacht! M. M.

**Mischehen.** Das neunte Heft der „Zeitschrift des Königlich Preußischen statistischen Bureaus" bringt Ziffern über die Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle im preußischen Staate während des Jahres 1902, denen wir die folgenden Daten, welche sich auf die Juden beziehen, entnehmen. Es wurden geboren

| | lebend | todt |
|---|---|---|
| beide Eltern jüdisch . . . . | 7 072 | 214 |
| Vater jüd. Mutter evang. . | 258 | 8 |
| „ „ „ kathol. . | 56 | — |
| „ „ „ sonstig. . | 15 | — |
| „ evang. Mutter jüdisch. . | 238 | 7 |
| „ kathol. „ „ . | 89 | 1 |
| „ sonstig. „ „ . | 15 | 1 |
| uneheliche Kind. jüdisch. Mütter | 294 | 16 |

Dies ergiebt, die Kinder aus Mischehen erfahrungsgemäß nur zu einem Viertel gerechnet, 7529 Geburten jüdischer Kinder. Dagegen starben Juden

über 15 Jahre 4457 = 1,27 Prozent der Gesammtziffer
unter 15 Jahre 1201 = 0,37 „ „ „

Wir sehen also wieder eine sehr günstige Sterbeziffer der Kinder, eine äußerst ungünstige der Erwachsenen; zusammen freilich ergiebt sich mit 0,84 Prozent immer noch ein günstiges Resultat, dem dagegen bei den Geburten mit 0,6 Prozent ein um so ungünstigeres gegenübersteht. Wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß 1,1 Prozent erst der Durchschnitt der Bevölkerung ist. Ehen wurden geschlossen

| | |
|---|---|
| beide Theile jüdisch . . . . . | 2 578 |
| Mann jüdisch, Frau evangelisch . . . | 187 |
| „ „ „ katholisch . . . | 48 |
| „ „ „ sonstig. . . . | 7 |
| „ evangelisch, Frau jüdisch . . . | 169 |
| „ katholisch „ „ . . . | 46 |
| „ sonstig. „ „ . . . | 9 |

Die Eheziffer ist nicht schlecht, rechnet man die Mischehen zur Hälfte, so erhält man 1,02 der Gesammtziffer der Eheschließungen in Preußen, freilich ohne die Mischehen sind es nur 0,2 Prozent.

**Jüdische Stadthäupter in Elsaß-Lothringen.** Es passiren noch Zeichen und Wunder. In mehreren Städten des Reichslandes giebt es jüdische Bürgermeister. In dem bilseberühmten Forbach beispielsweise ist im vorigen Jahre Herr Haas sogar einstimmig zum Bürgermeister gewählt worden, obgleich in der 8000 Einwohner zählenden Stadt nur vierzig jüdische Familien wohnen. Selbst die Antisemiten, denen es doch auf kühne Behauptungen nicht ankommt, werden nicht die Dreistigkeit haben, den Juden und dem jüdischen Bürgermeister in Forbach zur Last zu legen, was diese Stadt in den letzten Monaten in aller Leute Mund gebracht hat. Denn das fällt ausschließlich auf das Konto des judenreinen Offizierkorps. In der auch etwa 8000 Einwohner zählenden Kreisstadt Saarburg mit einer Bevölkerung von etwa 400 Juden ist vor kurzem Herr Sylvain Bers, ein Jude, mit 17 unter 23 Stimmen zum Bürgermeister gewählt worden. Wir wollen hoffen, daß die Antisemiten darauf hin nicht die genannten Städte in Bann thun oder gar für ihre Rückgabe an Frankreich agitiren werden, aus Furcht, das böse Beispiel könnte die guten Sitten von Konitz, Pyritz und dergleichen ostelbischen Städten verderben. Aber im Reichslande geht es auch mit jüdischen Bürgermeistern.

**München.** Vorige Woche erlöste der Tod von weiteren Leiden denjenigen Mann, auf dessen Person sich vielleicht die meisten Ehren gesammelt haben, welche jemals ein bayerischer Jude genossen hat. Im 80. Lebensjahre verstarb Max Ritter von Wilmersdörffer, in seinem Berufe Bankier, welcher die Würden eines königlich bayerischen Kommerzienrathes, eines königlich sächsischen Geheimen Kommerzienrathes und eines königlich sächsischen Generalkonsuls bekleidete. Max von Wilmersdörffer war ein Mann von außerordentlicher Bildung, ein Freund der Wissenschaft, der wegen seiner persönlichen, wissenschaftlichen Neigungen mit den gelehrtesten Kreisen in Beziehung stand, der sich des Besitzes einer großartigen Sammlung von Büchern erfreute. Eine seltene Geistesbildung, die auf einer erstaunenswerthen Kenntniß unserer klassischen Litteratur basirte, vereinigte sich in ihm mit einem außerordentlichen Gedächtniß, das ihn bis zu den letzten Tagen nicht verließ. Goethes und Schillers Werke kannte er fast auswendig. Seine ganze Anschauungsweise und Denkungsart war vom Geiste seiner Lieblingsdichter erfüllt und mit größtem Stolze pflegte er zu erzählen, daß ihn als Kind im Vaterhause Jean Paul auf den Armen getragen hatte. Er trug das Komthurkreuz des königlich sächsischen Verdienstordens und des Albrechtordens, und auch sein eigener Landesherr hatte ihn mit Ordensauszeichnungen bedacht, welche vor ihm höher keiner seiner Glaubensgenossen in Bayern getragen hat; es sind das Komthurkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael und das Ritterkreuz des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Thatsächlich hat sich Max von Wilmersdörffer ein großes bürgerliches Verdienst erworben dadurch, daß er die Vermögensangelegenheiten des Prinzregenten und seiner Familie, die in Wirklichkeit keine Privatangelegenheit, sondern eine öffentliche Angelegenheit von öffentlichem Interesse für die Bevölkerung bilden, mit großer Gewissenhaftigkeit und mit großem Geschicke erfolgreich seit langer Zeit besorgte. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" rühmen ihm unter anderem auch nach, daß er als Numismatiker sich eines Weltrufes erfreute, daß er an der Errichtung des Denkmals Königs Max II. in der Maximiliansstraße sich hervorragend, nämlich durch Führung der lange Jahre in Anspruch nehmenden Kassengeschäfte, betheiligte und bei Erwerbung von manchem Kunstwerk, das heute München ziere, hilfreiche Hand geleistet habe. — Der Prinz-Regent hat unmittelbar nach Kenntniß der Nachricht vom Tode Wilmersdörffers durch den Geheimen Hofrath von Klug persönlich in der Sterbewohnung den Hinterbliebenen sein Beileid an dem großen Verluste zum Ausdruck bringen und einen prachtvollen Kranz zu Ehren des Verstorbenen übergeben lassen.

**Die „Rasse des katholischen Klerus".** Das antisemitische „Alldeutsche Tagebl." in Wien warf kürzlich die Frage auf:

„Hat man bis auf den heutigen Tag häufig blonde katholische Geistliche gesehen? Mönche und Einsiedler wohl, weil deren Lebensweise dem weltabgewandten, wirklichkeitsfeindlichen, eigenartigen Sinne der Germanen entspricht. Aber Priester, die sich einer den Willen des Einzelnen zerbrechenden Einrichtung bedingungslos unterwerfen, die sich bis ins einzelne vorschreiben lassen müssen, wie sie zu denken und zu handeln haben? Nein! Der blonde katholische Priester ist eine Absonderheit! Man achte nur einmal auf die Priester der alleinseligmachenden Kirche. Ihre rundliche gedrungene Schädelbildung, das breite, behagliche Gesicht, welches, um mit Friedrich Hebbel zu reden, sich wie ein „vollkommen glaubwürdiges Attest" ausnimmt, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangene Futterlieferung ausstellt, die rastlos umherspähenden dunklen Augen, die fast durchwegs schwarzen Haare — so wird man den fremdartigen Typus, der hier vorliegt, nicht aerkennen können."

Hierzu bemerkt nun das Hamburger antisemitische „Deutsche Blatt", das Organ der Liebermannschen Gruppe: „Diese wenig freundlichen Worte uns zu eigen machen, liegt uns natürlich völlig fern, wir stehen den katholischen Volksgenossen wie auch der katholischen Kirche nicht wie das Wiener Blatt feindselig gegenüber. Die aufgeworfene Frage an sich aber mag wie jede andere Frage des weiten Rassengebietes werth sein, auch von Anderen mit geprüft zu werden, und deshalb nehmen wir von ihr Kenntniß."

Wirklich nur deshalb? Vielleicht nicht auch in dem stillen Wunsche, daß doch der eine oder der andere Leser in seiner Stellungnahme zur Rassenfrage durch das Wiener antisemitische Blatt beeinflußt werden möge?

**Paris.** In der ersten Weihnachtsnacht kam es in einem hiesigen eleganten Restaurant zu einem heftigen Auftritt zwischen mehreren Gästen. Baron de Malroy, ein bekannter Nationalist und Lebemann, der auch an dem Angriff gegen Lonbet auf dem Remplatze in Auteuil theilgenommen hatte, rief: „Nieder mit den Juden". Darauf sprang der israelitische Hauptmann Leay auf, der mit mehreren Freunden im Restaurant saß und versetzte dem Baron eine schallende Ohrfeige. Daraufhin fand ein Degenduell zwischen den Beiden statt, wabei Hauptmann Leay am Handgelenk verwundet wurde.

**Jüdische Generale in Frankreich.** Der Brigadegeneral Naquet-Laroque, Kommandant der Artillerie des dritten Armeekorps, ist zum Divisionsgeneral ernannt warden. Er ist gegenwärtig der einzige aktive jüdische General der französischen Armee, da die drei anderen — Sée, Hinstin und Brisac — in der Reserve sind. Seit Bestehen der Republik haben sieben Juden den Generalsrang erhalten.

**Ein Protest gegen den Kischinewer Prozeß.** Aus Petersburg wird gemeldet, daß gelegentlich eines litterarischen Festessens am 2. Januar, an dem die angesehensten Persönlichkeiten theilnahmen, der Kischinewer Vertreter Pereversew eine Ansprache hielt, nach der die Anwesenden einstimmig einen Protest gegen die Rechtssprüche und Ungesetzlichkeiten im Kischinewer Prozeß kundgaben.

**Die Juden und die sibirischen Goldminen.** Antisemitische Blätter wenden sich entrüstet gegen die „Times", die den wahren Grund der von der russischen Regierung gegen die Juden in Sibirien geplanten Beschränkungen enthüllt hat. Der Korrespondent des englischen Blattes hatte gemeldet, daß der russische Minister des Innern neuerdings den Versuch gemacht hat, im Senate dahin zu wirken, daß die Domizilrechte der Juden in Sibirien neuerdings eine Einschränkung erfahren. Als Grund wird angegeben, daß die Kontrole des Handels und der Goldminen ganz in die Hände der Juden gerathen werde, falls man nicht gestatte, den Juden die Bewegungsfreiheit zu nehmen. Das englische Weltblatt bemerkt dazu, es sei in der That begreiflich, daß die russischen Kronsdiener die Verwaltung der sibirischen Galdminen nicht aus den Händen geben wollen. Diese Minen bringen dem Zaren nichts und dem russischen Staate nichts. Wo der Ertrag bleibt, braucht nicht gesagt zu werden. Natürlich mögen die Interessenten keine ehrlichen Leute in ihrer Mitte haben und deshalb beharren sie auf Ausschließung der Juden. Nach dieser Auslassung wird man die Entrüstung der antisemitischen Blätter begreiflich finden.

---

## Die Ergebnisse des Prozesses in Kischinew.

Da die Prozeßaerhandlungen über die Exzesse in Kischinew unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfanden, so konnten nur spärliche Nachrichten über die Vorgänge im Gerichtssaal an die Oeffentlichkeit gelangen. Die von Dr. Theobar Barth herausgegebene „Nation" ist jetzt in der Lage, in den nachstehenden Darlegungen die Ergebnisse der Baruntersuchung wie des Prazesses in ihren wesentlichen Theilen zu bringen. Der folgende Artikel ist der „Nation" von einer Persönlichkeit zur Verfügung gestellt, deren Zuverlässigkeit außer Zweifel steht, und die sich in der Lage befindet, auch das zu wissen, was unter Ausschluß der „Oeffentlichkeit" sich abgespielt hat. Die Darlegungen bestätigen, was vorausgesetzt wurde. Man mordete, schändete und plünderte in Kischinew, weil einflußreiche Männer innerhalb der russischen Regierung eine solche staatserhaltende Thätigkeit des gebildeten und ungebildeten Mob für zweckmäßig erachteten.

Der Gewährsmann der „Nation" schreibt:

Petersburg, den 25. Dezember 1903.

Wohl nur in Rußland konnte es geschehen, daß für einen Prozeß wie den Kischinewer, den die gesammte Kulturwelt gespannt erwartet hatte, der Ausschluß der Oeffentlichkeit von oben herab dekretirt wurde. In jedem andern Lande hätte man sich gescheut, die von den Besten des Volkes erschnte Wahrheit zu verhüllen. Allein es war thatsächlich unmöglich, diese für Polizei und Verwaltung so blamablen Gerichtsverhandlungen vor aller Welt abzuhalten. Denn auch in diesem Segmente der Kischinewer Vorgänge — sollen doch dem ersten Prozeß einundzwanzig andere folgen — hat es sich gezeigt, daß die gegen die russische Verwaltung in der europäischen Presse und theilweise selbst in den unter einem Damoklesschwert befindlichen russischen Zeitungen erhobenen Beschuldigungen keineswegs übertrieben, vielmehr von der Wirklichkeit überboten waren. Es ist jetzt notorisch erwiesen, daß die Judenschinderei regelrecht vorbereitet worden war. In welchem Grade die Kischinewer Verwaltungsorgane an der Inszenirung der Exzesse sich betheiligt hatten, konnte und durfte natürlich ein an Händen und Füßen gebundener Gerichtshof indezug auf die einzelnen Personen nicht aufklären. Aber was selbst vor diesem Gericht zu Tage trat, läßt keinen Zweifel mehr aufkommen, daß die Kischinewer Brutalitäten vor allem dem Verhalten der Polizei zuzuschreiben, zum Theil ihr Werk sind.

Sicher ist, daß Ustrugow, der damalige Vizegouverneur von Kischinew und Zensor, am blutdürstigen Hetzblatt „Bessarabetz" persönlich mitgearbeitet hat. Zeuge Bürgermeister a. D. Schmidt hat vor Gericht geschildert, welche intimen Beziehungen zwischen Kruschewan, dem Herausgeber des Hetzblattes, und Ustrugow, seinem Mitarbeiter und offiziellen Zensor, geherrscht haben. Dies ging sa weit, daß Kruschewan selbst die von Ustrugow gestrichenen Stellen ruhig in seiner Zeitung veröffentlichen ließ, ohne die für jeden andern in einem solchen Fall unvermeidliche Inhibirung des Blattes befürchten zu müssen. Was dies zu bedeuten hat, kann nur der verstehen, der den „Bessarabetz" zur Zeit seiner stärksten Aktivität gelesen hat. Man denke sich, daß ein Pückler zu einer auf den ersten Kultivirungsstufen befindlichen Gesellschaftsschicht tagtäglich in spaltenlangen Artikeln, Notizen, Briefen, Antwortschreiben usw. unverhüllt und mit den rohesten Ausdrücken von der Nothwendigkeit spricht, die Juden abzuschlachten, daß er Hunderte von Malen die Masse geradezu zum

Judenmorde auffordert! Ja, dies giebt erst eine schwache Vorstellung von den wahnwitzigen Ausfällen des „Bessarabetz", der anstandlos einen Kreuzzug gegen die Juden predigte. Und dieses Blatt durfte unbehelligt erscheinen und genoß in solchem Maße den Schutz der Ortsverwaltung, daß sie das Gesuch um die Erlaubniß zur Herausgabe eines neuen Blattes mit anderer Tendenz nicht einmal an die höheren Instanzen abgeschickt hat.

Daß die Polizei nichts unternommen hatte, um die bevorstehenden Metzeleien zu verhindern, konnte sie trotz aller Heuchelei selbst nicht leugnen. Wochenlang wußte jedermann in Kischinew, daß an den Ostertagen blutige Judenkrawalle stattfinden würden. Die Polizei war zehn Tage vor den Exzessen, wie Polizeileutnantsgehilfe Dobroffelsky bekunden mußte, gewarnt, der Gouverneur ebenfalls. Aber die sonst mit der äußersten Härte verfahrende Polizei ließ ruhig die Verbreitung aufwiegleriſcher Proklamationen zu, die die Judenmetzelei zu Ostern ansagten und den Exzedenten Straflosigkeit zusicherten, während ein christliches Restaurant mit Plünderung bedroht wurde, falls die Proklamation nicht verlesen würde. Ruhig sah die Polizei mit an, wie vor dem Fest Leute in die Häuser gingen und genau notirten, wo ein Jude, wo ein Christ wohne. Daß die brutalen Ausbrüche des Hasses fast mit militärischer Disziplin organisirt worden waren, ist im Laufe des Prozesses mit der größten Bestimmtheit festgestellt worden. Es ist aber weiter erwiesen, daß Polizisten zum einfachen Volk vor Ostern gesagt haben, es sei ein Ukas des Zaren angelangt, die Juden drei Tage lang zu schlagen. Vor allem jedoch ist das geheimnißvolle Treiben des Baron v. Löwendal, des Vorstehers der Geheimpolizei, vor den Kischinewer Mord- und Raubthaten mit unheimlichem Lichte beleuchtet worden. Der Mann, der, aus Petersburg angelangt, einige Monate vor den Krawallen wie ein Meteor am Kischinewer Polizeihimmel aufgetaucht war und bald nach dem Exzeß verschwunden ist, hatte in der unglücklichen Stadt viel zu thun. Von Zeugen und Anwälten wurde in fast unverhüllter Form gegen ihn die Beschuldigung erhoben, daß er der eigentliche Organisator der Schreckenstage gewesen sei. Agenten dieses Löwendal waren in der Menge und hetzten sie mit den Worten: „Schlaget die Juden!" Wie der politische Gefangene Kreitschmar dem Petersburger Schriftsteller und Mitarbeiter der Zeitschrift „Odrasowanie" Aschetschow erzählt hat, befanden sich unter den Verhafteten anfangs drei Agenten Löwendals, die jedoch bald freigelassen wurden. Selbst Freymat, der Hauptuntersuchungsrichter während der Voruntersuchung, hat einem Freunde dieses Aschetschow erzählt, daß Löwendal wie dessen Agenten an den Ausschreitungen theilgenommen haben. Von ihm hing es ab, wann die Exzesse ein Ende nehmen sollten. Als der Gouverneur auf die Bitten der Juden hin endlich am zweiten Schreckenstage sich anschickte, eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen, um mittels strenger Maßnahmen die Krawalle zu unterdrücken, da war es wiederum Baron Löwendal, der durch eine kurze Unterredung den Gouverneur umstimmte, und das Gemetzel dauerte fort.

Zwei Tage lang wurde geplündert und gemordet, ohne daß es, wie es schien, in Kischinew möglich war, diesen „Ausbruch der Volksleidenschaft" einzudämmen. Dann aber wurde es plötzlich still, ganz still, so daß man bei dieser Ruhe kaum glauben konnte, dort sei Tage lang Blut geflossen. Wodurch wurde diese auffallende Beruhigung erreicht? Schon durch die Nachricht, daß das Militär zu Gunsten der Juden eingreifen würde, war das feige Mordgesindel hinweggefegt worden. Wie General Bäckmann vor Gericht ausgesagt hat, war kaum das Militär gegen 6—7 Uhr des zweiten Exzeßtages in den verschiedenen Stadttheilen aufgestellt, als um 8 Uhr, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, bereits Ruhe eintrat. Um 11 Uhr abends sei die Stadt wie ausgestorben gewesen. Niemand hat während des Prozesses auch nur eine Erklärung abgeben können, warum die 5000 Soldaten, die in Kischinew sich aufhalten, nicht früher zum Schutze der Gemordeten herangezogen wurden, warum auf Veranlassung von Löwendal ein großer Theil des Militärs zu „geheimen Zwecken" unthätig im Gouvernementshofe verbleiben mußte. In Kischinew klappte überhaupt alles: Nachdem der Gouverneur endlich nach langem Zögern am zweiten Exzeßtage um 12 Uhr mittags das Militär zum Einschreiten aufgefordert hatte, da war „schon um 6—7 Uhr abends das Militär über die Stadtbezirke vertheilt", um die Worte des Generals Bäckmann, Vorstehers der Kischinewer Garnison, wiederzugeben. So verspottet sich, ohne es zu wollen, der General selbst.

Und wo war die Polizei während der lustigen Mordtage? Sie waren alle, Polizisten wie Soldaten, auf den Beinen, haben jedoch, wie jetzt nicht mehr zu leugnen ist, fast ausnahmslos nur zugeschaut oder direkt „mitgearbeitet". Zahlreiche christliche Zeugen, darunter Advokat Schmitow, Dr. Sizinski (Bürgermeister und Hauptarzt des Semstwokrankenhauses), Guriew (Verwalter der fremdkonfessionellen Klöster Bessarabiens) u. a. haben bekundet daß die Ausschreitungen vor den Augen der Polizei stattgefunden haben. Wir greifen einige Einzelfälle aus den Aussagen heraus. So bekundete Stadsarzt Eduard Müller: „In der Puschkinskaja plünderten etwa fünfundzwanzig Personen in Gegenwart von drei Polizisten und fünfundzwanzig Soldaten. Und als ich die Soldaten fragte, warum sie unthätig seien, wurde mir die Antwort zu Theil: „Dazu muß die Polizei die Erlaubniß geben." Oberstleutnant Tarnowsky erzählte: „Um 12 Uhr mittags ging ich mit einer Kompagnie Soldaten in die Stadt. Als ich fragte, ob ich nicht Exzedenten verhaften sollte, die an meiner Patrouille vorübergingen und das Volk aufhetzten, indem sie ihnen erzählten, sie hätten einen geschlachteten Christen aus einer Tonne herausgezogen, wurde mir geantwortet, daß es noch nicht nöthig sei." Guriew: „Während des Exzesses wandte ich mich an einen mir bekannten Rittmeister einer Streifwache mit den Worten: „Was, Sie spazieren herum?" Mit Unwillen erwiderte er: „Ja, wir spazieren, da uns nichts anderes befohlen ist". Als ich einen jüdischen Laden zu retten suchte, erscholl eine Stimme aus der Menge: „er rettet ein jüdisches Haus, wir wollen ihm dafür die Fenster einschlagen!" Ich bat nun den Polizeimeister um vier Soldaten, er lehnte es jedoch ab. „So werde ich — sagte ich — nach der ersten eingeschlagenen Scheibe schießen." „Schießen Sie, ich werde froh sein", antwortete er spöttisch und wandte sich ab." In einem anderem Falle wandte sich ein Christ Ostan an einen Unteroffizier, der mit fünfzehn Soldaten unthätig dastand, mit der Bitte, er möchte doch die Ueberfallenen schützen, er erhielt aber eine ablehnende Antwort. Während einer der schrecklichsten Abschlachtungen, bei der die Brutalität alle Grenzen überschritt, sodaß die Exzedenten die Menschen wie Rasende herumhetzten, über ihre Opfer wie Raubthiere herfielen und die empfindlichsten Qualen für sie erfannen, im Hof der Gostinaja Nr. 33 that die Polizei, die mit Herrn Polizeileutnant Solowkin an der Spitze in der nächsten Nähe des Thatorts sich befand, nichts und benahm sich selbst außerordentlich zynisch.

War es nicht logisch, wenn die Menge glaubte, die Polizei und das Militär seien dazu da, um die Exzedenten vor jeder Nothwehr seitens der Geplünderten zu schützen? So erzählt Zeuge Advokat Schmitow: „Ich habe einen plündernden Bauern gefragt, wie es nur möglich sei, solche Exzesse in Gegenwart des Militärs zu begehen, worauf ich die Antwort erhielt: Das Militär ist gekommen, um uns vor den Juden Schutz zu gewähren." Die Exzedenten mußten, wie Schmitow sich ausdrückte, als sie die Straflosigkeit ihrer Handlungen sahen, zur Ueberzeugung kommen, daß sie ganz und gar nach dem Gesetze verführen. Einen charakteristischen Fall erzählte Dr. Sizinskh aus dem Semstwokrankenhause. Da lagen nach den Exzessen verwundete Christen und Juden beisammen. Man las einen Aufsatz des „Bessarabetz", in welchem die ausdrückliche Aufforderung enthalten war, die Juden todtzuschlagen. Als nun die Juden sagten, dieses Blatt sei ein lügnerisches, beriefen sich die Christen zum Beweis der Wahrheit darauf, daß die Regierung es zu drucken gestattet habe. „Die Regierung hat es erlaubt", also schwirrte es fortwährend in der Luft während der Exzesse, und gar viele waren fest überzeugt, die Regierung habe es befohlen. Warum würde sonst Polizei und Militär allen denen, die sie um Schutz anflehten, antworten, es sei noch kein Befehl erlassen worden, gegen die Exzedenten vorzugehen? Was sollten die Plünderer sonst denken, wenn sie z. B. folgende typische Szene sahen, die Zeuge Fischmann vor Gericht bezeugt hat? „Bei der Plünderung meines Hauses", erzählte er, „war eine Patrouille zugegen. Der Offizier kommandirte den Soldaten „fünf Schritt zurück!", gleichsam um der Menge der Exzedenten freieren Spielraum zu schaffen. Flehentlich wandte ich mich an Polizei und Militär, aber die Soldaten schlugen mich mit den Kolben."

Geradezu kläglich ist die Aussage des ehemaligen Vizegouverneurs Ustrugow während der Voruntersuchung. Am ersten Tage habe er gegen halb elf Uhr abends vom Wächter des Gouvernementsgebäudes erfahren, daß in einigen Häusern Fenster eingeschlagen worden wären. Am zweiten Tage habe er gleichfalls nur zufällig von der Erneuerung der Ausschreitungen gehört, und um fünf Uhr abends sei er zum Gouverneur gerufen worden, um eine Rundfahrt zu machen und die Plünderer zur Vernunft zu bringen. Ohne selbst an einen Erfolg zu glauben, habe er mit drei Dragonern den Versuch gemacht; so oft er jedoch sich einem Orte der Krawalle genähert habe, seien die Exzedenten fortgelaufen, sodaß er nur mit klagenden Juden habe sprechen können. Zweimal habe er den Versuch gemacht, das Militär zu Hilfe zu rufen, um durch eine Umzingelung von beiden Seiten die Flucht der Exzedenten zu hemmen und wenigstens einen Theil derselben zu verhaften, aber beide Male sei ihm eine Absage zu Theil geworden. Man vergegenwärtige sich, wie lächerlich der Vizegouverneur sich selbst hinstellt: von den Exzessen, welche eine Welt entrüstet haben, erfuhr er „zufällig", und gegen die Exzedenten konnte er nichts ausrichten, da sie ihm stets das Nachsehen gelassen hätten. Der ehrenwerthe Hetzapostel wollte besonders schlau seine Thaten unter dem Mantel der Lächerlichkeit verbergen, offenbarte jedoch die ganze Heuchelei der Potizei. Mit kühnen Worten charakterisirte ein Vertheidiger der Angeklagten, Schdanow, das Verhältniß zwischen Polizei und Exzedenten etwa folgendermaßen: Es sei absolut ausgeschlossen, daß die Plünderermassen einzig und allein aus eigenem Antrieb losgegangen seien. Er wisse nicht, woher ihnen dieser Befehl gekommen sei, wer sie gezwungen habe, die Juden zu schlagen, aber er wisse wohl, daß „die Polizei sich ihnen nicht habe widersetzen können. Der Polizeileutnant Solowkin konnte selbst nichts thun und wandte sich deshalb an den Polizeimeister, der Polizeimeister an den Gouverneur, der Gouverneur an Baron Löwendal. Ich weiß nicht, was sie alle am Einschreiten verhindert hat, ich weiß nur, daß die Metzelei erst dann ein Ende nahm, als von oben die nöthige Weisung eingetroffen war."

Allein nicht nur das passive Verhalten der Polizei gegenüber den Exzedenten trat durch den Prozeß klar zu Tage. Wie festgestellt wurde, beschränkte sich die Polizei nicht auf diese bescheidene Rolle. Namentlich niedere Polizeiorgane nahmen an den Ausschreitungen theil, viele Schutzleute hetzten die Plünderer zur energischen Arbeit auf. So große Mühe nachher auch darauf verwandt wurde, die Angeklagten durch Zusicherung milderer Strafen von Aussagen abzuhalten, welche die Polizei kompromittiren könnten, — nicht immer gelang dieses Treiben. So sagte der Angeklagte Theodor folgendermaßen aus: „Ich bekenne mich schuldig, ich habe geplündert. Ich hatte einen Knüttel, Balfun ein Brecheisen. Die Polizei sagte nur: ‚schlage die Juden!', worauf ich anfing, Fenster und Thüren einzuschlagen. Ein Schutzmann zeigte uns, wo die besten jüdischen Läden sind. Balfun rief mich und den Kameraden Wakar und sagte: ‚Es ist ein Recht vorhanden, die Juden zu schlagen.' Die Polizei war die ganze Zeit während der Exzesse in der Puschkinskaja hinter den Plünderern und sprach: ‚Weiter, Weiter!' Der Polizeileutnantsgehilfe Makedon nahm mich am Arm, verhaftete mich und versprach, mich nach zwei Tagen freizulassen. Der Offizier und die Streifwache stürzten mit Geschrei auf die Juden." Zeuge Guriew hörte selber am 7. April einen Schutzmann den Exzedenten zurufen: „Schlaget nicht hier, dort ist ein jüdisches Haus!" Um nicht mit den weiteren gleichartigen Aussagen zu ermüden, sei nur noch die allgemeine Aeußerung der Dr. Sitzinsky erwähnt. Während der Exzesse sagten die Behörden: „Es schadet nicht, diese Frucht zu schütteln."

Und sie „schüttelten" gehörig mit, Soldaten und Polizisten plünderten und stahlen, und ein großer Theil der geraubten Sachen ist bei den Gesetzeshütern geblieben, trotzdem der Polizeimeister, als der Taumel vorüber war, an die Polizeiorgane die Aufforderung richtete, die „aufbewahrten" Sachen schleunigst abzugeben, falls sie sich nicht einer gerichtlichen Verfolgung aussetzen wollten. Wie weit die Antheilnahme des Militärs an den Krawallen ging, zeigt die Aussage des Revieraufsehers Blagoi hinsichtlich des Punktes, an welchem er die Aufsicht hatte: „Gegen 200 Soldaten plünderten die Waaren. Ich konnte keine Soldaten festnehmen, weil drei mir bekannte Feldwebel, die dabei standen, die Verhaftung von Soldaten nicht zuließen. Bei diesen wurde eine Menge geraubter Gegenstände gefunden."

Die meisten Polizeibeamten hatten völlig das Bewußtseln der ihnen im Namen ihres Amtes zustehenden Aufgaben eingebüßt. Der Polizeileutnant Solowkin nahm einzelne Wöchnerinnen unter seinen Schutz — für den Preis von je 5 Rubeln pro Kopf. Nicht weniger interessant ist die Bekundung des Anwaltes Portugeis: „In unserem Stadttheil wurde einzig und allein mein Haus geplündert, was mir der Polizeileutnantsgehilfe Saboroschny versprochen hatte, weil er unwillig geworden war, als ich ihn um Hilfe bat." War schon die Bitte eines Juden um Hilfe vor der Zerstörungswuth in den Augen der Polizei eine Sünde, so wurden die Versuche der Juden, sich den Exzedenten entgegenzustellen, mit allen möglichen Mitteln, bald mit lügenhaften Beruhigungen und Schutzversprechungen, bald mit Gewalt, niedergehalten. Sich wehrende Juden wurden von Soldaten geschlagen, und die Polizei verfuhr hierbei mit der größten Energie. Der Polizeileutnant Dobrosselsky hat, wie er selber bezeugte, nicht nur einer Anzahl Juden die Stöcke abgenommen, sondern acht von ihnen inhaftirt, weil sie im Augenblick der Exzesse ihre Pässe nicht vorzuzeigen vermochten. Woran nur eine fischinewer Polizeiseele beim Anblick fließenden Blutes und tobender Raserei zu denken vermochte! Ihn überbot allerdings ein anderer Gemüthsmensch, Polizeileutnant Solowkin, der, als er während des Blutbades in der Gostinajastraße 33 auf den Schauplatz der Morde hinkam und von Baronowitsch auf die Leiche seines erschlagenen sechzehnjährigen Sohnes hingewiesen wurde, nichts anderes zu thun hatte, als seine Schuhe zu beschauen, ob sie nicht mit Blut bespritzt seien.

(Schluß folgt.)

## Briefkasten.

☛ **Das Sachregister für 1903 wird der Nr. 4 der „Mittheilungen" beigelegt werden.**


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientirung über die gesammte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich**

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschirt 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

☛ **Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** ☚

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christenthum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 3. Berlin, 20. Januar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath n. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Die Reichstagsersatzwahl in Eschwege-Schmalkalden.

Die Wahlvorbereitungen im Wahlkreise sind, trotzdem der Wahltermin erst auf den 1. März angesetzt ist, bereits im vollen Gange; es treten wiederum alle diejenigen Parteien, die bei den letzten Wahlen Kandidaten aufgestellt hatten, für die Ersatzwahl in Konkurrenz. Am eifrigsten haben es mit der Aufstellung ihres Kandidaten Raab die Antisemiten gehabt, die bereits jetzt einen Wahlfonds von über 1000 Mk. durch Aufruf in ihren Parteiorganen angesammelt haben. Der Wahlkampf wird ein sehr heißer werden, da die Antisemiten erfahrungsgemäß bei solchen Nachwahlen alle ihre verfügbaren agitatorischen Kräfte in den Wahlkreis werfen und Liebermann v. Sonnenberg und Graf Reventlow es sich ganz besonders angelegen sein lassen werden, ihrem Parteifreund wieder zu einem Reichstagsmandat zu verhelfen. Die Stöckerschen Christlichsozialen legen sich ebenfalls mit großer Verve für den antisemitischen Kandidaten ins Zeug. Das „Volk" hat schon wiederholt in längeren Artikeln die Verdienste Raabs um den Mittelstand gefeiert und seine Kandidatur so lebhaft befürwortet, als handele es sich um eine christlichsoziale Kandidatur. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn Herr Stöcker selbst oder Herr Burckhardt den Antisemiten persönlich Wahlhilfe leisteten.

Die Position der Antisemiten ist bei der Ersatzwahl insofern eine erheblich günstigere, als der im Wahlkreise selbst ansässige antisemitische Abg. Lattmann, der bei der Hauptwahl durch die Agitation in seinem eigenen Wahlkreise Kassel vollauf in Anspruch genommen war, jetzt ebenfalls für die Agitation in Eschwege-Schmalkalden freigeworden ist und nach der Ankündigung antisemitischer Blätter in der Wahlagitation an erster Stelle stehen wird.

Die Freikonservativen haben ihren alten Kandidaten, „den alten kränklichen Herrn von Chrisien", wie ihn das „Deutsche Blatt" nennt, der den Wahlkreis in der vorigen Legislaturperiode vertreten hat, wieder aufgestellt und erwarten, daß die Nationalliberalen, die bei der Hauptwahl im vorigen Jahre wohl in der Mehrzahl für den freisinnigen Seyboth gestimmt haben, ihn unterstützen werden.

Das Verhalten der Nationalliberalen bei der Ersatzwahl ist noch nicht ganz geklärt. Zuerst hieß es, daß sie einen eigenen Kandidaten aufstellen wollen, es wurden in diesem Zusammenhange die Namen Büsing und Bassermann genannt. Den Antisemiten wäre das gar nicht unangenehm gewesen. „Uns wäre Bassermann ein sehr bequemer Gegner. Der Schwiegersohn des Juden Ladenburg in dem antisemitischen Eschwege!" schrieb das „Deutsche Blatt" hierzu. Nachher wurde allerdings diese Nachricht dementirt und die Nationalliberalen haben sich jetzt angeblich durch einen in Kassel gefaßten Beschluß ihrer Vertrauensmänner des Kreises für den Freikonservativen von Chrisien festgelegt. Dieser Beschluß ist um so unverständlicher, als er der ganzen politischen Konstellation, die schon bei der letzten Landtagswahl die Nationalliberalen in einer großen Anzahl von Wahlkreisen an die Seite der freisinnigen Gruppen führte, direkt ins Gesicht schlägt. Wir glauben auch schwerlich, daß die nationalliberalen Wähler diese widerspruchsvolle Haltung ihrer Parteileitung, die bei der Hauptwahl eine zumindest wohlwollende Neutralität gegenüber den Freisinnigen eingenommen hatte, folgen und nun auf Kommando eine solche Schwenkung nach rechts mitmachen werden.

Die Konservativen und der Bund der Landwirthe, die allerdings im Wahlkreise, nach der Behauptung des antisemitischen „Deutschen Blattes", nicht sonderlich organisirt sind, werden wohl ausnahmslos für den Antisemiten Raab stimmen. Das über die Stimmung dieser politischen Kreise anscheinend gut informirte „Volk" schreibt hierzu:

„Die Deutschkonservativen haben durch ihren Verbandsvorsitzenden für Kurhessen, Herrn von Loebell-Kassel, das Mandat dem Gutsbesitzer von Bodelschwingh-Schwarzenhasel (Kreis Rotenburg) anbieten lassen, der aber durch sofortiges Schreiben aus Gandelsheim, wo er eben bei einem erkrankten Bruder weilt, zu Gunsten des deutschsozialen Kandidaten Friedrich Raab verzichtet hat. Dieselbe Stimmung herrscht unter dem Gros der Angehörigen des Bundes der Landwirthe. Somit scheint wenig Aussicht dafür vorhanden zu sein, daß die Mehrheit der Parteien der Rechten für den Freikonservativen v. Chrisien sich entscheiden könnte."

Das christlichsoziale Blatt erwartet auch bestimmt, daß „namentlich viele konservative Pfarrer von ganzem Herzen für Raab eintreten" werden.

In dem Lager der rechtsstehenden Parteien hat man sich große Mühe gegeben, eine Einigung aller konservativ-antisemitisch gerichteten Gruppen auf einen gemeinsamen Kandidaten herbeizuführen. Die agrarische „Deutsche Tageszeitung" trat wiederholt lebhaft für eine solche Konzentration ein und wurde darin auch von der „Kreuzztg." lebhaft unterstützt. Damit sollte anscheinend den Freikonservativen der Verzicht auf eine eigene Kandidatur nahegelegt werden, wie ja auch schon die oben erwähnte Charakteristik des freikonservativen Kandidaten im Liebermannschen Organ durchblicken läßt. Bisher haben zwar die Freikonservativen ihnen diesen Gefallen nicht erwiesen, es will uns aber noch keineswegs so sicher er-

scheinen, daß schließlich die Freikonservativen nicht doch noch ihre Kandidatur zurückziehen und dadurch freies Feld für eine Konzentration der gesammten rechtsstehenden Parteien schaffen.

Der Wahlkampf wird daher für die Freisinnigen angesichts der ganzen Sachlage und der besonders durch die Affaire Seyboth hervorgerufenen widrigen Umstände ein überaus harter und dornenvoller werden, trotzdem die Parteileitung bei Auswahl des Kandidaten, des Lehrers Merten-Berlin eine glückliche Wahl getroffen zu haben scheint. Die Antisemiten werden in bekannter Skrupellosigkeit die Affäre Seyboth parteipolitisch ausschlachten. — Das „Deutsche Blatt" erklärt zwar heuchlerisch: „Wir gedenken im Wahlkampf nicht Gleiches mit Gleichem vergeltend, die freisinnige Partei und ihre Parteimoral für Seybothe Handlung verantwortlich zu machen. — Wenn man uns s. Zt. in unanständiger Form bekämpft hat, so dürfen wir aus Selbstachtung nicht ähnliche Wege gehen". — Bereits jetzt wird aber von antisemitischer Seite im Wahlkreise mit lügnerischen Behauptungen über den Fall Seyboth, die auf die Zentralleitung der freisinnigen Volkspartei ein ungünstiges Licht werfen sollen, operirt. Der antisemitischen Verleumdungskampagne wird also sehr energisch entgegengetreten werden müssen, und wir hoffen, daß auch unsere Freunde im Wahlkreise es in dieser Beziehung an der nöthigen Entschiedenheit und Opferwilligkeit nicht fehlen lassen werden.

## Aus dem Reichstage.

Im Reichstage hielten die beiden neugewählten antisemitischen Abgeordneten **Böckler** und **Frölich** am 14. d. Mts. gelegentlich der Berathung der Handwerker-Interpellation ihre Jungfernreden. Die Herren schienen zu glauben, mit ihren in antisemitischen Volksversammlungen wohl angebrachten Mätzchen auch auf den Reichstag Eindruck machen zu können, mußten sich aber bald überzeugen, daß die rednerischen Lorbeern im Reichstage doch etwas höher stehen. Der Abg. Böckler polemisirte nach dem Muster des Hamburger „Deutschen Blattes" gegen den Kaiser: „Es ist dahin gekommen, daß unsere höchsten Stellen verballinisirt sind, daß bis an die höchsten Stufen des Thrones die Fremdlinge aus Palästina und Amerika Zutritt haben", und schloß seine Tiraden mit der grotesken Wendung, wenn der Kaiser keinen leistungsfähigen Mittelstand mehr habe, „dann gute Nacht Kaiser und Reich", worauf ihm nach dem Bericht einer Zeitung von einem Redner der Linken unter schallender Heiterkeit des Hauses zugerufen wurde: „Gute Nacht, Herr Böckler". Von dem Staatssekretär des Innern mußte Herr Böckler in ziemlich beschämender Weise eine Lektion im Geschichtsunterricht über sich ergehen lassen. Irgend wann oder wo hat wohl auch einmal ein antisemitischer Volksredner etwas von dem Ueberschreiten des Rubikon durch Julius Cäsar gehört. Die geschichtlichen Konsequenzen dieses jedem Tertianer bekannten Vorganges braucht natürlich eine solche antisemitische Leuchte nicht zu wissen, und so gab Herr Böckler von der Höhe seiner historischen Kenntnisse aus zu diesem welthistorischen Ereigniß folgenden merkwürdigen Kommentar:

„Die Weltgeschichte weiß schon längst, daß der Rubikon ein kleines Bächlein ist, sehr seicht, und daß, wenn Cäsar an jenem Tage nicht über den Rubikon gegangen wäre, die ganze Entwickelung der Weltgeschichte auch nicht anders ausgefallen wäre. Also die Wendung von dem Rubikon war zwar sehr geistreich, aber nicht gerade sehr tief."

Der Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, belehrte darauf hin, unter Berufung auf Mommsens Römische Geschichte, aus der er die entscheidenden Sätze wörtlich verlas, Herrn Böckler, daß der entscheidende Punkt bei dem Vergleich zwischen der Einbeziehung der Handwerker in die Invalidenversicherung und dem Ueberschreiten des Rubikon durch Julius Cäsar in der für unsere soziale Gesetzgebung zu gewärtigenden revolutionären Umwälzung liege: „Darin lag der Vergleichspunkt meines Bildes und nicht im Wasserstande des Rubikon. (Große Heiterkeit.) Graf Posadowsky konnte also am Eingang seiner Entgegnung mit Recht sagen, daß die Geschichtskenntnisse des Herrn Böckler „nicht ganz taktfest" sind.

Der Vertreter des „Deutschen Volksbundes" im Reichstage, Abg. Frölich, koramirte den Reichstag durch eine burleske Schilderung der Umständlichkeiten des Invalidengesetzes: „Wenn man heute in eine Fabrik kommt, sieht man, wie ein Mann unter Umständen am Sonnabend den ganzen Tag zu lecken hat. Den einzigen Vortheil, den der Betreffende hat, ist, daß er sein Abendbrod spart". Herr Fröhlich hätte sich diese Zirkusspäße auch lieber für antisemitische Volksversammlungen, in denen er eine kongeniale Zuhörerschaft voraussetzen darf, sparen können.

Man sieht, das Debut dieser beiden neuen antisemitischen Spaßmacher ist kaum dazu angethan, zur Hebung des geistigen Niveaus des Reichstages sonderlich beizutragen.

## Absonderung und Abstoßung.

Von Herrn C. erhalten wir mit Bezug auf den letzten Artikel des Herrn Erich Spitz folgende Entgegnung, mit der wir die Aussprache über dieses Thema endgültig abschließen, nachdem wir unseren eigenen Standpunkt in dem ersten Stadium der Diskussion des Oefteren nachdrücklichst vertreten haben:

Meinem Gegner bestreite ich, daß deutsche und jüdische Nationalität sich feindlich gegenüberstehen. Personen, die man heute deutsch-national und jüdisch-national nennt, stehen sich allerdings vielfach feindselig gegenüber, diese machen aber nicht ohne Weiteres die Nationalität aus. Wenn zum Beispiel die Deutschnationalen über den „vielfach überschätzten Lessing" sich hinweggesetzt haben und überhaupt von den Idealen unserer großen Dichter nichts wissen wollen, so ist man gerade deutsch im Gegensatz zu diesen Deutsch-Nationalen, und zwischen diesen Idealen und meinen jüdischen Idealen besteht keine Disharmonie. Es ist für den Juden nicht nur möglich, sondern leicht, die Bildungselemente harmonisch zu vereinen, die er von der einen Seite und von der anderen Seite empfangen hat.

Soviel scheint wohl auch mein Herr Gegner zuzugeben, daß der Konflikt zwischen Staatsbürgerthum und Nationalität leichter da eintreten kann, wo es sich um eine Nationalität handelt, welche durch ein starkes Staatswesen getragen wird, wie die deutsche. Worauf er aber nicht geachtet zu haben scheint, trotzdem ich diesen Punkt mehrfach betont habe, ist die Thatsache, daß sogar in Deutschland selbst das deutsche Nationalgefühl mit den Pflichten eines Staatsbürgers kollidiren kann und auch oft kollidirt hat; ich brauche nur an die Reibungen zu erinnern, welche Bismarck mit den Alldeutschen in Deutschland wegen der Frage der deutschen Siedelungen in Ungarn gehabt hat. Danach müßte man ebensogut die Berechtigung des deutschen Nationalgefühls in Deutschland leugnen. Thatsächlich hängt die Sache so zusammen, daß mit den Pflichten des Staatsbürgers eine Reihe Pflichten und Trieben kollidiren kann, z. B. die Pflicht, für die Familie zu sorgen, die Pflicht der Freundschaft, die Liebe ꝛc. Hat man darum das Recht, die Berechtigung dieser Gefühle zu leugnen oder ist nicht lediglich zu fordern, daß im Falle wirklicher Interessenkonflikte Jemand seine Pflichten gegen das Staatswesen erfüllt?

Vor kurzem haben die Deutschen in New-York, welche die Kandidaten der korrupten Tammany-Partei ans Ruder gebracht haben, weil deren Gegner Seth Low sich zum deutschen Unterricht unfreundlich gestellt hat, ihre Pflichten als amerikanische Staatsbürger verletzt. Ich würde selbstverständlich Zionisten, die in ähnlichen Fällen ebenso handeln

würden, für äußerst tadelnswerth halten. Aber, wie bemerkt, solche Konflikte zwischen dem deutschen Nationalgefühl und den Pflichten des deutschen Staatsbürgers sind auch in Deutschland nicht ungewöhnlich. Ein analoger Fall läge z. B. bei der Wahl eines Abgeordneten vor, welcher als deutscher Bürger seinem Gegner nicht gleichzustellen wäre, aber durch alldeutsche Reden gegen Czechen oder Magyaren sich beliebt gemacht hätte. Deutschland ist eben kein Nationalstaat, nicht nur weil unsere Verfassung nichts von Nationalität weiß, sondern auch, weil einmal ein großer Theil der Deutschen nicht im Deutschen Reich ansässig ist, und weil andererseits eine Anzahl zu anderen Nationen gehöriger Bürger in Deutschland wohnt. Es gab eine Zeit — und die ist noch nicht so lange her — wo man recht gut angesehen war, wenn man der polnischen Nationalität angehörte. Soweit es sich um Nationalitäten handelt, die politisch indifferent sind — wie Masuren, Wenden ꝛc. — wird auch jetzt kein Unterschied gemacht. Was bei den Polen, Franzosen, Dänen perhorreszirt wird, ist nicht sowohl ihre Nationalität, als die Möglichkeit einer politischen Gefährdung im Fall auswärtiger Verwicklungen. — Ein Großherzogthum Warschau würde für Deutschland etwas anderes bedeuten als ein Staat Palästina. Ueber diesen sich die Köpfe zu zerbrechen, scheint mir etwas verfrüht. Wenn mein Herr Gegner verlangt, daß kluge Männer für die Zeit vorbauen sollen, wo die Verwirklichung des vagen Sehnens der Zionisten beginnen würde, so werden ihm die Zionisten dankbar sein, daß er ihre Bestrebungen — wenn auch bedingt — als eine Aktualität behandelt. In meinen Augen ist der politische Zionismus nur eine Utopie; eine Utopie kann moralisch sehr förderlich sein, und sofern, wie hier, das geträumte Land der Zukunft nicht aus den wirklichen Theilen des Deutschen Reiches gebaut werden soll, sehe ich wirklich nicht, wo ein Konflikt herkommen soll.

---

## Der Mord in Steegers vor dem Konitzer Schwurgericht.

Konitz, den 13. Januar 1904.

Ein Nachspiel zu der Ermordung des Gymnasiasten Ernst Winter in Konitz, die bis zum heutigen Tage eine Sühne nicht gefunden hat, bildet gewissermaßen der Todschlags-Prozeß, der heute das hiesige Schwurgericht beschäftigt. Auf der Anklagebank sitzen unter der Beschuldigung, am Abend des 28. September vorigen Jahres den jüdischen Schriftsetzer Berthold Levy aus Warschau zu Tode geprügelt zu haben: 1. der Schlossermeister Max Hahn und 2. der Nachtwächter Johannes Vergin aus dem kleinen westpreußischen Städchen Steegers. Die beiden Angeklagten befanden sich am 28. September im Verein mit anderen Einwohnern in der Gastwirthschaft von Schülke, woselbst auch der ermordete Levy, der Tags zuvor über Alexandrowo von Warschau zugereist war, Quartier genommen hatte. Der fremde Mann mit dem jüdischen Aussehen und Namen erregte naturgemäß gerade zu damaliger Zeit, wo die antisemitische Agitation im Lande mit der unaufgeklärten Ermordung des Ernst Winter wirkte, allgemeines Interesse. Die gegen den Schlächtermeister Levy in Konitz erhobene Anklage, welche schließlich mit der Freisprechung des schwer Verdächtigten geendet hatte, war noch in aller Erinnerung, und ebenso die in der damaligen Verhandlung aufgetauchte Vermuthung, daß von auswärts gekommene Juden im Verein mit dem Namensvetter des Fremden die Ermordung des unglücklichen Gymnasiasten bewerkstelligt hätten. Dazu kam noch, daß man sich gerade am Vorabend des jüdischen Versöhnungsfestes befand. Die Folge davon war, daß Levy allerhand Sticheleien von seiten der zum Theil angetrunkenen Gäste ausgesetzt war. Man fragte ihn, ob ein Seitenstück zu dem Konitzer Mord in Stegers geplant sei und forschte den Fremden über seine Ansicht bezüglich der Konitzer Mordthat aus. Levy verbat sich diese Anzapfungen und Beleidigungen und beging darauf die Unklugheit, nun auch seinerseits aggressio zu werden, indem er auf die antisemitische Bewegung schalt und der Vermuthung Ausdruck gab, daß vielleicht die Antisemiten selbst den Mord in Konitz begangen hätten, um den Juden eins auswischen zu können. Darob erhob sich ein Heidenlärm in der Wirtschaft. Man drang auf Levy ein und fiel über den Wehrlosen mit Fäusten und Stöcken her. Namentlich die beiden Angeklagten sollen sich an dieser Schlägerei sehr lebhaft betheiligt haben. Schlossermeister Hahn soll den Levy gezwungen haben, niederzuknien und das Vaterunser zu beten, worauf der Angeklagte Vergin dem Levy dann einen Schlag versetzt haben soll, an dessen Folgen der Unglückliche am nächsten Morgen verschieden ist. Der Fall hat seiner Zeit großes Aufsehen erregt und sogar den für den Kreis Schlochau-Flatow gewählten antisemitischen Reichstags-Abgeordneten Redakteur Böckler-Berlin zu einer Erklärung auf dem Parteitage der antisemitischen Partei in Berlin veranlaßt, wonach er bei seinen Agitationsreisen niemals in Steegers gesprochen, also die dortige Bevölkerung auch nicht gegen die Juden aufgereizt haben könne. Gerade dort habe man ihm jedesmal die Säle verweigert. Die beiden Angeklagten sollen ihre Stimme bei der letzten Reichstagswahl auch nicht dem antisemitischen Kandidaten, sondern dem der Polen gegeben haben. Beide Angeklagten sind noch nicht bestraft und haben seiner Zeit angegeben, sie wären total betrunken gewesen. Der Angeklagte Vergin ist Vater von acht Kindern. Den Vorsitz im Gerichtshofe führt Landgerichts-Direktor Monschaw.

Unter den Geschworenen befindet sich ein einziger Israelit, Kaufmann Salomon Friedlaender (Zempelburg). Dieser wird vom Staatsanwalt angenommen, vom Vertheidiger, Rechtsanwalt Gebauer, abgelehnt.

Aus den Verhandlungen sei folgendes wiedergegeben: Vors.: Es wird erforderlich sein, zunächst festzustellen, ob der Angeklagte überhaupt verhandlungsfähig ist.

Dr. med. Neuß, der den Angeklagten in Bublitz behandelt hat, bekundet auf Befragen des Vorsitzenden, daß der Angeklagte stark zum Alkohol neige. — Kreisarzt Dr. König bemerkt danach: Der Angeklagte Hahn habe ihm heute früh über körperliches Unbehagen geklagt, er halte aber denselben für verhandlungsfähig und sei auch der Ansicht, daß der Angeklagte bei Begehung der That sich in einem Zustande befand, in dem seine freie Willensbestimmung nicht ausgeschlossen war. — Es wird danach in die sachliche Verhandlung eingetreten. Der Angeklagte Hahn bemerkt auf Befragen des Vorsitzenden: Am Abend des 28. September 1903 sei in der Schülke'schen Gastwirthschaft ein Jude gewesen. Der Postbote Werner kam in die Gastwirthschaft und vertheilte Briefe. Da sagte der Jude: Ich bin Postdirektor und werde den Postboten anzeigen; nach 8 Uhr abends dürfen Briefe nicht mehr ausgetheilt werden. Tischlermeister Stutzke ärgerte sich darüber und gab dem Juden eine Maulschelle. Daraufhin war der Jude sehr aufgeregt und fragte: ob die Anwesenden katholisch oder evangelisch seien? Als ihm geantwortet wurde: beides, begann der Jude in einer fremden Sprache zu singen. — Vors.: Was war das für eine Sprache? — Angekl.: Ich weiß es nicht, die anwesenden Katholiken sagten: er singt lateinisch, er scheint das „Paternoster" zu singen. — Vors.: War der Gesang nicht hebräisch? — Angekl.: Ich kann es nicht sagen. — Vors.: Betete der Jude vielleicht für sich hebräisch oder sind Sie der Meinung, daß er eine evangelische oder katholische gottesdienstliche Handlung verhöhnen wollte? — Angekl.: Ich war der Ansicht, daß er eine gottesdienstliche Handlung nachahmen wollte, deshalb war ich ärgerlich. — Vors.: Sie hielten es für eine Verhöhnung einer christlichen gottesdienstlichen Handlung? Haben sich die anderen

auch darüber geärgert? — Angekl.: Ich nicht, sie haben sich alle geärgert. — Vors.: Sie und Graeber haben deshalb den Juden auf den Kopf geschlagen? — Angekl.: Jawohl. — Vors.: Ist der Jude ins Gespräch gezogen worden? — Angekl.: Der Jude hatte sich ohne Veranlassung ins Gespräch gemischt.

Der Angeklagte Hahn erzählt im weiteren auf Anfrage des Vorsitzenden: Nachdem Schülke Feierabend geboten hatte, sei er, Schülke, ein fremder Fleischergeselle und der Jude im Lokal geblieben. Er sei noch geblieben, da Schülke ihm Abendbrod geben wollte. Der fremde Fleischergeselle sagte: Ich bin mit dem Juden von Hammerstein gekommen; dort hätte er auch bald Wichse wegen gotteslästerlicher Redensarten erhalten. Sehr bald sei auch Nachtwächter Vergin in die Gastwirtschaft gekommen! Es sei Schnaps getrunken worden, der Jude habe aber keinen Schnaps bekommen. — Vors.: Woher wissen Sie, daß es ein Jude war? — Angekl.: Das wurde gesagt.

Vors.: Sah er denn aus wie ein Jude? — Angekl.: Jüdisch sah er aus. — Der Vorsitzende theilt mit: Es sei bei dem Getödteten eine Alters- und Invaliden-Versicherungskarte gefunden worden, die in Hannover ausgestellt ist. Danach hieß der Getödtete: Abraham Leoy, er war am 22. Februar 1845 zu Warschau geboren und Schriftsetzergehilfe. — Der Angeklagte Hahn bemerkt ferner auf Fragen des Vorsitzenden: Der Jude sagte plötzlich: Wenn heute Christus auf die Welt käme, dann würde er wieder verdammt und gesteinigt werden. Darüber ärgerten wir uns, Vergin ergriff den Juden an der Brust, wirbelte ihm ein paar Mal umher, so daß der Jude zur Erde fiel Alsdann versetzte Vergin dem Juden mit seinem Stock ein paar Schläge. Er (Angeklagter) habe den Stock des Fleischergesellen genommen und damit dem Juden auch etwa 6 Schläge versetzt. Der Jude wollte sich darauf erheben, das konnte er aber nicht, erst später sei er aufgestanden und in seine Kammer gegangen.

Vors.: Sie haben den Juden nicht mit Füßen getreten und ihn „geschuppst"? — Angekl.: Nein. — Vors.: Sie sollen sich, als Sie am folgenden Tage hörten, daß der Jude todt sei, gerühmt haben, daß Sie denselben heftig mit einem dicken Stock geschlagen haben und zwar ohne zu sehen, wohin Sie schlugen? — Angekl.: Davon weiß ich nichts. — Der Vorsitzende bemerkt den Geschworenen, daß der fremde Fleischergeselle und auch dessen Stock trotz aller Nachforschungen nicht aufgefunden werden konnte. — Der Angeklagte Vergin bemerkte auf Befragen des Vorsitzenden: Der Jude habe sich gerühmt, er könne die Gesänge und gottesdienstlichen Handlungen aller Konfessionen nachahmen. Darüber und über andere gotteslästerliche Redensarten des Juden habe er sich geärgert. Er habe daher den Juden am Kragen gefaßt, ihn ein paarmal in der Luft herumgewirbelt, auf die Erde geworfen und ihm mit seinem Stock einige Schläge versetzt. Darauf habe Hahn den Juden auch mit einem Stock geschlagen. — Vors.: Wofür wurde der Jude geschlagen? — Vergin: Das kann ich nicht sagen. — Vors.: Wurde der Jude nicht auch mit Füßen getreten? — Vergin: Nein. — Vors.: Was geschah dann weiter? — Vergin: Der Jude stand schließlich auf und sagte: er wolle schlafen gehen. — Vors.: Klagte er nicht über Schmerzen? — Vergin: Nein. — Vors.: Waren Sie angetrunken? — — Vergin: Nein. — Vors.: Hahn, Sie waren an diesem Abend auch nicht angetrunken? — Angekl.: Etwas war ich angetrunken.

Die Zeugen Gemeindevorsteher Mausolf-Steegers und Amtsvorsteher Schulz-Hammerstein geben dem Angeklagten Vergin ein gutes Zeugniß. Einige Zeugen bekunden, daß Levy die Schlägerei provozirt habe. Die medizinischen Sachverständigen geben ihr Gutachten dahin ab, daß der Tod des Leoy offenbar infolge der Mißhandlungen eingetreten sei. Der erste Staatanwalt Schweigger beantragt, die Angeklagten der schweren Körperverletzung schuldig zu sprechen.

In später Nachmittagsstunde wird das Urtheil verkündet. Es lautet:

Der Schlossermeister Hahn wurde unter Zubilligung mildernder Umstände zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt. Der Nachtwächter Bergin wurde freigesprochen, da die Geschworenen die Schuldfrage ihm gegenüber verneinten.

---

## Aus dem antisemitschen Lager.

**Daß der Antisemitismus den Konservatismus verdirbt**, das zeigt so recht eine Verhandlung der bayerischen Abgeordnetenkammer. In dieser sagte, nach dem Vorbilde des Herrn Liebermann von Sonnenberg, der konservative Abg. Bekh: „Man bekämpft jetzt die Reblause und anderes Ungeziefer, warum sollte man nicht auch diese Leute (gemeint sind die hausirenden Juden) abschaffen können".

So spricht ein konservativer Herr, der doch aus der Bibel wissen sollte, daß Gott den Menschen in seinem Ebenbilde erschaffen hat. Weiß Herr Abg. Bekh nicht, daß Gott das jüdische Volk gewürdigt hat, der Welt den Begründer des Christenthums zu geben? Hat Herr Bekh vergessen, daß die Apostel Juden waren, und will er die Konsequenzen seines Vergleichs ziehen, die wir auch nur anzudeuten zu rücksichtsvoll sind? Aber — meint vielleicht Herr Bekh — die Juden, die der Welt den Psalmensänger und die Apostel gegeben, seien besser gewesen als die heutigen Juden, die sich in Bayern gewiß nicht leicht ihr Brod verdienen. Dann fiele doch ein wahrscheinlich nicht geringes Theil der Schuld auf das Konto der christlichen Majorität, welche die alten Juden, die so Großes der Welt schenken durften, in dem Maaße verdorben hat, daß Herr Bekh sich berechtigt glaubt, sie mit Ungeziefer zu vergleichen.

---

## Vermischtes.

**Ueber „jüdische Ueberempfindlichkeit"** beklagt sich die „Preußische Lehrerzeitung":

„Das beweist, schreibt sie, die Denunziation gegen den Lehrer Semrau an der Bürgerschule (in Posen), der sich im Geschichtsunterricht antisemitischer Tendenzen schuldig gemacht haben soll. Bei der Behandlung der Geschichte der Phönizier, insbesondere der Sage von der Königin Dido und der Vorgänge bei der Gründung Karthagos, soll Kollege Semrau herabsetzende Aeußerungen über die semitische Rasse gethan haben. Jüdische Schulkinder, welche die Bürgerschule besuchen, haben diese Aeußerungen entstellt wiedergegeben und irgend ein überempfindlicher jüdischer Vater hat den Lehrer schleunigst denunzirt und flugs seine sofortige Enthebung vom Amt verlangt. Wie man sieht, sitzt selbst ein festangestellter und bewährter Lehrer, wie Herr Semrau ist, bei den jüdischen Heißspornen nicht sonderlich fest im Amte. Nach ihrer Meinung kann ein solcher Lehrer wegen einer ganz unkontrollirten Aeußerung vor jüdischen Kindern kurzerhand vom Amt suspendirt werden. Zum Glück sitzen im Schulregiment keine jüdischen Eiferer. Herr Semrau ist vom Kreisschulinspektor Friedrich vernommen worden, und da hat sich die angebliche Verletzung der Juden als völlig harmlose und durchaus angebrachte Bemerkung erwiesen, die keinen weiteren Zweck verfolgte, als auf den Werth der Klugheit im praktischen Leben hinzuweisen. Der Jugend auch im Geschichtsunterricht praktische Lebensweisheit beizubringen, wo es angeht, wird doch wohl auch der verbissenste Senit nicht für unzulässig halten".

Wenn die Angelegenheit sich wirklich so verhält, so können auch wir dem betr. jüdischen Vater den Vorwurf der Ueberempfindlichkeit nicht ersparen. Er hätte zum mindesten sich sorgfältig informiren sollen, bevor er die Denunziation einreichte. Eine Anfrage bei Herrn Semrau würde ihm die erforderliche Aufklärung verschafft und ihn von jenem übereilten Schritt abgehalten haben, der begreiflicherweise in Lehrerkreisen und darüber hinaus böses Blut zu machen geeignet ist. Daß die „Pr. Lehrerztg." mit Ausdrücken, wie „verbissenste Semit" operirt, hat uns einigermaßen befremdet. Doch hat man es bei dem durchaus liberalen Blatte zweifellos nur mit einer Entgleisung zu thun.

Anders liegt die Sache bei der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" (Verlag von Julius Klinkhardt-Leipzig). In ihrer Nr. 1 lesen wir:

„Posen. Der hiesige Bürgerschullehrer Semrau wurde von jüdischer Seite bei seiner Behörde denunzirt, weil er im Geschichtsunterricht von den Phöniziern als einem historischen Handelsvolk semitischen Stammes gesprochen haben sollte. Man forderte die sofortige Amtsenthebung des Kollegen. Die Untersuchung ergab jedoch, daß eine Aeußerung ganz harmloser Natur gefallen war, und die Schulbehörde lehnte deshalb eine Verfolgung der Angelegenheit ab.

Wenn den Lehrern auch von dieser Seite Gefahr droht, da wäre doch wirklich besser, wenn die Juden sich einigten und wieder nach Palästina zögen, woher sie gekommen."

Wenn in einem Blatt von sonst so vornehmer Haltung, wie die „Allg. Deutsche Lehrerzig.", das in derselben Nummer die Herausgabe eines ultramontanen wie evangelischen Hoteladreßbuches mit Rücksicht auf den konfessionellen Frieden mißbilligt, der Spezialfall generalisirt wird und zwar in demselben Geiste, wie es die Antisemiten thun, so muß dies auf das Tiefste bedauert werden.

**Zum Kampf gegen den „jüdischen Geist".** In einer antisemitischen Versammlung, die letzten Freitag in Berlin stattgefunden hat, behandelte ein Redakteur Schäfer die Frage: „Kann der Antisemitismus national sein?" — Der Vortragende erklärte es u. A als die heilige Pflicht jedes deutschen Mannes, den Kampf gegen den jüdischen Geist aufzunehmen, vor allem aber die jüdische Presse aus dem deutschen Hause zu verbannen. In derselben Nummer der „Staatsbürgerztg.", in welcher über diesen Vortrag referirt wird, wird Ludwig Fulbas neueste Bühnenarbeit, das vieraktige Schauspiel „Novella d'Andrea" als eine zweifellos sehr glückliche Bereicherung des Spielplanes gelobt, als eine echte Schöpfung der poetisch empfindenden, feinen und anmuthigen dramatischen Muse Fuldas bezeichnet. Nun ist aber Ludwig Fulda ein Jude, obendrein aus der Judenstadt Frankfurt am Main, und der Geist eines Autors zeigt sich doch weit mehr in einem Drama als in einem Zeitungsartikel. Nach dem Theaterberichte des antisemitischen Blattes wäre es doch eine — gelinde gesagt — große Thorheit, den jüdischen Geist so zu bekämpfen, wie es Herr Redakteur Schäfer wünscht. Oder hat der vortragende Herr Redakteur seine Gründe, nur die Leistungen seiner jüdischen Konkurrenten zu bekämpfen und das Antisemitenblatt auch?

**Aus Köln** wird uns geschrieben:

In der ersten Januarwoche absolvirte Frl. Irene Triesch, die bekannte Künstlerin vom Berliner Deutschen Theater, ein Gastspiel an den Kölner Stadttheatern. Sie veranstaltete bei dieser Gelegenheit eine Bibel-Recitation, bei der der Direktor der Kölner Theater, Herr Otto Purschian, und der Dramaturg Dr. Simchowitz mitwirkten. In derselben Woche fand dann auch innerhalb der Kölner „Litterarischen Gesellschaft" ein Bibel-Abend statt, der von Herrn Tom Farecht, vom Hamburger Thalia-Theater, veranstaltet wurde. Mit Bezug darauf schreibt nun das „Kölner Tageblatt" in seiner Nummer vom 3. Januar:

Ich möchte nur noch auf die Veranstaltung hinweisen, mit der Direktor Purschian heute Abend seinen beiden Theatern selbst Konkurrenz macht, auf den Bibeladend, den Irene Triesch heute mit Herrn Purschian und Dr. Simchowitz gibt, und wo man Herrn Purschian noch ganz anders wird reden hören, als es die Theaterdirektoren allgemein zu thun pflegen, wenn es sich um Moses und die Propheten handelt, um die es sich im alten Testament ja auch handelt. Die Veranstalter kommen mit diesem Bibeladend — natürlich einem längstgefühlten Bedürfnisse entgegen — dann aber auch einem noch länger angekündigten Vortrage des Herrn Tom Farecht in der Litterarischen Gesellschaft zuvor. Das ist freilich nicht christlich, aber im alten Testament spielt das Christenthum keine Rolle. Dem Bibeladend soll ein Badeladend und diesem ein Bebeladend, mit den packendsten Reden des überzeugten Anwalts für die sozialdemokratische Sache, folgen, während den Beschluß ein Bubbelabend machen wird. Daß der alttestamentarische Charakter des heutigen ersten Abends durch die Vortragenden in jeder Weise gewahrt wird, versteht sich von selbst.

Der letzte Passus spielt ebenso geist- wie geschmackvoll darauf an, daß Frl. Triesch und Dr. Simchowitz beide jüdischer Konfession sind. Die ganze Auslassung würde eine Zierde jeder antisemitischen Zeitung sein, aber das „Kölner Tageblatt" will durchaus nicht antisemitisch sein, im Gegentheil, es ist „unparteiisch" und schwärmt für die Ausgleichung aller konfessionellen, Rassen- und Klassen-Gegensätze. Mit diesen Bestrebungen steht nun das oben angeführte Citat in einem wunderlichen Gegensatz. Der Autor, Redakteur Karl Wolff, der die kontraktliche Verpflichtung hat, allsonntäglich unter dem Pseudonym „Amadeus Gänsekiel" „humoristisch", die Ereignisse der Woche zu besprechen, scheint unter dem Mantel „harmlosen Scherzes" ein gut antisemitisches Herz entdeckt zu haben, und die Redaktion hat ihm ihren Segen gegeben. Wir wüßten wenigstens nicht, wie ein ausgesprochen antisemitisches Blatt die fragliche Angelegenheit anders hätte behandeln können, als es Herr Gänsekiel gethan hat. Es ist nothwendig, auf diese Haltung eines angeblich unparteiischen Blattes hinzuweisen, damit das Publikum gewarnt ist und weiß, wie es die Stellungnahme dieser Zeitung zu ernsthafteren Fragen zu beurtheilen hat. Dieser Krypto-Antisemitismus ist nicht nur schädlicher, sondern vor allem moralisch verächtlicher als der offene.

**Ein russischer Nationalökonom über die Stellung der russischen Juden.** In der Januarnummer von „The Monthly Review" veröffentlicht der hervorragende russische Nationalökonom Herr Tugan-Baranowski einen Artikel über den „Antisemitismus in dem gegenwärtigen Rußland" und stellt dabei auf Grund langjähriger Erfahrung auf dem Lande fest, daß die Quelle dieses Antisemitismus nicht im Hasse der Arbeiter gegen die Juden zu suchen sei. Tausende von Juden, führt der im Gouvernement Poltawa lebende Verfasser aus, leben seit Jahren unbelästigt unter den Bauern, von denen jeder Einzelne jeder Zeit diesem Verkehr ein Ende machen könnte, wenn er wollte. Die Haltung der Bauern gegenüber den Juden ist eine ausgesprochen freundliche. Es ist oft von dem jüdischen Wucherer die Rede, allein der Wucherer muß doch ein wohlhabender Mann sein — der arme jüdische Kolonist, der unter den kleinrussischen Bauern lebt, kann aber sicher keinen Kredit geben. Dagegen hört man in der Gegend, in der der Verfasser wohnt, viel von russischen Grundbesitzern, die Wucher treiben. Die meisten jüdischen Dörfler sind Kleinhändler und es unterliegt keinem Zweifel, daß der jüdische Zwischenhändler dem indolenten Bauern viel Mühe und Kosten erspart. Andere Juden sind Schneider, Schmiede usw. Die Austreibung derselben würde die Bauern in eine unbequeme Lage versetzen; letztere begreifen dies auch sehr wohl und sie sind nicht für eine Beschränkung der Ansiedelungsrechte der Juden; jüdische Kinder besuchen die Dorfschulen. Allerdings ist der Jude in den Augen der Bauern, schon wegen des Religionsunterschieds, ein Fremder, wenn auch kein Feind; der kleinrussische Bauer hält sich für etwas besseres als der Jude. Trotzdem fühlen letztere sich nie sicher. Da ist zunächst der Religionsunterschied, allein dieser Umstand

ist nicht genügend, um den Bauern zu veranlassen, gegen die Juden Feindseligkeiten zu begehen. Zu diesem Zwecke muß er erst aufgereizt werden. Man kann die christliche Bevölkerung zu der Ueberzeugung bringen, daß der Zar dies oder jenes wünsche. So waren die Bauern, welche die Güter der Adligen im Gouvernement Poltawa angriffen, der Ansicht, daß das der Wille des Kaisers sei. Der Verfasser war nach der Ermordung des Kaisers Alexander II. während der Judenhetze in Kiew anwesend und fragte verschiedene Angreifer, was sie gegen die Juden hätten, und die Antwort lautete stets: „Die Juden haben unseren Zaren ermordet." Alle waren auch überzeugt davon, daß der Angriff, wenn auch nicht formell befohlen, doch autorisirt war. Darin wurden sie noch durch die Passivität der Truppen bestärkt. So ist es noch heute. Die größte Schuld trägt jedoch die antisemitische Presse, und wenn die Bauern lesen, daß in den amtlichen Auslassungen die Juden als Angreifer der Christen bezeichnet werden, wie dies nach den Judenhetzen in Kischinew und Homel geschah, dann beginnen sie offen von neuen Angriffen auf die Juden zu sprechen. Mit Bezug auf eine feindliche Politik gegen die fremden Nationalitäten ist die Regierung einig mit den einflußreichsten Kreisen der russischen Gesellschaft. Die Bestrebungen der russischen Nationalisten sind stets gegen die Juden gerichtet gewesen, da diese unter keinen Umständen für die Auffassung von der all-russischen Suprematie gewonnen werden können. Die Handwerker fürchten die jüdische Konkurrenz und deshalb machen sie mit den Nationalisten gemeinsame Sache. Das eigentliche Rückgrat des russischen Antisemitismus liefern nicht Bauern und Arbeiter, sondern die wohlhabenden oberen und mittleren Klassen sowie ein gut Theil der professionellen Leute. Allerdings giebt es auch unter den russischen Liberalen Freunde der Juden und unter den höchsten Vertretern der russischen Litteratur, Kunst und Wissenschaft ist kaum ein Antisemit zu finden. Der frühere Finanzminister Witte hat in einem geheimen Memoire die Aufhebung aller Beschränkungen mit Bezug auf die bürgerlichen Rechte der Juden in Rußland empfohlen, und zwar lediglich aus ökonomischen Gründen. Obgleich dies zu einer Zeit geschah, als Witte auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, erwies sich doch der Nationalismus damals mächtiger.

---

## Die Ergebnisse des Prozesses in Kischinew.

(Schluß.)

Nicht genug, daß die Polizei die Selbstvertheidigung der Juden auch in den äußersten Fällen nicht geduldet hatte, sie suchte nach obendrein daraus tückische Waffen gegen die Mißhandelten zu schmieden. Die Thatsache, daß am zweiten Exzeßtage zirka 300 Juden des Morgens auf dem Weinplatze sich versammelt hatten, um sich gemeinschaftlich zu wehren, ist bekanntlich in dem in vielen Stücken widerlegten Ministerialbericht so entstellt wiedergegeben worden, daß die antisemitischen Zeitungen sich nicht schämten, den Spieß umzudrehen und in unerhört verlogener Weise von Exzessen seitens der Juden in Kischinew zu sprechen. Wie es sich in Wahrheit zugetragen hat, lehrt die Aussage des Revieraufsehers Borawitzky, der die betreffenden Juden entwaffnet hat. „Am 7./20. April (zweiter Exzeßtag) sah ich auf dem Weinplatze um 7 Uhr morgens eine große Menge mit Stangen, Säbeln, Gewehren bewaffneter Juden. Es waren gegen 300 Personen. Auf dem Platze war schon eine Anzahl jüdischer Buden zertrümmert. Die Juden liefen auf mich zu, beleidigten mich jedoch nicht, und auf meine Aufforderung, sich zu zerstreuen, antworteten sie: „Wenn wir uns zerstreuen werden, wird man uns schlagen, wie es gestern geschehen ist." Die Streikwache kam, und auf unseren Befehl hin gingen die Juden auseinander." Während der ganzen Zeit hat er, wie er weiter aussagt, nur eine einzige Schramme gesehen, welche Juden einem Christen beigebracht hätten. Hatte doch die Polizei überall dafür gesorgt, daß die Ueberfallenen nicht einmal in der Lage sein sollten, sich ihrer Haut wehren zu können. Die gegentheiligen Behauptungen einzelner interessirter Zeugen trugen geradezu den Stempel der Lüge. So sagte ein bekannter Kischinewer Hetzer Pronin folgendes aus: „Nach sorgfältiger Untersuchung habe ich mich überzeugt, daß die Juden selbst an den Krawallen schuld gewesen sind, daß sie früher die christlichen Häuser zu überfallen begannen und damit den Anlaß gegeben hatten." Das war doch eine radikale Bekundung, die geeignet wäre, die ganze öffentliche Meinung umzustimmen. Wa aber waren die geplünderten Christen, warum schwiegen sie? Mit einem Schlage konnte ja die Ehre der Exzedenten, der Polizei, des Militärs, wenigstens bis zu einem gewissen Grade gerettet werden. Herr Pronin behauptete auch anfangs, eine Menge Beweise für seine Behauptung in den Händen zu haben. Aber in die Enge getrieben, sagte er, daß er keine Namen auswendig kenne, sie seien in einem Natizbüchlein verzeichnet, das er am nächsten Tage dem Gerichtshafe zur Verfügung stellen würde. Und als der nächste Tag, der Entscheidungstag, kam und die Advokaten in den Mann drängten, er solle das weiterschütternde Natizbuch nun darzeigen, da war es „gestohlen, vom Dienstmädchen gestohlen". Also sprach Herr Pronin, aber der Gerichtshaf brach in ein hamerisches Gelächter über die „gestahlenen" Beweise aus. Dieser Herr Pranin hätte gewiß die verschiedensten Mittel angewendet, um Beweise zu schaffen, gewiß auch salche, die nicht „gestahlen" werden kannten. Denn eine Wache vor dem Prazesse hatte er zu Polizeileutnant Lutschinsky, wie dieser dezeugte, gesagt: „Für uns ist es nothwendig nachzuweisen, daß die Juden zuerst christliche Häuser zu überfallen begannen haben". „Für uns"? für wen denn? Und warum, „nathwendig"? Allerdings wird es verständlich, wenn man die Verhetzungskünste und Leistungen der Pranin und Genassen, wie sie im Verlaufe des Prazesses ans Tageslicht kamen, kennen lernt. Man versteht es dann, warum ein Vertheidiger der Angeklagten, Sfacharaw, als das siebenstündige Kreuzverhör des Pranin zu Ende war, diesem zurief: „Auf dieser Anklagedank müssen nicht jene Leute, sandern Sie sitzen!"

Allein Pranin kannte sich leicht trösten. Er wußte, daß nach viele andere auf die Anklagedank hingehörten, die frei herumlaufen und jetzt weiter hetzen, er wußte, daß von den „Richtigen" niemand im Anklagezustande sich desinde. Da war ein Student Malai, der während der Exzesse durch die Straßen sauste und den Plünderern Befehle ertheilte, der immer wieder kam und die Menge mit den Worten: „Kinder, lustiger!" anfeuerte. Da war ein Seminarist Stratilewsky, der mit einem Brecheisen zu den Krawallen sich einfand, da waren Notar Pissarschewsky, (der, als die Schande ruchbar wurde, sich das Leben nahm) und ein gewisser, nach jetzt im öffentlichen Leben stehender Sfinadino, auf welche die Menge der Exzedenten sich berufen kannte. Vor dem Kleiderladen Fischmans rief Pissarschewsky den Plünderern zu: „Was steht Ihr, gehet hinein und ziehet Euch um!" und edenso hetzte er gemeinsam mit Sfinodino die Plünderer auf die Bank der zweiten Gesellschaft gegenseitigen Kredits: „Schlaget die Judendank!" Sie und verschiedene andere Leute ans den intelligenten und halbgebildeten Kreisen wiegelten immer mehr die entfesselten Menschenmassen auf, manche von ihnen leiteten geradezu die unnumerirten Plünderergruppen, die, wie Rechtsanwalt Königschatz dezeugte, alsa angerufen zu werden pflegten: „Eh, Ihr Siebenten! Eh, Ihr Sechsten!" Alle die Führer und Leiter der Krawalle sind der Verfalgung entschlüpft, abgleich auf verschiedene von ihnen direkt mit Fingern gezeigt waurde. Denn es war allgemeiner Grundsatz, daß nur die Marionetten, die blinden Werkzeuge, zur Buße herangezagen werden sallten. Kann es dach nicht Wunder nehmen, daß dort, wo das Menschenleben und das Menschlichkeitsgefühl werthlos waren, das Recht mit Füßen getreten wurde. Die Untersuchungsrichter rekrutirten sich aus denselben antisemitischen Kreisen, welche während der Exzesse gejauchzt und Bravo gerufen hatten. Wer mit Bewußtsein gehandelt hatte, war frei, und nur die von den Aufwieglern und der Polizei hald betragenen Plünderer wurden verhaftet. Oberleutnant Tarnowsky erzählte: „Als die Verhaftungen schon begannen hatten, wandte sich ein älterer gebildeter Herr an mich mit den Worten: „Sie spaßen wahl, Herr!" und rief dann der Menge laut zu: „Schlaget los, Kinder!" Dieser Mann wiegelte die Masse auf und feuerte sie durch seine Autorität an. Ich habe ihn dann verhaftet, aber er wurde freigelassen." Salche und nach schlimmere Beispiele ließen sich aus den Verhandlungen vielfach anführen. Allein, da sich viele Leute aus der Gesellschaft, aus Palizei- und Militärkreisen zu arg kampromittirt, manche es nicht einmal verstanden hatten sich rechtzeitig zurückzuziehen, sa galt es für die Betheiligten und die Varuntersuchung, die Angeklagten- und Zeugenaussagen in bestimmter Richtung zu beeinflussen, umzumadeln, theilweise aus der Welt zu schaffen. Besonders planmäßig ging der auf's höchste blaßgestellte, aben erwähnte Pranin vor. Er suchte alle Kreise zu bearbeiten, schried den berüchtigten Artikel „Wer ist schuld?", kam ast ins Gefängniß und bat den Gehilfen des Gefängnißverwalters (wie dieser dezeugt hat), die Verhafteten mit dem Inhalt seines Aufrufes dekannt zu machen.

Schlimmer noch als Privatpersanen verfuhren die Untersuchungsrichter, die, nicht nur, wie erwähnt, Personen, die ihnen direkt als Thäter angegeben waren, nicht festnahmen, sandern auch Verhaftete (z. B. die Agenten des Barans Löwendal) freiließen. Auf die Zeugen übten sie einen geradezu strafbaren Einfluß aus, die Aussagen karrigirten sie nach Gutdünken. Sa erzählte der ehemalige Arzt des Semstwakrankenhauses Dr. Daraschewsky, wie der Hauptuntersuchungsrichter Freynat sein Zeugniß karrigirt und Stellen ausgelassen, die er für „unnöthig" gehalten habe, z. B. die Namen derer zu verzeichnen, welche die Thatsache der in die Nasenlöcher der ermordeten Fanazdchi eingeschlagenen eisernen Nägel dezeugen könnten. Ein

anderes Beispiel: Als Simon Baranowitsch, dessen Sohn, ein sechzehnjähriger Realschüler, in fürchterlicher Weise geschlagen wurde, dessen andere Kinder nur mit der größten Noth dem Tode entronnen sind, der selber von tobenden Exzedenten verwundet und herumgehetzt wurde, und dessen Frau in Wahnsinn verfiel, als dieser Baranowitsch dem Untersuchungsrichter Misso über das eigenthümliche Verhalten der Streikwache, des Polizeileutnants Salowkin und des Revieraufsehers Trofimow, welche das schauerliche Morden in dem Hofe Goftinaja 33 ruhig zuließen, nähere Mittheilungen machte, da begann Misso zu schreien und drohte mit Festnahme. Auch bei der zweiten Vernehmung lehnte er es ab, diese die Polizei kompromittirenden Angaben zu protokolliren. Am schärfsten ging Freynat selber den Zeugen zu Leibe. Als der ehemalige Ladeninhaber Fischman, dessen Kleidergeschäft im Werthe von 35 000 Rubel völlig ausgeplündert wurde, vor einem Vertreter Freynats verschiedene Aussagen über das Treiben Pissaschewskys, Sfinadiuos, des Militärs und der Polizei und zwar auf Grund zahlreicher Beobachtungen machte, da wollte jener diese Angaben nicht niederschreiben und ging zu Freynat in das Nebenzimmer. Nun kam dieser mit einer Peitsche in der Hand und begann dem Fischman mit Gefängniß und Zuchthaus zu drohen. Dieser schickte ihm sodann die Aussagen per Post zu, erhielt sie jedoch zurück.

Ein anderes Verhalten hatte man vom Gericht selber erwartet, und die jüdische Bevölkerung hoffte, daß sie hier ihr Recht finden würde. Denn zur Ehre des russischen Volkes muß es gesagt werden, daß die Justiz in Rußland, politische Prozesse ausgenommen, im allgemeinen auf einer viel höheren Stufe steht, als die Verwaltungsorgane. Die Erwartungen waren um so berechtigter, als der Gerichtshof sich nicht, wie die Untersuchungsrichter, aus lokalen Richtern zusammensetzte, sondern aus der Kulturstadt Odessa designirt wurde. Jetzt, nach den langen Verhandlungen des Prozesses läßt sich zwar nicht sagen, daß der Gerichtshof besondere antisemitische Anwandlungen an den Tag legte; speziell der Vorsitzende scheint von solchen frei gewesen zu sein. Aber die Personen, die in einer so wichtigen Sache zu Gerichte saßen, waren sehr schwache Menschen, die allen Forderungen von oben ohne weiteres nachkamen. Es hat sich gezeigt, daß der Kischinewer Gerichtshof nur ein kleines Rädchen in der großen russischen Maschine war. Der Maschinenlenker aber hatte den Weg dieses Rädchens vorgezeichnet, und der von speziellen Beamten kontrollirte Gerichtshof wagte nicht, diese Schranken zu überschreiten. Aufs strengste war dem Gerichtshof untersagt, nach der Entstehung der Krawalle zu forschen. Dieserhalb kam es schon zu Anfang zu einem Zusammenstoß zwischen dem Präsidenten und dem Vertreter der Zivilkläger Karabtschewsky. Als ein Zeuge von den Heldenthaten des Pissarschewsky zu erzählen begann, ließ ihn der Vorsitzende nicht weiterreden, da derartiges nicht zur Sache gehöre. Vergebens forderte der Advokat Karabtschewsky, daß der Untersuchungsrahmen erweitert würde, sodaß die Zeugen über alle Wahrnehmungen während der Exzesse vernommen werden könnten, vergebens schlossen sich diesem Antrag die Vertheidiger der Angeklagten an; der Gerichtshof lehnte diesen Antrag rund ab.

Trotz aller Einschränkungen kamen doch im Laufe des Prozesses ungemein wichtige Thatsachen und Enthüllungen an den Tag, die allmählich in fast allen Anwälten die Annahme einer Organisation der Judenexzesse zur Gewißheit reifen ließen. Deshalb stellten sie den Antrag, der Gerichtshof möge beschließen, daß eine Ergänzungsuntersuchung nothwendig sei, um den Spuren der Organisation nachzugehen und die Organisatoren zur Verantwortung zu ziehen. Nicht um die Zahl der Angeklagten zu vermehren, führte Rechtsanwalt Kalmanowitsch aus, sei es den Antragstellern zu thun, sondern um die *wahren* Schuldigen herauszufinden. Darum ermahnte er die Richter, vor keiner Person Halt zu machen, wie hoch auch die von ihr eingenommene Stellung sei. Der Gerichtshof, der in seinen Beschlüssen so gebunden war, daß der Präsident einmal betreffs eines Protestes der Zivilkläger nach Berathung verkündete: „Obgleich der Protest der Zivilkläger berechtigt ist, hat der Gerichtshof doch beschlossen, ihm nicht stattzugeben" — dieser Gerichtshof lehnte natürlich den Antrag einer Ergänzungsuntersuchung ab. Da begab sich jene denkwürdige Szene, daß fast sämmtliche Vertreter der Geschädigten und Vertheidiger der Angeklagten demonstrativ den Saal verließen und sich von ihren Verpflichtungen lossagten. Von dem großen Stabe der Anwälte (etwas 30 Personen) waren schließlich nur noch der berüchtigte Antisemit Schmakow und ein Kollege verblieben.

Mit hinreißender Beredsamkeit erklärte der große russische Advokat Karabtschewsky diesen Exodus: „Wir haben", sagte er, „zu wiederholten Malen die größte Kraftanstrengung angewendet, um unsere innere Erregung zu bemeistern und den Ausdruck zurückzuhalten, der sich uns auf die Lippen drängte: „*Das ist doch keine Justiz, und hier ist nicht der Tempel der Gerechtigkeit.*" Dies geschah namentlich so oft, als durch die Zeugenaussagen bekannt wurde, daß die gegenwärtigen Angeklagten nur mißbrauchte Werkzeuge seien, zufällig hergeführte Leute, welche nicht einmal verstehen, wovon die Zeugen reden und wen sie meinen, indem sie die Anzeichen einer bestandenen Organisation und planmäßigen Vorbereitung der gräßlichen Bluthaten klarlegten." Er zog dann in seiner geradezu klassischen Rede zum Vergleich die auf Befehl des Königs Herodes ausgeführte Ermordung aller neugeborenen jüdischen Kinder männlichen Geschlechts heran. „Unter jenen Mördern sind manche gedungene, manche freiwillige Fanatiker. Kann man dies etwa als eine Volkserhebung betrachten, oder ist es als Ueberfall eines Theiles der Bevölkerung gegen einen anderen aufzufassen? *Nein, es war ja einfach die Ausführung eines verbrecherischen Befehles.*" Die Aufgabe des Kischinewer Gerichts sei, alle Mittel zur Erforschung der Wahrheit zu erschöpfen und vor allem festzustellen, wer der eigentliche Entrepreneur, der Urheber der erlogenen Gerüchte vom einem kaiserlichen Befehle, die Juden todtzuschlagen, gewesen sei. Man müsse ferner erfahren, mit welchem magischen Worte Baron Löwendal, der während der Exzesse gewiß eine traurige Rolle gespielt habe, es vermocht habe, den Gouverneur von energischen Schritten während der Krawalle zurückzuhalten. Karabtschewsky deutet noch auf die Zwecke hin, die Löwendal mit der Inszenirung der Krawalle haben konnte.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß für die Zeit der Exzesse eine regierungsfeindliche Demonstration erwartet wurde. Da nun ein beträchtlicher Theil der jüdischen Jugend an den allgemeinen sozialistischen Manifestationen theilnimmt, so hatte offenbar der Judenkrawall den Zweck, diese Demonstration unmöglich zu machen und, was noch wichtiger war, überhaupt auf die jüdischen Sozialisten abschreckend zu wirken. Deswegen war eine vollständige Untersuchung der Entstehung dieser Teufelsexzesse von solcher Bedeutung für die gesammte jüdische Bevölkerung Rußlands. Die bloße Verurtheilung der unwissenden Angeklagten, sagte Karabtschewsky, biete den Juden keine Garantie für die Zukunft. Wir müssen ihnen sagen: „Gehet in Eure Häuser, laßt Euch feste Schlösser an Fenstern und Thüren machen und wisset, wenn irgend wo unter Euch Revolutionäre auftauchen sollten, wird man mit Euch gleichfalls abrechnen!"

Gerade die Weigerung des Gerichts: eine Ergänzungsuntersuchung für nothwendig zu erklären, beweist am stärksten, daß in Kischinew eine Mord- und Rauborganisation gehaust hat. Wäre nichts zu befürchten gewesen, so hätte der Gerichtshof nachgegeben. Und warum ersehnte nicht Löwendal, der als Arrangeur der Ausschreitungen fortwährend bezeichnet wurde, von dessen Agenten gesagt wurde, daß sie Aufrührer von Plündererbanden gewesen seien, warum ersehnte er nicht eine weitere Untersuchung, um sich zu rehabilitiren? Warum ferner ließen die andern Personen, die als Organisatoren und Leiter bezeichnet wurden, diesen schrecklichen Verdacht auf sich sitzen und verlangten nicht die völlige gerichtliche Aufklärung? Gewiß haben sie gute Gründe für diese Bescheidenheit.

Das Bild der Schreckenstage von Kischinew konnte in diesem Prozeß nur bruchstückweise hervortreten. Um den Gesammteindruck zu vermeiden, wurden von vornherein die Vorgänge auf zweiundzwanzig Prozesse vertheilt. Die Szenen z. B., welche Korolenko in seiner erschütternden Schilderung „Haus Nr. 13" wiedergegeben hat, sind in diesem ersten Prozeß noch nicht zur Sprache gelangt. Aber schon jetzt sind die meisten Berichte über Kischinew bestätigt. Selbst der Staatsanwalt, der die Schrecken abzuschwächen sich bemüht hat, mußte zugeben, daß am zweiten Exzeßtage über 1500 Häuser demolirt, das jüdische Eigenthum vernichtet, 38 Juden ermordet und über 300 Juden verwundet worden sind. Es ist aber auch bestätigt worden, daß Frauen vergewaltigt (Aussage des Rabbiners Ettinger), daß schwangere Weiber auf den Bauch geschlagen, Augen geblendet, Nasen mit Nägeln durchbohrt, Ohren abgehackt, Lippen abgeschnitten, Arme verrenkt worden u. s. w. (Aussage des ehemaligen Arztes des Semstwokrankenhauses Doroschewsky). Die Exzedenten waren so grausam und blutdürstig geworden, daß sie förmlich ihrer Sinne nicht mächtig waren und Martern ersannen. Ein Exzedent z. B. lief nach einer Säge, um einem Burschen, dem er oben auf dem Balken nicht beikommen konnte, die Beine abzusägen, und nur durch einen Zufall entrann der Aermste dem Schicksal eines andern Märtyrers, eines Tischlers, dem die Mörder mit dessen eigener Säge einen Arm abgesägt haben. Und wir erfahren wirklich, daß Offiziere, Kaufleute u. s. w. an diesen Torturen sich so geweidet haben, daß sie sich vor Freude nicht halten konnten. Wahrlich, man weiß nicht, wen man mehr bedauern soll, die Gefolterten oder die Folterer.

Die Frage ist nun: ist der Kampf schon zu Ende? Wird das Experiment, durch Judenabschlachtungen die Revolution zu schwächen, fortgesetzt werden? Wie dem auch sei, schon die jetzt fast fortwährend an verschiedenen Orten herrschende Panik der jüdischen Massen ist von unheilvollen Folgen sowohl für die Juden als für das russische Reich.

---

# Sprechsaal.

## Jüdische Aerzte.

Nach den Beobachtungen eines Laien.

**Schreiber dieser Zeilen hat in Klein- und Großstädten gelebt und ist als Gesunder und Kranker, beruflich und gesellschaftlich vielfach mit jüdischen Aerzten zusammengekommen.**

Es bereitet einem selber Freude, angeregt durch einen Artikel, wie den über „Jüdische Aerzte" in Nr. 2 der „Mittheilungen", die Erfahrungen, die man vorurtheilslos gemacht hat, Revue passiren zu lassen, zu sichten und zu allgemeinen Sätzen zusammenzufassen.

Die Behauptung, „der soziale Antisemitismus hat bei den Juden (d. h. jüdischen Aerzten) trotz ihrer Beliebtheit in ihrem Berufe auf privatem Wege das fertig gebracht, was in Rußland die Regierung besorgt: er hat sie in die großen Städte zusammengepfercht", wird in einzelnen Fällen richtig sein, kann aber nicht als Regel gelten. Dazu ist die Natur des jüdischen Arztes in sich zu tüchtig. Der jüdische Arzt ist populär, er ist Volksmann. Dieser Sinn liegt der auf dem platten Lande gang und gäben Bezeichnung „Judendoktor" zu Grunde.

Was am „sozialen Antisemitismus" in Kleinstädten und unter der Großgrundbesitzerkaste vorhanden ist, wirkt wider die Absicht nur stärkend für die Position des jüdischen Arztes. Das Volk schlechthin hat einen Abscheu gegen das von sozial Höherstehenden gepflegte Konventikelwesen. Mit bissiger Satire redet es von „armen Vornehmen mit hohen Holzpantoffeln", um anzudeuten, daß diese Kreise mit ihrem in Erbpacht genommenen Dünkel wirthschaftlich hinter dem gewerblichen und kaufmännischen Bürgerthum zurückstehen. Der jüdische Arzt ist ihr natürlicher Verbündeter. Auch ihn trifft eine Art sozialen Bannstrahls, die des „sozialen Antisemitismus." Honoratiorenarzt derer, die in der „Konkordia" oder im „Kasino" zusammensitzen, ist der jüdische Arzt der Kleinstadt selten, dafür aber bekommt er auch seine Rechnungen pünktlich bezahlt, wofür man in gewissen Kreisen, die gern über den Etat leben, wenig Verständniß haben soll.

Der soziale Kitt, der den jüdischen Arzt mit dem „Volke" schlechthin zusammenhält, zeigt seine Frucht darin, daß aus dem Arzt ein Lehrer wird, ein Volkslehrer. Als in den 70er Jahren die Bewegung der „Bildungsvereine" einsetzte, da waren es in erster Linie jüdische Aerzte, neben Rechtsanwälten und Lehrern, die sich in den Dienst der Sache stellten. Das ist heute auch noch nicht anders und wird im Interesse der Achtung unserer jüdischen Mitbürger hoffentlich nie anders werden. Ein jüdischer Arzt, der sich klar ist über die Natur des „sozialen Antisemitismus" der Honoratioren, der sogenannten „führenden Kreise," der weiß, daß die Leute von Einfluß, die ihn grundsätzlich nicht als Hausarzt rufen, ihn auch niemals als Kreisarzt, als Leiter eines staatlichen oder kommunalen Krankenhauses in Vorschlag bringen werden. Er müßte mit verbundenen Augen durch die Welt rennen, wenn er wider bessere Einsicht den Kontakt mit den breiten Massen lösen würde, um dem Phantom irgend einer Pfründe oder der Illusion eines Titels oder Ordens nachzujagen.

Das Volk hat ein feines Verständniß dafür, daß es sich für einen Mann seines Vertrauens und Herzens nicht ziemt, solchen Dingen nachzulaufen. Kommen sie, so sollen sie nicht erschlichen nnd erbettelt sein, sondern müssen sich mit Werktüchtigkeit in jeder Beziehung und Manneswürde verbinden. Die Frage: „Warum ist Dr. P. bei der Besetzung der Kreisarztstelle wieder übergangen? bleibt schließlich nicht aus. Und die Folge? Der gute Sanitätsrath P. sitzt erst recht fest im Sattel und pfeift eins auf den sozialen Antisemitismus, der es dem Herrn von Soundso verbietet, ihn für die Stelle zu empfehlen.

Schreiber dieser Zeilen hat mit Freuden solche jüdischen Aerzte kennen gelernt, die die Staats- und Honoratiorengunst — und das soll sich ja in Preußen vielfach decken — wahrlich nicht verhätschelte, die aber mit ganzer Liebe von der Volksseele getragen wurden als der „Judendoktor" d. h. der Volksdoktor. Auch der einfache Mann verlangt von den Gebildeten mehr als nur die Kunstgriffe ihres Berufes, er will ein verständnißvolles Mitklingen seiner Sorgen und Freuden beobachten können.

Auf dieser Linie liegt auch ein gut Theil der beruflichen Tüchtigkeit des Arztes. Es ist wahrlich ein Anderes, ob ich meine Sprechstunde in einem Salon von Berlin W. abhalte oder in irgend einem ostelbischen Landstädtchen. Diese Menschen wollen durch eine andere Brille angesehen werden, als jene. Wer nur in der Welt der weißen Kravatte und des großen Gesellschaftsanzugs lebt, der wird nie lernen, bis auf den Grund der Seele eines derben Bauern, schlichten Handwerkers und knotigen Ochsenknechtes zu sehen. Nur durch verständnißvolles Eingehen auf die Eigenart seines Patienten kommt der Arzt schließlich bis zur Erfassung des Kulturniveaus, auf dem der Kranke lebt. Von hier aus aus lassen sich all die Vorstellungen aufrollen, in denen der Patient wurzelt und die seine Leiden mitbestimmen. Erst wenn dieser Anschluß gefunden ist, wird es möglich sein, das Dunkel über den volksmedizinischen Vorstellungen zu lichten, einzudringen in die finstere Welt des Aberglaubens, die öfter die beste medizinische Kunst zu schanden werden läßt. Das platte Land wäre um eine Reihe scharfgeschliffener, tüchtiger Persönlichkeiten ärmer, dieselben Gegenden würden eine stattliche Zahl volksthümlicher Mediziner verlieren, wenn die jüdischen Aerzte sich etwa aus Gründen des „sozialen Antisemitismus" veranlaßt sehen sollten, das Feld zu räumen. Die wahren Wurzeln des Aerztestandes, also auch des jüdischen Arztes liegen nicht da, wo sozialer Antisemitismus in Reinkultur gepflegt wird. Man muß gelernt haben, das verbindliche Lächeln der sogenannten „großen Thiere" — der Volksmund hat sein Bild diesmal sehr richtig der Menagerie entlehrt — entbehren zu können. Auf der freien Warte eines wissenschaftlichen und hochbedeutsamen ethischen Berufes ist das für einen Mann Kleinigkeit.

Vielleicht gilt für manche Fälle das „cherchez la femme!" Wir meinen, daß die Sehnsucht der Gattin des Arztes nach der Großstadt mitbestimmend gewirkt hat. Frauen empfinden eine gesellschaftliche Zurücksetzung gemeinhin mehr als die Männer. Dem rechten jüdischen Landarzt darum die rechte Frau und Mitstreiterin, die nicht schielt nach Frau Landraths Theeabenden, sondern wo es noth thut, ihrem Gatten am Krankenbett zur Seite steht. Vor solchen jüdischen Aerztefamilien muß die innere Unwahrhaftigkeit und Hohlheit des sozialen Antisemitismus kapituliren. Die Beweise sind da. M.

---

## Briefkasten.

**Abonnent in Posen.** Das sieht den Antisemitenblättern ähnlich. Sie spielen den neugewählten Stadtverordnetenvorsteher, Rechtsanwalt Salz, gegen den „Juden" Dr. Lewinski aus, wissen also offenbar nicht, daß der Erstere ebenfalls Jude ist.

**Dr. B.** In der neuesten Nummer des von ihm herausgegebenen „Hammer" sagt der Antisemit Theodor Fritsch, er halte das vorchristliche Germanenthum für viel mannhafter uud sittlich gesunder als das durch die römische Kirche verweichlichte und gefälschte Christenthum.

**R. 10.** Dr. Adolph Frank, der Begründer der deutschen Kali-Industrie, der am 20. Januar den 70. Geburtstag feiert, ist Jude.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 4. Berlin, 27. Januar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Convert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Vereins Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Die Antisemiten und das alte Testament.

Wir haben uns leider sehr viel mit der „Staatsbürgerztg." zu beschäftigen. Wir thun es nicht gern, aber wir müssen es, wie der Richter sich nicht gern mit Verbrechern beschäftigt, aber im öffentlichen Interesse es thun muß.

In ihrer Nummer vom 22. d. M. bringt die „Staatsbürgerztg." unter der Ueberschrift „Judenthum und christlicher Religionsunterricht" einen Leitartikel, der mit einem Zitat aus der Bibel beginnt. Wenn die antisemitischen Blätter das alte Testament zitiren, dann kann man sicher sein, daß es auf eine Blasphemie abgesehen ist. Die Worte des Patriarchen Isaac im Kapitel 27 des 1. Buches Mosis: „Völker müssen Dir dienen, und Leute müssen Dir zu Füßen fallen" scheinen nach der „Staatsbürgerztg." sich an den Juden unserer Tage erfüllen zu sollen. Jedenfalls hat sie die Dienste der Rumänen, der Russen und der Leute von Konitz 2c. im Auge, die in ihrer Weise den Juden gedient haben und ihnen zu Füßen gefallen sind. Sie singt dann das alte abgeleierte Lied von der angeblichen Macht der Juden auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Fürsten und Obrigkeiten sich beugen, und der man auf die Gefahr hin, in Acht und Bann gethan zu werden, sich nicht widersetzen dürfe.

Habeat sibi. Es verlohnt nicht zu widerlegen, was schon der Augenschein und die tägliche Erfahrung in Armee und Civil, in den Salons, in den Schulen und auf den Universitäten mehr als zur Genüge als eine von der Manie der Selbsterniedrigung, der Selbstschändung erfundene Fabel erweisen. Aber die „Staatsbürgerztg." hat die Frechheit mit Bezug auf die angebliche Herrschaft der Juden zu zitiren: „Ich seh des Ruhmes Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht." Als des Ruhmes Kränze auf des Herausgebers der „Staatsbürgerztg." Stirn gesehen wurden, hat man in der Presse nichts von gemeiner Stirn gelesen. Dazu ist der größte Theil der Männer der Presse zu parlamentarisch geschult, zu wohl erzogen. Man hat allerdings tüchtig gelacht und den Lorbeer für entwerthet erachtet, der so billig zu haben ist. Noch weniger hatten die sogenannten „Judenblätter" die Frechheit, einen ganzen Volksstamm, eine ganze Religionsgesellschaft als gemein abzustempeln. Das erlaubten ihnen Verstand, Billigkeits- und Gerechtigkeitsfühl nicht.

Aber der „Staatsbürgerztg." ist es nicht genug die Juden zu beschimpfen, nicht genug, das deutsche Volk als geknechtet zu bezeichnen — in Knechtschaft kann schließlich das edelste Volk gerathen, wenn es die größere Zahl der Bataillone gegen sich hat —, es schildert das deutsche Volk als dumm, unglaublich, unsagbar dumm. Schreibt da das edle Blatt:

„Irgendwo in der Brunnenstraße dicht nebeneinander, liegen zwei Putzgeschäfte: ein deutsches und ein jüdisches. Der Deutsche liefert sauberste Arbeit bei billigstem Preise; seine Waare ist besser und billiger als die des Juden, und doch — der Laden des Juden ist jeden Abend übervoll von Käufern und Käuferinnen, der Laden des Deutschen bleibt leer; bald wird er ihn ganz schließen müssen, weil keine Käufer kommen. Und dabei ist der Deutsche freundlich, der Jude zudringlich und heimtückisch. Der Deutsche aber verarmt, der Jude dagegen führt ein großes Haus und läßt seine Susanne in Gold und Perlen prangen. „Völker müssen Dir dienen, und Leute müssen Dir zu Fuße fallen".

Man denke: der Deutsche soll thöricht genug sein, der besseren und billigeren Waare des „freundlichen" Deutschen, soll heißen des Christen, der „saubersten Arbeit bei billigstem Preise", die schlechtere und theuere des „zudringlichen und heimtückischen Juden" vorzuziehen. Welcher Leser selbst der „Staatsbürgerztg." kann im Ernste dies dem Einfältigsten im Lande zutrauen? Wer kann glauben, daß, was so gegen alle Vernunft, gegen die elementarsten Grundsätze des Geschäftsverkehrs verstößt, die Regel sein soll, irgendwo, irgendwann, und gar in der Metropole der Intelligenz, in jenem Theile der Stadt, in welchem der weitaus größte Theil der Bevölkerung den Nickel so und so oft umdrehen muß, ehe er ihn ausgiebt?

Es kann sein, daß Kaufleute (beiläufig ohne Unterschied der Konfession) schlechte Waare feilbieten. Wir erinnern uns, daß ein hoher deutscher Beamter der ganzen deutschen Nation das „billig und schlecht" zum Vorwurf machte, der ganzen deutschen Industrie, nicht derjenigen der Juden. Aber dann war die schlechte Waare eben billig. Auch das kann nicht nur, sondern wird in der Regel der Fall sein, daß das schlechte verhältnißmäßig auch theuer ist. Aber es giebt eben leider gar zu Viele, die nicht in der Lage sind, die gute und theure Waare zu kaufen und mit der schlechten, aber billigen fürlieb nehmen müssen. Wer einen guten Tuchrock sich nicht leisten kann, muß sich eben mit einem billigen Rock aus Shoddy begnügen, der nicht so lange hält. Immer wird ein Kaufmann, der schlechte Waare feil hält, billiger verkaufen müssen, wenn er in der That den Laden immer „übervoll" haben will.

Das ganze Unheil rührt nach der „Staatsbürgerztg." davon her, daß die Jugend die jüdische Geschichte lernen muß, und daß sie von Schiller, Göthe und Siegfried weniger weiß als von den Erzvätern, den Richtern und Königen, den Priestern und Leviten der Juden. Wir haben uns nicht die

Köpfe der Theologen und Pädagogen zu zerbrechen und die Frage zu lösen, ob der Religionsunterricht, wie er jetzt gehandhabt wird, zweckmäßig ist oder nicht. Wir erinnern uns, daß der Vater der antisemitischen Bewegung in Deutschland, der ehemalige Hofprediger Stöcker, einmal gar sehr jammerte, daß man nichts vom König Hiskiah wisse. Man darf annehmen, es wird auch heute mit der Wissenschaft des Volkes von den Richtern und Königen der Juden nicht allzuweit her sein.

Das aber ist ganz entschieden zu bestreiten, daß aus der jüdischen Geschichte der Geist der Unwahrhaftigkeit, der Geldgier und Empörung spricht, daß infolge des Unterrichts in der jüdischen Geschichte die vaterlandslose Gesinnung im Volke immer weiter um sich greift, Gewinnsucht und Lüge herrschen und Millionen deutscher Männer infolgedessen Sozialdemokraten werden.

Die alten Römer, die nicht eine Zeile von der jüdischen Geschichte kannten und ihre Jugend lehrten, kannten das Wort von der auri sacra fames. Gewinnsucht und Lüge herrschten und herrschen auch in Ländern, wohin das alte Testament bis auf den heutigen Tag nicht gedrungen ist und gar in den Schulen gelehrt wird. Die Griechen, Römer, Juder und in der That alle alten Völker verstanden sich auf Empörung lange, ehe sie von den Juden auch nur gehört hatten. Der Patriotismus anderer Völker, die gerade das Bibelstudium von jeher eifrig betrieben haben, beispielsweise der Briten, ist über allen Zweifel erhaben. Und in eben diesem Lande, in welchem man jedenfalls eifriger das Bibelstudium betreibt als in Deutschland, giebt es keine Millionen Sozialdemokraten. Wir bezweifeln, daß es mit der Bibelkenntniß der deutschen Sozialdemokratie weit her ist. Und jedenfalls kann die Sozialdemokratie für nicht wenige ihrer Lehren und Grundsätze eher Anklänge im neuen als im alten Testament finden.

Der erste Tanz um das goldene Kalb ist allerdings von Juden aufgeführt worden. Aber jener Tanz kann doch wahrlich nicht als ein Beweis der jüdischen Geldgier angeführt worden. Denn für die Herstellung jenes goldenen Kalbes haben die Juden in der Wüste ihr Gold geopfert, und ihr Tanz war der Ausdruck der Freude nicht über Goldgewinn, sondern über das gelungene Werk, über den vermeintlichen Ersatz für die Gottheit, die zu begreifen, sie damals noch nicht genügend von dem ägyptischen Geiste entwöhnt waren.

---

## Der Abg. v. Gerlach und die Antisemiten im Reichstage.

Ein heftiger Zusammenstoß zwischen den Antisemiten und dem Abg. von Gerlach in der Sitzung des Reichstags vom 21. d. Mts. wird in der Presse vielfach besprochen. Es war ein richtiger politischer Wegelagererstreich der Antisemiten, die den Augenblick nicht erwarten konnten, wo sie über den ihnen verhaßten Hospitanten der Freisinnigen Vereinigung, der ihnen in Marburg ihr ältestes Mandat abgenommen hat, herfallen konnten. Die „Liberale Correspondenz" berichtete hierüber:

„Der Schluß der Sitzung nahm in Folge eines frechen Angriffs der Antisemiten auf Herrn v. Gerlach, dem Liedermann von Sonnenberg mit echt antisemitischer Unverfrorenheit einen Mangel an Ueberzeugung unterstellte, einen etwas erregten Verlauf. Die Antisemiten schickten nicht weniger als drei Redner ins Treffen, wurden aber von Herrn von Gerlach, der sich bei dieser Gelegenheit auch in der parlamentarischen Arena als äußerst schlagfertiger Debatter erwies, elegant abgeführt. Der Spaßmacher der Junker, Herr Liebermann v. Sonnenberg, schnitt bei diesem Turnier nicht gerade günstig ab. Herr v. Gerlach war in der Lage, sofort feststellen zu können, daß ein von dem Antisemitenführer ihm aus der Zeit seiner früheren Thätigkeit im „Volk" entgegengehaltener Artikel, der zum Beweise der Behauptungen Liebermann v. Sonnenbergs dienen sollte, nicht von ihm, sondern von dem jetzigen Redaktionsmitglied der „Kreuzztg.", Herrn Dr. Irmer, geschrieben worden war, und mußte noch obendrein den von dem Präsidenten nur in sehr milder Form gerügten Vorwurf der Verleumdung auf sich sitzen lassen. Der dreiste antisemitische Vorstoß fand übrigens nicht nur bei dem Präsidenten, sondern auch aus der Mitte des Centrums und der Nationalliberalen und anscheinend sogar bei einem Theil der Konservativen eine entschiedene Verurtheilung".

Diesem Urtheil der „Lib. Korresp." schließen sich nicht nur andere freisinnige Organe wie die „Frankf. Ztg." an, auch der nationalliberale „Hamb. Corresp." schildert den Vorgang als eine große Blamage der Antisemiten. Er schreibt hierüber:

Herr v. Gerlach ist nicht unser Mann, aber er war der Sache nach im Recht. Die erste Ueberspielung auf das persönliche Gebiet war von antisemitischer Seite erfolgt und wenn er nun seinerseits bemerkte, daß die Herren Antisemiten Beispiele von politischer Wandlungsfähigkeit im eigenen Lager reichlich finden könnten, so war das ganz richtig und unwiderlegbar. Gerade deshalb kamen nun aber statt der fehlenden Antwort Grobheiten über Grobheiten. Daß Graf Reventlow Herrn v. Gerlach alle Ueberzeugung absprach, ihn also für einen Klopffechter erklärte, daß er meinte, was er, der Herr Graf, in der Vergangenheit gedacht habe, sei für die Gegenwartsarbeit ebenso gleichgiltig, wie was Herr von Gerlach jetzt denke und thue und in alle Zukunft denken und thun werde, war schon ein niedliches Vorspiel. Jetzt aber kam erst Herr Liebermann von Sonnenberg mit dem groben Geschütz, er wiederholte zuächst den höhnischen Zweifel, daß Herr von Gerlach überhaupt irgend welche Ueberzeugungen habe — nachher meinte er freilich wieder, er halte ihn auch heute noch nicht für „einen schlechten Kerl" — dann warf er ihm vor, daß er den Reichstag durch seine Verwandlungskünste zum Varietétheater herabwürdige, zitirte einen Artikel mit dem lieblichen Titel: „Schnaps-, Schweine- und deutsch-freisinnige Politik", den sein Gegner früher einmal geschrieben haben sollte, was natürlich wieder einmal falsch war, und schloß die letzte seiner persönlichen Bemerkungen mit dem „Witz": Mit dem Alter gewöhne man sich sonst die Dummheiten ab, Herr v. Gerlach scheine aber immer jünger zu werden.

Der Präsident war „paritätisch", er wehrte von Gerlach den Gebrauch des Wortes Verleumdung nach von Liebermann den Ausdruck, daß v. Gerlach „wider besseres Wissen" rede. Er ergriff auch einmal das Wort, um die Herren daran zu erinnern, daß sie sich als Kollegen respektiren sollten, und warnte wiederholt mit schalkhaft erhobenem Finger. Wir hatten aber den Eindruck, als ob dieser äußerlich sehr amüsante Hahnenkampf eine sehr ernste Seite hätte. In Zeiten politischer Erregung mag und muß manches hingehen, für gewöhnlich müssen die Umgangsarten antisemitischer Volksversammlungen aber doch vom Reichstag ferngehalten werden. Politisch bedeutet der Antisemitismus glücklicherweise nichts mehr; aber das Niveau des Reichstags herabzudrücken, dazu ist er leider immer noch im Stande.

Auch der nationalliberale „Hannov. Courier" ist der Meinung, daß „zuguterletzt Herr Liedermann von Sonnenberg, obgleich er seinem Gegner an Grobheit überlegen war, sachlich und rednerisch den Kürzeren zog."

Ebenso verurtheilt die nationalliberale „Köln. Ztg." sehr scharf das Auftreten des antisemitischen Führers:

„Der Abg. Liebermann v. Sonnenberg verfiel dabei unter dem wachsenden Unwillen des Hauses in eine Sprechweise, gegen die der Präsident Graf Ballestrem wiederholt ernste Verwahrung einlegen mußte. Die Sache nahm schließlich derartige Formen an, daß der Präsident sogar Veranlassung nahm, sich an das Anstandsgefühl des Abg. v. Liedermann zu wenden."

Sehr interessant ist auch, wie das Stöckersche „Volk", das seit einigen Jahren Herrn v. Gerlach mit giftigen Haß verfolgt, über dieses Rencontre sich ausläßt:

„Bis hierher hat Abg. v. Liedermann die Lacher auf seiner Seite. Als er aber erwähnt, Gerlach habe ihn, was ihm übrigens herzlich gleichgiltig sei, früher über den grünen Klee gelobt, erwidert v. Gerlach schlagfertig: Gewiß, er habe manche Dummheit in seinem Leben begangen.

Wandelbar, wie die parlamentarische Gunst nun einmal ist, wird von diesem Moment an Gerlach zum Favoriten. Liebermanns Duplik wird mit lautem Murren empfangen; man freut sich auf der Linken unbändig, als Gerlach erzählt, der Schnaps- und Schweineartikel stamme von Professor Irmer, dem jetzigen Redakteur der „Kreuzzig." Dabei bleibt der gewandte Dialektiker äußerlich vollkommen ruhig, während sein Gemüth immer energischer wird."

Der Artikelschreiber des „Volk" spricht dann ferner in dem bekannten süffisanten Ton von Renegaten und Ueberläufern. Wer selbst aber, wie Herr Adolf Stein, der Korrespondent des Stöckerschen Blattes, sein christlich-soziales, antisemitisches Herz erst wieder entdeckt hat, nachdem er jahrelang zuvor auf den liberalen Altären geopfert hat und deswegen von den Antisemiten angefeindet worden ist, sollte sich doppelt hüten, derartige Vorwürfe zu erheben.

Das Auftreten Liebermann von Sonnenbergs in dieser Sitzung erfährt übrigens noch durch folgende Reminiscenz der „Berl. Ztg." eine interessante Beleuchtung:

Herr Liebermann von Sonnenberg behauptete, es sei ihm eben von der Tribüne aus folgende Grabschrift auf den Abgeordneten von Gerlach zugefandt worden:

„Von einem Lager seh' ich dich
Bekehrt ins andre wandern,
Du änderst deine Meinung oft,
Doch niemals die der andern!"

Das kleine Gedichtchen erregte bei den Antisemiten große Heiterkeit. Das Gelächter im Hause wäre aber sicherlich größer gewesen, wenn bekannt geworden wäre, aus welcher Quelle der Antisemitenhäuptling bewußt oder unbewußt geschöpft hatte. Der Autor dieses Vierzeilers ist Dr. Arthur Pferhofer, weder Glaubens- noch Gesinnungsgenosse des Herrn v. Liebermann, dagegen ist die Grabschrift auf keinen andern gemünzt als — den Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger. Der Vierzeiler, mit dem sich Herr v. Liebermann geschmückt hat, ist in Pferhofers „Sträfliche Einfälle", die vor zwei Jahren etwa erschienen, enthalten. Die antisemitische Parole „Kauft nur bei Christen" scheint sich also nicht auf das geistige Gebiet zu erstrecken.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Vom Vogel Phönix.** Es giebt unter unseren Zeitgenossen kaum einen zweiten, dem die Phönixnatur in dem Maße anhaftet, wie dem Hofprediger a. D. Stöcker. Wie oft hat sich dieser Mann schon selbst einen Scheiterhaufen aufgeschichtet und hat sich zu Staub und Asche verbrannt; aber, es währte nicht lange, dann regte es sich in dem Aschenhäuflein, das Wunder war geschehen, und in dem Strahlenglanz seines bunten Gefieders erhob der neue Phönix seine Flügel und sein Haupt.

Also hebt eine nicht uninteressante Schilderung des Politikers und Theologen Stöcker an, die dem „Hamb. Fremdenblatt" von theologischer Seite zugeht, und die das Portrait des ehemaligen Hofpredigers noch durch folgende Charakterzüge ergänzt.

Der Prozeß Stöcker-Witte, der Scheiterhaufenbrief, das Kaiserwort über die christlich-sozialen Pastoren, des Frhrn. v. Hammerstein Glück und Ende, das unfreiwillige Ausscheiden aus dem Generalsynodal-Vorstand — jeder andere hätte sich zehnmal aus der undankbaren Arena des öffentlichen Lebens zurückgezogen und sich dem Kohlbau, der Bienenzucht oder ähnlichen nützlichen Beschäftigungen ergeben, Herr Stöcker aber war immer wieder auf dem Plan.

Es wohnt eine Elastizität in der Brust dieses ehemaligen Hofgeistlichen, die dafür spricht, daß die Natur ihn zum Diplomaten bestimmt hatte. Er war einer der Beichtväter des alten Kaisers, die über den alternden Monarchen eine ungewöhnliche Gewalt hatten; er fesselte den heutigen Kaiser an sich, als dieser noch Prinz war, er nannte die Kaiserin seine Freundin. Es schadete seiner Popularität aber nichts, daß er die Kehrseite der Hofgunst zu kosten bekam, trotz Herrn v. Mirbach strömte der hohe Adel und das ehrbare Handwerk in die Kirche am Johannestisch, so oft Herr Stöcker daselbst das Wort Gottes auslegte. Er hatte eine feine Witterung für das, was volksthümlich macht. Die ungeläuterten Rassen-Instinkte, die wirthschaftliche Bedrängniß des Mittelstandes, die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterwelt, das erwachende soziale Gewissen des Bürgerthums, neuestens sogar die frauenrechtlerischen Stimmungen (in dem Verlangen nach dem kirchlichen Wahlrecht der Frauen), alles hat Stöcker zu verwerthen verstanden. Einstens wollte er die liberalen Prediger „am Ohrläppchen" von der Kanzel herabziehen. Später trug er kein Bedenken, selbst — horribile dictu — von fagenhaften Zügen in der alttestamentischen Ueberlieferung zu sprechen. Ja, er sagte sich neuerdings gelegentlich einmal ausdrücklich vom „Orthodoxismus" und der „Reaktion" los. In einer seiner früheren Schriften mahnte er das evangelische Volk mit lautem Zuruf aus seiner Lauheit gegen die ultramontane Gefahr aufzuwachen. Später trat er, insbesondere bei der jüngsten Reichstagswahl, für Aufhebung des vielumstrittenen § 2 des Jesuitengesetzes ein. Und seltsamerweise, obwohl die evangelische Geistlichkeit das äußerste gethan hat, um die Integrität des Jesuitengesetzes aufrecht zu erhalten, auch dieser Seitensprung, der seiner Wahl in den Reichstag förderlich war, hat der Popularität Stöckers nicht geschadet.

Das Wahlbündniß mit dem Zentrum im Kreise Siegen und die damit zusammenhängende Lossagung von der antiultramontanen Politik der ganzen orthodoxen Geistlichkeit (und nicht nur der orthodoxen) war wieder einmal ein selbsterbauter Scheiterhaufen, auf dem jeder andere Geistliche sich seine Federn sehr gründlich verbrannt haben würde. Herr Stöcker läßt es ruhig über sich ergehen, daß die Generalsynode sein Verhalten in aller Form desavouirt. Er bleibt dennoch, der er ist.

**Antisemitischer Monarchismus.** In der „Berliner Zeitung" schreibt der Abg. H. v. Gerlach:

Durch einen Zufall gerieth mir neulich die Nummer 99 des Organs der Hamburger Antisemiten, des „Deutschen Blattes", in die Hände. Das Blatt enthält einen Leitartikel mit der Ueberschrift „Fürstenblut und Fürstenpolitik". Der Verfasser des Artikels steht anscheinend auf dem Boden der famosen Rassentheorie des Herrn Houston Stewart Chamberlain. Er nennt den Namen dieses sogenannten Gelehrten zwar nicht, aber jede Zeile athmet denselben phantastischen Geist.

Der Artikel knüpft an an das Wort des Kaisers, Blut sei dicker als Wasser. Der Rassenkundige könne sich nicht wundern, daß der Sohn einer Frau aus englischem Geschlecht den Vorzug hat, gutes Verständniß für die Bedeutung einer Flotte zu besitzen, und den Nachtheil, die Politik eines einseitigen Handelsstaates zu treiben. Denn Söhne schlügen nach der nationalen Natur der Mutter. Als Gewährsmann für diese Theorie und ausschließlich der Anthropologe Pruner-Bey angeführt, von dem ich, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, bisher einfach nichts gewußt habe.

Der Schluß des Artikels ist so charakteristisch, daß man am besten thut, ihn wörtlich anzuführen. Der Verfasser wirft die Frage auf: „Was haben wir mit diesen Feststellungen gewonnen?" Die Antwort lautet:

„Nun, die Hoffnung, daß wie beim Kaiser von heute so auch beim Kaiser der Zukunft Blut dicker als Wasser sich erweisen werde. Die Hoffnung, daß der Sohn einer Frau aus dem edeln deutschen

Holstengeschlechte in seinem Thun sich dereinst als echter deutscher Nordmärker erweisen werde. Von seiner hohen Mutter wissen wir ja, daß sie einem dreisten Juden in der Berliner Stadtväter-Synagoge bereits einmal so derb auf die Finger geklopft hat, daß man ihr das dort noch heute nachträgt. Hoffen wir, daß er ihre Holstennatur insbesondere auch in diesem Theile geerbt hat. Daß der Festlandssproß aber eine andere Gesammtpolitik treiben wird als der Sprößling der Tochter des Handels- und Inselvolkes, das werden die, die an die Stimme des Blutes glauben, sicher als ihre feste Hoffnung aufrichten. Niemand von ihnen wird darob den Kaiser der Zukunft schneller herbei- und den Kaiser von heute hinwegwünschen. Jedes Gelüste zu diesem Verstoße gegen die Loyalität nimmt ihnen das Bewußtsein, daß eine Monarchenzeit im Völkerleben wenig ausmacht, daß insbesondere das deutsche Volk gesund und stark genug ist, um getrost sich noch weitere Jahrzehnte lang einer falschen Regierungstendenz auszusetzen, so wie es bisher fünfzehn Jahre derselben überstanden hat. In diesem Bewußtsein kann man dem Fürsten von heute langes Leben wünschen und geduldig und wohlgemuth auf einen Kaiser der Zukunft harren. Und das wird die vielleicht zum Ausharren ermuntern, die jetzt verzagen möchten."

Nie ist etwas Perfideres gegen den Kaiser geschrieben worden. Die sozialdemokratische Presse bekämpft wohl die Monarchie grundsätzlich und kritisirt die Regierungsakte des Monarchen. Aber sie hat sich nie zu der Gemeinheit hergegeben, die Hoffnung auf ein möglichst baldiges Ableben des Mannes auszusprechen, der ihr so oft so bittere Fehde angesagt hat. Auch das antisemitische Blatt spricht natürlich nicht direkt aus, daß es den Tod Wilhelms II. wünsche. Dazu ist es viel zu vorsichtig. Es wünscht dem Kaiser sogar „langes Leben". Aber wer diesen Wunsch nicht als Ironie empfindet, der muß sich noch unter dem Durchschnitt oulgär-antisemitischen Intellekts befinden, denn wenn der jetzige Kaiser eine verderbliche Politik führt und kraft seiner Abstammung dazu verdammt ist, sie sein Leben lang zu führen, während von seinem Nachfolger als „Festlandssprossen" die Politik eines „echten deutschen Nordmärkers" zu erwarten steht, so muß das Blatt im Interesse des deutschen Volkes wünschen, daß der „neue Herr" recht bald seine segensreiche Thätigkeit beginne.

In der That wird ja Wilhelm II. auch nur deshalb langes Leben gewünscht, weil „eine Monarchenzeit im Völkerleben wenig ausmacht" und „das deutsche Volk gesund und stark genug ist, um sich noch weitere Jahrzehnte einer falschen Regierungstendenz auszusetzen". Selbstverständlich muß jemand, der so etwas schreibt, wenn er nicht von jeder Logik verlassen ist, den Wunsch hegen, daß die „Gesundheit und Stärke" seines Volkes keiner solchen Belastungsprobe ausgesetzt werde.

Ueber die auf die Autorität des Herrn Prumner-Bey gestützte Rassentheorie des „Deutschen Blattes" selbst auch nur ein Wort verlieren, hieße wirklich, ihm zu viel Ehre anzuthun. Im vorliegenden Fall läßt sich übrigens das „Deutsche Blatt" durch seine eigene Theorie widerlegen. Die Söhne sollen die nationale Natur der Mutter, die Töchter die des Vaters erben. Schön. Die Mutter Wilhelms II. war die Tochter eines deutschen „Festlandssprossen", des Prince-Consorts Albert von Sachsen-Koburg-Gotha. Folglich hatte sie die nationale Natur ihres deutschen Vaters geerbt. Folglich konnte sie auch ihrem Sohne nur ihre eigene deutsche Natur vererben. Denn auf das Blut kommt es doch an, verehrtes „Deutsches Blatt", nicht auf das Milieu, nicht wahr? Uebrigens ist das engliche Königshaus, das Haus Hannover, doch wohl überhaupt einigermaßen deutschen Blutes?

Doch das nebenbei. Es ist wirklich schade um die Zeit, wenn man mit antisemitischen Blättern sich auf sachliche Diskussionen einläßt. Wichtig ist lediglich, die Art und Weise festzulegen, in der ein Organ der deutschsozialen Partei des Herrn Liebermann von Sonnenberg am 12. Oktober 1903, also bald nach der Operation des Kaisers, sich über „Fürstenblut und Fürstenpolitik" geäußert hat.

**Der Abg. Liebermann v. Sonnenberg,** der andere Leute bei jeder Gelegenheit beleidigt, ist außerordentlich empfindlich, wenn ihm jemand an den Wagen fährt. Bei der Reichstagsstichwahl ist gegen ihn ein sozialdemokratisches Flugblatt in Cassel erschienen, das nicht etwa Verleumdungen, sondern nur angeblich nicht erweislich wahre Thatsachen enthält. Insbesondere wird er als Verleumder bezeichnet. Wegen dieses Flugblattes hat die Staatsanwaltschaft von Amts wegen Anklage gegen einen sozialdemokratischen Redakteur und zwei Buchdruckereibesitzer erhoben. Hier bei dem antisemitischen Abgeordneten liegt die Strafverfolgung im öffentlichen Interesse. Bei dem liberalen Abg. Dr. Potthoff, der bei der Staatsanwaltschaft in Cassel Strafverfolgung gegen ein antisemitisch-agrarisches Blatt beantragt hatte, das ihn wiederholt, natürlich ohne jeden Grund, als „Lügner" und „Schwindler" bezeichnet hatte, lag, nach der Ansicht der Staatsanwaltschaft, kein öffentliches Interesse vor. Einmal urtheilt dieselbe Staatsanwaltschaft so, einmal so. Warum wohl?

**Wie sich die Zeiten ändern.** Kürzlich klagte der antisemitische Reichstagsabgeordnete Böckler im Reichstage sehr wehleidig darüber, daß die höchsten Regierungskreise „verballhinisirt" seien. Es wird ihn und vielleicht auch manchen seiner konservativen Kollegen interessiren, daß vor einigen Tagen beim Geheimen Kommerzienrath Max Ludwig Goldberger eine Abendgesellschaft stattgefunden hat, zu der auch Generalfeldmarschall Graf Walderssee erschienen war. Gegen das Ende der Regierung Wilhelms I. hat bekanntlich die antisemitische „Berliner Bewegung" im Salon Waldersees eine besonders nachdrückliche Förderung erfahren, jetzt speist der damalige Protektor Stöckers bei einem jüdischen Kommerzienrath. Herr Goldberger hat Amerika „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" genannt. Antisemiten und Ueberagrarier werden, wenn sie dies nette Histörchen lesen, klagen, daß jetzt für die Juden Deutschland „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" geworden ist.

**Der Froschmäusekrieg innerhalb des „Deutschen Volksbundes".** Auf die Angriffe des Redakteurs der Magdeburger „Sachsenschau", Carl Faßhauer, veröffentlicht nunmehr der Gaumeister für die Provinz Sachsen und Führer der Magdeburger Ortsgruppe, Generalagent Wleck eine langathmige Entgegnung in Nr. 2 der „Bundesnachrichten", der wir einen interessanten Beitrag zur Charakteristik des Herrn Faßhauer entnehmen.

In einem irrthümlicher Weise an Hans von Mosch adressirten, aber für einen Berliner näheren Gesinnungsgenossen bestimmte Briefe hat Faßhauer im Dezember 1902 von sich selbst und seiner Thätigkeit folgendes amüsantes Konterfei entworfen:

Ich wüßte auch nicht, was aus meinem Blatte und meiner Stellung werden sollte, wenn ich einmal krank werden müßte. Was an mir liegt, um mich gesund zu erhalten, thue ich ja. Besonders bekommt mir meine abstinente Lebensweise. Je länger ich dieser Verrücktheit fröhne, um so besser und wohler fühle ich mich dabei. Meinen Wirthen, deren ich ja nicht viele als Kunden habe, leime ich einen Herzfehler vor, der mich angeblich zur größten Vorsicht zwingt. So geht alles. Das soll nun etwa keine Proselytenjagd sein. Nun, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. — Bezüglich des Inhalts meiner Zeitung müssen Sie einen Pflock zurückstecken. In diesem Lnufeneste passirt zu wenig. Oft weiß ich am Donnerstag noch nicht, mit welchem lokalen Kitzel ich die Magdeburger prickeln soll. Denn irgend etwas muß es sein, sonst wird man als Wochenschaute nicht gelesen. Sie als Großstädter machen sich gar keinen Begriff von dem eintönigen Allerlei, das uns hier umgraust. Der Käse im lokalen Theil der Tageszeitungen würde Sie allerdings eines Besseren belehren. Und lokale Sachen muß ich bringen; deswegen werde ich in unsern besten Kaffees überall viel gelesen.

Den Magdeburgern wird es jedenfalls sehr interessant sein, zu hören, welcher Werthschätzung sich das Laufenest bei dem Herausgeber der „Sachsenschau" erfreut. In den „Bundesnachrichten" wird ferner mit-

getheilt, daß eine Versammlung des Volksbundes in Magdeburg sich über die entstellte Berichterstattung der „Sachsenschau" beklagt und ferner monirt habe, daß „sie öfter Artikel enthält, die eher entsittlichend als verebelnd wirken und es kaum angängig machen, das Blatt noch in Familien zu halten, in denen erwachsene Töchter vorhanden sind." — Dem christlich-germanischen Blatt wird also hier unverblümt der Vorwurf gemacht, daß es die Unsittlichkeit fördere, was sonst natürlich nur durch die „Judenblätter" geschieht.

**Vom Reichskommers des Vereins deutscher Studenten.** Nach dem Fürsten Bismarck sollen die Deutschen Niemand auf der Welt außer Gott fürchten. Er hat aber diesen seinen vielzitirten Ausspruch, wie der Abg. Stöcker auf dem Reichskommers deutscher Studenten erzählte, etwas mobifizirt, indem er sagte, das sei nur im Kriege, aber es fehle den Leuten an Civilcourage. Nun auf eben diesem Kommers hätte Herr Abg. Stöcker sich überzeugt haben können, daß es Deutsche giebt, denen es auch nicht an Zivilkourage fehlt. Man muß es jedenfalls als einen Beweis höchster Zivilkourage — allerdings könnte man in diesem Falle das Doppel-Frembwort mit einem gut deutschen, sehr kräftigen Worte übersetzen — ansehen, daß ein junger Mensch, der cand. math. Reinau, in einer Versammlung, in welcher u. A. der Rektor der Universität, Freiherr v. Richthofen und andere Professoren, sowie der Generaloberst v. Hahnke anwesend waren, als erste Aufgabe den **Kampf gegen das Judenthum** zu bezeichnen wagte. Abgesehen davon, daß ein Verein von Studenten andere Aufgaben an erster Stelle haben müßte, einen Kampf aber gegen eine religiöse Gemeinschaft oder eine Bürgerklasse, der als Gesammtheit nur die Abstammung zum Vorwurf gemacht wird, auch an letzter Stelle nicht haben sollte, weil dies ein unsittlicher Kampf ist, muß es doch als „Civilcourage" in der höchsten Potenz bezeichnet werden, wenn ein junger Mann in Gegenwart des Hauptes der akademischen Republik es als eine erste Aufgabe hinstellt, den Kampf gegen Bürger eben dieser Republik, denen kein Verbrechen, kein Verschulden direkt zur Last gelegt wird, aufzunehmen, gewissermaßen den Bürgerkrieg in diese Republik hineinzutragen.

Der Rektor der Universität hielt es nicht für angebracht, den jugendlichen Hetzredner zurechtzuweisen. Er wollte jedenfalls als Gast selbst gegen den rücksichtslosen Gastgeber und auf die andern Gäste die Rücksicht nicht außer Acht lassen.

---

## Vermischtes.

**Karl Wilhelm Neßler,** Prediger an der französisch-reformirten Kirche zu Berlin, ein bekannter freisinniger Politiker, der auch eine Zeit lang dem Reichstag und dem preußischen Abgeordnetenhause angehört hat, ist im 74. Lebensjahre gestorben. Der Heimgegangene hat s. Z. den Aufruf zur Begründung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus unterschrieben und auch sonst zu den eifrigsten Freunden unserer Sache gehört. Ehre seinem Andenken!

**Die „Staatsbürgerzeitung" hat sich mit Rußland wieder ausgesöhnt.** Wir berichteten in unserer vorletzten Nummer, wie unwillig die „Staatsbürgerztg." darüber war, daß ein russischer Konsul in Persien eine Judenhetze verhindert habe. Eine russische Großfürstin hat den Zorn des edlen Blattes wieder besänftigt. Es wird der „Staatsbürgerztg." angeblich aus Odessa geschrieben:

> In Yalta am Ufer des Schwarzen Meeres besitzt die russische Großfürstin Alexandra Nikolajewna mehrere Villen, von welchen einige an Privatparteien vermiethet werden. Einmal geschah es, daß der Haushofmeister eine Wohnung in einer dieser Villen an einen jüdischen Arzt vermiethete. Kaum hatte die Großfürstin dies in Erfahrung gebracht, als sie sofort den gemessenen Auftrag gab, daß der Jude die gemiethete Wohnung ungesäumt zu verlassen habe. Auch befahl sie, daß der Pfarrer geholt werde, um die entweihten Räume von neuem einzuweihen.

In dem selbstherrlichen Rußland, wo man mir nichts, dir nichts auf Nimmerwiedersehen nach Sibirien verschickt werden kann, hat eine Großfürstin es natürlich leicht, ein Exmissionsverfahren durchzusetzen. In civilisirten Ländern würde sie es nicht so leicht gehabt haben. Der jüdische Arzt hatte, wie uns drahtlos telegraphirt wird, als er die Wohnung in der großherzoglichen Villa bezog, sie nicht durch einen Rabbiner weihen, wohl aber durch Kammerjäger und Scheuerfrauen gründlich reinigen lassen, und er selbst hat für eine nicht minder gründliche Desinfektion gesorgt. Am Ende hat der Odessaer Berichterstatter der „Staatsbürgerztg." aus derselben Quelle geschöpft wie der unsrige.

**Ein deutscher Jude als Oberst.** Selbstverständlich ist der deutsche Jude nicht auch ein deutscher Oberst; denn das wäre ja zu unnatürlich. Außerdem glaubt man in Deutschland, daß die Juden nicht den echten und rechten militärischen Geist besitzen, um es auch nur zum Unteroffizier zu bringen, geschweige bis zum Obersten.

Max Einstein, der vor Kurzem in Philabelphia seinen fünfundfünfzigsten Hochzeitstag feierte und jetzt 81 Jahre alt ist, wurde in Buchau, in Deutschland 1822 geboren und wanderte im Alter von 22 Jahren nach den Ver. Staaten aus. Hier scheint der militärische Geist, für den er in Deutschland unnahbar war, über ihn gekommen zu sein, und wir finden ihn 1852 als Gardeleutnant (man denke Garbeleutnant!) in Washington. 1853 trat er aus und organisirte (man lese und staune!) in Philabelphia die fliegende Artillerietruppe, die er befehligte, bis er zum Adjutanten des Gouverneurs Pollack ernannt wurde. Als der Secessionskrieg ausbrach, wurde er zum Obersten der Pennsylvanischen Freiwilligen ernannt und deckte als solcher in der ersten Schlacht bei Bull Run den Rückzug der Unionsarmee, wofür er wegen persönlicher Tapferkeit eine Belobigung erhielt. Im Dezember 1861 erhielt er seine ehrenvolle Entlassung, und Präsident Lincoln ernannte ihn zum Konsul der Ver. Staaten in Nürnberg. In dieser Eigenschaft diente er dem neuen Vaterlande in seinem Geburtslande viele Jahre hindurch. Als er nach den Ver. Staaten zurückkehrte, erhielt er 1888 in Philabelphia einen Posten im Steueramte. Im Jahre 1856 überreichte ihm Gouverneur Pollack einen prachtvollen silbernen Ehrenbegen im Namen der Artillerietruppe von Philabelphia. Auf der Klinge war folgende Inschrift eingravirt: „Gewidmet als ein Zeichen der Hochachtung von der Philadelphia-Artillerietruppe ihrem kommandirenden Offizier, General Max Einstein."

Was sagen unsere Antisemiten zu dieser kriegerischen Laufbahn und zu solchen militärischen Ehren eines deutschen Juden? Vielleicht hätte er auch dem deutschen Vaterlande nicht minder große Dienste in Krieg und Frieden leisten können, wenn er es hier gedurft hätte.

**Ueber einen Akt schroffer Intoleranz** wird aus Nürnberg berichtet:

Mit der zur Jahreswende eingetretenen Vermehrung der städtischen Schulärzte wurde auch die Bestimmung getroffen, daß sich die Thätigkeit der Schulärzte nicht nur auf die städtischen Schulen, sondern auch auf alle unter Aufsicht der Lokalschulkommission stehenden Schulen (es machen also nur die staatlichen Schulen eine Ausnahme)

erstrecken solle. Bei dieser Neuregelung wurde einem Schularzte das in seinem Bezirk gelegene Institut der englischen Fräulein zugetheilt. Nachdem nun vom Magistrat die Neuregelung bekannt gemacht worden war, wandte sich die Leitung des Instituts der englischen Fräulein an den Magistrat mit dem Ersuchen um Ernennung eines anderen Schularztes, da der aufgestellte Schularzt seiner Konfession halber — er ist Israelit — beanstandet wurde und man einen christlichen Schularzt wünsche. Als dem bereits aufgestellten und in amtlicher Bekanntmachung als Schularzt für das Institut der englischen Fräulein benannten Schularzt durch einen städtischen Beamten offiziell der Wunsch der Leitung des Instituts der englischen Fräulein mitgetheilt wurde, gab — wie wir hören — der Arzt die Erklärung ab, daß er auf die Ehre, als Schularzt an dem genannten Institut zu wirken, verzichte. Wir möchten nun fragen: Giebt es denn eine katholische, eine protestantische oder eine israelitische Gesundheit? Uebrigens ist diese ganze Geschichte um so auffallender, als viele israelitische Mädchen Schülerinnen des Instituts der englischen Fräulein sind. Bis vor einigen Jahren ist hier der konfessionelle Friede nie gestört worden, und wir erinnern daran, daß bei der Grundsteinlegung zur Herz-Jesu-Kirche der Erzbischof von Bamberg rühmend hervorgehoben hat, daß zum Bau dieser Kirche Angehörige aller Konfessionen beigetragen hätten. In neuerer Zeit bemüht man sich aber hier von gewisser Seite auf das emsigste, den Samen des Zwistes und der Uneinigkeit unter die Konfessionen auszustreuen.

**Der Kaiser von Oesterreich gehorcht galizischen Juden** — nach antisemitischer Auffassung. — Der Papst wird bekanntlich von den Kardinälen der katholischen Kirche gewählt. die während der Wahl (Konklave) von der Oeffentlichkeit streng abgeschieden werden. Wie weiter bekannt, hat der Kaiser von Oesterreich durch den Kardinal Puzyna gegen die Erwählung des Kardinals Rampolla — des österreichfeindlichen Staatssekretärs des verstorbenen Papstes — Einspruch erhoben, welchen Einspruch das heilige Kollegium berücksichtigte und Sarto wählte, der als Papst Pius X. das Oberhaupt der katholischen Kirche ist. Die Bemerkungen des antisemitischen Abgeordneten Ernst Schneider, die er unlängst in einer Wählerversammlung in Wien in dieser Angelegenheit vordrachte, besitzen historischen Werth zur Naturgeschichte des Judenhasses und müssen wörtlich aufbewahrt bleiben. Nach dem Bericht der „Deutschen Zeitung" sagte der Abgeordnete Folgendes:

„Auf die Vetofrage übergehend erklärte ich, daß darüber ein offenes Wort gesprochen werden muß und noch gesprochen werden wird. Es gehe nicht an, darüber ganz einfach hinwegzugehen. Zu meinem großen Erstaunen ist da aus Rom ein Brief gekommen, in dem gesagt wird, daß wir uns um die Vetofrage ganz einfach nicht bekümmern sollen. Ich bin einer anderen Ansicht und stehe auf einem anderen Standpunkt. In dieser Angelegenheit handelt es sich nicht um den Kardinal Sarto oder den Kardinal Rampolla, sondern um die jüdischen Einmischungen und Einflüsse, die den Einspruch Oesterreichs bei der letzten Papstwahl zu Stande gebracht haben. Es wird sich noch wohl Jedermann gut erinnern können, wie es gelegentlich der Vorbereitungen zur Papstwahl in den liberalen Blättern zuging. Von den Katholiken hat sich Niemand hineingemischt, nur das Judenthum allein wollte bestimmen, wer unser Papst sein soll . . . Kadinal Rampolla war nie in Wien, er stand mit uns auch nicht in Berührung, es hat sich uns also nicht speziell um diesen Mann gehandelt; aber das Judenthum war diesem hellsehenden, die Verhältnisse richtig erfassenden Kopfe feind und deswegen mußte er fallen, weil es einige polnische Juden nicht erlaubten, daß er Papst wird. Und nun kommt eine Zuschrift aus Rom, wir sollen darüber ruhig sein. Nun ich brauche ja nicht päpstlicher zu sein als der Papst selbst, aber die Erfahrungen, die ich um jene Zeit, namentlich in Amerika, gesammelt habe, lassen einen nicht schweigen. Man hat verwundert die Köpfe geschüttelt und gefragt, ob denn Oesterreich wirklich noch ein katholischer Staat sei. Alles, was sich katholisch nennt, war im Ausland darüber entsetzt, daß Oesterreich ein Veto einlegen konnte. Und den auswärtigen Katholiken hat Oesterreich, das als ein Hort der Kirche betrachtet wurde, in Ansehen außerordentlich gelitten. Und da soll man zu der Frage als Katholik und als Oesterreicher schweigen? Ich glaube nicht!"

**Die Wiener Aerztekammerwahlen.** In dem harten Kampf um die 29 Mandate der Wiener Aerztekammer und die gleiche Zahl von Ersatzmandaten hat die von den 18 ärztlichen Standesvereinen vorgeschlagene Kompromißliste gesiegt, und die christlichsozialen Kandidaten sind unterlegen. Es wurden insgesammt an 1900 Stimmen abgegeben, von denen 1050 auf die Kompromißkandidaten, 830 Stimmen auf die Christlichsozialen entfielen. In dieser Kompromißliste waren, alle politischen Schattirungen, auch in Bezug auf Nationalität und Konfession vertreten, die Christlichsozialen ausgenommen, während auf der unterlegenen Seite nur Anhänger der Wiener Rathhauspartei standen.

**Beschlagnahme eines Hetzbildes.** Laut Mittheilung des k. k. Landes-Regierungs-Präsidiums in Czernowitz vom 6. November 1903, wurde die ausländische nichtperiodische Druckschrift „Istoria Judaismului si Jidanii in Rumania" von M. Savel, erschienen im Verlage der Typographia M. P. Popovici in Jassy, Str. Alexandri Nr. 14 im Jahre 1902, sammt deren Beilage, einer Zeichnung, worin zwei Juden in nationaljüdischen Trachten abgebildet sind, von welcher der eine von Geldsäcken umgeben ist und ein mit Zitaten versehenes Banner hält, der andere den Fuß auf den Nacken einer „Die Moldau" darstellenden Bäuerin haltend eine Geißel schwingt, wegen der darin enthaltenen, den Thatbestand des Vergehens nach § 302 St.-G. begründenden Aeußerungen von dem genannten Landes-Regierungspräsidium mit Beschlag belegt.

Die Weiterverbreitung dieser Druckschrift oder die Veröffentlichung des Inhaltes derselben durch den Druck ist bei Strafe verboten.

**„Richtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten".** So dachte das alldeutsch-antisemitische „Leitmeritzer Wochenblatt", wie aus einem Beleidigungsprozeß hervorging, den das Blatt gegen den Rabbiner Dr. Schornstein angestrengt hatte. Es kam hierbei zur Sprache, daß das Blatt, das die Juden systematisch so angreift, mit Juden in Geschäftsverbindung stehe, der Herausgeber und Besitzer des Blattes, Seifert, habe gleichwohl die Geschäftsverbindung mit Juden als eine Schande und als Verrath erklärt, er habe aber diesen obersten Grundsatz seines eigenen Blattes systematisch verleugnet zu Gunsten seines geschäftlichen Vortheils.

Der Angeklagte erbrachte bei Gericht den Beweis, daß der alldeutsche Antisemit bei Juden nicht nur für seine Druckerei, sondern auch für seine prioaten Bedürfnisse Artikel eingekauft, daß er Inserate von Juden gebracht habe. Außerdem wollte er noch beweisen, daß Herr Seifert vom Juden Ofner ersucht worden sei, eine Reklamennotiz für sein Geschäft aufzunehmen und daß diese Notiz thatsächlich im redaktionellen Theil erschienen sei, daß er sein Blatt durch Juden verschleißen lasse. Der Richter ließ diese Beweise nicht zu — offenbar genügten ihm schon die durchgeführten Beweise — und sprach den Angeklagten wegen erbrachten Wahrheitsbeweises frei.

Gegen dieses Urtheil meldete der verurtheilte Kläger die Berufung an. Aber er hatte beim Kriegsgericht nicht mehr Glück. Auch dieses fand den Wahrheitsbeweis erbracht und wies die Berufung zurück. Herr Seifert wird aber weiter die Anderen warnen, bei Juden zu kaufen, wird aber selbst mit Juden Geschäfte machen.

**Ueber die Judenfrage in Rumänien.** Aus Bukarest, 14. Januar, wird der „Frkf. Ztg." geschrieben:

An der Jassyer Universität ist durch die Vorlesung des Herrn Matei Cantacuzino (s. Nr. 1 der „Mitth.") eine Debatte über die Judenfrage entfacht worden. Der berüchtigte Judenfresser und Professor der Nationalökonomie A. C. Cuza hat vom Katheder herab die Meinungen des Herrn Cantacuzino bekämpft und nunmehr sich ein anderer Professor der Nationalökonomie Herr Torgu Radu, zu der Frage in bemerkenswerther Weise geäußert. Es giebt viele Nationalökonomen, meinte Herr Radu, die mit anscheinend triftigen Gründen behaupten, daß die Juden sich nicht assimiliren können. Meine Ueberzeugung ist, daß die Juden bei guter Behandlung sich leicht assimiliren, daß sie aber ihre Reihen schließen und sich einer Assimilation widersetzen, wenn man ihnen Hindernisse in den Weg legt. Diesbezüglich bilden die Juden keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Zwischen Rumänen und Juden besteht kein Haß. Die Argumente, welche angeführt werden, um einen solchen Haß nachzuweisen, sind von anderswo hierher eingeführt worden. Bei uns waren die Beziehungen zwischen Juden und Christen immer gute, insbesondere waren die Beziehungen zwischen Juden und Bauern geradezu glänzend. Professor Radu hat sich diese Ueberzeugung aus eigener Erfahrung gebildet und — wie er sagt — erklären es die Bauern rund heraus. Sie bedauern das Verschwinden des Juden aus dem Dorfe, da sie mit ihm ihre kleinen Geschäfte gut abzuschließen pflegten und mit ihm im besten Einvernehmen lebten. Im allgemeinen war der Jude auf den Dörfern ein wichtiger ökonomischer Faktor und sein Fehlen macht sich immer mehr fühlbar. Bezüglich der Militärdienstfrage äußerte sich Prof. Radu wie folgt: Wenn man die Hindernisse sieht, welche im deutschen und österreichischen Heere den Juden in den Weg gelegt werden, so ist es leicht den Schluß zu ziehen, daß es unstatthaft sei, Juden im Heere aufzunehmen. Ich verabscheue aber diese Argumentation. Im Gegentheil glaube ich, daß jeder Einheimische der Militärpflicht nachkommen muß und daß gerade die Armee ein starker Assimilationsfaktor ist. Bezüglich des berüchtigten Art. 7 der Verfassung meinte der Jassyer Professor: „Ich habe meine Meinung bereits dahin geäußert und wiederhole dies auch jetzt, daß die Frage der einheimischen Juden, je eher desto besser, gelöst werden muß. Die Verschleppung dieser Frage in der heutigen Situation ist eine wirkliche Gefahr, denn sie lähmt unsere ganze ökonomische und finanzielle Thätigkeit. Die Lösung der Judenfrage bedeutet einen Riesenschritt nach vorwärts und die Sicherung des ökonomischen Fortschrittes des Landes." Herr Prof. Torgu Radu gab diese Erklärungen dem Jassyer Korrespondenten des „Adeverul" und fügte hinzu, er werde diese seine Meinung vom Katheder lehren. Daß gerade in Jassy, der viel verrufenen Juden- und Antisemitenstadt, zwei der hervorragendsten Professoren solche Ansichten vertreten und ihren Schülern einflößen möchten, ist erfreulich, aber auch bezeichnend. Es wäre nur zu wünschen, daß ihre muthvolle That ihnen den einzigen Lohn einbringt, den sie erstreben, das ist die Jassyer Jugend wieder von der Bahn der Reaktion auf jene einer freisinnigen und fortschrittlichen Demokratie zu bringen. Es wäre aber auch zu wünschen, daß die Regierungsleute etwas davon lernen.

**Petersburg,** 18. Jan. Die deutsche „Petersb. Z." schreibt: „Den Werth der antisemitischen Zeitung „Suamja" des vielgenannten Herrn P. A. Kruschewan kann man aus einem Inserat des Gerichtsvollziehers in den „Web. Grad." ersehen. Die Konzession zur Herausgabe der „Suamja" wird am 10. Januar im Redaktionslokal (Gogol-Straße Nr. 12) ausgeboten werden und ist mit — hundert Rubel (Rbl. Silb. 100) abgeschätzt!"

---

## „Ein Sommerabend im Judengäßchen".

Eine Skizze von Walter Runze.

Wie lange, lange doch schon hatten wir uns aus dem Auge verloren — — — — — — — — — — — —

Nun wir uns ganz plötzlich und unverhofft nach fast zwei Jahrzehnten wiedersehen, erschien es uns durchaus unbegreiflich, daß sich bisher keiner von uns beiden wirklich ernsthaft darum bemüht hatte, den andern an der Stätte seines Wirkens ausfindig zu machen und aufzusuchen, um die alte, goldige Jugendfreundschaft wieder neu aufleben zu lassen.

Dieser Gedanke überschattete anfänglich das reine Glückempfinden eines so unerwarteten Wiedersehens, wie eine Wolke die sonnige Klarheit einer frühlingsheiteren Naturscenerie.

Doch rasch genug hatte sich unser Empfinden wieder abgeklärt und das Peinigende der berechtigten Selbstanklagen überwunden, sobald uns die freudige Rückerinnerung zu Hilfe kam und uns gänzlich in ihre liebenswürdigen Fesseln schlug.

Fröhlich blätterten wir im Buche unseres Lebens rückwärts und erquickten uns an der köstlichen Wiederbelebung der bereits etwas verblaßten Farbentönung all der schönen und werthvollen Bilder aus unserer Knabenzeit.

Nur wollte es uns erscheinen, als sei es erst gestern gewesen, da wir durch unsere Väter der altberühmten Landesschule zu Pforta, jener reizenden Siedelung im Saalethale, zugeführt wurden, um uns dort nach ihrem Beschluß am rein und reichlich sprudelnden Quell gymnasialer Wissenschaft ernst und eifrig für künftige und schwierigere Studien grundlegend vorzubereiten und zu stärken.

Deutlich und klar trat uns der erste Schultag wieder ins Gedächtniß, an welchem uns ein freundlicher Zufall sofort enger aneinandergekettet hatte, und zwar dadurch, daß er uns unsere Sitzplätze direkt nebeneinander finden ließ. Und so war es sieben lange Jahre hindurch geblieben.

Dieser rein äußerliche Umstand wurde natürlich zum günstigen Vermittler einer sich rasch und harmonisch entwickelnden Jugendfreundschaft in erster Linie. Der zweite Vermittler derselben — und zwar der wichtigere — war der gleich begehrende und begeisterte Drang in uns nach allem Schönen Edlen und Herrlichen, der durch unseren Fortschritt in den Zweigen der Wissenschaften nach und nach wach wurde und im Verlauf der Zeit immer glühendere Farben annahm. Hauptsächlich auch fanden sich unsere Knabenherzen in der großen Liebe und Hingabe zur Natur, deren Wunder und geheimnißreiches Zauberwalten uns beide gleich stark und mächtig anzog und beglückte. So kam es, daß unsere Freundschaft schließlich eine so auffällig innige und herzliche wurde, daß unsere Mitschüler uns den schönen Titel „Die Unzertrennlichen" beilegten.

Und doch hatte es unser beiderseitiger Entwickelungsgang vermocht, daß wir uns, nachdem wir die Landesschule verlassen, gänzlich aus dem Auge verloren und uns fast zwei Jahrzehnte nicht wiedersahen, noch sonst Fühlung mit einander behielten.

Und wiederum verdankten wir es einem freundlichen Zufall, daß wir uns nun nach einer immerhin schon ansehnlichen Zahl von Jahren ganz unverhofft an einem köstlichen Sonntagmorgen hoch oben auf dem dicht verschneiten Rücken des Thüringerwaldes — dem trefflichen Sport des Schneeschuhlaufens huldigend — wiederfanden.

Blitzschnell und in kühnem Wagemuthe kurze, steilabfallende Ruinen hinabgleitend, dann, frohgemuth und keine Mühe scheuend, jenseits wieder emporschreitend, die reine Waldluft des Winters athmend, dabei die Herzen erquickend an dem bezaubernden Anblick der dickbereiften und schneebeladenen Bergtannen, über welche sich das blasse Sonnengold ergoß, so verrann Stunde um Stunde, und mit ihnen der köstliche Reichthum unserer Erinnerungen aus der Knabenzeit, die wir in der hehren Wintereinsamkeit des Hochgebirges begeistert austauschten. — —

Als sich die Sonne ihrem frühzeitigen Niedergange zuneigte, jagten wir beide auf schlankem Hörnerschlitten, geführt von einem stämmigen, falkenäugigen Gebirgssohne, aus einem der höchstgelegenen Thüringer Walddörfchen in athemhemmender Schnelle tief hinab in das Thal der wilden Gera, durch welches auf hohen, schwindelnden Dämmen die Züge der Eisenbahnstrecke Neudietendorf-Ritschenhausen keuchen und dampfen.

Nicht lange darnach, als wir dem Hörnerschlitten dicht am Bahnhof glücklich und heil entstiegen, brauste der Zug in der Richtung nach der schönen Blumenstadt Erfurt, der soeben den imponirenden Brandleitetunnel verließ, in die Station ein. Charles Sanders betrat nach herzlichem Abschiede sein Abtheil, und schon nach einigen Sekunden donnerte der stark besetzte Zug auf reifumspannten Schienen thaladwärts, seinem fernen Ziele zu. Schweren Herzens sah ich der flüchtigen Erscheinung nach, die mir den theuersten Freund, den so lang entbehrten und plötzlich wiedergewonnenen, rasch entführte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder war alles tiefstill geworden. Ich stand ganz vereinsamt auf dem Bahnsteig und nur der Schaffner am Ausgange wartete ungeduldig auf mein Kommen. Um ihm die in der Kälte gewiß sehnlich erwartete Erlösung zu bringen, schritt ich endlich rasch auf ihn zu, passirte nach Abgabe der Karte die Sperre und verließ kurz darauf den Bahnhof.

Noch hatte ich fast zwei Stunden Zeit bis zum Abgang meines Zuges in der Richtung nach Ritschenhausen. Kurz entschlossen pilgerte ich dann dem nahen, sehr beliebten Ausflugsort Thüringens, der wundersam im wilden Gerathal gelegenen, altbekannten „Rothenfelsmühle" zu, deren Reklame hauptsächlich darin beruht, daß ihr Besitzer sie als „judenrein anzupreisen pflegt.

Fast dünkte es mich als eine Beleidigung meines trefflichen Freundes, wenn ich kurz nach dem so herzlich begrüßten Wiederfinden dieses Haus betreten würde, das auch ihm, dem Angehörigen des Judenthums, die Thür verschließen würde. Doch schließlich besiegte mich die Leere der Zeit und ein Sehnen nach Wärme.

Nach kurzer Wanderung war ich also am Ziele und hielt Einkehr. In einem lauschigen Winkel der kleinen Gaststube ließ ich mich einigermaßen erschöpft in das weiche Polster eines Sophas nieder. Diese Ruhe that mir wohl und ich begrüßte mit Freuden den Umstand, daß ich der einzige Gast vorläufig war. Ein sauberes, frischwangiges Mädchen vom Walde kam bald herzu, hieß mich freundlich willkommen nnd servirte mir nach meinem Wunsch eine Tasse würzigen Kaffees mit obligatem Schmalzkräpfel. Dann war ich wieder allein.

Nachdem ich mich gestärkt, lehnte ich mich behaglich in das Sopha zurück und begann zu träumen. Liebliche Bilder umgaukelten da meinen zufriedenen Sinn: Der wiedergewonnene Freund, der mir jetzt als praktischer Arzt in der Blumenstadt immer nahe sein wird; die neubelebten Erinnerungen der glücklichen Jugend; die Nähe der köstlichen Natur, deren Zauber mein ganzes Sein erfüllt. Und wie wundersam läßt es sich doch träumen in einem einsamen Thüringer Waldstübchen so mitten im tiefen Winter, wenn die knisternde Fichtenscheitflamme den alten, ehrwürdigen Kachelofen belebt. — — — — — — — — — — — —

So wohl und seltsam befriedigt hatte ich mich lange nicht mehr gefühlt. Ich empfand den Wunsch, daß ich einmal viele Stunden so fortträumen könnte, hier an diesem Orte, an dem jetzt nichts an all den Haß und das Leid der Welt erinnerte. Plötzlich fiel mein Blick auf ein gerahmtes Bild, das recht auffällig am verschlossenen Eingange zum Speisesaale für die Stammgäste hing. Da konnte ich nicht widerstehen, ich mußte an dasselbe herantreten, um es zu betrachten. Es war eine Reproduktion eines Gemäldes von Ludwig Knaus, dem bekannten, genialen Maler: „Ein Sommerabend im Judengäßchen". Für den unbefangenen Kunstfreund ein liebliches, ledenathmendes Idyll, das meisterlich das Leben und Treiben der jüdischen Bürger Frankfurts in vergangener Zeit, da sie noch im Judenviertel zu wohnen gezwungen wurden, an einem Sommerabend wiederspiegelt. Aber der feine Schalk des als echt humorvoll bekannten Malers in diesem Bilde wird von denen mißbraucht und herabgewürdigt, die ihn als Mittel für ihren Rassenhaß gebrauchen. Alle Umstände sprachen dafür, daß das Knaus'sche Bild „Ein Sommerabend im Judengäßchen" in diesem judenfeindlichen Lokale als solches benutzt wurde und weiter benutzt werden wird.

Hatte ich mich wenige Minuten vorher mich in diesem stillen Waldwinkel so traulich und so sicher geborgen vor den Widerwärtigkeiten des Leides und Hasses unter den Menschen gefühlt, so empfand ich mich jetzt enttäuscht und wieder mit rauher Hand hinein gestoßen. — — — Traurig verließ ich bald darauf diese kleine, schöne Welt; aber mit dem bitteren Empfinden, daß auch sie schon vergiftet ist und die herrlichste Menschenpflicht „Liebet Euch!" in leuchtender Reinheit längst nicht mehr kennt.

## Briefkasten.

☛ **Das Sach- und Ortsregister für 1903 kann erst der nächsten Nummer der „Mittheilungen" beigelegt werdrn.**

S. in **Berlin.** Der Artikel „Jüdische Aerzte" in dem „Generalanz. f. d. gesammten Interessen d. Judenth." ist ohne Quellenangabe den „Mittheilungen" (Nr. 2) entnommen.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mittheilungen"** sind noch vorräthig und durch die Expedition zu beziehen Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis 1902 gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichniß macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 5. Berlin, 3. Februar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bureauth a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## „Vorrechte" der Juden.

Der grad' aus dem Wirthshaus herauskommende Bruder Studio steht nur rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht! Die Antisemiten in ihrem Delirium sehen Alles auf den Kopf gestellt oder stellen sich, als ob sie Alles so sähen, in der Erwartung, daß es immer noch einige Dumme giebt, die ihren Darstellungen Glauben schenken. Leider täuschen sie sich ebensowenig wie diejenigen, welche frech darauf los verleumden, weil sie gewiß sind, daß etwas davon doch hängen bleiben wird.

Es giebt keinen unbefangenen Beurtheiler unserer Zustände, der nicht, gleichviel ob mißbilligend oder billigend, zugäbe, daß die Juden bei uns und noch mehr in manchen mehr oder minder halbasiatischen Ländern nicht alle bürgerlichen Rechte genießen. Man braucht sich ja nur die Rangliste anzusehen, in den Beamtenkreisen umherzublicken, ja an die Geschworenen und Schöffen zu denken und man hat die Bestätigung hierfür. Nach den Antisemiten aber genießen und fordern die Juden nicht nur Rechte, sondern sogar Vorrechte.

Im Reichstag hat ein sozialdemokratischer Abgeordneter gesagt und vorher schon hat in einem sozialdemokratischen Blatte gestanden: „Es hat in der Weltgeschichte noch keine Infamie gegeben, über die nicht ein Prediger oder Pfaffe seinen Segen gesprochen hätte." Die „Staatsbürgerztg." meint nun: „Wenn ein deutschnationales Blatt geschrieben hätte, das Rabbinerthum habe bisher zu jeder Gemeinheit der Weltgeschichte oder der jüdischen Geschichte seinen Segen gesprochen, oder wenn gar ein Raddiner im Zusammenhang mit der Ausübung des Kultus mit einem Schimpfwort belegt worden wäre, das dem Wort „Pfaffe" entspräche, sagen wir einmal mit dem Worte „Rabbinatsspitzbube", „Meineidsraddiner" 2c., so würde, dessen sind wir nach den bisherigen Erfahrungen sicher, sofort eine Anklage wegen Beschimpfung der jüdischen Religionsgemeinschaft erhoben werden; und wenn ein Staatsanwalt nicht sogleich sich zu der Erhebung einer Anklage entschließen könnte, der jüdische Denunziantenverein würde die Staatsanwaltschaft, die Oberstaatsanwaltschaft, das Justizministerium so lange mit Denunziationsschriften und Entrüstungsschreiben überschütten, bis von irgend einer Stelle die Erhebung der Anklage als im öffentlichen Interesse liegend, durchgesetzt würde. Setzen wir des weiteren den Fall, ein Abgeordneter hätte im Reichstag sich mit jüdischen Nichtswürdigkeiten beschäftigt, an denen die Geschichte des Judenthums keineswegs so arm ist, und er hätte in Bezug auf das Rabbinerthum erklärt, es habe keine Infamie in der jüdischen Geschichte gegeben, über die nicht ein Rabbiner oder ein Raddinatsspitzbube seinen Segen gesprochen hätte, wir sind überzeugt, daß ein minutenlanger Sturm ausgebrochen wäre und der Präsident des Reichstages diesen Ausdrnck auf das schärfste geahndet hätte."

Wir trauen der „Staatsbürgerztg." genug Mangel an Einsicht zu, daß sie den Unterschied nicht merkt, der zwischen der Beschuldigung der Geistlichkeit einer ganz bestimmten Religion und der Behauptung, daß Prediger und Pfaffen im Allgemeinen jede Infamie in der Weltgeschichte gut geheißen, liegt.

Ueberflüssig zu sagen, daß wir uns den sozialdemokratischen Ausspruch nicht aneignen. Wir generalisiren nicht in solcher Weise. Gemeint sind mit diesem Ausspruche aber sicher nicht nur die christlichen Priester, sondern die Priester aller Religionen und Konfessionen, einschließlich der jüdischen, und zurück bis zu den heidnischen Priestern, sogar bis zu den „Medizinmännern". Die Weltgeschichte existirte ja schon lange vor dem Christenthum und lange vor diesem wie im Christenthum haben sich leider zahlreiche Priester gefunden, die Infamien gutgeheißen haben.

Nochmals, wir machen uns das sozialdemokratische Diktum in seiner Allgemeinheit nicht zu eigen, wir leugnen nur, daß durch das Diktum speziell die christlichen Reltgionseinrichtungen des gesammten Christenthums beschimpft werden, und daß die jüdischen Prediger und Pfaffen ausgenommen sein sollten.

Aber die „Staatsbürgerztg." hat vor Kurzem noch andere jüdische „Vorrechtsforderungen" entdeckt. Die Forderung der Juden, daß sie, da sie nach der Verfassung doch deutsche Bürger sind, wenn sie in Geschäftsangelegenheiten — zum Vergnügen reist man ja nur selten in das Land, in welchem einem so viele Unannehmlichkeiten passiren können — nach Rußland reisen, auch wie deutsche Bürger behandelt werden sollen, das ist nach der antisemitischen Auffassung nicht etwa eine einfache Rechts-, sondern eine jüdische Vorrechtsforderung. Daß ein Vorrecht gefordert werde, wird wie folgt begründet: „In Rußland genießen die heimischen Juden nicht die volle Gleichberechtigung, sie stehen vielmehr unter Sondergesetzgebung und so kann die russische Regierung nicht wohl den fremden Juden einräumen, was sie den heimischen versagt."

Daß man anderen Unterthanen wohl gewähren kann, was man den heimischen versagt, daß man dies fordern und auch durchsetzen kann, hat man in China gesehen, wo die fremden Unterthanen nicht mehr vor dem Sohne des Himmels Kotau machen und sich auf den Bauch zu werfen

brauchen. Wenn nun in dem selbstherrlichen und noch wenig moderner Kultur sich erfreuenden Rußland ein Ukas erlassen würde, daß jeder russische Unterthan beim Anblick irgend eines Beamten sich platt auf den Bauch lege, etwa damit er kein Attentat begehen könne — meint man, daß die deutschen Unterthanen, die auf Grund der abgeschlossenen Handels- und Freundschaftsverträge nach Rußland reisen, sich dieselbe Herabwürdigung gefallen lassen müßten und gefallen lassen würden? Wenn die Petersburger Regierung es für angebracht hielte, ihre polnischen Unterthanen unter Polizeiaufsicht zu stellen, müßten die Polen, die deutsche Reichsangehörige sind, sich auch Polizeiaufsicht gefallen lassen?

Die jüdischen Geschäftsreisenden, die nach Rußland gehen, reisen dorthin nicht als Juden, sondern als Deutsche, als deutsche Bürger und sehr oft im Dienste deutscher Christen und weit entfernt, daß es eine jüdische Vorrechtsforderung ist, daß die deutschen Bürger jüdischen Glaubens wie andere deutsche Bürger in Rußland behandelt werden sollen, wäre es nur eine Ehrenpflicht der deutschen Regierung und der deutschen Nation, diese Forderung einfachen Rechts zu der ihrigen zu machen.

## Rassenschwindel und amtliche Zahlen.

Das neunte Heft der Zeitschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus bringt Ziffern über die Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle im preußischen Staate während des Jahres 1902. Ueber die Eheschließung haben wir (s. No. 2 der „Mitth.") dieser Statistik die folgenden Ziffern entnommen:

| | | |
|---|---|---|
| Ehen wurden geschlossen: | beide Theile jüdisch | 2578 |
| | Mann jüdisch, Frau evangelisch | 187 |
| | „ „ „ katholisch | 48 |
| | „ „ „ sonstig | 7 |
| | „ evangelisch, Frau jüdisch | 169 |
| | „ katholisch, „ „ | 46 |
| | „ sonstig, „ „ | 9 |

Zu diesen Ziffern steht in eigenthümlichem Widerspruch die Chamberlain'sche Phantasie, daß die Juden zwar zugeben, daß ihre Frauen anderweit heirathen, ängstlich aber bestrebt seien, den Stamm insofern rein zu erhalten, daß sie Heirathen der Männer mit Frauen aus anderen Stämmen nicht zulassen. Er schreibt wörtlich (S. 326):

„So wurde und so wird noch heute die jüdische Rasse rein erhalten: Töchter aus dem Hause Rothschild haben Barone, Grafen, Herzöge, Fürsten geheirathet, sie lassen sich ohne Umstände taufen; kein Sohn hat je eine Europäerin geehelicht, thäte er es, er müßte aus dem Hause seiner Väter und aus der Gemeinschaft seines Volkes ausscheiden."

Wie man sieht, sind die Mischehen, bei denen der Mann jüdisch ist, noch etwas zahlreicher als diejenigen, bei denen die Frau jüdisch ist. Wenn in der Familie Rothschild zwar die Frauen mehrfach christliche Adelige geheirathet hatten, dagegen die Männer durchweg jüdische Frauen haben, dürfte der Grund hierfür nicht in mystischen Rassenideen, sondern in viel einfacheren weltlichen Gründen zu suchen sein. Wenn eine Rothschild einen Herzog von Wagram heirathet, so wird sie Herzogin, im umgekehrten Falle geht der hohe Adel verloren. In einer Konvenienzehe kann es doch aber schwerlich Konvenienz bieten, seinen Herzogstitel zu verlieren. Außerdem ist durch Familien-Statut den Inhabern der Firma die Taufe nicht gestattet, sodaß es sich auf sehr nüchterne und einfache Art erklärt, wenn bisher nur Frauen aus der Familie Rothschild Mischehen eingegangen sind. Auch der adeligen Familie ist die Verschwägerung mit der Millionärsfamilie nur dann genehm, wenn das Geld in die Familie kommt und das Wappenschild neu vergoldet werden kann; sie hat aber als Familie gar kein Interesse, daß eines ihrer Mitglieder eine gute Geldpartie unter Verlust des Adels macht. So heirathet eine Miß Goelet einen Herzog von Roxburghe oder eine Vanderbilt einen Herzog von Marlborough, und ähnliche Heiraten reicher amerikanischer Misses mit dem europäischen Hochadel kommen alle Tage vor. Dagegen ist der umgekehrte Fall, daß die Söhne amerikanischer Millionäre europäische Adelige heirathen, ungemein selten. Nach Chamberlain müßte man behaupten, daß die amerikanischen Familien zwar ihre Töchter „Europäer" heirathen lassen, aber die Rasse rein zu halten bestrebt sind, deshalb Heirathen ihrer Söhne mit Europäerinnen möglichst vermeiden.

Wenn eine Christin oder, um mit Chamberlain zu sprechen, eine Europäerin, um einen Juden zu heirathen, zum Judenthum übertritt, so stehen, ob es sich nun um Rothschilds oder andere Juden handelt, vom Standpunkte des Judenthums oder des Juden einer solchen Ehe keine Bedenken entgegen. Mischehen sieht keine Religionsgemeinschaft gern, am wenigsten darf man die Abneigung gegen Mischehen gerade den Juden verübeln, da die Kinder aus Mischehen von Juden nicht nur meistens der jüdischen Gemeinschaft verloren gehen, sondern in zahlreichen Fällen durch antisemitische Allüren über die eine Hälfte ihrer Abstammung ihre Umgebung gern hinwegtäuschen möchten.

Die Ausführung Chamberlains ist recht bezeichnend für seine Art zu arbeiten. Ein gewissenhafter Schriftsteller hätte zuerst die statistischen Zahlen geprüft und auf Grund dieser Zahlen sich ein Urtheil gebildet. Chamberlain dagegen urtheilt aus der Tiefe seines Gemüths, ohne sich um Ziffern und Thatsachen oder um die Schlüsse eines gesunden Menschenverstandes gebührend zu kümmern.

## Karl Emil Franzos.

Am Sarge des eben heimgegangenen Dichters und Schriftstellers Karl Emil Franzos, inmitten einer Trauergemeinde, die sich aus hervorragenden Vertretern des litterarischen und künstlerischen Berlins und zahlreichen Freunden des Verstorbenen zusammensetzte, zeigte Rabbiner Dr. Rosenzweig in einer Rede, die an das Bibelwort anknüpfte: „Die da Aufklärung verbreiten, leuchten gleich den Sternen und die die Menschen zur Gerechtigkeit führen, wie der Glanz des Himmels für und für", daß der Dahingeschiedene nicht nur seiner Familie, sondern der weiten Welt angehört habe. In ihm hatten sich Deutschthum und Judenthum harmonisch geeint. Als Jude war er ein „Wahrheitssucher" geworden, hatte er, der in die Enge des Ghetto hineinblickte und auf die bestaubte Heerstraße hinabschaute, Liebe zu den Armen und Enterbten, zu den Ringenden und Kämpfenden empfunden; so wurde er ein Kämpfer für Wahrheit und Recht, ein deutscher Dichter, der Werke von bleibendem Werth schuf. Alsdann zeichnete in ungemein eindrucksvoller Rede Prof. Ludwig Geiger, des Verblichenen langjährigen Freund, ein umfassendes Charakterbild des Schöpfers von „Halbasien". Mit diesem Werk erschloß er eine Welt, in ihm zeigte sich eine neue Kraft, die nicht im Mittelalter stand, sondern aus ihm herausführte. Er besaß die Kraft zu lächeln; darum deckte er die Wunden auf, ohne zu beschönigen. Wie er ein Jude, der eine neue Heimathskunst schuf, aus Pflichtbewußtsein und historischem Sinn war, so fühlte er sich auch als Deutscher, kämpfte er für deutsche Sitte und Sprache, suchte das Deutschthum zu erhalten, wo er es gefährdet sah. Er belauschte die deutsche Volksseele und in seiner Zeitschrift, für die er bis zum letzten Athemzuge thätig war, suchte er der deutschen Dichtung eine vornehme Stätte zu bereiten. Dabei sah er es als seine wesentliche Aufgabe an, ein fördernder Freund seiner Mitarbeiter zu sein, jungen aufstrebenden Talenten als warmherziger, guter Mensch die

Wege zu ebnen. Sein idealer Optimismus täuschte ihn aber nie über die Grenze seines Schaffens. Nie geizte er, der nicht nur ein Dichter, sondern auch ein feinsinniger Philosoph und Politiker, ein wissenschaftlicher Schriftsteller, freilich kein Notizenkrämer war, nach äußerer Anerkennung und Ehren. Der hervorstechendste Zug seines Wesens war es, Freundschaft zu zeigen und Treue zu üben. In der Mahnung, von dem Verblichenen zu lernen, deutsche Sprache und deutsches Wesen hochzuhalten, klangen die von warmer Freundschaft getragenen Ausführungen aus.

* * *

Franzos hat seinem Judenthum manches sehr schwere Opfer bringen müssen. Es handelte sich um ein Stipendium. Franzos konnte neben den besten Zeugnissen eine metrische Uebersetzung der Eklogen Vergils ins Griechische und zwar in dem dorischen Dialekt vorlegen. Der Direktor des Gymnasiums selbst meinte, die Regierung würde ihm sicherlich ein Stipendium gewähren. Er bekam es aber nicht. „Ihre Eignung steht außer Zweifel — sagte ihm der Landeschef, aber —". Die Taufe! Einem Juden würde das Stipendium nicht gegeben und taufen wollte er sich nicht lassen

Als es sich um die Wohl eines Studiums handelte, wurde das zweite große Opfer gebrocht. Franzos hätte gern alte Philologie studirt. Da er aber arm war, konnte er das brodlose Studium nicht wählen. Er schreibt selbst in bemerkenswerther Weise darüber:

„Ich beschloß also, in Wien Jura zu studiren und that's. Das schreibt sich leicht hin, aber wieviel Schmerz, wie viel schlaflose Nächte zwischen jeder dieser Zeilen stehen, weiß nur, wer selbst je in ähnlicher Lage war. Indeß — dies Selbstverständlich würde ich nicht aussprechen, wenn es wenn nicht zur Sache gehörte. Mein Judenthum hatte mich bisher wenig angegangen, nun legte es mir ein furchtbares Opfer auf, den Verzicht auf den Beruf, von dem damals ich und die Anderen meinten, daß er am besten für mich tauge. Derlei wirkt auf den Menschen verschieden, je nach seinem Wesen. Der eine kann das Opfer nicht bringen und läßt sich taufen; der andere bringt's zwar, beginnt aber innerlich sein Judenthum als Unglück zu empfinden und zu hassen; den dritten aber beginnt das Judenthum eben deshalb näher anzugehen, weil er ihm ein solches Opfer hat bringen müssen. Dies letzte war bei mir der Fall. Meine Weltanschauung bekam keinerlei konfessionelle Prägung, mein deutsches Gefühl verringerte sich nicht im Geringsten, aber das Gefühl, daß ich daneben auch einer anderen Gemeinschaft angehörte, wurde stärker."

Das dritte Opfer endlich war die Jugendgeliebte. Er hatte sich mit ihr verlobt; sie sollte Christin, er Jude bleiben. Aber schließlich erhtelt er von ihr eine Absage: „Ich bring's doch nicht übers Herz...", schrieb sie. — Wie ihn das ergriff, wie das auf thn einwirkte und zum Niederschretben seiner ersten Ghettonovelle „Das Christusbild" trieb, das mag man bei ihm selbst nachlesen.

## Die Ausnahme.*)

Wenn ein alter Herr plötzlich seine Gewohnheiten ändert, pflegt man anzunehmen, daß er nicht mehr lange leben werde. Und wenn ein Minister plötzlich eine Maßnahme trifft, die er viele Jahre hindurch grundsätzlich und beharrlich bekämpft hotte, so lange er auf der Höhe der Macht war; gloubt man gemeiniglich; daß seine Amtstage gezählt seien. Vom Justizminister Schönstedt geht seit geraumer Zeit die Sage, er wolle seinen Abschied nehmen. Wer bisher zweifelnd den Kopf schüttelte, wird jetzt vielleicht seine Meinung „revidiren". In der Verwoltung des Herrn Schönstedt ist etwas geschehen, was seinen festen Ueberlieferungen widerspricht. Ein Jude, ein leibhaftiger, ungetaufter Jude ist Oberlandesgerichtsrath geworden. Ein Ereigniß ohne Beispiel, seit der heutige Justizminister die Vorschläge für die Besetzung der Richterämter macht. Die Nachricht ist so verblüffend, daß sie niemand für wahr hielte, wenn sie nicht amtlich veröffentlicht wäre. Aber es steht wirklich im jüngsten „Justizministerialblatt" schwarz auf weiß: der Landgerichtsrath Dr. Sommer aus Frankfurt a M. ist zum Oberlandesgerichtsrath in Kassel ernannt worden. Und Dr. Sommer hat nichts gethan, um zuvor den Beweis „guten Glaubens" zu erbringen.

Nach der preußischen Verfassung sind die öffentlichen Aemter unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich; der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig vom religiösen Bekenntniß. Alle aus der Verschiedenheit des Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen dieser Rechte sind obenein im Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 aufgehoben worden. Schon der Bericht der Revisions-Kommission der zweiten Kammer über die Verfasiung sagte, es sei der Sinn des Artikels 4, „daß kein Standes-, Glaubens-, noch sonstiger Unterschied den Befähigten von der Bewerbung um die öffentlichen Aemter und von deren Erlangung ausschließen soll". Gleichwohl hat der Justizminister Schönstedt am 31. Januar und 8. und 9. Februar 1901 erklärt, daß er bei der Besetzung von Stellen tn seiner Verwaltung, insbesondere auch bei der Ernennung von Notaren, von einer Unterscheidung zwischen Christen und Juden nicht absehen könne, und hat die Zurücksetzung der Juden auch damit begründet, daß alle „anderen Verwaltungen" es ablehnen, „jüdische Herren zu übernehmen", was nicht ganz richtig ist. Nach den Grundsätzen, zu denen Herr Schönstedt sich bekannte, hat er jederzeit gehandelt. Es gab vor ihm zwei jüdische Oberlandesgerichtsräthe. Er ernannte keinen neuen. Es giebt auch keinen jüdischen Landgerichtsdirektor in der preußischen Monarchie, keinen Landgerichtspräsidenten, keinen Senatspräsidenten. Jüdische Assessoren, und wenn sie noch so tüchtig sind, warten in der Regel sieben, acht und mehr Jahre auf die Richterstelle, und für die Verleihung des Notariats an die Rechtsanwälte bestehen drei verschiedene Listen nach der Konfession mit einem Unterschied in der Wartezeit, der zehn, zwölf Jahre oder mehr beträgt. Her Schönstedt hat eine neue Klasse von Rechtsanwälten geschoffeu, den Justizrath ohne Notariat. Das ist der jüdische Justizrath; denn wenn ein christlicher Rechtsanwalt so alt geworden ist, daß thm der Justtzrathstitel verliehen wird, hat er seit Jahren das Notariat.

Woher kommt es, daß jüdische Richter von der Beförderung in höhere Stellen ausgeschlossen sind? Denn Sommer ist nur die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Sind sie als Juristen weniger tüchtig, als Menschen weniger zuverlässig als ihre christlichen Amtsgenossen? Am 18. März 1901 berichtete ein angesehener hiesiger Rechtsanwalt, Justizrath B. Breslauer, öffentlich:

„Hülfsarbeiter können Juden beim Oberlandesgericht werden. Dazu werden sie gern gebraucht, wenn sie tüchtig sind. So haben wir in Berlin zwei Richter, von denen der eine acht, der andere etwa sechs Jahre beim Oberlandesgericht beschäftigt war. Als es sich um die Ernennung des einen zum ordentlichen Mitgliede des Kammergerichts handelte, da wurde gesagt, den Posten könne er nicht erhalten; und als wegen dieses Herrn sich der Chef des Kammergerichts selbst zum Minister begab, um für diesen die Anstellung zu erwirken, da hat auch der Chef nichts ausgerichtet. . . . Uns Juristen ist es bekannt, daß derjenige Herr, der sich lange Jahre um den Posten eines Direktors beworben hatte und ihn als Jude nicht erhielt, ein Vierteljahr, nachdem er konvertirt hatte, den Posten bekam; daß derjenige Rechtsanwalt, der als Jude im Notariat selbst von jüdischen Kollegen übersprungen war, noch tn demselben Vierteljahr, in welchem er zum christlichen Glauben übergetreten war, das Notariat erlangte, und uns allen ist eine große Reihe von Fällen bekannt, in denen Assessoren, so lange sie Juden waren, kein Kommissorium erhielten, aber mit dem Wechsel des Glaubens sofort für geeignet

*) Aus der „Vossischen Ztg." vom 2. Februar.

erklärt wurden, den Posten zu bekleiden. Ich glaube, das ist die schmerzlichste Erfahrung. Wenn gewissermaßen eine Prämie auf die Taufe gesetzt wird, dann ist es schlimm bestellt."

Wer einen Kommentar zu Artikel 4 und 12 der preußischen Verfassnng und zum Reichsgesetz von 1869 auf Grund der preußischen Verwaltungspraxis schreiben wollte, könnte die wunderlichsten Thatsachen berichten. Wie mancher Professor erhielt nicht vom Personalrath und selbst vom Präsidenten des Oberlandesgerichts die beste Aussicht auf die Richterstelle, bis sich plötzlich ergab, daß er „noch" Jude sei. Da wurden die Gesichter lang oder auch mürrisch, und es fiel wohl das Wort: „Ja, uns selbst sind die Hände mehr gebunden, als uns lieb ist." Oder der Landgerichtsrath, dem Hoffnung auf die Direktorstelle gemacht war, wird enttäuscht mit dem Bescheid entlassen: „Exzellenz bedauert, bei Ihnen doch das Prinzip nicht durchbrechen zu können!" Oder der Richter, der sich um die Stelle des Oberlandesgerichtsraths bewirbt, wird gefragt, ob er sich habe taufen lassen. Er verneint; er könne das nicht, schon mit Rücksicht auf seine Mutter. Und nach abermals Jahresfrist richtet ein wohlmeinender Herr an den Bewerber die Frage: „Lebt denn die alte Frau immer noch?" Ja, wenn der Jude getauft ist, dann ist es etwas anders. Dann kann er Direktor und Präsident werden. Und als Rechtsanwalt kommt er wenigstens auf die zweite Liste, worüber der jetzige Abgeordnete Cassel am 10. Februar 1902 treffend sagte:

„Wenn derjenige hochverehrte Mann, der aus dem Vertrauen seiner Mitbürger dazu berufen war, als Präsident des ersten deutschen Parlaments dem Könige von Preußen die Kaiserkrone anzubieten, der bei der Errichtung des Deutschen Reiches bei der Kaiserproklamation in Versailles dazu berufen war, die Glückwünsche des Norddeutschen Reichstages dem Kaiser Wilhelm darzubringen, wenn Simson nicht zufällig Präsident des höchsten Gerichts im neu geeinigten Deutschen Reich geworden wäre, wenn er zufällig Rechtsanwalt und Notariatskandidat gewesen wäre, so würde er heute allenfalls auf die mittlere Liste gekommen sein."

Es ist traurig, daß man über diese Dinge heute noch reden kann und muß, da man sie schon vor Jahrzehnten überwunden glaubte. So ungefähr, wie Herr Schönstedt redet und handelt, redete und handelte der Justizminister Simons. Und da trat ihm der unvergeßliche Oberlandesgerichtspräsident Wentzel entgegen, der die Zurücksetzung der Juden als eine Verletzung der Verfassung bezeichnete. Das war 1859. Und im folgenden Jahre, als sich die Debatte wiederholte, erhob sich ein Abgeordneter, der dem Justizminister als Staatsanwalt unterstand, und erklärte ebenfalls, daß die Politik des Ministers mit der Verfassung unvereinbar sei, und wenn man sage, jüdische Richter könnten nicht christlich-konfessionelle Eide abnehmen oder Vormundschaftsrichter über christliche Kinder sein, so müsse man die konfessionelle Eidesformel beseitigen und die Vormundschaftsordnung ändern. Höchst bedenklich aber sei es mit dem indirekten Zwang zum Religionswechsel:

„Ich muß anknüpfen an die Bemerkung des Herrn Justizministers, daß nach jener Verfügung von den jüdischen Kandidaten sieben ihren Uebertritt erklärt haben. Wir meinen nicht, daß das zum Nutzen des Staates und zum Nutzen der christlichen Kirche gereiche."

Wer war der Staatsanwalt, der derart den Muth der Wahrheit gegenüber seinem obersten Verwaltungschef hatte? Kein Geringerer als Dr. Falk, der nachmalige preußische Kultusminister. Herr Schönstedt sagt, er könne bei der Ernennung der Notare jüdische Rechtsanwälte nicht ebenso wie christliche behandeln, da weiteste Kreise der Bevölkerung nicht gewillt seien, ihre Angelegenheiten von jüdischen Notaren erledigen zu lassen. Der verstorbene Vorsitzende des Bundes der Landwirte kam in ernster Familienangelegenheit zu einem Notar, der ihn darauf aufmerksam machte, daß er sich wohl in der Person geirrt habe. „Nein", erwiderte Herr v. Plötz, „ich weiß, daß Sie Jude sind; ich wende mich an den, zu dem ich das größte Vertrauen habe." Das gilt von den „weitesten Kreisen der Bevölkerung"; nur wenige fragen danach, ob der Notar Christ oder Jude ist; sie suchen den tüchtigsten, gewissenhaftesten und vertrauenswürdigsten. Aber selbst wenn weitere Kreise eine Abneigung gegen jüdische Notare oder Richter hätten, wäre es Sache des Justizministers, angesichts der Verfassung solche Vorurteile zu berücksichtigen? Wir lassen einen Mann antworten, dessen Name einen guten Klang in der preußischen Geschichte hat. Als der Abgeordnete v. Blankenburg dagegen eiferte, daß Juden das Schulzenamt übertragen würde, in Pommern herrsche darüber große Aufregung, da erwiderte der Minister des Innern Graf von Schwerin:

„Ich will nicht in Abrede stellen, daß unter der ländlichen Bevölkerung der Provinz Pommern sowie mehrerer anderer Provinzen vielleicht noch eine Abneigung gegen die Juden herrschen mag — wenn dem also wirklich so wäre, sage ich, so glaube ich doch, daß es ziemlich leicht wäre, dem entgegen zu treten. Ich glaube, es würde die Pflicht derjenigen sein, die sich dazu berufen fühlen, die Führer der Bauern sein zu wollen, die Bauern davon zu überzeugen, daß diese Antipathien nicht mehr vereinbar sind mit denjenigen Rechtszuständen, welche jetzt in Preußen gelten. Ich habe die Ueberzeugung, daß das nicht schwer sein wird. Ein Gefühl in ihrer Brust lebt, das ihnen über Sympathie und Antipathie geht, und dies ist das Rechtsgefühl. Es ist meiner Ueberzeugung nach die Aufgabe derer, welche sich zu Leitern der Bauern aufwerfen, daß sie in der Brust des Bauern es zu lebendigem Bewußtsein bringen, daß in Preußen nicht mehr nach Sympathien nnd Antipathien regiert wird, sondern daß in Preußen die Grundsätze des Rechts, des Gesetzes und der Verfassung gelten... Ich meine daher, daß diejenigen ihre Aufgabe nicht erfüllen, die dahin wirken, die vorhandenen Antipathien, die sich ja so leicht aus unserer Vergangenheit erklären, zu nähren und zu pflegen, wohl aber daß diejenigen ihre Aufgabe erkennen, die darauf hinwirken, daß diese Antipathien auch aus denjenigen Schichten der Bevölkerung schwinden, wo man Recht und Gesetz noch nicht so genau kennt, wo aber gewiß ebenso lebendig das Gefühl herrscht, daß man nach dem Recht urtheilen muß und nach nichts anderem in Preußen"

So sprach ein preußischer Minister vor jetzt 44 Jahren, lange bevor die Rechtsgleichheit reichsgesetzlich gewährleistet war. Was aber von den Schulzen gilt, gilt auch von den Notaren, den Assessoren, den Richtern auf allen Rangstufen; es gilt nicht minder von der Staatsanwaltschaft, von der die Juden in Preußen vollständig ausgeschlossen sind. Niemals seit der Reaktionszeit der fünfziger Jahre sind die Juden als Juristen derart zurückgesetzt worden wie unter dem Justizminister Schönstedt, niemals ist die Nothwendigkeit dieser Zurücksetzung so offen amtlich behauptet worden. Aber freilich, hat nicht Herr Schönstedt jetzt den Beweis erbracht, daß er zu einer anderen Praxis übergeht? Hat er nicht einen Juden zum Oberlandesgerichtsrath ernannt? Wir wissen nicht, ob Herr Schönstedt sich von der Unrichtigkeit seiner bisherigen Anschauungen überzeugt hat; wir wissen nicht, ob er amtsmüde ist und ob die Beförderung des Herrn Sommer seinen eigenen Rücktritt ankündigt. Aber das wissen wir, daß Dr. Sommer auf dem Kasseler Gymnasium der Schulfreund des Prinzen Wilhelm war und vom heutigen Kaiser immer noch mit Freundschaftsbeweisen beehrt wird. Also noch einmal, bis auf weiteres ist es die Ausnahme, die die Regel bestätigt.

---

**Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus** hat am 24. Januar eine erweiterte Vorstandssitzung in Frankfurt a. Main abgehalten, die namentlich von süddeutschen und westdeutschen Mitgliedern des Vorstandes und Vertrauensmännern des Vereins zahlreich besucht war. An den Geschäftsbericht und den Bericht des I. Vorsitzenden, Herrn Dr. Theodor Barth über die Thätigkeit des Vereins bei den Wahlen des vorigen Jahres knüpfte sich eine sehr angeregte Aussprache, die das volle Einverständniß der Versammlung mit der Haltung des Vereins im Wahlkampf gegenüber den einzelnen Parteien ergab.

# Aus dem antisemitischen Lager.

**Die Reichstagsersatzwahl in Eschwege-Schmalkalden** findet am 15. Februar statt. Die von agrarischer und konservativer Seite angestrebte Einigung mit den Antisemiten auf einen gemeinsamen Kandidaten ist nicht zu Stande gekommen. Die Freikonservationen halten an ihrem Kandidaten v. Christen fest, für den sich auch 17 Vertrauensmänner des Bundes der Landwirthe erklärt haben, während 22 für den Antisemiten Raab eintreten. In einer späteren Erklärung des „Wahlkomitees der vereinigten konservativen, freikonservativen und nationalliberalen Parteien" wird bekannt gegeben, „daß gegen den Beschluß des Bundes der Landwirthe, den Porzellanmaler Raab zu unterstützen, bisher schon von 35 Vertrauensmännern und 214 Mitgliedern des Bundes der Landwirthe bei der Bundesleitung nachdrücklichst Widerspruch erhoben worden sei, weil der mit knapper Mehrheit gefaßte Beschluß unter dem vorwiegenden Einfluß der deutschsozialen Parteileitung zu Stande gekommen ist."

Der Bund der Landwirthe wird also in der Ersatzwahl gespalten stimmen, da die Berliner Centralleitung es nach früheren Entscheidungen ablehnen dürfte, zu Gunsten des einen der beiden Kandidaten zu interveniren.

Uebrigens scheint der freikonservative Kandidat sich selbst nicht ganz klar über seine Stellung zum Bunde zu sein. In einer Versammlung in Heiligenstadt hat Herr von Christen den Bund auf das heftigste angegriffen, da dieser einzig und allein seine Niederlage im vorigen Jahre verschuldet habe. Er müsse seinem Herzen einmal Luft machen gegenüber den Verfolgungen des Bundes und den zum Theil unflätigen Angriffen der Antisemiten. Es sei ihm schwer geworden, nochmals eine Kandidatur für Eschwege-Schmalkalden anzunehmen, und wenn er jetzt den schweren Gang nach Schmalkalden gehe, dann wollte er nicht mehr schweigen, sondern laut sich vertheidigen gegen die ungerechten Angriffe und es jedem laut ins Gesicht sagen: „Du lügst!", der ihm Mangel an Interesse für die Landwirthschaft nachrede.

Wenige Tage später erkannte Herr von Christen jedoch, wie ihm jetzt von antisemitischer Seite entgegengehalten wird, die Forderungen des Bundes der Landwirthe als berechtigt an.

Die Antisemiten entwickeln von allen Parteien wohl die größte Rührigkeit. Der Abg. Lattmann, der selbst im Wahlkreise in Schmalkalden als Amtsrichter amtirt, steht an der Spitze der antisemitischen Agitation, unterstützt von einem Lehrer der Schmalkaldener Oberrealschule. Die im Wahlkreise nicht unbeträchtlich vertretenen Christlichsozialen sind von Stöcker eigens aufgefordert worden, die Wahl des antisemitischen Kandidaten Raab nach Kräften zu fördern.

Die Freisinnigen arbeiten zwar nicht so geräuschvoll wie die Antisemiten, aber nicht mit minderem Nachdruck. Der Ausgang der Wahl ist infolge der großen Stimmenzersplitterung und der zweifelhaften Stellung der Nationalliberalen, die sicherlich nur zu einem geringen Theile der offiziellen Parole, für den freikonservativen Kandidaten zu stimmen, folgen werden, ganz ungewiß geworden.

**Die Katzbalgereien im „Deutschen Volksbunde"** werden munter fortgesetzt. In der letzten Nummer der „Sachsenschau" revanchirt sich Herr Faßhauer für die Angriffe des Magdeburger Gauvorstehers mit folgenden liebenswürdigen Bosheiten:

„Außer einer großen staatsanwaltlichen Untersuchung werden die Privatklagen soviel Beweismaterial bringen, daß auch Herr Wieck genug daran haben wird. Manchem mag ja die Handlungsweise des Herrn Wieck rätselhaft erscheinen. Er erklärte schon im vorigen Jahre, er hätte sein Amt schon längst niedergelegt, wolle mir aber nicht den Gefallen thun. Er schickte mir von den Seebädern, die er wegen seines Lungenleidens aufsuchen mußte, pikante Postkarten. Er weihte mich wiederholt in die Beziehungen ein, die er im Bade und hier mit Damen angeknüpft hat. Und dann — stellt er sich hin und hält andern Leuten eine Predigt über Anstand und gute Sitten."

Nette Moralprediger, diese Antisemiten!

**„Zeuge Grüneberg".** Eine der markantesten Persönlichkeiten aus der Zeit der Stöckerschen „Berliner Bewegung" ist in diesen Tagen in Berlin gestorben.

Zum erstenmal trat Schneidermeister Emil Grüneberg als Zeuge im Juni 1885 in dem vielbesprochenen Prozeß Stöcker-Bäcker auf. Aus dem Strafregister des damals 48jährigen ergab sich, daß er wegen Bettelns, wissentlich falscher Anschuldigung und Unterschlagung vorbestraft war. Vor Gericht bekundete er als erster Zeuge, daß er Stöcker im Jahre 1877 kennen gelernt habe, als er von München nach Berlin kam. „Ich zerfiel," so sagte Grüneberg als Zeuge, nach dem damaligen Bericht über die Prozeßverhandlungen, „mit der sozialdemokratischen Partei, der ich wohl 12 Jahre angehört hatte, kam durch die Schrift zum Glauben, kam mit dem Missionsdirektor Hinzmann in Berührung und dieser empfahl mich Herrn Hofprediger Stöcker, welcher Wohlgefallen an mir fand. Es begann die Gründung der christlichsozialen Partei und in dieser hatte mir Hofprediger Stöcker eine agitatorische Thätigkeit zugewiesen. Es kamen die Reichstagswahlen, und da ich lange Zeit die sozialdemokratischen Wahlagitationen geleitet hatte, so mußte ich mich mit aller Macht in die Agitation stürzen." Diese habe ungeheure Summen Geldes gekostet. Grüneberg selbst war von Stöcker im 4. Berliner Wahlkreis als christlichsozialer Kandidat empfohlen worden, erhielt aber nur 334 Stimmen. Infolge der Mißerfolge sei eine Spannung in dem Verhältniß zu Stöcker eingetreten. In der mit sozialdemokratischen Elementen stark durchsetzten christlichsozialen Partei sei oft die Meinung ausgesprochen, daß eine solche Partei nicht einen Hofprediger wie Stöcker, sondern einen Arbeiter wie Grüneberg als Führer brauche. Grüneberg zerfiel schließlich ganz mit Stöcker und verkaufte im Jahre 1884 sein Tagebuch und Briefe Stöckers an die „Volkszeitung". In diesen Denkwürdigkeiten erzählte Grüneberg u. a.: Das erste große Fest, welches dazu bestimmt war, Propaganda für die christlichsoziale Partei Stöckers zu machen, war der Geburtstag des Kaisers. Zur Bewirthung der Leute, Ausschmückung des Saales u. s. w. waren große Summen zusammengekommen, u. a. 150 Mk. von der Kaiserin Augusta, die das Geld bestimmt hatte zur Speisung armer Leute am Geburtstag des Kaisers. Ferner erzählte Grüneberg in seinen Denkwürdigkeiten, Hofprediger Stöcker habe ihn aufgefordert, an diesem Fest das erste Hoch auszubringen, damit er dem Kaiser melden könne, ein Sozialdemokrat habe das erste Hoch ausgebracht.

Im Prozeß Stöcker-Bäcker sagte Grüneberg auch aus, daß die Attentäter Hödel und Nobiling in den Listen der Stöcker'schen christlichsozialen Partei als Mitglieder verzeichnet, nachher aber gestrichen worden waren.

Noch im Jahre 1897 hat Zeuge Grüneberg, wie in fast allen politischen Prozessen Stöckers, in einem Prozeß Witte-Stöcker eine Rolle gespielt, in welchem Stöcker wegen Beleidigung zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde. In fast allen diesen Prozessen handelt es sich u. a. um die Frage, ob ein Brief gefälscht war, den Stöcker an Grüneberg gerichtet haben soll. Ein Original dieses nach Grünbergs An-

gaben vom 19. August 1878 stammenden Briefes ist nicht ermittelt worden. Nach einer Abschrift hatte er folgenden Wortlaut: „Ueber den Verlauf der gestrigen Versammlung habe ich bereits von Küster gehört, der heute Morgen bei mir war. Ich ersuche Ihn daher bei der nächsten öffentlichen Versammlung nicht zu versäumen, die Angelegenheit Witte zu erörtern, damit klar werde, wie die Juden zu Titel gelangen." Zu dem letzten Auftreten des „Zeugen Grüneberg" war auch der jetzige Reichstagsabgeordnete von Gerlach als Zeuge geladen. Dieser schrieb darauf in der „Zeit" über den Zeugen Grüneberg: Dieser Schneidermeister mit den unruhig flackernden Augen und der für Lombroso interessanten Schädelbildung, der schon 1881 in der Charité den wilden Mann spielte und auch diesmal körperliche und geistige Schwäche simulirte, aber im Eifer des Wortgefechtes alle Augenblicke aus seiner Rolle fiel .... der wegen wissentlich falscher Anschuldigung bestraft und der Fälschung von Briefen verdächtig ist, der Stöcker verrieth und Witte hinterging, er wurde im Laufe der Verhandlung völlig vernichtet.

Seitdem ist von dem Zeugen Grüneberg öffentlich kaum noch die Rede gewesen.

**„Pieske" macht Schule.** Als Gegner des Reichstagswahlrechts und besonders heftiger Antisemit hat sich, wie von uns schon mitgetheilt, Herr Fritz Pieske in Charlottenburg bekannt, der in einer Petition an den Reichstag nicht nur die Einführung des preußischen Dreiklassenwahlsystems im Reiche erbittet, sondern daneben noch den Wunsch ausspricht, daß die Juden künftig nicht mehr zum Justizdienst und zum Lehrfach zugelassen werden sollen. Den Spuren Pieskes folgte, wenn auch nicht erröthend, ein Herr Gustav Bruno Zacharias in Dresden. Auch dieser „gemüthliche" Sachse protestirt in einer Petition an den Reichstag gegen die Zulassung der Juden zum Justizdienst, „bleibt aber im Uebrigen unverständlich", wie das amtliche Petitionsverzeichniß lakonisch mittheilt. Antisemiten soll es übrigens nicht selten passiren, daß sie unverständlich sind. Noch radikaler indeß und zielbewußter selbst als Pieske und sein „unverständlicher" Kollege der antisemitischen Schule ist ein Herr Jakob Klaiber in Lauenburg, der noch über Plehwes Russenpolitik hinaus will und um Ausweisung sämmtlicher jüdischer Einwohner aus Deutschland petitionirt. Hoffentlich haben alle diese drei Petenten — Geduld und lassen sich die Zeit bis zur Erfüllung ihrer Petition nicht lang werden.

**Die österreichischen Antisemiten unter sich.** Die Christlichsozialen in Wien und in Niederösterreich verstehen es ganz ausgezeichnet, um sich in der Macht zu erhalten, sich die Gunst ihrer Anhänger durch gute Versorgungen und auskömmliche Stellungen zu sichern. Den Ansprüchen aller dieser Parasiten aber gerecht zu werden, ist die christlichsoziale Partei mit all ihren Macht- und Geldmitteln nicht reich genug. Die gutdotirten Stadtrathstellen sind nicht zahlreich genug, alle Bewerber, die sich auf Verdienste in der Agitation berufen, zu befriedigen. Die einträglichen Posten in städtischen und Landesanstalten, im Magistrat und in der Schule sind längst bewährten Parteigenossen zugefallen. Nun ist die Welt vertheilt und diejenigen, die leer ausgegangen, sind die Unzufriedenen. Die thun sich nun zusammen und organisiren sich zu einem neuen „Antisemitenbund", der einen Vereinigungspunkt aller Zurückgesetzten, Uebergangenen und Mißvergnügten bildet.

Vor einigen Tagen hielt der neue Bund seine erste Versammlung und die Szene ward alsbald zum Tribunal, zum Strafgericht gegen die Clique innerhalb der christlichsozialen Majorität. Härtere Anklagen, heftigere Vorwürfe gegen den Persönlichkeits-Kultus im christlichsozialen Lager, wie sie dort vorgebracht wurden, sind auch in Versammlungen der Liberalen und selbst der Sozialdemokraten nicht oft gehört worden. Lueger persönlich wurde geschont und mit aller Rücksicht behandelt. Von ihm wurde gesagt, er sei ein gottbegnadeter Mensch, der Fähigkeiten und Kraft besitzt wie wenige. Aber auch er sei nicht unfehlbar, und sein Hauptfehler sei es, daß er Leute an sich herandrängen lasse, die er besser sich vom Leibe hielte. Gegen diese Leute, die sich fürchten, „daß von ihrem dunklen Wallen der Schleier etwas gelüftet werden könnte," müsse gekämpft werden. Es müsse endlich aufgeräumt werden mit gewissen Herren, „für die der Antisemitismus nur der Deckmantel für ihre Schandthaten ist." Schandthaten! So hat es Herr Gregorig wortwörtlich gesagt, und Gregorig galt bisher als eine Stütze der christlichsozialen Partei, und er hatte gleich seinem Gesinnungsgenossen Schneider den Ehrennamen „Fanghund", weil ihm zugetraut wurde, auch da loszugehen, wo andere gesittere und rücksichtsvollere Menschen es nicht wagten. Dieses Mal aber kehrte sich dieser „Fanghund" gegen seine eigenen Herren. Mit Entsetzen sprach er von den Leuten, die sich jetzt der christlichsozialen Partei anschließen. Die Ueberläufer überhaupt ließe er sich gefallen, aber sein Gemüth sträubt sich gegen die Wahrnehmung, daß Leute, die gestern noch über die Christlichsozialen in der erbärmlichsten Weise geschimpft haben, heute schon eine hervorragende Rolle spielen. So heillos gehe es schon zu, daß manche Unternehmer, die nicht christlichsozial, oft nicht einmal auch nur der erste Theil davon sind, von Leuten, die sich der Partei aufgedrängt haben und nichts weniger als Antisemiten sind, poussirt werden. Das sei doch geradezu ein Skandal. Auch diese saftige Wendung ist unverfälscht dem Bekenntnisse des Herrn Gregorig entnommen.

Selbstverständlich ging's auch gegen die Juden los. Freche „Bande", die da glaube, die großen antisemitischen Schreier seien kalt gestellt, und es werde nun wieder ihr Weizen blühen! Ein Herr Albert Rosenkranz aber fühlte sich veranlaßt, trotz seines in den Kreisen seiner Gesinnungsgenossen nicht unverfänglichen Namens, die ganze christlichsoziale Partei als „verjudet" zu brandmarken. Einen Beweis ihrer Unparteilichkeit gab die Versammlung damit, daß sie auch die katholischen Geistlichen nicht schonte und in das Verdammungsurtheil, das über alle nicht wahrhaft echten Antisemiten gefällt wurde, einbezog. Herr Gregorig war's, der mit seinen in die tiefste Vergangenheit dringenden historischen Kenntnissen — als Wäsche- und Krawattenhändler muß er sich doch wohl auch in der Geschichte gehörig umgethan haben — die Thatsache aufdeckte, daß das Tridenter Concil christlichen Mädchen verboten habe, sich als Ammen in jüdische Häuser zu verdingen. Daß Mädchen zu solchem Geschäfte die Eignung erwerben, berührte ihn nicht weiter, aber daß sie Judenkinder säugen, könne doch nicht hingehen, und die katholischen Geistlichen vernachlässigten ihre Pflicht, daß sie dies Verbot nicht mit allem Nachdruck von der Kanzel verkündigten.

Dies ist also die Kampagne des neuen Antisemitenbundes gegen die Christlichsozialen. Für den Anfang — der Bund besteht erst einige Wochen — haben die Herren auch schon auf recht verdienstliche Leistungen hinzuweisen, für die ihnen die Mitwelt nur dankbar sein kann. Sie haben den Zeitgenossen die Augen darüber geöffnet, daß der Antisemitismus gewisser Leute nur der „Deckmantel ihrer Schandthaten" ist und daß daß es geradezu ein „Skandal" ist, wie gewisse Antisemiten ihre Gesinnung in Geschäft umzusetzen wissen. Das ist immmerhin etwas. Wenn der neue Bund im Kampfe gegen die Christlichsozialen auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren wird, werden wir im Laufe der Zeit vielleicht noch manches ähnliche Bekenntniß schöner

Seelen hören. Zunächst wird allerdinngs der Ernst etwas zurückgestellt werden und dem Humor Platz machen. Der Bund hat den bekannten Grafen Pückler zu einem Vortrage eingeladen.

## Vermischtes.

**Der frühere hessische Minister Finger** ist am 31. Januar hochbetagt gestorben. Er war ein gemäßigt liberaler Mann; aber er verletzte die Gleichberechtigung der Staatsbürger, indem er Juden nicht zur Anstellung zuließ.

**Der berühmte Philosoph Zeller** feierte vor einigen Tagen seinen 90. Geburtstag. Ueber Nationalismus und Humanität äußert er sich in seinen Schriften:

„Wir dürfen nie vergessen, daß unser Volk selbst nur ein dienendes Glied eines größeren Ganzen ist und daß auch sein Werth von der Geschichte und nach dem beurtheilt werden wird, was es der Menschheit leistet. Das Interesse der Nationalität lag nur zu oft mit dem der Humanität im Streite. . . . Unsere Zeit und unser Volk hat die Aufgabe, mit anderen Vorurtheilen auch von diesem sich freizuhalten; und das Mittel dazu ist die Einsicht, daß die Pflichten gegen das eigene Volk und die Pflichten gegen die Menschheit nicht von einander zu trennen sind, daß die höchste Vollendung und die wertvollste Frucht eines tüchtigen Volkslebens die Humanität ist."

Ueber Religion sagt er u. A.: „Je höher eine Religion steht, je richtiger und würdiger ihre Vorstellnngen von der Gottheit sind, um so mehr werden die Reinheit des Lebens, die Rechtschaffenheit und die Menschenliebe, als die unerläßliche Bethätigung der religiösen Gesinnung, als der wichtigste Theil der Gottesverehrung betrachtet werden. Wer die Religion als eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit vom Himmel herabkommen läßt, der muß folgerichtig ihre erste Gestalt für die einzig berechtigte halten."

**Köln,** 2. Februar. Ueber die Angelegenheit der **antisemitischen Strömung an der Handelshochschule,** die durch den Austritt dreier israelitischer Studenten aus einer Verbindung angeregt worden ist, theilte in der gestrigen Sitzung der Handelskammer Herr Bosch mit, daß nach einem vom Kuratorium guigeheißenen Schreiben des Studiendirektors Prof. Dr. Schumacher von einer antisemitischen Strömung keine Rede sein könne und daß die Beziehungen zwischen den christlichen und den israelitischen Studirenden durchaus befriedigende, zum Theil sogar freundliche sind. Auf Antrag des Herrn Eliel nahm die Kammer folgenden Beschlußantrag an: „Die Handelskammer hat mit Genugthuung Kenntniß davon genommen, daß von einer antisemitischen Strömung an der hiesigen Handelshochschule keine Rede sein könne und daß die Beziehungen zwischen den christlichen und den israelitischen Studirenden durchaus befriedigende, zum Theil sogar freundschaftliche sind. Sie erkennt gern an, daß der Studiendirektor der Hochschule, Prof. Dr. Schumacher, es sich angelegen sein läßt, den Geist wahrer Toleranz unter den Studirenden zu verbreiten, und sie erhofft, daß es ermöglicht werde, unduldsame Strömungen, welche mit dem Geiste, der an einer freien Handelshochschule herrschen sollte, unvereinbar sind, fernzuhalten und insbesondere Bestrebungen zu verhindern, welche einzelne ihres Glaubens wegen von allgemeinen Einrichtungen ausschließen."

**Antisemitismus im Heere.** Die „Mainzer Neuest. Nachr." vom 1. Februar bringen folgende Sprechsaal-Notiz:

Eine merkwürdige Kaiserfeier hielt das dritte Bataillon des 117. Regiments am Mittwoch Abend in der Stadthalle ab. Nr. 3 des Programms lautete: „Der Postillon", Lustiges Singspiel in einem Aufzug von Richard Mathes, Leiter Sergeant Schmidt", in welchem in so verabscheuungswürdiger Weise Antisemitismus getrieben wurde, daß nicht nur den anwesenden Juden, sondern auch anständig denkenden Christen die Schamröthe ins Gesicht steigen mußte. Ob nun gerade der Geburtstag unseres allverehrten Kaisers, der jetzt wieder bei der Hilfeleistung für Aalesund so schöne Zeichen echter Menschlichkeit gegeben hat, die richtige Gelegenheit war, Antisemitismus zu treiben, das überlassen wir getrost dem Urtheil aller gerecht Denkenden.

Ein Augen- und Ohrenzeuge.

**Bozen,** 26. Januar. Bei der vor kurzem stattgefundenen feierlichen Eröffnung des Pius-Saales in Bozen hielt der klerikale Redakteur Dr. Jehly aus Innsbruck die Festrede, in deren Verlaufe er die gläubigen Christen eindringlich vor dem Prinzip des Antisemitismus warnte. Man pflege zur Entschuldigung zwischen dem Rassenantisemitismus und einem sogenannten christlichen zu unterscheiden. In der That gebe es nur einen konsequenten und inkonsequenten Antisemitismus; aber die Grenze sei oft schwer zu finden. Im niederösterreichischen Landtag habe ein Mitglied der Majorität erst kürzlich und ohne Widerspruch erklärt, im Punkte Antisemitismus sei er heute noch Schönerianer, sein Spruch sei: „Die Religion ist uns einerlei — in der Rasse liegt die Schweinerei;" es sei also der Vernichtungskampf gegen die Rasse als Programm proklamirt, gegen jene Rasse, aus welcher der Gottessohn seine Menschheit angenommen, aus welcher die Gottesmutter und die Apostel stammen. Der Antisemitismus, folgerichtig angewendet, sei nichts als der Nationalismus, in seiner höchsten Potenz. — Die Rede fand bei den Versammelten, unter denen sich mehrere klerikale Abgeordnete und zahlreiche höhere Geistliche befanden, reichlichen Beifall.

## Zeitglossen. *)

Der Oberst Graf Rittwitz an den Oberkammerherrn Baron von Nünberg.

Liebster Baron!

Soll ich in alledem den Finger des Herrn Oberkammerherrn sehen oder nicht? Allah weiß es besser! Jedenfalls bin ich etlicher Sorgen ledig. Die Sache des kleinen Kessen ist sogar fast zu gut erledigt. Der Bruder Zahntechniker hat den Professortitel. Darob arge Verschnupfung etlicher gelehrter Herren vom hiesigen Gymnasium, die sotanen Titel noch nicht haben, während der neue Professor den Humaniora schon in der Quarta den Rücken gekehrt hat. Um auch mal Latein zu reden, und zwar mit Bismarck: nescio quid mihi magis farcimentum sit. Nicht dagegen der weitere Effekt, daß der verrückte Kerl von Kessen nun die Professorsschwester einigermaßen ebenbürtig findet und sich — hol' ihn der Teufel! — mit Heirathsgedanken trägt. Bodenlose Unsittlichkeit. Na, aber dieser Skandal wird mit allen Mitteln verhindert werden; ich sage, mit allen!

Daß der nunmehrige Arnsfeld zunächst beim Train eingestellt ist, finde ich tadellos. Später kann man ja weiter sehen; vielleicht wäre ich dann mal nicht abgeneigt. Der Junge macht sich, wie ich höre. Hat zwar schon einen Rüffel gekriegt, weil er einen Einjährigen „krummer Judenbengel" titulirt hat; aber wird seiner Karriere nicht schaden. Er markirt die nöthige Distance. Wenn er übrigens das strategische Genie seines Alten geerbt hat, wird's mal ein kleiner Moltke.

Ist da nämlich noch 'ne kuriose Geschichte. Sie kennen ja meine Klitsche in der Mark. Ist kein Rübenboden; das einzige, was darauf gedeiht, sind Hypotheken;

*) S. Nr. 1 der „Mittheilungen".

die aber großartig; und bei der unsagbaren Handelspolitik unserer glorreichen Reichsregierung — Na kurz, ich war gar nicht böse, als eines schönen Tages ein Agent antritt: hat einen Käufer für das Ding, und zwar bar. Wer ist der rettende Engel? Der alte Arnsfeld! J Du Schweinhund, denk' ich. Damals schwebte noch die Sache des Herrn Sohnes; und komme mir mächtig catonisch vor; denn da ich ihn nicht genommen habe, wird sich das Geschäft zerschlagen. Nun denken Sie! Der Alte bleibt trotzdem bei der Stange; und heute hat er die Klitsche — nicht zu billig, natürlich. Erst hinterher fällt mir ein: da ist ein Vorwerk dabei, das heißt Ahrensfelde! Merken Sie was? Arnsfeld auf Ahrensfelde! Ich sage Ihnen, der Mann holt sich das abgelegte o wieder, von v und n zierend flankirt. Wird ein Fideikommiß daraus machen; der Junge heirathet nachher standesgemäß. Mein Gott; ich begreife das; denn auch mir blühen fünf liebliche Töchter. Kurz und gut, wir stehen hier an der Wiege eines märkischen Uradels.

„Ja wohl", sagt mein Freund, der Regierungspräsident, „das hat Preußen groß gemacht; die Vorurtheilslosigkeit! Wenn einer nur keinen eigenen Charakter haben will, sondern hübsch wartet und strebt, bis er ihm von oben verliehen wird; dann ist alles möglich. Ein gewisser demokratischer Zug. Haben Sie die Liste vom letzten Ordensfest gelesen? Der reiche Arnsfeld und mein Regierungssekretär, Ihr Roßarzt und der weltberühmte Professor Denker — alle vier den rothen Adler vierter! Ja, demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung. Und sie sind alle vier gleich glücklich."

So spricht mein Freund. Ich habe aber Zweifel. Der Uhlenburg von den 12. Kürassiren hat den Kronen zweiter, und ich? U je: die Schleife zum Rothen dritter! Diese Uhlenburgs! Doch ich will nichts gesagt haben.

Aufrichtig der Ihre

Rittwitz.

## Bücherschau.

Statistisches zur modernen Judenfrage von K. H.

Nach dem Titel „Statistisches" erwartet man Zahlen. Eine derartige Erwartung wird aber durch das Buch getäuscht, es ist keine einzige statistische Tabelle in dem Buch enthalten. Dieses enthält im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Zeitungsartikeln aus der „Augsburger Postztg.", dem „Deutschen Volksblatt" in Wien, der dortigen „Reichspost" 2c. In diesen Artikeln ist wohl hin nnd wieder eine Zahl enthalten, die meisten dieser Zahlen sind aber schon als unwahr anderweitig nachgewiesen, z. B. die Behauptung des Fürsten Lichtenstein, daß an der Hochschule des katholischen Elsaß die philosophische Fakultät unter 30 Professoren 16 Juden, 12 Protestanten und 2 Katholiken zählt.*)

In die gleiche Rubrik gehört der alte Schwindel, daß das Vermögen der Albert Rothschild'schen Familie im Juni 1901 11 Milliarden Kronen betragen habe, eine Behauptung, die durchaus nicht dadurch wahrer geworden ist, daß sie aus dem „Deutschen Volksblatt" in die hier besprochene Schrift übernommen worden ist. Wir haben das Nöthige darüber bereits in Nr. 36 d. Jahrg. 1903 gesagt. Mehrfach finden sich Angaben, bei denen, selbst vorausgesetzt, daß sie richtig sind, die Beziehung zu den Juden nicht ersichtlich wäre. Wenn thatsächlich die Belastung der österreichischen Bauerngüter 9000 Millionen ausmacht, der Gesammtwerth ihrer Besitzthümer aber 14 Milliarden, so liegt absolut kein Grund vor, anzunehmen, daß diese 9 Milliarden sich im Wesentlichen gerade in jüdischen Händen befinden. Der größte Theil befindet sich augenscheinlich im Besitz der abgefundenen Geschwister und Verwandten der Bauern; außerdem soll es ja auch wohl andere Kapitalisten als gerade jüdische geben. Beispielsweise schreibt der Verfasser von „Statistisches",

> „daß ein solcher Feldzug (nämlich der „jüdischen" Zeitungen) gegen die rumänischen Werthpapiere nicht nur in Rumänien selbst, sondern auch die deutschen Christen, welche in einer Milliarde rumänischer Werthpapiere ihre Ersparnisse angelegt*) haben, empfindlich schädigt, das ficht die Alliance Israélite und ihre Soldschreiber nicht im Geringsten an."

Also wenn irgendwo in der Welt Schuldner sind, so werden ohne weiteres alle Gläubiger als Juden vorausgesetzt; wenn aber liberale Blätter nachweisen, wie sehr die nationalistisch-engherzige Politik Rumäniens die wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Landes schädigt, dann werden plötzlich die Gläubiger dieses Landes zu Christen gestempelt, also hier sind die Christen die Kapitalisten. Die Verhältnisse werden immer so dargestellt, wie es diesen Leuten in ihre Hetzereien paßt.

Vielleicht die gemeinste und perfideste Lüge der kleinen Schrift ist folgende Behauptung (Seite 69):

> „Im ungarischen Abgeordnetenhause selbst ist es in erster Linie die ganz unter jüdischem Einflusse stehende Kossuth-Partei, welche unter dem Schein, als ob sie für die Nation und die ungarische Staatsidee kämpfen würde, mit ihrer Obstruktion fast lediglich specifisch-jüdische Interessen vertritt, indem sie fast jede positive Arbeit im Parlament hintertreibt und dafür Alles begünstigt, was den vollen Herrschaftsgelüsten einer Handvoll jüdischer Emporkömmlinge frommt."

In dieser Lüge liegt System. So haben auch Offiziere den Soldaten, die wegen der Hinderung der parlamentarischen Arbeiten über ihre eigentliche Dienstpflicht hinaus bei der Fahne behalten worden waren, vorgeredet, die Juden seien daran Schuld. In Wahrheit sind es gerade die beiden klerikal-antisemitischen Parteien, nämlich die Ugron-Fraktion und die klerikal-antisemitische Volkspartei, welche dauernd Obstruktion getrieben haben, während die sogenannte judenliberale Partei mit der Regierung gerade das Arbeiten des Parlaments erstrebt und selbst die Kossuthpartei nicht andauernd obstruirte. Selber zu obstruiren, um im allgemeinen Wirrwarr im Trüben fischen zu können, dann überall auszuposaunen, daß die Juden die Obstruktion veranlassen und sich zugleich als die Stütze des Thrones aufzuspielen, welchen man durch die Obstruktion schädigt und selbst gefährdet — das ist echte antisemitische Hinterlist!

*) Vergleiche „Mittheilungen" Nr. 1, Jahrg. 1902, wo angegeben ist, daß diese Zahlen nicht nur jetzt nicht mehr stimmen, sondern überhaupt nie gestimmt haben. Denn niemals waren 16 jüdische oder auch nur getaufte Professoren an der philosophischen Fakultät der Straßburger Universität zugleich angestellt.

*) Die Staatsschuld Rumäniens beträgt insgesammt etwa $1^1/_2$ Milliarde Mark.

## Briefkasten.

**F. H.** Die verflossene Woche hat gezeigt, wie stark die Juden mit dem europäischen Kulturleben verwachsen sind, sie weist zwei berühmte Todte und einen berühmten Jubilar auf. Der Musiker Eduard Lassen in Weimar und der Dichter Karl Emil Franzos sind verstorben, der Maler Joseph Israels hat unter den Ehrungen der weitesten Kreise seinen 80. Geburtstag gefeiert.

**Der heutigen Nr. der „Mittheilungen" ist das Sach- und Ortsregister für 1903 beigelegt.**

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 6. Berlin, 10. Februar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk.
sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht.
Postzeitungsliste 5120.
Telephon: Amt 6 Nr. 3573.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Bekenntnisse einer schönen Seele.

Wenigen unserer Leser und auch wenigen anderen noch so eifrigen Zeitungslesern dürfte bekannt sein, daß es im deutschen Blätterwalde ein Blättlein giebt, das sich „Hammer" nennt und sich zur Aufgabe gestellt hat, alle vierzehn Tage den „deutschen Sinn" zu bearbeiten. Aber es scheint ihm nicht sonderlich zu glücken, trotzdem er — ob dies auch dem „echt deutschen Geiste", dem er huldigen will, entspricht? — von sich rühmt, daß seine „rücksichtslos freimüthige Sprache in den 2 Jahren seines Bestehens ihm bereits überall begeisterte Freunde erworben" habe. „Bescheidenheit ist eine Zier, denkt auch der ur-arische Hammer, doch weiter kommt man ohne — ihr."

Herausgeber des „Hammer" ist Theodor Fritsch, einer der bekanntesten antisemitischen Publizisten und ehemaliger Redakteur der „Antis. Korresp.", der aber vor Jahren sich von jeder parteipolitischen Thätigkeit zurückgezogen hat und fast nur noch in dem „Hammer" sein Licht leuchten läßt. Auf manche seiner Sonderbarkeiten, wie z. B. seine staatsstreichlerischen Gelüste haben wir gelegentlich hingewiesen.

Daß der „Hammer" nicht recht einschlägt, wird unabsichtlich, aber darum nicht minder deutlich verrathen in dem ersten Artikel der Nummer 39 vom 1. Februar. Der Artikel deutet durch die Ueberschrift „Eine Schwäche unserer nationalen Presse" an, daß der „Hammer" der nationalen Presse den Text lesen will. Aber zwischen den Zeilen erkennt man der Herren eigene Schwäche.

Klagt da der arme „Hammer", daß „die nationalen Blätter", unter denen er die konservativen, gemäßigt-liberalen und die reformerischen zu verstehen vorgiebt, den nicht nationalen Blättern zu große Bedeutung beimessen, dadurch, daß sie deren Artikel Tag für Tag zitiren. Aber das ist ihm von untergeordneter Bedeutung, obwohl er sich „nicht wundern würde, wenn Hunderte von Lesern durch diese Artikel (die zitirten „Vorwärts"-Artikel) zu Sozialdemokraten verhetzt worden wären." Was den „Hammer" weit mehr schmerzt, ist, daß die „nationale Presse", „so gewissenhaft sie gegnerische Blätter zitirt, so gewissenhaft die gesinnungsverwandte todtschweigt."

Und nun wissen wir, warum der „Hammer" mit recht unarischer List konservative, sogar nationalliberale und reformerische Blätter zusammengekoppelt hat. Der „Hammer" ist nicht unklug genug, sich nicht zu sagen, daß er tüchtig ausgelacht werden würde, wenn er der deutschen Presse zumuthen würde, fleißig aus den zwei, höchstens drei durch ihre Verleumdungen, Uebertreibungen, Verrücktheiten, Unmögliches leistenden größeren antisemitischen Blättern zu zitiren. Wir, die wir uns die nicht gerade sonderlich angenehme Aufgabe gestellt haben, die Verleumdungen dieser Presse zu widerlegen, die Uebertreibungen nachzuweisen, ihre Verrücktheiten der Lächerlichkeit oder der Verachtung preiszugeben, wir müssen leider nur zu oft in die antisemitische Kloake steigen, aber anderen Blättern, die es Gott sei Dank nicht nöthig haben, dergleichen zuzumuthen, das scheint dem „Hammer" zu viel, und darum drängelt er sich an die konservative und nationalliberale Presse heran, damit er selbst durch diese seine angeblichen Mitschuldigen etwas gehoben werde. Es ist für ihn Gewinn, sie als Genossen der Schuld zu haben.

Was uns dabei besonders interessirt, ist die Charakteristik, die er von der nationalen, oder da wir ja die Maskerade des „Hammer" nicht zu respektiren brauchen — richtiger der antisemitischen Presse giebt. Sie ist recht aufrichtig und — zutreffend.

„Woran liegt das," nämlich das Nichtzitiren? fragt der „Hammer" und antwortet: „Sagen wir's gerade heraus: An der armseligen Eifersucht, die gerade solche Blätter gegen einander hegen, die sich politisch am nächsten stehen." Der gute Gedanke wird von den Kollegen grundsätzlich todtgeschwiegen — so wird weiter geklagt — „weil er in einem „Konkurrenzblatte" erschienen ist, dem man nicht die Ehre anthun möchte, es zu nennen. Oder man wagt es deshalb nicht, weil man zwar mit jenem Blatte zu neun Zehntel auf gleichem Boden steht, aber in dem einen Zehntel giebt es einen kleinen Differenzpunkt, und darum möchte man nicht in den Verdacht kommen, mit jenem Blatte an einem Strange zu ziehen."

Das alles paßt ganz und gar auf die antisemitischen Käse- und Wurst-, um nicht noch richtiger zu sagen, Hanswurstblätter. Wir wüßten nicht, daß die „Kreuzztg.", die „Post" oder gar die großen nationalliberalen Zeitungen auch nur das größte Antisemitenblatt als ein „Konkurrenzblatt" ästimiren, und daß solche Blätter es möglichst vermeiden, häufiger ihre Spalten durch Hanswurstiaden aus der Antisemitenpresse zu verschimpfiren, kann einen wahrlich nicht Wunder nehmen

In seiner Verzweiflung über das Nichtzitirtwerden vergißt der „Hammer" seinen „deutschen Sinn", seinen „echt deutschen Geist", sein ganzes Arierthum so weit, daß er den antisemitischen Redaktionen empfiehlt, lieber von den „Hebräern" — hat man Worte! — etwas zu lernen, und — horribile dictu — „wie Cohn und Levy und Meyer, Rosenthal und Silberstein „sich gegenseitig aus dem Dreck herauszuloben." Er macht zwar einige schämige kleine Vorbehalte,

in der Hauptsache aber empfiehlt er, die vermeintlich bei den jüdischen Litteraten und Journalisten existirende „Unsterblichkeits-Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit", mehr oder weniger nachzuahmen. „Von ihren Gegnern können unsere Nationalen Manches lernen." Das sei besser, als „aus armseliger Eifersucht, Sprödigkeit und Bockbeinigkeit uns gegenseitig zu ignoriren und todt zu schweigen." — O tempora o mores! O „Hammer"!

Ach, der „Hammer" hat noch viel zu jammern über seine Gesinnungsgenossen, die ihn und Seinesgleichen nicht zitiren. „Jeder kleine Gernegroß glaubt in seinem Kreise am besten zu glänzen, wenn er verschweigt, daß es am nationalen Himmel noch andere Sterne giebt."

„Bei diesem System der gegenseitigen Verbeugung — heißt es dann sehr charakteristisch weiter — bringt es im nationalen Lager niemand mehr zu rechtem Ansehen. Es ist, als fürchte man sich förmlich davor, Jemandem eine gewisse „Autorität" zuzuerkennen. Auch in diesem Punkte sind die Gegner schlauer. Sie haben von jeher gewußt, daß es nicht nur darauf ankommt, was gesagt wird, sondern auch wer es sagt u. s. w." Darum haben nämlich die Gegner so viel von den „Mummelgreisen" Mommsen und Virchow hergemacht, während die nationale deutsche Presse höchstens einmal Treitschke, nicht auch Bogumil Goitz und Lagarde anrufen.

Solchem Jammer, der uns das Herz bricht, können wir nicht widerstehen und wir müssen den „Hammer", der zu schwarz sieht, etwas trösten. Haben die Antisemiten nicht Autoritäten, wie Ahlwardt, den man zum Rector aller Deutschen gemacht hat? Sind nicht Stöcker, Krösell weltberühmt? Hat man nicht Bruhn öffentlich mit Lorbeer geschmückt? O, es giebt schon im Antisemitenlager Leute, die nicht nur bei ihren Anhängern „angesehen", sondern auch weit und breit bekannt sind, wenn auch manchmal Sensationsprozesse und sonstige Skandalosa zum Bekanntwerden dieser Herrschaften das Meiste beigetragen haben.

Wir hoffen, durch dieses Trostspenden und die vielen heutigen Zitate uns den Dank des „Hammer" und ein Verdienst um die von ihm gemeinte Presse erworben zu haben. Das spornt uns an, noch ein Uebriges zu thun. Wir empfehlen verschiedenen „nationalen" Blättern etliche Zitate aus der einen Nummer 39 der „echt deutschen" Halbmonatsschrift.

Der „Reichsbote" mag zitiren: „Die reine Lehre des Nazareners ist in ihrer Entartung zu einem Fluche der abendländischen Völker geworden. Wie ein finsterer Wahn ist sie über die Länder hingezogen, hat die trübsten Leidenschaften entfesselt und die Besten dem Verderben ausgeliefert. Und gerade die blonden Stämme, aus denen Christus selber hervorging und deren freien und kühnen Geist seine Lehre athmet, sollten das Opfer der kirchlichen Herrschsucht werden. Denn niedere Rassen-Elemente hatten es fertig gebracht, aus der arischen Heilslehre sich ein Werkzeug der Geistesknechtung und des finsteren Fanatismus zu schmieden" (Seite 57).

Der „Köln. Ztg." empfehlen wir zum Zitiren:

„Unter dem Walten des auf römisches Recht gegründeten Bodenwuchers wird das deutsche Volk aus seiner Heimstätte ausgetrieben, in Miethskasernen und Aftermiethen gepfercht, dem Vaterlande und der Moral entfremdet. Indem es gleichzeitig in seiner Konsumfähigkeit eingeschränkt wird, verliert es seine Kaufkraft; hierdurch wird wieder die industrielle Produktion gezwungen, sich auf den Export zu verlegen und im Inlande ein großes Sklavenlager von Fabrik-Arbeitern und Land-Heloten zu errichten, die in ihrem Lebensniveau, in ihrer geistigen und körperlichen Verfassung, in ihrem Rassen-Typus entarten. Während sie sich mehr und mehr dem turanischen Vorbilde nähern, passen sich die herrschenden Kreise mit rasender Schnelligkeit der semitischen Grundlinie an, für die diesmal der kaffarische Jude das Vorbild liefert. Das ist das Geheimniß des deutschen Industrie-Staates." (Seite 61).

Andere Blätter wiederum, die auch auf „nationalem Boden" stehen, mögen sich die geschmackvolle Uebersetzung von Meta-Physiker in Hinter-Physiker zu eigen machen. Richtig ist, daß meta hinter heißt.

Noch vieles könnten die nationalen Blätter aus dem „Hammer" zitiren. Aber sie werden es nicht thun. Und — wir können es ihnen nicht verdenken. Wir haben die Zitate nur empfohlen, um dem „Hammer" zu zeigen, daß wir nicht so sind, daß wir ihm Autorität gönnen

---

## Zu den Hamburger Bürgerschaftswahlen

wird uns aus Hamburg, 7. Februar geschrieben:

Am Freitag nächster Woche finden die halbschichtigen Erneuerungswahlen zur „Bürgerschaft" statt. Unter den erledigten 40 Mandaten befinden sich auch die der Herren Jakobsen und Raab, die sich wiederum bewerben. Wer im Jahre 1898 und 1901 bei der Wahlagitation den Eifer und die — glücklicherweise getäuschte — Siegeszuversicht der Antisemiten beobachtet hat, muß staunen über die Bescheidenheit, mit der sie jetzt in den Wahlkampf ziehen, oder vielmehr nicht staunen, denn sie wissen's noch besser als andere, daß sie einen erheblichen Theil ihrer Anhänger verloren haben (siehe u. a. die letzte Reichstagswahl). Und wie wenig Leute von Reputation sie in ihren Reihen besitzen, beweist ihr Kandidatenmangel. Nur etwa fünfzehn Wahlkreise — früher kamen sie in allen vierzig in Betracht — sind auf fünf Herren „vertheilt". Raab, der Generalissimus, kandidirt fünfmal.

Sehr bezeichnend ist es ferner, daß in ihren Versammlungen und Flugblättern von allem die Rede ist, nur nicht vom Antisemitismus; mit dem locken sie hier keinen Hund hinter dem Ofen weg. Es trifft sich glücklich für sie, daß die Neueröffnung mehrerer Waarenhäuser ihnen Gelegenheit giebt, den Mittelstand wieder einmal zu „retten." Einer ihrer Kandidaten, von gegnerischer Seite interpellirt, erklärte, die Judenfrage sei vorläufig zurückgestellt, aber nicht aufgegeben. Das läßt tief blicken! Herr Raab, unzweifelhaft eine agitatorische Kraft ersten Ranges, läßt, unbekümmert um die ihm für Hamburg unbequeme Thatsache, einer der wildesten Agrarier zu sein, in seinem Flugblatt erklären: „Nie hat er übrigens im Reichstag ein Wort für die bäuerliche Schutzpolitik gesagt". Wie's trefft, bald so, bald so! Was sagt dazu die „Deutsche Tagesztg.", die neulich ihrem Schützling attestirte, er sei einer der eifrigsten Förderer der vom Bund vertretenen wirthschaftlichen Bestrebungen? Ein Witzbold macht in den Zeitungen den gar nicht üblen Vorschlag, die Leitung der hiesigen Deutschsozialen möge die vierte, leere Seite der antisemitischen Flugblätter, die pomphaft ein aus aller Welt zusammengesetztes „Programm" verkünden, mit demjenigen des Bundes der Landwirthe bedrucken zu lassen, dann hätte sie, einem tiefgefühlten Bedürfniß nachkommend, gleichzeitig für Hamburg und Ostelbien etwas auf Lager.

Was nun die Wahlaussichten der Antisemiten anbetrifft, so können für sie nur wenige Bezirke ernstlich in Betracht kommen, ein Erfolg im ersten Wahlkampf ist ausgeschlossen. Immerhin ist ein Sieg möglich, wenn sie mit einem sozialdemokratischen Kandidaten in die Stichwahl kommen sollten, da erfahrungsgemäß sie von einem Theil der bürgerlichen Parteien dann als kleineres Uebel betrachtet werden.

---

## Der Krach im Lager der Wiener Antisemiten.

Ein Lokalereigniß, das aber die Wiener länger in Athem halten dürfte, als irgend ein Ministersturz, bildet der Ausschluß des christlichsozialen Gemeinderathsmitgliedes und Landtagsabgeordneten Gregorig aus dem gemeinderäthlichen Bürgerklub auf Befehl des Bürgermeisters Dr. Lueger. Anlaß zu dieser Maßregel hat die in der letzten Nummer der „Mittheilungen" erwähnte Rede gegeben, welche Gregorig am 24. v. M. in einer Versammlung des Bundes der Antisemiten gehalten hatte.

Der Bürgermeister ließ durch den Magistratsdirektor Erhebungen über die Richtigkeit dieses Berichts anstellen, und da derselbe als genau befunden wurde, wurde die Angelegenheit vor den Bürgerklub gebracht, der darüber entschied.

Ueber den Verlauf und das Ergebniß dieser Sitzung wird nachstehendes Communiqué verlautbart:

„Am 4. d. M. fand im Rathhause eine Sitzung des gemeinderäthlichen Bürgerklubs statt, in welcher die von dem Gemeinderathe Josef Gregorig in der Versammlung des Antisemitenbundes vom 24. Januar d. J. erhobenen Anschuldigungen gegen die christlichsoziale Partei und gegen einzelne Mitglieder derselben zur Sprache kamen. Bürgermeister Dr. Lueger verlas den Bericht des Magistratsdirektors über die in seinem Auftrage gepflogenen Erhebungen. Dieselben hatten die volle Grundlosigkeit der von Gregorig gegen Stadtrath Zatzka erhobenen Beschuldigungen dargethan. Da Gregorig erklärte, daß in dem Berichte des „Deutschen Volksblattes" über die erwähnte Versammlung seine Rede richtig wiedergegeben sei, wurde dieselbe zur Verlesung gebracht und auf Grund desselben zwei Fragen an Gemeinderath Gregorig gerichtet:

Diejenigen Unternehmer zu nennen, welche nicht Freunde der Partei sind und dennoch von Leuten, die sich der Partei aufgedrängt haben und nichts weniger als Antisemiten sind, poussirt werden, aber auch diejenigen zu nennen, welche diese Unternehmer poussiren.

Die „Gaukler" zu nennen, „welche unter dem Deckmantel der Behauptung, daß sie Christlichsoziale sind, in die Partei gekommen sind".

Trotzdem Gregorig zu wiederholtenmalen aufgefordert wurde, diese Fragen zu beantworten, war er nicht in der Lage, diesem Verlangen zu entsprechen oder auch nur den Schein eines Beweises für seine Behauptungen zu erbringen. Es stellt sich demnach die Anschuldigung Gregorgis als eine Verleumdung dar, und da Gregorig einen Widerruf verweigerte, eine Austragung der Angelegenheit aber bei dem Umstande, daß Gemeinderath Gregorig als niederösterreichischer Landtagsabgeordneter die Immunität genießt, unmöglich erscheint, wurde er aus dem Bürgerklub ausgeschlossen."

Merkwürdig ist nur, daß der erste Punkt, der an sich nichts Schlimmes und nichts Unehrenhaftes enthält — denn unehrenhaft ist es doch gewiß nicht, wenn der Gemeinderath zu Lieferungen und dergleichen auch Unternehmer zuließe, die nicht zur antisemitischen Partei gehören — es geschieht ohnehin selten genug — dem Herrn Gregorig so schwer belastend angerechnet wurde, während man über manche wirklich schwere und ernste Anklagen einfach hinwegging. So ward Gregorigs Ausspruch, daß „endlich mit gewissen Herren, für die der Antisemitismus nur der Deckmantel für ihre Schandthaten ist, aufgeräumt werden müsse", einfach hingenommen. Es ist also — so würde es sich aus der Begründung des Ausschließungs-Beschlusses ergeben — nach der christlichsozialen Ethik keine Beschimpfung, wenn von einer Partei behauptet wird, daß sie Leute in ihrer Mitte habe, für die das Parteiprinzip nur der Deckmantel ihrer Schandthaten ist; es ist aber ein schweres Verbrechen, wenn Anhänger der antisemitischen Partei, Unternehmer poussiren, die nicht Parteifreunde sind. Liegt in dieser sonderbaren Differenzirung nicht eine verblüffende Bornirtheit? Daß Herr Gregorig, der als antisemitischer „Fanghund" immer im Geiste der Wiener christlichsozialen Partei gearbeitet hat, auch da, wo er sie beschimpfte — denn das Beschimpfen gehört ja zur Taktik dieser Partei —, daß dieser Herr Gregorig vom Parteiverband abgeschüttelt wurde, ist ein unendlich geringfügiges Ereigniß, das keiner Beachtung werth wäre, wenn nicht die Thatsache damit in Verbindung stände, daß die Partei bei dieser Gelegenheit am eigenen Leibe die Früchte ihrer Lehren zu spüren bekommt.

Der Gemaßregelte, seines Zeichens „Pfaidler" (Wäschehändler), ist eins der ältesten Mitglieder der christlichsozialen Partei, ein engerer Gesinnungsgenosse des durch sein Wort vom „Schußgeld für die Juden" bekannt gewordenen Abg. Schneider. Wie dieser fanatische Antisemit, sah auch Gregorig schon seit langem mit Mißbehagen, daß die Partei Dr. Luegers nicht daran dachte, die den Wählern versprochene Bekämpfung des Judenthums, namentlich auf gewerblichem Gebiete, durchzuführen, trotzdem sie hierzu als die in Stadt und Land unbeschränkt herrschende Partei die Macht besessen hätte. Wiederholt gab Gregorig, der im Wiener Kleingewerbe starken Anhang besitzt, öffentlich seiner Empörung darüber Ausdruck, daß große städtische Lieferungen an jüdische Firmen vergeben wurden, und daß der wegen seines Antisemitismus gewählte Parteibürgermeister Dr. Lueger nur mehr für Unterstützung aller möglichen klerikalen Unternehmungen Sinn zu haben scheine. Lange Zeit gelang es Dr. Lueger, den im „Bürgerklub" drohenden Zwist zu unterdrücken oder durch ausgedehnte Anwendung des Berichtigungsparagraphen wegzudementiren. Nun hat sich der bürgerliche Diktator Wiens doch veranlaßt gesehen, ein Exempel zu statuiren. Denn wenn auch keiner seiner „Barrierestöcke" — wie er die von ihm erwählten und mit Aemtern reich versorgten Gemeinderäthe einst nannte — offene Auflehnung wagt, so weiß er doch, daß die Unzufriedenheit unter denen, die nicht an die Krippe gelangten, sowie unter jenen Parteigenossen, welchen die eingerissene Klerikalisirung und Protektionswirthschaft längst nicht mehr behagt, bereits einen gefährlichen Grad erreicht hat. Die christlichsozialen Arbeiter haben gegen Dr. Lueger längst Front gemacht, und das Hauptorgan der Partei, das „Deutsche Volksblatt", welchem Dr. Lueger die seinerzeitige völlige Vernichtung der liberalen Partei in Wien verdankt, nimmt immer schroffer gegen ihn Stellung. Die Kraftprobe, die der „schöne Karl" jetzt mit dem Parteibanne wider Gregorig versucht, dürfte der Ausgangspunkt einer Krisis für die ganze klerikale Partei werden, die sich ihren Hauptstützpunkt in der Reichsresidenz nur mit Hilfe des Wiener Antisemitismus erobern, aber nur mit Hilfe eines förmlichen Tammanysystems im Wiener Stadtrath erhalten konnte, wie es der Wiener Dichter Rudolf Hawei in seinem kürzlich in Wien unter großem Beifall aufgeführten Schauspiel „Die Politiker" gezeichnet hat. Wenn auch der Bann der starken Persönlichkeit, den Dr. Lueger auf seine Wiener ausübt, noch nicht gebrochen ist, der christlichsoziale Klerikalismus befindet sich sichtlich im Niedergange.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Dem Herrn Justizminister Schönstedt** ist in der Sitzung des außerordentlichen Bundestages des „Deutschen Volksbundes" einstimmig der Dank ausgesprochen worden „für seine Vertretung deutscher Nationalinteressen bei der Besetzung von Aemtern." — Ob Herrn Schönstedt das Lob aus diesem Munde gerade besonders angenehm in die Ohren klingen wird?

**Der „Deutsche Volksbund"** hat sich in Folge der bekannten Angriffe des Redakteurs der „Sachsenschau" zur Einberufung eines „außerordentlichen Bundestages" veranlaßt gesehen, auf dem nach der Berichterstattung Prof. Försters über den Etat des Volksbundes und die finanzielle Lage der „Deutschen Hochwacht", sowie nach Ansprachen der beiden Reichstagsabgeordneten des Bundes, Kröfell und Frölich folgende Erklärung gegen das Magdeburger „Verleumdungskomplott" angenommen wurde:

„Der Bundestag erklärt auf ehrliches Manneswort, daß sämmtliche Anwürfe gegen die Führer des Bundes, besonders von Seiten der „Sachsenschau", auf die Bundesbrüder nicht den geringsten Eindruck gemacht haben, daß im Gegentheil, nach erfolgter eingehender Prüfung der Angelegenheit das Vertrauen zur Bundesleitung heute in unseren Reihen mehr gefestigt ist, als je vorher."

In der gleichen Angelegenheit hat eine Versammlung der Magdeburger Ortsgruppe des Volksbundes folgende Resolution angenommen:

„Die Versammlung erklärt, daß sie die fortgesetzten offenen und versteckten Treibereien und Verleumdungen des Redakteurs Faßbauer in dem Wochenblatte „Sachsenschau" aufs schärfste mißbilligt, da den gehässigen Verdächtigungen keine einzige wirkliche Thatsache zu Grunde liegt und diese Treibereien nur geeignet sind, die deutschnationale Sache in Magdeburg zu schädigen."

Eine wirkliche „Klärung" werden wohl aber erst die verschiedenen Prozeßverhandlungen bringen.

**Die Liebermann'schen Deutschsozialen** haben jetzt in Berlin wieder eine eigene Organisation. Der bisherige Wahlverein Berlin der deutschsozialen Reformpartei, dessen Vorsitzender Strumpf schon seit längerer Zeit mit den Herren Bruhn, Pückler und Genossen nichts mehr zu schaffen haben wollte, hat nach Vorträgen des Grafen Reventlow und anderer Parteigänger dieser Richtung seinen Namen in „Wahlverband der deutschsozialen Partei" abgeändert und den alten Vorstand mit Strumpf an der Spitze wiedergewählt. Die Reformpartei unter der Führung der „Staatsbürgerztg." ist daher in Berlin jetzt ausschließlich im Deutschen Antisemitenbund organisirt.

**Der „Deutschnationale Handlungsgehilfenverband"**, dessen Leiter sich bekanntlich hoch und heilig dagegen verwahren, daß der Verband Parteipolitik treibe, hat zu der bevorstehenden Reichstagsersatzwahl in Eschwege-Schmalkalden für den antisemitischen Kandidaten Raab durch die verschiedenen Ortsgruppen bisher schon über 1000 Mk., d. h. etwa ein Viertel der bisher zum Wahlfonds eingegangenen Beträge, gesammelt. Für Kandidaten anderer Parteien als der antisemitischen ist bisher u. W. noch niemals etwas von Ortsgruppen des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes zum Wahlfonds beigesteuert worden.

**Gegen „Alldeutsche Mache"** wendet sich sehr entschieden die in San Paolo erscheinende „Germania", allgemeine deutsche Zeitung für Brasilien. Der bekannte Antisemit Dr. Wintersteln-Kassel hatte in den „Alldeutschen Blättern" einer Anzahl von deutsch-brasilianischen Blättern ihre deutsche Gesinnung abgesprochen. Die „Germania", die ebenfalls in die „Zeitungen mit zweifelhafter Gesinnung" eingereiht war, nimmt daraus Veranlassung zu folgendem Glaubensbekenntniß, gegen welches kein verständiger Politiker etwas einwenden kann: „Wir haben es immer als eine unserer vornehmsten Pflichten erachtet, in Uebereinstimmung mit unserem Programm und unseren Traditionen den Chauvinismus zu bekämpfen, wo und wie immer er sich geltend macht, da wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß er den Fortschritt hemmt, die Eintracht unter den Völkern stört und eine ständige Gefahr für den Frieden bildet. Ob deutsche, brasilianische, französische, englische oder nordamerikanische Chauvinisten, das ist für uns gleichgültig. Die alldeutsche Bewegung ist ist eine chauvinistische, und deshalb sind wir Gegner der Alldeutschen. Noch überall, wo sie ihre rückschrittlichen Ideen zu verbreiten und Fuß zu fassen versucht haben, haben sie Unheil angerichtet und nicht am wenigsten in Südbrasilien. Es wäre Landesverrath und schnöder Undank zugleich, wenn sich die deutschsprachliche Presse in Brasilien zum Sprachrohr von Gesinnungen machte, wie sie die Alldeutschen von den Deutschbrasilianern, die ihrer überwiegenden Mehrzahl nach Bürger dieses Landes sind, verlangen. Mit Ausnahme des Urwaldsboten hat das bisher kein einziges deutschbrasilianisches Organ gethan. Das ist nicht allein ehrenvoll für die deutschbrasilianische Presse, sondern wird ihr auch an maßgebender Stelle diesseits und jenseits des Ozeans als Verdienst angerechnet. Es sei, um nur zwei Beispiele anzuführen, an die scharfe Verurtheilung erinnert, die die alldeutschen Umtriebe seitens des deutschen Gesandten in Rio bei seiner jüngsten Anwesenheit in Rio Grande do Sul (seine diesbezügliche Meinungsäußerung ist kürzlich im Berliner „Echo" veröffentlicht worden) und wiederholt seitens des deutschen Reichskanzlers erfahren haben. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir Gegner der alldeutschen Bestrebungen sind, und es ist für uns trost- und schmeichelhaft zugleich, daß wir uns in dem Kampfe gegen die systematische Verhetzung, wie sie von den Alldeutschen betrieben wird, in so guter Gesellschaft befinden.

Zum Schluß verwahrt sich die „Germania" dagegen, daß man den „alldeutschen Rummel" mitmachen müsse, wenn man gut deutsch gesinnt sein wolle. Für deutsche Kultur, für die Erhaltung der deutschen Sprache und für deutsche Handelsinteressen sei auch sie jederzeit eingetreten. Mehr könne man billigerweise von einem deutsch-brasilianischen Organ nicht verlangen. „Wir müßten uns unserer selbst schämen und wir wären des Vertrauens unserer Leser nicht mehr würdig, wenn wir in unseren Spalten Propaganda für die alldeutschen Utopien machen würden."

Das ist deutlich gesprochen. Die deutschen Blätter in Brasilien, wo das deutsche Element verhältnißmäßig so stark ist, werden am besten wissen, welche Schwierigkeiten der deutschen Bevölkerung aus dem alldeutschen Chauvinismus erwachsen, der von einer Art deutschem Staat im Staat Brasilien träumt. Sie haben recht, daß sie sich nachdrücklich dagegen verwahren, mit den alldeutschen Schwarmgeistern in einen Topf geworfen zu werden. Wenn diese national überreizten Politiker Einfluß auf den Gang der deutschen Politik gewännen, so würden sie uns bald in Händel mit aller Welt bringen. Aber auch ohne solchen Einfluß erschweren sie unseren im Auslande lebenden Landsleuten die Stellung. Es ist nicht lediglich Voreingenommenheit gegen alles Deutsche, wenn die Stimmung in England und Nordamerika vielfach eine so deutschfeindliche ist; das Alldeutschthum hat seinen reichlichen Antheil daran. Vielleicht gereicht ihm das zur besonderen Befriedigung. Unsere verantwortlichen Staatsmänner sind anderer Ansicht, wie Graf Bülow ja auch unverblümt zum Ausdruck gebracht hat.

## Vermischtes.

**Immanuel Kant,** den großen Philosophen, dessen 100jähriger Todestag am 12. Februar allerorten als Gedenkfeier begangen wird, haben die Antisemiten zu ihrem Gesinnungsgenossen stempeln wollen, weil seine 1798 erschienene „Anthropologie" gegen den Wucher und den Kaufmannsgeist der Juden eifert (s. Antis.-Katech. 1893. S. 45). Und doch scheidet gerade die Kantische Philosophie jedes religiöse und staatliche Vorurtheil im Namen des Rechts aus. Kant sagt („Zum ewigen Frieden"): „Die Nächstenliebe und die Achtung fürs Recht der Menschen ist Pflicht; jene aber nur bedingte,

diese dagegen unbedingte, schlechthin gebietende Pflicht, welche nicht übertreten zu haben derjenige zuerst völlig versichert sein muß, der sich dem süßen Gefühl des Wohlthuns überlassen will."

Er weiß, daß der Kern aller Religianen die Moral ist, daß sie alle eine Moral besitzen (Zum ewigen Frieden):

„Verschiedenheit der Religionen: ein wunderlicher Ausdruck! gerade als ob man auch von verschiedenen Moralen spräche. Es kann wohl verschiedene Glaubensarten historischer, nicht in die Religion, sondern in die Geschichte der zu ihrer Beförderung gebrauchten ins Feld der Gelehrsamkeit einschlagender Mittel und ebenso verschiedene Religionsbücher (Zendavesta, Vedam, Koran u. s. w.) geben, aber nur eine einzige, für alle Menschen und in allen Zeiten gültige Religion. Jene also können wohl nichts anderes als nur das Vehikel der Religion, was zufällig ist, und nach Verschiedenheit der Zeiten und Sekten verschieden sein kann, enthalten."

Die Gleichberechtigung aller Unterthanen ist für ihn ein Gebot:

„Aus der Idee der Gleichheit der Menschen im gemeinen Wesen als Unterthanen geht die Formel hervor: Jedes Glied desselben muß zu jeder Stufe eines Standes in demselben gelangen dürfen, wozu ihn sein Talent, sein Fleiß und sein Glück hinbringen können, und es dürfen ihm seine Mitunterthanen durch ein erbliches Vorrecht, als Privilegiaten für einen gewissen Stand, nicht im Wege stehen, um ihn und seine Nachkommen ewig niederzuhalten" (Werke Bd. VII. S. 197).

Derselbe Mann, den die Antisemiten für sich reklamiren, schrieb an Moses Mendelssohn über dessen Buch „Jerusalem": „Es ist nur ein Mendelssohn. — Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer großen, ob zwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann".

**Aus Franken,** 8. Februar, wird uns geschrieben: Die Zeitschrift „Rivissa Penale di Dottrina, Legislazione e Giurisprudenza" in Rom, welche von Luigi Luchini herausgegeben wird, und Universitätsprofessoren, sowie hohe Richter und Beamte in Italien nicht blos, sondern auch in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich 2c. zu Mitarbeitern hat, enthält in ihrer Nummer vom Januar 1904 ein Urtheil über die „Nachträge zu der Schrift „Der Ritualmord vor den Gerichtshöfen der Wahrheit und Gerechtigkeit von Dr. Frank, kath. Pfarrer, ehemal. deutscher Reichstags- und bayerischer Landtags-Abgeordneter", welches folgendermaßen lautet: „Der Verfasser hat in seiner vorausgehenden Schrift mit vieler Gelehrsamkeit und ebenso großem Eifer die gemeine Meinung bekämpft, welche den Israeliten die Uebung des Ritualmordes zuschreibt. Neue Thatsachen und Schriften haben ihn veranlaßt, den Gegenstand wieder aufzugreifen, um die Gegner zu widerlegen und bei seinem Nachweise zu beharren, daß diese Meinung grundlos ist." — Dieses Urtheil ist von besonderem Werthe und stimmt überein mit den Urtheilen, die auch von französischen und englischen Zeitschriften und Gelehrten über die genannten Schriften abgegeben wurden.

Eine andere Anerkennung ist dem Pfarrer Dr. Frank für seine langjährige ersprießliche Wirksamkeit am Anfange dieses Jahres dadurch zu Theil geworden, daß er zum bischöflichen geistlichen Rathe ernannt worden ist.

**Aus Moritz v. Egidys „Jugendblättern"** veröffentlicht E. J. Walther (Oberraden) eine Probe zur Kennzeichnung der Tendenz und Schreibart der von dem zu früh heimgegangenen Apostel der Humanität begründeten Zeitschrift. Von der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft — Hilfeleistung bei Unglücksfällen — ist im „Jugendblatt" Nr. 21 die Rede. Da heißt es u. a.:

„Es schadet Euch Jugend gar nichts, wenn Ihr erfahrt, wie es in der Welt zugeht. Die Gemeindevertretung von Wien zahlte bisher einen jährlichen Beitrag; Weiterzahlung aber will sie jetzt abhängig machen von einigen Bedingungen, darunter auch die, daß kein jüdischer Arzt bei der Einrichtung angestellt werde. Was sagen Sie dazu, Fräulein Bertha? Können Sie es dem Vetter Paul noch immer „nachfühlen", daß er Antisemit ist? Da haben Sie es nun mal, wohin der unchristliche Haß solcher Menschen führt. Dabei nennen sie sich Christen, fließen über von evangelischen Worten, reden sogar von göttlicher Liebe. Glauben Sie mir, diese Art Christen würde auch den lebendigen Jesus heute nicht als Arzt in einem städtischen Krankenhaus anstellen; diese Art Christen wäre im Stande, zu verbieten, daß in ihren „christlichen" Krankenwagen ein vom Ertrinken eben gerettetes Judenkind seinen Eltern zugeführt würde. Ich bitte Sie, nehmen Sie es nicht leicht mit diesem Judenhaß; Sie vergiften Ihre Seele damit. Lassen Sie sich nichts einreden von einer Judenfrage, es giebt nur lieblose, gottvergessene Christen . . ." u. s. w.

**Zur Ernennung des Oberlandesgerichtsraths Dr. Sommer.** Es ist begreiflich, daß die Antisemiten über die Ernennung eines jüdischen Landgerichtsraths zum Oberlandesgerichtsrath Gift und Galle speien. Lang ist es her, daß Aehnliches geschehen. Das Berliner Hauptantisemitenblatt schreibt:

> Wir sind der Ansicht, daß ein Jude infolge seiner Rasseneigenschaften, infolge des Unterschiedes in religiöser und nationaler Hinsicht sich nicht zum Richter eignet, und daß dem so ist, geht aus der Abneigung und dem tief eingewurzelten Mißtrauen der weitesten Volkskreise gegen die Bekenner der jüdischen Religion hervor. Die Rechtsprechung kann nur gedeihen, wenn sie vom Vertrauen des Volkes getragen wird; wenn die Bevölkerung zu den Trägern der Rechtsprechung kein Vertrauen mehr hat, so ist es mit der Rechtsprechung und damit auch mit dem geordneten Staatswesen vorbei.

Welche Kühnheit, welche Naivetät, wenn man bedenkt, daß der Verleger sowohl wie der Chefredakteur dieses Blattes im Gefängniß sitzen, weil sie das Vertrauen der Bevölkerung zu den auch nichtjüdischen Trägern der Rechtsprechung untergruben.

Um es aber mit dem Justizminister Schönstedt nicht zu verderben, der sonst dem Blatte zusagt, prophezeit es ihm, daß er an dem neuen Oberlandesgerichtsrath „nicht ersticken werde", und glaubt es annehmen zu dürfen, daß Dr. Sommer die jüdische Eigenart abgestreift hat — was sonst nach den antisemitischen Theorien die Juden nicht können, auch die getauften, selbst deren Sprößlinge nicht.

**Die kühne „Staatsbürgerztg."** Unter der Spitzmarke „Ein kühner Priester" erzählt die „Staatsbürgerztg", der katholische Priester Creagh in Limerick in Irland habe in einer Rede vor Kurzem gesagt:

„Wenn die Juden auch heutzutage nicht mehr beschuldigt werden, daß sie Kinder stehlen und morden, so legen sie ihnen ein vielleicht noch schwereres Martyrium auf, indem sie ihnen die Kleider vom Leibe und die Bissen vom Munde nehmen."

Wir wollen einmal — was nach ihrer Vergangenheit gewiß großmüthig und gewagt von uns ist — der „Staatsbürgerztg." glauben, daß ein katholischer Priester das wirklich gesagt hat. Welche Kühnheit aber und welche Naivetät seitens der „Staatsbürgerztg.", die so viel in Ritualmorden gemacht hat, ohne mit der Wimper zu zucken, und ohne Kommentar nachzudrucken, „daß Juden heutzutage nicht mehr beschuldigt werden, Kinder zu stehlen und zu morden."

Schlägt sie sich damit nicht selbst ins Gesicht, blamirt sich, die so viel geritualmordet hat, ihre Leser, die an die blöden Ritualmorgeschichten geglaubt haben, und stellt sie nicht diese und sich unter das Niveau eines irischen Auditoriums, zu dem ein solcher Prediger spricht?

**Antisemitismus im Heere.** Ein jüdischer Handlungsgehilfe theilt uns mit, er habe sich bei einem Regiment in Düsseldorf als Freiwilliger gemeldet und von einem Hauptmann den Bescheid erhalten: „Wir nehmen keine israelitischen Freiwilligen."

**Aus den Gefilden der Toleranz.** Unter dieser Spitzmarke schreibt die katholische „Köln. Volksztg.":

Im „Anz. für Berg-, Hütten- und Maschinenwesen" (Essen, Ruhr) Nr. 2 S. 43 lesen wir folgende Anzeige: „Maschinenfabrik b. Prov. Sachsen, sucht einen ersten Buchhalter. Offerten mit bestimmter Angabe der Gehaltsansprüche, Referenzen, Alter, persönl. Verhältn., Religion (Katholiken od. Israeliten ausgeschlossen) bef. die Exp. d. Bl."

**Storm's Kursbuch fürs Reich** (Verlag von C. G. Röder-Leipzig) enthält im Inseratentheil in der Liste der Hotels u. a. auch eine Annonce des bekannten antisemitischen Hotels in Frankfurt a. M., „Kölner Hof". In den Randbemerkungen macht der Verlag des Kursbuchs nun die Leser noch besonders darauf aufmerksam, daß sie „ausschließlich die hier bezeichneten Hotels benutzen wollen, in welchen sie stets gern gesehene Gäste sind." Auf die gewiß nicht geringe Anzahl jüdischer Handlungsreisenden, die ständige Leser und Bezieher des Storm'schen Kursbuches sind, trifft diese kühne Behauptung sicherlich nicht zu.

**Die jüdischen Lehrer in Hessen.** Während in Preußen die jüdischen Lehrer sich bisher vergeblich bemühen, durch den Staat eine Regelung ihrer Anstellungsverhältnisse herbeizuführen, sind die jüdischen Lehrer in Hessen in der glücklichen Lage, ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen. Wie berichtet wird, plant das Großh. hessische Ministerium die definitive Anstellung israelitischer Religionslehrer, welche ein den Volksschullehrern gleiches Gehalt beziehen und dieselben Rechte genießen sollen, sobald sie wöchentlich 20 Stunden Religionsunterricht ertheilen. Die nöthigen Mittel sollen von den Gemeinden, die zum betreffenden Bezirk gehören, aufgebracht werden. An die Vorstände der israelitischen Gemeinden des Kreises Worms ist bereits der ausgearbeitete Plan gesandt worden. — Die jüdischen Lehrer des größten Bundesstaats in Deutschland, Preußen, werden anscheinend aber noch lange warten müssen, bis sie den jüdischen Lehrern der anderen Bundesstaaten gleichgestellt werden.

**Die Gutachten der höchsten Medizinalbehörden in Sachen des Konitzer Mordes** haben jetzt eine erste kritische Beleuchtung erfahren in einer Arbeit, die der Königl. Bezirksarzt Dr. Franz Späth in Ebern in der am 22. Dezember v. J. erschienenen Nr. 51 der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" veröffentlicht. Es wird für unsere Leser von Interesse sein, zu hören, wie sich dieser Arzt über den Inhalt der Gutachten äußert. Nachdem er die Gutachten in ihrem wesentlichsten Theile wiedergegeben hat, schließt er hieran folgende Betrachtungen:

„Vergleicht man die einander gegenüberstehenden Urtheile der ärztlichen Sachverständigen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß jene die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, welche den Tod einzig und allein als durch Erstickung herbeigeführt bezeichnen; denn nur hierfür bietet der Obduktionsbefund wirklich zuverlässige und sichere Anzeichen (die bereits oben erwähnten verschiedenen Blutaustritte [Petechien] im Gesichte, an der Sehnenhaube des Kopfes, an den Lungen, Blutanschoppungen und Oedeme in den Lungen), für eine Stauung im Gehirn spricht auch die Abplattung der Hirnoberfläche, während die Zeichen der Verblutung in diesem Falle keineswegs so eindeutig sind. Freilich ist nicht Voraussetzung des Verblutungstodes, daß sämmtliches Blut aus dem Körper entfernt ist, sondern es genügt zum Eintritt des Todes der Verlust einer gewissen, je nach Alter und Konstitution verschiedenen Menge, so daß immer einzelne Theile des Körpers bluthaltig sein werden; aber gerade jene Organe, welche in unserem Falle einen besonderen Grad von Blutfülle aufwiesen, wie Lungen und Gehirn, pflegen beim Verblutungstode ganz ausgesprochen blutleer gefunden zu werden; so sagt Oesterten: „Auffallend blutleer ist das Gehirn. Besonders ausgesprochen pflegt die Anämie in den Lungen zu sein; diese werden vorzugsweise häufig blutleer angetroffen; von ihrer aschgrauen Farbe heben sich dann die dunklen Pigmentflecken grell ab und aus ihrer zähen Schnittfläche können nur wenige Blutstropfen ausgedrückt werden. Ein mäßiger Blutgehalt der Lunge ist meist nur dann vorhanden, wenn vor der Verletzung oder durch diese herbeigeführt eine Entzündung der Lunge bestanden hatte oder wenn Sticknoth dem Tode vorausgegangen war." Damit können wir ebenfalls zur Auffassung jener Aerzte, welche eine Kompliikation von Erstickung und Verblutung annehmen. Gegen eine Verblutung zu Lebzeiten spricht jedoch der Mangel jeglicher Reaktion am durchtrennten Gewebe des Halses, und eine solche wäre sicher nicht ausgeblieben, da doch der Verblutungstod nicht im Momente der Durchschneidung der Gefäße eintritt, sondern immerhin 2—5 Minuten bis zum vollständigen Erlöschen der Herzthätigkeit verfließen. Ich habe gerade den Obduktionsbefund über einen Verblutungstod bei einem Knaben zur Hand — es ist dies der Xantener Knabenmord (1891), bei welchem ebenfalls ein jüdischer Schlächtermeister eines Ritualmordes verdächtigt, aber auf Antrag des Staatsanwalts selbst freigesprochen wurde, — der uns ein typisches Bild des anatomischen Befundes bei dieser Todesart giebt. Es heißt dort: „Sämmtliche Hauttrennungen am Halse sind mit frischem, meist geronnenem Blut theilweise unterlaufen, theilweise bedeckt... sämmtliche Ränder an den durchschnittenen Muskeln, Nerven und Venen, sowie am Schlunde sind scharf, mehr oder weniger mit Blut unterlaufen; namentlich findet sich geronnenes schwarzes Blut in dem Zwischengewebe in der Nähe der durchschnittenen Gefäße. Die außerordentlich blutleeren Lungen sind in ihrer vorderen Hälfte blaß, nur in ihrer hinteren blaßröthlich. Der Kehlkopf und die Luftröhre sind auf ihrer Schleimhaut mit frischem geronnenen Blut bedeckt, welches sich bis in die kleineren fortsetzt. Der Schlund ist blaß und leer. Die großen Gefäße der Brust sind blutleer, blaß, die Lungen auf dem Durchschnitt blutleer..." Dieser Befund ist übrigens jedem Arzte geläufig, welcher derartig Sektionen bereits gemacht; ich selbst hatte seinerzeit einigemal hierzu Gelegenheit in Altbayern, wo, früher wenigstens, Verblutungen infolge Stichverletzungen öfters vorkamen. Gegen die Annahme, daß die Erstickung als Begleiterscheinung der Verblutung erfolgt sei, in der Weise, daß etwa Luft in die Luftröhre gedrungen und dadurch der Luftzutritt zu den Alveolen abgeschnitten worden sei, spricht hinwieder der Sektionsbefund, nach welchem sich die Luftröhrenäste leer zeigten. Wie der Befund der inneren Organe, so muß auch der Zustand der Kleider Winters als Beweis gegen eine bei Lebzeiten stattgehabte Verblutung angesprochen werden. Wäre die Durchschneidung der Halsgefäße Winters bei dessen Lebzeiten erfolgt und zwar solange, als er sich noch in angekleidetem Zustande befand, so wären die Kleidungsstücke von sämmtlich von dem bei einem solchen Akte geradezu stromweise sich ergießenden Blute völlig durchtränkt worden. Es ist dies überall als natürliche stete Begleiterscheinung eines durch Verbutung nach außen eintretenden Todes beschrieben; auch in dem eben erwähnten Sektionsbefunde ist dies der Fall; es heißt dort: „Die Kleiderpartie um den Hals ist von dem eingetrockneten Blute starr-steif. Die Kleider auf der Rückseite der Leiche, namentlich auf der oberen Rücken- und Schulterpartie, stark mit angetrocknetem Blute besudelt; sowohl der Unterkittel, wie das Leibchen, wie auch das Hemd sind stark mit noch theilweise feuchtem, meist angetrocknetem Blute besudelt." An den Kleidungsstücken Winters sind dagegen nur Spuren von Blut zu finden gewesen, welche den Eindruck machen, daß sie einfach — beim Anfassen mit blutigen Händen — angewischt waren. Es ist also anzunehmen, daß die Zerstückelung der Leiche Winters erst nach dessen Entkleidung stattfand, nicht aber vielleicht, daß die Ermordung Winters erfolgte, als derselbe in einem entkleideten Zustand sich befand, denn dagegen spricht der übrige Befund (Spermaflecken), wie unten noch erwähnt werden soll. Demnach stimmen alle Zeichen dafür, daß an Winter Erstickung verübt worden ist, und zwar in einer Weise, daß hierdurch allein der Tod herbeigeführt wurde; ausgeschlossen wäre eine solche Annahme nur dann, wenn die bei der Leiche thatsächlich festgestellte Blutleere oder, wohl richtiger gesagt, Blutarmuth nur durch Verblutung während des Lebens erklärt werden könnte; dies ist indeß keineswegs der Fall. Die Blutleere betraf nämlich hauptsächlich die großen Gefäße — Arterien und Venen; erstere sind aber, wie wir wissen, nach dem Tode überhaupt leer, was ja auch schon den Alten bekannt war, weshalb diese annahmen, daß die Arterien auch während des Lebens nicht Blut, sondern Luft — Pneuma — erhalten. Die vorhandenen inneren Organe, wie Lunge und Hirn, waren durchaus nicht blutleer, auch die Brustmuskulatur ist als braunroth bezeichnet. Aus den Venen konnte aber auch nach dem Tode das darin ent-

haltene Blut ausgeflossen sein, waren doch sämtliche große Blutadern am Halse, unterhalb des Zwerchfalls, an den Oberschenkeln, an Knien und Oberarmen durchtrennt worden. Daß solche starke Blutungen aus nach dem Tode durchschnittenen Venen erfolgen können, weiß jeder, der bei Sektionen zum Beispiel bei herabhängendem Kopf zur Herausnahme des Gehirns, die dortigen Gefäße durchschneidet oder der einen ungeübten Anfänger bei Ablösung der ersten Rippe und des Schlüsselbeins eine Vene anschneiden sieht. Die Ausblutung wird um so leichter erfolgen, wenn die Durchschneidung der Gefäße bald nach dem Tode erfolgt oder die Gerinnung des Blutes, wie beim Erstickungstode, sehr spät eintritt. Ist aber der Tod nicht durch Verblutung, sondern durch Erstickung eingetreten, so hat die Lösung der Frage, ob der Halsschnitt ein Schächtschnitt sei, keine eigentliche Bedeutung mehr. Da dieselbe jedoch bei dem Prozesse Winter angeregt wurde, so muß sie hier wenigstens kurz berührt werden.

Der eine der Erstobduzenten ist der Ansicht, daß eine Aehnlichkeit zwischen dem bei Winter gefundenen Halsschnitte und dem von einem als Sachverständigen vernommenen Thierarzte geschilderten Schächtschnitt gefunden werden könne, während das Medicinalkollegium dies entschieden verneint, und zwar mit gutem Grunde. Der Schächtschnitt wird nämlich nach Vorschrift mit einem haarscharfen, von jeder Scharte freien Messer etwas unterhalb des Kehlkopfes rasch durch die Weichteile des Halses geführt, so tief, daß er bis an die Wirbelknochen vordringt; durch denselben werden die Haut, die Luftröhre, der Schlund, die Blut- und Pulsadern, sowie die Nervenstämme, welche diese großen Gefäße begleiten, vollständig durchtrennt, und zwar darf während des Schächtens nicht innegehalten werden, ehe Gurgel und Schlund durchschnitten sind. Der Halsschnitt bei Winter aber ist, wie auch aus der Beschreibung der Erstobduzenten entnommen werden kann, nicht mit einem Zuge von vorne nach hinten geführt, sondern von der einen Seite vorne um den Nacken herum nach der anderen Seite vorne, wobei das Ende des Schnittes nicht in den Anfangstheil desselben einmündete, sondern in einem Zapfen auslief. Es ist also aus diesem Grunde mit Recht anzunehmen, daß der Halsschnitt kein Schächtschnitt war, sondern erst nach dem Tode Winters geführt wurde und somit keine andere Bedeutung hat, als die anderen zur Zerstückelung der Leiche, jedenfalls behufs besserer Bergung derselben, vorgenommenen Durchtrennungen. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Mord überhaupt nicht von einem Juden verübt sein könnte, ausgeschlossen ist damit nur ein religiöses Motiv — eine jüdischer Ritualmord; aus persönlichen Motiven kann die That selbstverständlich ebensowohl von einem Juden wie von einem Christen begangen worden sein. Wenn man den Nachweis von gewissen Flecken an Winters Kleidern berücksichtigt, so ist wahrscheinlich, daß die Ermordung Winters während oder kurz nach einem Geschlechtsverkehr erfolgte und daß es sich um einen Eifersuchts- oder Racheakt handelte wegen Schändung der Familienehre, sei es durch Verführung der Frau oder Tochter oder Schwester oder Geliebten. Bedenkt man, daß Winter allseits als junger kräftiger Mann geschildert wird, so kann die Ueberwältigung desselben keine leichte gewesen sein, wenn derselbe nicht meuchlings überfallen und rasch durch Betäubung kampfunfähig gemacht wurde. Die Anwendung narkotischer Mittel ist nach dem Resultate der vorgenommenen chemischen Untersuchung ausgeschlossen, wahrscheinlicher wäre Betäubung durch Schlag auf den Kopf, wie die wissenschaftliche Deputation anzunehmen nicht abgeneigt ist. Spuren eines Kampfes sind an der Leiche von den Obduzenten nicht beschrieben worden, namentlich findet man nichts erwähnt über die Beschaffenheit der rechten Hand und deren Fingernägel, von ihrem Vorhandensein erfährt man überhaupt nur etwas aus dem Vergleich, der zwischen der Größe des Herzens und der rechten Faust einmal gezogen ist. Von Verletzungen sind am Gesicht oberflächliche, nur die Oberhaut betreffende Defekte, ohne Blutaustritt ins Gewebe, erwähnt, sowie zwei sichelförmige Eindrücke von etwa 6 mm Länge und 1 mm Breite an der linken Seite des Kinnes, von dräunlicher Farbe, welche nach Auffassung der wissenschaftlichen Deputation wegen ihrer tiefen Lage und des unterliegenden Kieferknochens als Zeichen einer gewaltsamen Verschließung des Mundes nicht angesehen werden können. Mit solcher Bestimmtheit dürfte letzteres jedoch nicht in Abrede gestellt werden, denn es könnten dies immerhin die Eindrücke der Nägel der zwei letzten Finger gewesen sein, wenn der Thäter, vielleicht mit zwei Händen, mittels eines Tuches Nase und Mund verschloß, wobei die zwei Fingernägel frei sein und sich in die Haut eindrücken konnten. Ein anderer Befund verdient indeß auch Beachtung: An der rechten Seite des Hinterkopfes war nämlich eine 9 cm lange und durchschnittlich 2 cm breite Hautstelle von fast blasser Farbe, auf welcher die Haare fehlten und in deren Umgebung die Haare gelockert waren, während sie sonst am Kopf äußerst fest saßen. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß Winter von hinten überfallen, an den Haaren gepackt — im Sektionsbefunde ist allerdings nichts über die Länge derselben erwähnt — und in die Kissen gedrückt und so erstickt wurde, oder daß eine Kombination der beiden hier genannten Angriffsarten zur Erstickung des Winter stattfand. Ein bestimmtes Urtheil ist also nicht möglich; jedenfalls aber ist der Mord mit großem Raffinement ausgeführt worden; schon die Zerstückelung des Leichnams setzt neben Sachkenntniß eine große Energie und Kaltblütigkeit voraus, wie eine nicht geringe Sorgfalt, um die einzelnen Leichentheile und Kleider so lange Zeit ganz unentdeckt zu verwahren und dann an öffentliche Plätze bringen zu können. Es erscheint gerade so merkwürdig, daß es nicht gelang, auf eine Spur des oder der Thäter zu kommen, wenn man bedenkt, daß die Leichentheile in Zwischenräumen von mehreren Tagen einzeln gefunden, die Kleidungsstücke aber nahezu ein Jahr verborgen wurden und daß jetzt noch einige Theile fehlen. Es wäre wohl möglich, daß die Thäter selbst die öffentliche Meinung mit dem Blutmärchen eines israelitischen Ritualmordes anfänglich auf falsche Fährte zu locken suchten. Für uns Aerzte ergiebt sich aber auch hieraus wieder die alte Lehre, mit aller Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit an die Obduktion namentlich solch zweifelhafter Fälle heranzutreten und die Befunde ebenso objektiv als erschöpfend genau darzustellen, denn nur dadurch ermöglicht man einerseits eine richtige und somit gerechte Beurtheilung der ganzen Sachlage und erspart sich andererseits die allenfallsige Demüthigung einer nachträglichen, manchmal nicht gerade liebevollen Korrektur durch die Obergutachter. Im beschriebenen Falle war allerdings die Ausführung der Obduktion und die Begutachtung des Befundes dadurch erschwert, daß immer nur einzelne Leichentheile und überhaupt nicht alle Organe des Körpers zur Untersuchung vorlagen."

Die Mahnung zur Unbefangenheit, die, wenn auch unausgesprochen, an die Adresse der Erstobduzenten gerichtet ist, kommt leider zu spät. Wie anders hätte sich der Verlauf der traurigen Affaire gestalten können, wenn nicht von Anfang an die Antisemiten an der Arbeit gewesen wären und die Köpfe verwirrt hätten, so daß für Unbefangenheit kein Raum mehr war.

**Jüdische Aerzte.** Aus Warschau schreibt man dem „Berl. Tagebl.": „Zur Charakteristik wird Ihnen folgendes von Interesse sein. Es besteht hier eine medizinische Gesellschaft für polnische Aerzte, die schon seit vielen Dezennien existirt und cirka 800 Mitglieder hat. Aufgenommen werden nur solche Aerzte, die mindestens eine Arbeit aus dem Gebiete der medizinischen Wissenschaften vorlegen können. Die Sitzungen werden meistens vor leeren Sälen abgehalten, nur in der Januar-Sitzung, wo das Ballotement der neuen Kandidaten stattfindet, stellen sich beinahe alle Mitglieder ein, und es wird eine wüthende Agitation betrieben, da schon seit Jahren ein Kreuzzug gegen die jüdischen Kollegen geführt wird, um sie nicht in die Gesellschaft hinein zu lassen. In diesem Jahre wurde keiner der sieben Kandidaten aufgenommen, obwohl sie allen Anforderungen entsprechen.

Von christlichen Mitgliedern der Gesellschaft vorgeschlagen wurden einige Kandidaten, die alle Bedingungen erfüllten. Es konnte ihnen kein persönlicher oder moralischer Vorwurf gemacht werden. Sie fielen aber alle durch, nur weil sie Juden sind, während von den neu aufgenommenen katholischen Aerzten einige nicht einmal eine wissenschaftliche Arbeit aufweisen konnten; ja sogar ein Kandidat, der vom Präsidenten der Gesellschaft empfohlen wurde, fiel durch, was der Herr Präsident sich nicht zu Herzen genommen hat. Und doch sind die fünfzig jüdischen Aerzte, die der Gesellschaft angehören, gerade die tüchtigsten und eifrigsten Mitglieder derselben. Die jungen Aerzte sind nun durch solche Vorgänge gezwungen, eine eigene medizinische Gesellschaft zu gründen. Die Warschauer medizinische Gesellschaft wird sich aber binnen kurzem eine katholische nennen dürfen, da jetzt auch schon gegen die Protestanten von einigen Mitgliedern gehetzt wird, die, obgleich deutscher Abstammung, sich doch ganz polonisirt haben. Ein trauriges Bild von den Verwüstungen, die der Antisemitismus angerichtet hat".

**Petersburg,** 1. Febr. Der technische Kongreß, der vorige Woche in den Mauern unserer Stadt tagte, ist auf Anordnung des Ministers des Innern geschlossen worden. Ueber den unmittelbaren Anlaß dieser Schließung wird jetzt Folgendes bekannt: Unter den zahlreichen Vertretern von Handwerksverbänden u. s. w. befand sich auch als Deputirter der Handwerkerkammer von Kischinew ein gewisser Stepanow, einer der Hauptanstifter der Kischinewer Greuel. Als die Versammlung seiner ansichtig wurde, erhob sich ein

Sturm der Entrüstung und es ertönten Rufe: „Fort mit dem Menschen, dessen Hände mit Blut befleckt sind!" Unter dem fast einstimmigen Beifall des Kongresses erklärte der Vorsitzende Stepanow's Ausschließung aus der Versammlung. Stepanow hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Minister des Innern zu gehen und ihm mitzutheilen, daß er auf dem Kongreß thätlich angegriffen worden sei. Als die Mitglieder des Kongresses sich am nächsten Tage vor der Universität, die dem Kongreß Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt hatten, einfanden, waren die Thüren geschlossen und ein Anschlag verkündete die polizeiliche Schließung des Kongresses. Wenn nun von dem Minister des Innern nahestehendster Seite gegen den Kongreß die Anklage erhoben wird, dieser habe sich auch mit politischen Fragen beschäftigt, so ist darauf zu erwidern, daß gegenwärtig in Rußland keine Zusammenkunft gebildeter Menschen möglich ist, ohne daß die Nothwendigkeit einer Aenderung des gegenwärtigen unhaltbaren Regimes besprochen würde. Von einer Einmischung von Elementen, die mit dem Kongreß nichts zu thun haben, kann keine Rede sein.

**Die französischen Nationalisten** fangen an, den Antisemitismus zu verleugnen. In ihrer Verlegenheit haben sie sich nämlich jetzt dem Bonapartismus in die Arme geworfen und stecken die Kokarde des Prinzen Viktor Napoleon an. Es muß der Wahrheit gemäß festgestellt werden, daß dem Thronforderer in Brüssel dieser neue Zuzug keine ungemischte Freude macht. Er war von jeher Gegner der Bewegung, die der Herzog von Orleans durch seinen blindwüthigen Antisemitismus dagegen protegirt hat.

Man erlebt nun das sonderbare und einer gewissen Drolligkeit nicht entbehrende Schauspiel, daß die Nationalisten, um nicht von den Bonapartisten in demüthigendster Weise zurückgestoßen zu werden, in verlegenen, halbdunkeln Wendungen den Antisemitismus zu verleugnen beginnen, den Antisemitismus, der ihre Lebensbedingung, ihr Daseinszweck, ihr Wesen und ihre Kraft war. Der Abgeordnete Lasies hatte den Cynismus, in einer zahlreichen Versammlung der Volksabstimmungspartei — so nennen bekanntlich die Bonapartisten sich selbst — im Wagramsaale über den Antisemitismus folgende Erklärung abzugeben, die, wie er versicherte, vom Prinzen Viktor geprüft und gutgeheißen worden ist:

„Wir legen dem Worte Antisemitismus dieselbe Bedeutung unter, die dem Worte Antiklerikalismus zugeschrieben werden muß. Antiklerikalismus bedeutet: „Keine religiöse Sekte, die das Gebiet des Glaubens und Bewußtseins verläßt, auf das Gebiet der Politik übergreift und unter dem Deckmantel der Religion die Unabhängigkeit des Staates bedroht." Antisemitismus soll bedeuten: „Keine Finanzmacht, die, ihre Kraft mißbrauchend, das Gebiet der Geschäfte verläßt, um auf das Gebiet der Politik überzugreifen, und entweder den Kredit oder die Unabhängigkeit des Staates bedroht." Die Finanzmacht den einen nehmen, um sie den anderen zu geben, würde die Macht nur die Hände wechseln lassen, ihre Gefahren jedoch nicht beseitigen. Die Finanzmacht ist in einer Gesellschaft eine materielle Kraft, wie die religiöse Macht eine moralische Kraft ist. Man kann weder die eine noch die andere leugnen oder unterdrücken. Wie Bonaparte den Gemüthern unbeschränkte Glaubensfreiheit ließ, jedoch die Ausübung der religiösen Gewalt in deren eigenem Interesse regelte, so wollen wir eine Regierung, die stark genug ist, um die Ausübung der Finanzgewalt zu regeln. Vor allem: keinen Glaubenskrieg, denn er ist eine Quelle des Untergangs und der Verwüstung für ein Land."

Das ist zwar der reine Unsinn, soviel ist jedoch klar, daß Lasies dem Worte Antisemitismus eine ganz andere Bedeutung zu geben sucht, als die Nationalisten ihm bisher beilegten. Der Antisemitismus soll nicht mehr die Verfolgung und Beschimpfung aller Juden und Judenabkömmlinge, nicht mehr die Entrechtung der jüdischen Staatsbürger, nicht mehr die Aechtung der jüdischen Geschäftsleute bedeuten, sondern die „Regelung der Ausübung der Finanzgewalt". Es wird nun abzuwarten sein, ob der Nationalismus nach seiner Häutung dem französischen Volke besser gefallen wird als vorher.

**Ueber Judenhetzen in Marokko** gehen der „Jüd. Pr." von autoritativer Seite folgende Mittheilungen zu: „Am 17. Dezember brach über die Juden in Stat, einer von Casablanca ca. 50 km entfernten Ortschaft, eine verheerende Katastrophe herein. Die ganze Gemeinde, an 1500 Seelen, meist kleine Handwerker oder Hausirer, wurde durch einen plötzlichen räuberischen Ueberfall ins tiefste Elend gestürzt. Man war gerade in der Synagoge zum Morgengebet versammelt, als zahlreiche berittene Kabylen der Umgegend das jüdische Stadtviertel (Mellah) überfielen. Sie plünderten oder zerstörten alle bewegliche Habe und bemächtigten sich vielfach der Frauen und Kinder. Hierbei kam es zu abscheulichen Gewaltthaten. Zwei Juden wurden von den Pferden zertreten und starben. Ein zwölfjähriges verkrüppeltes Mädchen wurde dermaßen vergewaltigt, daß es kaum mehr einem menschlichen Wesen glich. Wöchnerinnen wurden auf grausame Weise entkleidet und sammt ihren Säuglingen auf die Straße geworfen. Die Zahl der an diesem Tage verwüsteten Häuser oder Geschäftslokale beträgt etwa 300, von Lebensmitteln war so gut wie nichts mehr vorhanden. In ihrer Bestürzung flüchteten die so schwer Betroffenen nach allen Seiten. Viele Familien brauchten Wochen, um sich wieder zusammenzufinden. Die Gefangenen werden nur gegen ein beträchtliches Lösegeld den Ihrigen zurückgegeben. In diesem Wirrwarr zeigten sich die Araber zu Ouled Hriß höchst mildthätig, sie nahmen manchen Flüchtling in ihre Häuser auf und gewährten ihm Unterhalt. Einer von ihnen, Mahmed ben Tami, ritt sogar mit mehreren seines Stammes aus, um die Verirrten zurückzuholen. Andere Araber jedoch benahmen sich schurkenhaft und stahlen Geld und Waare unter dem Vorwande, sie aufzubewahren. Der größte Theil der Flüchtlinge, etwa 700 Seelen, rettete sich nach Casablanca. Dort wandten sie sich an die Schule der Alliance Israélite Universelle und flehten den Direktor um Hilfe an. 10 Tage hatten sie gebraucht, um die 50 km bis Casablanca zurückzulegen. Sie trafen in einem erbärmlichen Zustande ein. Der Direktor veranstaltete sofort eine Sammlung unter den Juden von Casablanca, um das Dringendste zu beschaffen. So erhalten denn diese Aermsten dank der Wohlthätigkeit der Juden von Casablanca und der Vermittelung der europäischen Konsule, besonders des englischen, für einige Zeit das tägliche Brod und die nöthigste Kleidung; es wird jedoch solange für ihren Unterhalt in Casablanca gesorgt werden müssen, bis die Ordnung in Stat wiederhergestellt ist. Sodann muß an ihre möglichst schnelle Zurückführung in die Heimath gedacht werden, was viel kosten wird, da von den früheren Wirthschaften nichts mehr besteht. Die Alliance hat die Kinder der Flüchtlinge in ihrer Schule untergebracht und versieht sie mit Mittagessen und Kleidung. Sie hat auch für die erste Hilfe einen Geldbetrag nach Casablanca übermittelt, aber es wird vermuthlich noch bedeutender Summen bedürfen, um den Schaden nothdürftig zu heilen, namentlich da auch in Marrakesch, wo 14000 Juden wohnen, Unruhen ausgebrochen sein sollen".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 7. Berlin, 17. Februar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Benott, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## Zur Reichstagsersatzwahl in Eschwege-Schmalkalden

wird uns aus dem Wahlkreise von einem Freunde unserer Sache unter dem 15. Februar geschrieben:

„Der am heutigen Tage beendete Wahlkampf, dessen Ausgang bei Niederschrift dieser Zeilen noch ungewiß ist, erhielt sein Gepräge durch die Antisemiten. Vier Kandidaten standen sich gegenüber: der Sozialdemokrat Hugo, der freisinnige Volksparteiler Lehrer Merten-Berlin, der Antisemit Porzellanmaler Raab-Hamburg und der Freikonservative von Chrlsten. Von allen in Betracht kommenden Parteien — mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die sich auffallend gering aktio betheiligte — wurde mit einem Rieseneifer gearbeitet. Es ist begreiflich, wenn man weiß, daß die drei bürgerlichen Parteien im Wahlkreise annähernd gleich stark vertreten sind, und daß alle drei Parteien abwechselnd den Kreis schon im Besitz gehabt haben. Die Konservatioen und die Freisinnigen, die letzteren in erheblich stärkerem Maaße, entwickelten eine äußerst rührige Versammlungsthätigkeit. Der Kampf zwischen diesen beiden Parteien war aber stets ein ruhiger und rein sachlicher. Ganz anders gestaltete sich aber das Verhältniß der Antisemiten zu diesen beiden Parteien. Raab sowohl wie von Christen sind Mitglieder des Bundes der Landwirthe. Die Einigkeit in diesem Karbinalpunkte hinderte aber nicht, daß die Antisemiten den im ganzen Wahlkreise beliebten und hochgeschätzten Herrn von Christen mit ausgesuchtester Bosheit und Gehässigkeit bekämpften. Nicht unzutreffend ist das Scherzwort eines freisinnigen Redners, daß die Antisemiten, deren Stärke sonst in der Judenhetze liege, hier im Wahlkreise eine wahre „Christen"-Hetze veranstaltet hätten. Mit den lautesten und unlautersten Mitteln gingen die Antisemiten gegen Herrn von Christen vor.

Eine höchst eigenartige Rolle in dieser persönlichen Bekämpfung spielte der für Kassel neugewählte antisemitische Abgeordnete Lattmann, der in Schmalkalden Amtsrichter ist. Er deckte einen Theil der persönlichen Angriffe und Beschuldigungen gegen von Chrlsten mit seinem Namen und mußte es erleben, — er, ein königl. preußischer Richter! —, daß Herr von Christen ihn wegen einiger dieser Behauptungen öffentlich der Unwahrheit zieh. Mit dem gleichen Vorwurf war Herr Amtsrichter Lattmann in „Eingesandts" und Flugblättern, die er ebenfalls mit seinem Namen verantwortlich zeichnete, nicht sparsam gegen freisinnige Redner. Er hatte nur insofern Pech dabei, als er seinen Beschulbigungen „ihm geworbene mündliche und schriftliche Mittheilungen" zu Grunde legte, die nur den Fehler haiten, sämmtlich falsch zu sein. Es ist eine bequeme Methode, dem Gegner auf Grund von irrigen Annahmen und Berichten den Vorwurf der Unwahrheit zu machen, um ihn dadurch in den Augen der Wähler herabzusetzen; für einen Mann von der Stellung Lattmanns aber eine etwas eigenartige und bedenkliche Methobe! Diese blindwüthige Kampfesart gegen die Freisinnigen, die in Schmalkalden die stärkste Anhängerschaft zählen, und sein Vorgehen gegen Herrn von Christen haben Herrn Lattmann, dem man die Schmähung der durchaus nicht freisinnigen Schmalkalder Stadtverwaltung in seiner Reichstags-Jungfernrede nicht vergessen kann, in Schmalkalden um den Rest der Sympathien gebracht, die er einst besaß. Und er besaß solche, als er vor eilichen Jahren nach Schmalkalden kam. Er that sich bald hervor, veranstaltete Luther-Festspiele, gründete evangelische Arbeitervereine, spielte den Volksfreund, und erst nach und nach merkte man, daß sein ganzes Streben auf die Einnistung und Verbreitung des Antisemitismus gerichtet war, für den man in Schmalkalden überhaupt nichts übrig hat. Unter dem Firmenschild „Christlich-deutsch-sozial" trug er die verhetzende und zersetzende Agitation hinaus aufs Land, wo er jetzt bei der Wahl die Früchte einer emsigen Arbeit einzuheimsen hofft.

Im anderen Theile des Wahlkreises, in Eschwege-Witzenhausen, war Liebermann von Sonnenberg in seiner zur Genüge bekannten Art für Raab thätig. Raab selbst entfaltete eine unermüdliche Thätigkeit, seit Wochen reiste und redete er im ganzen Wahlkreise herum. Auch Graf Reventlow erschien und sprach im Wahlkampfe. Alle seine Reden bewiesen durch ihr Verhalten die Anpassungs- und Wandelfähigkeit des Antisemitismus. Graf Reventlow hielt in Schmalkalden eine ganz liberale Rede. Wo es nöthig war, traten die Antisemiten als Agrarier auf und suchten den Agrarier von Christen noch zu übertrumpfen; anderswo, im industriellen Kreise Schmalkalden, verleugneten sie den agrarischen Standpunkt. Einmal gefielen sie sich in wüstester Judenhetze, ein andermal fiel kaum das Wort „Jude". Einmal bezeichnete Raab das Wort „Antisemit" als Schimpfwort, ein andermal erklärte Liebermann von Sonnenberg, er würde dafür sorgen, daß der Antisemitismus in der Partei wieder schärfere Betonung fände. Wahrlich, in diesem Wahlkampfe haben sich die Antisemiten in der politischen Anpassungsfähigkeit als Virtuosen erwiesen, auch nach der sozialdemokratischen Seite hin.

Herr Lattmann hatte einen Helfershelfer — es soll ein Vertreter des Deutsch-nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes sein —, der in schlimmerer Weise wie der fanatischste Sozialdemokrat gegen Großkapital und Aus-

beutung loswetterte und in unglaublicher Weise die Leidenschaften der armen Industriebevölkerung aufwühlte. Auch für die Ausführungen dieses Mannes fällt die Verantwortung Herrn Amtsrichter Lattmann zu. Nicht daß Herr Lattmann seinen politischen Standpunkt vertrat, verübelte man ihm; aber die Mittel und die Helfershelfer, deren er sich bei seiner Agitation im letzten Wahlkampfe bediente, riefen eine steigende Erbitterung gegen ihn und die ganze Antisemiterei hervor.

Wie ehrlich, auch in Kleinigkeiten, die wackeren antisemitischen Teutschen, die bei Gegnern mit dem Vorwurf der Unwahrhaftigkeit so schnell bei der Hand sind, selber waren, zeigt folgendes niedliches Geschichtchen: Im letzten Wahlaufruf für Raab wurde auch einer Rede des Grafen Reventlow Erwähnung gethan. Er wurde aber dabei nur als der „Abgeordnete Reventlow" bezeichnet. Daß diese Bezeichnung nicht ohne Absicht angewendet worden war, ist klar. Die Antisemiten hatten gemerkt, daß die Bauern und kleinen Leute stutzig geworden waren, daß für den „Porzellanmaier" Raab, der immer behauptete, zu ihnen zu gehören und für sie zu sorgen, sich solch „große Herren" wie der Herr Liebermann von Sonnenberg und der Graf Reventlow ins Zeug legten. Um diesen Eindruck zu verwischen, unterschlug man einfach den „Grafen", und nun nahm sich der „Abgeordnete Reventlow" ebenso harmlos aus wie Herr Schulze oder Herr Müller. Ob aber der Herr Graf es sich von den so düpirten Wähiern oder etwa von seinen Bauern und Arbeitern gefallen lassen würde, einfach „Herr Reventiow" angeredet zu werden? Wir möchten zu einem Verfuch nicht rathen.

Die Antisemiten gaben, wie aus all dem Angeführten ersichtlich, dem Wahikampfe, der sich sonst in den ruhigsten Bahnen bewegte, thatsächlich ein widerwärtiges Gepräge. Das kam auch da zum Ausdruck, wo antisemitische Redner in liberalen Versammlungen auftraten.

Wie weit diese Kampfesart anziehend oder abstoßend auf die Wählerschaft gewirkt hat, wird sich ergeben haben, wenn diese Zeilen in Druck gehen. Die Freisinnigen, die in dem Volksschullehrer Merten aus Berlin einen guten und sympathischen Kandidaten hatten, und im Wahlkampfe jedenfalls im vollsten Maße ihre Schuldigkeit gethan haben, vermieden es, wenn auch durch die unerhörten Angriffe der Antisemiten besonders zuletzt scharfe Abwehr nothwendig war, in den Ton der Antisemiten zu verfallen, und sie hatten damit alle anständig Denkenden auf ihrer Seite".

* * *

Das Resultat der Wahl ist folgendes: Es wurden bisher gezählt: 5812 sozialdemokratische, 4555 antisemitische, 4074 freisinnige und 3522 freikonservative Stimmen. Es kommt zur Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen und dem antisemitischen Kandidaten.

So bedauerlich auch der Verlust des Mandats für die freisinnige Volkspartei ist, so braucht damit noch nicht der Wahlkreis in die Hände der äußersten Reaktion überzugehen, wenn die freisinnigen Wähler, die nunmehr den Ausschlag zu geben haben, gegen den Antisemiten votiren.

Die Anhänger unserer Bestrebungen werden, so hoffen wir zuversichtlich, dem sozialdemokratischen Kandidaten, der als das kleinere Uebel anzusehen ist, ihre Stimme geben, um dadurch den Sieg des Antisemiten zu verhindern.

## Die Antisemiten und die Hamburger Bürgerschaftswahlen.

Aus Hamburg, 13. Februar, wird uns geschrieben: Bei den halbschichtigen Erneuerungswahlen zur „Bürgerschaft" haben die Antisemiten geradezu kläglich abgeschnitten. Dem Fiasko von 1901 ist gestern die völlige Vernichtung gefolgt, die um so erfreulicher ist, als diese Niederlage vor allem ihren Führer Raab trifft, unstreitig einen tüchtigen, gewandten, daher um so gefährlicheren Agitator, dessen Blamage weit über Hamburgs Grenzen mit Genugthuung empfunden werden wird. Der rapide Rückgang seiner Anhänger, wie ihn die Reichstagswahl im vorigen Jahre gezeigt, hat offenbar lähmend gewirkt. Ziemlich flügellahm zogen die „Deutschsozialen" in den Wahlkampf; nicht fehlte es selbstverständlich an großen Worten, aber jedem Einsichtigen war klar: „Die Antisemiten bleiben auf der Strecke." Daß sie aber völlig zerrieben werden würden, das hatten selbst ihre erbittersten Gegner nicht erwartet.

Bei einer Wahlbeteiligung von 90% wurden abgegeben 24 378 Stimmen, davon sozialdemokratische 9150 = 37,7%; bürgerlich-liberale 13821=57%; antisemitische 1243=5,1%.

Raab und Jakobsen sind nicht wieder gewählt, sie brachten es nicht einmal auf eine ehrenvolle Minorität. Das Stimmenverhältniß ist so interessant, daß ich die Zahlen hersetze: Im 64. Bezirk, das ist im wesentlichen — nach der Neueintheilung — der aite Raab'sche Wahlkreis, erhielt der Liberale 475, der Sozialdemokrat 166, Raab 107 Stimmen. Und so muß dieser einem jungen Rechtsanwalt, Dr. Biunck Platz machen, von dem das antisemitische Wahlflugblatt nichts Schiechteres mitzutheiien wußte, als daß er der „Sozius zweier Juden" (was auch den Thatsachen enfpricht) sei. Also ist er ein „Judenknecht", der höchstwahrscheinlich im geheimen Solde der Alliance israélite steht. In den übrigen vier Bezirken wurden für den „großen" Fritz abgegeben 37, 72, 8, 59 gegen durchschnittlich das Zwanzigfache nichtantisemitischer Stimmen. Noch schlechter fuhr Herr Jakobsen, dem man zum Hohne von liberaler Seite den Herrn — Salamon entgegengestellt hatte; gewählt wurde ein Sozialdemokrat, aber der Semit hatte noch 20 Stimmen mehr als der Antisemit. Die anderen Herren brachten es fast durchschnittlich nur auf einige Dutzend Stimmen. Erwähnt sei noch, daß im 49. Bezirk der antisemitische Kandidat, ein Zahntechniker, für den den ganzen Tag über mit Plakaten und Stimmzettein agitirt wurde, auch nicht eine einzige Stimme erhielt. Einem anderen Kandidaten, einem Schlächter, wurden geschäftliche Praktiken mit minderwerthigem Specke nachgewiesen, die man — nach antisemitischer Behauptung — nur in jüdischen Ramschbazaren anwendet. Die Versammlung wälzte sich vor Lachen, als der Unglücksmensch die Thatsache zwar zugab, aber sie „erkiären" wollte.

Zwar hatten Raabs Getreuen herausgefunden, daß von den 160 Mitgliedern der „Bürgerschaft" 16 jüdischer Abkunft seien, außerdem habe ein angesehenes Mitglied eine Jüdin zur Frau, aber sonderbarerweise hatten gerade die jüdischen Herren keine antisemitischen Gegenkandidaten; sie sind auch wiedergewählt, und noch zwei oder drei dazu.

Als einzige hohe Säule ragt jetzt noch in der Bürgerschaft Herr Schack, der bei den Ergänzungswahlen 1907 seinen Gesinnungsgenossen folgen wird, da ihm schon das letzte Mal der Sozialdemokrat arge Konkurrenz machte.

## Die Generalversammlung des Bundes der Landwirthe.

Rein äußerlich präsentirte sich die diesjährige Generalversammlung des Bundes der Landwirthe in demselben imposanten Rahmen wie in früheren Jahren. Die Massenversammlungen, die die Einpeitscher des Bundes der Landwirthe regelmäßig einige Wochen vor der Zirkusparade veranstalten, hatten das Interesse der Mitglieder so stark angeregt, daß auch diesmal wieder der Zirkus Busch in allen seinen Räumen von einer beifallsfrohen Anhängerschar des Bundes gefüllt war. Und doch konnte dem

aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß in der Zusammensetzung der Versammlung gegen früher eine charakteristische Aenderung eingetreten war. Die führenden Personen der Konservativen hatten sich von der diesjährigen Generalversammlung des Bundes der Landwirthe ferngehalten, dagegen schien das antisemitische Element noch stärker vertreten zu sein wie früher. Außer dem bekannten Expfarrer Kröfell waren auch die früheren Abgeordneten Frhr. v. Langen und Prof. Förster anwesend.

Die Rolle Liedermann v. Sonnenberg's, der durch die Wahl in Eschwege-Schmalkalden ferngehalten war, als antisemitischer Spaßmacher hatte diesmal sein gelehriger Schüler und Fraktionsgenosse Graf Reventlow übernommen, dem in seiner Eigenschaft als schleswig-holsteinischer Provinzialvorsitzender des Bundes des Landwirthe neben Dr. Hahn das Hauptreferat über die wirthschaftliche Lage übertragen war. Er donnerte gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen des internationalen Judenkapitals und apostrophirte den Reichskanzler, ob er sich nicht auch mit der Frage beschäftigen wolle, in welcher Weise „das goldene Kalb" zu behandeln sei. Und ferner bei Erörterung des Börsengesetzes: „Man könnte fast auf den Gedanken kommen, wenn man die Börsennamen durchliest, daß hier die Rassenfrage wesentlich mit hineinspielen dürfte. Meine Herren, ich will den Verdacht vermeiden, als ob wir hier Antisemitismus treiben wollten, sonst würde ich Ihnen sagen, welche Rasse ich meine".

Der Bericht des Organs des Bundes der Landwirthe verzeichnet bei diesen Zirkusspäßen stürmischen Beifall und ledhafte Heiterkeit. Aus der antisemitischen Harlekinade ist sachlich nur das eine bemerkenswerthe Moment hervorzuheben, daß Graf Reventlow die Obstruktion der Bündler gegen die Börsengesetznovelle, falls sie eine Herabsetzung der Stempelsteuer enthalten sollte, in aller Form ankündigte. Das hielt allerdings ihn wie sämmtliche folgenden Redner nicht ab, einen Kreuzzug gegen die Sozialdemokratie zu predigen, deren Spuren sie doch bei der Berathung des Börsengesetzes folgen wollen.

Die Herren Roesicke, Dr. Hahn, Freiherr v. Wangenheim und Dr. Oertel traten diesmal stark in den Hintergrund. Wenn sie auch selbst sich den Anschein gaben, als hätten sie ihre Niederlage bei den Reichstagswahlen verschmerzt, so ließ doch der zum Theil in ihren Reden zum Ausdruck kommende elegische Ton erkennen, daß diese Gleichgültigkeit eine gekünstelte war. Mehrere Diskussionsredner dürften wohl auch den drei bei der Wahlschlacht unterlegenen agrarischen Hauptkämpen aus der Seele gesprochen haben, als sie dem Wunsche Ausdruck gaben, daß die dem Bunde nahestehenden Parteien ihnen möglichst recht bald wieder einen sicheren Wahlkreis zur Verfügung stellten.

Der Ton, der diesmal gegen die Regierung angeschlagen wurde, war im Allgemeinen gemäßigter als früher. Herr Dr. Hahn gab sogar ausdrücklich zu, daß er voriges Jahr mit seinem hanebüchenen Angriff gegen den Grafen Bülow über die Stränge geschlagen habe und schlug diesmal ungewöhnlich milde Saiten an. Nur Herr Dr. Oertel konnte es sich nicht versagen, für die ironische Anspielung des Grafen Bülow auf gewisse „ar- und halmlose" Bündler sich mit einem boshaften Wortspiel über die „Arg- und Harmlosigkeit", die der Reichskanzler bei den Handelsvertragsverhandlungen dem Auslande gegenüber bekunde, zu revanchiren.

Auch Herr Dr. Oertel pflügte reichlich mit dem antisemitischen Kalbe. Er verspottete den Grafen Posadowsky, der kürzlich im Reichstag von neu in die Erscheinung tretenden Schichten des Mittelstands gesprochen hat, und bezeichnete als solche ironisch „die Rayonschefs in den Waarenhäusern von Wertheim und Tietz oder die Flurschützen und Jagdgrundhüter auf den Latifundien der Herren Mosse und Cohn". Eine gewisse Enttäuschung düfte Herr Oertel, der diesmal mehr den Ton seiner Sonntag-Nachmittagspredigten in der „Dtsch. Tagesztg." kopirte, auch allen denjenigen bereitet haben, die gehofft hatten, nun endlich einmal etwas Authentisches über die Ursachen seiner Wahlniederlage in Freiberg zu hören. Das zu wiederholten Malen in Aussicht gestellte Memorandum hierüber ist bekanntlich noch immer nicht erschienen. Das läßt, mit Herrn Sabor zu sprechen, tief blicken.

Die interessanteste Rede auf der diesjährigen Generalversammluug war unstreitig die des westpreußischen Provinzialvorsitzenden v. Oldenburg-Januschau; hier kam die brutale Interessenpolitik und das Scharfmacherthum des ostelbischen Junkerthums zum klassischen Ausdruck. Als der heißspornige Herr, der jetzt im Reichstage an Stelle der Wangenheim und Roesicke die Führung des Bundes der Landwirthe übernommen hat, mit der Bemerkung herausplatzte, daß das geltende Reichstagswahlrecht einer Revision unterzogen werden müsse, malte sich gelindes Entsetzen auf den Gesichtern der durch diese unvorsichtige Aeußerung peinlich überraschten Mitglieder des engeren Vorstandes des Bundes.

Infolge des schon erwähnten ostentativen Ferndleibens der führenden Parlamentarier der konservativen Partei unterblieb die von konservativer Seite in Aussicht gestellte Abrechnung mit Herrn von Wangenheim wegen seiner despektirlichen Aeußerung über die „junkerliche Klique" innerhalb der konservativen Partei.

---

## Zur jüngsten Börsenpanik.

Da die Juden an Allem schuld sind, ist es nur natürlich, daß die Antisemiten sie erst recht für die jüngste Börsenpanik verantwortlich machen. Die Millionen und aber Millionen, die an den beiden Paniktagen nach dem Abbruch der japanisch-russischen diplomatischen Beziehungen an Börsenwerthen verloren worden sind, sollen in die Taschen gewandert sein desjenigen Theils des Judenthums, „dessen Riechorgane genügend stark entwickelt sind, um die Dinge vorher zu ahnen und bei Zeiten in Baisse zu spekuliren." Wer einigermaßen den antisemitischen Jargon kennt, weiß, wer gemeint ist.

Es gehört wirklich eine auch nicht durch die geringste Sachkenntniß getrübte Unbefangenheit dazu, solchen Unsinn zu schreiben, der nur noch übertroffen wird von den weiteren antisemitischen Auslassungen über die doch nur zu erklärliche, wenn auch in dem stattgehabtem Umfange unbegründete Panik.

Noch giebt es Juden, die nicht à la baisse, sondern die à la hausse spekuliren, noch ist die Hausse nicht judenrein und die Baissepartei nicht ganz aus Juden zusammengesetzt, und noch kommt es vor, daß die entwickeltesten Riechorgane auf falscher Fährte sind und ihre Träger zu Verlusten führen. Sind die doch sonst recht geschäftskundigen Antisemiten so weltfremd, daß sie nicht wissen, daß noch jede Kriegserklärung Kursstürze an der Börse zur Folge gehabt hat? Heute sollten doch nur noch Gänse und Gänseriche sich wundern darüber, daß, wenn das ferne Japan einen Krieg um Korea führt, die Renten auch gänzlich unbetheiligter Staaten und erst recht Bankaktien, Montanwerthe und Industriepapiere in Mitleidenschaft gezogen werden. Nur wer durchaus nichts gelernt hat und nichts lernen will, ist erstaunt über das, was dem, der das Börsenwesen auch nur oberflächlich kennt, ganz selbstverständlich ist, daß nämlich, wenn in dem fernen Ostasien die Kanonen donnern, Gelsen-

kirchen, Konsolidation und Deutsche Bank, Diskonto und Anilin im Kurse nicht unerheblich zurückgehen, zurückgehen müssen.

Daß freilich der Sturz der meisten, fast aller an der Börse gehandelten Papiere ein so gewaltiger war, das brauchte nicht zu sein, ist aber nicht den entwickelten Riechorganen etlicher Börsenbesucher, sondern ausschließlich den Antisemiten und Antisemitengenossen zur Last zu legen, die so lange gequängelt und gedrängelt haben, bis die Regierung das Opfer des Intellekts brachte und gegen ihre bessere Ueberzeugung den Ultimohandel einschränkte und andere abderitische Bestimmungen in das Börsengesetz aufnahm.

Der Ultimohandel hat zwar nicht den Zweck, aber die Wirkung, daß die Verluste mehr ausgeglichen werden, indem sie auf mehr Schultern vertheilt werden. Der Ultimohandel bewirkt, daß die Kurse gewissermaßen wie mit einem Fallschirm fallen, daß sie in kleinen Absätzen stürzen, während jetzt der Sturz ein jäher ist. Weil aber ein jäher Sturz befürchtet wird, überhastet man sich mit dem Verkauf, wenn eine so triftige Ursache für die Baisse wie eine Kriegserklärung vorliegt, um nicht der letzte zu sein, und dieses überhastete Angebot ist dann eine weitere Ursache zu Kursverlusten.

Wenn nun klar blickende Leute — gar zu viel Verstand gehört nicht einmal dazu — das einsehen und sagen, dann folgen sie nicht etwa ihrem Verstande, sondern weil sie — so lautet die antisemitische Erklärung — nach dem von einer Zentralstelle ausgegebenen Schlagwort arbeiten müssen! Wahrscheinlich denken die antisemitischen Börsen-Unverständigen, daß die Alliance Israélite oder ein Oberrabbiner die Parole ausgeben.

Sehr naiv ist auch — wir wollen, da wir einmal dabei sind, noch etwas weiter die Weisheit antisemitischer Börsengesetzgeber beleuchten — der Vorschlag der „Staatsbürgerztg.", daß Blankoverkäufe verboten werden sollen. „Warum soll — so fragt sie, in der Erwartung, daß das „Berl. Tagebl.", die „Voss. Ztg." und ihre Kollegen diese Frage nicht werden beantworten können — wer Staatsanleihen und Industriewerthe auf den Markt wirft, nicht gehalten sein, durch Angabe der Nummern zu beweisen, daß er besitzt, was er anbietet?" Wir möchten eine Gegenfrage stellen: Warum soll es der „Staatsbürgerztg." gestattet sein, sich baar bezahlen zu lassen für Nummern ihres Blattes, die noch gar nicht existiren? Warum soll man nicht etwas verkaufen dürfen, das man sich jederzeit beschaffen kann, wenn man dafür einsteht, daß, falls man das Verkaufte nicht beschaffen kann, den Schaden tragen wird? Wer am 1. des Quartalsmonats der „Staatsbürgerztg." für 75 Nummern ihres Blattes im Voraus bezahlt, hat doch auch keine unbedingte Garantie, daß alle die bezahlten Nummern überhaupt oder in der gewünschten Qualität werden geliefert werden.

In einem Punkte hat die Staatsbürgerztg." ganz recht: „Wenn die wirklichen Besitzer der von der Spekulation gefixten Papiere klug wären und ihre Stücke hübsch im Kasten behielten, dann würde den Fixern am Ultimo angst und bange werden und die Kurse würden sich sehr schnell wieder befestigen."

Na also; da haben die Juden doch nicht allein die Schuld an den Verlusten. Die Antisemiten, die da glauben, daß nur die Juden fixen, hätten es sogar in der Hand, ihnen recht empfindliche Geldverluste beizubringen, indem sie ihre Papiere nicht verkaufen, sondern festhalten. Warum thun sie es nicht? Warum öffnen sie ihre Kasten, schaden sich und nutzen den jüdischen Fixern? Etwa aus Liebe zu diesen? Vielleicht äußern sich die „Staatsbürgerztg." und ihre antisemitischen Kollegen endlich einmal zu dieser konkreten Frage: Warum verkaufen Antisemiten und andere Leute, wenn nach ihrer Ueberzeugung die jüdischen Jobber aus purer Laune oder um einmal wieder einen Raubzug zu unternehmen, eine Baisse in Szene setzen? Kein Mensch, kein Gesetz zwingt sie dazu. Und dennoch! „Erkläret mir, Graf Oerindur!" —

Nun, wir wollen der „Staatsbürgerztg." den scheinbaren „Zwiespalt der Natur" lösen. Die braven Antisemiten und auch andere Arier — auch Juden — in allen Ländern, ganz besonders auch in Deutschland **können** die Werthpapiere nicht in ihrem Kasten behalten, weil sie sie gar nicht haben. Sie kaufen Effekten nicht immer für baares Geld nur, sondern auf Kredit. Sie kaufen sozusagen in blanko. Wenn nun aus irgend einem Grunde die Börse flau wird, dann fürchten die über ihre Kräfte engagirten Arier und auch andere Leute, die, verleitet durch die Sucht nach schnellem Gewinn, verlockt durch die Irrlichter steigernder Kurse für 1000 Mk. gekauft haben, wenn sie nur für den dritten Theil Kassa oder andere, ihnen vielleicht nicht einmal gehörende, sondern ad hoc gepumpte Werthe deponiren konnten, daß sie sehr viel mehr verlieren werden, und eilen mit großem Kursverlust zu verkaufen, um sie nicht **mit** noch größerem Verlust verkaufen zu müssen und dann ruinirt oder gar diskredidirt und entehrt zu sein.

So ganz unschuldig an ihren Verlusten sind also die Verlierer nicht. Wenn sie die Stücke, die sie gekauft, immer wirklich in ihrem Kassen hätten, d. h. wenn sie ihnen wirklich gehörten, wenn sie den Kopf oben behielten, und nicht bei jedem Börsensturm aus Furcht zu verlieren erst recht und sicher verlieren wollten, indem sie verkaufen, dann, ja dann würde alle Baissiersdosheit, d. h. nach antisemitischer Ansicht alle jüdischen Börsenmanöver ihnen nichts anhaben können, zumal wenn sie auch klug genug waren, sich nicht durch Gewinnsucht verleiten zu lassen, statt sichere Papiere mit geringerem Zinsfuß oder magererer Dividende wegen des hohen Zinsfußes und der fetten Dividende unsichere Papiere zu kaufen. Schwache Leute mit schwachen Werthen werden bei einem Börsenkrach immer zuerst und zumeist purzeln. Das ist aber nicht Schuld der Börse allein, nicht Schuld der Baisse, der Juden, der Alliance Israélite und gar eines Oberrabbiners, sondern Schuld auch des Schusters, der nicht bei seinem Leisten geblieben ist, des Bäuerleins, das goldene Blätter statt der simplen Nadeln gewollt hat.

Es ist nicht nur Unrecht, es ist auch unklug, immer alle Schuld auf einen Sündenbock zu schieben und sich selbst in engelhafte Unschuld und Reinheit darzustellen. Wenn die Arier auf die „Staatsbürgerztg." und Konsorten hören, dann fahren sie fort, zu denken und zu handeln wie bisher und verlieren ihr Geld bei der nächsten Panik wieder und schimpfen wieder auf die Juden. Wenn sie aber auf uns hören, dann kaufen sie nur für das Geld, das sie wirklich besitzen, gute, solide Papiere, essen vielleicht etwas weniger gut, schlafen aber desto besser, und wenn dann der nie ausbleibende Börsensturm kommt, können sie ruhig auf ihrem Kasten sitzen bleiben, die Unglücklichen bedauern, die sich im Sturm befinden und „schwarze Tage" durchmachen und sind dann vielleicht sogar so weise, daß sie einsehen, wie konfessionslos solch ein Börsensturm ist und gleich dem Tode Keinen schont, ob Christ oder Jude, der reif für ihn ist. Sie schimpfen dann vielleicht nicht nur nicht auf die Juden, sondern die jüdischen Opfer der Börse thun ihnen gar noch leid.

---

## Auch eine Pädagogik.

Aus christlichen Lehrerkreisen wird uns geschrieben:

„Das Vaterland ist in den Augen des Hamburger „Deutschen Blattes" wieder einmal gerettet. In einer pädagogischen Zeitschrift, nämlich der in Goslar erscheinenden „**Praxis der Landschule**", die den Vorzug hat, so ziemlich das Stilleben eines Mauerblümchens zu führen, hat ein Herr E. **Zühlsdorff**, der in der Lehrerschaft noch unbekannter

ist als das Blatt seines litterarischen Ruhmes, der Welt die Pforten einer neuen Pädagogik geöffnet. Auch Antisemiten wollen nicht auf den Ruhm verzichten, klassisch gebildete Leute zu sein, und so fängt Herr Z. denn auch, jedenfalls in Hinsicht auf das Herderjahr, mit einem Herderschen Zitat an.

Es ist das ein alter antisemitischer Trie, einen der Vertreter des deutschen Humanismus als Zeugen gegen das Judenthum anzurufen. Wir fühlen uns außer Stande, Herrn Z. nach seiner schriftstellerischen Leistung in der „Praxis der Landschule" Herderstudien zuzutrauen, die über die tendenziöse Blumenlese irgend eines antisemitischen Abc-Buches hinausgehen. Der zitatenfreudige „Schriftsteller" Z. würde sonst gelernt haben, mit mehr kritisch-historischem Sinne an das Werk Herders heranzutreten. Herders feinfühlige universelle Bildung bewahrte ihn von vornherein vor der plumpen Art heutiger Antisemiten. Er war eine in sich gekehrte sensible Natur. In dieser Feinfühligkeit seiner Seele ist er der Bergmann der Volkspoesie geworden, richtiger, der Völkerpoesie. Der Untergrund dieser mit Sehergabe ergriffenen und durchgeführten Aufgabe wurzelt bei Herder im Judenthum. Herders inniges Verhältniß zur Bibel und zum hebräischen Schriftthume, wie er es seit seiner Kindheit gepflegt hat, ist der Quell dieser Arbeit geworden. Davon zeugen Salomos „Lieder der Liebe" und der leider unvollendete „Geist der hebräischen Poesie". Und so kann Hettner denn wohl mit vollem Recht sagen: „Die hebräische Poesie war ihm die älteste, einfachste und herzlichste Poesie der Erde, eine Poesie voll des innigsten Naturgefühls und doch ganz und gar nur das dichterische Innewerden und Anschauen des Volkes und seiner Werke, das sich bald zur Entzückung hebt, bald zur tiefsten Unterwerfung herabsenkt; die hebräische Poesie war ihm die naturwüchsige und volksthümliche Dichtung eines Volkes, dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt ist".

Wenn Herder nun einmal Kronzeuge für Herrn Z. ist, so wird dieser gut thun, das soeben dargelegte Verhältniß Herders zur hebräischen Poesie heranzuziehen, wenn er über den „semitischen Einschlag" in unserm Religionsunterricht urtheilt. Herr Z. sagt allen einigermaßen mit Pädagogik Vertrauten wirklich nichts Neues, wenn er der sogenannten christo-zentrischen Behandlung des Religionsunterrichtes das Wort redet. Damit aber ist die Frage des „semitischen Einschlags" nicht abgethan, verehrter Herr. Bei Z. herrscht das unklare Gefühl vor, daß irgend etwas im Religionsunterricht nicht stimme. Als waschechter Antisemit macht er sich die Sache leicht und ruft: „Wo ist der Jude, wo der semitische Einschlag"? Der bisherige Religionsunterricht litt allgemein, sowohl der im Anschluß an das alte als auch an das neue Testament ertheilte, an einem unglückseligen didaktischen Materialismus. Dabei wurde das religiöse Gefühl und mit ihm die Ethik vom Stoff todtgeschlagen. Wenn Schule und Kirche mit diesem traurigen historischen Erbtheil werden gebrochen haben, dann ist auch die Frage des „semitischen Einschlags" im Religionsunterricht gelöst, weil damit das warme Licht moderner Bibelforschung in die dumpfen Schulsäle dringen kann. Oder wollen wir unserer Jugend, ja der christlich-germanischen Jugend, Herr Z., etwa vorenthalten die ewig neue und doch uralte Räthselfrage nach dem Ursprung des All, das im mosaischen Schöpfungsbericht zum ehernen Denkmal grauer Vorzeit geworden ist? Soll dieselbe Jugend nichts wissen von dem Sehnen der Menschen nach Glück (Paradies) und Gottähnlichkeit (Sündenfall)? Wollen wir die deutsche Jugend nicht einführen in die Gedankenwelt eines Volkes, das in Irren und Wirren seinen Goti sucht? So soll sie selber zum „Gottsucher" werden, würde Rosegger sagen.

Und warum soll die deutsche Jugend nicht die tiefen Konflikte miterleben, die nationale Sehnsucht und theokratische Anmaßung hervorrufen und die schließlich ein Volk zu Grunde richten? Sind alle diese Probleme wirklich so unmodern, Herr Z.? Allerdings, die alte hergebrachte Nomenklatur mit alleinigen Anforderungen an das Gedächtniß ist bequemer und besser als ein solcher Religionsunterricht, bei dem es heißt, nach ernsten Studien kompakte Vorstellungsreihen zu bilden, die das Kind begreift und die es zum sittlichen Wollen und Handeln führen müssen.

Herr Z. gehört selbstverständlich nicht zu diesen Bequemlichkeitspädagogen alter Schule, bewahre; aber wenn er es zugäbe, fehlte ja seiner antisemitischen Litanei die rechte Resonanz. — Und so spielt er denn mit dem Brustton der Ueberzeugung Ernst Renan aus, und das „Deutsche Blatt" bemerkt dazu sehr geistreich in einer Fußnote: „Der freigeistige Verfasser des Lebens Jesu, dem kürzlich in seiner Vaterstadt Tréguier ein Denkmal errichtet worden ist." Also Renan sagt: „Der semitische Gottesglaube ist in Wirklichkeit die Frucht einer Menschenrasse, deren religiöse Bedürfnisse sehr gering sind; er bedeutet ein Minimum an Religion". Damit sind für Herrn Z. die Akten über die Bedeutung des alten Testaments geschlossen. Für andere Leute zwar nicht, doch das macht weiter nichts. Herr Z. gleicht dem Manne, der bei seiner Würdigung des neuen Testaments ungefähr bei David Strauß stehen bleiben würde. Die Helle wissenschaftlicher Gründlichkeit hat der Antisemitismus stets gescheut. Seine litterarischen Leistungen waren von jeher epistolae virorum obscurorum. Warum denn sollte Herr Z. die Manieren der Obskurantenpartei in der Politik verleugnen?

Wollten wir an dieser Stelle schon Schluß machen, so würden wir Herrn Z. nur halb gerecht werden. Er ist nämlich nicht nur ein Pädagoge von grundsätzlich neuen Zielen in der Erziehung und entsprechender Begründung, sondern auch — und dafür gebührt ihm vielleicht noch einmal ein Denkmal neben Diesterweg — ein Vorkämpfer für den Lehrerstand, der bisher nur nicht recht gewürdigt ist, weil Herr Z. offenbar zu bescheiden ist. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, daß der deutsche Lehrerstand dereinst vor dem Odium der schnöden Undankbarkeit bewahrt bleibe. Also Herr Z. schreibt in überquellendem Standesbewußtsein:

„Den semitischen Einschlag aus unserem religiösen Leben entfernen und dabei den Juden gerecht und milde beurtheilen: das ist die einzig zu billigende aber durchaus nothwendige Art des Antisemitismus — eines Antisemitismus, an dem auch wir Volksschullehrer, wenn anders es uns mit unserem Werk überhaupt ernst ist, unmöglich werden vorbeikommen können, und in den auch die Schule nothgedrungen hineingezogen wird!"

Nun kann es der Volksschullehrerschaft nicht mehr fehlen. Vorbedingung: judenrein muß sie werden. Um nun die Zühlsdorffsche Form des Antisemitismus durchführen zu können, ist zunächst eine Reform der Vereinsorganisation nothwendig, also Aufgeben des paritätischen Charakters, der den „deutschen Lehrerverein" zu einer achtunggebietenden Organisation von mehr als 100 000 Lehrern gemacht hat. In Zukunft wird uns Herr Z. weit herrlicheren Zielen entgegenführen. Zunächst ist es aber an der Zeit, daß die preußische Staatsregierung, die doch führend in Deutschland sein soll, wenigstens hat es Graf Bülow gesagt, den 338 jüdischen Lehrern und 56 jüdischen Lehrerinnen den Laufpaß giebt. Dann ist für Herrn Z. der Augenblick gekommen, auf dem nächsten Lehrertage in Königsberg zur Neuorganisation das Wort zu ergreifen, damit wir uns endlich auf judenreiner Basis „christlich" und „konfessionell" organisiren können, mit Herrn Zühlsdorff natürlich an der Spitze. Es wäre schade, wenn seine Talente

in den verschwiegenen Spalten der „Praxis der Landschule“ und wenn es hoch kommt, in denen des Hamburger „Deutschen Blattes“ versauerten. Vielleicht kann er dann einmal im Abendfrieden seines Ruhmes singen, wie jener Student in den Karzerliedern, der dem Standbilde Wredes eine gegen die lex Heinze verstoßende Kopfbedeckung aufgesetzt hatte:

„Dem Verdienste seine Krone gilt von Wrede und von mir.“

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Stöcker und Graf Waldersee.** Herr Konsul A. M. Simon-Hannover hat an das „Israel. Familienblatt“ in Hamburg folgende Zuschrift gerichtet:

„Die in der Rubrik „Rundschau“ der Nr. 4 Ihres geschätzten Blattes, vom 28. Januar a. c. enthaltene Bemerkung „Wie sich die Zeiten ändern“, giebt mir Veranlassung, einen leider allgemein verbreiteten, durchaus unrichtigen Ansicht, daß Graf und Gräfin Waldersee sich in früheren Jahren der antisemitischen Bewegung angeschlossen hätten, entgegenzutreten.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch hatte ich die Ehre und das Vergnügen, mit Herrn und Frau Graf Waldersee in geschäftlicher Beziehung zu stehen, und während dieser Zeit habe ich häufig Gelegenheit gehabt, mich auch über andere als geschäftliche Fragen mit den Herrschaften zu unterhalten. Infolgedessen kann ich ganz positiv behaupten, daß ich nicht nur aus Worten, sondern auch aus Thaten den Beweis erhalten habe, daß Beide, wohl strenggläubige Christen, aber in keiner Weise antisemitisch gesinnt sind. Ich würde Indiskretionen begehen, wenn ich über die vielen Werke der Barmherzigkeit und wirklichen Menschenliebe, durch welche dieser Beweis gegeben ist, näheres aussagen würde.

Bezüglich der früheren Verbindung zwischen Stöcker und dem Gräflich Waldersee'schen Ehepaar hat es folgende Bewandtniß: Als die Frau Gräfin im Jahre 1882 von Hannover fortging, wurde ihr der Abschied auch darum sehr schwer, weil es ihr hier ein leichtes gewesen war, bei ihrer ausgebreiteten Armenunterstützung über die Würdigkeit der Bittsteller ganz genaue Auskunft zu erhalten, und sie fürchtete, daß dieses in Berlin nicht möglich sein werde. Als Frau Gräfin Waldersee dann dort war, wurde ihr gerathen, sich an die Stadtmission zu wenden, da von dort derartige Auskünfte am besten beschafft werden könnten. Die Anforderungen, die dort in der großen Stadt an die Wohlthätigkeit der Frau Gräfin gestellt wurden, waren natürlich viel bedeutendere als hier und geradezu unüberwindliche; aus diesem Grunde lud sie zu den Versammlungen, in denen über die vorliegenden Unterstützungsgesuche verhandelt wurde, alle ihre Freunde und Bekannten ein; auch Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, hat an derartigen Versammlungen theilgenommen.

Daß Herr Stöcker diese Besuche von Stadtmissions-Versammlungen für seine antisemitischen Zwecke ausbeutete, war dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin gewiß sehr unlieb, aber in ihrer hohen Stellung konnten sie durch die Presse doch nicht dagegen protestiren.

Es ist durchaus nichts außergewöhnliches, daß Herr Graf Waldersee eine Einladung des Herrn Geh. Kommerzienrath Goldberger angenommen hat, denn auch hier in Hannover hat der Feldmarschall mit Juden gesellschaftlich verkehrt und er steht auch jetzt noch mit solchen in Verkehr.

Es ist schon an und für sich traurig, daß es überhaupt hochgestellte Persönlichkeiten giebt, die antisemitische Gesinnungen hegen, man sollte sich aber hüten, Verdächtigungen dieser Art gegen Personen auszusprechen, von denen man, wenn man sich näher informirte, Beweise des Gegentheils leicht erfahren könnte.

Herr und Frau Walderfee sind fromme Christen, — und es stände wohl besser um die Juden, wenn in Deutschland recht viele solcher Christen, wie das Gräflich Waldersee'sche Ehepaar, zu finden wären.“

**Herr Stöcker und das Altgermanenthum.** Der „theure Gottesmann“ ist weit davon entfernt, wie viele seiner Amtskollegen in der jetzt durch die chauvinistischen „Nationalisten“ wieder in Mode gekommenen heidnischen Wotansverehrung eine Gefahr für jene Religionen zu erblicken, die dem „Licht aus dem Osten“ ihre Entstehung verdanken, sondern er verweist vielmehr die akademische Jugend auf die Pflege der altgermanischen Ueberlieferungen. Bei dem Reichskommers des „Vereins deutscher Studenten“ berührte er in seiner Rede die in der „Jüngeren Edda“ enthaltene nordische Göttersage von dem Weltenbaum Yggdrasil, der von einem Brunnen benetzt wird, aus dem die Nornen Urd, Werdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) täglich steigen. Nach der „Edda“ haust in den Zweigen der Weltenesche ein Adler und es nagt an ihren Wurzeln der Drache Nidhöger und zwischen beiden läuft das geschäftige Eichhörnchen Natatösko auf und nieder, um Unfrieden zu stiften. Diese Sage benutzte der frühere Hofprediger zu der nachstehenden, mit Jubel aufgenommenen freien Bearbeitung: „Unsere Vorfahren haben in ihrer tiefen biederen Anschauung das Menschenleben verglichen mit einer starken Esche. An den drei Wurzeln dieses Baumes sind drei Quellen, von diesen gehen Lebensströme in die Welt, diese Quellen sind: deutsche Treue, deutsche Redlichkeit, deutsche Gottesfurcht, und die Ströme, die davon ausgehen, sind deutsches Familienleben. deutsche Arbeit, deutsches, tiefes, forschendes Christenthum, Diese Quellen und Ströme müssen wir pflegen. Später ist auf den Zweigen der Esche noch ein Adler, aber unten vertrocknen die Quellen, und ein Drache nagt an den Wurzeln. Die Gegenwart gleicht diesem Zustande. Der Adler echten deutschen christlichen Geistes sitzt noch in den Zweigen, aber unten nagt ein Drache. Wer der ist, will ich jetzt nicht sagen. Aufgabe der Studentenschaft ist es, zu arbeiten, daß die Esche wieder Wurzelu fasse und die drei Quellen wieder strömen.“

Der Drache, als welchen Stöcker offenbar das Judenthum darstellen wollte, versinnbildlichte in der Sage aber jene Massen, die furchtbar werden, wenn man in ihnen schlimme Instinkte, z. B. den „Neid“ wach ruft, wenn das geschäftige „Eichhörnchen“ zwischen ihnen und dem „vielwissenden“ Adler Odins mit oder ohne „Scheiterhaufenbrief“ Unfrieden zu stiften sucht. Wo diese Ränke Erfolg haben, versiegten die Quellen der Treue und Redlichkeit und jener Gottesfurcht, die von der Menschenliebe und der Achtung vor dem Ebenbilde Gottes unzertrennlich ist! Aufgabe nicht nur der Studentenschaft, sondern des gesammten deutschen Volkes aber muß es sein, dazu beizutragen, daß diese drei Quellen wieder rein und klar in Deutschland strömen und die Welt segnend befruchten.

**Der braunschweigische Reichstagsabgeordnete v. Damm,** der in Holzminden-Gandersheim von Angehörigen aller Parteien, einschließlich der Freisinnigen, in der Stichwahl gegen den Sozialdemokraten gewählt worden ist, hatte sich im Reichstage auffälligerweise der antisemitisch-bündlerischen Wirthschaftlichen Vereinigung angeschlossen. Von mehreren Blättern hierüber interpellirt, veröffentlicht er jetzt folgende Erklärung:

„Ich bin der Wirthschaftlichen Vereinigung weder als Mitglied noch als Hospitant beigetreten, sondern ich gehöre noch wie vor zu den sogenannten Wilden und werde als solcher auch in den Abgeordnetenlisten aufgeführt. Zwischen der Wirthschaftlichen Vereinigung und mir besteht nur insofern eine Beziehung, als ich derselben bei der Wahl von Kommissionen meine Stimme zuzählen

lasse, wogegen mir bisweilen ein Kommissionssitz eingeräumt wird. Ohne eine solche Abmachung ist es für einen Wilden nicht möglich, im Reichstage eine nutzbringende Thätigkeit auszuüben. Aus der Abmachung erwachsen aber weder für mich noch für die der Wirthschaftlichen Vereinigung angehörenden Parteien irgend welche weitergehenden Verpflichtungen. Davon, daß ich meine Ansichten geändert hätte, oder gar davon, daß ich Antisemit geworden sei, kann natürlich keine Rede sein."

Diese „wilde Ehe" zwischen Herrn v. Damm und der „Wirtschaftlichen Vereinigung" des Herrn v. Liebermann ist ebenso auffallend, wie es eine legitime wäre. Denn unter sämtlichen bürgerlichen Parteien haben gerade und nur die Antisemiten den „Wilden" v. Damm bekämpft.

**Aus Pyritz,** dem Sitz des antisemitischen Abgeordneten und „Druckereidirektors" Kröfell wird gemeldet: Eine nicht uninteressante Erklärung darüber, wie es manchmal gemacht wird, um Zeitungs-Inserate zu erlangen, lehrt folgende Lokalnotiz im Pyritzer Kreisblatt: „In Nr. 5 des „Pyritzer Kreisblattes" von 1904 machte ich bekannt, daß Dominium Blumberg Kiefernholz verkauft. Diese Anzeige befindet sich auch in Nr. 7 der Zeitung „Der Mittelstand" abgedruckt. Ich erkläre hiermit, daß die Anzeige in letzterer Zeitung gegen meinen Willen und ohne meinen Auftrag aus dem „Pyritzer Kreisblatt" nachgedruckt ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, die Mittelstands-Zeitung weder jetzt noch später zu Anzeigen oder Bekanntmachungen zu benutzen. Blumberg, den 6. Februar 1904. von Holtzendorff." Das Blatt „Der Mittelstand" gehört Herrn Kröfell

**Im 20. sächsischen Reichstagswahlkreise Zschopau-Marienberg** beabsichtigen die Antisemiten, wie es scheint, für die durch das Ableben des bisherigen sozialdemokratischen Abg. Rosenow nothwendig gewordene Ersatzwahl, selbständig vorzugehen und ihren erprobten Durchfallskandidaten Oswald Zimmermann aufstellen zu wollen.

**Dem antisemitischen Abgeordneten für Bautzen, Gräfe,** ist nach einer Meldung antisemitischer Blätter zu seiner am 29. Januar im Reichstage „gegen die an den Crimmitschauer Streik anknüpfenden Hetzereien der Sozialdemokraten gehaltenen Rede" von dem Prinzen Sizzo von Schwarzburg, dem Thronerben beider Fürstenthümer von Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, folgendes Glückwunschtelegramm zugegangen: „Freudig berührt durch Ihre eben gelesene glänzende Rede, spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch aus in der Hoffnung auf ein schnelles Wachsen der Zahl Ihrer begeisterten Anhänger und des Wahlspruchs: „In hoc signo vinces!" Prinz von Schwarzburg."

Prinz Sizzo wird hoffentlich dermaleinst nicht verfehlen, diesen braven Gräfe zum Minister der vereinigten Rudolstädter und Sondershausener Nationen zu machen, womit dann die gedeihliche Entwicklung Alldeutschlands nach allen Richtungen gesichert wäre.

**Die Revision des Grafen Pückler-Kl.-Tschirne verworfen.** Das Reichsgericht hat die Revision des Grafen Pückler, der am 6 Oktober 1903 vom Landgericht II. Berlin wegen Beleidigung der jüdischen Einwohner von Glogau, begangen durch eine in Berlin gehaltene Rede, zu einer Geldstrafe verurtheilt worden war, verworfen. Zurückgewiesen wurde auch die Revision der Nebenkläger gegen dasselbe Urtheil, soweit durch dieses die Angeklagten Graf Pückler und Stenograph Schimmelpfennig der Beleidigung der Glogauer jüdischen Einwohner durch den Vorwurf eines am Grafen Pückler begangenen Giftmordversuches für nichtschuldig befunden wurden.

---

# Vermischtes.

**Felix Dahn** überschütten manche Antisemitenblätter zu seinem 70. Geburtstage mit ihren Lobeshymnen, als ob er ihr Gesinnungsgenosse wäre. Das ist aber nicht der Fall. Die „Antis. Korresp." hatte in Nr. 355 vom 6. Juni 1895 ein Gedicht Felix Dahns veröffentlicht, mit der Ueberschrift „Gruß an Deutschösterreich. Zu den antisemitischen Wahlsiegen", als ob Dahn ein Gesinnungsgenosse der Antisemiten wäre. In Wirklichkeit handelte es sich um ein älteres aus dem Jahre 1882 stammendes Gedicht Dahns, das er zu einer Feier des „Deutschen Schulvereins" gedichtet hatte. Der Zusatz „Zu den antisemitischen Wahlsiegen" war, wie Dahn sich ausdrückte, „eine freche Lüge". Im Jahre 1892 hatte Herr von Diesi-Daber die Behauptung verbreitet, daß Felix Dahn in einem öffentlichen Vortrage sich als Judenfeind bekannt habe. Der genannte Dichter widerlegte diese Behauptung in einer Zuschrift an die „Kreuzztg." „Mich hat diese Andichtung" — so schrieb er auch damals (7. Nov. 1892) an den Redakteur der „Allg. Ztg. d. Jud." Dr. G. Karpeles — „in lebhafteste Entrüstung versetzt; unter meinen nächsten Freunden sind Juden, die ich zu den trefflichsten Menschen zähle, die ich kenne. Wie sollte ich die Lebensgemeinschaft mit ihnen aufgeben? Ich habe sofort eine nachdrückliche Verwahrung an mehrere Zeitungen geschickt und werde Ihnen sehr dankbar sein, wollen Sie diesen meinen Zeilen weiteste Verbreitung geben."

**Die Antisemiten und das alte Testament.** Daß auch angesehene protestantische Geistliche über die Bedeutung der Biblischen Geschichte und über das gesammte „Alte Testament" anders denken als die Antisemiten, beweist ein Bericht des „Evangelisch-Kirchlichen Anzeigers" über einen Vortrag, den Professor D. Kautzsch aus Halle in einer Berliner Versammlung des Evangelischen Bundes über die Entstehung des Pentateuchs gehalten hat. Danach hat der Pfarrer an der Berliner Marienkirche, Pastor D. Weser, in jener Versammlung erklärt, der Evangelische Bund sei nicht nur eine Kampfesorganisation, sondern wolle dem Volke auch die Schätze des Evangeliums erhalten, zu denen vor allem das „Alte Testament" gehöre. Das ist der „Kreuzztg.", die trotz ihrer Strenggläubigkeit es nicht über sich gewinnen kann, es mit den Feinden der Juden zu verderben, viel zu viel; sie sagt deshalb: „Im Gegensatz zu den Antisemiten stehen wir nicht auf dem Standpunkt, daß das „Alte Testament" für uns minderwerthig oder gar zu verwerfen sei, sondern erkennen auch in ihm Gottes Wort. Daß aber Pastor Weser behauptet, das „Alte Testament" gehöre vor allem zu den Schätzen des Evangeliums, ist uns sehr neu, aber der D. theol. muß es ja besser wissen." — Ob wohl die „Kreuzztg.", wenn Herr Stöcker, der ja auch D. theol. und sogar Ehrendoktor der Greifswalder theologischen Fakultät ist, eine ihr unbequeme Ansicht äußern würde, ebenso mißachtend über den „D. theol." schreiben würde?

**Die antisemitische „Deutsche Hochwacht"** veröffentlichte am 19. Januar einen angeblich dem Organ des Gärtnerbundes entlehnten heftigen Angriff auf den „Orientalen" Peterseim in Erfurt, „der Araucarien an Private zu Schleuderpreisen verkaufte und als „souveräner Hebräer" zu seinen Erfolgen von dem Reichskanzler beglückwünscht worden sei, so daß die tüchtige Gärtnerarbeit in diesem geschäftsgewandten Vertreter der andern Rasse ihren Meister gefunden habe . . ." Daran knüpfte die „Hochwacht" die Bemerkung, daß in allen Gewerben der Träger durch jüdische Mammonssucht herabgedrückt werde. — Wir haben keinen Anlaß, zu prüfen, ob das geschäftliche Gebahren des großen Erfurter Blumen-

gärtners M. Peterseim seinen Konkurrenten gerechten Grund zur Klage giebt oder nicht, stellen aber auf Grund zuverlässiger Auskunft aus Erfurt fest, daß Herr Peterseim weder Jude ist noch von Juden stammt. Dabei zeigt sich wieder in eklatanter Weise, wie die Antisemiten ohne weiteres jeden, der sich bei andern irgendwie in begründeter und unbegründeter Art mißliebig macht, den Juden an den Rockschoß zu heften suchen. — Für die Befolgung dieses Grundsatzes findet sich in demselben antisemitischen Blatte noch ein weiterer Beweis vor. Am 13. Januar veröffentlichte die „Deutsche Hochwacht" einen Brief des Kaufmanns J. Mandewirt aus Trier, in welchem dieser behauptete, sein früherer jüdischer Buchhalter Gotthold Blatt aus Troppau, den er wegen falscher Buchungen und Unterschlagungen entlassen und nur deshalb nicht dem Staatsanwalt übergeben habe, weil er flüchtig geworden sei, etablire am 1. April in Zweibrücken ein Manufaktur- und Kurzwaarengeschäft. Da er es verstehen werde, bei leichtgläubigen christlichen Lieferanten, die in dem Namen Gotthold Blatt einen Juden nicht vermuthen würden, Irrthümer hervorzurufen, möchte die „Hochwacht" zur Bekanntmachung obiger Thatsachen beitragen. „Was hiermit geschieht," fügte die Schriftleitung hinzu. — Die Zeitschrift „Im Deutschen Reich" hat festgestellt, daß Gotthold Blatt, geb. am 7. Februar 1881 in Troppau, als er in der Zeit vom 18. Oktober 1903 bis zum 2. Januar d. J. in dem Geschäft von J. Mandewirt in Trier als Buchhalter fungirte, bei der Polizei als „evangelisch" angemeldet war, daß von Leuten in Trier, die es wissen müssen, erklärt wird, Blatt sei ebenso wie Mandewirt evangelisch, und dieser, der als entschiedener Antisemit „Judenkarten" und ähnliche Sachen verbreite, würde keinen Juden geschont und sich mit seiner Entlassung begnügt, sondern sofort der Behörde übergeben haben, wenn er nachweislich Unterschlagungen begangen hätte. Um sich eines Konkurrenten zu erwehren, macht er ihn also nachträglich zum Juden und die „Hochwacht" leiht ihm dazu ihren Beistand.

## Briefkasten.

**St. in Emden.** Zur Aufnahme nicht recht geeignet, kann aber gelegentlich, vielleicht in anderer Form, verwerthet werden.

**Dr. L.** Dem braunschweigischen Landtage gehören zwei Juden an.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mittheilungen"** sind noch vorräthig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichniß macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**

# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientirung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschirt 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christenthum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 8. Berlin, 24. Februar 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Convert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath v. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Zur Reichstagsstichwahl in Eschwege-Schmalkalden.

Die Parole **„Für den Sozialdemokraten und gegen den Antisemiten!"** ist, wie von uns, erfreulicherweise auch von einem großen Theil der linksstehenden Presse ausgegeben worden. Wir nennen z. B. die Berliner „Volksztg."; die „Breslauer Morgenztg." und die „Frankfurter Ztg."

Die „Liberale Korrespondenz", das Organ der Freisinnigen Vereinigung schreibt: „Wenn nun auch der Wahlkreis für die Freisinnigen verloren ist, so brauchen damit noch nicht nothgedrungen die Antisemiten bei der Stichwahl den Sieg davonzutragen, wenn die freisinnigen Wähler vor die Entscheidung zwischen den Kandidaten der schwärzesten Reaktion und der äußersten Linken gestellt, resolut die antiquirten Vorurtheile über Bord werfen und für den Sozialdemokraten stimmen."

Diesen Standpunkt acceptirt die sonst jedes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie perhorreszirende „Weserzeitung", indem sie die obige Bemerkung ohne Vorbehalt wiedergiebt.

In der „Nation" äußert sich Dr. Paul Nathan wie folgt:

„. . . Herr Raab ist als politische Individualität Demagoge: er hat sich als solcher in Hamburg bewährt, wo er seinen Wohnsitz hat, er hat sich als solcher bewährt im jetzigen Wahlkampfe. Seinen Ueberzeugungen nach ist er wilder Antisemit, Agrarier und Reaktionär. Daß freisinnige Anschauungen durch die Politik des Herrn Raab im Reichstage bei irgend einer Gelegenheit Förderung sollten finden können, ist naturgemäß ausgeschlossen. Ueber die Persönlichkeit des Herrn Hugo vermag ich nur zu sagen: Nachtheiliges nicht bekannt, und ich stütze mich dabei auf die „Freisinnige Zeitung", die die Vorgänge in Eschwege-Schmalkalden sehr genau registrirt hat. Im Uebrigen ist er Sozialdemokrat; das heißt, ein Politiker, dessen letzte Zukunftsziele gänzlich andere als die der Freisinnigen sind, und dessen Gegenwartspolitik bei ungezählten Gelegenheiten im Reichstage genau zu denselben Abstimmungen führt, wie sie von den Freisinnigen geübt wird. In der Vertheidigung der vorhandenen politischen Rechte kämpfen beide Parteien den nämlichen Kampf; sie müssen zusammen kämpfen, um der geistigen Freiheit Raum zu schaffen, wie für wirthschaftliche und politische Gerechtigkeit; Gebiete von gewaltiger Bedeutung an und für sich, und heute vor allem.

Die praktische Politik führt Sozialdemokraten und Freisinnige immer wieder zusammen, soweit sie auch die Theorie und nicht selten zugleich die Methode des politischen Kampfes trennen mag; und die praktische Politik führt reaktionäre Antisemiten und Freisinnige niemals zusammen, und die Theorie und die Methode des politischen Kampfes trennen beide überdies unüberbrückbar.

Welche Folgerung ergiebt sich hieraus?

. . . Wollen wir die Reaktion bekämpfen, so führt das Einmaleins der Politik dazu, in Eschwege-Schmalkalden den Sozialdemokraten gegen den Antisemiten zu unterstützen. Und ist jede Stimme im Reichstag, die gegen die Reaktion in die Waagschale fällt, schon an und für sich von Bedeutung, so ist es nicht weniger bedeutungsvoll, daß die Freisinnigen sich gewöhnen lernen, unbeschadet ihrer Grundsätze und unbeschadet ihrer Antipathien und Sympathien, auf das praktisch Erreichbare loszugehen. Wenn sich aber nichts weiter praktisch erreichen läßt, als einen Sozialdemokraten zur Bekämpfung der Reaktion in den Reichstag hineinzubringen, so muß eben dem reaktionären Antisemiten der Weg ins Parlament durch ihn versperrt werden.

Das Ziel läßt sich erreichen, wenn die Leitung der freisinnigen Volkspartei ihren Einfluß im Wahlkreise einsetzt und offen erklärt, der Antisemit darf weder direkt, noch indirekt durch Stimmenthaltung unterstützt werden".

Mit einem gleichen Appell schließt die folgende an uns gerichtete Zuschrift aus Frankfurt a. M.:

„Das ungünstige Ergebniß der Reichstagsersatzwahl in Eschwege-Schmalkalden wird in hiesigen freisinnigen Kreisen ebenfalls bedauert, wenn auch diejenigen, die die Verhältnisse im Wahlkreise genauer kannten, durch diesen Ausgang der Wahl nicht gerade sonderlich überrascht worden sind. Sehr peinlich berührt es aber hier, daß die Freisinnige Volkspartei, obwohl schon 8 Tage seit der Ersatzwahl verflossen sind, für die zwischen dem Sozialdemokraten und dem Antisemiten stattfindende Stichwahl bisher noch keine Parole ausgegeben hat. Die Freisinnige Volkspartei hat mit ihren 4000 Stimmen die Entscheidung in der Hand. Daß sie zu Gunsten der Stimmabgabe für den Antisemiten fällt, ist natürlich vollkommen ausgeschlossen; es genügt aber, um den Kandidaten der Ultrareaktionären zu Falle zu bringen, keineswegs eine bloße Stimmenthaltung, sondern die Freisinnigen müssen, wenn anders ihre scharfe Frontstellung gegen den Antisemiten im ersten Wahlgange nicht den Eindruck einer leeren Demonstration erwecken soll, Mann für Mann für den Sozialdemokraten stimmen, der im Vergleich mit einem Antisemiten Liebermannscher Observanz jedem freisinnigen Manne, von jeglichem Standpunkte aus betrachtet, als das kleinere Uebel erscheinen muß. Ob die Parole von allen freisinnigen Wählern befolgt werden würde, mag zweifelhaft erscheinen. Das ist jedoch von nebensächlicher Bedeutung gegenüber der prinzipiellen Forderung, daß die Leitung einer Partei, die sich freisinnig nennt und freiheitliche Anschauungen vertritt, auch den Muth besitzt, ihren vor die Entscheidung zwischen einem Erzreaktionär und einem Kandidaten der äußersten Linken gestellten Wählern eine positive Parole zu geben. Sie sollte hiermit aber auch nicht länger zögern, damit die Gegner von links und rechts nicht in die Lage kommen, aus diesem Verhalten der Partei unzutreffende Schlußfolgerungen zu ziehen".

Der Liberale Verein Charlottenburg nahm unter dem Vorsitz des Professors Dr. v. Liszt einstimmig den Antrag an, an die Liberalen des Wahlkreises Eschwege-Schmalkalden die Bitte gelangen zu lassen, sie möchten in der Stichwahl gegen den Antisemiten stimmen. Dem liberalen Wahlkomitee würden zur Erreichung dieses Zieles 300 Mark zur Verfügung bereit gehalten werden. Gleichzeitig wurde ebenfalls einstimmig dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß andere liberale Vereine sich diesem Vorgehen anschließen mochten. Leider hat der Verein der Freisinnigen Volkspartei in Hamburg einen analogen Antrag mit großer Majorität abgelehnt. In der Debatte wurde ausgeführt, man

müsse gegen die Antisemiten die schärfste Stellung einnehmen, denn der Antisemitismus sei verwerflich, aber der Verein dürfe eine führende Rolle bei dieser Stichwahl nicht einnehmen wollen. Man habe es auch nicht nöthig, den Freunden in Eschwege-Schmalkalden das Gewissen zu schärfen. Dieselben würden schon das Richtige finden.

In der am 22. d. abgehaltenen Generalversammlung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens bemerkte der Vorsitzende, Rechtsanwalt Dr. Horwitz bezüglich der bevorstehenden Stichwahl in Eschwege-Schmalkalden, es sei unter allen Umständen die Wahl des Antisemiten Raab zu verhindern. Die Freisinnige Volkspartei müßte trotz aller sonstigen Gegnerschaft für den Sozialdemokraten eintreten. Hier könne man die Probe aufs Exempel machen, ob sie wirklich judenfreundlich sei.

Bisher ist weder von der Centralleitung der Partei noch von den Führern im Wahlkreise eine Parole ausgegeben worden. Trotzdem hoffen wir, daß das entscheidende Wort noch in letzter Stunde fallen wird.

Man kann seine Gegnerschaft gegen den Antisemitismus nicht kräftiger bethätigen, als mit dem Stimmzettel in der Hand. Darum gehe jeder Freisinnige am 1. März an die Wahlurne mit der Loosung:

**Nieder mit dem Antisemiten!**

## Waarenhäuser.

Waarenhäuser sind nach antisemitischer Weisheit eine Erfindung der Juden eigens dazu, den Mittelstand der deutschen Nation zu erwürgen und das ganze deutsche Volk sich tributpflichtig zu machen. Man wurde nicht müde, das zu lehren und zu glauben, auch als nachgewiesen wurde, daß auch Nichtjuden Waarenhäuser besaßen und besitzen, daß auch in anderen Ländern Waarenhäuser existiren, es also nicht blos auf den harmlosen deutschen Mittelstand und das arglose deutsche Volk abgesehen sein kann, ja daß in London, Paris, New-York Waarenhäuser und zwar von Christen gegründet worden waren, lange bevor es in Deutschland Waarenhäuser und selbst Antisemiten gab. Diejenigen, die das nachwiesen, waren natürlich Juden oder Judengenossen oder gar Judenknechte, Waarenhauskulis 2c., die der Teufel holen müßte, wenn dieser nicht seine satanische Freude daran hätte, sie zum Aerger des deutschen Volkes im Allgemeinen und des lieben, guten Mittelstandes im Besondern leben, reden, schreiben und Unheil anrichten zu lassen.

Aber es beginnt doch selbst in Deutschland zu dämmern. Langsam, aber sicher bricht sich selbst bei der Regierung, ja in konservativen Kreisen die Erkenntniß Bahn, daß man den Waarenhäusern nichts anhaben kann, ja sogar nichts anhaben soll, weil ein Löken wider die Warenhäuser nicht nur dem Mittelstande nichts nützt, sondern ihm gar schadet und die Waarenhäuser selbst keineswegs ein absolutes, durch keinerlei Lichtseiten gemildertes Uebel sind.

Wir betrachten es nicht als unsere Aufgabe, die Waarenhäuser zu vertheidigen oder gar zu loben. Unsere Aufgabe beschränkt sich darauf, den Nachweis zu führen, daß auch Nichtjuden, Männer, die selbst bei den in dieser Beziehung so mißtrauischen Antisemiten nicht in Verdacht kommen können, Judengenossen oder gar Judenknechte zu sein, über die angeblich von den Juden zur Knechtung des deutschen Volkes erfundenen Waarenhäuser ungefähr dasselbe jetzt sagen, was die „Soldschreiber" angeblich im jüdischen Interesse nur zum Nachtheil des deutschen Mittelstandes wider besseres Wissen schon längst geschrieben haben, um vor falschen und schädlichen Maßregeln zu warnen.

In der Waarenhaus-Debatte, die am 17. d. M. im preußischen Abgeordnetenhause stattfand, sagte der Handelsminister Möller nach dem amtlichen Stenogramm:

„Die Wirkung des Gesetzes ist zweifellos die gewesen, daß die großen allgemeinen Waarenhäuser sich in ihrer Zahl eingeschränkt haben, daß dagegen die ganz großen Geschäfte sich weiter ausgedehnt haben, um die Wirkung der Steuer dadurch abzublassen, daß man den Umsatz noch mehr steigert und dadurch die Generalkosten verbilligt. Andererseits sind die großen Geschäfte, die alle möglichen Waaren führten, dazu geführt worden, nur spezielle Artikel zu führen, sich zu Spezialgeschäften umzuwandeln, dabei allerdings auch erheblich zu wachsen. Meine Herren, ich glaube, es ist ein vergebliches Bemühen, dieser Bewegung vollständig Einhalt thun zu wollen. Ich muß auch meinerseits aussprechen, daß ich es für ein durchaus verkehrtes Prinzip halten würde, wollten wir dazu übergehen, die Intelligenz zu besteuern und zu unterdrücken". . . .

Indessen Minister Möller ist nationalliberal, ist Industrieller, dem darf der Mittelstand nicht trauen. Hält er es sogar für verkehrt, die Intelligenz zu besteuern, wie sollte er da den Antisemiten gefallen, deren Weizen nur da gedeiht, wo die Intelligenz ihren Tiefstand erreicht hat oder überhaupt fehlt. Hören wir dann einen anderen Herrn, einen Freikonservativen, den Grafen Moltke, der zwar im konservativen Lager ein weißer Rabe, aber doch selbst von den Antisemiten nicht für einen Juden, Judengenossen oder Judenknecht gehalten werden kann. Graf Moltke schätzt den guten Willen der Antragsteller, die dem Mittelstand helfen wollen, er bewundert auch den Muth der Herren, die selbst keine Vorschläge machen können, sondern der königlichen Staatsregierung zumuthen: Hannemann, geh' du voran! Was nütze es, wenn man die schwierige Lage des Mittelstandes wohl erkenne, aber kein wirksames Mittel zur Abhilfe angeben könne. Graf Moltke steht auch heute noch einer lediglich auf Erhöhung der Waarenhaussteuer gerichteten Aktion skeptisch gegenüber; es kommt ihm so vor, als wenn man einen groß und billig gewordenen Lieblingshund, dadurch unschädlich machen und am Beißen hindern wolle, daß man ihm den Schwanz kupirte. Alsdann fährt er fort:

„Aber der Hauptgrund zur Ablehnung des Antrages für meine Person liegt auf einem ganz anderen und meiner Ueberzeugung nach ernsteren Gebiete. Ich sage mir, der Handwerker und Kleingewerbestand wird durch die lockende Fata morgana einer anscheinend auf so leichtem Wege zu erreichenden Besserung seiner Situation über den Ernst dieser Situation hinweggetäuscht; er wird von seinen Hauptaufgaben, von der eigenen Organisation und Konzentration, von der Verbilligung der Produktionsmittel, von der Aufsuchung des besten Absatzes seiner Produkte, von der zweckmäßigsten Arbeits- und Betriebsmethode, von der Durchführung der Barzahlung auch seitens der Kunden, was sehr wichtig ist, abgelenkt. Ich bin mir bewußt, daß ich mit diesen Worten vielleicht hier in dem hohen Hause oder doch bei der Majorität desselben wenig Freude erregen werde; ich bin mir auch bewußt, daß ich wahrscheinlich im Lande damit nicht übertriebenen Jubel erregen werde, wenigstens nicht in vielen Kreisen; ich will auch nicht den Anspruch erheben, daß meine bescheidenen Worte von der aura popularis getragen werden; aber es ist vielleicht ganz gut, wenn auch einmal von unserer Seite gegen den Strom geschwommen wird — wenigstens gut in diesem Falle. Ich meine, der Faschingsstimmung parlamentarischer Erfolge, die durch große Majoritäten und Abstimmungen erzielt werden, und auch der politischen Faschingsstimmung, die gelegentlich außerhalb dieses Hauses herrscht, folgt nur zu stark die Ernüchterung, folgt der Aschermittwoch, der Aschermittwoch der realen Wirklichkeit, des Werktages, und dann steht der Mittelstand wieder vor dem bekannten Spruch: „hic Rodus, hic salta!"

Wir können nicht umhin noch einen dritten Mann zu zitiren, den Landtagsabgeordneten, Schneidermeister Jacobskötter. Dieser sprach zwar nicht zu der in Rede stehenden Frage im Abgeordnetenhause, aber doch Tags vorher in einer Versammlung der Steuer- und Wirthschaftsreformer. Herr Jacobskötter ist uns besonders werthvoll, weil er nicht

nur ein Konservativer, sondern sogar ein Zünftler ist, der sich speziell das Gedeihen des Handwerkerstandes, also des Mittelstandskerns als Ziel gestellt hat und mit großem Eifer dafür wirkt. Und was sagt er zu den Waarenhäusern? Nun, wir zitiren nach dem Bericht der „Staatsbürgerztg.“:

„Die Waarenhäuser allerdings machen eine große Konkurrenz. Aber wenn man mir nur sagen wollte, was hiergegen zu thun wäre! Ich weiß kein wirksames Mittel! (Hört! hört!) Auch die Besteuerung hat nicht geholfen. Die Magazine sind eine Nothwendigkeit unserer Zeit und man kann im Interesse des Handwerks höchstens beklagen, daß das Handwerk nicht selbst solche Magazine errichtet hat (Sehr richtig!) und sie sich vor der Nase hat wegschnappen lassen! Eine Unzahl von Dingen will man eben fertig sehen, und da geht man schließlich zum Kaufmann, wenn es auch ein ganz unsympathischer Fremder ist! Der Grundsatz aber, daß nur Handwerker mit Handwerkswaaren handeln dürften, ist heute nicht durchführbar, da es wohl kein einziges Handwerksprodukt giebt, was nicht auch in der Fabrik hergestellt werden kann. Hier muß sich das Handwerk auf genossenschaftlichem Wege helfen.“

Also Herr Jacobskötter, der jahrelang im Reichstage von den Konservativen als Autorität in allen Handwerkerfragen gefeiert wurde. Wir fügen hieran noch folgende bemerkenswerthe Auslassung der „Kieler Ztg.“ aus der Feder eines volksparteilichen Parlamentariers:

„Die großen Waarenhäuser haben die Steuer abgewälzt, entweder auf ihre Lieferanten oder auch gleich auf die Käufer; wir sagen „oder auch gleich“ — weil der Fabrikant sich gewiß oft für die ihm aufgebürdete Last schadlos gehalten hat durch eine Verminderung der Güte, der Qualität der Waaren. Der „leidende Theil“ war also immer der Käufer. Andererseits aber haben viele Waarenhäuser, um sich für einen eventuell selbst noch zu bestreitenden Theil der Steuer zu entschädigen, ihren Betrieb vergrößert, und dadurch nur mehr „Mittelstandsgeschäfte“ geschädigt. Andere Waarenhäuser aber, die der Steuer sich ganz entziehen möchten, haben sich umgewandelt in große Spezialgeschäfte, welche bekanntlich keiner besonderen Besteuerung unterliegen. „Wenn der Wertheim fällt, muß der Herzog folgen!“ hat den Waarenhauspolitikern seiner Zeit der Abgeordnete Barth zugerufen.

Genug: die Waarenhäuser floriren: die Männer schelten auf sie, und ihre Frauen laufen dahin. Während es in Provinzialstädten wohl vorkommen mag, daß Angehörige sog. besserer Stände nicht gerne ein Packet mit der Firma eines Waarenhauses durch die Straßen tragen, sieht man hier in Berlin „Parlamentarier“ aus dem Herrenhause in ihr vis-à-vis eilen, genannt Wertheim, um der Gattin nach zwei, drei anstrengenden Sitzungstagen in Berlin ein schönes Andenken ans Berlin mit heimzubringen. Das Beispiel will sagen: hier in Berlin kaufen die vornehmsten Herrschaften im Waarenhaus.“

Wer schon vor so und so vielen Jahren diese Einsicht hatte und verfocht, der wurde als Söldling des jüdischen Kapitals dem Haß und der Verachtung preisgegeben. Und doch, hätte man auf die vermeintlichen Söldlinge des jüdischen Kapitals gehört, dann hätte das Handwerk nicht kostbare Zeit mit eitler Hoffnung auf eine Hilfe verloren, die jetzt nur noch solche, die nicht alle werden, für möglich oder für zweckmäßig halten.

Nur diejenigen, welche nicht alle werden, können sich dem Traume hingeben, eine natürliche Entwickelung auf künstlichem Wege zu verhindern. Thörichter konnte jener Hirtenknabe nicht denken, der mit seinem Fuße die Donauquelle zuhielt und glaubte, daß nun die Donau zu fließen aufhören werde. Thörichter und unzweckmäßiger hätten die Schreiber s. Z. kaum handeln können, wenn sie sich der Errichtung von Buchdruckereien, die Bogenschützen und Schwertfeger, wenn sie sich der Pulverfabrikation, die Spediteure und Fuhrleute nicht, wenn sie sich dem Bau von Eisenbahnen widersetzt hätten, konnten die Arbeiter nicht handeln, als sie die Maschinen zertrümmerten.

Unbequeme, selbst vernichtende Konkurrenz mögen die Waarenhäuser schon vielen Handwerkern und Ladeninhabern machen. Aber die Zahl dieser Geschädigten ist doch gering im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung. Andererseits nützen die Waarenhäuser auch vielen Handwerkern und Fabrikanten. Sie haben durch ihren billigen Vertrieb den Massenkonsum gefördert, und zu Zehntausenden müssen Gegenstände heute angefertigt werden, die früher kaum zu Hunderten verkauft wurden. Thatsächlich nützen die Mittelstandsretter mit ihrem Gezeter gegen die angeblich jüdische Erfindung der Waarenhäuser am ehesten den Waarenhäusern selbst, für die sie eine unbeabsichtigte, aber darum desto wirksamere Reklame machen. Dagegen schaden sie am meisten dem Mittelstande, dem sie helfen wollen, indem sie ihn abhalten, den einzig vernünftigen Weg zu betreten: nämlich entweder sich zeitig nach einem andern Erwerbszweig umzusehen und nicht Zeit zu verlieren mit der vergeblichen Erdrosselung der Waarenhäuser, oder aber mit Erwerbsgenossen sich zusammenthun und zu handeln, wie nicht blos böse Juden und Judenknechte, sondern der freikonservative Abg. Graf Moltke und der eifrige Freund des Handwerkerstandes Abg. Jacobskötter ihnen rathen.

## Für antisemitische „Lehrerfreunde“.

Wir mußten neulich Gelegenheit nehmen, uns mit den pädagogisch-antisemitischen Leistungen eines Herrn Zühlsdorf in der „Praxis der Landschule“ zu beschäftigen, wozu umsomehr Nöthigung vorlag, als das Hamburger „Deutsche Blatt“ in den Auslassungen ein Evangelium für die zukünftige innere und äußere Gestaltung des deutschen Volksschullehrerstandes sah. Wie recht unser Mitarbeiter mit seiner entschiedenen Verwahrung gegen derartige antisemitische Gelüste hatte, beweist nachstehender Nachruf, der in denselben Tagen in den führenden Organen der deutschen Lehrerschaft stand:

„Nachruf. Nach langem Krankenlager starb am 6. Februar im 61. Lebensjahre Herr Johann Kandulski, Hauptlehrer der katholischen Volksschule in Briesen, zweiter Vorsitzender des Westpreußischen Provinziallehrervereins.

Zwölf Jahre waltete er in seinem Vereinsamte. Getreu dem Ausspruch, den er einst auf der Provinzialversammlung in Culm that: „Welchen Titel wir auch führen, an welcher Anstalt wir auch wirken, ob evangelisch oder katholisch oder jüdisch erzogen, ob auf dem Lande oder in der Stadt angestellt, ob jung oder alt an Jahren — alle arbeiten wir an demselben Ziele: Lieben wir uns!“ — hat er für das freie Lehrervereinswesen in großem Segen gewirkt. Ehre seinem Andenken! Der Gesammtvorstand des Deutschen Lehrervereins. L. Claunitzer“.

Der Gesammtvorstand des Deutschen Lehrervereins und mit ihm sein verdienstvoller Führer L. Clausnitzer-Berlin nicht minder als die mehr denn hunderttausend Mitglieder der großen Organisation sind stolz auf den paritätischen Charakter ihres Vereins. Daran werden Herr Zühlsdorff und Gen. nichts ändern. Die Herren thun gut, ihre Zukunftspläne einmal unter dem Gesichtswinkel der Faschingsstimmung zu betrachten, der man bekanntlich manches nachsieht.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Der Antisemitismus der Vereine deutscher Studenten.** In seiner „Allg. deutschen Universitätsztg.“ schreibt Sanitätsrath Dr. Konrad Küster: „Die Vereine deutscher Studenten“ weisen es durch die „Akadem. Blätter“ mit Entrüstung zurück, daß sie ihren Antisemitismus ver-

leugnet hätten und geben Material an die Hand, daß sie unentwegt antisemitisch seien. Letzteres habe ich niemals bezweifelt. Nur an der Hand von Aeußerungen eines Redners, die nicht als unrichtig hingestellt worden sind, machte ich meine Bemerkungen über die Verleugnung des antisemitischen Standpunktes. Es waren diese Aeußerungen für mich Anzeichen, daß doch nicht durchweg von den Mitgliedern der Antisemitismus als etwas Herrliches angesehen wird und daß wenigstens theilweise Einkehr und sachliches Nachdenken vorhanden. Ich nehme von der Richtigstellung Kenntniß und bekenne ohne Widerstreben, daß ich die Vereine deutscher Studenten doch noch zu günstig eingeschätzt habe. Deshalb lehne ich es auch ab, mit ihnen über sachliche Erörterungen über Mischungen der Rassen einzugehen, weil ich die Erfahrung gemacht, daß sonst ganz scharf und logisch denkende Menschen sofort geistig verwirrt werden, sobald von Juden die Rede ist".

**Halle a. S.,** 12. Februar. Aus den Tagen der antisemitischen Bewegung hat sich hier ein Wochenblatt „Die Hallesche Reform" erhalten. Es haben an ihm allerdings weder die Gegner noch die Freunde der Sache Freude. Infolgedessen hat es wenig Verbreitung und als weitere Folge hiervon wenig Anzeigen. In der vorletzten Nummer nun findet sich folgender Nothschrei: „Die christliche Geschäftswelt ermahnen wir an ihre Pflicht, die „Hallesche Reform" mit Geschäftsanzeigen zu unterstützen. Sehen wir nicht bald ein Entgegenkommen, dann sind wir zu Gegenmitteln zu greifen gezwungen". Worin mögen wohl die Gegenmittel des Blattes bestehen?

**Vom antisemitischen Abg. Joutz.** Im hessischen Landtag kam es am 19. d. Mts. zu einem Zwischenfall, der allgemeines Interesse verdient und zweifellos noch unabsehbare Folgen haben wird. Steht da der nationalliberale Abg. Reichert auf und verliest eine von 13 weiteren Abgeordneten unterzeichnete „Anfrage", in der es also heißt:

„Für die Eisenbahnlinie Butzbach — Lich ist seiner Zeit ein Staatsbeitrag von 20 000 M. pro Kilometer bewilligt worden. Nach umlaufenden Gerüchten soll der Abgeordnete, der seiner Zeit für diese Linie lebhaft eingetreten ist, für die Pari-Unterbringung nicht börsengängiger Prioritäten im Werth von ca. 94 Proz. bei den betheiligten Gemeinden eine Provision von ca. 33000 M. von dem Betriebsunternehmer erhalten haben. — Wäre das Gerücht wahr, so würde das zeigen, daß der Staatszuschuß ohne Nothwendigkeit bewilligt worden wäre. Wir fragen daher an, was der Großh. Regierung über diese Angelegenheit bekannt ist."

Und siehe da! Während der Verlesung dieser Anfrage erhob sich der antisemitische Abgeordnete Joutz-Butzbach vom Sessel des Gesetzgebers und verschwand von der Bildfläche.

---

## Vermischtes.

**Goethe und die Antisemiten.** Die „Staatsbürgerztg." reklamirt in ihrem Leitartikel vom 19. d. Mts. Goethe als einen der Ihrigen. Ausdrücklich sagt sie zwar nur, daß er nicht zu den Liberalen, aber ganz deutlich durchblicken läßt sie, daß er zu den Antisemiten gehören würde. Wir haben zu viel Respekt vor Goethe, und hätten uns seine antisemitische Gesinnung zu erklären versucht damit, daß er die Juden nicht kannte. Aber das haben wir gar nicht nöthig. Denn die Zitate, mit welchen die „Staatsbürgertzg." Goethes antisemitische Gesinnung aus seinen Werken zu belegen sucht, sind unvollständig und darum falsch, oder was noch schlimmer, eben durch die Unvollständigkeit absichtlich gefälscht. Man kann die vollständigen Zitate im „Antisemitenspiegel" nachlesen. Aus den vollständigen Zitaten wird man genau das Gegentheil von dem herauslesen, was die „Staatsbürgerztg." ihren urtheilslosen, ungebildeten Lesern vorsetzen zu sollen glaubt. Wir würden der „Staatsbürgerztg." den empörenden Vorwurf machen, daß sie auf Kosten unseres Dichterfürsten ihren Lesern etwas vorzumachen wagt, den Stolz und das Entzücken des deutschen Volkes, Altmeister Goethe, in den Augen der Welt zu antisemitischer Niedrigkeit herabzuzerren, sein Andenken zu beschimpfen, die Dreistigkeit hat, wenn wir nicht annehmen müßten, daß ihr Leitartikelschreiber Goethes Werke überhaupt nicht kennt und nur antisemitische Falsifikate zitirt. Goethe kann so wenig von den Antisemiten für sich in Anspruch genommen werden, wie Ahlwardt, Kröfell, Stöcker von uns.

**„Judenriecherei."** Wir haben oft und oft gesagt, daß die Christen kaum ein geringeres Interesse daran haben, den Antisemitismus zu bekämpfen, als die Juden selbst. Wir denken dabei gar nicht einmal an die großen idealen Prinzipien der Moral, der Toleranz, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe u. s. w., sondern an rein praktische Gründe. Wir haben in unserer vorigen Nummer an dem Beispiele des bekannten Erfurter Samenhändlers Peterseim und an einem andern Beispiele gezeigt, wie man mißliebige und unbequeme Leute ohne jede Veranlassung als Juden abstempelt, wenn man weiß, daß sie dadurch in den Augen gewisser Kreise minderwerthig erscheinen. Als man noch an Hexen glaubte und sie verbrannte, war es das einfachste Mittel, persönliche Feinde der Zauberei und Hexerei zu beschuldigen und ihnen dadurch mindestens rechte Unbequemlichkeiten und Sorgen zu bereiten, nicht selten auch sie einem qualvollen Tode zu überliefern. Bei den Wilden ist es noch den Medizinmännern ein leichtes, sich verhaßter Personen auf ähnliche Weise zu entledigen oder sie mindestens zu ärgern und zu schädigen. Nachdem man das deutsche Volk so weit bearbeitet hat, daß es in gewissen Kreisen als Schimpf gilt Jude zu sein, giebt man Viele als Juden aus, die nie daran gedacht haben, Juden zu sein oder von Juden abzustammen, wie man bekanntlich auch schon viele Christen durchgebläut hat, weil ihre schwarzen Haare oder sonstige Merkmale mit Unrecht sie antisemitischen Raufbolden als Juden erscheinen ließen.

Dieser Tage ist die „Staatsbürgerztg." auch mit einem Herrn Dr. Blochmann so hereingefallen. Dieser Herr hatte einen Streit mit einem Bahnbeamten. Den Sachverhalt selbst kennen wir nicht genau, er geht uns auch nichts an, und darum übergehen wir ihn. Aber weil Herr Dr. Blochmann nach Ansicht der „Staatsbürgerztg." sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen, oder der „Staatsbürgerztg." ohne Weiteres der Schuldige zu sein schien, weil sie ihn für einen Juden hielt, machte sie ihn ohne Weiteres zu einem Juden, worauf sie eine Berichtigung veröffentlichen mußte, in welcher Herr Dr. Blochmann erklärt, er und seine sämmtlichen Verwandten gehörten durch Generationen der protestantischen Kirche an.

Solche leichtfertigen Irreführungen haben auch ihre sehr ernsten Seiten. Gesetzt, dieser Herr hätte sich ein wirkliches Vergehen oder gar Verbrechen zu Schulden kommen lassen, und es wäre von Wichtigkeit, etwa ehe er entflieht oder die Spuren der That verwischt, seiner habhaft zu werden. Man liest den antisemitischen Bericht, man kennt einen Mann dieses Namens, aber der Betreffende ist nicht Jude. Folglich nimmt man davon Abstand, ihn der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, und inzwischen entwischt er. Gleichzeitig wird ein jüdischer Träger dieses Namens sistirt und in Untersuchungshaft gehalten, ohne daß er sich auch nur das Geringste hat zu Schulden kommen lassen.

Die „Staatsbürgerztg." braucht keineswegs schwarze Haare, jüdisches Aussehen, einen jüdisch klingenden Namen, um einen Uebelthäter den Juden an die Rockschöße zu hängen. In der Behrenstraße wird eine Dame von einem Wüstling belästigt. Dieser entkommt, man weiß also nicht, wer der Mann ist. In dem Bericht des genannten Antisemitenblatts ist der freche Mensch „natürlich ein Jude", und dem „unverschämten Juden" gelang es zu entkommen. Woher weiß denn nun die „Staatsbürgerztg.", daß der Mann ein Jude war? Vielleicht war es ein Antisemit. Dergleichen Behauptungen, die man nicht beweisen kann, nennt man Verleumdungen, und diese sind ganz besonders infam.

**München,** 12. Febr. Wie das „Bayer. Vaterland" über „Juden" schreibt, möge an einem Beispiele gezeigt werden. Ein Weinhändler in Wien, von der Wieden, kündigt sein Wirthshaus durch ein offenbar selbst gedichtetes Gedicht an. Es ist auch darnach. In dem Gedicht kommt nun eine Stelle von hervorragender Abgeschmacktheit vor. Der dichtende Wirth wendet sich gegen die Abstinenz und schließt mit der albernen captatio benevolentiae, daß der Stifter des Christenthums gerne Wein getrunken habe. Das „Vaterland" fühlt sich durch diese Stelle in seinem religiösen Gefühl verletzt. Das ist sein Recht. Am allerwenigsten berechtigt ist es aber, für diese abgeschmackte Albernheit eines Wirthes — die Juden verantwortlich zu machen. Der Wirth, er heißt St. Waldowski, wird ohne weiteres zu einem „jüdischen Weinhändler" gestempelt. Ein Wiener Antisemitenblatt bemerkt dazu: „Wie kommen wir Christen dazu, uns eine derartige freche Verhöhnung unseres göttlichen Religionsstifters durch den erstbesten Juden ruhig gefallen lassen zu müssen? Der Staatsanwalt erblickt anscheinend in dieser Blasphemie keine grobe Verletzung des religiösen Gefühles der christlichen Bevölkerung, denn er rührte keinen Finger, um diese Frivolität zu ahnden. Wir haben zwar einen § 122 St.-G., derselbe tritt jedoch offenbar nur in Geltung, wenn von Seite der Antisemiten der — Schulchan Aruch angegriffen wird."

Man gestatte uns die eine kleine, nebensächliche Feststellung, daß der inkriminirte Dichter und Weinhändler, der Hausbesitzer Stanislaus Waldowski, ein geborener Katholik und von streng klerikaler Gesinnung ist.

**München,** 18. Febr. In Nr. 154 des „Bayerischen Vaterland" vom 12. Juli 1903 stand folgender Artikel: Aus Bad Reichenhall wird dem „Vaterland" geschrieben: „Ein hiesiger praktischer Arzt, welcher auf einen wunderschatnen Namen hört, präsidirte am 6. Juni bei der liberalen Wahlversammlung und gab unter anderem folgendes von sich: „Unser herrliches Bad Reichenhall ist ein internationaler Kurort, folglich müßte der fanatische Unfug der Fronleichnamsprozession verboten werden, — was bei den anwesenden Soci und Taufschein-Katholiken großen Beifall fand. Bum! Da haben wir's! Der fast zweitausendjährige Judenhaß gegen das Christenthum tritt immer plastischer hervor, aber gottlob ist unser Gebirgsvolk noch kerngesund durch und durch und nicht angekränkelt von jener „Los von Romseuche", welche unglaublicherweise in Oesterreich so günstigen Nährboden fand". Wegen des Inhalts dieses Artikels, der sich nur auf ihn beziehen konnte, stellte der Stabsarzt a. D. und prakt. Arzt Dr. Sigmund Goldschmidt gegen den verantwortlichen Redakteur des „Vaterland", Otto Schoy, Privatklage wegen Beleidigung. Es kam dann folgender Vergleich zu Stande: Der Beklagte erklärte, auf Grund besserer Sachkenntniß nimmt Herr Schoy diese Beschuldigungen als völlig grundlos zurück und drückt sein Bedauern aus, sie gemacht zu haben. Herr Schoy verpflichtet sich, an die Armenkasse Bad Reichenhall binnen eines Monats eine Buße von 50 Mark zu bezahlen, er übernimmt die Kosten des Verfahrens einschließlich der dem Privatkläger erwachsenen nothwendigen Auslagen, verpflichtet sich weiter, diese Erklärung im „Bayerischen Vaterland" zu veröffentlichen und ermächtigt den Privatkläger, dieselbe Erklärung auf seine Kosten im „Reichenhaller Grenzboten" veröffentlichen zu lassen. Hierauf wurden Privatklage und Strafantrag zurückgezogen und durch Urtheil das Verfahren eingestellt.

**Wien.** Vor ca. zwei Jahren hat der österreichische Thronfolger Erzherzog Ferdinand das Protektorat über den Wiener „Katholischen Schulverein" übernommen, was damals ein gewisses Aufsehen erregte. Man erblickte darin eine Stellungnahme des Thronfolgers für die Bestrebungen dieses stark antisemitisch angehauchten Vereins. Nun verlautet jetzt in politischen Kreisen Wiens, daß zwischen dem „Katholischen Schulverein" und dessen hohem Protektor bedeutende Meinungsverschiedenheiten entstanden seien. Die Vereinsleitung hatte ein Eintreten des Erzherzogs für die Vereinsziele, seine offene Billigung der agitatorischen Bestrebungen des Vereins erwartet; der Erzherzog jedoch soll die Herren nicht darüber im Zweifel gelassen haben, daß er wohl ein guter Katholik, aber kein Klerikaler sei. Auch gedenke er keineswegs, wenn er einst zur Regierung gelange, diese nach ausschließlich konfessionellen Gesichtspunkten zu führen. Der Erzherzog soll sogar die Niederlegung des Protektorats über den katholischen Schulverein beabsichtigen, weil er in der Oeffentlichkeit häufig mit den klerikalen Bestrebungen des bezeichneten Vereins in Verbindung gebracht wird.

**Ueber einen Erlaß des österreichischen Justizministers** äußert sich die „Oesterr. Wochenschrift" wie folgt:

„Das Justizministerium hat an alle Gerichtsbehörden einen Erlaß gerichtet, in welchem dieselben angewiesen werden, unwahren und entstellten Zeitungsberichten über Vorgänge bei Gericht, namentlich über den den Anklagen und Urtheilen zugrundeliegenden Sachverhalt durch amtliche Richtigstellung entgegenzutreten. Motivirt wird diese Verfügung mit dem Hinweis auf mehrere Fälle der letzten Zeit, in welcher der ungestörte Gang der Rechtspflege durch tendenziöse Darstellungen in der Presse Schaden gelitten hat. Es ist nicht ausdrücklich gesagt, daß vor allem die antisemitischen Zeitungen solche Lügenberichte verbreiten, aber wer sich der ungeheuerlichen Beeinflussung der öffentlichen Meinung, der Geschworenen und Zeugen im Polnaer Prozesse, wer sich gewisser Ereignisse im Wiener Schwurgerichtssaale aus jüngster Zeit, wer sich einer Amtsberichtigung der Wiener Staatsanwaltschaft gegen das „Alldeutsche Tagblatt" in Sachen der Zablotower Judenexzesse erinnert, wird den in der Motivirung des erwähnten Ministerialerlasses enthaltenen Vorwurf zunächst und zu allererst auf die antisemitische Hetzpresse jeglicher Kouleur beziehen müssen. Das Justizministerium hat mit seiner Anordnung stillschweigend anerkannt, daß die bisher angewendeten oder auch nicht angewendeten Mittel, um der antisemitischen Brunnenvergiftung zu steuern, nicht ausreichen. Das objektive Verfahren hat, abgesehen von seinem odiosen und willkürlichen Charakter vielfach versagt, weil einerseits jeder konfiszirte Artikel durch eine Interpellation im Parlament immunisirt werden konnte und weil andrerseits die Beschlagnahme in den meisten Fällen zu spät erfolgt und durch die nachträgliche Unterdrückung der Unwahrheit noch nicht für das Bekanntwerden der Wahrheit gesorgt wurde. Der subjektiven Verfolgung solcher Journalisten, die aus der Verbreitung beunruhigender Gerüchte und aus der Beeinflussung der Geschworenen und Zeugen ein förmliches Gewerbe machen, haben sich aber die Staatsanwälte mehr und mehr entschlagen, weil die Anklage häufig

mit einem Triumphe der Angeklagten endigte. Wir haben oft dagegen Stellung genommen, daß die Staatsanwälte sich in solchen Fällen als Prozeßpartei fühlen und die Erhebung der Anklage von der Erwägung abhängig machen, ob sie einen Sieg oder eine Niederlage zu erwarten haben. Aber auch in der Beurtheilung der staatsanwaltlichen Praxis ist mit der Unvollkommenheit der menschlichen Natur zu rechnen. Die Theorie, daß das Gesetz rücksichtslos und unter allen Umständen anzuwenden sei, wird doch immer mit dem Bestreben der Staatsanwälte, nur solche Anklagen zu vertreten, die einige Aussicht auf Erfolg versprechen, kollidiren.

Das hat man sich offenbar auch im Justizministerium gesagt, und so ist man dort zu dem neuen Verfahren der amtlichen Berichtigungen gelangt. Die solide und ehrliche Presse kann den Erlaß des Justizministers nur beifällig begrüßen. Auch einem anständigen Blatte kann es einmal passiren, daß es falsch berichtet wird, es wird aber gerne der von amtswegen ihm zugemittelten Wahrheit seine Spalten öffnen. Minder angenehm wird die professionelle Hetzpresse von dem Erlasse berührt werden. Die amtliche Berichtigung ist der Konfiskation vorzuziehen, weil sie kein Martyrium schafft und an Stelle des absichtlich gewollten Dunkels das helle Licht der Wahrheit setzt. Das Mittel ist vernünftig, es ist ehrlich und es entspricht zugleich der modernen Auffassung, daß die Wunden, welche die Presse schlägt, durch die Presse selbst geheilt werden müssen.

Allerdings hängt die Wirksamkeit des Erlasses von zwei wesentlichen Momenten ab. Vor allem davon, daß er von allen betreffenden Behörden auch thatsächlich befolgt wird. Wir haben es in Oesterreich nur zu oft erlebt, daß die schönsten Erlässe auf dem Papier blieben und allgemach in Vergessenheit geriethen. Herr v. Koerber mag darauf bedacht sein, daß seine Verfügung vor diesem Schicksale bewahrt bleibe. Zweitens aber wird man sich gewissen Blättern gegenüber nicht mit einer unverbindlichen Zusendung der wahren Darstellung begnügen dürfen, sondern man wird deren Abdruck auf Grund des Preßgesetzes fordern müssen. Geschieht dies nicht, so wird die gewerbsmäßige Hetzpresse die amtliche Zuschrift mehr oder minder achtungsvoll in den Papierkorb werfen oder sie wird sie mit solchen Glossen versehen, welche deren Wirkung aufheben. Hat man sich einmal entschlossen, der Lügenpresse im Wege der Aufklärung das Handwerk zu legen, dann muß dieser Weg konsequent, energisch und mit Verstand beschritten werden."

**Der russisch-japanische Krieg und die russischen Juden.** Die Petersburger Zeitung „Woschod", das leitende Organ der russischen Juden, enthält über den Krieg folgende bemerkenswerthe Kundgebung:

„Rußland durchlebt gegenwärtig einen sehr schweren und sehr ernsten Augenblick. Schon die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze besitzen einen düsteren, drohenden Charakter. Groß werden die Opfer sein, die der Krieg von allen Bürgern des russischen Staates ohne Unterschied der Konfession und der Nationalität erheischen wird. Auch wir, seine Stiefkinder, werden sie freudig auf den Altar des Vaterlandes tragen. Rußland ist unser Vaterland, — jüdische Soldaten, Aerzte, Heilgehilfen — alle bis zum letzten werden wir heilig die Pflichten erfüllen, die das Vaterland, mit dem uns die geschichtlichen Schicksale verbunden haben, von uns fordern wird.

In unserer Zeitung haben wir lange Jahre hindurch eine traurige Chronik von Beschränkungen und Krawallen führen müssen, die Chronik unserer systematischen Verdrängung aus allen Sphären des öffentlichen Lebens, der Entfernung von allen russischen Interessen sowohl der materiellen, wie der geistigen. Es ist aber jetzt nicht die Zeit, um die Wunden aufzureißen. Wir wollen jetzt, soweit es in unseren Kräften liegt, alles vergessen, — auch unsere Austreibung aus Port-Arthur, auch die Greuel von Kischinew und Homel und vieles, vieles Andere. . . . Die jüdischen Eltern müssen jetzt ihre Sorge über die Zukunft ihrer Kinder und ihr trauriges Los niederhalten. Als einfache Soldaten werden die Juden in den Krieg ziehen, ohne Hoffnung auf irgend welche Auszeichnung oder Beförderung, — aber das Blut ihrer Söhne wird ebenso reichlich fließen, wie das Blut russischer Soldaten.

Mit tiefer Verachtung werden wir auf die Angriffe antworten, die von den uns feindlichen Zeitungen kommen, die nun in ihren unaufhörlichen Bemühungen, die Volksleidenschaften gegen uns anzufachen, zu der ungeheuerlichen Verleumdung gegriffen haben, uns sogar für den Krieg verantwortlich zu machen. „Mitunter scheint es", behauptet Herr Suworin (Herausgeber der „Nowoje Wremja") mit vorsichtiger Niederträchtigkeit, „als sei Japan blos das Opfer des durch die Kischinewer Ereignisse aufgeregten internationalen Judenthums." Verachtung diesen Leuten! Der Leser wird weiter unten eine Notiz finden, die der bevorstehenden Jubiläumsfeier in Sewastopol gewidmet ist; vor 50 Jahren haben dort jüdische Soldaten ihr Leben geopfert für die Vertheidigung einer Stadt, in der es ihnen verboten war, „Anstalten zur Aufführung der Zeremonien ihrer Religion" einzurichten; die heutigen Juden müssen ebenso handeln. Wir werden unsere Schuldigkeit gegen Rußland erfüllen, nicht blos aus Pflicht, sondern aus Liebe. Die uns feindliche Presse beschuldigt uns des Hasses gegen Rußland — das ist eine Lüge! . . . . Wir hassen und verachten die Skwosnik-Denuchanowski's (ein trauriger Held in Gogols „Revisor") die Nowowrementzis, die Snamentzis (Krutschewan und Genossen), wir hassen den abscheulichen Bodensatz und den schmutzigen Schaum des russischen Lebens, aber das Lautere und Gute in Rußland haben wir stets aufrichtig geliebt und geschätzt. Wir zweifeln nicht daran, daß eine Zeit eintreten wird — und sie ist vielleicht nicht mehr ferne —, wo die gesammte russische Gesellschaft den großen Schaden erkennen wird, der dem Lande durch die Hetze gegen die Juden und die Beschränkung ihrer Menschen- und Bürgerrechte, zugefügt wird.

Der Krieg ist eine grausame Erscheinung, die gegenwärtig von der ganzen zivilisirten Welt verurtheilt wird; indessen lehrt uns die Geschichte, daß Kriege auch wohlthuende Folge haben können. Hoffen wir, daß auch der gegenwärtige russisch-japanische Krieg in seinen Ergebnissen unserem Vaterlande einen tiefen inneren Frieden bringen wird, begründet auf gegenseitige Achtung und Zuneigung aller seiner Völker."

Die Nachrichten über neuerliche Judenhetzen in Südrußland deuten nicht daraufhin, daß die Behörden der in dem Artikel des „Woschod" ausgedrückten Loyalität mit Dank und Anerkennung entgegenkommen.

**Der Pirogow-Kongreß und die russische Judenfrage.** Vor einiger Zeit hat in Petersburg ein Aerztekongreß stattgefunden, vor welchem auch die Judenfrage im Zarenreiche besprochen wurde. Die Ergebnisse dieser Debatten wurden in folgender Resolution zusammengefaßt, und zwar auf einstimmigen Beschluß:

„1. Der Pirogow-Kongreß lenkt die Aufmerksamkeit auf den Schaden und auf die Gefahr, welche aus der künstlichen Konzentration der Juden in den Städten und Städtchen Westrußlands erwachsen, und erachtet es für nothwendig, den Juden das Recht der Freizügigkeit einzuräumen. 2. Der Pirogow-Kongreß erachtet es als schädlich und gefährlich, kranken Juden den Aufenthalt auf dem flachen Lande, in den Sommerfrischen, in den Sanatorien und Kurorten zu verbieten."

Erläuternd sei hinzugefügt, daß dieser Kongreß nach seinem Begründer, dem bewährten Chirurgen Pirogow, seinen Namen trägt. Nicht blos auf seinem eigentlichen

Spezialgebiete hat Pirogow sich unsterbliche Verdienste erworben, sondern er ragte auch als ein ungewöhnlich veranlagter Mensch hoch über Tausende, ja über Hunderttausende hervor. Pirogow war ein ungewöhnlich gebildeter und ideal gesinnter Mann, der nicht einen Augenblick zögerte, in einem Widerstreit zwischen seinen Ueberzeugungen und dem Staatsamte, dem letzteren zu entsagen. Etwa 50 Jahre alt, legte er sein Amt als Kurator des Kiewer Lehrbezirks nieder, weil er wegen seiner echtliberalen Ansichten mit seinen Vorgesetzten in einen harten Streit gerieth, ging auf sein Landgut und wurde Friedensrichter. Von allgemeinem Interesse sind Pirogows Lebensaufzeichnungen, in denen ein Tolstoi verwandter Geist weht. Pirogow arbeitete Zeit seines Lebens auch an der Verbesserung der russisch-jüdischen Zustände. Dem Geist dieses großen Vertreters des Humanitätsgedankens in Rußland getreu, protestirte auch der Pirogow-Kongreß gegen die Beschränkungen, die bei der Aufnahme jüdischer Aerzte in die Dienste der Gemeinden bestehen, durch folgende Resolution:

„Der Kongreß erachtet es als der Gemeindeinstitution und der angestellten Aerzte unwürdig, Beschränkungen aufrecht zu erhalten, welche durch nationale und religiöse Vorurtheile hervorgerufen sind."

Der russischen Regierung und namentlich dem Minister Plehwe war diese Kundgebung von so hochansehnlicher Stätte aus unbequem, sie verbot daher kurzerhand die Veröffentlichung dieser Beschlüsse des Pirogow-Kongresses. Es geht eben nichts über die Toleranz der russischen Regierung.

---

## Brunnenvergiftung.

Die „Frankf. Ztg." veröffentlicht aus der Feder von Dr. jur. Conrad Marcus-Straßburg folgenden Beitrag zur Geschichte des Fanatismus:

Es ist den Lesern bekannt, in wie furchtbarer Weise die Juden des Mittelalters unter der Anklage der Brunnenvergiftung zu leiden gehabt haben. Von den Kreuzzügen bis in das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges hinein hat dieser Wahnglaube unendliches Elend über blühende Judengemeinden gebracht, und noch heute ist er im fernen Osten nicht ausgestorben.

Im dritten Heft des 13. Bandes des Archios für Kriminalanthropologie und Kriminalistik veröffentlicht der Herausgeber, Herr Professor Dr. Hans Groß (Prag) ein ihm aus privater Hand zugegangenes Blatt aus dem Jahre 1546, bei dessen Lektüre man sich in die Zeit des schwarzen Todes zurückversetzt glaubt. Der Vorwurf der Brunnenvergiftung wird hier freilich nicht gegen die Juden, sondern gegen die Katholiken erhoben, aber der Angriff bleibt derselbe, wenn auch die Richtung verschieden ist, und zudem eröffnet das Schriftstück einen so deutlichen Einblick in die Entstehung jenes monströsen Aberglaubens, daß es für immer als ein Kulturdenkmal ersten Ranges gelten wird.

Es ist ein offenbar aus dem Lager der Protestanten, die damals gegen Kaiser und Papst unter Waffen standen, gegen die deutsche katholische Partei gerichtetes Flugblatt und zerfällt in drei Abschnitte.

Der erste enthält eine gemeinschaftliche Bekanntmachung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen und ist vom 30. August 1546 datirt — drei Wochen vor der Schlacht bei Mühlberg, die beiden Kurfürsten Krone und Freiheit kostete. Sie wendet sich an „allen und jeden, Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Stete (Städte), so unser Augspurgischen Confession, Auch unser Christlichen einunge und verwandt sein, desgleichen allen und jeden unsern unterthanen und Vorwandten". Sie verbreitet sich sodann über die gegen die Protestanten gerichteten Maßregeln des Papstes, wirft diesem vor, daß er „nicht die geringste Ursache" sei, daß „sich der Kayser itzo unterstehet, Gottes Wort und die ware Christliche Religion mit dem Schwert zu dempffen und auszureuten" und fährt dann fort: „So ist er (der Papst) doch daran, seiner mörderischen und dinidürstigen art nach, nicht gesettiget noch zufrieden. Sondern hat daneben, wie wir des von hohen Fürstlichen personen aus sondern (besonderem) trewhertzigen volmeinenden bedenken, gegen uns, unsere Religionsverwandte und der gantzen Deudschen Nation, glaudwirdigen Bericht empfangen, etlich viel, und geschwinde gifft in Deudsche Land verordnet, welche gifft auch an ein benannten ort ankommen sein sol. Der Meinung und mit diesem befehl, fürnehmlich die Brunnen, Teiche, und andere stehende Wasser, und wie es sonsten zuwegen bracht werden mag. In E. L. (Ew. Liebden) und ewern Landen, Grafschaften und Herrschaften, Steten und Gebieten, auch inn unsern Landen und Fürstenthumen, damit zuvorgifften." Das Schreiben schließt mit einer Warnung vor den Mörderbanden des Papstes.

Der zweite Abschnitt, eine private Notiz, die den Flugblattcharakter des Ganzen erkennen läßt, theilt mit, daß man auf Grund dieses „Ausschreibens" aufmerksam geworden, im Walde bei Weimar „das große Webicht genant", einen Verdächtigen ergriffen habe.

Von seiner Aussage handelt der dritte Abschnitt, eine öffentliche Mittheilung des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen, vom Mittwoch nach Matthaei (24. September) 1546. Man habe einen als Pilger verkleideten Mann im großen Webich ergriffen und eingesperrt. Er habe — Groß meint mit Recht: auf der Folter — ausgesagt, er heiße Jakob Julian und sei aus Leon in Frankreich. Der Hauptmann des Papstes, „ein langer Edelmann, so zu Rom wonet", habe ihn nebst vier andern, nämlich dem Schuhmacher Peter Julian aus Rom, dem Wollenweber Johann Latran aus Florenz, dem Seiler Nikolaus aus Florenz und dem Schuhmacher Ludwig aus derselben Stadt, angestiftet, im protestantischen Lande auf Mord zu brennen und die Brunnen zu vergiften. Sie sollten nur recht viel Schaden anrichten, dann sollten ihnen alle ihre Sünden vergeben sein. Die „Gesellen" des Gefangenen hätten jeder zwei Büchschen mit schwarzem und weißem Giftpulver bei sich. Davon hätten sie zu Hall im Innthal eine Menge von der Größe einer Walnuß in einen Brunnen gethan. Er selbst habe kein Gift besessen, könne aber nicht angeben, woraus es hergestellt sei.

Mit einer Mahnung zur schärfsten Vorsicht schließt das niederträchtige Schriftstück, das, wie Groß hervorhebt, uns darüber unterrichtet, was man in damaliger Zeit unter strafprozessualer Sicherheit verstand. In der That dürfte es wenig Urkunden geben, die mit gleicher Offenheit enthüllen, mit welcher Frivolität man noch im Zeitalter des Humanismus Anklagen der schwersten Art zu erheben wagte. Der Papst ist der größte Erbfeind, der „Antichrist"; man traut ihm jedes Mittel zur Unterdrückung der Ketzer zu. Den Fürsten, in der Noth eines aussichtslosen Krieges gegen die Macht Karls des Fürsten, ist nichts lieber, als daß der Haß gegen die feindliche Partei zunehme; so wird denn eine Warnung erlassen: Von dem einen droht uns das Schwert, von dem andern Feuer und Gift. Bewiesen ist das letzte zwar nicht, aber erstens ist es wahrscheinlich und zweitens haben wir gewisse Nachricht. Und bald findet sich auch der Beweis. Ein armer Sünder, der gewiß kein ganz reines Gewissen hatte, wird solange gefoliert, bis er „bekennt", daß er genau in der von den Fürsten behaupteten, dem Volke seit mancher Judenschlacht bekannten Absicht zur Brunnenvergiftung angestiftet sei. Die Be-

schaffenheit des Giftes zwar kennt er nicht; er hat keines besessen, auch keines verbreitet, und dunkel bleibt, zu welcher strafbaren Handlung ihn „der lange Edelmann, so zu Rom wohnet", angestiftet hat, wenn nicht zur Verbreitung des Giftes. Aber er hat Leute gekannt, die irgendwo etwas in einen Brunnen geworfen haben, was Gift gewesen sein soll, wie Groß ironisch hervorhebt. Damit ist bewiesen, daß der Papst ganz Deutschland mit Mördern und Giftmischern überzogen hat, um die Ketzer zu vertilgen!

Das Schriftstück ist in doppelter Hinsicht lehrreich. Es beweist einmal, daß Lügen dieser Art nationale Lügen sind. Zwar standen sich im Schmalkaldischen Kriege auf beiden Seiten Deutsche gegenüber. Allein der erste Abschnitt, die Bekanntmachung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, enthält wohl Ausfälle der schärfsten Art gegen den Papst, der kein Deutscher ist, aber nicht gegen den Kaiser, auf den nur in einer nicht unsachlichen Form als auf das Organ des Papstes Bezug genommen wird. Dagegen heißt es dort, es habe sich das „Welsche Kriegsvolk, so der Bapst dem Kayser zugeschickt" öffentlich vernehmen lassen, „das er, der Bapst, uns und alle unsere Religionsverwandten, jnen habe zu preis gegeben." Sehr bemerkenswerth ist ferner in der Aussage des Gefangenen, daß er selbst Franzose, seine Genossen Italiener sind. Ein Zufall ist das gewiß nicht, da das Schriftstück keinen Zweifel an seinem pamphletischen Charakter aufkommen läßt. Sodann aber wird hier klar, welches die Voraussetzungen sind, unter denen diese Lügen zu entstehen pflegen: Ein gegen Fremde erregtes, ungebildetes Volk, das von Personen, denen es vertraut, nach Demagogenart aufgewiegelt wird, und eine gefällige Justiz, die sich dem Drucke der öffentlichen Meinung beugt. Der Herr Herausgeber des „Archivs" verdient für seine Veröffentlichung den Dank aller, denen an der Ermittelung der Wahrheit auch in dem objektiven Verfahren gelegen ist, das vor dem Richterstuhle der Geschichte seine Sühne findet.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mittheilungen"** sind noch vorräthig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichniß macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mittheilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**

# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientirung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschirt 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christenthum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 9. Berlin, 3. März 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Couvert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3525.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Wenckt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Der russisch-japanische Krieg.

Man schreibt uns:

25 000 Juden in der sibirischen Armee, welche dafür zu kämpfen haben, daß ihnen und ihren Familien der Aufenthalt in Sibiren versagt wird. Gottesdienst in der Synagoge von Kischinew für den Sieg der russischen Waffen. Leitartikel der russischen Zeitungen gegen die barbarischen Asiaten (worunter nicht die Mörder von Kischinew sondern die Japaner gemeint sind); das ist die Signatur in Rußland. In Deutschland eine Regierung, deren strikte Neutralität doch ein überwiegendes Wohlwollen für Rußland erkennen läßt, eine sogenannte „Judenpresse", die sich ängstlich hütet, unfreundliche Worte über Rußland zu sagen, und „die verjudete Börse", die überwiegend einen russischen Sieg wünscht. Dahinter aber das deutsche Volk, welches in erdrückender Mehrheit den Sieg der Japaner erhofft, damit Europa von dem Druck befreit wird, den die „asiatischen Barbaren" auf Europa ausüben. Denn das deutsche Volk versteht unter den asiatischen Barbaren nicht die Japaner, sondern die Russen.

* * *

Es sind verhältnißmäßig viele Juden zur sibirisch-mandschurischen Armee eingezogen. Die Juden müssen schon allgemein einen Prozentsatz zum russischen Heere stellen, der über den Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung hinausgeht. Zur Zeit sind außerdem aber deshalb besonders viele Juden für die Ostarmee unterwegs, weil man gerade die westlichen Gouvernements am ehesten von Truppen zu entblößen in der Lage ist und in diesen Gouvernements die Juden besonders zahlreich sind.

Die jüdischen Soldaten haben thatsächlich dafür zu kämpfen, daß ihnen und ihren Familien der Aufenthalt in der Mandschurei und in Sibirien versagt bleibt. Bleibt die Mandschurei chinesisch, so dürfen die russischen Juden dort Wohnsitz nehmen, und nicht bloß das, die russische Regierung würde für das Wohnrecht der russischen Juden in der Mandschurei eintreten, weil sie ja damit ihren Einfluß im fremden Lande stärkt. Wie sie ja auch thatsächlich sich bemühen will, der Einwanderung der russischen Juden nach Palästina Vorschub zu leisten. Wird die Mandschurei russisch, so bleibt den Juden das Aufenthaltsrecht versagt. Es war eine phänomenale Unverschämtheit, daß in Mukden, welches offiziell nicht einmal russisch, sondern chinesisch ist, den Juden der Aufenthalt verboten wurde. Die jüdischen Soldaten, die in der Eisenbahn nach dem Kriegsschauplatz fahren, werden anderen Juden begegnen, die aus Sibirien ausgewiesen wurden und den Weg nach Europa über Schnee und Eis zu Fuß zurücklegen müssen. Den Gipfel dieses Verfolgungssystems bezeichnet vielleicht die in der „Frankfurter Ztg." vom 28. 2. mitgetheilte Thatsache, daß die russische Regierung aus Kiew, Moskau und Petersburg die Familien der russischen Aerzte ausweist, welche zum Kriegsschauplatz abgegangen sind, da die Familien das Wohnrecht in den gedachten Städten verloren haben, nachdem die Familienhäupter in diesen Städten die Praxis zur Zeit nicht mehr ausüben.*)

* * *

Der Gottesdienst in Kischinew braucht bei den betheiligten Juden nicht Heuchelei zu sein. Das Menschenherz ist ein merkwürdig Ding, und wir haben gerade bei russischen Juden häufig starken russischen Patriotismus gefunden; sie unterscheiden stark zwischen der russischen Regierung und dem russischen Volke. In jedem Falle haben die russischen Juden von dem Krieg große Nachtheile zu befürchten, da, je nachdem Rußland siegt oder besiegt wird, nationaler Uebermuth oder Wuth gerade an den Juden sich auslassen werden. Hierbei werden allerdings die reichsten und einflußreichsten Theile der russischen Juden am wenigsten von Verfolgungen zu leiden haben, wie ja auch anderwärts der Antisemitismus gerade den reichen Juden nicht gefährlich wird. In der „Nation" hat seiner Zeit Dr. Heilborn mit Recht seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß nach den Ereignissen von Kischinew die reichen Juden ruhig an Ort und Stelle verblieben sind.

* * *

Den gebildeten Kreisen Rußlands geht es nicht besser als den Juden; trotz des Krieges werden vielfach Verhaftungen aus den Kreisen russischer (christlicher) Intelligenz gemeldet, und einer Zeitung, welche ausführte, daß in jetziger Zeit alle russischen Kreise, Finnen und Polen, Juden und Orthodoxe, zusammenstehen würden, wurde das Recht des Einzelverkaufs entzogen. Diejenige Presse aber, welche der Aufklärung stets und überall eine unerbittliche Feindin gewesen ist, wie namentlich die „Nov. Wremja", hat den schlechten Geschmack, die Japaner als asiatische Barbaren zu beschimpfen.

* * *

Findet man es begreiflich, daß die russischen Juden mehr oder weniger russisch gesinnt sind, so müßten in Deutschland diejenigen Kreise, welche als spezifisch jüdisch

*) Möglicherweise handelt es sich hierbei nicht um eine Anordnung der Centrale, sondern um den Versuch untergeordneter Behörden, sich bestechen zu lassen.

bezeichnet zu werden pflegen (d. h. Börse und Presse), antirussische Tendenzen besonders deutlich zeigen. Bei beiden ist dies indessen nicht der Fall.

Mit Ausnahme der sozialdemokratischen Blätter und einiger Blätter, die sich durch besonders ausgeprägte liberale Tendenz auszeichnen, beweist die Presse eher Wohlwollen für Rußland, wobei viele von den Antisemiten zur Judenpresse gerechnete Organe Rußland als „Schutzhort gegen die gelbe Gefahr" dem deutschen Philister in erträglichem Lichte erscheinen lassen möchten. Hierzu trägt neben der Haltung unserer Regierung die Erfahrung bei, daß Preßangriffe während des Burenkrieges uns unnöthige Feindschaft zugezogen haben. Darüber hinaus dürften aber wohl Rücksichten auf den deutschen Kapitalisten maßgebend gewesen sein, welcher in starkem Maße an russischen Papieren interessirt ist und deshalb nicht gern Unfreundliches über die russischen Verhältnisse zu hören wünscht.

* * *

Hiermit kommen wir auf den zweiten Kreis, der als jüdisch ausgeschrieen zu werden pflegt, nämlich die Börse. Auch die Börse will in ihrer überwiegenden Mehrheit von russischen Aussichten nichts Unfreundliches hören. Man ist dort, wie auch in Preßkreisen, von jeder Sympathie für Rußland frei, man hat aber ungefähr die Gefühle eines Kapitalisten, der einem Hallunken, der zufällig sein Schuldner ist, wünscht, daß er eine reiche Heirath macht. Man weiß in Finanzkreisen, daß eine Deroute eintreten würde, wenn in Frankreich und Deutschland das Publikum daran geht, sich seines Besitzes an russischen Werthen zu entäußern, deren Kurse jetzt durch Käufer für Rechnung der russischen Regierung gehalten werden, und man erhofft deshalb inbrünstig baldige russische Erfolge, welche dieses Gewitter von den europäischen Börsen fernhalten würden. „Judenpresse" und „Hautefinance" beten mit den Juden von Kischinew für den Sieg der russischen Waffen.

* * *

Man wird von antisemitischer Seite bemerken, daß die Haltung dieser Kreise, soweit sie aus Juden bestehen, nicht gerade besonders durch Idealismus imponirt; das geben wir ohne Weiteres zu. Wir haben niemals behauptet, daß Juden anders sind als andere Menschen, aber andererseits wird es durch diese Thatsachen augenfällig, daß der Rederei über die Solidarität der Juden keiner Wirklichkeit entspricht. Wenn die jüdische Solidarität Grund und Möglichkeit hatte, sich erfolgreich bei irgend einer Gelegenheit zu bethätigen, so war dies bei Ausbruch dieses Krieges der Fall, wären „Judenpresse" und „Judenbörse" „im Dienste des internationalen Judenthums", so konnten sie gerade jetzt dem antisemitischen Rußland schwere Wunden schlagen.

Der Antisemit Lueger, welcher namentlich in früherer Zeit mit seinem politischen Antisemitismus (oder richtiger Klerikalismus) eine gewisse Unbefangenheit zu verbinden wußte, hat in einer seiner Reden die Behauptung aufgestellt, daß bei einer Stichwahl zwischen einem Sozialdemokraten und ihm der Wiener Rothschild voraussichtlich ihm, dem Lueger, seine Stimme geben würde. Ob der Wiener Rothschild persönlich so handeln würde, wissen wir nicht; richtig ist aber der Grundgedanke der Lueger'schen Ausführung, daß der jüdische Kapitalist meistens stärker als Kapitalist empfindet denn als Jude, womit eigentlich jede sachliche Voraussetzung für den Antisemitismus entfällt.

Allerdings dürfen sich gerade deshalb die Juden über den Antisemitismus nicht beklagen. In der Politik ist Schwäche der gröbste Fehler, und wenn man anderwärts sieht, daß Juden von dem Solidaritätsgefühl, welches man ihnen vorwirft, zu wenig haben, so ist das um so mehr ein Anreiz, sie zum politischen Sündenbock zu machen. Jedes Gefühl hat nur soviel Werth wie die That, welche es auslöst. Solange russische Verfolgungssucht jüdische Kreise an der Börse und in der Presse nicht zu Gegnern Rußlands macht, tragen deutsche Juden ihre moralische Mitschuld an den Ereignissen von Kischinew.

* * *

Die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes erhofft japanische Erfolge — zum Theil aus Sympathie mit den Japanern, welche in so kurzer Zeit verstanden haben, sich in die europäische Kultur nicht nur äußerlich einzuleben, sondern die Schule deutscher Exaktheit und deutscher Wissenschaftlichkeit in der Art ihres Vorgehens deutlich zeigen. Weit mehr ist aber für die Stellungnahme dieser Mehrheit des deutschen Volkes das Bewußtsein maßgebend, daß Rußland nicht nur in der äußeren Politik ein gefährlicher Gegner Deutschlands ist, sondern auch in der inneren Politik für ganz Europa als der Hort des Rückschritts eine Gefahr bedeutet. Deshalb ist es ganz natürlich, daß in den Sympathien für einen russischen Sieg mit den Antisemiten diejenigen jüdischen Kreise übereinstimmen, welche eigentlich rückschrittlich gerichtet sind und nur durch die antisemitischen Allüren unserer reaktionären Parteien verhindert werden, ihren Sympathien gänzlich nachzugeben. Dies beweist aber auf das Schlagendste, daß der Antisemitismus als politischer Faktor keinerlei Berechtigung hat, wenn er auch als Agitationsmittel zeitweilig wirken kann. Gewaltige Ereignisse, wie der russisch-japanische Krieg, sind erleuchtend wie ein Blitz; dieser Krieg hat auch auf demjenigen Gebiete Aufklärung geschafft, welches unser Blatt aufzuklären bestimmt ist.

---

## Die Reichstags-Stichwahl in Eschwege-Schmalkalden.

Aus dem Wahlkreise Schmalkalden-Eschwege-Witzenhausen wird uns unter dem 2. März von einem Freunde unserer Sache geschrieben:

„Raab hat gestern mit großer Mehrheit gegen den Sozialdemokraten Hugo den Sieg davongetragen. Unserem Kreis, der früher schon von den Antisemiten Leuß und Iskraut im Reichstage vertreten war, blieb der traurige Ruhm vorbehalten, diesmal in der Person des Herrn Raab wiederum einen Verfechter des krassesten Antisemitismus, einen der schärfsten Bündler, Zünftler und Reaktionäre in den Reichstag entsendet zu haben. Noch trauriger aber ist es, feststellen zu müssen, daß Raabs Sieg einzig und allein durch die Schuld der Freisinnigen herbeigeführt worden ist.

Die Stichwahl vom 1. März 1904 wird für alle Zeiten eines der traurigsten Blätter in der Geschichte der freisinnigen Volkspartei sein und bleiben.

Als am 15. Februar sich Stichwahl zwischen dem Antisemiten Raab und dem Sozialdemokraten Hugo unter Ausfall des volksparteilichen Kandidaten Merten und des Konservativen von Christen ergeben hatte, war, wenn man die Wahlziffern und die Stimmung der Parteien im Wahlkreise zu Grunde legte, der Sieg Raabs keinesfalls gegeben. Die Konservativen waren durch die empörende, allem politischen Anstande Hohn sprechende Agitation der Antisemiten derart verbittert, daß von einem größeren Theil Stimmenthaltung zu erwarten war, und dahingehende Aeußerungen ließen keinen Zweifel darüber. Aber selbst wenn sämmtliche 3519 konservative Stimmen sich mit den 4522 Stimmen Raabs vereinigten, wäre Raabs Sieg gegenüber dem Sozialdemokraten, der es auf 5837 Stimmen gebracht hatte, zu verhindern gewesen, wenn . . . ja wenn die Freisinnigen eben wirklich freisinnig und konsequent gewesen wären. Der freisinnige Kandidat Merten hatte 4089 Stimmen auf sich vereinigt. Von diesen Wählern hing es ab, ob der Wahlkreis der Reaktion zufiel oder nicht.

Diese freisinnigen Wähler lechzten nach einer Parole, nach einer Anweisung, wie sie sich verhalten sollten. Die einzig richtige Parole: Gegen Raab! blieb leider aus von den maßgebenden Stellen, von wo aus sie Eindruck gemacht hätte.

Die Berliner Centralleitung der Volkspartei hüllte sich in tiefstes Schweigen. Nach Schmalkalden ging der Rath, sich „todt" zu stellen, nach Eschwege an den dortigen Führer kein Fingerzeig, kein Wink, keine Zeile. Die „Freisinnige Zeitung", das Organ der freisinnigen Volkspartei, vermied ebenfalls jede Stellungnahme. Alle liberalen Blätter, von der nationalliberalen Presse bis zur „Volkszeitung" und „Frankfurter Zeitung", betonten, je näher der Wahltag kam, immer mehr die Nothwendigkeit und die Pflicht der centralen und lokalen Parteileitung, klipp und klar gegen Raab Stellung zu nehmen. Nichts geschah! Die „Freis. Zeitung" beschwerte sich nur darüber, daß eine „förmliche Hetze" gegen die Zentralleitung getrieben würde. Eine klärende Parole erfolgte nicht. Im Wahlkreise selbst konnten sich die Führer in Folge dessen ebenfalls nicht zu der Parole: Gegen Raab! aufraffen. Es verstrich eine kostbare Zeit. Die freisinnigen Wähler im Kreise wußten bei dieser Haltung ihrer Führer und ihrer Blätter — auch die beiden freisinnigen Blätter des Kreises hatten jede klare Stellungnahme gegen Raab vermieden — nicht, woran sie waren.

Das verstanden die Antisemiten natürlich gehörig auszunutzen. Zeit genug war ihnen bis zur Stichwahl für Agitation gelassen. Am 15. Februar war die Wahl, am 1. März erst die Stichwahl. Raab, von Liebermann, Graf Reventlow und Genossen hielten Versammlungen über Versammlungen ab, gingen besonders in die Ortschaften, wo freisinnige Stimmen abgegeben waren, hielten dort ganz liberale Reden, die außerdem mit Hurrah-Patriotismus gespickt waren, spielten sich als die biederen Volksfreunde auf und wußten die Freisinnigen, die von ihren Führern sich selbst überlassen waren, mit ihren schönen Reden einzufangen. Wäre von Anfang an klar und deutlich unter Darlegung aller Gründe von der Berliner Centrale und den lokalen Führern in Schmalkalden und Eschwege die Parole für den Sozialdemokraten ausgegeben worden, so waren die freisinnigen Wähler, die nun völlig führerlos waren, wenigstens gewarnt. So aber gingen — wie die Zusammenstellung der Stichwahlziffern beweisen wird — viele freisinnige Wähler vom Lande den Antisemiten ins Garn.

Angesichts dieser Gefahr war die Unthätigkeit auf freisinniger Seite verhängnißvoll, und geradezu gewissenlos war die Haltung der volksparteilichen Centrale in Berlin. Kein Wunder, daß auch die lokalen Führer nicht den Muth fanden, der Gefahr mit aller Offenheit und Entschiedenheit entgegenzuwirken.

In Schmalkalden fanden sich wenigstens in letzter Stunde noch Männer, die ein Flugblatt verbreiteten, welches Raab als Agrarier, Antisemiten und Reaktionär brandmarkte, und mit der Aufforderung schloß, den Sozialdemokraten Hugo als das kleinere Uebel zu wählen. Herr Liebermann von Sonnenberg hat dieses Flugblatt, das leider unbegreiflicherweise anonym hinausging, als eine Mache der „Berliner Judenschaft" bezeichnet.

Dem gegenüber kann ich aus eigener Kenntniß mittheilen, daß dieses Flugblatt von einem christlichen Schmalkaldener Herrn, der eine führende Stellung unter den dortigen Freisinnigen einnimmt, bereits am Tage nach der ersten Entscheidung, am 16. Februar, verfaßt worden ist, daß dieser Herr im Auftrage von Freisinnigen, die, wie er, alles daran setzen wollten, den Sieg Raabs zu verhindern, in Berlin war und selbst den Druck und die Versendung dieses Aufrufs in letzter Stunde veranlaßt hat. Diese Aktion kam leider zu spät, um noch wirken zu können; bedauerlich war auch, wie gesagt, die Anonymität. Jedenfalls entsprach der Inhalt dem Wunsche vieler, ja der Mehrzahl der Freisinnigen, die in ihrer freisinnigen Anschauung wirklich gefestigt sind. Um so unbegreiflicher war die Haltung des freisinnigen Führers in Eschwege, des Herrn Georg Hauck. Dieser Herr hatte schon vorher als Beschluß des Vorstandes des freisinnigen Vereins zu Eschwege verkündet: „Unseren Parteifreunden bleibt es anheimgestellt, nach eigenem Ermessen zu handeln. Für die Stichwahl wird von uns keine Parole ausgegeben." Als nun auf Veranlassung jenes Schmalkaldener freisinnigen Führers das oben erwähnte Flugblatt gegen Raab und für Hugo im Kreise Eschwege-Witzenhausen verbreitet werden sollte, widersetzte er sich dem mit allen Kräften und erließ noch am Tage vor der Stichwahl in seiner Eigenschaft als „Vorsitzender des freisinnigen Wahlkomitees für Eschwege-Witzenhausen und als Vorsitzender des freisinnigen Vereins zu Eschwege" eine Gegenerklärung, in der es hieß, daß „dieses Flugblatt ohne unser Mitwissen verfaßt, gedruckt und verbreitet worden ist".

Das war natürlich Wasser auf die Mühlen der Antisemiten und diente dazu, die an und für sich schon verwirrten und haltlosen freisinnigen Wähler noch verwirrter und haltloser zu machen. Das Resultat war auch entsprechend der Haltung dieses würdigen Freisinnsführers: In den Bezirken Eschwege-Witzenhausen erlebte man das empörende Schauspiel, daß Freisinnige in beträchtlicher Anzahl den Bündler, Agrarier und Antisemiten Raab in der Stichwahl wählten.

Nicht unerwähnt darf auch das eigenartige Verhalten von jüdischen Wählern in Eschwege bleiben. Brachte es ein Theil doch fertig, aus reiner Furcht, als Wähler des Sozialdemokraten bezeichnet zu werden, der Wahlurne fern zu bleiben!

Fehler über Fehler und Sünden über Sünden sind von freisinniger Seite begangen worden! Zu erinnern ist noch daran, daß sogar der volksparteiliche Kandidat, Herr Merten, in Eschwege und auch anderwärts in seinen Wahlreden erklärt hatte: In der Stichwahl müßten alle bürgerlichen Parteien gegen den Sozialdemokraten zusammenstehen!

Es war nur folgerichtig, daß die Antisemiten immer wieder auf diesen Ausspruch hinwiesen und ihn für ihren Kandidaten Raab auszunutzen suchten. Verdenken kann ihnen das kein Mensch. Aber damit bleibt auf der Volkspartei und ihrem Kandidaten der Vorwurf haften, daß sie die Wahl des Antisemiten und Agrariers Raab gefördert und herbeigeführt haben. Thatsache ist und bleibt, daß die volksparteiliche Centralleitung nicht das Mindeste gethan hat, die Wahl Raabs zu verhindern, daß ihr ganzes Verhalten nur den Schluß zuläßt, daß ihr die Wahl des antisemitischen Reaktionärs lieber war als die des Sozialdemokraten, der bis zum Jahre 1908 im Reichstage gegenüber der Reaktion, dem Agrarierthum in allen Fragen den gleichen Standpunkt wie die Liberalen eingenommen hätte.

Mag sich die Leitung der Volkspartei und die „Freisinnige Zeitung" noch so sehr drehen und winden: Mit diesem Makel bleiben sie behaftet — und das mögen sich alle merken, die es angeht".

* * *

Dem energischen Eingreifen Dr. Barths ist es, wie die Kieler freisinnige Parteileitung bezeugen kann, zu verdanken gewesen, daß Raab bei der Hauptwahl im vorigen Jahre aus seinem bisherigen Wahlkreise Flensburg-Apenrade aus dem Reichstage hinaus-

gewählt worden ist, und durch das unverantwortliche Verhalten der maßgebenden Instanzen der freisinnigen Volkspartei ist er jetzt in Eschwege-Schmalkalden wieder in den Reichstag hineingewählt worden.

Das Schlimmste aber ist, daß das schlechte Beispiel, das das Centralorgan der freisinnigen Volkspartei bei dieser Affaire gegeben hat, geradezu korrumpirend gewirkt hat auf die freisinnigen Preßorgane des Wahlkreises. „Der Thüringer Hausfreund" in Schmalkalden, veröffentlichte vor der Stichwahl im redaktionellen Theile als „Eingesandt" Berichte über Versammlungen des antisemitischen Kandidaten Raab, die derartig zu Gunsten Raabs gefärbt waren, daß sie ohne jeden näheren Zusatz in antisemitischen Parteiblättern hätten stehen können. Es wurde darin u. a. hervorgehoben, daß, „da es sich um die Stichwahl handelte, auch die angesehensten Vertreter der freisinnigen Volkspartei erschienen wären". Raabs Ausführungen wurden als „sehr sympathisch (!) und gemäßigt" bezeichnet. In einer Versammlung in Kleinschmaikalden betheiligten sich nach dem Bericht des freisinnigen Blattes an dem „lebhaften Beifall", der Raab am Schlusse gezollt wurde, „auch die anwesenden Freisinnigen, die wohl ohne Ausnahme der Aufforderung des Redners, nun zur Stichwahl alles Trennende zu vergessen und einmüthig den Kampf gegen die Sozialdemokratie zu führen, wie es auch im vorigen Jahre geschehen sei, Folge leisten dürften".

Ferner berichtete das „Witzenhäuser Kreisblatt" über eine Versammlung in Niederhorn:

„Raab wies auf die unwürdige und brutale Behandlung hin welche die freisinnige Volkspartei und ihr Führer, Herr Eugen Richter, bei den Obstruktionskämpfen im Reichstag von den Sozialdemokraten zu erdulden hatte, er erinnerte auch daran, daß der freisinnige Kandidat, Herr Merten, erfreulicherweise, genau wie auch die Redner der deutschsozialen Partei, erklärt hätte, daß er und seine Partei im Falle der Stichwahl unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie Stellung nehmen werde. Die Aussprachen fanden bei den anwesenden Mitgliedern aller bürgerlichen Parteien lebhaften Beifall. Mit großer Einmüthigkeit erklärten alle, insbesondere auch einige freisinnige Herren, daß sie mit ihren Stimmen dazu beitragen wollten, daß ebenso wie bei allen früheren Stichwahlen der Ansturm der Sozialdemokraten durch die Einigkeit und Vaterlandsliebe aller reichstreuen Wähler auch diesmal abgeschlagen werden würde."

Der Hamburger Wahlverein der freisinnigen Volkspartei lehnte, wie bereits gemeldet, kürzlich einen Antrag, daß die Freisinnigen in Eschwege-Schmalkalden aufgefordert werden sollten, für den Sozialdemokraten zu stimmen, ab mit der ausdrücklichen Motivirung, daß man den Freisinnigen des Wahlkreises keine Verhaltungsmaßregeln zu geben brauche; sie wüßten selbst am besten, was sie in der Stichwahl zwischen einem Antisemiten und Sozialdemokraten zu thun haben. Nun hat der Hamburger Wahlverein der freisinnigen Volkspartei eine Antwort von seinen Eschweger Parteifreunden erhalten.

Es sei übrigens hiermit festgestellt — was für die Beantwortung der Frage, wen in erster Linie die Schuld an dem jämmerlichen Verhalten der Freisinnigen des Wahlkreises trifft, nicht unwesentlich ist —, daß der Eschweger freisinnige Verein die Erklärung: „für die Stichwahl wird keine Parole ausgegeben. Den Parteifreunden bleibt es anheim gestellt, nach eigenem Ermessen zu handeln" erst dann in der „Eschweger Ztg." veröffentlicht hat, nachdem die „Freis. Ztg." erklärt hatte:

„Die Centralleitung der freisinnigen Volkspartei hat von jeher und ausnahmslos den Grundsatz befolgt, bei Stichwahlen keine Parole zu veröffentlichen. Freisinnige Wähler wissen selbständig, wie sie sich bei Stichwahlen zu verhalten haben; die in Betracht kommenden Kandidaten und deren Parteirichtungen sind ihnen in den Kämpfen schon vor dem ersten Wahlgang auf das Genaueste bekannt geworden."

Die Antisemiten jubelten, sie deuteten diese Erklärung, was man ihnen nicht verargen kann, weidlich zu Gunsten Raabs aus und ergingen sich in der kompromittirendsten Lobhudelei gegenüber der Leitung der freisinnigen Volkspartei. „Das ist", so bemerkte z. B. das Organ des Herrn Liebermann von Sonnenberg, das Hamburger „Deutsche Blatt", zu der freisinnigen parteioffiziösen Erklärung, „die durchaus würdige (!) Antwort der freisinnigen Volkspartei auf all das widerliche Gekräch, das von jüdischer Seite . . . gegen Raab angestimmt wurde."

Die „Deutsche Hochwacht", das Organ des antisemitischen deutschen Volksbundes, findet die Begründung des parteioffiziösen Ukas, daß freisinnige Wähler sich nicht kommandiren lassen, „köstlich", und zieht daraus instinktiv den sehr richtigen Schluß: „Wenn es danach geht, so wird jeder Freisinnige Raad wählen." Auch die Stimmung im freisinnigen Lager nach vollbrachter Heldenthat charakterisirt das antisemitische Blatt durchaus zutreffend wie folgt: „Die Freisinnigen werden, soweit sie zur Wahl gehen, zum größten Theile Raad wählen und nachher seine Wahl bedauern."

Die „Deutsche Volkswacht", das Organ des Herrn Hirschel in Offenbach, die von allen antisemitischen Blättern das Schimpfen am besten versteht, findet ebenfalls auf einmal Worte der Anerkennung für die „ehrliche Richtung der freisinnigen Parteien, die freisinnige Volkspartei".

Am kompromittirendsten ist aber das Lob der „Fürstenthumer Ztg.", des Organs der Bündler und Antisemiten in Colberg-Cöslin:

„Alle Achtung vor der Ueberzeugungstreue der Richter'schen Gefolgschaft. Die konservative Partei wird stets solche wahrhaft vornehme Gesinnung zu schätzen wissen und sich gern dem ehrlichen Gegner **erkenntlich** zeigen".

Dieses klägliche Verhalten der Freisinnigen in Eschwege-Schmalkalden giebt der „Lib. Korrespondenz" Veranlassung zu einem Vergleich mit der Stellungnahme der Antisemiten bei der Hauptwahl im vorigen Jahre, als der Freisinnige mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl kam. Damals machten die Antisemiten der Sozialdemokratie den Vorschlag, daß sie in der Stichwahl im 1. Meininger Wahlkreise für den Antisemiten und gegen den Freisinnigen Müller-Meiningen stimme; als Gegenleistung hierfür würden die Antisemiten in Eschwege-Schmalkalden für den Sozialdemokraten stimmen. Als die Sozialdemokraten dieses Anerbieten ablehnten, richtete der „Deutschsoziale Wahlausschuß der Provinz Kassel" offiziell das Ersuchen an die sozialdemokratische Parteileitung, daß dann wenigstens eine Verständigung zwischen beiden Parteien auf der Basis zu Stande kommen möge, daß die Sozialdemokraten sich in Meiningen der Stimme enthalten, wofür die Antisemiten in Eschwege-Schmalkalden das Gleiche thun, d. h. den Sozialdemokraten gegen den Freisinnigen indirekt unterstützen wollten. Auch dieser Pakt kam zwar nicht zu Stande, weil die Sozialdemokraten ihn ablehnten; die Antisemiten haben aber, wie die Verhandlungen zeigten, nicht einen Augenblick Bedenken getragen, ein förmliches Bündniß mit der Sozialdemokratie abzuschließen. Nur die Freisinnigen in Eschwege-Schmalkalden besitzen eine geradezu mimosenhafte Scheu vor der Berührung mit der äußersten Linken und verhelfen lieber durch ihre direkte oder indirekte Unterstützung einem Erzreaktionär in den Reichstag!

Im Uebrigen findet das Verhalten der „Freis. Ztg." und der Centralleitung der freisinnigen Volkspartei bei keinem der größeren volksparteilichen Organe Zustimmung. So schreibt z. B. selbst die „Vossische Ztg.", die ein Zu-

sammengehen mit den Sozialdemokraten bisher immer entschieden abgelehnt hat:

„So wenig wir geneigt wären, bei der Stichwahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem Nationalliberalen oder einem sonstigen Kandidaten von gemäßigten Ansichten die Unterstützung des Sozialdemokraten zu empfehlen, so wenig wir überhaupt von einem Paktiren mit der Sozialdemokratie wissen wollen: so unerläßlich erscheint es uns in dem gegebenen Einzelfall, daß die freisinnigen Wähler in Eschwege-Schmalkalden alles thun, um den Sieg des rabiatesten Antisemiten zu verhindern. Auf die Niederlage dieses Antisemiten kommt es an, nur dessen Triumph zu vereiteln, kann der Beweggrund der liberalen Wählerschaft sein. Sie ist dabei weit entfernt, die sozialdemokratische Weltanschauung oder Agitation zu billigen oder ihre nachhaltige Bekämpfung aufzugeben. Sicherlich stimmt kein liberaler Mann gern für einen Sozialdemokraten. Aber in der Stichwahl ist seine Entscheidung nicht frei. Und bleibt ihm nur die Wahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem leidenschaftlichen, gehässigen, durch und durch reaktionären Judenfeind, so muß er wohl oder übel gegen den Antisemiten, das heißt in diesem Ausnahmefall für den Sozialdemokraten stimmen."

Auch das „Hamburger Fremdenblatt", das den oben mitgetheilten Beschluß des Hamburger Wahlvereins der freisinnigen Volkspartei durchaus gebilligt hatte, kann doch nicht umhin, eine positive Parole für den Sozialdemokraten auszugeben:

„Was uns anlangt, so sind uns beide Kandidaten antipathisch, aber aus taktischen Gründen halten wir den Sozialdemokraten diesmal für das kleinere Uebel; der antisemitische Kandidat Raab hat sich doch gar zu arg agrarisch-zünftlerisch kompromittirt."

Ebenso forderte die „Frankf. Ztg." in letzter Stunde noch einmal die Freisinnigen im Wahlkreise auf, sich auf ihren Liberalismus zu besinnen:

„Raab ist nicht nur als Antisemit, sondern auch nach seiner sonstigen politischen Stellungnahme einer der extremsten Reaktionäre auf allen Gebieten, wirthschaftlich wie politisch, es giebt nichts, was ihn einem liberal gesinnten Manne als Reichstagsvertreter genehm erscheinen lassen könnte. Für ihn einzutreten muß also für jeden, der irgend auf liberale Gesinnung Anspruch macht, ausgeschlossen erscheinen. Wie die Dinge aber liegen, genügt es nicht, sich seines Eintretens für den antisemitischen Kandidaten zu enthalten. Da ihm die freikonservativen Stimmen ganz oder zum größten Theil zufallen dürften, ist sein Sieg nur zu verhindern, wenn dem sozialdemokratischen Kandidaten eine erhebliche Anzahl freisinniger Stimmen zufällt. Wo es sich um eine so klare politische Situation handelt, müssen alte persönliche Rücksichten zurücktreten. Bei allen sonstigen Trennpunkten sind doch in der praktischen Gegenwartspolitik alle Parteien der Linken auf ein Zusammengehen angewiesen; jede Schwächung der einen trifft daher auch die andere mit. Das muß man ins Auge fassen, dann ergiebt sich die Entscheidung von selbst."

Die Berliner „Volksztg." rechnete mit der Centralleitung der freisinnigen Volkspartei unter der Ueberschrift „Raab der Unverletzliche" folgendermaßen ab:

„Warum wird Raab von Berlin aus geschont? Warum wird dem freisinnigen Blatte in Schmalkalden, das von Raab als von einem „sympathischen" Kandidaten spricht, von Berlin aus der Segen gegeben zu seinem Thun? Warum rosten die Waffen, mit denen das offiziöse Organ der Parteileitung gegen den Antisemitismus ab und zu ein wenig sticheln, ohne allerdings ernsthafte Wunden zu erzeugen, warum rosten diese stumpfen Waffen vollends in der Rüstkammer des offiziösen Parteiorgans, so lange Herr Raab Aussicht hat, mit freisinniger Wahlhilfe in den deutschen Reichstag einzuziehen, während die Giftpfeile gegen freisinnige Männer, die sich Herrn Richter nicht bedingungslos unterwerfen, nach wie vor vom überspannten Bogen der geaichten Wächter der Parteizinne flitzen?

Warum? Weil es die Konsequenz des bei der letzten Reichstagswahl verfolgten Systems ist, nach rechts keine Störung des Freundschaftsverhältnisses herbeizuführen. Schon hat erst dieser Tage wieder ein konservatives Blatt erklärt, der Dank der Konservativen werde dem wackeren Freisinn gegenüber nicht ausbleiben, der ein vornehmer Gegner ist, weil er Herrn Raab gelten läßt. Man hat bei der letzten Reichstagswahl den Konservativen in verschiedenen Wahlkreisen von freisinniger Seite gegen die Sozialdemokratie zu Mandaten verholfen, die Konservativen haben den Freisinnigen gegen die Sozialdemokratie einige Mandate gerettet. In Eschwege-Schmalkalden gilt es, abermals einen †††Sozialdemokraten „unschädlich" zu machen: ergo darf Herr Raab in der Verfolgung seiner hohen antisemitischen und reaktionären Ziele von freisinniger Seite nicht gestört werden. Das könnte dem herzlichen Einvernehmen der Kröcher- und der Richter-Partei für die nächste Wahlkampagne ein trauriges Ende bereiten! **„Ein Eintreten für Hugo gegen Raab kann uns ein Dutzend Mandate kosten"**, gab kürzlich ein hervorragend weiser freisinniger Mann einem hervorragend neugierigen Manne zur Antwort, als dieser wissen wollte, ob man nicht offiziell Stellung zur Stichwahl in Eschwege-Schmalkalden, und zwar gegen Raab, nehmen wolle."

---

## Verderbliche Vertheidigung.

Die Quelle der von den Herren Bilse, Baudissin und Beyerlein geschilderten, höchst wahrscheinlich übertriebenen Uebelstände im Offizierskorps ist nach der „Staatsbürgerztg." der Geldmangel, und dieser ist nach derselben Autorität zurückzuführen auf die Wirthschaftspolitik, „unter der das Nationalvermögen von einer engbegrenzten, durch Rasse und Herkunft von der Allgemeinheit abgesonderten Großfinanzclique aufgesaugt wird". Des Phrasengeklingels entkleidet heißt dies: die Juden sind schuld, daß die Offiziere den Lastern fröhnen und die Verbrechen, Niederträchtigkeiten und Gemeinheiten sich zu Schulden kommen lassen, die ihnen die genannten Autoren von sehr verschiedenem Werthe vorwerfen. Es thut hier nichts zur Sache, daß die Vorwürfe in den betreffenden Werken tendenziös übertrieben oder sensationell aufgebauscht werden, selbst für die Laster und Verbrechen in ihrer Generalisirung und Uebertreibung hat das Hauptorgan der Antisemiten eine Entschuldigung. Man darf es den Offizieren nicht so übel nehmen, daß sie alles das thun, was sie nach Bilse, Baudissin und Beyerlein thun sollen, denn sie haben nicht — Geld genug.

Wir würden es nicht für möglich halten, daß Menschen mit normal funktionirendem Gehirn eine so empörende Entschuldigung nur denken, geschweige denn in einem Allen zugänglichen Zeitungsblatte zu veröffentlichen wagen, würden glauben, daß sie nur ihr Steckenpferd reiten und ihr ceterum censeo, die Juden sind an allem schuld, wieder einmal an den Mann bringen wollten, gehörte diese Denkweise nicht ganz und gar zu dem antisemitischen System. Die Räuber und Mörder von Kischinew sind unschuldig, denn angeblich haben sie Geld durch Juden verloren. Wenn man Geld verliert oder Geld nicht hat, dann ist man entschuldigt, wenn man selbst die schlimmsten Verbrechen begeht.

Der Arme und Aermste, der, um seinen Hunger zu stillen, ein Brod stiehlt, wird „von Rechts wegen" verurtheilt. Der Offizier, der als Ehrenmann par excellence gelten will und gelten soll, von dessen Ehrenhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht selten der Ausgang einer Schlacht, das Schicksal einer Festung, das Wohl und Wehe des ganzen Vaterlandes abhängt, soll eine nachsichtige Beurtheilung erfahren, wenn er nicht Geld genug hat, nicht etwa um seinen Hunger zu stillen, sondern um sein Verlangen nach Austern und Sekt und anderen doch wahrlich entbehrlichen Genüssen zu befriedigen.

Wir nennen dies eine verderbliche Vertheidigung, eine die gesellschaftliche Ordnung weit mehr untergrabende, bei Weitem umstürzlerischere als die sozialdemokratische. Das heißt ja, der menschlichen Bestie das Recht zugestehen, einmal

alles zu verlangen, was er nicht besitzt, und durch die verbrecherischsten und gemeinsten Mittel sich in den Besitz des von ihm Begehrten zu setzen.

Gewiß sollen wir unsere Beamten und also auch unsere Offiziere nach Möglichkeit gut besolden. Aber die denkbar höchste Besoldung würde den Empfänger nicht schützen vor dem Verlangen nach solchen schönen und unschönen Genüssen, die man mil dem höchsten Gehalte nicht befriedigen kann, und die Gesellschaft auch nicht vor den Verbrechen sichern, welche die „Staatsbürgerztg." den solches Verlangen zu stillen Trachtenden liebevoll verzeiht.

Es ist schon falsch zu sagen: was der Mensch braucht, muß er haben. Der Mensch darf kaum brauchen, was er hat. Gar dem, was er zu brauchen sich einbildet, keine Schranke zu setzen und dann noch zu gestatten, dieses um jeden Preis, selbst den der größten Infamie und der nacktesten Ehrlosigkeit, sich zu verschaffen, das übersteigt jedes Maß des Erlaubten und in einer gesitteten Welt Möglichen!

Die Herren, die sich die Offizierskarriere erwählen, wissen ganz genau, was sie einmal an Gehalt zu beanspruchen haben werden. Sie wissen ganz genau, daß man mit einer Leutnantsgage, nicht einmal mit einem Generalsgehalt, alle schönen Dinge in der Welt sich verschaffen kann. Sie haben zu lernen, ihre Genußsucht einzuschränken, sich nach der Decke zu strecken. Wir wissen aus persönlicher Erfahrung, daß das in sehr vielen Fällen mit geradezu bewundernswerther Energie geschieht, daß viele Offiziere, und zwar die besten und am meisten versprechenden, mit spartanischer Einfachheit leben, wie Stoiker entbehren. Wir halten uns auf Grund dieser persönlichen Erfahrungen berechtigt, anzunehmen, daß die Bilseschen und Baudissinschen Kreaturen seltene Ausnahmen sind. Wie kommt nun die „Staatsbürgerztg." dazu, für diese verwerflichen Geschöpfe, ob sie nun in der Wirklichkeil oder nur in der Phantasie existiren, einen Sündenbock zu suchen und nalürlich zu — finden, und so die Sünder nicht aus Noth, nicht aus Leidenschaft, sondern aus purer niedriger „schrankenloser Genußsucht" in ihrem elenden, verbrecherischen Treiben zu ermuthigen? Die Herren werden schon allein ihr Gewissen zu betäuben wissen. Nach der Lektüre des Artikels in der letzten Sonntagnummer der „Staatsbürgerztg." müssen sie sich ja wie unschuldige, durch die Wirthschaftspolitik des Staates, durch die Juden auf den Weg des Lasters und Verbrechens getriebene Adelsmenschen, die anständigen Offiziere aber sich und anderen wie Dummköpfe vorkommen.

Aber der Antisemilismus treibt nothwendig solche giftausströmende Blüthen. Der Antisemitismus ist nicht blos „der Sozialismus der dummen Kerle", wie man gesagt hat, er ist etwas viel Schlimmeres, er ist der Sozialismus der schlechten Kerle, der Katilinarier.

---

## Aus dem antisemitschen Lager.

**Der Abg. Hirschel** behauptete bei der Berathung des Justizetats in der hessischen zweiten Kammer, er und seine Freunde trieben durchaus nicht in erster Linie Judenhetze, seine Partei sei vielmehr in der Hauptsache eine agrarische. — Also in zweiter Linie!

**Ueber die von uns schon erwähnte Affaire Joutz** schreibt man dem „B. T." aus Darmstadt:

„Die Etatsdebatlen, die in diesen Wochen auch in unserem Hessenland die Volksvertreter beschäftigten, wurden heule In der hessischen Kammer unterbrochen durch ein förmliches Ketzergericht, das die Kammer über einen ihrer Angehörigen, den Abgeordneten Joutz, ausübte. Der Aermste ist seit zehn Jahren Vertreter seiner Valerstadl Butzbach in Oberhessen und hatte es sich seit dieser Zeit aufs eifrigste angelegen sein lassen, das Bahnprojekl Butzbach—Lich durchzusetzen. Nachdem vor drei Jahren Regierung und Kammer den bei uns üblichen Staatszuschuß von 20000 Mk. pro Kilometer, im ganzen 385000 Mk, bewilligt hatten, ging Joutz auf die Suche nach einem Unternehmer und fand ihn endlich in der Berliner Firma Lenz & Co. Er schloß mit dieser einen Privatvertrag dahin, daß er sich zur Unterbringung von zwei Drittel der von ihr zu übernehmenden Obligationen im Gesammtbetrag von 751000 Mk. verpflichtete, wofür ihm die Papiere zu 94 Prozent überlassen wurden. Da sich aber Bankhäuser und Private mit der Sache nicht befreunden wollten, so wandte sich Joutz an die beim Bahnbau inlereSSirten Gemeinden und sagte ihnen, daß sie die Bahn nur bekommen könnten, wenn sie die fraglichen Obligationen übernähmen; das geschah denn auch, und zwar zum Parikurse, so daß Joutz 33000 Mk. Provision in die Tasche steckte. Zum Unglück hatte aber die Firma den Posten mit zu den Baukosten geschlagen und in den Voranschlag eingesetzt, den die Regierung zur Genehmigung erhielt. Und da wir jetzt in der Person des früheren Oberbürgermeisters aus Gießen, Dr. Gnauth, einen sehr findigen Finanzminister besitzen, so kam die ganze Sache schnell ans Tageslicht. Das Gerücht drang sogar bis ins nationalliberale Parteilager, und nun wurde sofort die große Trommel gerührt und von dem Abg. Reinhardt eine Interpellation im Landtage eingebracht, die heute eine mehrstündige Debatte zur Folge hatte. Man war sich darin einig, daß der Gründergewinn von 6 Prozent eine ganz schöne Sache sei. Man nahm es auch dem „Geschäftsmann" Joutz, der noch eine Reihe anderer Bahnprojekte in Arbeit hat und sogar ein Gewerbepatent dafür besitzt, durchaus nicht übel, aber man tadelte den „Abgeordneten" Joutz, daß er in dieser seiner Stellung ein solches Geschäft abgeschlossen hat. Sowohl die früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Gutfleisch und Ulrich wie die Führer der anderen Parteien gaben die Erkiärung ab, daß sie die Handlungsweise entschieden mißbilligen. Schließlich trat auch noch der Finanzminister selber auf und betonte, daß er auch zukünftig in Eisenbahnsachen mit allen Abgeordneten zusammen arbeiten und ihnen die ihrer Stellung entsprechende Hochachtung erzeigen werde — mit alleiniger Ausnahme des Abgeordneten Joutz. — Das eigentlich Pikante an der ganzen Sache ist nun aber, daß der Angeklagte und von allen Seiten Verlassene — er ist fraktionslos (aber mit den Antisemiten eng liirt) — den Spieß umzudrehen versuchte und dem Kammerpräsidenten, Reichstagsabgeordneten Haas, sowie dem Vizepräsidenten Reinhard vorwarf, sie machten ganz ähnliche Geschäfte wie er, also könne sein „Geschäft" doch gar nicht so sehr verwerflich sein. Die beiden Herren protestirten natürlich entschieden gegen diesen Angriff. Aber schließlich bleibt doch immer etwas hängen. Jedenfalls haben wir nun auch in unserer Kammer einmal eine „Affaire" gehabt, von der Abgeordneter Ulrich, der „rothe Ulrich", behauptet, daß sie die Kammermitglieder zu „Panamisten" zu stempeln geeignet sei."

Zu dem Ausgang der Affaire bemerkt die „Frkf. Ztg.":

„Die „Enthüllungen", die der Abg. Joutz für die Besprechung seiner Affaire in der zweiten Kammer angedroht hatte, sind ausgeblieben. Die Verdächtigungen, mit denen er die Positionen seiner Ankläger zu erschüttern suchte, erwiesen sich als haltlose. Um so schlimmer gestaltete sich die Lage des Herrn Joutz selbst. Nicht leicht wird in einem Parlament die Handlungsweise eines Mitgliedes schon eine schärfere, unzweideutigere und einmüthigere Verurtheilung erfahren haben, als sie dem Abgeordneten Joutz zu Theil wurde, weil er seine ehrenamtliche Stellung als Abgeordneter zu egoistischen Zwecken mißbraucht hat. Nur Einer war im ganzen Saale, der die Anschauung der Allgemeinheit nicht zu theilen vermochte, der Abgeordnete Joutz selbst. Immer wieder betheuerte er, daß er keine schuldhafte Hand-

lung begangen habe, als er die Obligationen der staatlich subventionirten Eisenbahnlinie Butzbach-Lich, die er von der Unternehmerfirma zu 94 pCt. übernommen hatte, bei den am Bahnbau interessirten Gemeinden zum Nennwerth unterbrachte und die 6 pCt. Differenz, d. h. den runden Betrag von Mk. 33 000 als „Provision" in die eigene Tasche wandern ließ. Er sei in erster Linie Geschäftsmann und dann erst Abgeordneter, er müsse darauf sehen, Geld zu verdienen. Man weiß in der That nicht, was man an Herrn Joutz erstaunlicher finden soll — den Muth, mit dem er der niederschmetternden Verhandlung, die gegen ihn geführt wurde, Trotz bot, oder die naive Art, mit der er zwar sein ganzes Thun eingestand, ohne es im Geringsten tadelnswerth zu finden. Selbst als Finanzminister Guauth gegen ihn das schärfste Wort aussprach, das überhaupt in der ganzen Angelegenheit fallen konnte, als ihm der Vertreter der Regierung, die sonst einem Abgeordneten gebührende achtungsvolle Behandlung für die Zukunft versagte, zeigte Joutz für das Traurige seiner Lage ebensowenig Empfinden wie zuvor. Da nach diesen Anzeichen kaum zu erwarten ist, daß der Vertreter des Wahlkreises Butzbach-Lich-Bad Nauheim aus dem Vorgang die einzig mögliche Folgerung zieht, werden jetzt die Wähler dieses geschäftstüchtigen Abgeordneten das Wort nehmen müssen."

## Vermischtes.

**Katholisches Adreßbuch.** Der „Fränkische Kurier" schreibt: „Einem lange schmerzlich empfundenen Bedürfniß ist endlich abgeholfen, ein Schritt weiter auf dem Weg zur Zerklüftung des deutschen Volkes ist gethan, das „Katholische Reiseadreßbuch" ist endlich da. Mit frohem Herzen verkündigt dies große Ereigniß dasselbe „Fränkische Volksblatt" in Würzburg, das noch vor kurzem so kläglich verstummte, als sein „Hauptredakteur, Reichs- und Landtagsabgeordneter Liborius Gerstenberger" in offenen Briefen wiederholt aufgefordert wurde, das angebliche Würzburger evangelische Adreßbuch der Welt vorzulegen. Damals verwies Gerstenberger auf die Verhandlung seines Prozesses mit dem Redakteur der „Fränkischen Volkstribüne" vor dem Landgericht Würzburg, wo er dann die bekannte moralische Niederlage erlitt. In diesem katholischen Reiseadreßbuch sind „zu Tausenden verzeichnet Hotels, Kurorte, Pensionen, Sommerfrischen, Restaurants, die reisenden Katholiken empfohlen werden können", wahrscheinlich, weil die Besitzer ultramontan sind oder mindestens Centrumsblätter halten."

**Ein Ritualmorddrama in Italien.** Auf Veranlassung des Präfekten von Verona ist die dortige Saghetti-Mädchenschule, die von Schwestern geleitet wurde, von der Regierung geschlossen worden, weil die Schülerinnen am letzten Faschingstage ein Theaterstück aufführten, in dem die Juden ein reines Christenmädchen abschlachten, um für ihr Osterbrod Blut zu gewinnen. Das Stück heißt „Die falsche Bettlerin" und ist im Jahre 1857 in Turin erschienen; die Schülerinnen der Saghetti-Schule hatten es in die Gegenwart verlegt. Die Angelegenheit dürfte auch im Parlament zur Sprache gebracht werden, da die Schule, die sich bis jetzt eines guten Rufes erfreute, unter staatlicher Aufsicht stand.

**Ein neuer Kischinew-Prozeß.** In Kischinew hat am 22. Februar ein neuer Prozeß wegen der Ausschreitungen im April v. J. begonnen. Die Zahl der Angeklagten beträgt 68. Die des Mordes Kohans angeklagten Kota und Kubian sind freigesprochen worden, letzterer aber wurde wegen Theilnahme an den Unruhen zu einem Jahr Arrestantenkompagnie verurtheilt. Die Civilforderung wurde abgewiesen. Wegen Ermordung des Juden Ulmanns wurden zwei von den drei Angeklagten verurtheilt, nämlich einer zu einem Jahr Gefängniß, der zweite zu zweieinhalb Jahren Arrestantenkompagnie und Schadenersatz von 5000 Rubel an die Wittwe Ulmanns. Der dritte Angeklagte wurde freigesprochen. Ferner wurden die Gebrüder Petresko zu je 4 Jahren Zwangsarbeit wegen Mordes an Izko und Judko Krupnik und wegen Verwundung Uscharirkis verurteilt. Die Civilforderung wurde abgewiesen.

Ueber den weiteren Verlauf der Gerichtsverhandlungen ist der Wiener „N. Fr. Pr." unter dem 27. Februar folgende Meldung aus Kischinew zugegangen:

Heute begann die Verhandlung gegen den Mörder des Ehepaares Panardzy. Der Zeuge Rosenberg hat gesehen, wie die Angeklagten der Sarah Panardzy, als sie schon im Sterben lag, eiserne Nägel in die Nase schlugen. Agitator Pronin und sein Anhang sind heute im Saal erschienen. Zeuge Rotfeld schildert, wie Jakob Beer Tunik ermordet wurde. Der griechisch-orthodoxe Geistliche Alexander kam eben des Weges, als die Mörder an der Arbeit waren. Sie baten ihn um seinen Segen, den er ihnen sofort ertheilte. Dieser Priester befindet sich auch unter den von der Vertheidigung namhaft gemachten Entlastungszeugen. Zeuge Hendrich bestätigt, daß es ortsansässige Leute waren, die sich in hervorragender Weise an den Plünderungen betheiligten. Rechtsanwalt Sarudny: „Wenn behauptet wird, daß die Einwohner hier im besten Einvernehmen lebten, wie erklären Sie sich diesen plötzlichen Umschwung der Stimmung?" Zeuge: „Durch Agitation. Ich kenne selbst einen christlichen, als judenfeindlich bekannten Richter, der kurz vor Ostern regelmäßig Gruppen von Leuten aus dem Volke um sich versammelte und ihnen aufreizende Artikel aus dem „Bissarabetz" vorlas und kommentirte. Mitten während der Ausschreitungen sprengte ein Reiter durch die Straßen und eiferte die noch Zögernden mit den Worten an: „Nur frisch an die Arbeit. Es wird sich nicht so bald wieder Gelegenheit bieten, auf die Juden einzuhauen."

## Das Römische Kaiserreich und das alte Palästina.

Der ehemalige Professor der Warschauer Universität, jetzige Senator Sänger, hat in einem Vortrage über die „Judenfrage im alten Rom" u. a. Folgendes gesagt:

„Die Errichtung des Kaiserreichs in Rom bedeutete zugleich den Beginn eines im Verlauf von 200 Jahren immer stärkeren Aufblühens Galliens und Spaniens, Griechenlands, Klein-Asiens, Syriens, Aegyptens und des ehemaligen Karthago. Der Westen wurde in kurzer Zeit latinisirt, im Osten genoß die griechische Welt die weitgehendsten Privilegien. Ueberall herrschte Frieden und Ordnung, überall wuchsen der Wohlstand und die Zufriedenheit mit der römischen Oberhoheit. Rom hatte seine Aufgaben richtig erfaßt und löste dieselben gewandt. Nur in einem Lande blieben alle Anstrengungen Roms, ein zweckentsprechendes Regime einzuführen, erfolglos, nur mit einem Volke gelang es den Römern nicht, in normaler Weise fertig zu werden: Dieses Land war Palästina, dieses Volk — die Juden. An den Juden hat Rom allmählich fast alle Formen internationaler Beziehungen und der Regierungsgewalt durchversucht, von freundschaftlicher Neutralität bis zum rauhen Militarismus, endlich aber mußten sich die Römer sagen, daß als einziges Mittel nur noch die Zerstörung Jerusalems und die Verschickung der Einwohner ins Exil übrig blieb! Mit anderen Worten: Eine hundertjährige Erfahrung und angeborene politische Weisheit haben die Römer zu keiner anderen Lösung der jüdischen Frage geführt als zu jener, zu der Salmanassar und Nebukadnezar ihre Zuflucht nahmen."

Man sollte glauben, nichts sollte mehr Anerkennung finden, als daß ein ganz, ganz winziges Völkchen wie das der Juden in Palästina die geradezu fabelhafte Kühnheit besessen hat, sich dem weltbeherrschenden Rom und dessen krieggewohnten Legionen entgegenzustemmen. In diesem hundertjährigen Kriege konnten die alten Juden unmöglich hoffen, Seide zu spinnen, irdische Vortheile zu erringen, gar Eroberungen zu machen. Es handelte sich bei ihnen lediglich um ideale Güter. Im Bewußtsein, eine, wenn auch nicht äußerliche, so doch ethisch höhere Kultur zu besitzen, wollten sie diese selbst einem so übermächtigen Feinde nicht opfern; sie wollten nicht ihre Freiheit preisgeben, nicht den einen, einzigen Gott verlassen, um Götzen, um einen Cäsar anzubeten. Verdient das nicht noch größere Bewunderung als die Tapferkeit der Buren, deren Religion und Kultur nicht, deren Goldfelder nur von einer Weltmacht zwar, aber doch nicht von einer, wie damals Rom, die ganze Welt allein beherrschenden Macht bedroht waren.

Aber die Juden, die alten wie die neuen, können machen, was sie wollen, verdammt und verbrannt werden sie immer.

Fragen wir aber nach dem Erfolge ihres Widerstandes und dem der Unterwerfung der anderen Völker — welches ist er? Wo sind heute die alten Gallier, Hellenen, Syrer, Aegypter, Karthager? Nur ihre Namen leben noch in der Geschichte und Litteratur. Als Völker sind sie sammt und sonders untergegangen und kaum eine einzige Säule zeugt von entschwundener Pracht.

Die Juden aber existiren noch heute und erfreuen sich der Achtung wenigstens bei der ganzen sittlichen und gebildeten Welt, erfreuen sich des Hasses des Pöbels überall und haben viel Ehre, denn sie haben viele Feinde. Wer haßt, wer fürchtet heute die Karthager, Syrer, Aegypter und Hellenen?

Und Rom selbst? Es beherrscht heute in einem ganz anderen Sinne als damals die Welt dank einer Religion, die von eben diesem heldenmüthig Widerstand leistenden Palästina ihm gebracht worden ist. Es betet keinen Cäsar mehr an, sondern den Gott, der aus dem so grausam bekämpften Palästina zu ihnen gekommen ist. Die römische Kultur hat der palästinensischen, hat der christianisirten, wenn man will, der verbesserten jüdischen Kultur und Moral den Platz einräumen müssen. Wie läßt doch der Dichter den Kaiser Julian ausrufen: Galiläer, du hast gesiegt. In diesen Worten lag schon damals die Anerkennung der Berechtigung des Widerstandes der alten Juden. Wenn es noch heute einen alten Römer gäbe, müßte er noch weit, weit mehr den endgiltigen Sieg Palästinas über das gewaltige Rom der Cäsaren anerkennen als ein Julian Veranlassung hatte. Und da kommt ein Warschauer Professor und macht den Juden den Vorwurf, daß sie durch ihren Widerstand gegen den „rauhen Militarismus“ und die vielleicht noch gefährlichere „freundschaftliche Neutralität“ die Römer trotz ihrer „angeborenen politischen Weisheit“ gezwungen haben, die Judenfrage à la Salmanassar und à la Nebukadnezar zu lösen. Die modernen Professoren haben mit ihren offenen und versteckten Angriffen auf die Juden entschieden Pech. S.


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientirung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschirt 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christenthum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 10. Berlin, 9. März 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Convert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3676.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Vereins Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath u. D. Bennit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Die „Freisinnige Zeitung" und die Reichstagswahl in Eschwege-Schmalkalden.

Daß wir zur Charakterisierung des Verhaltens der Zentralleitung der Freisinnigen Volkspartei oder, was dasselbe besagen will, der „Freisinnigen Ztg." bei der Wahl in Eschwege-Schmalkalden zahlreiches tatsächliches Matertal beigebracht, hat den Zorn des leitenden Parteiblattes in hohem Maße erregt. Und ihrer Gepflogenheit gemäß betritt die „Freis. Ztg." das persönliche Gebiet; die Person des Redakteurs der „Mittheilungen" wird in den Vordergrund geschoben.

> „Es liegt hier wieder einmal ein Fall von jener Art der Journalistik vor, die in der „Freis Ztg." nun schon seit Jahren bis zum Ueberdruß geübt wird und der mit Recht ein großer Teil der Schuld an der gegenseitigen Verärgerung, an der persönlichen Spannung und Gereiztheit unter den Vertretern der liberalen Richtungen beizumessen tst. Es ist das die mit wohltuender Einmütigkeit von der übrigen liberalen Presse wiederholt als eine **illoyale,** in einzelnen Fällen sogar als eine **infame** Art charakterisierte Methode, hinter den Ausführungen eines Blattes nicht rein sachliche, sondern immer persönliche Motive zu wittern, und die Haltung eines Blattes, namentlich wenn es nicht immer dem Kommando des unfehlbaren Papsttums in der „Freis. Ztg." zu folgen gewillt ist, mehr von den persönlichen Neigungen des betreffenden Leiters des Blattes, als von sachlichen Erwägungen abhängig zu machen."

Mit diesen treffenden Worten hat kürzlich die „Weserztg." die Methode der „Freis. Ztg." gekennzeichnet; sie passen ganz und gar auch auf unsern Fall und wir haben ihnen nichts hinzuzufügen.

Bei ihrer Stellungnahme in Sachen der Wahl in Eschwege-Schmalkalden wissen sich die „Mittheilungen" vollkommen eins mit dem Vorstande des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. Daß die Mitglieder des Vereins, Christen und Juden, in ihrer überwiegenden Mehrheit, wenn nicht einmütig, den gleichen Standpunkt vertreten, ist uns nicht zweifelhaft.

Um eine „Hetze" der Freisinnigen Vereinigung soll es sich handeln! Demgegenüber konstatieren wir, daß dem Vorstande unseres Vereins hervorragende Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei angehören, daß Parlamentarier dieser Partei die Haltung der Zentralleitung tadeln, daß der „Fortschrittliche Verein der Potsdamer Vorstadt" in Berlin eine Resolution angenommen hat, in der er „den von der Leitung der Freisinnigen Volkspartei eingenommenen Standpunkt, wodurch es zulässig erscheint, daß freisinnige Wähler dem antisemitischen Kandidaten ihre Stimme geben, mißbilligt", daß der Verein der Fortschrittspartei in Frankfurt a. M. sein lebhaftes Bedauern über das Eintreten freisinniger Wähler für den Antisemiten ausgedrückt hat.

Ferner sei darauf hingewiesen, daß ausgesprochene Preßorgane der Freisinnigen Volkspartei in der schärfsten Weise gegen die Parteileitung Front gemacht haben. Zu den von uns bereits angeführten kommen hinzu: die „Posener Ztg." und der „Niederschlesische Anzeiger" in Glogau.

Einen besonderen Trumpf glaubt das Blatt mit dem Hinweis auf das Verhalten der **jüdischen** Wähler auszuspielen. Er findet es ganz in der Ordnung, daß jüdische Wähler nichts getan haben, um die Wahl des Antisemiten zu verhindern und motiviert das wie folgt:

> „Auch die jüdischen Wähler im Kreise haben sich nicht verhehlt, daß eine Aufforderung für den Sozialdemokraten zu stimmen, nur die Wirkung gehabt haben würde, sie selbst den anderen bürgerlichen Kreisen zu entfremden."

Ein starkes Stück! Bezeichnend für das niedrige Niveau, auf dem die „Freis. Ztg." angelangt ist! Nicht nur ersieht man aus Vorstehenden, daß die Proklamiernng der „Neutralität" eitel Humbug war und daß der Sieg des Antisemiten dem inntgsten Wunsch der Parteileitung entsprach. Die „Freis. Ztg." erlaubt sich hier zugleich eine Beleidigung der jüdischen Wähler, wie sie kaum schwerer gedacht werden kann.

Nach unserer Auffassung würden gerade diejenigen jüdischen Wähler, welche die Wahl eines Antisemiten verschulden, die Achtung ihrer christlichen Mitbürger verlieren. Ein Jude, der einen Funken von Ehrgefühl im Leibe hat, wtrd sich zu der ihm von der „Freis. Ztg." zugedachten Rolle nicht erniedrigen.

„Das ganze Treiben der Freisinnigen Vereinigung soll sich, nach der „Freis. Ztg.", aus dem Bestreben erklären, die jüdischen Wähler zurückzugewinnen, die der Freisinnigen Vereinigung durch das Fraternisieren mit dem Abg. von Gerlach entfremdet worden sind."

Wir ziehen aus den Vorgängen bei der Eschweger Wahl eine andere Lehre: Dieselbe „Freis. Ztg.", welche s. Z. die Anmaßung besessen hat, den Vorsitzenden unseres Vereins, Herrn Dr. Barth, zu verdächtigen, als ob er durch die Fusion mit den Nationalsozialen den Antisemitismus

gefördert hätte, hat wenige Monate später **die Wahl eines Antisemiten in den Reichstag nach Kräften begünstigt!**

* * *

Die „Liberale Korrespondenz" weist die gegen sie von der „Freis. Ztg." in demselben Artikel gerichteten Angriffe folgendermaßen zurück:

Die „Freis. Ztg." glaubt unsere Kritik an dem Verhalten der maßgebenden Organisatianen der Freisinnigen Volkspartei gegenüber der Stichwahl in Eschwege-Schmalkalden entkräften zu können durch den Hinweis darauf, daß Organisatianen der Freisinnigen Vereinigung bei den Hauptwahlen des vorigen Jahres in einer Reihe von Wahlkreisen bei Stichwahlen zwischen Soztaldemokraten und rechtsstehenden Kandidaten ebenfalls keine offizielle Parole ausgegeben haben. Das mag richtig sein und doch ist der Vergleich nichts weniger als zutreffend.

Zunächst möchten wir feststellen, daß die in Flensburg-Apenrade, Lauenburg, Frankfurt a. O. und Leipzig gewählten sozialdemokratischen Abgeordneten ihre Wahl ausschließlich der Unterstützung der freisinnigen Wähler verdanken; es bedurfte in diesem Falle nicht einmal einer ausdrücklichen Parole für die freisinnigen Wähler, die in ihrer Mehrzahl politisch geschult genug waren, um zu wissen, wen sie in der Stichwahl als das kleinere Uebel zu betrachten hatten. Niemals ist aber von der Leitung der Freisinntgen Vereinigung, wie es in diesem Falle van der Leitung der Freisinnigen Volkspartei geschehen ist, den Freisinnigen eines Wahlkreises die Direktive gegeben warden, daß sie sich, vor die Entscheidung zwischen einem Erzreaktionär und einem Sozialdemakraten gestellt, „totstellen" sollten.

Ferner ist aber auch nicht richtig, daß, wte die „Freis. Ztg." behauptet, die „Kieler Ztg." „im Namen der ganzen schleswigholsteinschen freisinnigen Partei es für ausgeschlassen erklärt habe, daß jemand für den Soztaldemokraten die Stimme abgeben könne." Die „Kieler Ztg." hat in dieser Erklärung ausdrücklich in Bezug auf die Wahl in Apenrade-Flensburg, wo derselbe jetzt mit freisinnig-volksparteilicher Unterstützung in Eschwege-Schmalkalden wieder in den Reichstag gewählte Antisemit Raab in Stichwahl mit dem Sozialdemokraten stand, eine Ausnahme gemacht; die Freisinnigen des Wahlkreises Apenrade-Flensburg sind auch dieser Parole gefolgt und haben durch ihr Eintreten für den Soztaldemokraten den Antisemiten den Wahlkreis entrissen. Die „Kieler Ztg." betante damals in einem Rückblick auf das Wahlergebnis noch einmal sehr entschieden, die „freisinnigen Parteien seien außer Stande gewesen, den Kandidaten der Bündler und Antisemiten zu wählen."

Im Wahlkreise Apenrade-Flensburg sind auch durch ein Flugblatt die freisinnigen Wähler noch ausdrücklich aufgefarbert warden, für den Sazialdemokraten zu stimmen; in Eschwege ist dagegen der Vorsitzende des freisinnigen Vereins einer gleichen Aktion, die van einem angesehenen Vorstandsmitgliede des Schmalkaldener freisinnigen Vereins ausging, durch eine öffentliche Erklärung in den Rücken gefallen und die „Freis. Ztg." hat von diesem Akt freisinniger Selbstschändung noch — anscheinend mit Befriedtgung — Kenntnis genommen.

Die antisemitische „Deutsche Wacht" des früheren Abg. Ztmmermann zollt denn auch der Leitung der Freisinnigen Volkspartei für dieses Verhalten höchste Anerkennung. „Am Baden liegen zertreten, so schreibt das Blatt, die jämmerlichen Nachläufer der Sozialdemokratie, und nur Eugen Richter allein hat die Ehre der Freisinnigen Valkspartei gerettet."

Dieser antisemitische Dank ist ehrlich gemeint, muß aber jedem Mitgliede der Freisinnigen Volkspartei wie blutiger Hohn klingen.

Desgleichen konnte das Organ Liebermann von Sonnenbergs, das „Deutsche Blatt", nach dem Siege Raabs nicht genug rühmen: „Politiker von altem Schrot und Korn wie Eugen Richter, dessen Prinzipientreue und manchmal verspottete „Unentwegtheit" sich hier in gutem Lichte, als Charakterfestigkeit, zeigte."

Die „Deutsche Ztg." des Herrn Dr. Friedrich Lange frohlockte:

„Das Ergebnis muß mit ganz besanderer Freude begrüßt werden und ist in verschiedener Hinsicht lehrreich. Es hat gezeigt, daß die Leitung der Freisinnigen Volkspartei Entschlassenheit genug besessen hat, dem Liebeswerben, wie den mehr aber minder versteckten Drohungen der Barth-Leute gegenüber kühl zu bleiben. Es hat ferner gezeigt, daß sich bürgerliche Wählermassen nicht sa ohne weiteres, auch nicht durch allerlei versteckte, unter falscher Flagge segelnde Manipulationen, für die Sozialdemokratie einfangen lassen, und die Blamage der freisinnigen Vereinigungspresse und ihrer linksdemakratischen Gefolgschaft ist wirklich recht erheblich. Daß man die Freisinnige Volkspartei und Eugen Richter jetzt von allen Seiten als die „Schergen der Reaktion" hinstellen wird, ist ja selbstverständlich. Demnach hat die Leitung der Volkspartei in einem für sie schwierigen und für später seinen Einfluß ausübenden Fall, lediglich korrekt gehandelt.

Die „Fürstenthumer Ztg.", das Organ der Pommerschen Antisemiten und Bündler schrieb zu dem Ausfall der Stichwahl:

„Ungeteilte Anerkennung gebührt heute den 1800 überzeugungstreuen Männern, die trotz der maßlasen Verhetzung von linksliberalen Blättern vom Schlage der Gerlach-Barthschen „Berliner Zeitung", der „Weserzeitung" und einer ganzen Reihe kleinerer Kläffer für den Vertreter des staatserhaltenden Gedankens gestimmt haben."

Aber auch der Hohn der Antisemiten ist der Zentralleitung der Freisinnigen Volkspartei nicht erspart geblieben: „Die Parteileitung hat sich, schrieb z. B. die „Deutsche Hochwacht", das Organ des „Deutschen Volksbundes", in voller Hilfslostgkeit gezeigt und sich auf ein unwürdiges Versteckspiel beschränkt." Und mehrere Tage später spottete dasselbe Blatt:

„Die arme freisinnige Valkspartei hat schwer zu leiden, da ihr die Schuld an dem ganzen Unglück zugeschrieben wird. Sie verteidigt sich aber unentwegt. Für unser Einen ist es sehr nett, auch einmal den tertius gaudens spielen zu können."

Wie fügen hieran noch einige Auslassungen von Organen der Freisinnigen Volkspartei bezw. solcher Zeitungen, die der Partei nahestehen:

Die „Frankf. Ztg." schrieb:

Hatte denn die freisinnige Parteiführung des Wahlkreises gar kein Verständnis für die politische Situatian, begriff sie nicht, daß sie um des Liberalismus willen die Parole zur unbedingten Bekämpfung des reaktionären Gegners ausgeben mußte? Und wenn die lakale Organisation ihre Aufgabe nicht verstand, wie kam es, daß die Zentralleitung der Freisinnigen Volkspartei sie nicht auf ihre soziale Pflicht hinwies? Es ist hier schwer gefehlt warden, aus Erwägungen heraus, die mit liberalen Anschauungen herzlich wenig zu tun haben. Mag auch der Hauptwahlkampf noch sa schroff gewesen sein — die sozialdemokratische Agitation ist wieder eine persönlich stark verletzende gewesen —, wa es sich um eine sa einfache politische Entscheidung handelt, wie um die Wahl zwtschen etnem Sozialdemokraten und einem der schlimmsten Reaktionäre, durften persönliche Empfindlichkeiten nicht mehr mitsprechen und zu einer Diskreditierung des Liberalismus führen.

Die „Breslauer Morgenztg.:

Eine Parteileitung, welche weiß und wissen muß, daß bestimmte Kreise der Belehrung bedürfen, um taktisch orientiert zu sein, hat die Pflicht, mit dieser Orientierung einzugreifen. Es ist keine Schande für einen in abgelegenem Gebirgsneste wahnenden, vom Braierwerde ganz in Anspruch genommenen kleinen Mann, daß

er in kritischer Entscheidung Rat braucht. Auf diesen Rat, auf weiter nichts, wurde wieder und wieder von uns und von anderen ehrlichen Anhängern der freisinnigen Weltanschauung gedrängt. Das Drängen blieb unbeachtet. Bei solchem Stande der Dinge belastet der Ausgang, welchen wir aufs tiefste beklagen, nicht nur die gespensterfürchtigen Wähler, welche die große Gegenwartsgefahr der Reaktion gegen die kleine Gefahr des Zukunftsstaates nicht abzuschätzen wußten, sondern und hauptsächlich die Parteileitung, die das wissen muß.

Mochte das Resultat immer dasselbe sein, sie hätte ihre Pflicht getan mit einem aufklärenden Hinweise, welcher in aller Deutlichkeit die Grenze zwischen Freisinn und Sozialdemokratie ziehen mochte, aber dann die schlimme Bedeutung eines antisemitischen Sieges energisch betonen und deshalb zur Wahl des Sozialisten auffordern mußte."

Die „Posener Ztg." glossierte den ersten Rechtfertigungsversuch der „Freis. Ztg.", welcher auf die angeblich immer mehr sich verschärfenden Gegensätze zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie hinwies, folgendermaßen:

Sehr schön zitiert! Man muß aber auch seine Wähler aufzuklären trachten, und wenn in dieser Beziehung die freisinnige Volkspartei nicht ihre Schuldigkeit versäumt hätte, wie überall so auch in Schmalkalden, so hätte sie sich diese Blamage und manche andere bei den Wahlen des vergangenen Jahres ersparen können. Mit schönen Zitaten und Schreibereien ist es nicht getan, sondern Arbeit tut uns nai, unermüdliche Aufklärungsarbeit.

Ebenso bedauerte der „Niederschl. Anz." in Glogau, eines der ältesten freisinnigen Orgone, das Verhalten der Zentralleitung der Freisinnigen Volkspartei:

„Die Niederlage des Freisinns in der Hauptwahl war durch die Unzuverlässigkeit der Nationalliberalen veranlaßt worden, also ohne Verschulden und Verantwortlichkeit der freisinnigen Parteileitung. Anders liegt die Sache bei der Stichwahl. Herr Raab mochte gewählt werden, wenn wir's nicht hindern konnten; aber was wir kannten, um die Wahl zu verhindern, mußten wir tun. Es ist nicht geschehen, und das ist zu beklagen."

Warum es nicht geschehen ist, ist ziemlich klar. Die Abneigung der Zentralleitung der Freisinnigen Volkspartei gegen die Ausgabe einer Stichwahl-Parole ist auf die seit den letzten Reichstagswahlen veränderte Stellung der Partei zur Sozialdemokratie zurückzuführen. Da die „Mittheilungen" keinen Parteistandpunkt vertreten, sondern ausschließlich die Bekämpfung des Antisemitismus zum Zwecke haben, so sei hierauf nicht näher eingegangen. Nur eins möchten wir noch konstatieren: Andere Parteien, auch die Antisemiten, haben sich, wenn es ihren parteipolitischen Interessen entsprach, nicht einen Augenblick besonnen, mit der Sozialdemokratie zusammenzugehen. Vor wenigen Tagen erst hat der bayerische Reichstags- und Landtagsabgeordnete Lerno, noch dazu als Oberlandesgerichtsrat ein hoher Beamter, in einer öffentlichen großen Versammlung für den Fall des Scheiterns der Wahlrechtsreform ein regelrechtes Wahlbündnis des Centrums mit der Sozialdemokratie empfohlen. Nach einem Bericht der „Augsb. Abendztg." sagte er:

„Da müssen wir es wieder so machen wie 1899, nämlich ein Kompramiß mit den Sozialdemokraten versuchen. Man muß sich mit einem anständigen Gegner verbinden, um einen unanständigen hinauszujagen. Wenn das Gesetz fällt, werden wir trachten müssen, mit den Sozialdemokraten uns zu verbinden, damit wir eine Zweidrittel-Majorität bekommen und mit diesen zuverlässigen Leuten — denn das sind die Sozialdemokraten — kommen wir auch so weit."

Ein hervorragendes Mitglied einer Partei, die noch dazu im Reichstage als Regierungspartei auftritt, geniert sich also nicht, offen mit der Sozialdemokratie zu paktieren; die Zentralleitung der Freisinnige Volkspartei hält es aber heimlich lieber mit den reaktionären Antisemiten! Sapienti sat!

---

## Die Zurücksetzung der Juden im Heere.

In der Reichstagssitzung vom 5. März führte bei Beratung des Militäretats Abg. Eickhoff (Freis. Volkspartei) folgendes aus:

Meine Herren, diesen innigen Zusammenhang zwischen Armee und Volk wollen wir auf unserer Seite erhalten; aber wir sind der Meinung, das ist nicht möglich, ja man lockert diesen Zusammenhang, wenn auch heute noch zahlreiche Kreise unseres Volkes verhindert werden, sich in den Dienst der Armee und des Vaterlandes zu stellen. Meine Herren, bei der ersten Lesung des Etats hat der Abgeordnete Richter vom Offiziersersatz gesprochen. Er hat gemeint: Sie mögen so streng sein, wie Sie wollen, in bezug auf die individuellen Anforderungen, die Sie stellen an den Anwärter, der in das Offizierskarps eintreten will; aber worüber wir in bürgerlichen Kreisen klagen, das ist, daß Sie den Mann von der Offizierslaufbahn zurückweisen nicht seiner selbst willen, sondern nur zu oft wegen des Berufes seiner Eltern als Kaufmann, Handwerker, wegen seiner Abstammung, wegen seiner Konfession, ja in vielen Fällen wegen der politischen Richtung seiner Angehörigen. Meine Herren, der Herr Kriegsminister hat ihm darauf in sehr liebenswürdiger Weise geantwortet; er hat u. a. auch auf eine Kabinetisorder verwiesen, die vorhin schon erwähnt wurde, und in der ausdrücklich betont wird, der gesteigerte Bildungsgrad unseres Volkes gestatte es, die Kreise zu erweitern, welche für die Ergänzung des Offizierkorps in Betracht kommen. Meine Herren, ich betrachte das von meinem Standpunkt aus immerhin als einen Fortschritt gegen die frühere Zeit, und ich hege deshalb die Hoffnung, daß der Herr Kriegsminister, den ich im Gegensatze zu den Herren auf dieser Seite (zu den Sozialdemokraten) für einen vorurteilsfreien Mann halte, das Seinige dazu tun wird, daß diese Kabinettsorder nicht nur ein Stück Papier bleibt, nein, daß tatsächlich alle Kreise des Bürgertums ohne Unterschied des Berufs, der Abstammung, der Konfession, der politischen Richtung einzig und allein ihren Fähigkeiten entsprechend zur Heereslaufbahn zugelassen werden, wie das Kriegsgesetz es ja ausdrücklich vorschreibt.

(Zurufe von den Sozialdemokraten.)

Meine Herren, wie aber sieht es in der Wirklichkeit vielfach noch heute aus?

Ich komme damit auf einen Fall zu sprechen, der mir geradezu typisch zu sein scheint. Vor einiger Zeit, im vorigen Sommer meldete sich ein junger Kaufmann namens Ludwig Hans Hauptmann aus Breslau als Zweijährigfreiwilliger in einem dortigen Regiment. Er stellte sich persönlich vor, wurde auch angenommen, aber kurze Zeit darauf erhielt er einen Brief folgenden Inhalts:

10. Kamp., R. 11. Breslau, 7. Mai 03.

Herrn Hauptmann, Handlungskommis
Breslau, Wallstraße 14 pt.

mit der Mitteilung, daß der Herr Hauptmann auf Ihre Einstellung als Zweijährigfreiwilliger bei der Kompagnie verzichtet, da Sie jüdischen Glaubens sind, welches die Kompagnie erst nachträglich erfahren hat, andei Meldeschein zurück. J. A.: gez. Klossa.

Meine Herren, dann wandte sich der Redakteur eines Breslauer Blattes mit folgendem Schreiben an den Kommandeur dieses 2. Schlesischen Grenadierregiments:

Breslau, 18. Mai 1903.

Das umstehend abschriftlich mitgeteilte Schreiben geht uns zu. Bevor wir dasselbe veröffentlichen, gestatten wir uns die ganz ergebene Anfrage, ob Bestimmungen existieren, welche der Einstellung von Juden als Zweijährigfreiwilligen hinderlich sind, bezw. den Verzicht des Herrn Hauptmanns rechtfertigen.

Mit ausgezeichneter Hachachtung ergebenst
Die Redaktion. Dr. Neustadt.

Darauf erfolgte unter dem 23. Mai folgende Antwort:

Grenadier-Regiment König Friedrich III. (2. Schles.) Nr. 11. Tgdch. Nr. 2015 II.

Was die Farm des abschlägigen Bescheides anlangt, kann das Regiment dieselbe nicht billigen. Bestimmungen

BSB



darüber, daß Leute jüdischen Glaubens als Zweijährig freiwillige nicht eingestellt werden dürfen, existieren nicht. Die Beantwortung war Umständе halber nicht eher möglich. v. Bahrfeldt.

Meine Herren, nun wandte sich weiter der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens an Herrr v. Goßler, den Vargänger des jetzigen Herrn Kriegsministers. Dieser erklärte in seinem Antwortschreiben, daß

das Verfahren der 10. Kompagnie Grenadier-Regiments König Friedrich III. (2. Schlesisches) bezüglich Abweisung des Handlungskommis Ludwig Hans Hauptmann als Freiwilligen durchaus nicht gebilligt werden kann. Das Generallommanda des VI. Armeekarps hat das Erforderliche veranlaßt. Eine van hier ausgehende allgemeine Verfügung ist nicht erforderlich.

Dies, meine Herren, ist der Tatbestand.

Ich will auf seine näheren Begleitumstände, die gerade nicht hübsch sind, nicht ausführlicher eingehen. Ich weiß sehr wohl, daß der Herr Hauptmann v. Langenthal das Recht haite, den Herrn Hauptmann zurückzuweisen, denn Freiwillige werden nur nach Bedarf angenammen, oder wenn sie nach jeder Richtung hin als geeignet erscheinen. Ich will darum nur herbarheben, daß bei der perfönlichen Barstellung der Herr Hauptmann v. Langenthal diesen Herrn Hauptmann sehr freundlich behandelte und ihn als Freiwilligen akzeptierte; er wußte nämlich noch nicht, daß Herr Hauptmann jüdischen Glaubens sei. Meine Herren, ich gehe auch nicht näher darauf ein, daß der Herr Oberst nur die Form der Abweisung, und erst der Herr Kriegsminister das ganze Verfahren mißbilligte. Der Hauptmann ist ja auch, wie aus dem Schreiben des Kriegsministers herbargeht, rektifiziert warden. Der Fall selber alsa würde für mich erledigt sein, vielleicht abgesehen van dem Moment, daß mir nicht bekannt geworden ist, ob denn Herr Hauptmann durch Korpsbefehl als Freiwilliger in diesem aber einem anderen Regiment zugelassen worden ist. Wenn ich diesen Fall dennoch hier zur Sprache bringe, so geschieht es deshalb, weil er mir van symptomatischer Bedeutung zu sein scheint, und ich finde mich um so mehr dazu veranlaßt, als mir noch vor wenigen Tagen ein ähnlicher Fall aus Düsseldorf berichtet wurde. Auch dort soll einem jüdischen Handlungsgehilfen, der sich bei einem Regiment als Freiwilliger gemeldet hatte, vom Hauptmann der Bescheid geworden sein: wir nehmen keine israelitischen Freiwilligen! Ich muß dem Herrn Kriegsminister sagen: ich bin heute noch nicht in der Lage, ihm den Namen des betreffenden Herrn und die Nummer des Regiments zu neunen; ich hoffe das aber in einigen Tagen tun zu können.

Meine Herren, nun frage ich Sie: sind solche Barkammnisse in unserem modernen Staatsleben nicht überaus bellagenswert? Sind sie — frage ich weiter — würdig eines Kulturvalkes, wie das unfrige es ist? Wir leben in einem Rechtsstaat

(Widerspruch bei den Sozialdemakraten),

in einem Staaie, in dem die Verfassung die Rechte und Pflichten der Bürger genau bestimmt.

(Zuruf bei den Sozialdemakraien.)

— Gewiß, meine Herren! Art. 4 der preußischen Verfassung ist Ihnen allen bekannt: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich, die öffentlichen Aemter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich," und in Art. 12 der Verfassung heißt es ausdrücklich: „Der Gemuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem Religionsbekenntnis." Meine Herren, wie aber sieht es in Wahrheit in unserem Vaterlande aus? Sind unsere jüdischen Mitbürger nicht auch heute noch von fast sämtlichen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen? Ich kann und will das im einzelnen hier nicht nachweisen. Ich will Sie nur an das Wort erinnern, das der preußische Herr Justizminister Herr Dr. Schönstedt, vor einiger Zeit im Abgeordnetenhause sprach, indem er offen bekannte, er sei der einzige weiße Rabe unter den Ministern, der nach Juden anstelle.

(Hört! hört! links.)

Und wie sieht es in der Armee aus? Auch unsere jüdischen Mitbürger sind im Lande der allgemeinen Wehrpflicht zum Heeresdienst verpflichtet; aber gibt es heute noch einen einzigen Offizier jüdischen Glaubens in der Armee? Und doch klagt man immer wieder über den Mangel an jungen Offizieren; sollen doch gerade jetzt die Gehälter der Oberstleutnants erhöht werden aus dem Grunde, weil man fürchtet, keinen Nachwuchs an Offizieren zu erhalten. Aber jüdische Offiziere kennen wir nicht, aber doch nur ausnahmsweise in der Reserve und in der Landwehr. Und doch gibt es in den Armeen aller anderen Kulturstaaten zahlreiche Offiziere jüdischen Glaubens, und zwar ohne Unterschied der Charge. Ich darf Sie nur daran erinnern, daß der Herr Kollege des Herrn Ministers in Italien jüdischen Glaubens ist.

Meine Herren, und wie steht es mit den Militärärzten? Auch an solchen herrschte vor einigen Jahren, wie uns in der Budgetkommission mitgeteilt wurde, großer Mangel, und ich darf hinzufügen, die Gefahr dieses Mangels wird wieder um so mehr wachsen, je mehr — nach der neuesten Statistik — die Zahl der Studierenden der Medizin abzunehmen beginnt. Aber als ich vor einigen Jahren — der jetzige Herr Kriegsminister saß damals noch nicht an seinem Platze — nach der Anzahl der jüdischen Aerzte in der Armee fragte, erhielt ich die Antwort: zwei! Und doch ist Ihnen allen bekannt, daß viele unserer jüdischen Mitbürger zu unseren hervorragendsten Medizinern gehören; ich brauche Ihnen die Namen dieser Männer nicht erst zu nennen. Und nun ist es soweit bei uns gekommen, daß Jünglinge jüdischen Glaubens nicht einmal mehr als Freiwillige angenommen werden!

Meine Herren, das 2. schlesische Regiment Nr. 11, das den Herrn Hauptmann als Freiwilligen ablehnte, hat die Ehre, den Namen „König Friedrich III." zu tragen. Unwillkürlich wird man dabei an jenen unvergeßlichen Erlaß erinnert, den der edle Dulder am 12. März 1888 an den Fürsten Bismarck und das Staatsministerium richtete: Da heißt es:

Ich will, daß der seit Jahrhunderten in meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöfer Duldung auch ferner allen meinen Untertanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein jeglicher unter ihnen steht meinem Herzen gleich nahe — haben doch alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre valle Hingebung bewährt.

So ist es in der Tat, und wenn Sie das Buch der Geschichte aufschlagen, so werden Sie finden, daß unsere jüdischen Mitbürger von dem Augenblicke an, wo sie als Staatsbürger überhaupt anerkannt und zum Heeresdienst verpflichtet waren, in keiner Weise hinter ihren christlichen Kameraden zurückgestanden haben. Ich halte mich für verpflichtet, dies einmal in diesem hohen Hause mit einigen Worten darzulegen.

Meine Herren, das „Militärwochenblatt" vom 4. November 1843 veraffentlichte bei dem Mangel älterer amtlicher Unterlagen eine Abschätzung, wie viele Juden an den Feldzügen 1813 bis 1815 teilgenommen hatten. Es wurden ermittelt 263 Freiwillige und nur 80 Ausgehobene, also ein weit höherer Prozentsatz von Freiwilligen als von Ausgehobenen. Man darf nach der Berechnung des „Militärwachenblattes" annehmen, daß damals etwa 731 Juden bei den Fahnen gestanden haben. Nun ist weiter eine genaue Liste van 125 jüdischen Soldaten — sie liegt vor mir — aufgestellt worden, die an den Feldzügen der Jahre 1813 bis 1815 teilgenommen haben. Von diesen 125 Kriegern sind 10 gefallen, 6, darunter einer tödlich, verwundet worden; 17 haben das Eiserne Kreuz, 2 außerdem den russischen St. Georgsarden erhalten. Aehnliche Listen sind über die anderen Feldzüge aufgestellt worden. Ich will nur eine dieser Listen noch hervorheben, nämlich diejenige des Feldzuges 1870/71. Diese Liste führt 4492 Namen jüdischer Soldaten auf, darunter haben 327 das Eiserne Kreuz, 2 davon das Eiserne Kreuz 1. Klasse, außerdem 84 andere Orden für Verdienste im Felde erhalten. Wenn Sie bedenken, daß unter den Juden, vielleicht von den Militärärzten abgesehen, nur sehr wenige Offiziere waren, so werden Sie mir zugeben, daß diese Statistik schlagend beweist, daß die Juden ihre Pflicht als Soldaten vollkommen erfüllt haben. Ich will Ihnen aber darüber auch noch einige authentische Zeugnisse geben.

Der Staatskanzler Fürst Hardenberg schrieb am 4. Januar 1815, also unmittelbar nach den Ereignissen der großen Kriege, an den Grafen Grote das folgende:

> Auch hat die Geschichte unseres letzten Krieges wider Frankreich bereits erwiesen, daß die Juden des Staates, der sie in seinen Schoß aufgenommen hat, durch treue Anhänglichkeit würdig geworden. Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer christlichen Mitbürger gewesen, und wir haben auch unter ihnen Beispiele wahren Heldenmutes und der rühmlichsten Verachtung der Kriegsgefahren aufzuweisen, sowie die übrigen jüdischen Einwohner, namentlich auch die Frauen, in Aufopferung jeder Art der Christen sich angeschlossen. . . . .

Und als im Jahre 1833 im englischen Parlamente über die Emanzipation der Juden verhandelt wurde, erklärte der Held von Waterloo, der Herzog von Wellington, laut Mitteilung der „Times" vom August 1833:

> Man hat gesagt, daß in der Schlacht bei Waterloo nicht weniger als 15 jüdische Offiziere dienten; auch ich habe viele verdienstvolle und ausgezeichnete Offiziere dieses Glaubens kennen gelernt.

Und endlich, meine Herren, im Jahre 1847 ist dem Vereinigten Landtage ein „Auszug aus der Denkschrift des Ministers des Innern über die Ausdehnung der Militärpflicht der Juden" vorgelegt worden. Diese Denkschrift kommt auf Grund der Berichte der einzelnen Generalkommandos zu folgendem zusammenfassenden Ergebnis — ich darf auch das noch kurz vorlesen —:

> Faßt man den Inhalt dieser Ermittelung zusammen, so darf man als erfahrungsmäßiges Resultat annehmen, daß die Juden des preußischen Heeres von den Soldaten der christlichen Bevölkerung im allgemeinen nicht erkennbar unterschieden sind, daß sie im Kriege gleich den übrigen Preußen sich bewährt, im Frieden den übrigen Truppen nicht nachgestanden haben; daß ferner insbesondere die jüdischen Religionsverhältnisse nirgends als ein Hindernis beim Kriegsdienste hervorgetreten sind.

Meine Herren, das war im Jahre 1847! Und nun nach 57 Jahren ist es so weit gekommen, daß bei zwei preußischen Regimentern unsere jüdischen Mitbürger wegen ihres Glaubens nicht einmal mehr als Zweijährigfreiwillige angenommen werden! Meine Herren, ich sagte vorhin: ich halte den Herrn Kriegsminister für einen vorurteilsfreien Mann; um so mehr darf ich die dringende Bitte an ihn richten, an seinem Teil alles zu tun, damit der Grundsatz religiöser Duldung, der nach Kaiser Friedrichs Worten seit Jahrhunderten im Hohenzollernhause geherrscht hat, auch in der Armee mehr und mehr Eingang finde, und auch unseren jüdischen Mitbürgern wegen ihres Glaubens nicht länger diejenigen Stellen in der Armee vorenthalten werden, die ihren Fähigkeiten entsprechen.

Der anwesende Kriegsminister v. Einem hielt es nicht für nötig, etwas hierauf zu erwidern.

In der nächsten Sitzung, am 7. März, kam der Abg. Liebermann von Sonnenberg auf die „Makkabäer-Rede" des Herrn Eickhoff zurück, um unter dem Gaudium seiner antisemitischen und konservativen Gesinnungsgenossen mit einigen bei ihm üblichen plumpen „Witzen" („einen wirklich tüchtigen jüdischen Soldaten habe ich noch nicht gesehen"; „die Rasseneigenschaften machen die Juden als Soldaten unmöglich"; „ich kann ganz gut verstehen, daß sich ein Regimentskommandeur nicht die Front verderben lassen will" u. s. w.) und unter Anzweiflung der Richtigkeit der von Herrn Eickhoff herangezogenen Statistik die sachlichen Ausführungen dieses Abgeordneten abzutun. Der letztere entgegnete im Rahmen einer persönlichen Bemerkung:

> Herr Liebermann v. Sonnenberg hat zwar gemeint, er müsse erst den stenographischen Bericht meiner Rede vom Sonnabend abwarten, ehe er mir antworten könnte. Dann aber hat er die Behauptung aufgestellt, ich hätte von einer besonderen militärischen Tüchtigkeit unserer jüdischen Mitbürger gesprochen. Wenn er den stenographischen Bericht nachliest, so wird er finden, daß ich davon mit keiner Silbe gesprochen habe, sondern nur an den Minister die Bitte gerichtet habe, dem Grundsatz religiöser Toleranz, wie er in der Botschaft Kaiser Friedrichs ausgesprochen ist, auch im Heer Eingang zu verschaffen und unsern jüdischen Mitbürgern, wie es die Verfassung vorschreibt, diejenigen Stellen im Heer zugänglich zu machen, die sie nach ihrer Befähigung beanspruchen können. Ich stelle ferner fest, daß die von mir am Sonnabend angeführte Statistik teils auf amtlichen Quellen, teils auf sonstigen beruht, die an Wissenschaftlichkeit und Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Der Herr Kriegsminister schwieg sich abermals aus. Auf die von anderen Rednern vorgebrachten Wünsche und Beschwerden ging er, zum Teil recht ausführlich, ein. Die auf die jüdischen Soldaten bezüglichen Beschwerden des freisinnigen Redners schienen nicht für ihn zu existieren, auch nicht, nachdem der „Spaßmacher der Junker" das Thema in seiner Weise behandelt hatte.

In der Sitzung vom 8. März sagte der freisinnige Abg. Müller-Meiningen, es habe in weiten Kreisen unangenehm berührt, daß der Minister auf die Klagen des Abg. Eickhoff nicht zurückgekommen sei. Auch diese Provokation veranlaßte den Minister nicht, Rede und Antwort zu stehen.

Wir möchten nicht annehmen, daß die Sache damit erledigt sei.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Studentisches.** Man schreibt uns: Verschiedene Blätter berichteten in den letzten Tagen, daß der jüdische Student stud. phil. Siegfried K. in die Gießener A. D. B. Burschenschaft „Arminia" aufgenommen worden ist. Zugleich knüpften sie daran die Bemerkung, daß dies seit mehreren Jahren wieder der erste Fall sei, daß ein jüdischer Student in eine einem großen Verbande angehörige Burschenschaft aufgenommen worden sei. Demgegenüber möchten wir feststellen, daß diese Aufnahme eines jüdischen Studenten in eine A. D. B. Burschenschaft keineswegs ein Einzelfall ist. Am besten wird das durch die Tatsache bewiesen, daß auch die Stammburschenschaft des A. D. B., die Burschenschaft Neo-Germania in Berlin, die im Jahre 1883 gegründet wurde, stets jüdische Mitglieder in ihren Reihen zählte. Auch zur Zeit gehören zwei jüdische Studierende der Burschenschaft an.

Die A. D. B. Burschenschaften wurden s. Z. im bewußten Gegensatze zu den immer mehr reaktionären Anschauungen sich zuneigenden alten Verbindungen gegründet. Sie kennen keine konfessionellen Gegensätze und verwerfen auch die sinnlosen Bestimmungsmensuren. Daß diese modernen Ideen im deutschen Studentenleben feste Wurzeln gefaßt haben, zeigt der Umstand, daß sich diesem Bunde bereits etwa fünfzehn Burschenschaften angeschlossen haben. In Berlin-Charlottenburg ist der Bund mit sechs Burschenschaften vertreten.

**Wien.** Die Antisemiten in Leopoldstadt beschlossen eine Resolution, worin sie um den Segen für die russischen Waffen bitten und den Russen einen glänzenden Sieg über die gelbe Rasse wünschen. Die Redner führten aus, daß Rußland den Antisemiten am allernächsten stehe. Rußland sei gegenüber Oesterreich immer aufrichtig gewesen, was man von den anderen Freunden nach den Erfahrungen von 1864 und 1866 nicht gut sagen könne.

**Der Kampf zwischen den Christlichsozialen und den Freisinnigen in Oesterreich** tobt besonders heftig in der Gemeinde St. Pölten, deren tapferer Bürgermeister, der Abgeordnete Voelkel, von Dr. Lueger und seinem Anhange auf das Tiefste gehaßt und befehdet wird. Da die Freisinnigen im Gemeinderate von St. Pölten die Majorität besitzen, haben die Christlichsozialen schon seit längerer Zeit die größten Anstrengungen gemacht, um den

Sieg an sich zu reißen. So setzten sie die Auflösung des St. Pöltener Gemeinderats durch, um durch Neuwahlen die Majorität zu erhalten. Die Gemeinderatswahlen am 7. März haben aber ihre Hoffnungen zunichte gemacht. Wie ein Telegramm aus Wien meldet, wurden bei 1400 Wahlberechtigten 1167 Stimmen abgegeben. Hiervon entfielen 660 Stimmen auf die freisinnige Liste (die Anhänger des Abg. Voelkel), auf die Christlichsozialen 450, der Rest auf die Sozialdemokraten: einige Stimmen waren zersplittert, 8 ungültig. Die freisinnige Liste wurde somit mit einer Mehrheit von ungefähr 80 Stimmen über die absolute Mehrheit gewählt.

---

## Vermischtes.

**„Mandelstamm und Silberfarb."** Im antisemitischen Blätterwalde, von der feudalen „Kreuzztg." bis zum vulgärsten Antisemitenblättchen, herrscht freudiges Frühlingsrauschen. „Mandelstamm und Silberfarb" jubelts überall, und das Echo erwidert: „Mandelstamm und Silberfarb". Der deutsche Reichskanzler Graf Bülow hat den großen und den kleinen, den offenen und verkappten Antisemiten eine wirkliche Herzensfreude bereitet, als im Reichstage neulich dem Gehege seiner Zähne volltönend das rhytmische „Mandelstamm und Silberfarb" entfloh und schallende Heiterkeit im Hause und noch mehr herzliche in so mancher Teutonenbrust erweckte.

Nur dürfen die Herrschaften keine gar zu weitgehenden Schlüsse aus dem melodischen „Mandelstamm und Silberfarb" ziehen. Graf Bülow ist darum noch lange nicht Antisemit. Er hat auch schwerlich die Absicht gehabt, die Juden zu kränken. Noch weniger dürfte er die Absicht gehabt haben, den Antisemiten eine kleine Gefälligkeit zu erweisen; dazu ist er ein zu feinfühliger Mann, den sicherlich der Antisemitismus anekelt. Aber Graf Bülow zitiert gern. Ihn umschwebt stets der Geist aller großen Dichter, die er so gern zitiert. Unwillkürlich erinnerten ihn bei der Zusammenstellung der beiden Namen, deren Träger durch eine Resolution sich ihm unbequem erwiesen haben, in Silbenzahl und Tonfall die klassischen „Rosenkranz und Güldenstern", und er war nur, als er „Mandelstamm und Silberfarb" bloßstellte, seinem unwiderstehlichem Zitierdrange gefolgt, nur daß er nicht Worte, sondern gewissermaßen Silbenzahl und Tonfall zitierte.

Aber gleichviel aus welchen Gründen Graf Bülow die Namen „Mandelstamm und Silberfarb" historisch und in gewisser Weise zu einem Schlagwort gemacht hat — es kann auch eine augenblickliche Entgleisung, ein vorübergehender Rückfall in den Ton jüngerer Jahre gewesen sein — genug, die Antisemiten haben die Namen aufgegriffen, die nun das Leitmotiv für gar viele Artikel, Reden, „Witze" bilden. Ja, es sind sogar die antisemitischen „Propagandisten der That" dadurch ermuntert worden. Zu einer wüsten Schlägerei kam es nämlich in der antisemitischen Berliner Versammlung am 4. d. M., in der Abg. Böckler über das Thema „Mandelstamm und Silberfarb" sprach. Nachdem Redner über die Eigenart jüdischer oder jüdisch klingender Namen gesprochen und die geistvolle Ansicht zum besten gegeben hatte, daß, weil die Namen nicht schön klingen, die Träger dieser Namen auch nichts wert sein könnten, ging er dazu über, die russischen Studenten, ohne Ausnahme als Lumpen, Vagabunden und Anarchisten zu bezeichnen. Es wäre eine Schande, daß ein deutscher Student mit diesem Gesindel auf einer Bank sitzen müsse, um deutsche Gelehrsamkeit zu hören. Eigentlich gehört dieses Pack nicht auf deutsche Hochschulen und jetzt, wo Bülow beginne, den Antisemitismus zu begreifen, werde er auch dafür Sorge tragen, daß unsere Hochschulen von diesen Elementen gesäubert werden.

Zu all diesen Beschimpfungen waren die anwesenden russischen Studenten und Studentinnen ruhig, als aber der den Vorsitz leitende junge Mann und ein teutscher „Arbeiter" die Hoffnung ausgesprochen hatten, daß auch wir in in Deutschland bald ein Kischinew haben würden, begann man schon vom „Bildlichen" znm Tätlichen überzugehen. Ein russischer Student nach dem andern wurde am Kragen genommen, verhauen und hinausgeworfen, ganz besonders zeigte sich als guter Schüler Pücklers, so lesen wir im „Vorwärts", Herr Paul Bruhn, der dem einen Studenten das Auge so stark verletzte, daß er die Unfallstation aufsuchen mußte. Selbst Frauen, die vor den tobenden Antisemiten flüchteten, wurden zu Boden geworfen und unter wüsten Beschimpfungen mit Füßen getreten.

Nachdem die Antisemiten sämtliche im Saale anwesenden Gegner hinausgeworfen hatten, ging die Schlägerei im Garten weiter fort, ohne daß die Polizei eingeschritten wäre. Nachdem die „teutschen" Helden ihr Mütchen an den Russen gekühlt hatten, gingen sie wieder in den Saal und setzten die Verfammlung fort.

Daß das Verhalten der Antisemiten bei allen Menschen von Gesittung Abscheu erregen muß, bedarf weiter keiner Erwägung. Aber andrerseits hätten die russischen Studenten wissen können, wessen sie sich unter diesen Leuten zu versehen hatten. Es wäre ein Gewinn für sie, wenn sie in künftigen Fällen die Herren Böckler und Konsorten hübsch unter sich ließen.

**Graf Waldersee,** der soeben verstorbene Generalfeldmarschall, hat in einem vom 31. Oktober 1894 datierten, jetzt im „Berl. Tagebl." veröffentlichten Briefe an den früheren Herausgeber des „Berl. Fremdenbl.", Herrn Dr. Nussak, u. a. seinem Unwillen darüber Ausdruck gegeben, daß Fürst Bismarck und Graf Caprivi ihn als Stöckerianer dargestellt hätten. Damit wird die in Nr. 7 der „Mitteilungen" wiedergegebene Behauptung des Konsuls A. M. Simon-Hannover, daß Waldersee nicht antisemitisch gesinnt sei, bestätigt.

**Felix Dahn,** der bekannte Literarhistoriker und Dichter, der vor kurzem seinen 70 ten Geburtstag feierte, sieht sich genötigt, in einem Artikel „Abwehr" in der „Schlesischen Zeitung" vom 26. Febr. den Bericht eines Interviewers in dem bekannten Wiener Antisemitenblatt „Deutsches Volksblatt" in schärfster Form zurückzuweisen, da er „von Lügen strotzt".

Felix Dahn sagt u. a. in diesem Artikel:

„Das Ganze hat, als ein Muster frechster Verlogenheit in unserer Tagespresse, weit über meine Person hinausreichende Bedeutung", und bittet zum Schluß „alle anständigen deutschen und österreichischen Zeitungen", seine „Verwahrung gegen solche empörende Lügen zu verbreiten".

Der Humor an der Sache ist, daß die „Schlesische Zeitung", deren aus Oesterreich stammende antisemitische Artikel zumeist eben diesem selben verlogenen Wiener „Deutschen Volksblatt" entnommen sind, sich genötigt sieht, diese Charakteristik selbst abzudrucken.

**Die Revision des Dreyfus-Prozesses** ist von der Strafkammer des Kassationshofes in Paris angeordnet worden, ohne daß es, wie in früheren Jahren, wenn die Dreyfus-Affaire in irgend einer Weise in der Oeffentlichkeit erwähnt wurde, deswegen zu Zornausbrüchen der nationalistischen Presse gekommen wäre.

Wir haben über die gefälschten Aktenstücke und die im Verlaufe der Affaire bekannt gewordenen Einzelheiten, welche die Unschuld Dreyfus erweisen, f. Z. ausführlich berichtet. Sie bildeten auch den Inhalt des Berichts des Kassationsrats Boyer. Es sind das hauptsächlich ein Protokoll vom 6. November 1897 über eine Unterredung des Majors de Fontenillat mit den Agenten A. und B., die ihm auf Ehrenwort versicherten, zu Dreyfus in keinerlei Beziehungen gestanden zu haben; ferner die Depesche eines ausländischen Stabschefs an seinen Agenten nach der Verurteilung Dreyfus', in der diesem angeordnet wird, seine Beziehungen abzubrechen, außerdem das weltberühmte Schriftstück „Ce canaille de D.", das verdächtige Zeugnis Cernuszkys, auf das Dreyfus sein Revisionsgesuch hauptsächlich gestützt hatte, und schließlich auch die 1903 entbrannte Polemik über einen vorgeblichen Brief des Deutschen Kaisers an Herrn v. Schwartzkoppen und das berühmte Bordereau mit Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. — Beachtung verdienen ferner die falsche Buchführung über die Geheimfonds des Spionagebureaus, das dem als „ehrenwerten Zeugen" und „hervorragende Persönlichkeit" vor dem Kriegsgerichte von Rennes bezeichneten Zeugen de Valcarlos Monatsgehälter zahlte und die Buchführung darüber verschleierte und fälschte, was sehr schlagend nachgewiesen wird; zweitens und drittens die oben erwähnten gefälschten und falsch datierten Schriftstücke.

Der Kassationsrat Boyer beantragte nach einem dreistündigen Referat die Anordnung einer Enquête. Der Kassationshof traf folgende Entscheidung:

In Anbetracht des Schreibens des Justizministers vom 25. Dezember 1903, sowie der Ausführungen des Generalprokurators, durch welche derselbe dem Gericht von dem am 9. September 1899 gegen Alfred Dreyfus erlassenen Urteil des Kriegsgerichtes von Rennes Kenntnis gibt, und nach Einsichtnahme in die Akten und Urkunden des Prozesses unter Erwägung der Artikel 443 bis 446 der Strafprozeßordnung und deren Abänderungen durch das Gesetz vom 21. Juni 1895 hinsichtlich der formellen Zulässigkeit des Revisionsbegehrens des Alfred Dreyfus;

in Erwägung, daß dieses Begehren der gesetzlichen Bestimmung des Artikels 443 entspricht und daß es in der vom Gesetz vorgeschriebenen Frist gestellt ist;

in fernerer Erwägung, daß das Urteil des Kriegsgerichts von Rennes in Rechtskraft erwachsen ist;

in endlicher Erwägung, daß der Stand des Prozesses dem Kassationshof noch nicht gestattet, ein materielles Urteil in der Sache selbst zu fällen —

erklärt der Kassationshof:

„Das Revisionsbegehren ist zulässig. Es wird eine ergänzende Beweisaufnahme angeordnet, welche von der Strafkammer des Kassationshofes durchzuführen ist."

Die zweite Revision des Dreyfus-Prozesses ist also nunmehr eingeleitet. An dem Urteil der Strafkammer fällt auf, daß es diesmal nicht die Faits nouveaux aufzählt, welche für die ‚Anordnung der ergänzenden Untersuchung und für die Wiederaufnahme des Verfahrens als maßgebend erkannt wurden. Im ersten Revisionsurteil des Jahres 1899 wurden die als entscheidende Faits nouveanx angenommenen Momente aufgezählt. Jetzt hat der Kassationshof dies unterlassen, weil er nur ein rein formelles Urteil fällen wollte.

Da der mit der Durchführung der ergänzenden Untersuchung betraute Strafsenat sehr viele andere Geschäfte zu besorgen hat, wird diese Untersuchung nur sehr langsam vorschreiten. Die erste Revision des Dreyfus-Prozesses wurde im Herbste 1898 von dem Kabinett Brisson angeordnet. Im November erkannte die Strafkammer die Revision als zulässig an, und erst in den ersten Augusttagen 1899 trat das Kriegsgericht in Rennes zusammen. Zur Untersuchung hatte damals die Strafkammer fast sieben Monate nötig, da das Erkenntnis des Kassationshofes, durch welches das Urteil des ersten Kriegsgerichtes annulliert und die Verweisung des Falles zu einer neuen Verhandlung vor dem Kriegsgerichte in Rennes ausgesprochen wurde, erst im Juni erfolgt ist. Man kann auch im gegenwärtigen Revisionsverfahren den gleichen schleppenden Verlauf erwarten. Bis in den Spätsommer hinein wird die Untersuchung dauern, und vor August werden die vereinigten Kammern des Kassationshofes kaum ihr meritorisches Urteil fällen können, welches entweder das Urteil des Kriegsgerichtes zu Rennes bestätigen oder die Annullierung desselben aussprechen wird. Die Annullierung durch das Oberste Tribunal kann sofort auch den vollen Freispruch des ungerecht Verurteilten enthalten oder es kann wiederum die Verweisung vor ein neues Kriegsgericht ausgesprochen werden. Die Kriegsgerichte in Paris und Rennes wären in diesem Falle nach dem Gesetz ausgeschlossen.

**Die Juden als Bergarbeiter.** Im englischen Unterhause hat in der vorigen Woche das Mitglied des Hauses Mr. Markham an den Staatssekretär des Innern die Anfrage gerichtet, ob ihm bekannt sei, daß in den Kohlenbergwerken Englands 4000 polnische Juden, die der englischen Sprache unkundig seien, arbeiten und eben wegen dieser Unkenntnis eine ständige Gefahr für die Sicherheit in den betreffenden Kohlenwerken bedeuten. Falls dem Minister diese Tatsachen bekannt seien, möge er sich äußern, ob er Schritte unternehmen wolle, um die fernere Verwendung solcher fremder Elemente in den Kohlengruben zu verhindern. Der Staatssekretär Mr. Akers-Douglas beantwortete diese Frage in folgender Weise:

„Meine Informationen über die Angelegenheit, die das Staatssekretariat des Innern seit einigen Jahren beschäftigt, weicht von jener des verehrten Interpellanten einigermaßen ab. Sorgfältige Nachforschungen in den schottischen Kohlenwerken, wo 1200 Juden beschäftigt sind, haben ergeben, daß diese Leute in keiner Weise eine Gefahr für die anderen Arbeiter darstellen. Ich habe mich selbst überzeugt, daß die fremden Arbeiter in den Gruben über ihre Pflichten belehrt werden, und ich sehe mich daher nicht veranlaßt, gegen die polnisch-jüdischen Arbeiter irgend welche Schritte zu unternehmen."

Diese Antwort wird auch den Führern der Bewegung in England einigermaßen gegen den Strich gehen. Für uns ist sie aber von hohem Interesse. Sie widerlegt glänzend die antisemitische Lüge, daß die Juden sich von schwerer Arbeit so gern drücken. Bei dieser Gelegenheit dürfte es sicher interessant sein, zu erfahren, daß die Zahl der jüdischen Handwerker in Rußland nach den neuesten Daten 500 986 beträgt, darunter außerhalb des Niederlassungsgebietes im ganzen 1935. Die Zahl der nichtprofessionellen jüdischen Arbeiter, wie Kutscher, Wasserführer, Holzhauer, Erdarbeiter ꝛc. beträgt 97 000; Ackerbau betreiben in Rußland 10 721 jüdische Familien, ungefähr 68 959 Seelen; die Zahl der jüdischen Fabrikarbeiter im Niederlassungsgebiete, das Weichselgebiet und das Gouvernement Cherson ausgenommen, beträgt 33 933. Diese Zahlen sprechen.

**Zum neuen Kischinew-Prozeß** wird aus Wien 7. März, telegraphiert:

„Ein Kischinewer Brief vom 4. März berichtet über die Zeugenaussagen betreffend die in der Mundschester Vorstadt bei dem Schlachthaus begangenen Mordtaten. Besonders erschütternd wirkte die Aussage Beer Charidons, dessen Bruder David vor seinen Augen erschlagen wurde. Die Brüder rannten die Straße zum Bahnhof hinauf, in der Hoffnung, dort Schutz zu finden. Auf halbem Wege ereilten sie aber die Verfolger, welche sich auf beide Brüder stürzten und David im wörtlichen Sinne durch Schläge töteten und Beer verwundeten. Jakob Rosenberg sagte aus, daß er mit

27 Flüchtigen im Fettvorrat des Schlachthauses verborgen war, als er zusehen mußte, wie der an einem Auge erblindete Major Weißmann von einer Gruppe Exzedenten mit 10 Pfd. schweren Gewichten zerschlagen wurde, worauf ihm zwei Männer mit ihren Fingernägeln das noch gesunde Auge auskratzten. Zahlreiche Zeugen bestätigen, daß der Wachmann Baden die Bauern hetzte und bei ihnen die Vorstellung erweckte, es sei ein allerhöchster Befehl ergangen, sich an den Juden zu rächen. Ein christlicher Zeuge hörte diesen Wachmann für alle diejenigen Strafen androhen, die die Juden schützen würden, und ließ sich dadurch abhalten, einer jüdischen Familie Obdach zu gewähren, was er schon beabsichtigt hatte. Der Zeuge Wachs hat gehört, wie ein Offizier namens Gjurjari beim Schlachthaus die Menge aufreizte, sie solle dreinschlagen und verwüsten, aber ja nicht töten."

Offiziell werden die Gerüchte von einer neuen Judenhetze in Kischinew dementiert.

**Schlechte Behandlung jüdischer Aerzte und ihrer Familien in Rußland.** Zu der auch von uns wiedergegebenen Meldung, daß in Kiew die Familien der nach Ostasien abkommandierten jüdischen Aerzte ausgewiesen worden seien, wird jetzt in einem der „Frankf. Ztg." zur Verfügung gestellten Privatbriefe aus Warschau vom 4. März mitgeteilt, daß der Generalgouverneur von Kiew die Verfügung getroffen habe, daß die direkten Anverwandten der Aerzte, wie Frauen und Kinder, wohl in Kiew verbleiben dürfen, hingegen Väter, Mütter, Schwestern 2c., auch jüdische Diener der Aerzte auszuweisen wären. Dies sei von allen Zeitungen abgedruckt worden. Aber aus Moskau, Petersburg, Charkow verlaute nichts, und die Angelegenheit befinde sich auf demselben Punkte. Aus Petersburg seien fast alle jüdischen Aerzte nach dem Kriegsschauplatz beordert, worüber selbst die antisemitische Presse ihr Befremden geäußert habe. Die Regierung sucht in einer halboffiziösen Notiz ihre Handlungsweise dadurch zu mildern, daß sie erklärt, die jüdischen Aerzte hätten auch in Friedenszeiten Stellungen beim Militär in Sibirien finden können. Das ist aber nicht zutreffend, denn in der ganzen dortigen Garnison befanden sich bloß 2 Aerzte jüdischen Glaubens. Inzwischen wird mit Hochdruck, namentlich durch Gendarmerie, darauf hingearbeitet, um aus reichen Juden „freiwillige Beiträge" für die Marien-Institute und das Rote Kreuz herauszupressen. Aber es sind nicht die reichen Juden allein, selbst die Wächter im jüdischen Krankenhause, die 5, sage und schreibe fünf Rubel monatlich bekommen, müssen sich einen 2prozentigen Abzug von ihrem „Gehalt" gefallen lassen. — Daß für die jüdischen Aerzte bestimmte Gelder unterschlagen werden, ist richtig. Die Sache wurde zufällig hier aufgeklärt. Ein höherer, augenscheinlich uneingeweihter Offizier fand sich gerade in der Kanzlei des Generalgouverneurs Tschertkow ein, als ein jüdischer Arzt, schon in Uniform, 900 Rbl. für Equipierung, Reisekosten und dergl. bekam. „Pardon", meinte er zum Arzte, „Sie bekommen nicht 900, sondern 1225 Rubel". „Man gibt mir aber nur 900", antwortete der Arzt. „Ich kenne aber die Instruktion", erklärte darauf der Offizier, „ich werde doch nicht die Instruktion vergessen haben; fordern Sie die Instruktion."

Die Instruktion wurde gefordert und geholt. Tableau!


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientirung über die gesammte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich**

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschirt 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christenthum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 11. Berlin, 16. März 1904. 14. Jahrgang.

# Mittheilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämmtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mittheilungen" direkt im Convert wünscht. Postzeitungsliste 5120. Telephon: Amt 6 Nr. 3878.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Werth- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurath a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zur Wahl in Eschwege-Schmalkalden.

Unser Büreau in Frankfurt a. M. ersucht uns um Veröffentlichung folgender Zuschrift:

Die „Breslauer Ztg." bringt in ihrer Morgenausgabe vom 11. März über die Wahl in Eschwege-Schmalkalden einen Artikel, der trotz des niedrigen Niveaus, auf dem er sich bewegt, beweist, wie im Grunde der Ausgang der Wahl der Zentralleitung der Freisinnigen Volkspartei doch recht unangenehm ist, und wie sie gern die Verantwortung einer anderen Stelle aufladen möchte. — Die in dem Artikel niedergelegten Anschauungen decken sich mit uns zugegangenen brieflichen Anrempelungen, deren Verfasser vermutlich die trübe Quelle der „Breslauer Ztg." sein dürfte. In dem angezogenen Artikel, der sonnenklar beweist, daß das Verhalten der Freisinnigen einwandfrei gewesen ist, heißt es u. A.:

„Wir wollen auch nicht die wohl aufzuwerfende Frage urgieren, wo denn bei jener Wahl der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" war, jene Filiale der Freisinnigen Vereinigung, die über heidenmäßig viel Geld verfügt, das sie, sehr zu Unrecht, zu beträchtlichem Teile aus den Taschen von Volksparteilern bezieht; wir möchten auch nicht die Tatsache besonders betonen, die allerdings auch von Wichtigkeit ist, daß nämlich selbst eine sehr energische Paroleausgabe für den Sozialdemokraten den erwünschten Erfolg nach Lage der Stärkeverhältnisse unter den Parteien doch schwerlich hätte haben können."

Der Wahlkreis Eschwege-Schmalkalden fällt in das Arbeitsgebiet des hiesigen Bureaus. — Es wird bestimmt behauptet, daß die einzige Parole, welche die freisinnige Parteileitung nach Eschwege-Schmalkalden gelangen ließ, die war, sich tot zu stellen. Man ist geneigt, diese Parole variierend anzunehmen, daß sich die „Breslauer Ztg." dumm stellt, denn sonst könnte sie sich nicht erdreisten, den Verein als eine Filiale der Freisinnigen Vereinigung zu bezeichnen. Wir denken begreiflicherweise nicht daran, uns noch eingehender mit der „Breslauer Ztg." zu befassen, und beschränken uns auf folgende

**Erklärung:**

Da, wie erwähnt, Eschwege-Schmalkalden zu dem Bezirk des hiesigen Bureaus gehört, sehen wir uns veranlaßt, festzustellen, daß naturgemäß der Wahlkreis auch von uns bearbeitet worden ist, und daß die hiesigen Mitglieder des Vorstandes, die allein die Verantwortung für ihr Verhalten zu tragen haben und zu tragen wissen, der nationalliberalen Partei und der Freisinnigen Volkspartei angehören, keins aber der Freisinnigen Vereinigung. Diese Tatsache charakterisiert am drastischsten die Frivolität des Artikels in der „Breslauer Ztg.", der wir schließlich die Versicherung geben wollen, daß wir nach wie vor so handeln werden, wie wir es für richtig halten, und daß auch fürderhin unser vornehmster Grundsatz der sein wird, über den Parteien zu stehen.

## Die Zurücksetzung der Juden im Heere.

Bei der diesjährigen Beratung des Militäretats kam, wie die Leser wissen, auch die Anstellung jüdischer Offiziere zur Sprache. Die Frage, die überhaupt keine sein sollte, wenn eine beschworene Verfassung nicht als wertlos erachtet werden soll, ist vom Abg. Eickhoff klipp und klar gestellt worden, und der Kriegsminister, der erst hartnäckig geschwiegen hatte, in der Meinung, keine Antwort sei auch eine Antwort, brach schließlich notgedrungen sein nicht rätselhaftes Schweigen und zeigte, daß eine Antwort auch keine Antwort sein kann. Dem Breslauer Justizrat Feige, der selbst Offizier gewesen ist und sich das Eiserne Kreuz erworben hat, wurde umgekehrt erst eine Antwort, die keine war, und schließlich keine Antwort, die eine ist, gegeben, als er in einem Immediatgesuch an den Kaiser sich darüber beschwerte, daß sein Sohn nicht zum Offizier ernannt worden ist, weil er Jude.*)

Mit diesen zwei Neuheiten ist die alte Frage in ein neues Stadium getreten. Es muß jetzt entschieden werden, ob und warum die klare Bestimmung der Verfassung auch ferner ein toter Buchstabe sein soll.

Die Antisemiten werden ja leicht ihre Antwort haben. Aber wir denken zu hoch von dem Deutschen Kaiser, wir respektiren zu sehr den preußischen Kriegsminister, um auch nur einen Augenblick anzunehmen, sie könnten sich die antisemitischen Argumente zu eigen machen. Um so gespannter sind wir auf vernünftige Argumente, die wir, wir bekennen es ohne Rückhalt, soweit wir auch suchen und spähen, nicht finden können. Wir gehen weiter und erklären, daß, wenn uns auch nur ein einziger entfernt einleuchtender Grund angegeben werden kann, daß es im Interesse der Armee liege, trotz der Verfassung keine jüdischen Offiziere zu ernennen, wir uns sofort beruhigen werden, weil das Interesse der Armee, d. h. des Vaterlandes höher steht als die Frage, ob hier oder da, dann und wann, ein Jude Offizier wird oder nicht. Man gebe uns einen solchen Grund an und wir sagen alsdann: salus rei publicae suprema lex.

Aber so sehr wir unser Gehirn auch anstrengen, so sehr wir auch unsern Kopf zermartern, wir finden keinen

*) Den Schriftwechsel veröffentlichen wir weiter unten.

Grund, weshalb etwa die Ernennung jüdischer Offiziere überhaupt dem Heere zum Schaden gereichen sollte, geschweige denn so sehr zum Schaden, daß man deswegen die Verfassung zum Spott machen und erste Männer im Reiche um eine befriedigende Antwort in Verlegenheit geraten sollten.

Eher sehen wir Gründe, weshalb man Juden, die sich dazu eignen, zu Offizieren ernennen sollte. Erstens schon, damit es nicht den Anschein habe, als drehe und deutele man an der vom Kaiser beschworenen Verfassung, also an einem Kaiserwort. Alsdann herrscht, wie von der Armeeverwaltung geklagt wird, Mangel an Offizieren. Wären die Juden, was ihnen auch vorgeworfen wird, geldgierig, dann würden sie sich doch wahrlich nicht zur Offizierslaufbahn drängen, da wohl noch kein Offizier von seinem Gehalt ein wenn auch nur geringes Vermögen hat ersparen können. Wären die Juden, was ihnen vorgeworfen wird, feige, dann würden sie sich doch sicherlich nicht um Offiziersstellen bewerben, da ein Offizier ja jeden Augenblick bereit sein muß, dem Tode ins Auge zu schauen. Man kann auch an den zuständigen Stellen kaum solche Gründe haben, denn der getaufte Jude gilt ja als offiziersreif, obgleich die Taufe doch kaum im Nu aus einem Feigling einen tapfern, aus einem nach Gelderwerb trachtenden einen Gelderwerb verschmähenden Mann machen kann, und wer vor der Taufe „die Front verdirbt", wird durch die Taufe doch wahrlich nicht in einen Antinous oder Mars verwandelt. Eher scheint uns müßte eine Taufe ad hoc einen Mann für ein Offizierspatent disqualifizieren. Denn er verläßt feige seine Reihen und seine Fahne; er beschwört, was er aus innerster Ueberzeugung wahrscheinlich nicht beschwören würde; er handelt selbstsüchtig, und einen solchen Mann hält das Offizierskorps ohne weiteres für einen würdigen Kameraden, während er nach unserer Ansicht dann gerade unwürdig ist, den Ehrenposten eines Offiziers zu bekleiden. Denn welche Garantie hat man, daß wer heute nicht aus Ueberzeugung — dagegen läßt sich nichts sagen —, sondern um seinen persönlichen Wunsch durchzusetzen, seinen Glauben verrät, nicht morgen sein Vaterland verraten, wer heute diese, nicht morgen jene Fahne verlassen wird?

Abgesehen davon, finden wir, daß in allen Kulturstaaten Juden als Offiziere sich bewährt und bisweilen es bis zu den höchsten Stellungen gebracht haben. Tausend Jahre vor dem deutschen Junker aus dem ältesten Adelsgeschlecht hat es jüdische Feldherren ersten Ranges gegeben. Die Antisemiten spotten über die Makkabäer, aber wahrscheinlich nur, weil sie deren Leistungen nicht kennen. Im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt waren Ananias und Helkias die Oberfeldherren des egyptischen Heeres und im 19. Jahrhundert nach Christi Geburt kannte und im 20. Jahrhundert kennt man in fast allen Ländern der zivilisierten Welt jüdische Offiziere bis zum General und bis zum Kriegsminister.

Wie man es dreht und wendet, ob man zeitlich oder räumlich um sich schaut, ob man die Frage theoretisch betrachtet oder praktisch beleuchtet, wir finden keine vernünftige Antwort auf die Frage: Warum ernennt man, obwohl Art. 4 der preußischen Verfassung und das vom Deutschen Reiche als geltendes Recht übernommene norddeutsche Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 die Gleichberechtigung aller Staatsbürger indezug auf die Bekleidung öffentlicher Aemter verbürgen, nicht auch Juden zu Offizieren?

Nur eine Antwort könnte Herr von Einem geben. Er muß sie aus der Kirchengeschichte entlehnen. Herr v. Einem muß den Mut des Kirchenvaters Tertullian haben und, wie dieser vor aller Welt einst gesagt hat: „Ich glaube es, weil es widersinnig ist", erklären: Ich handle so, weil es absurd ist.

Freilich wird es dann Leute geben, die kopfschüttelnd sagen: Was einem schwärmerischen Kirchenvater in Glaubenssachen vor mehr als anderthalb Jahrtausenden gestattet war, das kann einem nüchternen Kriegsminister in praktischen Dingen nicht gestattet werden.

Aber es wäre doch eine den Tatsachen entsprechende Antwort. „Ich handle so, weil es absurd ist." Nur fürchten wir, daß ein solcher die Absurdität als Regierungsprinzip proklamierender und in gewisser Weise auch an das Wort Oxenstiernas erinnernder Ausspruch dem Kriegsminister weder den Ruhm des carthagischen Kirchenvaters, noch den des schwedischen Kanzlers eintragen würde.

* * *

Erst in der Reichstagssitzung vom 9. März ging der Kriegsminister von Einem auf die vom Abg. Eickhoff zur Sprache gebrachte Frage der Zurücksetzung der Juden im Heere ein, indem er folgendes ausführte:

Meine Herren, der Herr Abgeordnete Eickhaff hat gestern durch den Mund des Herrn Abgeordneten Müller-Meiningen sich dahin mir gegenüber äußern lassen, er hätte erwartet, eine Antwort zu bekommen. Er hatte Klage darüber geführt, daß ein junger Mann jüdischen Glaubens nicht als Freiwilliger angenommen worden sei bei einem Regiment, und daß ihm gesagt sei, er würde abgewiesen, weil er Jude wäre. Der Fall hat seine Richtigkeit. Ich bin damit befaßt worden — nicht, wie der Abgeordnete Eickhoff meinte, mein Vorgänger — und ich habe mich sofort dem Generalkommando gegenüber ausgesprochen, daß das ein durchaus unzulässiges Verhalten des Kompagniechefs sei und daß Remedur eintreten müsse. Dafür ist auch gesorgt.

Nun hat auch der Herr Abgeordnete Eickhaff die Frage an mich gerichtet: ist denn dieser Mann durch Korpsbefehl nachher angenommen? Meine Herren, dazu hatte der kommandierende General kein Recht, zu verfügen: er wird eingestellt. Derjenige, der freiwillig eintreten will, sucht sich seinen Truppenteil aus, und ob ein Mann, der sich gemeldet hat und abgewiesen worden ist, sich durch Korpsbefehl den Eintritt erzwingen lassen möchte, das ist mir sehr zweifelhaft.

(Sehr wahr! rechts.)

Das möchte ich Heren Eickhaff darauf erwidert haben. Er hat dann den Eintritt jüdischer Männer als Offiziere und Unteroffiziere in die Armee berührt. Ich kann darauf erklären: es bestehen weder gesetzliche noch Verwaltungsbestimmungen, die dies auf irgend eine Weise verhindern. Ich kann den Betreffenden nur anheimgeben, diesen Gesetzen entsprechend zu verfahren.

Hierauf erwiderte der Abg. Eickhoff:

.... Aber ich frage Sie: liegen hier nicht die schwersten Verletzungen der Verfassung vor? Ist es nicht aller Welt bekannt, daß ein jüdischer Einjähriger — und sei er militärisch noch so tüchtig — heute kaum noch zum Gefreiten oder gar zum Unteroffizier befördert wird? Und ich frage den Herrn Kriegsminister: ist in der letzten Zeit überhaupt ein einziger Jude noch zum Reserveoffizier befördert worden, obwohl er sicherlich alle militärischen Vorbedingungen dazu mit Leichtigkeit erfüllt hätte?

Meine Herren, ich meine, über solche Zustände kann man nicht mit billigen Späßen, aber auch nicht mit Stillschweigen hinweggehen.

(Sehr richtig! links.)

Wir unsererseits beklagen solche Zustände aufs tiefste aus zweierlei Gründen. Einmal, weil nichts so sehr die Sozialdemokratie gestärkt hat als die Ungerechtigkeit, die auf diesem und anderen Gebieten in unserem Staatsleben zutage getreten ist, weil nichts so sehr die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen hervorruft, als die fortgesetzte Verletzung des Grundsatzes, ohne den ein modernes Staatsleben nicht zu bestehen vermag, des Grundsatzes: gleiches Recht für alle!

Meine Herren, ich habe vor 30 Jahren in Heidelberg die Ehre gehabt, zu den Füßen Heinrich v. Treitschkes zu sitzen. Damals hat er in seiner begeisternden Weise uns, seinen Jüngern, immer wieder zugerufen: laßt euch nicht verderben die Freude am Vaterlande! Damals gab es keinen Unterschied in der Konfession, keinen Antisemitismus, damals saßen wir, Juden und Christen, einträchtig in derselben Burschenschaft zusammen, der Heinrich v. Treitschke

und meine Wenigkeit angehörten. Sie aber verderben zahlreichen Gliedern des Volkes die Freude am Vaterland, wenn Sie nicht dieser ungerechtigkeit und vielen anderen in unserm Staatsleben ein Ende bereiten helfen. Und noch aus einem anderen Grunde halte ich diese Zustände für überaus beklagenswert. Wenn immerfort unseren jüdischen Mitbürgern, die im Heere ihrer vaterländischen Pflicht genügen, vom Leutnant bis zu den höchsten Chargen hinauf eine solche ungerechte Behandlung zuteil wird, dann setzen Sie sich geradezu in Widerspruch mit den Worten der Verfassung, die der König selber beschworen hat. An eines Königs Wort soll man nicht rütteln und nicht deuteln. Wenn der Herr Minister aber nicht das Seinige tut, daß hier endlich Wandel geschaffen wird, dann kann man sich nicht mehr darüber wundern, daß immer zahlreichere Kreise unseres Volkes an des Königs Wort zu rütteln und zu deuteln wagen. Dann untergraben Sie am letzten Ende die Grundlagen des Thrones selber, den wir mit Ihnen alle zeit zu stützen bereit sind.

* * *

**Der Vorsitzende des Breslauer Anwaltvereins, Herr Justizrat Feige, veröffentlicht in der „Breslauer Ztg." zwei an den Kaiser gerichtete Eingaben sowie den einzigen Bescheid, den er erhalten hat. Wir lassen den Schriftwechsel im Wortlaut folgen:**

Breslau, den 10. Oktober 1903.

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät

trage ich folgendes Gesuch vor:

Mein ältester Sohn, Student der Rechte, Ernst Feige, hat vor wenigen Tagen bei dem Schles. Feldartillerie-Regiment Nr. 6 v. Peucker den Dienst als Einjährig-Freiwilliger beendet. Die Beförderung zum Unteroffizier und die Befähigung zum Reserveoffizier ist von ihm nicht erreicht worden, obwohl seine Führung tadellos war und obwohl er seine Schuldigkeit in vollem Umfange getan hat, gleich seinen beförderten Kameraden. Aber er ist Jude.

Ich empfinde diese Zurücksetzung um so schwerer, als ich selbst den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, mir das eiserne Kreuz erworben habe und Offizier geworden bin. Der Stand, dem ich angehöre, und die Achtung, welche ich genieße, gestatten mir, meine Ehre derjenigen jedes andern Vaters gleichzuachten, dessen Söhne der Aufnahme in den Offiziersstand für würdig erachtet werden.

Es wäre nutzlos, wenn ich mich an eine andere hochstehende Person als an Ew. Kaiserl. Majestät wenden wollte. Nur ein Wort Ew. Majestät vermag diesen Zustand zu beseitigen oder zu erhalten, welcher eine ganze Volksklasse mit der Schmach der Minderwertigkeit belastet..

Als treuer Staatsbürger und alter Soldat wende ich mich an Ew. Majestät mit der Bitte, diese ebenso ehrenrührige wie unverdiente Zurücksetzung zu beseitigen.

* * *

Breslau, den 28. Oktober 1903.

VI. Armee-Korps.
General-Kommando.

Das Immediatgesuch Euer Hochwohlgeboren vom 10. Oktober d. J., betr. die nicht erfolgte Beförderung Ihres Herrn Sohnes, des ehemaligen Einjährig-Freiwilligen beim Feldartillerie-Regiment von Peucker (1. Schlesischen) Nr. 6, Ernst Feige, ist auf Allerhöchsten Befehl dem Generalkommando zur Prüfung übergeben worden.

Nachdem diese Prüfung stattgefunden hat, teilt das Generalkommando Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenst mit, daß Ihr Sohn nur aus dem Grunde nicht befördert werden konnte, weil er den an einen Vorgesetzten zu stellenden Anforderungen nicht genügt hat.

v. Woyrsch,
Generalleutnant,
Allerhöchst beauftragt mit der Führung
des VI. Armee-Korps.

* * *

Breslau, den 16. November 1903.

Ew. Kaiserl. und Königl. Majestät

spreche ich meinen untertänigsten Dank dafür aus, daß eine Prüfung meiner Immediateingabe vom 10. vorigen Monats veranlaßt worden ist.

Wenn dieselbe nach der Zuschrift des hiesigen Korps-Kommandos vom 28 vor Monats das Ergebnis gehabt haben soll, daß mein Sohn „nur aus dem Grunde nicht befördert werden konnte, weil er den an einen Vorgesetzten zu stellenden dienstlichen Anforderungen nicht genügt hat",

so verkenne ich die wohlwollende Absicht keineswegs, von welcher diese Zuschrift diktiert ist. Entspräche sie aber den Tatsachen, so würde mich der Vorwurf treffen, auf Grund unzureichender Information eine leichtfertige Beschwerde erhoben zu haben.

Sie entspricht den Tatsachen aber nicht. Denn eine vervollständigte Prüfung meiner Vorstellung wird ergeben, daß seit Jahrzehnten in Preußen nicht ein einziger Jude zum Reserveoffizier befördert wurde, daß somit eine grundsätzliche Ausschließung stattfand, und daß für uns Juden der Satz gilt: „gleiche Pflichten, ungleiche Rechte."

Einer lediglich persönlichen Zurücksetzung wegen würde ich nicht wagen, Ew. Kaiserliche Majestät zu behelligen. Aber diese Minderwertung trifft mich als Mitglied einer ganzen Volksklasse. Das General-Kommando eines einzelnen Armee-Korps ist bei dieser Sachlage auf Erteilung eines ausweichenden Bescheides angewiesen. Nur Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät Selbst haben die Macht, die Befolgung eines Grundsatzes zu untersagen, welcher eine Prüfung der etwa vorhandenen Befähigung von vornherein ausschließt und dadurch jenen beleidigenden Charakter gewinnt, der mich zur Beschwerde zwingt. Wer mit Stolz Preuße ist, hat einen empfindlichen Sinn für Wahrheit und Recht; und er wird es für selbstverständlich halten, daß dieser Sinn bei niemandem empfindlicher und stärker entwickelt ist, als bei seinem Kaiser und König. Die Zuversicht auf die Richtigkeit dieses Gedankens gibt mir die Hoffnung, daß meine Bemühungen nicht vergebliche sein werden, die Ursachen zu beseitigen, welche das bittere Gefühl entehrender Entrechtung erwecken.

* *

**Aus Anlaß der Beschwerden des Abg. Eickhoff haben die Abgg. Liebermann von Sonnenberg und Böckler die unwahren Behauptungen über die mangelnde Vaterlandsliebe der Juden, ihre Scheu vor dem Militärdienst wieder aufgetischt. Wir können demgegenüber nichts besseres tun, als einen im Jahre 1892 in der „Nation" und in den „Mittheilungen" erschienenen Artikel des Sanitätsrats Dr. S. Neumann, betitelt: „Philosemitische Eulenspiegeleien oder antisemitische Wahrheitsliebe" vollinhaltlich zu reproduzieren:**

Ist in dem Verhalten der Juden und Christen als Soldaten im Heere ein Unterschied vorhanden? Lediglich die Antwort auf diese Frage entscheidet, ob in der mächtigsten Institution des Staates die Judenfrage eine Stelle zu haben berechtigt ist oder nicht. Die Antwort, welche von der Geschichte des preußischen Heeres selbst gegeben wird, lautet bestimmt und unzweideutig. Seit dem Eintritt der Juden in das preußische Heer sind volle 80 Jahre verflossen. Während dieser Zeit, vom Beginn bis heute, haben die Juden im Frieden ganz gleich wie die Christen ihre Schuldigkeit getan, haben im Kriege die jüdischen Soldaten in gleicher Weise mit ihren christlichen Waffengefährten sich bewährt.

Allein mittelst amtlicher Zeugnisse und sonst bestens legitimierter Daten hat der „Antisemitenspiegel" in dem Bericht „über die Juden im Heere" dieses Urteil der Geschichte begründet.

Was bisher absolut nicht gelingen wollte und auch nicht gelingen konnte, dieses Urteil zu beseitigen und damit eine reale Basis für die Judenfrage im Heere zu schaffen, das sollte ein in der „Kreuzztg." erschienener Artikel: „Philosemitische Eulenspiegeleien"[1]) vollbringen. Danach soll der „Antisemitenspiegel" die Tatsachen gröblich gefälscht haben; „die militärischen Taten der Juden, ihre durch die Feuerprobe bewährte Staatstreue und Vaterlandsliebe" in den Freiheitskriegen — das alles ist eben nichts als Eulenspiegelei.

Für diese Behauptung ist die „Kreuzztg." in der Lage, Tatsachen, „wahre Tatsachen" anzuführen. Sie liegen zwar

[1]) „Kreuzzig." Nr. 585. Morgenausgabe.

80 Jahre zurück, aber das tut nichts. Sehen wir uns die Tatsachen an und die Kampfesweise der „Kreuzztg." dazu, die ja durch jene Mitteilungen der Wahrheit zur Ehre verhelfen will; das wird um so zeitgemäßer sein, als ja die „Kreuzztg." unter denen, welche dem Volke die Moral retten wollen, in vorderster Reihe steht.

Vorauszuschicken ist, daß das gesamte Material, sowohl das von der „Kreuzztg." wie das im vorliegenden Artikel benutzte, entnommen ist der „Geschichte der Organisation der Landwehr."[1])

Im Jahre 1813 also ist in fünf westpreußischen Kreisen den dortigen Juden und zwar auf deren Antrag die Befreiung vom Eintritt in die Landwehr gegen Geldbeiträge (Loskaufgelder) bewilligt worden. Damit ist die eigentliche Substanz des Vorkommnisses, welches die „wahren Tatsachen" der „Kreuzztg." von den Juden meldet, vollkommen erschöpft. Im Uebrigen enthalten die wortgetreuen Mitteilungen nur unwesentliche Aeußerlichkeiten, als wie: daß der Antrag der Juden aus Deutsch-Krone zuerst abgelehnt — daß die aus Kammin nach dem Herzogtum Warschau emigrierte junge Mannschaft nicht zurückkehren will und die Aeltesten dafür Stellvertreter stellen wollen, daß die Geldbeiträge der Juden aus Kammin in Dirschau von den Kreisausschüssen wegen fühlbaren Geldmangels angenommen und wie viel daselbst und sonst in einigen anderen Orten gezahlt worden. Obgleich sachlich gleichfalls ohne alle Bedeutung, seien dennoch zwei Momente speziell hervorgehoben und zwar lediglich, weil sie dem Kreuzzeitungshistoriker wegen ihres dramatischen Effekts besonders am Herzen liegen und dem Verständnis der Anklage zu gute kommen möchten. Also erstlich: das besagte Arrangement ist vermittelt worden durch den in seinen Kreisen wohlgeachteten und als guten Patrioten allgemein anerkannten Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Märkisch-Friedland, den Kaufmann Friedberg (es ist der Vater des vor wenigen Monaten verstorbenen Berliner Stadtrats Eduard Friedberg und des noch unter uns lebenden Ministers Friedberg gemeint), und dieser würdige Vertreter seiner Glaubensgenossen hat sein Gesuch mit folgenden Worten motiviert:

> „Ich würde mich diesem Gesuche gar nicht unterzogen haben, wenn ich nicht völlig überzeugt wäre, daß bei jetzigen Zeiten feige Memmen gar nichts, dagegen 10 000 Tlr. bar sehr viel helfen können!"

Und zweitens: König Friedrich Wilhelm III. erklärte sich mit einem solchen Arrangement ganz einverstanden, weil er derartige Leistungen von seiten der Juden dem persönlichen Dienst vorzöge.[2])

Diese angeführten Tatsachen sind richtig und doch beweisen sie nicht das, was die „Kreuzztg." beweisen will, sondern sie tun nur dar, daß das konservative Antisemitenblatt eine weitere Reihe von Tatsachen unterdrücken mußte, um aus der amtlichen Quelle die gewünschten Folgerungen ziehen zu können.

Die historische Abteilung des großen Generalstabes hat ausdrücklich die „historische Treue" als eine oberste Pflicht erklärt; die Furcht, „es möchte dadurch auf den patriotischen Enthusiasmus der gesamten Nation ein Schatten fallen", hat den Verfasser nicht abgehalten, auch die „Schwierigkeiten und Hindernisse", welche nach den eigentümlichen, durch innere und äußere Zustände bedingten Verhältnissen, dem großen Werke entgegentraten, der Geschichte treu und ehrlich zu überliefern, ohne Haß und Liebe, ohne Vorurteil gegen Konfession, Bevölkerungsklasse oder Landesgebiete.

In der „Geschichte der Organisation der Landwehr", der Quelle für die „Kreuzztg.", stehen nun jene „wahren Tatsachen" über die Juden mitten unter anderen ganz ebenso wahren Tatsachen über die übrige christliche Bevölkerung. Jene wie diese, sie alle werden von dem wahrhaftigen Militärhistoriker gleich ehrlich erzählt; natürlich nicht so von der „Kreuzztg.", und doch wird ein gerechtes Urteil über die Juden sich nur durch einen Vergleich mit den damaligen Verhältnissen der christlichen Bevölkerung erreichen lassen. Greifen wir aus der Geschichte der Landwehr die folgenden Tatsachen heraus:

Im Kreise Niederbarnim hatte das Gerücht, daß Loskaufen von der Landwehr zulässig sei, eine solche Menge ähnlicher Petitionen hervorgerufen, daß dagegen eingeschritten werden mußte.[1]) Die Niederbarnimer dachten also wie die Juden.

In Potsdam war der Widerwillen der Bevölkerung gegen die Einrichtung der Landwehr überaus stark.

Polizeidirektor Flesche berichtet über seine Erfahrungen unter dem 19. April an den Kreisausschuß das folgende:

> „Es würde der auf heute anberaumt gewesene Termin das Geschäft der Aushebung beschlossen haben, wenn nicht der Widerwille, den diese Einrichtung überall erzeugt, sich heute deutlicher als je ausgesprochen hätte. Nicht allein, daß ein großer Teil der zur Eidesleistung zusammenberufenen Landwehrmänner ausblieb, nicht allein, daß das Betragen der Erschienenen von der Beschaffenheit war, daß die Zusammenstellung zur Ungebühr verzögert werden mußte und nicht beendet werden konnte, daß man sich während der Verlesung der Kriegsartikel einen Mißvergnügen verkündenden Lärm erlaubte und zu befürchten stand, daß die Zusammengekommenen wieder auseinandergehen oder die Eidesleistung verweigern würden, so haben sich einige der Erschienenen sogar in der Kirche ein der Heiligkeit des Ortes und der feierlichen Handlung unpassendes Betragen zu Schulden kommen lassen, den Eid selbst nicht abgeleistet, und ihre Umgebungen während des Schwures zu einer ähnlichen Handlungsweise ermuntert."

Der Bericht fügt hinzu:

> „Schmerzlich ist es mir, dies von den Einwohnern einer Stadt sagen zu müssen, die sich der Gnade Sr. Majestät von jeher in ganz vorzüglich hohem Grade zu erfreuen hatte."[2])

In Brandenburg ist der schlechte Geist zwar nicht öffentlich und anstößig wie in Potsdam hervorgetreten, und tatsächlich hat die Stadt schließlich ein starkes Kontingent gestellt, doch zeigten die im Uebermaß eingehenden Reklamationen, daß ein patriotischer Aufschwung und große Lust zum Eintritt in die Landwehr auch hier nicht vorhanden war.[3]) Von 298 Einberufenen hatten 80 reklamiert.

Aus Demmin — aus dem Münsterschen — aus der Grafschaft Tecklenburg wird über die große Zahl der Deserteure und Refraktaire geklagt.

Ueber das vierte westfälische Landwehr-Infanterie-Regiment aus dem Münsterschen, das eine Stärke von 74 Offizieren, 239 Unteroffizieren, 52 Spielleuten und 2809 Gemeinen hatte, heißt es in dem Generalstabsbericht:

> In der zweiten Hälfte des Juni wurde das Regiment nach Wesel verlegt, woselbst es bis zum Ausbruch des Krieges von 1815 verblieb. Während des Marsches nach Wesel desertierten: 17 Unteroffiziere, 6 Spielleute, 631 Gemeine. Aus diesem Beispiel kann man auf die sonst stattgefundenen Desertionen schließen."[4])

Die „durch Gewohnheit unkriegerischen" Ostfriesen[5]) petitionieren um Verringerung der Mannschaften, wegen Stellvertretung und Befreiung vom Dienste gegen Geldbeiträge — genau wie einzelne Judengemeinden.

Im Paderbornschen kommen wider die Renitenten Zwangsmaßregeln im vollsten Maße zur Anwendung.[6])

Ueber Neustettin (in Pommern) wird berichtet:

> „Die Aushebung, welche sofort beginnen sollte, stieß in diesem Kreise auf so ernste Hindernisse, wie wir solche in keinem anderen Orte der Monarchie bisher kennen gelernt haben, in 11 Dorfschaften stieß das Losungsgeschäft sogar auf offenen, gewaltsamen Widerstand."[7])

Erst die Androhung strengster Maßregeln und eine geschickte Aufklärung der Bevölkerung beseitigte die Auflehnung.

---

[1]) Beihefte zum Militär-Wochenblatt. Redigiert von der historischen Abteilung des Generalstabes. E. S. Mittler u. Sohn. 1857/58.

[2]) l. c. 3./4. Quartal 1858. S. 118.

[1]) l. c. 1/2 Q. 57. p. 34.
[2]) l. c. 1/2 Q. 57. p. 24/25.
[3]) l. c. 1/2 Q. 57. p. 25.
[4]) l. c. 3 Q. 1857. p. 101.
[5]) l. c. 3 Q. 1857. p. 97.
[6]) l. c. 3 Q. 57. p. 101.
[7]) l. c. 3./4. Q. 1858. p. 45.

In Westpreußen — gleichzeitig dem Tatorte des jüdischen Verbrechens — waren (hauptsächlich durch das Verhalten der potnischen Bevölkerung) bei Errichtung der Landwehr ganz besondere Maßregeln (Einteilung in treue und untreue Distrikte, Absuchung des Waldes, Ueberwachung der Ausgehobenen) notwendig. Aber — abgesehen von den patriotisch gesinnten besseren Ständen — war auch der deutsche Teil der Bevölkerung in seinen unteren Schichten bezüglich der Begeisterung und Opferfreudigkeit nicht hoch anzuschlagen[1]) und an den Desertionen sind auch Deutsche beteiligt.

Von den Mennoniten heißt es, daß sie eine besondere Schwierigkeit bieten, selbst nicht erscheinen und auch andere daran verhindern. Gegen ein Loskaufgeld von 6033 Talern, (pro Mann 33 Taler 30 Groschen) wird ihnen schließlich die Befreiung vom Eintritt in die Landwehr mit königlicher Genehmigung bewilligt und damit in dem Bitde kein Landesieil übergangen werde, sei erwähnt, daß auch aus einer Anzahl schlesischer Kreise ebensolche Tatsachen berichtei werden.

Das Vorkommnis bei den westpreußischen Juden — belläufig das einzige wohl dieser Art aus dem Jahre 1813, durch welches die Juden überhaupt berührt werden — bedeuiet — genau wie alle übrigen Vorkommnisse — eben auch nichts weiter als ein dem großen Werke entgegenstehendes Hindernis. Mit diesem Vorkommnisse wird daher nur das Urteil der Geschichte bestätigt, daß im Militär zwischen Christen und Juden eben ein Unterschied nicht besteht — weder im Guten, noch im Bösen.

Es erübrigt jetzt noch den zweiten, wenn möglich schlimmeren Teil der durch die „Kreuzztg." verübten Entstellung historischer Wahrheit aufzudecken.

Der Kreuzzeitungshistoriker hat sich nämlich nicht damit begnügt, die bei der übrigen Bevölkerung vermeldeten Vorkommnisse zu eskamolieren; er hat vielmehr auch direkt die „wahren Tatsachen" zurechtgestutzt, mit welchen er die Juden in den fünf westpreußischen Kreisen als selg und unpatriotisch verklagt. Freilich ohne dies hätte auch das andere Manöver nicht den gewünschten Erfolg gehabt.

Wortgetreu, ja mit diplomatischer Genauigkeit führt die „Kreuzzig." ihre Quelle an. Ausgetassen sind vom dem Historiker des Blaties nur zwei Sätze, nämlich die beiden, welche gerade über den wirtschaftlichen, sozialen und physischen Zustand der westpreußischen Juden im Jahre 1813, ja in einem gewissen auch über ihren polltischen und mititärischen Geist ein bedeutsames Zeugnis enthalten. Und doch stehen diese beiden Sätze in den Generalstadswerken mitten unter jenen von der „Kreuzztg." mitgeteilten „wahren Tatsachen"!

Erster ausgelassener Satz: Im Kreise Deutsch-Krone waren jene Reklamationen überaus zahlreich, deren ärztliche Begründung nicht anerkannt werden konnte. Im tatsächlichen Gegensatze hierzu äußert sich der Landwehrausschuß wörtlich wie folgt:

„Merkwürdig ist es, daß die meisten Juden mit Brüchen behaftet sind: wahrscheinlich ist das Tragen großer Pakete von Jugend auf, womit sie im Lande umherziehen, daran Schuld."

Und daran schließt sich unmittelbar der zweite ausgelassene Satz an. Er lautet wörtlich:

„An Freiwilligen stellten sich in diesem Kreise, meist zur Kavallerie, 163 Mann, darunter 11 Juden."[2])

In dieser einfachen, gewissermaßen naiven Aussage des Landwehrausschusses wird die physische Verkümmerung und die soziale Degradation der westpreußischen Juden im Jahre 1813 eben nur in einem Symptom und nur in der landläufigsten Erscheinungsform bekundet; um so zwingender bezeugt diese Aussage, daß die Militäruntauglichkeit bei den angeklagten Juden, und zwar in weitester Ausdehnung, keine erheuchelte, sondern eine tatsächliche gewesen. Wird doch noch 1845 — in dem amtlichen Bericht bezüglich der verhältnismäßig geringeren Rekrutenzahl der Juden überhaupt — für Westpreußen speziell hingewiesen auf die dortige sehr dürftige Lebensart der Juden, wodurch ihre Leibeskonstitution von Jugend an unentwickelt bleibe, sowie auf ihre Armut und ihre Erwerbsarten.

Unter den preußischen Juden von 1813 — die in ihrer Gesamtheit Jahrhunderte lang als unfähig und unwürdig vom Militärdienst ausgeschlossen waren, und die noch ein Jahr früher Rekrutengelder gezahlt hatten, — unter ihnen waren die westpreußischen Juden in der Tat die ärmsten, elendesten und auch an ihrem Leibe am schwersten geschädigten. Ist es ein Wunder, wenn bei diesen Juden neben der militärischen Unfähigkeit auch noch Unlust oder Widerwillen gegen den Kriegsdienst vorhanden war? Und nun bezeugt die zweite Aussage des Landwehrausschusses, daß selbst unter diesen Juden sowohl die patriotische Gesinnung, wie auch der militärische Sinn noch nicht gänztlch erloschen war, denn sie stellten Freiwillige.

Es ist einleuchtend, daß das Edikt vom Jahre 1812 die Jahrhunderte lang bedrückten Juden nicht plötzlich in Makkabäer umwandeln konnte, und es ist gar billig, wenn die „Kreuzztg." aus den Hunderten von Kriegs- und Schlachtanekdoten gerade jene über Waterloo herausgreift, die von 55 gefallenen jüdischen Offizieren berichtet, und wenn dann das Btatt gegen solche Anekdote Entrüstung zum Besten gibt. Nicht Anekdoten sind entscheidend für das Verhalten der Juden im allgemeinen während der Freiheitskriege, soudern die folgenden amtlichen Zahlen.

Die jüdische Bevötkerung — d. h. Inländer mit Staatsbürgerrecht — in Preußen hat im Jahre 1813 überhaupt betragen rund 30 000 Seelen, oder nach der statistischen Tabelle von 1811 genau 29 538 Seelen. Von dieser Zahl wurden in das Heer eingereiht wenigstens 500 Juden, und von diesen waren wiederum mindestens 200 freiwillige Jäger — eine sehr hohe Zahl Freiwilliger.

Ueber diese fünfhunderi jüdischen Sotdaten aber ist in den Berichten des Generalkommandos auch noch zu lesen, daß ihre Führung durchweg gelobt, daß sie zum Teit mit besonderer Auszeichnung gedient und daß sie sich dem Felnde gegenüber brav benommen haben.

Und um nun mit einer „wahren Tatsache" aus der Quelle der „Kreuzztg."[1]) setbst zu schließen! Wie beginnt die lange Reihe der Geber für die freiwilligen Jäger, denen amtlicher Dank für ihre Opferwilligkeit abgestattet wird?

Vaterlandsliebe.
Erste Gabe.

„Der Aelteste der hiesigen Judenschaft und Rentier Herr Gumperz hat der unterzeichneten Kommission die Offerte von 300 Talern kurant zur Equipierung unvermögender Freiwilliger gemacht. Die Kommission macht diesen tätigen Beweis patriotischer Gesinnung hiermit öffentlich bekannt, und wird dieser Beltrag zu dem bestimmten Zwecke verwendet werden.

Berlin, den 10. Februar 1813.

Königl. Allerhöchst verordnete Ober-Regierungs-Kommission."

Daß die Juden in den Freiheitskriegen keine Opferwilligkeit gezeigt haben, ist also gänzlich unwahr. Nichts beweist, daß die Juden sich anders benommen hätten, wie die Bevölkerung im allgemeinen, und so könnte man denn die „Kreuzztg." fragen, ob zur echten Vaterlandstiebe nicht auch Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeitssinn gehören sollten?

---

Eine interessante Ergänzung des vorstehenden Artikels bietet die in einem amtlichen Schriftstücke beglaubigte Tatsache, daß in dem Städtchen Inowrazlaw (Provinz Posen) sich im Juni 1815 sieben Juden als freiwillige Jäger gemeldet haben, deren Equipierung die Aeltesten der dortigen jüdischen Gemeinde übernahmen.

Der Herr Einsender des betreffenden Aktenfascikels bemerkt in seinem Begleitschreiben zutreffend:

„Wenn man bedenki, daß die Juden, welche in die Reihen der Freiwilligen eintraten, noch nicht würdig befunden waren, Soldatendienst zu leisten, sondern Rekrutengelder zahlen mußten; daß sie durchaus keine Aussicht auf gesellschaftliche und politische Gleichstellung hatten; daß sie dem Spotte jedes Andersgläubigen indezug auf Ehrgefühl, militärischen Mut ꝛc. ausgesetzt waren — so verdient ihre Handlungsweise um so größere Anerkennung. Welcher andere Beweg-

[1]) Das Generalstabswerk führt Beispiele genug an; l. c. 3./4. Q. 58. p. 106.

[2]) l. c. 3/4. Q. 1858. p. 119.

[1]) Histor. Beiheft 1845.

grund als der, die Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen in den Reihen seiner Bürger, um dadurch zu diesen gerechnet zu werden, hatte diese Juden geleitet? Ist das nicht wahrer Idealismus gewesen?"

Von seiten der königlichen Behörden ist denn auch dieses Verhalten der jüdischen Bewohner des Landes rühmend hervorgehoben, worden, wie das nachstehende Schreiben beweist:

Die wiederholten Beweise von treuer Anhänglichkeit an König und Vaterland, welche die Bekenner des mosaischen Glaubens in der Stadt Inowrazlaw seit der Wiedervereinigung mit Preußens wackern Bürgern schon zu Tage gelegt und wodurch sie ihre mitten im Sturm der Zeiten rein erhaltenen patriotischen Gesinnungen bewährt haben, erhalten durch die mit Ihrer Anzeige vom 29. d. M. hierher gesandten 7 freiwilligen Verteidiger einen so bedeutenden Zuwachs, daß es uns zum wahren Vergnügen gereicht, Ihnen darüber unsern aufrichtigsten Beifall zu bezeugen. Wir haben keinen Anstand genommen, die jungen Leute sowohl dem kommandierenden General Herrn v. Thienen Exzellenz als dem Herrn Ober-Präsidenten des Großherzogtums Posen indetreff ihres weiteren Fortkommens zur Armee und ihrer vollständigen Bewaffnung dringend zu empfehlen und werden dies Beispiel von tätiger Vaterlandsliebe zur lebhaften Nacheiferung allgemein bekannt machen.

Bromberg, den 1. Juli 1815.

Königl. Preuß. Regierungs-Kommission
Bromberger Departement
gez. Stein. gez. Zampfort.

An die Synagogen-Aeltesten
Joel Moses und Moses Elias Ephraim
zu Inowrazlaw.

Nr. 288

## Aus dem antisemitschen Lager.

**Die Beweihräucherung Stöckers in seinem „Volk"** anläßlich der Rede bei der Militärdebatte im Reichstage. Der Weihräucherer sieht und hört zu Ehren Stöckers geradezu das Gras wachsen. Er berichtet u. A.: „Plötzlich sah man eilige Gestalten zum Sitzungssaal streben. Was ist los? Stöcker redet. Und im Nu sind die Bänke dicht besitzt. Unter lautloser Stille beginnt unser Lanzenbrecher." . . . Das Haus folgt hingerissen den Ausführungen des Redners, enggeschart um Stöcker stehen der Kriegsminister und die übrigen hohen Offiziere und lesen ihm leuchtenden Auges jedes Wort vom Munde ab. Man hat den Eindruck: es ist ein großer Tag für die Armee! Und nun geht es mit wuchtigen Schlägen vorwärts gegen die Angreifer. . . . Kriegsminister v. Einem verbeugt sich tief vor dem Redner, als dieser die Tribüne verläßt: es ist das erste Mitglied des Hauses, dem er so spontan huldigt. Sogar die Zuschauer auf den Trtbünen sind mit fortgerissen und einzelne Offiziere klatschen Beifall." Nachdem aber der Reporter schon so viel gesehen, sieht er sogar in die Herzen. „In manchen Herzen aber — fährt er fort — regt sich der Wunsch: O wenn doch der Kaiser diese Rede hätte hören können!" Aber der gute Reporter hat doch auch seinen lieben Aerger. Denn „der Mann, der das Königliche Literarische Bureau vertritt, das dem Kaiser den ersten kurzen Parlamentsbericht liefert, sitzt undeweglich unter den Journalisten. Er hat kaum eine Zeile geschrieben. Vielleicht steht tn seinem Bericht der Satz: „Abg. Stöcker polemisiert darauf unter starker Uuruhe des Hauses gegen die Sozialdemokratie." Punktum Streusand."

Ohne kleines Denuntiätönchen, ohne etn bischen Scheiterhaufenbrief geht es dei etnem Stöckerschen Reporter nicht ab. Wie der Herr, so der Diener. Wir aber haben den Eindruck, daß „der Mann, der das Königliche Literarische Bureau vertritt", den Wert der Stöckerschen Rede richtiger einschätzt als der Reporter des Stöckerschen „Volk". Wir auch haben von der Rede nur deshalb so eingehend Notiz genommen, weil sie so vortrefflich den Redner und seine Lanzenführung — arma virumque — charakterisiert.

**Kröfell und Stöcker.** Der Expfarrer Kröfell sagte kürzlich im Reichstage, daß er wenige Männer so verehre, wie den Abg. Stöcker. Und das Kröfell'sche Organ, „Der Mittelstand", spricht von „unserem Parteifreunde", dem Hofprediger a. D. Stöcker. — Herr Stöcker kann stolz sein auf seinen „Parteifreund" Kröfell. Uebrigens wird es immer unklarer, welcher antisemitischen Richtung Kröfell eigentlich angehört. Er kandidierte in Pyritz-Saatzig seitens des Deutschen Volksbundes, vor Gericht bekannte er sich später als Anhänger der Ltedermann'schen Deutschsozialen und jetzt rechnet er sich zur Gefolgschaft Stöckers!

**Die Radau-Versammlungen vom 1. d. M.,** in der das Thema „Mandelstamm und Silbersard" die Antisemiten zu teutonischer Kraftentfaltung gegen die anwesenden russischen Studenten und selbst gegen schutzlose Frauen anfeuert, hat selbst in antisemitischen Kreisen Mißstimmung hervorgerufen. Die „Staatsbürgerztg." sieht sich beinahe in jeder Nummer genötigt, auf das skandalöse Verhalten der Antisemiten in dieser Versammlung tadelnde Zuschriften zu antworten; sie macht sich das allerdings sehr bequem, indem sie den Bericht des „Vorwärts" hierüber als verlogen bezeichnet. Demgegenüber stellt dte antisemitisch-bündleiische „Fürstenthumer Ztg.", deren Redakteur Herr v. Loßberg mit Berliner antisemitischen Kreisen intime Fühlung unterhält, in einer Polemik, in welche sie mit dem Kröfellschen Organ, dem „Mittelstand" und der „Staatsbürgerztg." wegen dieser Versammlung verwickelt ist, fest:

„Eine einfache Nachfrage auf der der Bötzowschen Brauerei benachbarten Unfallstation würde auch dem „Mittelstand" und der „Staatsbürgerztg." den allerdings wohl unbequemen und beschämenden Beweis erdringen, daß sich die Pücklerschen Radaudrüder „zur größeren Ehre ihrer Politik" nicht gescheut haben, ihre Handgreiflichkeiten auf zarte Frauen auszudehnen."

In einem späteren Artikel schretdt das Blatt den „Pücklerschen Radaudrüdern" noch folgendes ins Stammbuch:

„Solche Vorkommnisse können nicht scharf genug verurteilt werden. Leider hat Herr Bruhn, der Herausgeber der „Staatsbürgerztg." dank dem mit dem geistig anormalen Grafen Pückler-Klein Tschtrne betriebenen Unfug und seinem extremen Vorgehen einen Zug in die Bewegung gegen den internationalen Großkapitalismus gebracht, der alle besonnenen Elemente abstoßen muß."

**Der Hessische Bauernbund und der Bund der Landwirte.** Der Hessische Bauerndund hat auf Antrag seiner Führer, der antisemitischen Landtagsabgeordneten Hirschel und Köhler-Langsdorf seine Auflösung beschlossen. Die Vertrauensmänner-Versammlung des Hessischen Bauerndundes, welche diesen Beschluß faßte, forderte die Mitglieder auf, dem Bunde der Landwirte „sofort und in möglichst großer Anzahl beizutreten" oder neue Ortsgruppen des Bundes der Landwirte zu begründen.

Dieser Ausgang des Mauserungsprozesses, in dem sich seit Jahren der Hessische Bauerndund befindet, war vorauszusehen. Einstmals stand der Hessische Bauerndund dem Bunde der Landwirte ganz anders gegenüber.

Am 26. Oktober 1895 sagte der Abg. Hirschel in einer Versammlung zu Unterseesbach im Odenwald, „die osteldischen Junker suchten unter der Verkleidung als Bund der Landwirte die Bauern zu fangen, um dann ungestört ihren reaktionären Gelüsten fröhnen zu können."

In ihrer „Deutschen Volkswacht" vom 29. November 1899 veröffentlichten Hirschel und Köhler „eine Warnung vor Bauernfängern", in der es hieß:

„Achtung Bauern! Der Bund der Landwirte rüstet zum Bauernfang! In seinem Bundesorgan kündigt er eine ganze Reihe von Versammlungen an. Seine Geschäftsreisenden werden Euch mit tönenden Phrasen zu locken suchen. Kriecht nicht auf den Leim!"

Dieselbe „Deutsche Volkswacht" der Abgg. Hirschel und Köhler bezeichnete noch in ihrer Nummer vom 10. März 1900 den Bund der Landwirte als „Windbeutelbund" und bemerkte weiter:

„Wir werden die Lügenbeutel, wo wir sie finden, zum Tempel hinauswerfen. Ist doch der ganze Bund in Hessen nichts weiter als eine Herde Offiziere ohne Soldaten und nur dafür da, um für die verkrachte nationalliberale Partei, die schon längst ohne denselben selig entschlafen wäre, die Wahlen zu machen."

Jetzt ist die noch immer von den Abgg. Köhler und Hirschel herausgegebene „Deutsche Volkswacht", wie es in dem gefaßten Beschlusse heißt, „als ein Preßorgan im Bund der Landwirte" und „als dem Bunde der Landwirte zunächststehend die Fraktion der Hessischen Volkspartei (Bauernbündler) im Hessischen Landtage zu betrachten."

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Bauernfanges!

---

## Vermischtes.

**Die „Blasphemie".** In der Reichstagssitzung vom 8. März hat Präsident Graf Ballestrem den Zwischenruf: „Christus war selbst ein Jude" als „Blasphemie" bezeichnet. Hierzu schreibt die „Frankf. Ztg.": Wir wollen demgegenüber nicht an die Ausführungen von Feuerbach und David Strauß anknüpfen, sondern an den Ausspruch eines Mannes erinnern, der von allen Seiten, von Anti-, Philo-, Phobo- und Con-Semiten anerkannt wird. Leopold v. Ranke hat am 26. September 1854 in einem Vortrage vor Maximilian II. von Bayern erklärt:

„Die Römer waren gleich den Nachfolgern Alexanders heftige Gegner der Juden, und da geschah nun jenes große Weltereignis, daß aus den Juden die Idee der Weltreligion hervorging. Die Juden hatten nämlich zwar die Idee von der Einheit Gottes — wahrscheinlich die Uridee der Urzeiten — erhalten, aber sie betrachteten Gott mehr als einen Nationalgott. Da erschien Christus und hat, auf ihre Religion fußend, den allgemeinen Gott gepredigt und von allen Völkerinteressen und Nationalgöttern abstrahiert. Aus dem Judentum ging die Idee der neuen Weltreligion hervor." („Epoche der neueren Geschichte" S. 15.)

Statt des blasphemistischen Satzes Stahls: „Die Toleranz ist ein Kind des Unglaubens", mögen alle eingedenk sein der schönen Worte von Voß („Luise"):

. . . O Himmelswonne, wir freu'n uns"
„Aller, die Gutes getan, nach Kraft und redlicher Einsicht",
„Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freu'n uns mit Petrus",
„Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster",
„Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen"
„Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!"

**Graf Waldersee, Stöcker und die „Kreuzztg".** Der freikonservative Abg. Arendt gibt im „Tag" eine am 19. September 1895 im „Deutschen Wochenblatt" erschienene Darstellung der „Waldersee-Versammlung" wieder, die auf den Mitteilungen des verewigten Feldmarschalls beruht. Es wird darin unter Mitteilung zahlreicher Einzelheiten der Nachweis zu führen unternommen, daß die Waldersee-Versammlung im Jahre 1887 aller politischen Bedeutung entbehrt und lediglich kirchlichen Hilfszwecken gedient habe. Daß die Versammlung, die mit Vorwissen des alten Kaisers und des damaligen Kronprinzen stattgefunden habe, nicht im Schlosse, in der Wohnung des Prinzen Wilhelm, sondern im Generalstabsgebäude stattgefunden habe, sei ein Zufall gewesen. Im Schlosse hätten damals gerade bauliche Reparaturen stattgefunden. Auch habe man starke Bedenken getragen, Stöcker zu den Beratungen zuzuziehen, habe ihn aber als Leiter der inneren Mission nicht umgehen können. — Weiter veröffentlicht Abg. Arendt zur Kennzeichnung der Beziehungen des Grafen Waldersee zur „Kreuzztg." und zu Stöcker aus einem an ihn gerichteten Briefe Waldersees vom 23. Oktober 1895 folgende Worte:

„Meine ganzen Beziehungen zur „Kreuzztg." haben sich darauf beschränkt, daß ich mit Schubert von Jugend her befreundet bin, Hammerstein und Kropatschek habe ich wissentlich nur je dreimal gesprochen. Während der Kartellzeit und mehrfach auch später habe ich Schubert auf das verkehrte Verhalten der Zeitung hingewiesen und immer betont, daß Hammerstein ein Unglück für die Zeitung sei. Mit Herren wie Levetzow, Wedel habe ich das mehrfach besprochen und immer gesagt, warum streift man sich nicht Hammerstein ab? Es hieß dann immer, es ist schwer, ihn loszuwerden, wir haben keinen Einfluß mehr.

Auch Stöcker habe ich sehr selten gesehen und tatsächlich nie mit ihm eine eingehende Unterhaltung über Politik gehabt, auch nie mit ihm korrespondiert.

Seit ich in Altona bin, habe ich ihn einmal gesprochen und zwar höchstens zwei Minuten in der Leipziger Straße vor dem Herrenhause mit Bekannten plaudernd. Verzeihen Sie diese uninteressanten Details; es kam mir aber darauf an, Ihnen zur Kenntnis zu bringen, wie meine Beziehungen zur „Kreuzztg." gewesen sind. Das letzte, was ich getan, ist nur wenige Tage alt; ich habe jemand gebeten, auf Stöcker einzuwirken, im Interesse der Konservativen seinen Rücktritt einzuleiten und sich völlig ruhig zu verhalten; er mag ja mit seinen Christlichsozialen und mit dem „Volk" arbeiten, soviel er will. So wie es jetzt liegt, erschwert er der „Kreuzztg." den Uebergang zu der ihr nötigen Haltung, macht ihn vielleicht unmöglich und schädigt konservative Interessen.

Ob ich Erfolg habe, ist wohl sehr zweifelhaft."

**Zu der Ehescheidungsaffaire des österreichischen Reichsratsabgeordneten Wolf,** des bekannten Führers der deutschnationalen Antisemiten ist jetzt nach langwierigem Instanzenwege die letzte Entscheidung des Obersten Gerichtshofes gefällt worden: Die Ehe wird — entgegen den Entscheiden der ersten Instanzen, welche ein Verschulden beider Teile annahmen — aus dem alleinigen Verschulden des Mannes geschieden, die Frau in jeder Hinsicht exkulpiert.

**Der Senator Trarieux,** der frühere Justizminister ist in Paris gestorben. Er war einer der Vorkämpfer in der Dreyfusbewegung. Gleich nachdem der damalige Vizepräsident des Senats Scheurer-Kestner im Senat die Dreyfus-Angelegenheit zur Sprache gebracht hatte, stellte sich Trarieux an seine Seite, und von diesem Moment trat er in Wort und Schrift für die Unschuld des auf der Teufelsinsel schmachtenden Exkapitäns ein. Unerschrocken hielt Trarieux an der Seite Zolas und der übrigen Kämpfer für die Wahrheit aus, unbekümmert um die häßlichen Angriffe und Verleumdungen, mit denen die Gegenpartei den Kampf führte. Trarieux erschien sowohl im Zola-Prozeß als auch in Rennes als Zeuge. Er gründete die Loge der Menschenrechte, deren Präsident er wurde.

**Kischinew,** 12. März. Nach zweiwöchigen Verhandlungen in dem Prozeß gegen Rußnak und 52 andere Angeklagte wegen der gegen die Juden begangenen Ausschreitungen fällte der Gerichtshof gestern das **Urteil.** 18 Angeklagte waren des Mordes bezw. der Teilnahme angeklagt, 2 wurden der Ermordung eines Ehepaares schuldig befunden und zu 4 Jahren bezw. 8 Monaten Zwangsarbeit verurteilt, 15 andere zu Zwangsarbeit von 4 Monaten bis zu einem Jahr, 36 Angeklagte wurden freigesprochen. Den von den Juden eingereichten Zivilforderungen wurde keine Folge gegeben. Nach Erledigung etwaiger Berufungen durch den Appellgerichtshof wird das Urteil am 25. April endgültig Rechtskraft erhalten.

Aus den Verhandlungen vom 4. März entnehmen wir einer brieflichen Mitteilung der Wiener „Neuen Freien Presse" noch folgende bezeichnende Mitteilungen:

Der Zeuge Abraham Goldenstein, Verwalter der Naphtaniederlage der Weltfirma Gebrüder Nobel, dessen Haus durch die Plünderer vollkommen demoliert worden war

und dem sämtliche Wertsachen und Kleidungsstücke geraubt worden waren, trat während seiner Vernehmung als Zeuge an die Anklagebank heran, um die Räuber zu bezeichnen, die sich an dem Ueberfall beteiligt haben. Plötzlich konstatierte er, daß einer der Angeklagten noch einen bei ihm (dem Zeugen) geraubten Ueberzieher trug. Einen tiefen Eindruck machte die Aussage des Zeugen Jakob Rosenberg, der eine Zeitlang unter 27 Flüchtlingen in der Abteilung für Fettfabrikation im Schlachthause sich mitverborgen halten konnte; er hat jedoch noch die entsetzliche Szene mit ansehen können, wie der am rechten Auge erblindete Major Weißmann von einer Gruppe bestialischer Gesellen gepackt, mit Zehnpfundgewichten geschlagen, und zu Boden geworfen wurde, worauf sie ihm mit den Fingern das zweite Auge auskratzten. Zahlreiche Zeugen bestätigten, daß der Wachmann Maxim Badan die Bauern gegen die Juden aufhetzte und in ihnen die Vorstellung erweckte, es sei ein Befehl des Zaren erlassen worden, sich an den Juden zu rächen.

Daß das auch in dem zweiten Kischinewer Prozeß gefällte Urteil der Schwere der Verbrechen entspricht, wird niemand behaupten können. Da aber selbst in der Anklageschrift sämtliche Mordtaten so dargestellt wurden, daß die Angeklagten ohne Absicht zu töten ihre Opfer verfolgten und diese an den erhaltenen Verletzungen starben, so darf man sich über die in den Kischinewer Prozessen gefällten Urteile nicht wundern.

## Herr Stöcker und – Goethe.*)

Von Dr. Ernst Traumann, Heidelberg.

In der Reichstagssitzung vom 7. d. Mts. hat Herr Stöcker u. a. die Aeußerung getan:

„Ich erinnere an unseren großen Goethe, der dem Brausen der Befreiungsstürme teilnahmslos gegenüberstand. Da ist mir in solchem Moment ein forscher Leutnant wahrhaftig lieber als ein Goethe, der sich vor Napoleon fürchtet."

Wir wollen über das Geschmacksurteil, das der letzte Satz enthält, mit Herrn Stöcker nicht rechten. De gustibus non est disputandum. Uns z. B. ist Goethe in jedem Moment lieber als der forscheste preußische Leutnant, zumal auch sein persönlicher Mut, wie aus seinem Verhalten während der Kanonade von Valmy hervorgeht, über jeden Zweifel erhaben war. Ein anderes ist, ob die Worte Stöckers den historischen Tatsachen entsprechen. Sie sind unwahr. Goethe stand den Befreiungskriegen durchaus nicht teilnahmslos gegenüber. Aus seinen eigenen Aeußerungen hier nur so viel:

„Sie wollen an mich, weil ich zu Napoleons Zeiten keinen Aufruhr erregte, sondern still bei den Geschäften blieb, für die ich mich berufen fühle. Unser kleines Gouvernement verfügte doch nicht über hunderttausend Bajonette, sollte ich es in verdrießliche Verhandlungen verwickeln? Man vergißt, daß ich Beamter war und daß es mir schlecht angestanden hätte, in die Aufgaben anderer Staatsdiener einzugreifen." (Gespräch mit Luden, Novbr. 1813). „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können, ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können, ohne Jugend! Hätte mich jenes Ereignis als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicherlich nicht der letzte geblieben; allein er fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben." „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner." (Gespräche mit Eckermann v. 14. März 1830).

Es ist schwer, in der Kürze die Ursachen dieser philosophischen Gelassenheit darzulegen, die ein Chauvinist überhaupt niemals begreifen wird. Man mag aus den Goetheschen Aussprüchen, welche Wilhelm Bode in seinen „Vertraulichen Reden" (Berlin, E. Mittler u. Sohn, 2. Aufl. 1902, S. 67 ff.) so hübsch zusammengestellt hat, ersehen, wie der greise Dichter, wiewohl der Nationalhaß seiner hohen Kultur und Friedensliebe widerstrebte, sich wegen der Uebergriffe der Franzosen entrüsten, wie er sich für den heldenmütigen Blücher begeistern und wie warm und treu er für seinen patriotischen Herzog eintreten konnte. Was aber die „Furcht" vor Napoleon betrifft, so wäre zunächst zu fragen, ob Herr Stöcker eine persönliche oder politische Furcht meint. Die erstere wird er wohl nicht gut behaupten können. Ein furchtsamer Mann hätte dem Korsen sicherlich nicht die Bewunderung und Verehrung abgerungen, die dieser Menschenverächter nach zweimaligem Zusammentreffen mit Goethe in Erfurt (2. und 6. Oktober 1808) dem Dichter dauernd bewahrte. Wie würdevoll er dem Welteroberer gegenübertrat, ist nicht weniger bekannt als die Tatsache, daß Goethes Verehrung für Napoleon in der überwältigenden Intelligenz und Tatkraft dieses Genius ihren Grund hatte. Er bewunderte diese „Naturgewalt", wie etwa die Shakespeares. Sein politisches Verhalten zu Napoleon aber war das denkbar klügste. Der feinfühligste der Goethe-Biographen, A. Bielschowsky, hat klar ausgesprochen, daß der Dichter mit seiner pessimistischen Beurteilung Preußens und der deutschen Zukunft, sowie seiner relativen Zufriedenheit mit den herrschenden Zuständen vorübergehend im Unrecht war, daß aber seine Zurückhaltung gegenüber der Erhebung Preußens gerade um der Sache des Herzogtums und Deutschlands willen die einzig erfprießliche war. (Bielschowsky, „Goethe", 2. Band, Seite 326–333). Bei Bielschowsky (S. 334) lese man auch nach, wie dieses Verhalten Goethes von Franzosenfressern, wie Jahn und Arndt, als wahrhaft patriotisches empfunden wurde. Man sollte denken, daß aus solcher Zeugen Mund selbst Herrn Stöcker die Wahrheit kund würde, daß angesichts der patriotischen Dichtungen Goethes, von „Götz" und „Hermann und Dorothea" an bis zum „Epimenides" und seinen Blücher-Denksprüchen, die alte Verdächtigung seiner vaterländischen Gesinnung endlich verstummen würde. Aber es ist immer noch so wie im Jahre 1830, als der Alte zu Eckermann sprach:

„Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter, bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen!"

Bielschowsky sagt (S. 409), daß alles, was dem Wirken Goethes, der neben Luther der größte deutsche Befreier gewesen, als Tyrannei, Enge und Stumpfsinn entgegentrat, von ihm unter dem Begriff „Pfaffentum" zusammengefaßt worden sei. Was aber für die Wahrheit über Goethe herausspringt, wenn sich mit pfäffischen Interessen auch noch reaktionär-nationalistische verbünden, das zeigt die Aeußerung des Herrn Hofpredigers a. D., worin sich angesichts der deutschen Volksvertretung unser größter Dichter den für ihn ungünstigen Vergleich mit dem „preußischen Leutnant" gefallen lassen muß.

*) Aus der „Frankf. Ztg.".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 12. Berlin, 23. März 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Grh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mittheilungen" rechtzeitig zu erneuern.**

**Die „Mittheilungen" sind die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus.**

**Es sei jeder Leser ein Agitator für unser Blatt, ein Verbreiter unserer Ideen und Bestrebungen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel.**

**Man abonnire nicht nur für sich, sondern auch für Gasthöfe, Lesesäle, Vereine u. a. m. Wir sind für jeden diesbezüglichen Rath und Wunsch dankbar. Exemplare zur Vertheilung in beliebiger Anzahl stehen kostenfrei zur Verfügung.**

## „Daß Jesus Christus eyn geborener Jude sey."

Die Christen unterscheiden sich ursprünglich nur dadurch von den Juden, daß sie in Jesus den Messias sehen. Demgemäß trägt das Bild Christi in den Evangelien die Züge, welche dem im alten Testament entworfenen Bilde des Messias entsprechen. Das Mathäus-Evangelium beginnt mit einem Geschlechtsregister Christi, welches dessen Abstammung von David nachweist, denn der Messias muß von Davidischem Stamme sein. Das Lucas-Evangelium hat im 3. Kapitel einen, allerdings einigermaßen abweichenden, Stammbaum, welcher ebenfalls auf David zurückführt. Lucas 2, 21 erzählt Christi Beschneidung, wobei bemerkt zu werden verdient, daß der Tag von Christi Beschneidung Jahrhunderte lang als kirchlicher Gedenktag gefeiert wurde[1]). Es ist daher unleugbar, daß Christus Jude war, wie ja denn auch eine Schrift Luthers den Titel führt: „Daß Jesus Christus eyn geborener Jude sey.[2]) Und als Gegenstück mag erwähnt werden, daß der Obelisk auf dem Petersplatz zu Rom an der Ostfront die auf Christi Abkunft deutende Inschrift trägt: „Vicit Leo de Tribu Juda". — Es siegte der Loewe vom Stamme Judah.

Nach der Lehre der christlichen Religion ist Christus zugleich Sohn Gottes und Mensch — als Mensch ist er aber Jude und mußte er Jude sein, da er sonst nicht der Messias von Davidischem Geschlecht hätte sein können. Im Sinne christlich-orthodoxer Auffassung begeht also nicht derjenige eine Blasphemie, welcher Christus einen Juden nennt, sondern umgekehrt derjenige greift ein christliches Dogma an, welchem sein Gott in der Gestalt eines Juden nicht vornehm genug ist, und der deshalb die jüdische Abstammung Christi fortzudisputieren sucht. So lange die Christenheit gläubig war, hat sie an der jüdischen Abstammung Christi keinen Anstoß genommen. Je mehr der fromme Glaube ins Wanken kam, je mehr Christus nur der verehrungswürdige Mensch wurde, um so unerträglicher wurde der Gedanke, daß er Jude sein sollte. In hübscher Weise schildert diese Seelenstimmung Heinrich Heine in der Einleitung zu „Shakespeares Mädchen und Frauen."

„Ich kenne, so schreibt er dort, einen guten Hamburger „Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß „unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein „tiefer Unmut ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen „mußte, daß der Mann, der, ein Muster der Vollkommenheit, „die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippschaft jener „ungeschnäuzten Langnasen gehörte, die er auf der Straße „als Tröbler herumhausieren sieht, die er so gründlich ver„achtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er „selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbestoffen „zuwenden, und seine eigenen Interessen beeinträchtigen. Wie „es diesem vortrefflichen Sohne Hammonias mit Jesus „Christus geht, so geht es mir mit William Shakespeare."

Seither begnügte man sich nicht damit, sich über Christi Abstammung von Juden zu ärgern, man sucht nachzuweisen, daß er kein Jude, sondern ein „Arier" gewesen. In ergötzlicher Weise trat die in dieser Frage eingetretene Verwirrung der Gemüter bei den Reichstagsverhandlungen vom 8. und 9. März zutage.

In der Sitzung vom 8. März erklärte der Abgeordnete Stöcker:

„Der Heiland war kein Jude, sondern des Menschen Sohn."

(Zurufe bei den Sozialdemokraten.)

„Auch Gottes Sohn."

(Zurufe bei den Sozialdemokraten.)

Präsident: Meine Herren, die Zurufe fangen an, so zu werden, daß ich sie als Blasphemie bezeichnen muß. . . .

[1]) Der Neujahrstag wurde als festum circumcisionis domini eingesetzt durch die Synode von Tours 567. Luther sagt 1528 (Erl. Ausgabe 23, S. 44.): „und insonderheit soll man halten den Christtag, Beschneidung, Epiphaniae, die Osterfeier, Auffahrt, Pfingsten." (vergl. Art. Feste in Herzog Prot. Real-Encyclop.)

[2]) „Anno 1523" erschienen. Den Inhalt der Schrift ergibt folgende Stelle: Darum will ich aus der Schrift erzählen die Ursachen, die mich bewegen zu glauben, daß Christus ein Jude sey, von einer Jungfrau geboren, ob ich vielleicht auch der Juden etliche möchte zum Christenglauben reizen. —

Am 9. März erwiderte der Abg. Bebel:

„Als gestern von dieser Seite — es war „wahrhaftig kein blasphemischer Ruf — „Herrn Stöcker zugerufen wurde: was wollen „Sie denn? Christus war selbst ein Jude, „rief Herr Stöcker emphatisch: nein, das ist er nicht. „Christus ist des Menschen Sohn. Aber, Herr Stöcker, „Christus ist von einer Jüdin geboren worden... Die Weis„sagungen der Propheten des alten Testaments weisen auf „Juda, auf Israel als das auserwählte Volk, aus welchem „der Heiland der Welt hervorgehen werde . . . was Sie „über die Juden gesagt haben, beruht auf historischer Fälschung. „Es kann gar nicht bestritten werden, daß nach der Genesis „das Christentum ohne das Judentum nicht denkbar wäre. „— Das eine folgt aus dem andern. Und wenn Sie alles „das alljährlich in gewissen Perioden selbst von der Kanzel „predigen müssen, dann ist es um so sonderbarer, um so „verwerflicher und um so verächtlicher, wenn Sie dann gleich„wohl Ihren wüsten Judenhaß, wie geschehen, auslassen."

Hierauf erwiderte Stöcker:

„Wohl aber sagt Christus: Ich bin nicht gekommen, „Frieden zu bringen, sondern das Schwert.[1]) Und wenn „Sie die Bibel mehr als oberflächlich kennten, dann würden „Sie wissen, daß er zu den Juden sagt: Ihr Otterngezücht, „Ihr seid von eurem Vater, dem Teufel.[2]) . . Wenn aber „Herr Bebel den Unterschied nicht begreift, der in den Worten „liegt: Jesus ist nicht Jude, sondern des Menschen Sohn, „so begreife ich das durchaus. Sein Haß gegen Akademie „und Bildung ist zu groß, um ein so tiefes Wort irgendwie „zu verstehen.[3])"

Man wird gestehen müssen, daß Stöcker sich einigermaßen entwickelt hat. In einer seiner ersten Reden begründete er die Notwendigkeit der antisemitischen Bewegung damit, daß in einer Schule die Knaben nicht gewußt hätten, wer König Hiskias gewesen sei. Aber auch an ihm bewährte sich das wahre Wort Dührings: „Ein Christ, wenn er sich selbst versteht, kann kein ernsthafter Antisemit sein." Und da Stöcker eben ein ernsthafter Antisemit war, hörte er allmählich auf, ein Christ zu sein. Es fehlt nicht nur an der Liebe, sondern es hapert auch mit dem Glauben. Es kam bei ihm allerdings nicht zu dem gleichen éclat, wie bei seinem ebenfalls antisemitischen Amtsbruder, dem verstorbenen Pfarrer Deckert in Wien. Dieser war so blasphemisch geworden, daß die österreichische Wochenschrift beim Abdruck seiner Kanzelreden wegen Blasphemie konfisziert wurde. — Zwar soweit war Stöcker schon 1892 gelangt, daß er erklärte: „Allerdings ist Jakob der Typus des Judentums: er betrügt und gaunert; allerdings ist David ein Ehebrecher und Mörder[4]). Beiläufig derselbe David, den als Stammvater Christi das Lucas- und Matthäus-Evangelium gar eifrig nachzuweisen streben. Von da ab ist es aber noch ein gewaltiger Schritt bis zu dem in der Sitzung vom 8. März gefallenen Ausspruch: „Jesus ist nicht Jude", der das Christentum an der Wurzel trifft, denn was danach übrig bleiben kann, mag etwas sehr edles sein, vielleicht so ein Stück ethische Kultur, mit Christus als besonders hervorragendem ethischen Vorbild, aber Christentum ist es nicht mehr. Und die Apostel sind nicht mehr Apostel, sondern betrogene Betrüger, wenn Christus nicht vom Stamme Davids ist.

Es ist absolut nicht über den Zusammenhang von altem und neuem Testament herumzukommen, den treffend Lessing in den theologischen Rezensionen (143 Stück) dargelegt hat: „Auf was gründet sich das neue Testament? „Auf die Propheten. Und die Propheten? Auf den Moses. „War also Moses nicht von Gott gesendet, so waren es „auch nicht diejenigen, welche sich auf den Moses bezogen." Als Bebel ausführte, daß Christus von Geburt Jude sei, ertönte von der rechten Seite der Ruf: „Chamberlain". — Den Rassenfexen, die gern nachweisen möchten, daß Christus kein Jude sei, hat der Antisemit Eugen Dühring („Ersatz der Religion") folgende treffende Bemerkung gewidmet:[1])

„Jene pure Verlegenheitshypothese von der nicht rassen„jüdischen Natur von Christus ist nämlich, genauer untersucht, „pure Willkür und wäre nie aufgestellt worden, wenn man „nicht das heutige Christentum moderner Völker von der „Mißliebigkeit hätte bewahren wollen, auch persönlich einen „rein rassenjüdischen Ursprung und überdies zum Gegenstand „seines Kultus oder wenigstens der moralischen Achtung einen „Stammesjuden zu haben."

Wird das religiöse Gebiet verlassen, und außerhalb dieses Gebietes stellen sich alle, welche die nicht jüdische Abstammung Christi nachweisen wollen, so muß bemerkt werden, daß wir geschichtliche Kenntnis von Christus nicht haben. Die Evangelien sind als eigentliche Geschichtsquellen nicht zu betrachten, am allerwenigsten von denjenigen, welche die jüdische Abstammung Christi leugnen. Denn die jüdische Abstammung von Christus bildet, wie bemerkt, ein äußerst wesentliches Moment in den Evangelien. Daß insbesondere über das Aeußere Christi schon die Kirchenväter keine bestimmte Vorstellung hatten, beweist die Schrift des Origenes gegen Celsus, in welcher es heißt:

„Wir können es nicht in Abrede stellen, daß die Schrift „von Jesu melde, er sei von Gestalt häßlich gewesen, allein „daß er ein niedriges Aussehen gehabt habe, wie Celsus hin„zufügt, findet sich nirgends. Ebensowenig liest man irgend„wo, daß er klein von Person gewesen sei. Ich will die „Stelle des Propheten Jesaias (Kap. 53. 1—3)[2]) hersetzen, „worin geweissagt wird, daß Jesus mit keiner besonderen „Schönheit und imponierenden Gestalt in der Welt erscheinen „werde." —

Origenes weiß also — etwa 200 Jahre nach Christi Tode — nicht, wie Christus aussah, und folgerte nur auf sein Aussehen aus einer Stelle im Jesaias. Beiläufig ein weiterer Beweis, wie „jüdisch" Christus in den Augen der Kirchenväter war. Wir begreifen durchaus, wie peinlich es denen ist, die sich mit ihrem „Ariertum" brüsten, „daß Christus ein geborener Jude" sei, es geht eben im Leben nicht alles nach Wunsch. Wenn sie aber diese Abstammung leugnen wollen, weil sie ihnen unangenehm und nicht vornehm genug ist, so begehen sie im Sinne orthodox-religiöser Auffassung eine Blasphemie, im Sinne geschichtlicher Forschung eine lächerliche Handlung. □

---

[1]) Sagt nicht auch Christus (Ev. Joh. 14. 27): „Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch". Bei dem früheren Militärgeistlichen Stöcker scheint der militärische Geist sich stärker entwickelt zu haben, als für den Geistlichen gut war.

[2]) Echt stöckersch; Christus sagte das nicht zu „den Juden" sondern nur zu einem Teil der Juden, zu den Schriftgelehrten und Pharisäern. — Dürfte man von jemand, der gegen Stöckerei und Muckerei eifert, behaupten, er habe die Schlechtigkeit **der** Deutschen gegeißelt? Sind nicht die Propheten, welche den Juden Strafreden halten, darum doch Juden?

[3]) Da die Apostel keine akademische Bildung genossen haben, haben sie das tiefe Wort, daß Christus nicht Jude, sondern des Menschen Sohn sei, auch nicht verstanden, sondern Christus für einen Juden gehalten. Wobei man übrigens bemerken wolle, daß die Pharisäer und Schriftgelehrten, gegen welche Christus eifert, etwa den Leuten „von Akademie und Bildung" entsprechen dürften, während das Himmelreich derer ist, die arm im Geiste sind.

[4]) „Antisemitenspiegel", S. 289. (Verlag A. W. Kasemann).

[1]) Vergleiche Antisemitenspiegel S. 293.

[2]) 52. 2. Und es schoß auf ein Reis vor ihm und eine Wurzel aus dem Steppenland, er der nicht Gestalt und nicht Schönheit hatte, daß wir auf ihn sähen, der doch ohne Ansehen war, daß wir sein begehrten. 3) Verachtet und gemieden von Menschen, ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Leiden, und jenem gleich, vor dem man das Antlitz verhüllte, verachteten wir und hielten ihn für nichts . . .

Beiläufig findet sich kurz vorher (Jesaias 50. 6) die Stelle: „Meinen Rücken bot ich den Schlägen und meine Wange den Raufenden", die zweifellos die erste Redaktion der Vorschrift darstellt, die rechte Wange zu reichen, wenn man auf die linke einen Schlag erhalten, genau so wie überhaupt der Gottesknecht aus Jesaias 50 ff. das Urbild von Christus ist.

## Juden im Heere.

Der Zufall leistet oft so seltsame Dinge, daß es wirklich nicht Wunder nehmen darf, daß es Leute giebt, die an einen Zufall nicht glauben, sondern in ihm den Finger Gottes sehen. Gerade um die Zeit, da man im Reichstage mit gefälschter Statistik und antisemitischen Späßchen nachzuweisen sich bemüht, ein jüdischer Offizier sei im deutschen Heere etwas geradezu Undenkbares und die Anstellung jüdischer Offiziere um jeden Preis zu unterlassen, weil sie untauglich seien, kommt aus Deutsch-Südwestafrika die Nachricht, daß unter den bei Owikokorero gefallenen sieben Offizieren sich auch einer, Reserveleutnant Bendix, befand, der Jude war. Es gibt dank der bekannten und sattsam gerügten Umgehung der Verfassung nur sehr, sehr wenige jüdische Offiziere auch nur der Reserve. In Südwestafrika befand sich vielleicht nur ein einziger jüdischer Offizier, und just der muß gerade in diesen Tagen fallen, um unseren Abgeordneten, Ministern und Generalen ad oculos zu demonstrieren, was sie ja aus dem Beispiele aller anderen Kulturländer nicht lernen wollen, daß nämlich auch Juden Offiziere sein und auf dem Felde der Ehre fallen können.

„Unter den bei Owikokorero gefallenen sieben Offizieren — wird uns von geschätzter Seite geschrieben — befindet sich der Reserveleutnant Bendix. Er ist Rheinländer von Geburt und war während seiner Berliner Studienzeit angesehenes und beliebtes Mitglied der freien wissenschaftlichen Vereinigung. Als Einjährig-Freiwilliger diente er in München, wo er auch Reserveoffizier im Kgl. Bayer. 3. Pionierbataillon wurde. Als Regierungsbaumeister war er bei der Firma Arthur Koppel angestellt, um bei dem von dieser in Südwestafrika übernommenen Bau der Otawibahn tätig zu sein. Bei Ausbruch des Krieges trat Bendix zum Schutz der deutschen Ansiedler in die Schutztruppe und fiel im Kampfe mit den Hereros. Bendix war Jude und dürfte wohl der einzige Offizier mosaischer Religion in dem fernen Erdteile gewesen sein. Er ist für sein Vaterland gefallen und hat sterbend diesem den Beweis geliefert, daß Juden in der Gefahr nicht daran denken, daß die Regierung sie zurücksetzt, sondern daß es Pflicht ist für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben." —

Wir legen kein besonderes Gewicht auf solch einen Einzelfall; die Ruhmesliste jüdischer Soldaten und Offiziere ist eine zu große, als daß es auf einen einzelnen Fall ankäme. Wir führen ihn nur besonders an wegen des seltsamen Zusammentreffens der Widerlegung der antisemitischen Redereien durch die Tat, durch den Tod eines der sehr wenigen jüdischen Offiziere, die es im deutschen Heere überhaupt gibt, des vielleicht einzigen, der nach Südwestafrika geschickt worden ist, auf dem Schlachtfelde.

Aber die Antisemiten wollen nicht nur die Praxis aufrechterhalten, daß keine jüdischen Offiziere, sondern auch daß nicht einmal jüdische Unteroffiziere ernannt werden sollen. Allerdings glaubt die „Staatsbürgerztg." nicht, daß sich viele Juden nach der subalternen Stellung und mühevollen Laufbahn des Unteroffiziers reißen werden. Von ihrem Standpunkt hat die „Staatsbürgerztg." ja recht. Denn sie hält ja alle Juden für reich, und wir haben noch nicht gesehen, daß sich reiche Christen nach der Laufbahn eines Unteroffiziers reißen. Ferner ist bei der „Staatsbürgerztg." alles, aber auch alles, selbst ihre antisemitische Tendenz, Geschäft und nichts als Geschäft. Ein solches Blatt kann es allerdings nicht begreifen, daß Juden schon des Prinzips wegen die mühevolle Laufbahn des Unteroffiziers sich offen halten wollen.

Nun hat das Antisemitenblatt noch die Sorge, daß jüdische Unteroffiziere sich nicht den nötigen Respekt bei ihren Untergebenen verschaffen könnten. Unnötige Sorge! Die Disziplin im deutschen Heere ist so festgefügt und hat ein solches eigenes Schwergewicht, daß selbst ein Prinz Arenberg und allerlei Soldatenschinder sich mit ihr Respekt verschaffen können. Folglich wird es auch der jüdische Unteroffizier, der seine Pflicht thut, erst recht können, selbst wenn die „Staatsbürgerztg." fortfahren sollte, gegen die Juden zu hetzen.

Alsdann meint das Blatt, der Jude werde in der Uniform in jedem Dienstrange eine lächerliche Figur bilden. Dem allzubesorgten Blatt hat die im Reichstage vom Abg. Liebermann v. Sonnenberg getane Aeußerung, man wolle „sich doch nicht die Front verderben", gar zu sehr imponiert. Wir unsererseits getrauen uns ein ganzes Regiment Juden aufzubringen, von denen Jeder es hinsichtlich Gestalt und Schönheit mit Herrn Liedermann von Sonnenberg aufnehmen kann. Der deutsche Reichstag kann in dieser Schönheitskonkurrenz entscheiden, oder wenn er sich für inkompetent halten sollte, eine Jury christlich-germanischer Frauen, die sich verpflichtet, nur vom ästhetischen Standpunkte zu urteilen. Es widerstrebt uns sehr auf solche persönlichen Aeußerlichkeiten einzugehen. Aber wenn ein deutscher Reichstagsabgeordneter es nicht unter seiner und seiner Zuhörer Würde hält, in einer Debatte über eine sehr ernste Frage dergleichen unzarte Anspiegelungen auf das Aeußere von Zehntausenden zu machen, darf er sich nicht wundern, daß wir auch von seinem Aeußern sprechen.

Mit den nachstehenden Beiträgen schließen wir heute die Besprechung eines Themas, das die Oeffentlichkeit in der nächsten Zeit noch öfter beschäftigen dürfte.

* * *

**Ein jüdischer Korvetten-Kapitän.** Der Vizeadmiral z. D. Paschen veröffentlicht in der „Deutschen Revue" Skizzen aus seiner Dienstzeit in der österreichischen Marine. Da heißt es:

„Ich gedenke noch einer letzten Episode meiner österreichischen Dienstzeit. Der Herbst des Jahres 1866 brachte durch den Abzug der französischen Garnison aus Rom die Freiheit des Papstes in Gefahr. Man befürchtete eine Revolution, und Oesterreich entsandte zum Schutze des Papstes die Korvette Erzherzog Friedrich, zu deren erstem Offizier ich ernannt worden war, nach Civitavecchia.

Mit Hinblick auf die Heiligkeit des Zweckes, aber in der Eile und in den Wirren nach dem verhängnisvollen Kriege war die Auswahl des Stabes bezüglich der Konfession in wenig sorgfältiger Weise erfolgt. Nur die Minderzahl bestand aus Katholiken, ja der Kommandant war — horribile dictu — glaubensfreudiger Jude, ich, der nächste, lutherisch, dann gab es noch mehrere Protestanten und einen Griechen. Wir geben uns indessen der Hoffnung hin, daß Seine Heiligkeit Pius IX. hiervon nichts bemerkt hat und sich im Falle der Notwendigkeit einer Flucht in unseren Armen vollkommen sicher gefühlt haben würde."

* * *

**„Dat hat de Jud dahn!"** Unter anderen Feldzugserinnerungen bringt die „Pr. Lehrerztg." auch eine Episode, die wohl wert ist, auch weiteren Kreisen bekannt zu werden.

„An einem trüben Novembertage des Jahres 1870, als wir vor Paris lagen", berichtet der Erzähler, „geriet unsere Kompagnie, die einen ziemlich weit vorgeschobenen Posten innehatte, bei einem Ausfall, den die Belagerten machten, in eine üble Lage. Von der französischen Uebermacht auf das Härteste bedrängt und von drei Seiten vom Feinde eingeschlossen, kämpften wir mit dem Mute der Verzweiflung, da unser aller Untergang oder, was uns noch schimpflicher deuchte, unsere Gefangennahme so gut wie gewiß war. Denn wir konnten weder vorwärts noch rückwärts; wir waren eingeklemmt wie in einer Falle. Als der Feind etwa bis auf achtzig Schritt gegen uns herangedrungen war, sprang plötzlich aus unserer Schützenlinie

ein einzelner Mann auf und lief mit lautem Hurra den heranstürmenden Franzosen entgegen. Die ganze Kompagnie fiel in den lauten Ruf ein und folgte ihm nach. Ohne auf das Kommando zu hören, schlugen die Tamboure zum Sturm an. Gleich darauf kamen auch die anderen Kompagnien unseres Füsilierbataillons zu unserer Unterstützung heran, und das ganze Bataillon stürmte nun mit lautem marsch, marsch, hurra! auf den Feind los. Dieser stutzt, sein Angriff erlahmt, seine Reihen stocken bei dem mörderischen Feuer der Unserigen, und endlich weicht er zurück. Sein Angriff ist abgeschlagen, der Kampfplatz wird von uns behauptet. Plötzlich sprengte, als unsere Kompagnie noch im Schnellfeuer begriffen war, der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant H., in unsere Schützenlinie hinein und fragte sehr laut mit erregter Stimme: „Wer hat hier zuerst Hurra geschrien?" Als darauf niemand antwortete, schrie er noch lauter: „Himmelkreuz . . . ., ich will wissen, wer hier zuerst Hurra rief!" Nun aber erhielt er erst recht keine Antwort, weil jeder glaubte, es sei ein Fehler begangen worden, und der Schuldige habe eine strenge Strafe zu gewärtigen. Als jedoch der Oberstleutnant zum drittenmal mit noch verstärkterer Stimme und einem neuen Donnerwetter dieselbe Frage an die Kompagnie richtete, rief eine Stimme aus den Reihen der Schützen: „Dat hat de Jud dahn!" — da geschah etwas, fährt der Erzähler fort, was uns alle höchlichst überraschte: „Du bist es gewesen, mein Sohn? Komm her, laß Dich umarmen! Das war eine Tat, die ich Dir nie vergessen werde!" Mit diesen Worten schloß der Oberstleutnant den Tapferen — es war der Gefreite A., ein Jude — in seine Arme. Auch der Hauptmann und die anderen Offiziere kamen heran und schüttelten ihm, dem die hellen Freudentränen über die Wangen herunterrannen, die Hände. Der Wackere erhielt bald darauf das Eiserne Kreuz."

## Aus dem antisemitischen Lager.

**In dem Reichstagswahlkreise Zschopau-Marienberg** kommt es zu einer Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen und dem antisemitischen Kandidaten. Bei der am 19. März stattgehabten Ersatzwahl erhielten der Sozialdemokrat Pinkau 10 277, der Antisemit Oswald Zimmermann 5998, der Konservative Schanz 4325 Stimmen. Ein liberaler Kandidat war nicht aufgestellt.

Wir halten es für selbstverständlich, daß diejenigen unserer Freunde, welche bei der Hauptwahl zuhause geblieben waren, nunmehr für den Sozialdemokraten eintreten, um die Wahl des Antisemiten zu verhindern.

**Freiherr v. Hammerstein †.** Etwa neun Jahre, nachdem er infolge seiner Verurteilung zu dreiundeinhalb Jahren Zuchthaus moralisch und gesellschaftlich gestorben, ist Freiherr v. Hammerstein, der ehemalige Parlamentarier, Parteiführer und allgewaltige Chefredakteur der „Kreuzztg.", aus dem Leben geschieden.

Herr v. Hammerstein war ein so vollendeter Typ gewisser antisemitischer Führer, daß wir nicht umhin können, sein nicht schwankendes Charakterbild noch einmal festzuhalten. Nur in einem wesentlichen Punkte unterschied er sich von allen antisemitischen Häuptlingen seiner Zeit und von seinen Nachfolgern: er überragte sie durch sein Wissen und Können, seine Gewandtheit in Wort und Schrift, um mehr als Haupteslänge, und oft genug mag er sich über seine pygmäenhaften Mitläufer und Nachahmer in seinem junkerlichen Herzen geärgert haben, geärgert darüber, daß sie sich für seine Kollegen zu halten wagten und als seine Genossen gehalten wurden. Dazu hielt er sich für zu gut und, was geistige Begabung anbetrifft, auch mit vollem Recht. Im Uebrigen aber war er ein vollendeter Schurke, ein Heuchler und Komödiant ersten Ranges, ein durch und durch sittenloser und verderbter Charakter, dieser Freund Stöckers und Adressat von dessen vertraulichem „Scheiterhaufenbrief."

Derselbe Mann, der so wuchtig mit Zunge und Feder die Juden befehdete, das deutsche Volk von den unsittlichen, betrügerischen Juden befreien wollte, war Betrüger, Fälscher, Erpresser und Ehebrecher. Man kann sich denken, wie toll er es getrieben hat, wenn seine junkerlichen Parteigenossen, die doch sonst so viel auf ihre äußerliche Reputation halten, trotz der Pistole, mit der er, ein guter Schütze, stets drohte, trotz der kolossalen gesellschaftlichen und politischen Blamage, die ihnen alsdann gewiß war, sich nach langem Zaudern genötigt sahen, ihn dem Staatsanwalt preiszugeben und seine gerichtliche Verurteilung herbeizuführen.

Die Nemesis hat ihn ereilt. Moralisch und gesellschaftlich tot, mußte er, nachdem er seine Zuchthausstrafe abgesessen, um das nackte Leben zu fristen, in tiefster Vergessenheit zähneknirschend die Schweigegelder annehmen, die ihm widerwillig und verächtlich von seinen früheren Freunden hingeworfen wurden. Sie hätten ihrem ehemaligen tyrannischen Zuchtmeister gern den letzten Groschen versagt, aber er wußte zu viel, und sein Schweigen mußte erkauft werden. Am liebsten hätte er denjenigen, die er früher gemeistert und die ihn jetzt links liegen ließen, den schnöden Mammon vor die Füße geworfen, aber er glaubte leben zu müssen.

Der Hammerstein ist tot, die Hammersteinchen leben. Viele haben wir schon nicht glücklich enden gesehen, von anderen werden wir es noch sehen. Gottes Mühlen mahlen, wenn auch langsam, so doch sicher.

**Graf Pückler**-Kl. Tschirne erscheint wieder auf der Bildfläche. Am 21. März hielt er in der Tonhalle in Berlin einen Vortrag über den modernen Sozialismus; nach ihm sprach der Redakteur der „Staatsbürgerztg.", Kammer. Weitere Zirkusvorstellungen sollen folgen. — Die „Pückler-Radaubrüder" lassen sich also weder durch den auf dem antisemitischen Parteitage erhaltenen Rüffel noch durch die Warnungen einiger antisemitischer Blätter abhalten, den Pückler-Unfug weiter zu treiben. Diese Staatsbürgerzeitungs-Clique ist abgebrüht, sie kennt in ihrem Geschäftseifer keine Scham.

**Die Geschäfts-Antisemiten auf dem Lehrerfang.** Aus Lehrerkreisen geht der „Welt am Montag" ein Zirkular zu, mit dem die „Staatsbürgerztg." die Berliner Lehrer bedacht hat. Von Ritualmord, Ahlwardt, dem Dreschgrafen Pückler und dem Konitz-Bruhn ist darin nicht im mindesten die Rede, auch kein Wort vom Antisemitismus. Schamhaft schweigt sich das edle Organ, das allerdings seine jüdischen Inserenten, wie Gebrüder Herrnfeld und Gebrüder Bär, ebenso anschnorrt, wie seine arischen, darüber aus. Dagegen heißt es wörtlich: „Unter den täglich zweimal erscheinenden Tageszeitungen Berlins steht die „Staatsbürgerztg." in dem Kampfe um die nationalen Güter und die wirtschaftlichen Interessen unseres Volkes an erster Stelle. (!?) Seit mehr als dreißig Jahren tritt sie insbesondere für den freiheitlichen Ausbau der Schule (??) und für eine der Bedeutung der Jugenderziehung entsprechende Stellung des deutschen Lehrerstandes ein. In den Kämpfen, die die deutsche Lehrerschaft seit den sechziger Jahren gegen die Reaktion auf kirchlichem und politischem Gebiete (!!) sowie für die angemessene dienstliche und wirtschaftliche Stellung des deutschen Lehrers führt, hat die „Staatsbürgerztg." diesen Kampf stets wirksam unterstützt (?) und auch in der allerneuesten Zeit hat sie davon werktätiges Zeugnis abgelegt." — Die „Staatsbürgerztg." als Vorkämpferin gegen die kirchliche und politische Reaktion, deren treuste Schildknappen die Antisemiten stets gewesen sind! Wer lacht da! Glauben die Ehrenmänner dieses auch technisch am elendsten unter allen Berliner Zeitungen

redigierten Blättchens wirklich, daß ein Lehrer auf solchen Schwindel hereinfällt? Die Berliner Lehrerschaft ist nahezu durchweg freiheitlich und aufgeklärt gesinnt und bedankt sich für die Einschätzung der Geschäftsantisemiten, die offenbar das Hausieren mit Ritualmordmärchen selbst in den dunkelsten Winkeln Ostelbiens nicht mehr lohnend finden. Selbst das großartige Versprechen eines Rabatts von einer Mark vierteljährlich dürfte nicht ziehen. Verlorene Liebesmüh'!

**Antisemitische Agitation in Schlesien.** Man schreibt uns: Um dem lendenlahmen Antisemitismus in Schlesien wieder auf die Beine zu helfen, beglückt Hans von Mosch, einer der „Meister" des „Deutschen Volksbundes", die größeren schlesischen Städte mit seinem Besuche. „Deutsche Arbeit und fremder Mammon!" kündet er als Thema seines volksretlenden Vortrages an und verspricht gegen ein Eintrittsgeld von zehn Pfennigen allen teutschen Männern und Frauen eine „lebenswahre Schilderung der sozialen Lage des deutschen Volkes" zu geben. Besonders Breslau, wo bei den letzten Reichstagswahlen der Antisemitismus so außerordentlich kläglich abgeschnitten hat, wo er es kaum auf ein paar hundert Stimmen bringen konnte, gedachte Hans von Mosch in mehreren Versammlungen wieder ernstlich zum allein seligmachenden „antisemitischen" Glauben zurückzuführen. Die Erfolge scheinen den Hoffnungen nicht entsprochen zu haben, denn der „Meister" zog es schon nach einer Versammlung vor, den ungastlichen Mauern der alten Oberstadt den Rücken zu kehren und weitere Bekehrungsversuche zu unterlassen. Um neuen Mut zu sammeln und durch lobende Anerkennung wieder aufgefrischt zu werden, wandte er sich dann der antisemitischen Feste Oels zu, die ja von jenem Vorfall her, wo einem jüdischen Referendar der Aufenthalt am juristischen Stammtische nicht gestattet wurde, rühmlichst bekannt ist. Nach der Auffrischung seiner Lebensgeister durch diese wackeren Gesinnungsgenossen gedenkt Hans von Mosch seine Pilgerfahrt auch nach den anderen schlesischen Gauen hin fortzusetzen.

**Dresden,** 14. März. Ueber die Zukunftspläne des wegen seines moralwidrigen Verkehrs mit der Frau eines Kirchenbediensteten hier abgefägten antisemitischen Pfarrers Segnitz erfährt man, daß er eine Redakteurstelle bei einer antisemitischen oder konservativen Zeitung sucht. Bei der letzten Reichstagswahl war der Mann bekanntlich hier von antisemitisch-kartellparteilicher Seite als Kandidat aufgestellt; einige Zeit vor der Wahl trat er aber zurück, und zwar wegen seiner schon damals in manchen Kreisen bekannten sittlichen Verfehlungen. Trotzdem brachte es Segnitz fertig, noch kürzlich in einem hiesigen ordnungsparteilichen Verein seine antisemitische Ueberzeugung mit sittlichem Pathos darzulegen.

**Der „Bütower Anzeiger",** eines der ordinärsten antisemitischen Hetzblätter, hat die Schamlosigkeit, zur „Erinnerung an den 11. März 1900", dem Todestage des Ernst Winter in Konitz, das bekannte, die Ermordung eines christlichen Knaben durch eine Jüdin behandelnde Gedicht Theodor Fontane's abzudrucken, das dieser selbst später als eine dichlerische Verirrung anerkannt und aus seiner Gedichtsammlung herausgenommen hat.

**Gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes,** die zuerst im Reichstage von den Abgeordneten Rickert und Graf Limburg-Stirum beantragt worden ist, eifert am heftigsten die alldeutsche und antisemitische Presse. Die „Germania" sieht sich infolgedessen zu folgender Warnung veranlaßt:

Für die Katholiken, die etwa antisemitische Anwandlungen haben könnten, sei hier bemerkt, daß die „Staatsbürgerzeitung" als Organ der antisemitischen Partei die Beseitigung des § 2 des Jesuitengesetzes bekämpft.

Die „Germania" gibt alsdann die jesuitenfresserischen Tiraden des Antisemitenblattes im Wortlaut wieder und bemerkt dazu noch: „Die Katholiken werden jetzt wissen, daß der Antisemitismus auch Ihr Feind ist und mit kulturkämpferischen Phrasen die Unterdrückung der katholischen Kirche befürwortet."

**Der Bund der Landwirte und der Antisemitismus.** Aus Nassau, 18. August, wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: Seit einiger Zeit entfaltet der Bund der Landwirte in den Taunusdörfern des zweiten nassauischen Wahlkreises wieder eine lebhafte, aber äußerst geheime Agitation. Die Versammlungen werden vorsichtigerweise nicht bekannt gemacht (dadurch enigeht man dem in mancher Beziehung unbequemen Kriterium einer öffentlichen Veranstaltung), sondern die einzelnen Personen erhalten von der Geschäftsstelle des Bundes besondere Einladungsformulare. Damit der kleine Bauersmann Zutrauen fasse, wird dann, wie uns ein Teilnehmer einer solchen Versammlung berichtet, auf die „Agrarier mit den dicken Bäuchen und den weißen Westen" weidlich geschimpft. Zum Schluß zirkulierl die Liste, in welche sich die Anwesenden als Bundesmitglieder und Abonnenten eben des Organs der Herren mit „den dicken Bäuchen und den weißen Westen" einzeichnen sollen Nebenbei macht der bündlerische Agitator stark in Antisemitismus und setzt seinen Zuhörern auseinander, daß die Juden das Land und Volk aussaugten und darum ausgerottet werden müßten. Leider findet sich nicht immer jemand, der den Hetzereien geziemend entgegentritt.

**Die Verschmelzung des Hessischen Bauernbundes mit dem Bund der Landwirte** findet nicht den Beifall der „Staatsbürgerztg." Sie schreibt (16. 3):

„Der Beschluß kommt uns nicht überraschend, die Sache war seit langer Zeit im Werke begriffen. Auf den ersten Blick liegt darin ein Verlust für die antisemitische Partei Hessens, die den Bauernbund seinerzeit begründet hat. Wie wir aber die hessischen Bauern in ihren blauen Kitteln kennen, werden nur wenige den Uebergang zum Bunde der Landwirte vollziehen, das Gros wird der antisemitischen Partei treu bleiben, die jetzt in Frankfurt a. M. ihren Stützpunkt erhalten dürfte."

---

## Vermischtes.

**Heinrich von Kleist und Saul Ascher.** Bisher nahm man vielfach in litterarischen Kreisen an, die gehässigen Aufsätze, welche nach dem Tode Heinrich von Kleist's in dem „Stuttgarter Morgenblatt" erschienen sind, seien von dem bekannten jüdischen Schriftsteller Saul Ascher verfaßt. Von den betreffenden Artikeln ist namentlich in dem Schlußkapitel des Kleistbuches von Reinhold Steig die Rede. Der Annahme der Autorschaft Steigs, die sich auch aus dem uns erhalten gebliebenen Bruchstück eines Briefes von Arnim ergeben sollte, steht freilich der Umstand entgegen, daß im zweiten jener gehässigen Aufsätze Saul Ascher selbst in antisemitischem Sinne angegriffen und verspottet wird. Aber das nahm man — überaus findig! — für einen Kniff, durch den Ascher seine Autorschaft maskieren wollte, um desto sicherer aus dem Hinterhalte seine giftigen Pfeile abschnellen zu können.

In einer kürzlich abgehaltenen Versammlung der Gesellschaft für deutsche Litteratur setzte nun Dr. H. H. Houben in seinem Vortrage über das Urteil der Zeitgenossen über den Selbstmord Kleist's die Erklärung entgegen, daß Saul Ascher mit jenen Schmähaufsätzen nichts zu schaffen hatte, und daß die letzteren von dem Redakteur und Hauptmitarbeiter des „Stuttgarter Morgenblattes", F. Weisser, herrühren, einem Mann, der nicht nur von „reinster" christlich-arischer Ab-

stammung war, sondern sich auch mit Vorliebe in antisemitischen Angriffen und Spöttereien erging.

Der Vortragende zeigte in der Sitzung auch gleich ein unwiderlegliches Beweisstück für diese seine Behauptung, nämlich die gesammelten Aufsätze von F. Weisser, in denen die Schmähaufsätze gegen Kleist als Abdruck aus dem „Morgenblatte" enthalten sind, also ein Buch, in dem sich Weisser so offiziell wie möglich zur Autorschaft dieser gehässigen Nekrologe bekennt. Man darf wohl darüber staunen, daß diese nicht eben allzu versteckte Tatsache den berufungsmäßigen Kleistforschern bisher entgangen war. So steht Saul Ascher völlig gereinigt von einem antisemitischen Verdachte da, der vor fast einem Jahrhunderte auftauchte und kürzlich wieder breit in die Erscheinung trat; ein Stück „mythenbildender Substanz" des literarischen Antisemitismus hat sich wieder in eitel Dunst aufgelöst.

**Ein jüdischer Richter in Hessen.** In der „Wormser Ztg." lesen wir:

„Lebhaftes Interesse wird in weiten Kreisen die Ernennung des Gerichtsassessors May zum stellvertretenden Amtsrichter in Osthofen hervorrufen. Mit dieser Ernennung fällt der Vorwurf, daß man in Hessen prinzipiell keine israelitischen Richter in Dienst stelle, in sich zusammen."

Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

**Ein delphisches Orakel über die Judenfrage in Rußland.** Die Petersburger antisemitische „Nowoje Wremja" beruft sich auf eine angebliche Prophezeiung Dostojewski's, daß Rußland an den Juden zu Grunde gehen werde.

Wir trauen antisemitischen Zilalen nicht. Wir haben unzählige Male bewiesen, daß antisemitische Zeitungen, gleichviel ob aus dem Talmud oder aus preußischen Aktenstücken, zitieren, was nicht da steht, was da steht, fälschen, und noch am sittlichsten zu handeln glauben, wenn sie durch Weglassung von Worten und Sätzen das, was da steht, ins Gegenteil verwandeln. Dann steht nämlich das, was sie anführen, da, es ist auch kein Wort verändert und dennoch ist aus schwarz weiß, aus gut böse gemacht. Man vergleiche unsere diesbezüglichen Nachweise.

Aber nehmen wir einmal an, Dostojewski hätte genau das gesagt, was er nach der „Nowoje Wremja" gesagt haben soll. Dann hat er eben nur gesagt, was man in Pelersburg in der Tat auf das allerernsteste beherzigen sollte. Als Xerxes gegen die Griechen zu Felde zog, sagte ihm das Orakel, er werde ein großes Reich zerstören. Es ist bekannt aus den Mythologien, Sagen und Märchen aller Völker, daß solche zweideutige Orakel und Sprüche gewöhnlich falsch verstanden werden, wie ja auch Xerxes das delphische Orakel falsch verstanden hal.

Dostojewski könnte also sehr gut mit seinem Spruch genau das Gegenteil von dem gemeint haben, was er nach Annahme der „Nowoja Wremja" gemeint haben soll. Mag schon sein, daß Dostojewski, der ja ein sehr scharfsinniger Autor ist und als Dichter einen gewissen Anspruch auf Prophetengabe besitzl, Recht hat und Rußland zu Grunde geht, weil es die Juden schlecht behandelt.

**Ein jüdischer Staatsmann in Amerika.** Für den vor kurzem zum Präsidenten des jüdischen Ordens der „Benei-Berith" erwählten Honorable Simon Wolf, der während seiner ganzen erfolgreichen Laufbahn andauernd auch in speziell jüdischem Interesse tätig gewesen ist, bildeten weder seine Abstammung noch seine jüdische Täligkeil ein Hindernis, zum Vertreier der Ver. Staaten in Egypten ernannt und der intimen Freundschafl mehrerer Präsidenten der Ver. Staaten, Staatssekretäre, Senatoren etc. gewürdigt zu werden.

Einige Monate vor seiner erwähnten Wahl und vor dem Baltimorer Brande hat er vor seinen Glaubensgenossen in Baltimore einen Vortrag gehalten, in welchem er allerlei Reminiszenzen aus seinem inhaltsreichen Leben zum besten gab. Uns interessiert namentlich der Schluß seines Vortrages.

„In jedweder Stellung — so etwa sagle Wolf — die ich während vierzig Jahren bekleidel habe, in meinen amtlichen und persönlichen Beziehungen, beherrschte mich stets vor allem das eine Gefühl, den Nichtjuden den Beweis zu liefern für die absolute Ungerechtigkeil ihres Vorurleils, die Juden selbst aber anzuspornen zu einer höheren Auffassung ihres Bürgertums, die jungen Leute zu ermutigen, daß sie fest, mutig und überall loyal seien. Wenn es mir gelungen ist, irgendwie nur den zehnten Teil dieser meiner Bestrebungen zu erreichen, bin ich über und über belohnt. An jeder Entwicklung der Hauptstadt und an der Wohlfahrt der Nation habe ich teilgenommen und stets hatte ich, wie nachgewiesen werden kann, nur ein Ziel im Auge: der Welt zu zeigen, daß dle Juden unter allen Umständen zur Erfüllung der welllichen Pflichten befähigt und geeignet seien und daß die Trennungsmauer, die Neid, Bosheil und Bigotterle errichtet haben, mit Freunden, nicht mit Feinden besetzt werden sollte. . . . . Ich weiß, daß mehrere Mitglieder der jüdischen Presse in ihren Berichten über meine Reden zu schreiben pflegten: „Wolf war, wie gewöhnlich, ganz und gar Amerikaner und Patriot." Ich verlange keine bessere Grabschrifl. Als solches Vorbild möchte ich für alle Zeiten den Menschen gelten."

Gerade die zwanglose Art dieses seines vor Glaubensgenossen skizzierten Berichts, gerade daß der Vortragende am allerwenigsten an deutsche Zustände dachte oder Männer in Deutschland zu beeinflussen die Absicht haben konnte, läßt uns diesen Bericht so ganz besonders geeignet erscheinen, ihn unter Weglassung der unsere Leser nicht angehenden, wenn auch sonst sehr interessanten Stellen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Weil dieser Bericht nicht uns zu belehren bestimmt war, ist er so überaus lehrreich für uns, für Deutsche in allen Stellungen, nicht zum mindesten für die Führer der Nation, sowohl die beamteten wie die privaten.

Wir bemerken dazu noch, daß der den Lesern der „Mitteilungen" wohlbekannte Simon Wolf in Deutschland geboren ist.

---

## Unser Doktor.

Von Otto Pautsch-Berlin.

Drei Aerzte halte das Städtchen; aber „unser Doktor" war nur einer, der Dr. P. So nannte ihn die ganze Bevölkerung des Ortes, nicht zuletzt die Honoratioren, wenn sie Tag für Tag am runden Stammtisch des ersten Hotels von 6—½8 Abends die soziale und noch einige andere Fragen von Bedeutung lösten, über die sich bisher die Besten der Nation vergeblich die Köpfe zerbrochen hatten. „Unser Doktor" war er in den Kneipen und Schenken zweiten und dritten Grades. Den Ehrentitel hörte man in den Familien sowohl als auch an allen Orten des öffentlichen Lebens in der Gemeinde. Dr. P. war Jude, eine kleine, bewegliche Gestalt, aber von schier unerschöpflicher Lebensenergie, die auch mit seinen sechzig Jahren nicht abzunehmen schien. Sein durchfurchtes Gesicht zeugte von langen Jahren ernster Tätigkeit und vieler Denkarbeit. Aber was lastete auch alles auf seinen Schultern! Wohl war er mit Leib und Seele Arzt, aber er gehörte nicht zu den Menschen, deren Leben der Beruf allein auszufüllen vermag. Wenn heute nach Jahren vergeblichen

Petitionierens das Städtchen endlich durch eine Sekundärbahn mit der großen Welt verbunden war, so gebührte eigentlich unserem Dr. P. eine Ehrentafel am Stationsgebäude. Die siebenklassige Volksschule in dem neuen stattlichen Bau, eine Fortbildungsschule, eine Volksbibliothek von 500 Bänden, die Ausnutzung natürlicher Wasserkräfte für gewerbliche und Beleuchtungsanlagen, das Krankenhaus, das Hospital und noch manche andere gemeinnützige Einrichtung trugen den Stempel seiner Wirksamkeit. Das Vertrauen seiner Mitbürger hatte „unsern Doktor" an die Spitze der Stadtverordnetenversammlung berufen, ein Ehrenamt, das er nun schon zwei Jahrzehnte bekleidete. Sein Jubiläum als Stadtverordneter hatte er schon seit einer ganzen Reihe von Jahren gefeiert.

Eines konnte ihm die Bevölkerung nicht genug danken: Dr. P. hatte es immer verstanden, die verschiedenen Konfessionen des Städtchens auch in kritischen Augenblicken zu versöhnen, indem er den Blick auf die gemeinsamen Kulturaufgaben der städtischen Verwaltung lenkte. Das wußte man auch „oben". Als einst der Regierungspräsident von X in das Nachbarstädtchen kam und sein Mißfallen über die nicht enden wollenden konfessionellen Streitigkeiten aussprach, da sagte ihm einer der offenherzigen Stadtväter: „Herr Präsident, geben Sie uns den Dr. P. aus N, dann hat alle Fehde ein Ende." „Mein Lieber", meinte der Regierungsgewaltige, „werden Sie doch so wie Dr. P." „Herr Präsident, am Wollen sollte es bei mir nicht liegen, aber solche Leute wachsen nicht alle Tage." „Das stimmt!" sagte lächelnd Herr von X. Gewiß, „gewachsen" war „unser Doktor", aber nicht wie der Glückspilz auf fruchtbarem Mutterboden, sondern in einer ernsten und harten Schule des Lebens voller Entbehrungen, aber doch nicht ohne den Sonnenschein, durch den das Bewußtsein erfüllter Pflicht das Dasein verklärt.

An den Ort der Wirksamkeit des guten Doktors P. wurde mein Freund Sch. versetzt. Nicht ohne Sorge hatte ich ihn ins Leben hinausgehen sehen. Begabt wie selten einer, aber eben so leichtsinnig, gehörte er zu den Naturen, die sich ohne Widerstand ins Schlepptau nehmen lassen, in gutem und schlechtem Sinne. Dr. P. ist ihm ein Erzieher geworden, und dafür werde ich dem alten Herrn stets dankbar sein.

Es war ein bitterkalter Januartag, als Freund Sch. mit einem Bummelzuge am Spätnachmittage in den Ort seiner ersten Wirksamkeit einfuhr. „Was dachtest Du damals?" habe ich ihn einmal später gefragt. „Nichts, in solchen einschneidenden Momenten denkt man am besten garnicht, sondern läßt sich vom Schicksal zunächst einmal eine Weile auf gut Glück treiben." Es steckt ein Stück Wahrheit in dieser Lebensweisheit, vorausgesetzt, daß man nach der „Trift" nicht vergißt, wieder Volldampf aufzumachen. Der „Friedrich" des Honoratiorenhotels war die erste Boje, an der mein Freund festmachte. Schweigen ist für einen Hausknecht von echtem Schrot und Korn einfach eine Qual, und da unser „Friedrich" seinen Beruf nicht verfehlt hatte, so entrollte er seinem neuesten Pflegling bald ein Kulturbild des Städtchens. „Um diese Zeit treffen Sie immer alle Leute bei uns." Friedrich hatte nämlich etwas unsoziale Neigungen und nannte nur „Leute", was fähig war, am Stammtisch seines Chefs zu sitzen. „Da ist der Herr Amtsgerichtsrat, der „kiekt" immer so, wenn er lacht, dann der Herr Bürgermeister, der Herr Apotheker, die Herren vom Gericht und von der Schule, der Herr Rittmeister a. D. v. K., der einen neuen Schnaps, den noch keiner kannte, erfunden hat, vor allen Dingen aber unser Doktor, der aber nur kommt, wenn er recht viel Zeit hat." Freund Sch. wußte genug und hatte hinreichend Stoff zum Ueberlegen, während der etwas vorsintflutliche Omnibus über das Pflaster holperte. Nach der notwendigsten Toilette erfolgte Eintritt in das Honoratiorenzimmer und Vorstellung durch den Wirt. Friedrich hatte recht, der Amtsgerichtsrat „kiekte" wirklich so, wenn er lachte. Und wie lachte der Mann? Die Wände dröhnten und die Luft zerteilte sich unter der Gewalt seines Lachens, so daß ein etwas boshaftes Mitglied der Tafelrunde den Vorschlag gemacht hatte, der Wirt solle dem Herrn Rat Gratisbier bewilligen, weil er einen kostspieligen Ventilator ersetze. Am knorrigsten erschien ihm der Herr Rittmeister a. D. Seine Füße steckten in unförmigen „Filzfabriken", wohlgemerkt nicht Schuhen, die hier offiziell „Bambusentrittlinge" hießen. Ihr militärischer Träger fing durchschnittlich jeden dritten Satz mit den Worten an: „Als wir vor Paris lagen." Einige kundige Kriegshistoriker der Gesellschaft wollten aus dem großen Generalstabswerk festgestellt haben, daß der Rittmeister alle bedeutenden Schlachten des letzten Krieges durch sein persönliches Eingreifen entschieden habe. Andere gottlose Zweifler wieder wollten wissen, daß er fast die ganze Zeit bei der Reserveschwadron in der Heimat gestanden hätte. Der Fall ist jedenfalls eine Doktordissertation wert. Mein Freund hat sich später auf die Seite der Zweifler geschlagen. Uns will scheinen, als ob er recht hatte; denn der Rittmeister war nicht zu bewegen, die ihm zustehenden „Spangen", deren Zahl doch einfach Legion sein mußte, bei festlichen Gelegenheiten anzulegen. Ein kundiger Thebaner hatte herausgefunden, daß der Alte um seinen Brustkasten fürchte. Na, warum sollte schließlich auch nicht einmal so ein alter Schlachtengott, wie sich der Herr Rittmeister a. D. immer selber darstellte, den Tod durch Erdrücken fürchten, sintemalen es kein Heldentod an der Spitze siegender Reitergeschwader ist.

Heute hatte es der bärbeißige Soldat im Zivilrock übernommen, den Neuling in den Geist dieser abendlichen Zusammenkünfte einzuführen. „Hurra! Reserven, Ersatz, Nachschub, wie vor Paris anno 70. Also, Sie junger Dachs, übel genommen wird hier nichts, und Duelle werden mit dem Knurbelbecher ausgefochten. Wenn der Bürgermeister lügt, dürfen Sie wieder lügen. Wir andern sagen stets die Wahrheit, ausgenommen die Jäger. Und diesem Vergnügen fröhnt, soviel ich weiß, jeder dieser Runde gern, wenn nur billige Gelegenheit dazu ist". Als „wir vor Paris lagen. . . ." „Aeh", sagte jemand in der hintersten Ecke, deren Heimlichkeiten infolge einer dicken, undurchdringlichen Wolke von Tabaksqualm nicht zu enthüllen waren. „Aeh", tönte es schon wieder. „Na, Sie Assessorchen, quieken Sie doch nicht immer so, reden Sie doch endlich mal einen ganzen Satz," dröhnte der Amtsgerichtsrat mit seinem Bierbaß dazwischen. „Aeh, ich wollte bemerken, ob denn heute Ihr Doktor, „unser Doktor", wie die Herren zu sagen belieben, heute abend nicht kommt. Wär feudales Vergnügen. Bin, äh, durch Korps und Umgang in Regierungs- und Offizierskreisen gewöhnt, mich stets jubenrein zu bewegen, und ein kollos. . . „Also sich stubenrein zu bewegen", brummte unser Rittmeister mit der Miene eines Kenners, der bei Verkäufen diese Eigenschaft schon öfter hervorgehoben hatte, dazwischen. Schallendes Gelächter auf Kosten des Herrn Assessors, dessen kleiner Kopf mit dem gelichteten Hinterhaupt in ein nervöses Wackeln geraten war. „Aeh, meine Herren, Witze über meine Person sind billig — keiner widersprach — also bin kollossal gespannt, Ihren Doktor zu sehen und wenn nötig, unter die Lupe zu nehmen." „Guten Abend allerseits!"

Der viel genannte Doktor trat ein. Kaum sah die Nasenspitze aus dem hochgeschlagenen Kragen des Kaisermantels hervor, der über und über beschneit war. „Hier ist's etwas molliger als in der Draußenstadt, wo einem der Schneesturm fast umreißt." „Was hast Du jetzt um 7 Uhr noch auf der Draußenstadt zu tun? Gehe doch vormittags zu Deinen Patienten," meinte der Bürgermeister. „Du hast ja so recht, alter Freund", parierte der Doktor. „Kannst Du nicht von Amtswegen eine Verordnung erlassen, daß auf allgemeinen Wunsch „Freund Hein" seine Visitenstunde auf 10—12 vormittag zu legen habe, weil das dem Doktor P.

am besten passe." Der Herr Regierungsassessar war durch den plötzlichen Eintritt des Daktors etwas unangenehm überrascht, so daß ihn der Amtsgerichtsrat an seinen nächstliegenden irdischen Beruf mit den Worten erinnern mußte: „Fallen Sie blaß nicht vom Stengel, Herr Assessar, es könnte ein Unglück geben. Unser Doktar müßte Sie dann verbinden, und das wäre das zweite. Denken sie Korps und Umgang. Sie würden kurzerhand exmittiert." Mitlerweile hatte der Wirt den Doktor van seinem schweren Kaisermantel befreit. Die Neulinge wurden ihm vorgestellt, und das Gespräch ging weiter. „Aber Du altes Haus, was ist das für eine Art, sich fast acht Tage hier nicht sehen zu lassen?" sagte der Rittmeister. „Ganz faviel Zeit als Du habe ich nicht, um hier Tag für Tag die Erdachse zu schmieren und die Palitik Innerasiens van hier aus nicht minder erfalgreich zu regeln wie die Zentralamerikas. Verführt mir nur unsern neuesten Zuwachs nicht!" Damit wandte sich der Doktar an meinem Freund Sch. „Sehen Sie, junger Freund, mit diesen Knasterbärten ist nur in ganz feierlichen Momenten etwas anzufangen. Zum Geldgeben, sage ich immer, sind sie gut genug, und da ich gebraht habe, sie beim nächsten Gichtanfall sterben zu lassen, müssen sie öfter, als ihnen lieb ist, mit süßsaurer Miene ins Kantor steigen" „Uebrigens, alter Junge," bemerkte er zwischendurch zu dem Rittmeister, „habe ich Dir in guter Varahnung deiner heutigen Anrempelei gleichsam als Buße einen Packen van ungefähr 10 Bänden ungebundener Bücher der Volksbidliothek in die Wahnung bringen lassen. Unser Hasbuchbinder sieht deinem Auftrage mit dem gräßten Vergnügen entgegen. Geld ist Geld, hat er gesagt, auch wenns vom Herrn Rittmeister stammt. Morgen kammt sein Lehrling. Alsa du verstehst mich. Abgemacht?" „Na, wenns denn sein muß? „Also topp!"

Meinem Freunde ging allmählich ein Licht über die vielseitige und gemeinnützige Tätigkeit dieses unscheinbaren jüdischen Arztes auf. Sein unterbrachenes Gespräch van varhin wieder aufnehmend, sagte der Daktor zu ihm: „Alsa junger Freund, Sie sind gewiß mit graßen Idealen in die Welt gezogen. Man wird bescheidener, weil man praktischer wird. Hier gibts sa viel schöne Arbeit für Sie. Zunächst brauchen wir an den beiden Tagen der Bücherausgabe einen Helfer in der Volksbidliathek. Für den nächsten Winter muß ein Pragramm für sechs Valksunterhaltungsabende ausgearbeitet werden. Drei Vorträge habe ich über hygienische Themata übernommen, die sind alsa fest! Der Herr Amtsgerichtsrat hält hoffentlich sein Versprechen, uns über deutsches und römisches Recht zu belehren, für Sie wüßte ich auch nach Arbeit. Haben Sie bestimmte wissenschaftliche Neigungen?" „Ja, naturwissenschaftliche und histartsche." „Das trifft sich gut. Da streifen Sie einmal zunächst unsere Gegend mit dem Auge und Handwerkszeug eines Geolagen ab. Wie Sie ganz richtig saeben sagten, ist die Spezialliteratur jedenfalls in Wahnschaffes Buch über das narddeutsche Flachland angegeben. Dann fleißig gesammelt, ad aculos demanstriert, dazu eine Karte, wie sie unser Freund X., an dem bezüglich der Feinheit des Stiches ein Kaulbach verloren gegangen ist, entwarfen wird, und die Sache steigt, nach nie dagewesen. Sie sollen sehen, ein ganzer Wagen Gäste kammt aus der Nachbarstadt, und Sie müssen Ihren Vortrag dort wiederholen, wenn — die Leutchen dart endlich werden gelernt haben, einen Valksunterhaltungsabend auf die Beine zu bringen." „Zieh doch dahin, dann gehts", sagte der Bürgermeister.

„Aeh, Volksunterhaltungsabend", näselte der Assessor scheindar im Halbschlaf, „der reine fazialdemakratische Zukunftsstaat." „Wat fäd de Kirl?" bemerkte der Rittmeister unter schallender Heiterkeit, als ab er die Warte nicht ganz verstanden habe. „Und wenn Sie dann", fuhr der Daktor nach diesem heiteren Zwischenfall fort, „mit dem geologischen Volksunterhaltungsabend im Klaren sind, dann weiß ich auch eine Betätigung für Ihre historischen Neigungen." „Du langweilst Dich doch öfter sterblich, besanders so in der Zeit van 3—6 nachmittags?" Mit diesen Worten wandte sich der Daktar an den Bürgermeister, „die Stadtakten sind nach immer nicht geplündert und was wir an einer Chranik besitzen, ist ein ganz jämmerliches Machwerk ohne Bein und Fleisch. Alsa, weiser Regent der Stadt, Du öffnest unserm jungen Freunde die Geheimnisse Deines historischen Aktenschrankes. Dann plagt Dich nicht mehr die Langeweile und junger, feuriger Idealismus hat wieder einmal ein anregendes Feld neuer Tätigkeit gefunden. Und dann, mein Lieber, frisch ein paar histarische Bilder van Hand und Fuß dem Aktenmader entrissen und daraus die nach fehlenden Vorträge für den nächsten Winter aufgebaut. Das wird der Grundstack einer neuen Stadtchronik. Abgemacht?" „Ja, abgemacht!" „Na, und Sie Herr Assessar?" „Wa steckt denn der?" riefen vier oder fünf Stimmen zu gleicher Zeit. „Mindestens eine halbe Stunde ist der schan draußen." „Friedrich" wußte allein Bescheid. Der neugebackene Herr Regierungsassessor hatte sich mit polnischem Abschied gedrückt und war nach Berlin gefahren, wa er sich bei seinem Onkel, dem Rittergutsbesitzer v. B. zur Jagd aufhielt.

„Schade, schade," sagte bedauernd die Tafelrunde, „Wirklich schade", fügte der Rittmeister hinzu, ich hätte den Frischling gerne nach etwas gestriegelt. Denkt sa ein antisemitischer Fatzke, daß die Welt nach seinen feudalen Karpsstatuten regtert wird. Teufel auch, wenn die ganze Aristokratie nur im Näseln und im Schimpfen auf die Juden bestände, na, denn danke ich." „Wafür danken Sie, Herr Rittmeister?" fragten mehrere Herren von der Schule, weil der alte Soldat in Augenblicken der Erregung die Angewahnheit hatte, in seinen eisgrauen Bart zu murmeln. „Für den ganzen antisemitischen Schwindel danke ich", und zur Bekräftigung schlug er mit der Faust auf den Stammtisch, daß mindestens 10 Hände besorgt nach ihrem Bier langten.

„Uebersetzen wir das also in die Sprache unseres besanderen Falles, so heißt das, meinte der Amtsgerichtsrat, wir können Gott danken, daß unsere Stadt salchen jüdischen Mitbürger wie hier den Daktar hat. Trinken wir auf das Wohl unseres Freundes, „unseres Daktors". Es steigt die Stammtischhymne. „Bitte feierlich und getragen". Ein Dutzend Stimmen sang die sinnige, einige behaupteten sagar tiefsinnigen Warte: „Zu Ehren dieses freudigen Ereignisses — Prasit!" „Na, Kinder blaß keine chinesische Prozessian", wehrte Doktar P. ab. Ihm erstand ein Retter in der alten Wanduhr, die mahnend zu acht schicksalsschweren Schlägen ausholte. „Heiliger Brahma", sagte der Rittmeister. Trotz seiner kriegerischen Vergangenheit fürchtete er nichts sa sehr als häusliche Kriege. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde", meinte einer der Junggesellen. „Aber den in der Kneipe zu Glücklichen seine Frau", sagte gedrückt das Stadtaberhaupt und sah zweifelnd und mißtrauisch auf die alte Wanduhr, die sich unerbittlich zur Reise auf $^1/_4$ 9 anschickte. Allgemeiner Aufdruch. „Guten Abend, Guten Abend, auf Wiedersehn", schwirrten die Stimmen durcheinander. „Nicht wieder acht Tage fartbleiben, alter Junge", ermahnte noch der Rittmeister den Daktar, als er schan auf der Schwelle stand. „Das hängt ganz van meinen Pflichten ab." Mit diesen Warten hängte sich Dr. P. seinen schweren Kaisermantel um, drückte meinem Freunde Sch. die Hand und sagte: „Wenn erst schönes Frühjahrswetter ist, kammen Sie mit auf die Landtaur. Dann werden wir uns einmal ardentlich ausplaudern. Guten Abend!" „Guten Abend, Herr Daktor", riefen ihm die drei feßhaften Junggesellen nach, für die es keinen häuslichen Prediger gab. Und Friedrich, ihr Beichtiger, erteilte gern Absalutton, auch wenn es manchmal etwas spät wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 13. Berlin, 30. März 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen“ rechtzeitig zu erneuern.**

**Die „Mitteilungen“ sind die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus.**

**Es sei jeder Leser ein Agitator für unser Blatt, ein Verbreiter unserer Ideen und Bestrebungen. Jeder helfe mit im Rahmen seines engeren Wirkungskreises. Viele wenig machen ein viel.**

**Man abonniere nicht nur für sich, sondern auch für Gasthöfe, Lesesäle, Vereine u. a. m. Wir sind für jeden diesbezüglichen Rat und Wunsch dankbar. Exemplare zur Verteilung in beliebiger Anzahl stehen kostenfrei zur Verfügung.**

## Die Reichstagsnachwahl in Zschopau-Marienberg.

Die Presse der deutschen Reformpartei hallt von einem wahrhaft korybantischen Jubel wieder über den Sieg, den der Vorsitzende der Partei Oswald Zimmermann in der Stichwahl im Wahlkreise Zschopau-Marienberg über den sozialdemokratischen Kandidaten Pinkau davongetragen hat. Zimmermann erhielt dank der kräftigen Unterstützung, die ihm die aus der Stichwahl ausgeschiedenen Konservativen und Nationalliberalen zuteil werden ließen, 11956 Stimmen, Pinkau nur 10986 Stimmen.

Es war zu erwarten, daß die „Staatsbürgerzig.“ und die „Deutsche Wacht“ diesen Sieg sofort als einen großen Erfolg der „Werbekraft des antisemitischen Gedankens“ ausposaunen würden, und doch hat das antisemitische Programm vielleicht noch bei keinem antisemitischen Wahlsiege eine so untergeordnete Rolle gespielt, wie bei dieser Nachwahl.

Die Sozialdemokraten haben den Verlust des Wahlkreises einzig und allein den Quertreibereien der Leipziger Provinzial- und der Berliner Zentralleitung zuzuschreiben. Der „Vorwärts“ veröffentlicht eine große Anzahl von Preßstimmen sozialdemokratischer Blätter zu dem Wahlergebnis, die ausnahmslos die Auffassung vertreten, daß der zwangsweise Rücktritt Goehres von der Kandidatur in erster Linie den Verlust des Wahlkreises verschuldet habe. Wie töricht die Rodomontaden der obengenannten beiden antisemitischen Hauptblätter über die angebliche Werbekraft des antisemitischen Gedankens gerade in diesem Falle sind, das zeigt klar und deutlich eine Zuschrift der ebenfalls antisemitischen „Täglichen Rundschau“, der ein „treuer Freund“ aus dem Wahlkreise schreibt, daß Goehre glatt im ersten Wahlgange gewählt worden wäre.

Zimmermann hat sein Mandat nur der geschickten Ausnutzung dieses persönlichen Gezänks im sozialistischen Lager und allerdings nicht zuletzt auch einer skrupellosen Agitation zu verdanken, an der sich fast der gesamte Berliner Generalstab der Reformpartei, soweit er nicht, wie Herr Wilhelm Bruhn durch eine unfreiwillige Muße behindert war, beteiligte.

Eine nicht unwesentliche Rolle spielte in der Agitation der Antisemiten auch die Ausnutzung des Bundesratsbeschlusses betreffend die Abschwächung des Jesuitengesetzes. Oswald Zimmermann, der ja von jeher die Katholiken-, wie die Judenhetze in gleichem Maße betrieben hat, war auch hierin gerade in seinem Element.

Herr Zimmermann ist also wieder im Besitz des so lang entbehrten und so heißersehnten Reichstagsmandats, freilich, ob er sich desselben lange erfreuen werde, ist sehr fraglich. Die Sozialdemokraten werden gegen die Wahl Protest erheben, weil viele Hunderte von Arbeitern, die seit der Hauptwahl in einen anderen Ort des Wahlkreises verzogen waren, an der Ausübung ihres Wahlrechtes verhindert worden sind. Bei einer etwaigen Neuwahl dürften die Antisemiten wohl kaum wieder unter so günstigen Aufspizien in den Wahlkampf eintreten, wie jetzt, zumal dann die Nationalliberalen schwerlich geneigt sein werden, noch einmal einem Vertreter der rückständigsten bürgerlichen Partei die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Aus Dresdener nationalliberalen Kreisen wird der „Nationalztg.“ in dieser Beziehung geschrieben:

„Man hat es in hiesigen nationalliberalen Kreisen nicht verstanden, daß die Leipziger nationalliberale Parteileitung sich nicht energisch ins Zeug gelegt hat, den Wahlkampf in Zschopau-Marienberg mit allen Mitteln aufzunehmen. Wenn irgendwo, so lagen hier die Verhältnisse für einen linksstehenden Nationalliberalen günstig. Der Antisemit Zimmermann hat mehrfach in seinen Reden und Veröffentlichungen die eigentlichen antisemitischen Anschauungen zurücktreten lassen und ist vielfach mit liberalen Darlegungen krebsen gegangen, weil er wohl sich überzeugte, daß gerade eine solche Richtung im dortigen Kreise auf Anhänger zu rechnen habe. Eine Organisation hatten die Antisemiten in dem Kreise überhaupt nicht; die Nationalliberalen dagegen haben in drei Orten gut organisierte

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vereine. Die Presse des Kreises wäre liberalen Anschauungen durchaus zugänglich gewesen, und von Chemnitz aus ist dort eine Tageszeitung verbreitet, die ganz auf liberalem Boden steht. In den hiesigen nationalliberalen Kreisen versteht man die eingeschlagene Taktik absolut nicht, zumal gerade bei dieser Nachwahl, bei der Möglichkeit einer vollen Ausnutzung der Vorgänge auf dem Dresdener sozialdemokratischen Parteitage und bei den Streitigkeiten im sozialdemokratischen Lager mit Goehre alles gegeben war, um mit der größten Entschiedenheit den Kampf aufzunehmen und die besten Chancen für einen glücklichen Ausgang zu besitzen. Wir sind fest überzeugt, daß einem energisch liberalen Kandidaten der Erfolg genau so sicher gewesen wäre, wie er dem Antisemiten geworden ist, dem sicherlich bei der Stichwahl die Stimmen weiterer liberaler Kreise zufielen aus Ermangelung eines anderen ordnungsparteilichen Kandidaten. Der Antisemitismus erfährt jetzt aus Sachsen eine Stärkung, die sowohl im Widerspruch zur Bedeutung der gesamten Partei, wie namentlich ihrer Bedeutung in Sachsen steht Die Rolle, welche Herr Zimmermann im sächsischen Landtag spielt, ist jedenfalls eine sehr — bescheidene. Er ist geduldet von den Konservativen und von den bündlerischen Agrariern, die er früher mit bitterster Galle bespritzt hat, und er hat es bisher immer vorgezogen, bei den wichtigsten Beratungen und Beschlüssen zu fehlen. Wir glauben aber, daß er schon seinen Mann stellen wird, wenn es gilt, im antisemitischen Phrasentone Reden zu halten."

---

## Eine neue Schrift von Friedr. Delitzsch.*)

I.

Unter dem Titel „Babel und Bibel, ein Rückblick und Ausblick", hat Friedrich Delitzsch eine Schrift veröffentlicht, von welcher der erste Teil bis Seite 13 in einer Tageszeitung erschienen ist. Er betont die Notwendigkeit, den Schulunterricht mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang zu bringen, um mit den Worten zu schließen: „und doch kann nur die Wahrheit — die ganze und unverschleierte — freimachen."

Mit diesem Programm darf man durchaus einverstanden sein. Was man Professor Delitzsch von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht hatte, war gerade, daß er nach diesem Wahrspruch nicht gehandelt hat. Auch in dem neuen Aufsatz fällt eine gewisse Zweideutigkeit unangenehm auf, es ist dem Leser nicht möglich, sich aus der Schrift über Delitzsch's Stellung zum neuen Testament und zu Christus ein bestimmtes Bild zu machen. Nur das ist sicher, daß Delitzsch den Zusammenhang zwischen altem und neuem Testament zu lösen sucht, der weder historisch noch vom orthodox-christlichen Standpunkt aus geleugnet werden darf und kann. Wie wir in Nr. 15 der „Mitteilungen" von 1903 ausgeführt haben, hat Delitzsch gegenüber einem Interviewer der „Zeit" sich der Auseinandersetzung über seine Stellung zum neuen Testament dadurch zu entziehen versucht, daß er angegeben hat, er wolle als ein Mann strenger Wissenschaft sich nicht auf das Gebiet der neutestamentlichen Dogmatik begeben, welches seinen wissenschaftlichen Studien fernliege. Das war indessen nur eine schwache Ausrede, denn hier handelt es sich nicht um Fragen literarischer und philologischer Spezial-Studien, sondern um allgemeine Kulturfragen, in welchen jeder Mensch als Mensch sachverständig ist. Seinen damaligen Standpunkt der Zurückhaltung hat er in vorliegender Schrift nicht innegehalten, da er auf das Verhältnis von Kirche und Schule zu sprechen kommt, augenscheinlich ein Gebiet, auf welchem er wissenschaftlich nicht als Sachverständiger zu erachten ist, sondern zu welchem er nur als Kulturmensch das Wort ergreift. Er schreibt:

> „Die Schule möchte ja so gern ihre Schwingen regen und einen „höheren Flug nehmen, möchte — um einstweilen nur die „Urgeschichte" zu erwähnen — aus der Quellenscheidung innerhalb des „Pentateuchs, aus dem Nachweis je zweier einander ausschließender „Erzählungen von der Schöpfung der Welt und des Menschen, von „der Sintflut usw. die Konsequenz ziehen und den Religions-Unterricht „gereinigt sehen von den überwundenen altorientalischen Anschauungen „bezw. Erzählungen der Schöpfung der Welt in 7 Tagen, der Erschaffung des Menschen aus Ton und Einhauchung des Lebensodems „in die Nase, der Bildung des Weibes aus einer Rippe des Mannes, „von den 10 Urvätern, der Flut, die die Gipfel der höchsten Berge „der Erde 15 Ellen hoch überstieg, von der alle Lebewesen in sich „aufnehmenden Arche Noä und dergl., alles Sagen, deren Ausscheidung „die Grundlagen des Christentums, wie man wähnt, ganz gewiß „nicht erschüttert."

Wenn tatsächlich alles ausgeschieden würde, was den jetzigen wissenschaftlichen Ergebnissen nicht entspricht, so würde vielleicht doch der Erfolg eintreten, „die Grundlagen des Christentums" zu erschüttern. Uebrigens müßte es für den Mann der Wissenschaft, der nur die Wahrheit sucht, ja auch vollständig gleichgültig sein, ob die Grundlagen des Christentums erschüttert werden, und man sieht deutlich, wie wenig Delitzsch seinem Programm entspricht, daß nur die Wahrheit freimachen könne, da er vorher die beruhigende Versicherung geben zu müssen glaubt, daß seine Wahrheiten nicht gefährlich sind.

Das Verhältnis vom alten und neuen Testament kann dogmatisch oder historisch aufgefaßt werden. Dogmatisch kann das alte Testament nicht angegriffen werden, ohne daß damit zugleich das neue Testament getroffen wird*); geschichtlich läßt sich der Zusammenhang beider ebensowenig leugnen. In keinem Fall aber, ob das Verhältnis wissenschaftlich oder theologisch behandelt wird, wird es von der Frage berührt, ob und in welchem Maße Hammurabi ein Vorgänger von Moses gewesen ist. Es ist niederdrückend, daß derartiges Theologen- und Philologen-Gezänk die öffentliche Meinung in einer Zeit beschäftigt, in welcher auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Technik so fruchtbar gearbeitet wird. Delitzsch führt aus, daß nicht die Schule die Schuld trage, wenn zwischen Lehre und wissenschaftlicher Ueberzeugung ein Zwiespalt besteht, und er zitiert zustimmend die Worte von Budde (das alte Testament und die Ausgrabungen. 2. Aufl. Seite 2) von

> „der Vergeblichkeit aller Versuche, unsere biblische Weltschöpfung-Erzählung mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen, die uns völlig in Fleisch und Blut übergegangen sind, aber von den leitenden kirchlichen Kreisen vielfach noch als schwere Ketzerei verpönt werden."

Wir meinen, daß nicht bloß die Schöpfungsgeschichte, sondern auch ein sehr beträchtlicher Teil des neuen Testaments mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft sich nicht in Einklang bringen läßt.

Ausgedehnte Teile der Evangelien dienen lediglich zu dem Nachweis, daß Christus Wunder getan, das heißt also, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaft mit der Erscheinung Christi sich nicht in Einklang bringen lassen. Daß Professor Delitzsch davon nichts weiß, ist unmöglich. Daß das neue Testament nicht sein Arbeitsgebiet ist, wäre keine Entschuldigung. Denn, um zu beurteilen, ob das, was die Kinder in der Schule lernen, sich mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft vereinen läßt, dazu kann die Assyriologie nicht helfen. — Wo bleibt also die Wahrheit — die ganze und unverschleierte?

Die leitenden kirchlichen Kreise haben von ihrem Standpunkte durchaus Recht, wenn sie sich gegen Delitzsch wenden. Ebenso berechtigt wie der theologische Standpunkt, ist der naturwissenschaftliche Standpunkt. Unberechtigt ist es aber, das alte Testament unter die kritische Sonde der Naturwissenschaft zu nehmen, das neue dagegen nicht. —

*) Vergleiche „Mitteilungen" Nr. 15 und 16 von 1903.

*) Vergleiche den Artikel, „Daß Christus ein geborener Jude sey" in der vorigen Nummer der „Mitteilungen".

Als Sohn Gottes, in jenem höheren Sinne, in welchem nicht auch andere Geister, wie Sokrates, Plato, Buddha, Mohamed, Goethe, Beethoven ꝛc. Verehrung genießen, ist Christus der im alten Testament verheißene Messias. Man kann diese Wurzel nicht abhauen, ohne daß der Baum fällt. Geht man aber an die Geschichte Christi, wie an jede andere menschliche Geschichte, so beginnt das Recht freier Meinung. Und um in dieser Frage den größten Deutschen sprechen zu lassen, so sei an die Worte erinnert, welche **Goethe** an Lavater gerichtet:

„Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo „alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein „Individuum genugtuen kann, ist es herrlich, daß aus alten „Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles über„tragen und, in ihm Dich despiegelnd, Dich selbst anbeten kannst.

„Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen „Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß „Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Gefügel unter dem „Himmel, ihnen, als wären sie usurpiert, ausraufst, um Deinen „Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dieses ist, was „uns notwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir „uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offenbarten „Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns „selbst und allen seinen Kindern anbeten." Ich weiß wohl, „daß Du Dich dadrinne nicht verändern kannst und daß Du vor „Dir Recht behältst, doch sind ich es auch nötig, da Du Deinen „Glauben und Lehre wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen „als einen ehernen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, „den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen Eures „Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, „noch in seinen Tiefen erschüttern könnt?"

---

## Antisemitismus und Mittelstandspolitik.

Zu den vielen Ruhmestiteln, die der Antisemitismus in echt deutscher Bescheidenheit sich selber beigelegt hat, gehört auch das stolze Epitheton „Helfer des Mittelstandes". Seit Jahren verspricht er dem kranken Mittelstand Hilfe aus allen modernen Nöten und die Rückkehr zur alten goldenen Zeit, wenn er sich zu seiner Heilslehre bekennt und seiner Politik treue Gefolgschaft leistet. Es ist ja sehr leicht viel zu versprechen, wenn man gar nicht die Absicht hat, etwas zu halten. Man weiß ja, wie leicht unsere Antisemiten alle Probleme lösen. Durch ein Zauberwort sind innere und äußere Schwierigkeiten beseitigt. Auch die „Rettung" des Mittelstandes verursacht ihnen nicht zuviel Kopfzerbrechen. Die Sache ist sehr einfach: Alles Uebel stammt natürlich vom jüdischen Kapitalismus, schaffen wir diesen ab, dann hat alle Not aufgehört.

Das ist komisch und doch wiederum tragisch. Komisch, weil es uns zeigt, wie lächerlich das ganze antisemitische Treiben ist. Tragisch, darum, weil es so viele Menschen gibt, die eine solche abenteuerliche Politik ernst nehmen und ihre Hoffnung darauf bauen. In der Medizin erkennt man den Kurpfuscher daran, daß er mit einem Universalmittel alle Krankheiten zu heilen verspricht. In der Politik scheint leider diese Erkenntnis noch nicht Gemeingut des Volkes zu sein. Wer die Fähigkeit besitzt, über ernste Dinge ernstlich nachzudenken, der muß zu der Einsicht gelangen, daß dem Mittelstand vielleicht durch eine gut organisierte Selbsthilfe, aber nimmermehr durch den Staat oder gar durch den Antisemitismus eine wirkliche Rettung erstehen kann.

In der Tat gehört die Lösung dieser Frage zu den schwierigsten und aussichtslosesten Dingen. Schon die Feststellung des Begriffes Mittelstand stößt auf viele Hindernisse. Versteht man darunter Existenzen mit einem Jahreseinkommen von 2—5000 Mark, so ist statistisch nachgewiesen, daß die Zahl solcher Personen in den letzten Jahren sich in Deutschland vermehrt und nicht vermindert hat. Es ist ja auch klar, daß der Aufschwung der Industrie und des Handels vielen Privatbeamten und Leitern gute Stellungen schufen. Die Konservativen und Antisemiten aber wollen diesen neuen Mittelstand nicht gelten lassen, weil ihm das Merkmal der Selbständigkeit fehlt. Für sie besteht der Mittelstand nur aus selbständigen Handwerkern, Bauern und Kleingewerblern. Akzeptieren wir diese Definition, dann ist es gar kein Zweifel, daß diese Existenzen in den letzten Jahren schwer kämpfen mußten. Die Großindustrie und die Warenhäuser reiben sie immer mehr auf und ihre Zukunft ist sehr bedroht.

Die Marxisten begrüßen diese Entwickelung als Fortschritt. Sie glauben, daß die Verhältnisse sich klarer gestalten, wenn es nur zwei Parteien, Proletarier und Kapitalisten, im sozialen Kampfe geben wird. Sie freuen sich über die Konzentration des Kapitals, weil sie glauben, den einköpfigen Riesen Kapitalismus leichter als die vielköpfige Hydra der mittleren Existenzen besiegen zu können. Wer aber den freien Fortschritt der Sozialreformen ohne heiliges Dogma wünscht, der wird die Tatsache des Unterganges des Kleingewerbes und des Handwerkes sehr bedauern. Wie im Leben der Völker Pufferstaaten oft notwendig sind, um die Reibungen großer Staaten aneinander zu vermeiden, so sind auch auf sozialem Gebiete Stände, die zwischen dem gewaltig anwachsenden Kapitalismus und dem mächtigen Heere der Arbeiter die Mitte bilden, von großem Nutzen. Dieser Mittelstand, der die aufwärtskommenden Arbeiter und die sich hinaufschwingenden kleinen Existenzen aufnimmt, kann sicher die sozialen Gegensätze mildern und zum Frieden beitragen, also in bestem Sinne eine Stütze des Staates sein. Auch kulturell wäre dies von großem Segen, denn eine wahre, gesunde Kultur kann weder in der Geist und Seele verkümmernden sozialen Not noch in der Atmosphäre des verweichlichenden und demoralisierenden Ueberflusses gedeihen. Ihr natürlicher Boden ist der mäßige Wohlstand, der die Seelen von kleinlichen Sorgen freimacht und zum Kämpfen und Ringen nach höheren Idealen anspornt.

Der freie Sozialreformer wird also aufrichtig wünschen, daß der Handwerker-, Bauern- und Kleingewerbestand erhalten bleibt, aber — wir fürchten, es wird dies ein frommer Wunsch bleiben. Die Gesetze der ökonomischen Entwicklung sind stärker als unsere ideologischen Wünsche, und wir sehen ja täglich, welche Richtung die soziale Struktur nimmt. Der Prozeß der Konzentration des Kapitals und der immer wachsenden Zahl der Fabrikarbeiter geht rapid vor sich, und wir können ihn in seinem Laufe nicht aufhalten. Handwerk und Kleingewerbe gehören zu den langsam absterbenden Formen des ökonomischen Lebens. Sie haben es nicht verstanden, sich zeitig auf neuer Basis zu organisieren und eine moderne Gestalt anzunehmen. Sie sind in ihrem Geleise erstarrt und fühlen sich nun zu schwach, um den Kampf gegen den modernen Riesen aufzunehmen. Der Aufschwung der Industrie durch die Erfindung immer neuer Maschinen, die sich immer mehr entwickelnde Arbeitsteilung und die Aufsaugung aller kleinen Betriebe — das sind keine zufälligen Erscheinungen, sondern sie sind in der Zeit und in ihrer Tendenz begründet. Auch der neueste Feind des Kleingewerbes, das Warenhauswesen, ist eine durchaus moderne Form des Handels, die sich nicht mehr verdrängen läßt. Es ist also verlorene Mühe, einen ungleichen und aussichtslosen Kampf zu führen. Wir können die Zeit nicht zurückschrauben und die Errungenschaften der letzten Dezennien ungeschehen machen. Mit Sympathien ist hier wenig geholfen, die ehernen Gesetze der Entwicklung sind unerbittlich und sie geben dem Recht, der die Macht hat.

Der Mittelstand ist also ein Kranker, dem nicht leicht zu helfen ist. Wie es aber für jeden Kranken ratsamer ist, seine Krankheit zu erkennen und seiner Natur entsprechend

zu leben, als zum Quacksalber zu gehen, der ihm schneller Heilung verheißt, so würde auch der Mittelstand viel besser bei den ehrlichen Parteien fahren, als bei den politischen Charlatanen antisemitischer Observanz, die ihm goldene Berge versprechen. Sehen denn unsere Handwerker gar nicht ein, daß das ewige Schreien nach der Hilfe des Staates ganz zwecklos ist? Man muß mit dem Worte Staat keine mystischen Begriffe verbinden. Auch die Macht des Staates hat ihre natürlichen Grenzen, stärker als die Verhältnisse ist der Staat nicht. Der Staat kann schließlich ja nur geben, wenn er erst genommen hat. Er kann nur einem Stande Hilfe gewähren auf Kosten eines anderen, das aber wäre weder gerecht noch klug, denn der Staat soll die Interessen aller Stände und Volksklassen vertreten. Wie soll hier also ernste Hilfe entstehen? Soll der Staat die Großindustrie hemmen und die Warenhäuser verbieten? Soll er die Gewerbefreiheit aufheben und jedem Handwerker und Kleingewerbler ein gewisses Einkommen garantieren?

Sehen wir uns doch die Rezepte der Reaktionäre genauer an! Gegen die Industrie möchten sie durch einen erbitterten Zollkrieg und gegen die Warenhäuser durch hohe Steuern und kleinliche Polizeichikanen arbeiten. Nun kann durch eine unkluge Zollpolitik die deutsche Industrie wohl gehemmt werden, aber das heimische Handwerk wird wahrlich keinen Vorteil davon tragen, daß tausende von Arbeitern brotlos werden. Schädigt man die Industrie des Inlandes, dann fördert man dadurch nur die Industrie des Auslandes, denn zur primitiven Produktionsform wird die Welt nimmer zurückkehren. Auf technischem Gebiete bewegt sich der Fortschritt auf gerader Linie. Auch die Warenhäuser kann man durch eine Besteuerung oder Chikanierung nicht vernichten. Sie sind großkapitalistische Betriebe, die jeden Stoß vertragen können. Alle Mittel, die bis jetzt zu ihrer Bekämpfung angewandt oder vorgeschlagen worden sind, führen zu keinem Ziel und erreichen oft das Gegenteil von dem, was beabsichtigt war.

Der ganze Eifer der Antisemiten entspringt nicht der Liebe zum Mittelstand, sondern dem Hasse gegen das Judentum. Unter den Kapitalisten giebt es naturgemäß auch Juden, folglich ist der Kapitalismus eine spezifisch jüdische Einrichtung. Die Warenhäuser befinden sich häufig im jüdischen Besitz, folglich sind sie eine jüdische Erfindung, um die Christen zu vernichten. Mit dieser Soziologie des Irrenhauses gehen unsere antisemitischen Volksbeglücker hausieren und — seltsam, aber wahr — erzielen agitatorische Erfolge. Es giebt leider noch viele denkfaule Leute, für die der Antisemitismus eine soziale Lösung bedeutet. Der Sozialismus der Dummen, wie ein sozialdemokratischer Führer den Antisemitismus einmal bezeichnete, ist noch immer ein gangbarer Artikel bei denen, die nicht alle werden. Die Sache ist zum Lachen oder — zum Weinen: man setzt dem modernen Recken Kapitalismus eine Judennase auf, und man redet sich ein, damit ernste Politik zu treiben.

Es ist betrübend, daß man am Anfang des 20. Jahrhunderts noch solchen Torheiten entgegentreten muß. Daß der Kapitalismus mit all seinen Produktionsformen und Auswüchsen international und interkonfessionell ist, das sollte doch jeder einsehen. Es gibt nichts Törichteres, als wenn man soziale Dinge mit religiösen oder Rassenfragen vermengt. Die beiden „Feinde" des Mittelstandes, Industrie und Warenhäuser, sind nichts weniger als jüdisch. Sie haben beide in Ländern begonnen, wo von einem jüdischen Einfluß kaum die Rede sein kann und auch in Deutschland sind sie nicht zu häufig in jüdischen Händen. Der Kapitalismus strebt nach Vermehrung und nach Häufung der Macht, das liegt in seiner Natur. Ob er durch Herrn Schulz oder Levy vertreten wird, ist gänzlich gleichgiltig. Wer gegen das jüdische Kapital ankämpft, der muß konsequent Gegner der kapitalistischen Wirtschaft überhaupt werden. Tut er es nicht, dann fehlt es ihm an Einsicht oder an Ehrlichkeit.

Auf sozialem wie auf politischem Gebiete richten unsere Antisemiten mit ihren Phrasen nur Unheil und Verwirrung an. Sie rufen die Leidenschaften des Volkes wach und wecken Hoffnungen, die nie erfüllt werden können. Sie sind Kurpfuscher, die weder die Krankheit und ihre Natur erkennen, noch das Heilmittel wissen. Sie lenken das Streben des Volkes nach einer falschen Bahn und schwächen dadurch seine Energie und seine Kraft. Nicht wer viel verspricht, sondern wer die Wahrheit verkündet, ist der Freund des Volkes.

---

## Antisemitismus in der deutschen Turnerschaft.

Auf dem diesjährigen deutschen Turntage, dessen Verhandlungen am Ostermontage in Berlin beginnen, soll der zwischen den antisemitischen und den freiheitlich gesinnten Turnvereinen des XV. (österreichischen) Turngaues seit Jahren um den sogenannten Arierparagraphen geführte Streit zur Entscheidung gebracht werden.

Wie erinnerlich, hatte zu Pfingsten 1901 der unter dem Einfluß der Schönerianer stehende Turntag des XV. (österreichischen) Turnkreises in Wien, unter Protest einer nicht unbedeutenden Minderheit, eine Bestimmung in sein Grundgesetz aufgenommen, nach welcher nur Deutsche arischer Abstammung Mitglieder sein sollen. Der Protest, welcher auch dem Ausschusse der deutschen Turnerschaft vorgelegi wurde, gründete sich auf der Ueberzeugung, daß der Arierparagraph dem Wortlaute und dem Geiste des Grundgesetzes der deutschen Turnerschaft nicht entspreche und daß der Beschluß deshalb keine bindende Kraft haben könne. Da der Ausschuß der deutschen Turnerschaft aber in der Sommersitzung desselben Jahres zu Heidelberg erklärte, daß ihm die Satzungen leider keine Handhabe zur Ungültigkeitserklärung des Beschlusses böten, sahen sich die Turnvereine, gegen deren innerste Ueberzeugung der Arierparagraph verstieß, genötigt, aus dem XV. Turnkreise auszuscheiden, obgleich sie es waren, die treu an dem altbewährten Grundgesetze der deutschen Turnerschaft festhielten, und sie schlossen sich zu dem „Verbande der deutsch-freiheitlichen Turner Oesterreichs" zusammen. In Anbetracht des Umstandes, daß es sich um altbewährte Vereine handelte, welche ohne jedes eigene Verschulden die Kreisorganisation verloren hatten, wurden dieselben durch den Ausschuß ohne weiteres als auch fernerhin zur deutschen Turnerschaft gehörig anerkannt, doch hielt es derselbe für nicht an der Zeit, dem Verlangen des Verbandes nach Gewährung von Kreisrechten nachzukommen.

Inzwischen hat sich aber der Verband der deutschfreiheitlichen Turnvereine in Oesterreich organisatorisch und turnerisch bewährt; er zählt 51 Vereine in 4 Gauen mit $7^1/_2$ Tausend Turnern, er hat 1902 ein Verbandsturnfest in Trautenau abgehalten, von dessen trefflichem Gelingen die zahlreichen Turnergäste aus Preußisch-Schlesien Zeugen waren, und er hat auch in dem geschlossenen Auftreten nach außen bei dem großen deutschen Turnfeste des vorigen Sommers in Nürnberg eine Feuerprobe bestanden, er leistet tatsächlich alles, was von einem Kreise erwartet werden kann. Sämtliche Vereine des Verbandes, unterstützt durch eine stattliche Zahl von Gauen und Vereinen des Reiches, haben deshalb für den Turntag den Antrag eingebracht, daß dem Verbande die Rechte, Pflichten und der Name eines Kreises zugesprochen werden. In der trefflichen Begründung des Antrages wird darauf gestützt, daß das Recht auf eine Kreisbildung den Verbandsvereinen wiederholt von dem Ausschusse der deutschen Turnerschaft ausdrücklich anerkannt worden ist, es werden gewisse formale Bedenken, welche im Ausschusse geäußert wurden, widerlegt und es wird

geradezu „als eine sittliche Pflicht des Turngaues bezeichnet, Mitgliedern der deutschen Turnerschaft, welche jahrzehntelang die Grundgesetze und die Kreissatzungen stets treu beobachtet haben und die, wie nachgewiesen und anerkannt, ohne jedes Verschulden der Kreisorganisation beraubt wurden, diese Kreisorganisation wieder zu gewähren, damit diese Vereine wie bisher im lebendigen Organismus der deutschen Turnerschaft bleiben und aller Vorteile der regelrechten Eingliederung teilhaftig werden".

Abgesehen davon, so bemerkt die „Nationalztg." mit Recht, daß hier eine achtbare Minderheit seit Jahren für ihr gutes Recht männlich und mit rein gesetzlichen Mitteln kämpft, wobei sie kein Unbefangener mit seiner Sympathie zurückhalten kann, hängen von einer glücklichen Lösung noch besondere wichtige Konsequenzen ab. Das schöne Band, welches die deutschen Turner Oesterreichs mit denen des Reiches in der deutschen Turnerschaft bisher umschlungen hat, droht gelockert zu werden, ja, die friedliche Weiterentwicklung der ganzen deutschen Turnerschaft steht auf dem Spiele, wenn jetzt auf dem Turntage der Minderheit ihr gutes Recht vorenthalten und damit der Geist anerkannt wird, welcher in den XV. Kreis von politisch-radikalen Strebern hineingetragen wurde und welcher notwendigerweise schon zur Spaltung in der deutschen Turnerschaft Oesterreichs führen mußte. Alle besonnenen Männer müßten vielmehr zur Heilung dieses Spaltes beizutragen suchen. Daß der Arierparagraph bald wieder aus den Satzungen des XV. Kreises entfernt werde, ist freilich nicht zu erwarten, wohl aber ist die pessimistische Grundstimmung bei den Deutschen Oesterreichs, welche den radikalsten Auffassungen Vorschub leistete, im Abklingen, das Streben nach Einigung aller Deutschen Oesterreichs behufs siegreicher Behauptung gegen das Slawentum im Anwachsen und in vielen Gegenden möchten Vereine des XV. Kreises mit den deutsch-freiheitlichen wieder zusammenturnen, was begreiflicherweise nur auf dem Boden voller Gleichberechtigung geschehen kann. Wird diese jetzt auf dem deutschen Turntage gewährt, so kann die Heilung vertrauensvoll von der Zeit erwartet und es darf auch getrost der frohen Zukunft entgegengesehen werden, in der nach Aufgebung des Arierparagraphen wieder alle deutsche Turner Oesterreichs in einem Kreise vereinigt sein werden.

Es handelt sich einerseits um die Verhinderung des Eindringens zersetzender und dem Turnergeiste fremder Bestrebungen aus der Turnerschaft Oesterreichs in diejenige des Reiches und andererseits darum, eine der schönsten unter den kulturellen Banden, welche Deutsche im Reiche und in Oesterreich noch von altersher zusammenhalten, in eine bessere Zukunft hinüberzuretten. Wo solches auf dem Spiele steht, darf wohl mit Spannung der Entscheidung durch den Turntag entgegengesehen werden.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**„Politische Marodeure".** Das Ableben des früheren Chefredakteurs der „Kreuzztg." v. Hammerstein, hat in der Magdeburger „Sachsenschau" schmerzliche Empfindungen ausgelöst. Das antisemitische Blatt erinnert sich, daß auch die „reinen" Antisemiten solche „politische Marodeure" in nicht geringer Anzahl zu verzeichnen hatten und, wie wir hinzufügen möchten, noch haben. Es schildert alsdann diesen Typus „politischer Marodeure" recht anschaulich wie folgt:

„Auch im Lager der Reformer hat es nicht an solchen Gauklern und Schaumschlägern gefehlt. Sie konnten hier um so leichter ihr Unwesen treiben, weil bei uns nur geringes Verständnis für eine gute Organisation und strenge Disziplin vorhanden war. Wie sehr unsere Bewegung durch solche Marodeure geschädigt ist, das wissen wohl alle unsere Gesinnungsgenossen. Die Industrieritter verfügten gewöhnlich über ein gutes Mundwerk, über schauspielerische Begabung und eine eiserne Stirn. Sie kamen und gingen wie die Meteore. Sie blendeten mit ihrem glänzenden Pfauenschweif das Auge, bis man dann dahinter kam, daß all der glänzende Schein nur Nebel und Dunst war, den diese Leute mit dem Gotde unserer Ideen zu vergolden wußten. Wir können unsern Gesinnungsgenossen nur empfehlen, überall dort, wo diese „Hammersteiner" auftreten, ihnen sofort das Handwerk zu legen und sie zum Teufel zu jagen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Und wenn ihr Handeln, ihre Taten nicht mit ihren Worten übereinstimmen, dann fort mit ihnen, je früher, desto besser.

Wenn die Antisemiten diese ernste Mahnung der „Sachsenschau" gewissenhaft befolgen wollten, so würden sie wohl bald führerlos sein.

**Ein Kröfell-Prozeß.** Eine Privatbeleidigungsklage, die der Reichstagsabgeordnete, frühere Pfarrer Kröfell gegen den Chefredakteur der „Kreuzztg.", Professor Dr. Kropatschek, angestrengt hatte, gelangte am 23. März vor dem Berliner Schöffengericht zur Verhandlung. Anfang Juli vorigen Jahres erschien in der Kreuzztg." ein Artikel, worin die Frage erörtert wurde, wie es möglich geworden war, daß der Wahlkreis Pyritz, der seit vielen Jahren im Besitze der Konservativen gewesen war, diesen hatte entrissen werden können. Es wurde ausgeführt, daß dies in der Agitation des antisemitischen Kandidaten, des Pfarrers Kröfell, gelegen habe. Es wurde behauptet, daß Kröfell die Agitation in schamloser, hetzerischer Weise betrieben, dem Volke Versprechungen gemacht habe, an deren Erfüllung nicht zu denken sei, selbst mit den Sozialdemokraten geliebäugelt, ihnen die Hand gedrückt habe usw. Auf Grund dieser Behauptungen strengte Pfarrer Kröfell die Beleidigungsklage an. Er führte im Termin seine Sache selbst, während der Verklagte, der vom persönlichen Erscheinen entbunden war, sich durch den Rechtsanwalt Raetzell vertreten ließ. Der Kläger führte zur Begründung seiner Klage aus, daß er den Beweis dafür antreten könne, daß sämtliche, seine Wahlagitation betreffenden Behauptungen unwahr seien. Der ganze Artikel sei in der Form beleidigend und lasse auch die beleidigende Absicht nicht verkennen. Er habe schwere Nachteile durch den Artikel gehabt, viele ehemalige Freunde hätten sich von ihm abgewandt. Von Wahrnehmung berechtigter Interessen könne nicht die Rede sein, denn ein Wahlkreis gehöre nicht einer bestimmten Partei, und wenn sie ihn noch so lange in ihrem Besitze gehabt, sondern lediglich den Wählern. Er werde in dem Artikel als ein gewissenloser Agitator hingestellt, der mit seinen Reden das Volk vergifte, und das sei schwer beleidigend. Der Vertreter des Verklagten führte aus, daß dieser sich als Leiter des Organs der konservatioen Partei in Wahrnehmung berechtigter Interessen befunden habe und schon aus diesem Grunde freigesprochen werden müsse. Der Gerichtshof hielt die Ausdrücke „schamlose Hetzerei" und „wüste Agitation" für beleidigend und ebenfalls die beleidigende Absicht für vorliegend. Er verurteilte den Verklagten zu einer Geldstrafe von 300 Mark und sprach dem Kläger einmalige Publikationsbefugnis in der „Kreuzztg." zu.

Die vom Verteidiger beantragte umfangreiche Zeugenvernehmung, um den Beweis der Wahrheit anzutreten, wurde vom Gerichtshof abgelehnt. Sie dürfte, da der Angeklagte Berufung eingelegt hat, in zweiter Instanz erfolgen.

**Dem christlichsozialen Reichstagsabgeordneten Dr. Burkhardt** ist an Gerichtsstelle ein Zeugnis ausgestellt worden, das er sich nicht an den Spiegel stecken wird, das aber dem Spezialfreund Stöckers noch oft vor Augen gehalten werden dürfte. Er hatte den Redakteur des national-

liberalen „Herborner Tageblattes" wegen Beleidigung verklagt und erzielte auch die Verurteilung zu 80 Mk. Geldstrafe vor dem Schöffengericht. Aber weit schmerzlicher, wie dem Redakteur die 80 Mk. Strafe, dürfte dem Kläger die Ausschaltung eines bestimmten Teils seines Klageantrags gewesen sein. Der beklagte Redakteur hatte dem Dr. Burkhardt u. a. vorgeworfen, er habe an der Hand einer viel besprochenen Rede seines nationalliberalen Vorgängers im Mandate wissentlich unwahre Behauptungen verbreitet. Da der Beklagte nach dieser Richtung hin einen schlüssigen Wahrheitsbeweis führte, wurde er wegen dieser angeblichen Beleidigung freigesprochen. Das Gericht sprach ausdrücklich aus: es sei das gute Recht der Gegner Burkhardts gewesen, das Verfahren des letzteren als nicht aufrichtig zu kennzeichnen.

**Der Landrat des Oelser Kreises, Graf Kospoth** erntet trotz seines Entgegenkommens gegen die Antisemiten nur Undank. Man wird sich erinnern, daß der Landrat seinerzeit gegen seine vorgesetzte Behörde öffentlich Front machte, weil diese nach seiner, des Landrats, Meinung der jüdischen Bevölkerung des Kreises Oels in Sachen der Abhaltung des Mutzelmarktes an jüdischen Feiertagen zu sehr entgegengekommen war. Graf Kospoth war damals von der Besorgnis, eine Rücksichtnahme auf die religiösen Vorschriften der jüdischen Bevölkerung bei Ansetzung der Mutzelmarkttage könne den Antisemiten Wasser auf ihre Mühle führen, so ganz erfüllt, daß er sogar einen Verweis seiner vorgesetzten Behörde nicht scheute, die diese Anschauungen des Grafen nicht teilte. Die Antisemiten haben aber seine zarte Rücksichtnahme ihnen gegenüber, ebenso wie sein „straffes" Auftreten gegen die Regierung in Breslau mit schnödem Undank gelohnt. Dieser Tage fand in Oels wieder einmal eine antisemitische Versammlung statt, ein Beweis, daß die Antisemiten nach wie vor, trotz des Oelser Landrats, ihre Agitation dort munter fortsetzen. Das war bitter für den Grafen Kospoth und so versuchte er ein letztes und äußerstes — leider auch dieses vergeblich. Er begab sich persönlich in jene Versammlung, um den antisemitischen Agitatoren zuzureden, wie kranken Kindern, die Vernunft annehmen und Medizin schlucken sollen. Halb bittend, halb fragend führte er ihnen zu Gemüte, warum sie ihre Agitation nicht gegen ihre schroffsten Gegner, Freisinn und Sozialdemokratie richten, sondern in diesen konservativen Wahlkreis kämen. Aber das steinharte Herz des antisemitischen Herrn Haus von Mosch war nicht zu erweichen. Er erklärte kurzweg, die Konservativen seien ihm zu defensiv und lau und kümmerten sich um die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes nicht. Und das alles, obwohl Graf Kospoth in der Mutzelmarktfrage so mannhaft für die Schonung der antisemitischen Gefühle eingetreten ist. Man sieht, es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt — der Antisemiten.

**Die „Dresdener Deutsche Wacht",** das Organ des eben wieder in den Reichstag gewählten Herrn Oswald Zimmermann, marschiert in Sachsen an der Spitze der jesuitenfresserischen Blätter. In einer der letzten Nummern veröffentlicht sie folgendes an den Grafen Bülow gerichtetes Schmähgedicht:

„Nun gehe hin zum Papst und hol' Dir Deinen Orden,
Im Herzen bist Du längst ja Römling schon geworden. —
Doch wird's mit Gott dereinst in Deutschland wieder tagen,
Und dann ein deutscher Mann des Reiches Banner tragen,
Ein Mann, stark, tapfer, treu und ohne welsche List,
Der weiß, was er dem Volke Luthers schuldig ist,
Der jagt die schwarze Sippe wieder aus dem Lande,
Wie Bismarck einst! Heil ihm! Dir aber — Fluch und Schande!

So „stützt" in Sachsen die antisemitische „Ordnungspartei" die Autorität der Regierung im Kampfe gegen die Sozialdemokratie.

## Vermischtes.

**Hermann Ganswindt,** der „Erfinder", der sich, wie der Staatsanwalt in dem dieser Tage gegen ihn verhandelten Prozeß sagte, „zum Helden einer wüsten Reklame gemacht" hat, versuchte einstmals auch den Antisemitismus als Reklamemittel zu verwerten. Sein im November 1901 erschienenes Flugblatt, betitelt: „Gründe, warum mein Unternehmen nur langsame geschäftliche Fortschritte gemacht und nicht den von Anfang an erhofften und in Anbetracht des Wertes meiner Erfindungen berechtigten schnellen Aufschwung genommen hat" — enthielt folgenden Satz: „Diesem „Unfug schlimmster Sorte" des „Berliner Tageblattes" und der anderen antichristlichen jüdischen Zeitungen, welche schon seit Jahrzehnten durch Glorifizierungen schwindelhafter jüdischer Unternehmungen das Geld der Christen auf Nimmerwiedersehn in unlautere jüdische Hände treiben, sodaß fortwährende Krache den Geldmarkt erschüttern, dagegen den aussichtsvollsten Unternehmungen von Christen ohne jede Veranlassung die wahnsinnigsten Verleumdungen in den Weg schleudern, wäre es die höchste Zeit, daß jetzt ein Ende gemacht würde!"

Welche Bezeichnung die Unternehmungen des Herrn Ganswindt verdienen, hat der jüngste Prozeß mit aller Deutlichkeit ergeben.

**Der Sündenbock.** In der „Frankf. Ztg." lesen wir: In seinem Artikel „Das verpreußelnde Frankfurt" („Frankfurter Ztg" Nr. 80) hatte Herr Dr. Wilhelm Porte das Eindringen norddeutscher Ausdrücke und Bezeichnungen in Frankfurt getadelt. Ein in Berlin lebender Frankfurter, er zeichnet nur „H. E.", liefert darauf in der „Täglichen Rundschau" vom 25. März „eine zeitgemäße Entgegnung", in der er ganz richtig sagt, daß auch der leidenschaftlichste Lokalpatriot nicht blind gegen Mißstände sein, daß er aber vor allem nicht einen Unschuldigen für die Fehler des engeren Vaterlandes verantwortlich machen solle. Allein in der Regel werde sich ein Sündenbock finden, dem man alles, was man auszustellen findet, aufbürdet. In Frankfurt a. M. spiele Preußen diese wenig beneidenswerte Rolle. Das ist sehr verständig von Herrn H. E., und darum ist es um so auffälliger von ihm, daß er nicht nur in denselben Fehler verfällt, den er Herrn Dr. Porte aufbürdet, sondern in einen noch schlimmern. Denn dieser spricht so aus berechtigtem Lokalpatriotismus, Herr H. E. aber aus — Antisemitismus. Denn sein Sündenbock sind die Juden. Man urteile selbst! Er sagt nämlich weiter: „Aber liegt denn wirklich die Schuld an dem Eindringen norddeutscher Ausdrücke, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, an den sogenannten Eindringlingen, werden denn die dem Altfrankfurter fremden Redewendungen ihm aufgezwungen? Oder finden sie nicht vielmehr häufig bereitwillige Aufnahme? Trägt Preußen die Verantwortung, wenn tatsächlich Jünglinge orientalischer Abstammung, die dem Handelsstande angehören, aus Berlin schnoddrige Redensarten mitbringen, an denen der Einheimische Aergernis nimmt? Daß gewisse Leute sich überall akklimatisieren, ist doch eine bestimmte Tatsache, und wer von ihnen sich einige Zeit in Berlin aufgehalten hat, bringt natürlich Berolinismen mit. Aber liegt das nicht eher an den Weltbürgeranlagen dieser gewissen Leute?' — Wer da weiß, daß wir in Frankfurt viele Hunderte von Beamten, Lehrern usw haben, die aus Norddeutschland stammen, der wird den Tiefsinn dieser Weisheit besonders anstaunen. Aber wie sagt Herr H. E. selbst so schön? „In der Regel wird sich ein Sündenbock finden, dem man alles, was man auszustellen findet, aufbürdet."

**Zündorf,** 19. März. Von einem hiesigen Abonnenten wird dem „Israel. Gemeindeblatt" ein Brief seines Bruders,

der zurzeit bei dem 136. Infanterie-Regiment in Dieuze dient, zur Verfügung gestellt, in der er u. A. Folgendes erzählt: „Die kirchliche Kaiser-Geburtstagsfeier der israelitischen Truppen unseres Regiments fand in der Synagoge statt. Unter andern war auch unser General anwesend. Nachdem der Rabbiner eine ergreifende Rede gehalten, wurden die hl. Thorarollen rundgetragen. Als die Soldaten die Hand darnach ausstreckten und dieselbe küßten, und die Reihe an den General kam, ließ derselbe es sich nicht nehmen, ebenfalls die hl. Thora zu küssen, während der anwesende Major salutierte. Ein gewiß schöner Zug von einem so hohen Militär. Die Handlungsweise des Generals machte auf alle Soldaten einen gewaltigen Eindruck."

**München,** 16. März. Der Rechtsanwalt Justizrat Ofner hatte im Auftrage eines Mandanten eine Forderung gegen den Schriftsteller Sigmund v. Poißl beizutreiben. Das nahm Herr v. Poißl sehr krumm auf und schrieb an den Justizrat, der Israelit ist, einen Brief, in dem er von einer „Knoblauchkanzlei" und davon sprach, daß der Anwalt an einer Hetze gegen ihn teilnehme. Der Briefschreiber hatte sich heute vor dem Schöffengericht am Amtsgericht München I. wegen Beleidigung zu verantworten. Er lehnte, allerdings erfolglos, einen Schöffen mosaischen Glaubens wegen Besorgnis der Befangenheit ab und kehrte den Antisemiten so stark hervor, daß er vom Amtsrichter energisch zur Ordnung ermahnt werden mußte. Der Amtsanwalt beantragte 200 Mark Geldstrafe, der Angeklagte Freisprechung; das Urteil lautete auf 150 Mark Geldstrafe ev. 30 Tage Gefängnis.

**Der ritualmordgläubige Klempner Jacob Stadi,** der an 5 Kindern Sittlichkeitsverbrechen begangen und den fünfjährigen Knaben Joseph Riedler dabei ermordet hat, ist in voriger Woche von dem Schwurgericht in Amberg zum Tode verurteilt worden. Sehr interessant gestaltete sich da die Zeugenaussage einer mit Kindern reich gesegneten Tagelöhnersfrau, die sich einst dem Stadi gegenüber beklagte, daß es ihr bei kargem Verdienst sehr schlecht gehe. Stadi sagte zu ihr, sie solle einen Buben verkaufen und auf ihre Frage wohin, erwiderte er: an die Juden, die bezahlen gut, die stecken ihn ab, denn sie brauchen Christenblut. Auf Vorhalten der Frau, daß das die größte Sünde wäre, erwiderte Stadi: „Es gibt keinen Gott und keinen Teufel." Die Anklage betonte ausdrücklich, daß der Gedanke an einen Ritualmord im gegebenen Falle nicht im entferntesten vorliege. Allein man konnte aus den Aeußerungen des Stadi entnehmen, daß solche Gedanken an abergläubische Vorstellungen dem Angeklagten nicht fremd waren, daß der Mörder vielleicht absichtlich zur Verschleierung seines eigenen Verbrechens die Fabel von dem Ritualmord in Kurs zu setzen versuchte.

---

## Unser Doktor.

Von Otto Pausch-Berlin.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Wochen waren seitdem vergangen. Die Märzstürme brausten durchs Land. Winter und Frühling kämpften um den Besitz dieser Erde, ersterer wie ein alter zäher Landsknecht, der im Kriege seine Lebensaufgabe sieht. Noch einmal raste er in winterlichem Ungewitter durch die Kiefernwälder Norddeutschlands und baute in Schluchten und Talsenkungen Windwehen auf, in denen Mann und Gefährt spurlos versanken, wenn sie nicht Acht gaben.

So einen letzten Kehraus hatte der Winter getanzt, als sich mein Freund Sch. von der verlockenden Märzsonne, die gleichsam triumphierend am Himmel schien und mit ihren Schneereflexen die ganze Landschaft in blendendes Licht tauchte, verführen ließ, auf einem der nächsten Dörfer einen längst versprochenen Besuch abzustatten. Jugend hat eben keine Tugend, und wenn Großmutter, die alte besorgte Wirtsfrau, mit einem Hinweis auf das Wetter und die verschneiten Wege auch noch so sehr von der Landpartie abriet. Freund Sch. marschierte hinaus in den winterlichen Nachmittag. Die Sonne versteckte sich bald, und als er den Rand des Waldes erreichte, wirbelten schon wieder die Flocken. Dichter und dichter wurde das Schneetreiben. Nur noch eine Viertelmeile! Aber wenn man sich einen Weg durch Schneewehen bahnen muß, ist das kein Spaß, und Minuten werden in Gedanken zu Stunden. Plötzlich vernimmt der Freund hinter sich Schellengeläut und Peitschenknall. Auch das Gefährt scheint mit dem Winter zu kämpfen; denn als der Schlitten näher kommt, hört der Wanderer den ermunternden Zuruf des Fuhrmannes: „Feist, Du verlöttst mi ni, treck a." Nun, zum Lachen ist eine Winterreise durch haushohe Windwehen wahrlich nicht, aber vor solchem Fuhrmannslatein muß man in noch verzweifelterer Lage die Flagge streichen. Uebrigens konnte das nur Fuhrmann Schmittken aus dem Städtchen sein, den alle Welt wegen der originellen Zwiegespräche mit seinem Pferde kannte.

Am Stammtisch hatte man schon öfter von Schmittken erzählt. Der Doktor kannte ihn in- und auswendig. Schon manche lange Nachtfahrt hatte ihm Schmittken verkürzt; denn er verstand zu plaudern und zu — lügen. Niemand aber fiel es ein, jemals die Wahrheit seiner Geschichten zu bezweifeln. Das hätte Schmittken jedenfalls die Laune verdorben. Vielleicht ist Schmitten heute sehr gut aufgelegt; denn wen kann er anders in diesem Hundewetter fahren als den Doktor? Und wenn die Beiden zusammen sind, gibts immer Spaß. Der Doktor weiß den alten Schmittken zu nehmen, besonders aber respektiert er seine alte Postillonsehre.

Richtig, es sind die Beiden. „Holla, wohin des Wegs?" rief der Doktor! „Guten Tag, Herr Doktor! Nach M." „Dann kommen Sie das Viertelstündchen nur mit uns mit." Der Freund stieg auf. Schmittken steckte jetzt den Gebildeten raus und redete seine besondere Art von Hochdeutsch. „Ein Donnerwetter das. Toller wars och nich, als ich mit dem Herrn Amtsgerichtsrat und seinem Bruder nach Sch. fuhr, um die Maschinen in die Stärkefabrik abzuschattieren (taxieren, meinte er), die Bande hatte nämlich pankrutt gemacht, und nun besorgte sich jeder noch sein Teilchen. Da war allens zu haben." „Bloß für Sie nichts, Schmittken, was?" sagte der Doktor und blinzelte dem Freunde mit den Augen zu. „Aber Herr Doktor, wo würd ick denn? Die Leute jeben enem ja allens ohne jute Worte. Zuhause fand ick hernachstens zwei Säcke proppensvoll Hafer. Wir konnten ordentlich die beeden Herrn leid tun, der Herr Amtsgerichtsrat und sein Bruder. Die haben doch von wegen die Säcke die Beine nicht lassen können. Feste Feist!" und damit schnalzte Schmittken mit der Zunge und machte ein so ehrliches Gesicht, als wenn es in der ganzen Welt keinen gestohlenen Hafer und auch keine Gerichte geben könne. Nicht umsonst war er Postillon der alten Schule gewesen und hatte mehr als einmal „blinde Passagiere" bei der Nase des Gendarmen vorbeigefahren. So ein ehrliches Gesicht soll schließlich „stehen bleiben" wie bei Jungen, die nie Aepfel gestohlen haben und dabei noch am letzten Stück in der Kehle würgen.

„Also Schmittken", meinte der Doktor schalkhaft, „dann haben der Rittmeister und der Bürgermeister wirklich unrecht, wenn sie den Amtsrichter immer damit foppen, daß Sie unter seinem obrigkeitlichen Schutz zwei Säcke gestohlenen Hafers nachhause gefahren hätten?" „Aber janz jewiß haben die Herren unrecht. Der Herr Amtsgerichtsrat hat

schon öfters danach gefragt, und ich habe ihm gesagt, ich würde die beiden ganz gewiß vors Gerichte belangen, wenn das nämlich nicht so hohe Herren wären von wegen und so".

Bei solcher Reisegesellschaft wird auch der beschwerlichste Weg zur Lust, vorausgesetzt allerdings, daß man einen Fuhrmann wie den alten Schmittken hat, der noch nie stecken geblieben ist. Der Schlitten verließ den Wald. Im Grunde lag das Dorf. Links führte der Weg ab, den der Doktor benutzen mußte, um zu seiner Buschkate zu kommen, wo ein Weib mit dem Tode rang. „Unter zwei Stunden wird es nicht abgehen. Sie machen unterdes Ihren Besuch, und ich hole Sie dann von Ihrem Freunde in M. ab. Addio!" „Adieu Herr Doktor, adieu Schmittken!" „Adjüs ok!" Hei, wie sauste Schmittkens Schlitten jetzt links den Weg entlang. Die Fahrt mit dem Tode um die Wette hatte er schon öfter gemacht. Der Alte kam sich dann immer selber wie ein Sieger vor.

Punkt 7 Uhr hielt der Schlitten vor dem Schulhause in M. Schmittken knallte mit der Peitsche. Der Freund Sch. stieg auf und hinaus gings in den winterlichen Schneesturm.

Schmittken war jetzt ganz Fuhrmann und kümmerte sich nicht um die beiden Insassen seines Schlittens. „Nun, Herr Doktor, sind Sie zur rechten Zeit gekommen?" „Gott sei Dank ja, es wäre auch schrecklich gewesen. Elf unversorgte Würmer hat der arme Teufel schon, eins immer ein bischen größer als das andere, wie die Orgelpfeifen. Heute ist das zwölfte gekommen. Das Nest ist voll, sagte ich." „Viel Kinder, viel Vaterunser, Herr Doktor", meinte getröstet der Kätner. „Gott verläßt keinen Deutschen und wird auch uns nicht verhungern lassen." „Bis an das Dorf wollte uns der Mann noch begleiten. Ich wehrte das ab. Wir beide, Schmittken und ich werden schon allein mit dem Wetter fertig." „Für einen solchen armen Teufel sind doch die Doktorkosten unerschwinglich. Oder bezahlt die Gemeinde?" „Die Gemeinde? Die hat allein nichts. Fast die ganzen Schullasten trägt der Staat. Der Gutsherr in W. weiß sich auch zu drücken." „Aber wer ersetzt Ihnen denn wenigstens die Unkosten?" „Die schreibe ich zu dem, wo das andere steht, in das Buch des Vergessens, das unser Herrgott einlöst und aus dem sich Herz und Gewissen bezahlt machen. Wenn die Zeit der Karauschen ist, dann kommt sicher mein Kätner mit dem ersten Gericht zu mir, dreht verlegen an der Mütze und sagt: „Herr Doktor, das Geld ist bei 14 hungrigen Mäulern knapp, nehmen Sie bitte vorläufig diese Karauschen." Wir verstehen uns mit dem „vorläufig", und die Karauschen dieses armen Mannes sind mir lieber als 20 Mk. eines Reichen, die ihm vielleicht nicht einmal schwer geworden sind zu erwerben."

Ein Ruck. Der Schlitten saß fest. Schmittken wollte absteigen; aber schon war der Dokter herunter vom Gefährt, der Freund folgte ihm, und dann arbeiteten beide mit der Schaufel, die Schmittken für alle Fälle bei solchem Hundewetter mitnahm. „Das unvermeidliche Los eines Landarztes", meinte der Doktor, und machte, trotzdem ihm von der ungewohnten körperlichen Arbeit der Schweiß auf der Stirn stand, ein vergnügtes Gesicht. Wohl ein halbes Dutzend mal mußten sich die Reisenden so herausgraben, „buddeln", sagte Schmittken.

Nach einer Fahrt von $1^1/_2$ Stunden hielt der Schlitten endlich auf dem Markt des Städtchens. Schmittken bekam sein Trinkgeld, gegen das er niemals spröde war. „Enen Daler hat er uff dem Kotzenhof och noch gelassen. Den schreibt er dazu in den Rauch. Unsern Doktor müssen Sie man erst kennen lernen, Herr Sch.", belehrte der Fuhrmann zum Abschied meinen Freund. In schlankem Trabe, als wäre nichts gewesen, fuhr Schmittken davon, gerad so wie an einer Brautfahrt.

„Ein kurioser Mensch", meinte der Doktor. „Trotz seiner großen Schwächen hole ich ihn gern. Aber nun bitte. Wenn heute einmal die Klingel in Ruhe bleibt, sind Sie für diesen Abend mein Gast. Bitte sehr!"

Die Frau Doktor empfing die Beiden. „Na Mutterchen, hier unser Freund Herr Sch., Geologe, Historiker, Bibliothekar in der Volksbibliothek, alles in einer Person. Nun trag einmal auf. Verdienst ist ja da." „Ein Gericht Karauschen?" „Siehst Du, Lieb, Du kennst Deinen Alten und weißt genau, wie seine Liquidattonen aussehen, wenn er auf die „Buschkaten" fährt."

Bald saßen die drei um den gedeckten Familientisch. Etwas abseits vom Tisch sang der Teekessel seine Melodie, die so gern zu behaglichem Träumen einladet. Die Frau Doktor verstand es, durch die gefälligen Formen ihrer Gastfreundschaft die Tafelfreuden zu würzen. Wer dies feingeschnittene Gesicht mit den sanften braunen Augen betrachtete, der mußte begreiflich finden, daß die Gattin „unseres Doktors" an den Krankenbetten nicht minder gern gesehen war, als ihr Mann. Manchem Leidenden war sie schon eine Diakonissin gewesen.

Das Abendessen war beendet. „So lieber Freund, jetzt eine Holländer, Mutterchen, Du holst Dir eine Handarbeit, jeder sucht sich ein behagliches Plätzchen und dann wird geplaudert. Heute wird Vater einmal den Erzähler spielen, Lebenserinnerungen, die auftauen, wenn man sich so mollig fühlt wie heute".

Während Frau Doktor den Teekessel neu versorgte, steckten die Männer ihre Holländer in Brand.

„Also schießen wir los," sagte der Doktor. „Nicht immer war es in meinem Leben so sorgenlos wie heute. Kampf ist das Dasein. Man hat sich gehörig durchbeißen müssen, aber immer mit Humor, das ist die Hauptsache. Wenn wir Aerzte diese goldene Mitgift erst verlieren und anfangen griesgrämig zu werden, dann sollen wir lieber einpacken. Seelenarzt, Seelenarzt ist öfter mehr wert als Leibesdoktor. Mein Vaterhaus war wie ein Taubenschlag. Wenn die Mutter zur Mahlzeit rief, dann reckten sich ein halbes Dutzend Hälse über den Tisch, und mit prüfendem Auge wurde nach der größten Portion gesucht. Bei Appetit waren wir immer, besser als Vater bei Geld, und das giebt stets eine schlechte Harmonie. Vater hat es sich recht sauer werden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Briefkasten.

**Dr. R.** Daß der „Verein deutschnationaler Juden" und sein Organ „Die Toleranz" sanft entschlummert sind, wissen wir. Einen Nekrolog können wir uns aber wirklich ersparen.

**L. B. in B.** Besten Dank für die Mitteilung, daß der in Südwestafrika gefallene Leutnant der Reserve Bendix nicht Rheinländer, sondern Westfale, Sohn eines Kaufmanns in Dülmen war.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 14. Berlin, 6. April 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **16. April, abends 8 Uhr**, findet in **Berlin** im **Hotel „Prinz Albrecht“, Prinz Albrechtstraße 9**, eine ordentliche

## General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch ergebenst eingeladen werden.

### Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. „Die Stellung des Vereins zu den politischen Wahlen“. Referent: **Dr. Th. Barth**, erster Vorsitzender des Vereins.

III. „Die Juden im Heere“. Referenten: Königl. Archivdirektor **Dr. Georg Winter**, zweiter Vorsitzender des Vereins, und Reichstags- und Landtagsabg. Professor **Dr. Eickhoff**.

IV. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Dr. Th. Barth.** Königl. Archivdirektor **Dr. Georg Winter.** Geh. Baurat a. D. **Benoit.**
Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

## Der Arierparagraph in den Verhandlungen des deutschen Turntages.

Die antisemitischen österreichischen Turnvereine sind auf dem in Berlin abgehaltenen deutschen Turntage in ihrem Kampfe um den vom 15. (österreichischen) Turnkreise eingeführten sog. Arierparagraphen (s. Nr. 13 der „Mitteilungen") kläglich unterlegen. Im Ausschuß wurden die zugunsten der deutschfreiheitlichen Turnvereine Oesterreichs gestellten Anträge mit allen gegen 6 Stimmen angenommen; in der Plenarberatung stimmten von etwa 300 Delegierten nur 37 gegen diese Anträge.

Wir berichten in folgendem zunächst über die Verhandlungen des Ausschusses:

Die deutschfreiheitlichen Vereine Oesterreichs hatten, unterstützt von zahlreichen Turnvereinen aus Schlesien und Sachsen, sowie aus Magdeburg, Bremen, Königsberg i. Pr. folgende Anträge gestellt:

„1. Der deutsche Turntag wolle beschließen, daß zu demselben die drei Abgeordneten der zu der deutschen Turnerschaft gehörigen Vereine, welche sich zu dem „Verbande der deutschfreiheitlichen Turnvereine in Oesterreich" zusammengeschlossen haben, mit beratender und beschließender Stimme zugelassen werden.

2. Der deutsche Turntag wolle beschließen, daß den unter dem Namen „Verband der deutschfreiheitlichen Turnvereine in Oesterreich" zusammengeschlossenen Vereinen die Rechte und Pflichten sowie auch der Name eines Kreises zugesprochen werden."

Nachdem Prof. Gatt-Prag kurz den Antrag unter Nummer 1 begründet und Haagen-Salzburg sich namens des österreichischen Turnkreises dagegen ausgesprochen hatte, bemerkte Vorsitzender Dr. Götz, daß dieser seit Jahren die Turnkreise erregenden Sache endlich einmal ein Ende gemacht werden müsse. Er führte weiter aus, daß es die Aufgabe der deutschen Turnerschaft sei, den Geist der Verbrüderung möglichst zu fördern. Er könne nicht einsehen, daß irgend jemand Schaden erleide, wenn den österreichischen deutschfreiheitlichen Vereinen die Rechte und Pflichten eines Turnkreises auferlegt werden. Er stellte in Gemeinschaft mit dem Ausschußmitglied Rühl-Stettin folgenden Antrag:

„Der Turntag wolle beschließen: In Erwägung, daß zur Zeit eine Wiedervereinigung der sämtlichen zur deutschen Turnerschaft in Oesterreich gehörigen Turnvereine, so wünschenswert sie auch ist, untunlich erscheint, erteilt der deutsche Turntag den zu dem Verbande der deutschfreiheitlichen Turnvereine in Oesterreich zusammengeschlossenen Vereinen die Rechte und Pflichten eines Kreises mit der Bezeichnung 15a unter der Bedingung, daß der bisherige an den Streit und an politische Verhältnisse erinnernde Name des Verbandes in Wegfall kommt."

Der Antrag unter 1. wurde in der Form angenommen, daß die drei Vertreter der deutschfreiheitlichen Vereine zum diesjährigen Turntage mit beratender Stimme zugelassen werden.

Zu dem zweiten Antrage erklärte Rühl-Stettin, daß er sich sehr wohl bewußt sei, daß es sich hier um Ausnahmeverhältnisse handle. Von diesem Gesichtspunkte aus müsse die Sache weiter behandelt werden.

Professor Gatt-Prag: Für die deutschfreiheitlichen Vereine Oesterreichs handelt es sich hier um eine Lebensfrage. Wir sind zum Austritt aus dem Turnkreise gezwungen worden, deshalb können wir doch aber nicht rechtlos werden. Unsere Zugehörigkeit zur deutschen Turnerschaft ist nur zu erreichen, wenn wir einen selbständigen Kreis bilden können. Das würde auch zur Beilegung des Streits in der österreichischen Turnerschaft viel beitragen.

Haagen-Salzburg wendet sich gegen die Anträge. Nirgends bestehen in einem politischen Gebiet zwei verschiedene Turnkreise. Dem Arierparagraph lägen keine politischen Motive zugrunde.

Bethmann-Langendorf: Wir können nicht dulden, daß ein Teil unserer Turnbrüder ausgeschlossen wird, wie das in Oesterreich geschehen ist. Diese Vereine haben lange Jahre mit uns gearbeitet, und wir müssen ihnen die Rechte eines selbständigen Turnkreises gewähren.

Bier-Dresden: Auch ich bin der Ansicht, daß wir unter allen Umständen Mittel und Wege finden müssen, die ein Zusammengehen der jetzt getrennten Verbände ermöglichen. Wir können die 50 Vereine nicht fallen lassen. Ich bin mit dem Antrage Götz-Rühl einverstanden, bitte aber noch hinzuzufügen, daß der selbständige Turnkreis nur solange bestehen soll, wie die Bestimmungen in dem Grundgesetz des 15. Turnkreises, die das Ausscheiden veranlaßt haben, in Kraft sind.

Dr. Götz-Leipzig: Das beste wäre ja, wenn unsere österreichischen Freunde ihren Arierparagraphen einfach aufheben würden. Es geht doch überall im Deutschen Reiche, warum nicht in Oesterreich! Die Deutschen dort haben doch ganz andere Feinde als die paar Juden, die in österreichischen Turnvereinen sind. Aber diesen Weg wollen die Herren nicht gehen und deshalb müssen wir hier ein Notgesetz schaffen. Die große gute Turnsache zwingt uns, Hand in Hand zu gehen. Vierzig Jahre lang haben manche der ausgeschlossenen Vereine im vollsten Frieden mit uns gearbeitet, hoffen wir, daß der Friede im Laufe der Zeit wieder hergestellt wird. (Beifall.)

Kienmann-Wiener Neustadt verteidigt den 15. österreichischen Turnkreis. Die Verhältnisse liegen dort anders als im Reich, und das Vorgehen des Turnkreises werde nicht nur von den „völkischen" Vereinen, sondern auch von vielen fortschrittlichen Vereinen gebilligt. In Oesterreich herrsche eine strengere Auffassung des nationalen Lebens, und die habe zu dem Beschlusse geführt. Schaffe man den neuen Turnkreis, dann werde es neue Reibungsflächen geben und die Agitation hüben und drüben viel schärfer werden.

Professor Partsch-Breslau: Die Turnsache steht viel zu hoch gegenüber politischen und anderen Gesichtspunkten, als daß man diesen Einfluß gewähren sollte. Den deutschfreiheitlichen Vereinen in Oesterreich müssen wir einen eigenen Turnkreis gewähren, nachdem sie ohne ihr Verschulden ausgeschlossen worden sind.

Dr. Götz-Leipzig: Der Antisemitismus hat mit der Turnsache nichts zu tun. Der Unfrieden geht nicht von den Turnern, sondern von den Führern aus

Professor Hahn-Hamburg: Es handelt sich in Oesterreich um Imponderabilien, die man nicht so leicht aus der Welt schaffen kann, aber in unserer deutschen Turnerschaft werden solche Bestrebungen keinen Widerhall finden. Darüber mögen sich die Oesterreicher keinerlei Täuschung hingeben. Die deutschen Turnplätze müssen vollständig neutral bleiben, weder Rang noch Stellung, noch auch die Unterschiede der Konfession dürfen hier Geltung haben. (Beifall.)

Schließlich wurde mit großer Mehrheit (gegen 6 Stimmen) beschlossen, dem Turntage den Antrag Götz-Rühl mit dem Zusatzantrage Bier zur Annahme zu empfehlen, der den deutschfreiheitlichen Vereinen in Oesterreich die Rechte und Pflichten eines selbständigen Turnkreises gewährt.

In der Plenarverhandlung am 4. April kam zunächst der Antrag, die Abgeordneten des Verbandes der deutschfreiheitlichen Turnvereine Oesterreichs zum Turntage mit beratender und beschließender Stimme zuzulassen, zur Beratung:

Gauvertreter Richter-Schandau begründet diesen Antrag, der eine neue Brücke zum Frieden schlagen solle. Es gehe nicht an, 7000 deutsche Turner in des deutschen Reiches Hauptstadt beim deutschen Turntage antechambrieren zu lassen.

Prof. Partsch-Breslau empfiehlt namens des Ausschusses, die Abgeordneten zum Turntage mit beratender, aber nicht mit beschließender Stimme zuzulassen.

Kreisturnwart Voigt-Teschen verliest eine Erklärung des österreichischen (15.) Turnkreises, in der es heißt, daß die Grundgesetze der Turnerschaft unter allen Umständen auf das peinlichste geachtet und gewahrt bleiben müssen. In diesen Grundgesetzen sei genau festgelegt, von welchen Turngebieten und von wem die Abgeordneten zu wählen sind. Davon dürfe nicht abgewichen werden und die Zulassung dieser Abgeordneten sei unberechtigt. Die Vertreter des 15. Turnkreises werden sich an der weiteren Aussprache zu diesem Punkte nicht beteiligen, aber geschlossen gegen den Antrag stimmen.

Der Turntag beschließt nach dem Antrage des Ausschusses, die drei Vertreter der deutschfreiheitlichen Vereine mit beratender Stimme zuzulassen.

Der Turntag ging alsdann zu der Beratung des zweiten Antrages, der den deutschfreiheitlichen Vereinen Oesterreichs die Rechte und Pflichten eines eigenen Turnkreises zuerkennt, über:

Prof. Gatt-Prag dankt im Namen der deutschfreiheitlichen Vereine in Oesterreich für die Unterstützung, die sie bei deutschen Vereinen gefunden haben. Die deutschfreiheitlichen Vereine haben bis zum letzten Augenblick versucht, sich die Zugehörigkeit zum 15. Turnkreise zu erhalten, es war aber auf die Dauer nicht möglich. Unser Antrag will niemand wehe tun, er entspricht aber einer Notwendigkeit. In Oesterreich wollen viele Vereine mit uns turnen (Widerspruch bei den Oesterreichern; Rufe: Namen nennen!) Das habe ich nicht nötig, das wollen wir abwarten. Es ist nur natürlich, wenn die Mitglieder von Vereinen, die nahe bei einander leben, sich nicht dauernd aufhetzen lassen. Wir wollen nicht Turner zweiter Klasse sein und wenn uns die Kreisrechte verliehen werden, so ist zu hoffen, daß die Widersprüche, wenn auch nicht von heute auf morgen, abflauen. Was an uns liegt, wollen wir dafür tun. Wir verlangen hier unser Recht. Wir sind ausgetreten einer sittlichen Ueberzeugung wegen, womit nicht gesagt sein soll, daß die gegnerische Ueberzeugung nicht auch eine sittliche sein kein. Es handelt sich um die höchsten Güter, Recht und Ehre und im Namen von 7500 wackeren Turnern, die drei Jahre lang rechtlos waren, rufe ich Ihnen zu: Geben Sie uns unser Recht, geben Sie uns die Ehre, die uns gebührt, dann wird auch die Ehre des deutschen Turnkreises hochstrahlen. (Beifall.)

Prof. Partsch-Breslau vertritt den Ausschußantrag. Der Turnerei muß ihre Stellung über allen Parteien erhalten bleiben, sie darf diesen felsenfesten Untergrund nicht vertauschen mit Zeitströmungen und verschiedenen Tagesmeinungen. (Lebhafter Beifall.)

Die deutsche Turnerei wäre nicht das, was sie ist, wenn sie sich nicht allezeit neutral gehalten hätten. (Zustimmung.) Nur frei und unabhängig von den Tagesstreitigkeiten vermag sie ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden. Der Antrag des Ausschusses sei nur der Not entsprungen und der Ausschuß wolle ihn nur als Ausnahmemaßregel angesehen wissen, er hoffe aber, daß bei beiderseitigem gutem Willen Ruhe und Frieden eintreten und die Vereine später Schulter an Schulter arbeiten werden. (Beifall.)

Fabrikant Schatt-Hanau bringt namens des 1. Turnkreises den Antrag ein, der Verband deutschfreiheitlicher Vereine in Oesterreich solle als freie Vereinigung zur deutschen Turnerschaft zählen mit dem Rechte der Beteiligung an den deutschen Turnfesten und mit Sitz und Stimme bei den deutschen Turntagen auf Grund der bestehenden Bestimmungen.

Dr. Berger-Magdeburg spricht für den Antrag des Ausschusses: Für uns gibt es nur Deutschösterreicher, welcher Farbe sie auch angehören. Niemand bei uns hat ein Verständnis dafür, daß Deutsche, die so schwer gegen fremde Völker zu kämpfen haben, noch Zeit haben, sich untereinander zu häkeln und diese Häkelei auch ins Deutsche Reich zu bringen. Wir müssen in Oesterreich Licht und Schatten gleichmäßig verteilen. (Beifall.)

Haagen-Salzburg: Die Anträge widersprechen den Satzungen der deutschen Turnerschaft. Sie schaffen ein Präjudiz und bei irgend einer anderen Gelegenheit werden auch in anderen Kreisen Gründe für Trennungen sich geltend machen. Der 15. Turnkreis umfasse 525 Vereine mit 61 000 Mitgliedern, die deutschfreiheitlichen Turnvereine zählen nur 50 Vereine mit 7500 Mitgliedern. Er bitte, wenn es möglich sein soll, daß der 15. Turnkreis weiter im Verbande verbleibt, die Anträge abzulehnen. Auch durch Annahme des Ausschußantrages würde der Konflikt nicht beseitigt und wäre ein solcher Beschluß ja aufs lebhafteste zu bedauern. (Beifall bei den Oesterreichern.)

Kienmann-Wiener Neustadt: Der Arierparagraph entfließt nicht einseitigen Parteibestrebungen, auch wir stehen auf dem Boden der Toleranz. (Rufe: na! na!) Unsere Turnvereine haben in den Turnkreis Angehörige der verschiedensten politischen Parteien entsandt und auch unter den vier Vertretern hier beim Turntage befinden sich Vertreter verschiedener politischer Fraktionen. Aber die deutsche Turnerschaft in Oesterreich habe jene Auffassung des nationalen Lebens, wie sie dort ins Volksleben eingedrungen ist und könne von diesen Grundsätzen nicht abgehen. Ausgetreten ist nur eine Minorität und der 15. Turnkreis zähle jetzt bereits wieder 61 000 Mitglieder gegen 53 000 im Jahre 1901, der Ausfall sei aber wieder gedeckt. Wir stehen auf dem festen Untergrund unseres deutschen Volkstums, welches wir allerdings in einer schärferen Weise auffassen, als es hier der Fall sein mag. Wenn der Ausschußantrag angenommen wird, so wird eine neue Kampfesorganisation geschaffen, die uns den Frieden nicht bringen wird, sondern im Gegenteil die Leidenschaften auslösen wird, die wir jetzt eingedämmt haben. (Widerspruch.) Ein solcher Beschluß würde ein Stich in unser Herz sein, darum lassen Sie es bei dem jetzigen Zustand. (Beifall bei den Oesterreichern.)

Schumck-Frankfurt a. Main spricht für den Antrag des Kreises 9. Er will den deutschfreiheitlichen Vereinen gleiche Rechte gewähren, sie aber nicht als Kreis 15b bezeichnen. Das würde Reibungsflächen ergeben und mehr Aerger als Frieden, den wir doch erhoffen und wir würden hier eine Waffe schmieden, die uns in unsern eigenen Kreisen gefährlich werden kann.

Schreiter (Oesterreicher) macht darauf aufmerksam, daß von dem heutigen Beschlusse viel abhängt. Es handelt sich nicht um Kreis 15 und 15b, sondern geradezu um die Frage, wie sich die österreichische Turnerschaft zur deutschen stellen wird.

Weißbrodt-Hirschberg i. Schles. unterstützt den Ausschußantrag.

Dr. Herold-Brüx: Wir haben die Verpflichtung, die deutsche Eigenart zu hegen und deshalb sind wir zu dem Arierparagraphen gekommen. Hier sind vielleicht viele nicht eines Sinnes mit uns, aber der Grund liegt in den verschiedenen Verhältnissen, und wir haben für alles, was deutsch und was nicht deutsch ist, ein geschärftes Auge. (Lebh. Widerspruch.) Unsere Anschauung ist auch bereits in Deutschland vielfach zum Durchbruch gekommen. Sehen Sie sich doch die Burschenschafter an. Es heißt, wir treiben Antisemitismus. Sie werden doch wissen, was es bedeutet, wenn jüdischer Geist auf die Turnerschaft einwirkt. (Vors. Dr. Götz bittet, keine politische Debatte zu entfesseln, sondern sich an die Anträge zu halten.) Ich hoffe, daß ich hier nicht in meiner Redefreiheit beschränkt werden soll. Ich sage, bei uns hat sich die jüdische Eigenart so gezeigt, daß wir eine Bedrohung unserer Eigenart befürchten mußten. Vater Jahn hat das Turnen für uns Deutsche erstehen lassen, nicht für ein anderes Volk. (Lebhafte Oho!-Rufe.) Mögen sich die Juden zusammenschließen, wie sie es ja auch schon getan haben, wir aber wollen deutsche Turner bleiben. (Lebh. Beifall bei den Oesterreichern. Zurufe: Das wollen wir auch!) Wenn Sie meinen, die arische Bewegung in Oesterreich befinde sich im Rückgang, so befinden Sie sich in einem gewaltigen Irrtum. (Sehr richtig! bei den Oesterreichern.) Gewiß ist die Parteizerfahrenheit bei uns eine große, aber mit unserer inneren völkischen Bewegung hat das nicht das mindeste zu tun. Lehnen Sie die Anträge ab und machen Sie es uns nicht unmöglich, weiter der deutschen Turnerschaft anzugehören. (Lebh. Beifall bei den Oesterreichern.)

Rechtsanwalt Kärnbach-Breslau: Es handelt sich um deutsche Turner, die ein Recht haben, bei uns eingefügt zu werden. Die Ehre brauchen wir ihnen nicht wiederzugeben, die haben sie behalten, aber ihr Recht wollen wir ihnen wiedergeben. (Lebh. Beifall.)

Prof. Kohlrausch-Hannover: Die Herren aus Oesterreich wollen es so darstellen, als ob der Ausschluß mit Antisemitismus nichts zu tun habe. Ob sie damit Glauben finden werden, das bezweifle ich nach meiner Auffassung. Der 15. Turnkreis hatte nach meiner Ueberzeugung nach unseren Grundgesetzen gar nicht das Recht, den Arierparagraphen einzuführen. (Sehr richtig.) Wir haben die Pflicht, zu helfen. (Beifall.)

Schreiter (Oesterreich): Es handelt sich hier um einen Rassenkampf. Wie wäre es möglich gewesen, eine solche Bewegung bei uns heraufzubeschwören, wenn nicht Ursachen dagewesen wären. Der Arierparagraph ist ein Produkt der Notwendigkeit. Die Juden sind oft die ersten, die zu den Gegnern des Deutschtums übergegangen sind. Immer sind wir in Deutschland mit offenen Armen aufgenommen worden und die Reichsdeutschen von uns. Ich wünsche, daß es immer so bleiben möge, durch Annahme dieser Anträge würde aber ein großer Riß entstehen. (Beifall bei den Oesterreichern.)

Ein Schlußantrag wird mit großer Mehrheit angenommen.

Prof. Gatt-Prag wendet sich in seinem Schlußwort als Referent besonders gegen die Ausführungen des letzten Redners. Die Juden in Oesterreich haben immer in der Front gestanden gegen die Feinde des Deutschtums und werden das weiter tun. Was im vorigen Jahre in Budweis passiert sei, wolle er lieber nicht sagen, aber das lasse er sich nicht bieten, daß gezweifelt wird, daß die Juden in der Front und oft an der Spitze auf den exponiertesten Posten kämpfen für das Deutschtum. Das lasse er sich nicht bieten, weil es nicht wahr sei. Er erklärt sich damit einverstanden, daß nach dem Antrage des Ausschusses die Einrichtung des Turnkreises 15b nur vorübergehend sein soll. Er sehe nicht ein, warum nicht alle Vereine in Oesterreich wieder einen Turnkreis bilden sollen, wenn der Arierparagraph aufgehoben wird.

Prof. Dr. Partsch-Breslau: Wir mehr als 600000 deutschen Turner haben das Recht, über eine Frage zu urteilen, die 50 000 Mitglieder aufgeworfen haben und wir sind verpflichtet, uns zu fragen: Ist es denn recht, daß wir uns dauernd einen Kampf von außen her in unsere Reihen tragen lassen, der uns schädigt. (Lebh. Beifall.) Wir stehen zunächst für uns ein und erheben den Anspruch, zu wissen, was uns gut ist und was nicht. Und wenn uns gesagt wird, das und das ist undeutsch, so sage ich: wir wissen allein, was deutsch ist und brauchen uns das von anderen nicht sagen zu lassen. (Beifall.) Wo bleibt hier das gleiche Recht für Alle? Wir sind es uns schuldig, hier eine klare Stellung einzunehmen und wenn uns hier gedroht wird mit Ausscheiden, so meine ich, das können Sie doch erst zuhause beschließen lassen. (Zuruf: Das wird gewiß geschehen.) Ich hoffe, das wird nicht geschehen und ich wünschte, mit Engelszungen reden zu können, um den Freunden aus Oesterreich zu Herzen sprechen zu können, daß sie den guten Willen haben, auch ihrerseits auf der neuen Basis mitzuarbeiten. Ich bitte um Annahme des Ausschußantrages mit großer Einmütigkeit. (Lebh. Beifall.)

Die Abstimmung ergibt die Annahme des Ausschußantrages gegen 37 Stimmen von etwa 300, worauf Prof. Kienmann-Wiener Neustadt erklärt: Wir haben diesen Beschluß vorausgesehen, der sich gegen unser Selbstbestimmungsrecht wendet. Wir werden sofort einen außerordentlichen Kreisturntag einberufen, der über unsere künftige Haltung Beschluß zu fassen haben wird. An den diesmaligen Beratungen werden die österreichischen Abgeordneten aber weiter teilnehmen. (Lebh. Beifall.)

Vors. Dr. Götz-Leipzig: Uns allen liegt von Herzen daran, daß das Verhältnis in Zukunft dasselbe bleibt, wie bisher. (Lebh. Zustimmung.) Ich meine, die Oesterreicher haben auch keinen Grund, verärgert zu sein. Wenn es aber der Fall ist, haben sie zuhause Gelegenheit genug, sich mit den Tschechen abzuärgern. (Heiterkeit.)

* * *

**Es ist mit Genugtuung zu begrüßen, daß der deutsche Turntag durch diesen Beschluß, der die deutschfreiheitlichen Turnvereine in Oesterreich von dem Terrorismus des unter der Führung der alldeutschen Abgeordneten Schönerer und Wolf stehenden 15. Turnkreises befreit, den Versuchen, dem Antisemitismus unter der Flagge der Hochhaltung des Nationalitätsprinzips offiziell Eingang in die Turnerschaft zu verschaffen, eine entschiedene Absage hat zuteil werden lassen. Besonders erfreulich ist dabei auch die geschlossene Gegnerschaft der gesamten reichsdeutschen Turnerschaft gegen das Verfahren der antisemitischen österreichischen Turnvereine. Ob nach diesem**

Beschluß der Zusammenhang der gesamten deutschen Turnerschaft einschließlich der deutschen Turnvereine in Oesterreich in Zukunft wird aufrecht erhalten werden können, erscheint uns allerdings sehr fraglich. Ritter Georg von Schönerer und K. H. Wolf werden voraussichtlich sofort allen ihren Einfluß geltend machen, um den 15. Turnkreis zum Austritt aus der deutschen Turnerschaft zu veranlassen, natürlich nur im Interesse der Sicherung des „unverfälschten Deutschtums". So sehr man nun auch eine solche Scheidung der deutschen Turnerschaft im wirklichen wohlverstandenen nationalen Interesse bedauern müßte, so wenig wird man es den reichsdeutschen Turnvereinen verübeln können, wenn sie es ablehnen, sich den diktatorischen Forderungen eines Schönerer und Wolff zu fügen, die weder in nationaler noch in sittlicher Beziehung ein Recht haben, sich als legitimierte Vertreter des „reinen Deutschtums" aufzuspielen, der mütterlicherseits von Juden stammende Ritter Georg nicht einmal vom antisemitischen Standpunkt aus; und über Herrn K. H. Wolf, der erst vor 14 Tagen in seiner bekannten Ehescheidungsaffaire durch Erkenntnis des obersten Gerichtshofs als der allein schuldige Teil erklärt worden ist, ist in allen denjenigen deutschen Kreisen, in denen deutsche Treue und Reinheit durch die Tat bewiesen werden, längst das Urteil gesprochen.

---

## Mit dem Grafen Pückler auf Weichselmünde.

Festungserinnerungen von Emil Brandt.

(Nachdruck verboten.)

Kennen gelernt hatte ich den edlen Herrn von Kl. Tschirne, dem der Volksmund den lieblichen Kosenamen „Dreschgraf" verliehen hat, schon in Berlin. Das heißt nur von weitem! Ich war der Wissenschaft halber in eine jener ersten antisemitischen Versammlungen gegangen, in denen von der Staatsbürgerzeitungs-Partei mit pomphafter, marktschreierischer Reklame der Graf Pückler-Kl. Tschirne den Berlinern als neuestes, größtes antisemitisches Wundertier angepriesen wurde. Schon bei der Lektüre des ersten Zeitungsberichtes über die Pücklerschen Reden drängte sich einem unwillkürlich der Eindruck auf, daß man diesem Edelsten der Nation kaum mehr als ein pathologisches Interesse entgegenbringen durfte. Ich wollte ihn aber trotzdem selbst gesehen und gehört haben. Es war ein billiges Vergnügen! 20 oder 25 Pfennige kostete das Vergnügen, einen leibhaftigen schlesischen Granden aus gräflichem Geblüt als politischen Spaßmacher agieren zu sehen. Wie ich dann zum erstenmale inmitten einer solchen fast tausendköpfigen Pückler-Versammlung saß und den Herrn Grafen reden sah und hörte, beschlichen mich sonderbare Gefühle. Gab es denn wirklich Leute, die diesen Mann als Politiker ernst nehmen konnten? Der dröhnende Beifall, der die albernen, rohen und platten Witze und die blutrünstigen Worte und Aufforderungen des gräflichen Redners ständig begleitete, zeugte allerdings dafür, daß das — in jener Versammlung wenigstens — in großem Maße tatsächlich der Fall sein mußte. Meinte dieser Mann, der da oben auf der Bühne irres und wirres Zeug redete und seine Plattheiten mit prophetischer Wichtigtuerei in die Massen schleuderte, es selber wirklich ernst mit dem, was er sagte? Wenn man sah und hörte, wie er in diesem Augenblicke, mit frommen Augenaufschlag gen Himmel, seinem Munde Worte und Sprüche der Heiligen Schrift und tief religiöse Empfindungen entströmen ließ, um im nächsten Augenblick in rohester und empörendster Weise zu Gewalttätigkeiten gegen jüdische Mitbürger aufzufordern, wobei er seine Hetze mit aufdringlichstem Patriotismus mundgerechter zu machen suchte, konnte der unparteiische Zuhörer sich kaum des Eindrucks erwehren: entweder ist's ein vollendeter Komödiant, der in verwerflichster Weise mit billiger, kein Register verschmähender politischer Kulissenreißerei um die Gunst und den Beifall der Massen buhlt, oder ein kompletter —.

Wunderbar war auch angesichts dieser Reden die zarte Rücksichtnahme, die die Staatsanwaltschaft, unsere „objektivste Behörde", und später das Gericht gegenüber dem gräflichen Agitator walten ließ. Als ich die ersten Pücklerschen Reden gelesen und gehört hatte, sagte ich bei mir: „Du hast doch auch schon manche scharfe Rede gehalten, allerdings gegen Agrarier und Junker! Im Vergleich zu diesem gräflichen Redner bist Du aber doch der reine Waisenknabe; und trotzdem hat die gegnerische Presse Deine Reden zu „Brand"-Reden und Dich selbst zum „Hetzapostel" gestempelt; und trotzdem Du vor bist Gericht zu wiederholten Malen schon recht böse reingefallen!" Und ich dachte weiter bei mir, ob ich es wohl wagen könnte, dieselben Reden, die Graf Pückler in Berlin gegen Juden und Judengenossen gehalten hat, wörtlich vielleicht in Pommern zu wiederholen, nur mit dem kleinen Unterschiede, überall die „Juden und Judengenossen", gegen die Graf Pückler loswetterte, durch „Agrarier und Junker" zu ersetzen? Ob mir gegenüber das Gericht auch die Auffassung wie beim Grafen Pückler vertreten hätte, die Aufforderung, „den ersten Junker, dem Ihr auf der Chaussee begegnet, packt beim Kragen und verhaut ihn, daß die Fetzen fliegen!" — sei nur „bildlich" zu nehmen? Ich trug mich allen Ernstes eine zeitlang mit dem Gedanken, diese Probe auf das Exempel und auf die Objektivität unserer Gerichte zu machen, habe es aber dann doch unterlassen — denn es wäre mir sicherlich schlechter bekommen, wie dem Grafen Pückler. Darüber ließen die Erfahrungen, die ich bei meinem jahrelangen Kampfe gegen die ostelbischen Junker in so manchem Prozesse gemacht habe, keinen Zweifel aufkommen.

Hatte ich mir doch auch die „vier Wochen", die ich auf Festung Weichselmünde „abzubrummen" hatte, im Kampfe gegen junkerliche Uebergriffe geholt. Und dabei hatte ich einem solchen edlen Herrn nur ein bischen auf die Hühneraugen getreten (natürlich ist das im Pücklerschen Sinne nur „bildlich" gemeint). Aber auch das ist schon viel zu viel gewagt. Nur ein ganz klein wenig mit dem kleinen Finger gekitzelt hatte ich einen pommerschen junkerlichen Herrn. Freilich war dieser Junker ein Landrat, und noch dazu der in Grimmen, ein Freiherr von Maltzahn! Zwar hatte dieser Herr und Landrat in jenem denkwürdigen Wahlkampfe in Greifswald-Grimmen vom Jahre 1901, an dem ich stark beteiligt war und aus dem der liberale Bergrat Gothein als Sieger hervorging, in seiner Eigenschaft als Gründer und erster Vorsitzender des Grimmer konservativen Wahlvereins gegen uns Liberale scharfe Hiebe ausgeteilt, ja — wie seinerzeit gerichtsseitig festgestellt wurde — sich sogar zu Beleidigungen verstiegen und als konservativer Parteimann jenen Hotelboykott verfügt, der die Witwe Müller in Grimmen zu einer weltberühmten Persönlichkeit machte .... Als ich ihm dann aber in dem schönen Liede „Wenn ich einmal ein Landrat wär'" — wie gesagt — nur ein ganz kleines bischen mit etwas Satire auf seiner konservativen Parteihaut kitzelte, erwies sich der so streitbare politische Herr Landrat als höchst empfindlich, und das Greifswalder Gericht hatte für diese landrätliche Empfindlichkeit ein solches Verständnis, daß es mich zu einem Monat Gefängnis verurteilte. Der Staatsanwalt hatte allerdings eine noch gefühlvollere Seele; nach seinem Antrage wären vier Monate eine nur eben ausreichende Sühne gewesen. Daß an allerhöchster Stelle eine mildere Auffassung über mein politisches Verbrechen Platz gegriffen hatte, zeigte der Erfolg meines Gnadengesuches. Die Gefängnisstrafe wurde mir in Festungshaft umgewandelt.

Jedenfalls beweist dieses, mein Erlebnis mit dem Grimmer Landrat, neben vielen anderen ähnlichen Erfahrungen,

die ich gemacht habe, daß es für unsereinen weit gefährlicher ist, mit Agrariern, Junkern und Landräten anzubandeln, als für den Grafen Pückler, sich Juden und Judengenossen vorzuknöpfen.

Damit bin ich wieder beim Grafen Pückler angelangt, mit dem ich, nachdem mir von der Staatsanwaltschaft Weichselmünde zur Verbüßung meiner Haft angewiesen worden war, nunmehr in Berührung kommen sollte. Graf Pückler „brummte" nämlich zu jener Zeit ebenfalls in Weichselmünde und zwar gemeinsam mit seinem Inspektor — beide wegen Duellvergehen. Bekanntlich hatte Graf Pückler einen gerichtlichen medizinischen Sachverständigen, der in einem Prozesse leise Zweifel an seiner geistigen Zurechnungsfähigkeit geäußert hatte, hinterher auf Pistolen „gefordert", was ihm drei Monate Festung eintrug, deren Rest gerade in die Zeit meiner Haftverbüßung fiel.

Mitten aus einem heftigen Wahlkampfe in Dessau, der durch den jähen Tod des unvergeßlichen Roesicke bald nach den allgemeinen Wahlen erforderlich geworden war, fuhr ich eines schönen Tages nach Weichselmünde, wo ich auf der Festung für vier Wochen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen sollte. Offen gestanden, war mir die Sache keineswegs unangenehm. Ich hatte im letzten Jahre und besonders in den letzten Monaten sehr stark gearbeitet, fühlte mich sehr abgespannt und war froh, einige Wochen an der schönen Danziger Bucht, und sei es auch hinter den Festungswällen, in stiller Zurückgezogenheit leben zu können. Bei dem wunderbar schönen Wetter, das in jenem September herrschte, und bei der salzgeschwängerten würzigen Seeluft in unmittelbarer Nähe versprach ich mir Ruhe und Erholung, die ich denn auch in Weichselmünde tatsächlich fand.

Da ich vom Grafen Pückler erzählen will, möchte ich nicht auf Einzelheiten des Festungslebens eingehen, das im allgemeinen, besonders wenn die Haft nur eine kürzere ist, recht gemütlich sein kann. Aber das will ich wenigstens sagen, daß ich mich auf der mir angewiesenen Stube Nr. 4 im sogenannten Kranzgebäude ganz behaglich fühlte. Freilich viel Komfort gab es nicht; das Bett war auch verteufelt hart; aber sonst war „alles da", was man brauchte: Kommode, Kleiderspind, Waschtoilette, ein Tisch, zwei Stühle, ein Spiegel, dessen Glas allerdings von solcher Beschaffenheit war, daß man beim Hineinschauen sehkrank werden konnte .... aber was wollte das Herz eines „Festungsstubengefangenen" noch mehr? In manchen Hotelzimmern sieht es auch nicht viel anders aus. Wie im Hotel war übrigens an der Wand ein Knopf für eine elektrische Klingel, die nach der Wachstube führte. Hatte man irgend einen Wunsch, so drückte man einfach auf jenen Klingelknopf. Sofort erschien ein wackerer Vaterlandsverteidiger, klopfte an die Stubentür, trat nach dem „Herein!" ins Zimmer, nahm an der Tür eine stramme dienstliche Haltung an und die Wünsche des „Gefangenen" entgegen. Diese Bedienung klappte sogar besser wie in manchem Hotel. Daß unter solchen Umständen und bei der Freiheit, die der „Gefangene" innerhalb der Festungswälle in jeder Beziehung hat, von den Schrecknissen einer solchen Haft, die manches naive Gemüt mit dem Begriffe „Festung" in Verbindung bringt, nicht viel übrig bleibt, versteht sich von selbst. Und es läßt sich begreifen, daß ich bald ein paar Postkarten absandte, auf denen es hieß:

„Für meine Grimmer Landrats-Sünde
Sitz' ich nun hier in Weichselmünde.
Und ist's auch zeitweis' hinter Gittern —
Das soll mir's Leben nicht verbittern.
Im Gegenteil! — Es ist fidel
Und so vergnügt, daß — meiner Seel'! —
Wenn ich der Grimmer Landrat wär' ....
Ich auch noch käme her."

* * *

„Zehn Tage sitz' ich hier oben grad',
Und bald vergehen auch zwanzig
Sehr häufig geh' ich zur See ins Bad,
Und öfter bin ich in Danzig.
Vergnügt — wie im klaren Wasser die Fische —
Schickt Grüße aus der „Sommerfrische" E. B.

* * *

Doch nun zum Grafen Pückler!

Nachdem ich, von Danzig kommend, die Festung betreten, damit also meine Haft angetreten, und vom Kantinenwirt mein „Logis" angewiesen erhalten hatte, hielt ich Umschau. Von den „Gefangenen" — es waren augenblicklich neun in Haft — war kein einziger in der Festung. Sie waren sämtlich ausgeflogen. Auf Badeurlaub! Zu diesem Zwecke erhält man die Erlaubnis, die Festung auf zwei Stunden zu verlassen. Ich hatte also Muße, mich mit der Oertlichkeit vertraut zu machen. Bald kamen die „Gefangenen" zurück. Graf Pückler, den ich von Berlin her an seiner gedrungenen Gestalt und seinem ganzen Aeußern sofort wiedererkannte, war mitten unter ihnen. Ich stellte mich als frisch eingetroffen den Herren vor — und damit begann meine persönliche Bekanntschaft mit dem „Grafen", wie er auf Festung der Kürze halber, und da er seine Gattung nur als einziges Exemplar vertrat, genannt wurde. Jetzt wo ich ihn in unmittelbarer Nähe vor mir hatte, fiel mir, noch weit mehr als in Berlin auf, daß er eigentlich ein prononziert-jüdisches Aussehen hat. Viel eher wie für einen Aristokraten würde man ihn für einen besseren jüdischen Pferdehändler halten. Das Gefühl, ein zu solchen fatalen Verwechslungen Anlaß gebendes Aeußeres zu besitzen, muß für einen Mann wie den Grafen Pückler, der allen Ernstes behauptet, von Rüdiger von Bechlaren abzustammen, besonders schmerzlich sein. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß dem edlen Arier den Schmerz bereiten: Er sieht entschieden jüdisch aus! Manchmal schon ist mir der Gedanke aufgestiegen, ob das nicht bei ihm mit ein Anlaß gewesen ist, den Antisemitismus in so schaiser Form hervorzukehren, Denn wiederholt habe ich schon Leute kennen gelernt, die, bei etwas „jüdischem Aussehen", ihr unverfälschtes christliches Germanentum durch Judenhaß und Judenhetze nachzuweisen sich bemühten.

Am selben ersten Abend wurde ich aufgefordert, an dem gewöhnlichen gemütlichen Beisammensein der „Gefangenen" bei einem Glase Bier, das heimlicher- und verbotener Weise auf einem gemeinsamen Flur stattfand, teilzunehmen. Ich fand mich ein, und, statt in ihren Stuben, wie die Vorschrift will, saßen die neun „Gefangenen" an einer improvisierten Tafel vergnügt und heiter bei ihren Schoppen, die aus einem, auf einem umgestülpten Stuhl gelagerten „Achtel" immer von neuem gefüllt wurden. Mein Nachbar zur Linken war Falkenhagen, der, wie erinnerlich, den Landrat von Bennigsen im Duell erschoß (nebenbei bemerkt ein Mensch, dem ich auf Grund eines wochenlangen täglichen Verkehrs das Zeugnis ausstellen kann, daß er *besser* ist als sein Ruf); mein vis-à-vis war Graf Pückler. Nachdem eine Weile geplaudert, gesungen und getrunken war, erhob sich plötzlich das „blaue Blut", wie der Herr Graf auch noch benamset wurde, gebot „Silentium!" und fing an, eine gewaltige Rede zu schwingen und zwar — auf mich! Er hieß mich namens der Mitgefangenen willkommen im „Verbrecherklub Weichselmünde", ich möge mich wohl fühlen usw., usw. Zum Schluß brachte er — der große Antisemit Graf Pückler — mir — dem freisinnigen Emil Brandt — mit Stentorstimme ein donnerndes Hoch aus. Es wird mir wohl in meinem Leben nicht wieder passieren, daß mir der Graf Pückler eine so schöne Rede hält. Ich habe auch, offen gestanden, gar kein Verlangen darnach. Bemerken muß ich, daß Graf Pückler an jenem ersten Abend noch nicht wußte, wer ich war und was mich nach Weichselmünde geführt hatte. Vielleicht hätte er mir seine Rede dann doch nicht gehalten.

Am nächsten Morgen, als ich auf den Wällen promenierte, kam er mit mir ins Gespräch und fragte mich: „Was haben Sie denn eigentlich peccieri?“ Ich schenkte ihm klaren Wein ein, daß ich mein Hiersein dem Grimme des Grimmer Landrates zu verdanken habe und fügte hinzu, er ersähe daraus, daß wir palitische Antipaden seien und für unsern gemeinsamen Aufenthalt wohl am besten täten, Exkursianen auf das palitische Gebiet zu vermeiden. Ich kam, wie das bei dem engen Zusammenleben in der Festung ganz unvermeidlich ist, mit dem Grafen Pückler nach wiederhalt ins Gespräch; die Erörterung palitischer Fragen vermieden wir aber beide. In der Unterhaltung mit mir berührte er auch niemals die Judenfrage, die sonst allerdings sein ganzes Denken und Fühlen ausfüllt.

Im übrigen legte er sich während seiner Haftzeit sawohl innerhalb wie — bei Urlauben — außerhalb der Festung in bezug auf seine antisemitischen Neigungen nicht den mindesten Zwang auf. Er leidet an der fixen Idee, hinter allem, was ihm oder andern unangenehm und unbequem ist, Juden und Judenmache zu wittern. Es mochte sich bei Erzählung van Erlebnissen handeln, um was es walle, kam eine mißliebige, aufdringliche oder sanstwie unangenehme Persönlichkeit darin var, aber war etwas unliebsames oder ärgerliches passiert, sa konnte man sicher sein, wenn Graf Pückler Zuhörer war, van ihm sein stereatypes: „Das ist sicher ein Jude gewesen!“ zu vernehmen. Das meinte er nicht etwa scherzhaft, nein im vollen Ernste! Man sah es seiner Miene und hörte es seinem Tonfall an, daß jede andere Möglichkeit bei ihm ausgeschlassen war. Bei ihm stand fest: „Das kann nur ein Jude gewesen sein!“ Van dieser fixen Idee war er nun einmal besessen, und auf dieser fixen Idee basierte auch seine Beurteilung aller Menschen und aller Varkammnisse. Daß es sich dabei um eine Abweichung van dem narmalen Geisteszustande handeln müsse, wurde mir immer klarer, je länger ich den Grafen in seinem sonstigen Tun und Treiben auf der Festung zu beabachten Gelegenheit hatte. Besanders auffallend bei ihm war ein ganz eigenartiges Lachen, das stets im selben Tonfall über die Wälle dröhnte. Svbald ich diese Lache ertönen hörte, hatte ich immer das Gefühl, als hätte ich in ähnlicher Weise schan im Irrenhause lachen hören. Und wenn man wußte, daß der „Graf“ es an der Gewohnheit hatte, über seine eigenen Warte, Schilderungen und Witze zuerst mit dieser ständig gleichen, lauten Lache zu quittieren, ahne daß die Zuhörer astmals auch nur den mindesten Lachreiz verspürten, sa konnte man sich der Empfindung nicht erwehren, daß man es tatsächlich mit einem mehr oder weniger harmlasen Narren zu tun habe. Dazu kam nach Eines, das diese Empfindung zu stärken geeignet war. Während der „Graf“ in der ersten Zeit bei den heimlichen Kneipereien und Zechgelagen tonangebend und einer der Lautesten war, der große Reden hielt, in denen Deutschtum, Patriotismus, Vaterlandsliebe und Juden die Hauptralle spielten, der fartwährend sang und dessen Saugesbedürfnis, Sangesfreudigkeit und Lungenkraft sa graß war, daß ihm ein paar Studenten, denen am Trinken mehr wie am Singen gelegen war, ständig entgegendrüllten: „Wir sind doch kein Gesangverein!“ ... verfiel er später ins Extreme. Er isalierte sich fast ganz oder wurde teilweise isoliert, da selbst die Studenten, die doch, besanders wenn sie, wie die Weichselmünder, „Kauleur-Studenten“ sind, gewöhnlich von des antisemitischen Gedankens Bläße angekränkelt zu sein pflegen, sein lautes, unangenehmes, heratisches Wesen und seine ewige, blöde, geistlase Antisemiteret bald satt bekammen hatten.

Nun konnte man ihn oft stundenlang allein auf den Wällen herumwandern sehen, die Hände in die Taschen seines Paletats oder seiner Hosen vergraben, dabei beständig summend und drummend, ohne sich um jemand zu kümmern oder jemand anzureden. (Schluß folgt.)

---

# Aus dem antisemitischen Lager.

**Der Abg. Gräfe und Prinz Sizzo.** In der „Berl. Ztg.“ lesen wir: „Den Antisemiten ist Heil widerfahren. Zu dem Siege in Zschopau-Marienberg kammt eine Nachricht, die jede antisemitische Brust wohl nach höher schwellen lassen wird, als es irgend ein Wahlsieg vermöchte. Wie die „Deutschsozialen Blätter“ des Herrn Liedermann van Sannenberg triumphierend berichten, hat Prinz Sizzo von Leutenberg, der zukünftige Fürst von beiden Schwarzburgs, in Bischofswerda den Abg. Gräfe besucht, um ihm nochmals, was er schan früher durch ein Telegramm getan hatte, seinen Dank und seine volle Zustimmung zu seiner Rede im Reichstag zum Ausdruck zu bringen. Der Prinz verweilte etwa eine Stunde in der Villa des Herrn Gräfe. Man denke, ein leibhaftiger Prinz, wenn auch keiner von ganz edenbürtiger Abstammung, weilt eine Stunde bei dem Moselweinhändler und Blumenfabrikanten Gräfe. Eine ganze Stunde! Schade, daß der Phynograph nicht die zugleich geistvollen und patriotischen Gespräche der Mit- und Nachwelt überliefert hat, die die beiden Männer, die zweifellas gut zueinander passen, in dieser historischen Stunde gepflagen haben. Als sicher darf man wohl annehmen, daß Herr Gräfe die besten Marken seines Geschäfts — natürlich des Maselweingeschäfts — dem durchlauchtigen Gast vorgeführt hat. Wenn Herr Sizza erst den Thron bestiegen hat, kann er sich ja reaanchieren. Herr Gräfe ist weder adlig noch Kammerherr, nach hat er den plundrigsten Orden. Schier unbegrenzte Möglichkeiten eröffnen sich alsa für seinen hohen Gönner. Der Wetzen des Antisemitismus blüht wirklich und wahrhaftig. Man könnte vrdentlich neidisch werden.“

**Antisemitischer Schwindel.** Der Abg. Bebel hat der „Staatsbürgerztg.“ folgende „Richtigstellung“ zugesandt:

Die in Nr. 74 A der „Staatsbürgerztg.“ vam Mantag, den 28. März, die mir erst jetzt zu Gesicht kommt, enthält in ihrem Leitartikel über den Ausfall der Zschapauer Wahl unter anderm folgende Bemerkungen inbezug auf mich:

„Am Abende vor seiner Ankunft lief im Hotel „Gerichtsschänke“ ein Telegramm folgenden Inhalts ein: „Bitte die drei besten Zimmer für mich zu reservieren. Bebel.“ Die drei Zimmer wurden reserviert und Bebel hat in ihnen residiert wie ein Fürst.“

Diese Angaben sind van A bis Z erlogen. Die Wahrheit ist: Freunde von mir ließen ein einfaches Zimmer für mich reservieren, das ich mit dem üblichen Preise bezahlte. A. Bebel.

**Der christlichsoziale Abg. Dr. Burckhardt** erklärt es in einer Zuschrift an den „Varwärts“ für unwahr, daß sein Prazeßgegner vor Gericht den Wahrheitsbeweis geführt habe, „daß Burckhardt über seinen nationalliberalen Vargänger im Mandat wissentlich unwahre Behauptungen verbreitet habe.“ Das Gericht habe gar kein Urteil darüber gefällt, ab er wissentlich unwahre Behauptungen verbreitet habe. Es habe lediglich wegen des einen Arttikels auf Freisprechung erkannt, weil es dem Beklagten den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches (Wahrung berechtigter Interessen) zugebilligt habe.

---

# Vermischtes.

**Antisemitische Plakate in Eisenbahn-Zügen.** Unser Büreau in Frankfurt a. M. schreibt uns: Auf eine an die Königl. Eisenbahndirektian gerichtete bezügliche Beschwerde erhielten wir folgenden Bescheid:

„Wir haben unsere Organe schon früher und jetzt wiederholt strengstens angewiesen, auf das Vorkommen solcher und ähnlicher Plakate, wie die uns übersandten, in den Aborten oder Abteilen der Personenwagen zu achten, und vorgefundene Plakate sofort zu entfernen, auch die in Frage kommenden und überführten Täter uns behufs strafrechtlicher Verfolgung unverzüglich anzuzeigen. — Ebenso haben wir die Eisenbahndirektion in Köln und Mainz, sowie die Generaldirektion in München ersucht, eine gleiche Anweisung zu treffen. Wir sprechen unser Bedauern darüber aus, daß unsere Wagen zur Anbringung der Plakate benutzt worden sind."

(gez.) Thomé.

Da, wie ersichtlich, die Maßnahmen der Königlichen Eisenbahndirektion sich nicht auf den hiesigen Direktionsbezirk beschränken, verdient der Bescheid besondere Anerkennung.

**„Mandelstamm und Silberfarb."** Ueber russische Studenten äußert sich die von dem Sanitätsrat Dr. Konrad Küster herausgegebene „Allg. Deutsche Universitätsztg." wie folgt:

„Noch immer sind wir eingetreten für das Deutschtum gegenüber deutschfeindlichen Bestrebungen; noch immer haben wir den deutschen Charakter unserer Universitäten betont und gegen die Uebergriffe ausländischer Studierender Front gemacht; aber in diesem Falle stehen unsere Sympathien ganz und gar auf Seiten der russischen Studenten. Wer diese Leute kennen gelernt hat, wie sie oft kärglich ihr Dasein fristen, um in einem fremden Lande ihren Wissensdurst zu stillen, weil es ihnen ihr Heimatland verwehrt, wie sie gierig von allen Quellen der Kultur trinken, an denen der „deutsche Student", der oft im Kneipenleben und Mensurunwesen aufgeht, achtlos und oft sogar verächtlich vorübergeht, der wird sich für diese russischen Studenten wohl vielleicht nicht begeistern können, weil ihr Leben für ihn ein fremdländisches ist, aber er wird nicht ein Verdammungsurteil über sie fällen, nicht mit so verächtlichen Scherzen im Ton antisemitischer Blätter über sie sprechen können, wie es dem höchsten Beamten des deutschen Reiches beliebte. Oder sollten wir wirklich an anarchistische Umtriebe, an die Staatsgefährlichkeit dieser mit hohem politischen Idealismus beseelten Leute glauben? Ja, staatsgefährlich sind sie; aber nicht für ein freiheitlich, konstitutionell regiertes Land, wie es ja nach Meinung mancher Leute wohl unser Vaterland ist, sondern staatsgefährlich sind sie für das Land des Selbstherrschers aller Reußen, das sie vom Drucke des Zarismus befreien, das sie „glücklich und frei" machen möchten, wie es in einem schönen Studentenliede auch von unseren Wünschen für unser deutsches Vaterland heißt.

Doch wie sagt doch der Oberrabbiner Ben Akiba in Gutzkows „Uriel Acosta"? Alles schon dagewesen!

Ja, staatsgefährlich, oder wie man im russischen Jargon sagen würde: anarchistisch war auch einst die deutsche Burschenschaft, die freventlich die Eintgung Deutschlands erstrebte, staatsgefährlich waren auch ein Jahn, ein Arndt, ein Reuter und all die Jünglinge und Männer, die von Freiheit und Vaterland schwärmten!"

**Ein Erlaß des Ministers v. Plehwe über die Behandlung der Juden.** Die „Frankf. Ztg." erhält von einem vertraulichen Erlasse des russischen Ministers des Innern Kenntnis, in dem unter Hinweis auf die offen zugestandene Mangelhaftigkeit der russischen Judengesetze eine mildere Praxis, zunächst bis zum Ende des Krieges vorgeschrieben wird. Folgendes ist der Wortlaut des Erlasses:

Ministerium der Inneren Angelegenheiten — Vertrauliches Zirkular.

An die Herren Gouverneure, Stadtoberen und Oberpolizeimeister.

Die Anordnungen zur Entfernung der Juden aus den Orten außerhalb der jüdischen Ansiedlungszone, die zu verschiedenen Zeiten vom Ministerium der Inneren Angelegenheiten gegen diejenigen Juden, die sich dort unrechtmäßigerweise angesiedelt haben, getroffen worden sind, veranlaßten die örtlichen Behörden zu mehr oder weniger strengen Maßregeln gegen diese Juden. Aus den zahlreichen Beschwerden der ausgewiesenen Juden an das Ministerium und aus den Berichten der örtlichen Behörden ist zu ersehen, daß die Maßregeln der Verwaltungen behufs Wiederherstellung der Wirkung der Gesetze, die das Wohnrecht der Juden beschränken, bisweilen von schweren Folgen für die Betroffenen begleitet waren. Indessen muß bemerkt werden, daß in gewissen Fällen die Ursachen des ungesetzlichen Aufenthaltes der Juden in Orten, in denen der Aufenthalt ihnen nicht erlaubt ist, in der Mangelhaftigkeit unserer Juden-Gesetzgebung gesucht werden muß, einer Mangelhaftigkeit, die von der höchsten Regierung zugestanden wird und sie veranlaßt hat, die Vorbereitungen zu einer Revision der die jüdische Bevölkerung des Reiches betreffenden beschränkenden Gesetzgebung in Angriff zu nehmen. Die Unklarheit dieser Gesetzgebung, die selbst bei den höchsten Staatsbehörden widersprechende Deutungen verursacht, beeinflußte notwendigerweise auch die Einheitlichkeit und Rechtmäßigkeit der einschlägigen Verfügungen der örtlichen, namentlich der untergeordneten Behörden, höchst ungünstig. Bei dieser Sachlage wäre es nicht ganz billig, alle die schweren Folgen einer unrechtmäßigen Ansiedelung der Juden an Orten, die außerhalb der für ihren Aufenthalt bestimmten Zone liegen, die betreffenden Juden tragen zu lassen, namentlich in gegenwärtiger Zeit, wo die schwere Lage der ausgewiesenen Juden noch vielfach verschlimmert wird durch die Kriegsereignisse im fernen Osten, welche die Mobilisierung gewisser Militärbezirke und die Einberufung der Reserven, unter denen sich auch Mitglieder ausgewiesener Familien befinden können, veranlaßt haben.

Aus diesen Gründen und in dem Bestreben, alles zu vermeiden, was in dieser schweren Zeit den regelmäßigen Gang des inneren Lebens des Reiches stören und die Unzufriedenheit der Bevölkerung erregen könnte, halte ich es für notwendig, sofort zeitweilig, bis zur Wiederherstellung des Friedens, von den Juden, die nach Ansicht der administrativen Behörden sich unrechtmäßigerweise in ihrem jetzigen Wohnorte aufhalten, die Ausweisung derjenigen einzustellen, die den Wohnort rechtmäßig bezogen hatten, aber nachträglich ihr Wohnrecht verloren haben, sowie ferner diejenigen Juden, die schon längere Zeit in ihrem gegenwärtigen Wohnorte wohnen und dabei eine Familie und Haushaltung besitzen. Hiervon habe ich die Ehre, Exzellenz zu benachrichtigen behufs entsprechender Verfügung, mit dem Bemerken, daß als unerläßliche Bedingung für die Anwendung der gegenwärtigen Verfügung die Gewißheit der administrativen Behörde betrachtet werden muß, daß der Jude, der in einem für ihn verbotenen Wohnorte belassen werden soll, weder für die öffentliche Ordnung schädlich ist, noch in der Bevölkerung, in deren Mitte er sich aufhält, Unzufriedenheit erregt.

Der Minister der Inneren Angelegenheiten.
gez: Staatssekretär Plehwe.

Dieser interessante Erlaß ist vielleicht durch die Ungeheuerlichkeit mitveranlaßt worden, daß die Familien von jüdischen Aerzten, die sich im Dienste ihres Vaterlandes auf den Kriegsschauplatz begeben hatten, ausgewiesen worden waren.

---

## Unser Doktor.

Von Otto Pantsch-Berlin.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wieviel hundert Flecken mit allem möglichen Kram hat er über Land getragen, um sie zu verhökern! Bei Deutschen und Polen war er gleich gern gesehen. Eine fast unerklärliche Zuneigung hatte der polnische Graf K. zu ihm gefaßt, ein Edelmann von einer bewegten politischen Vergangenheit. Als Haupt einer polnischen Verschwörung war er einst als Hochverräter zum Tode verurteilt, aber vom König begnadigt worden. Sein Haß gegen die vermeintlichen Unterdrücker seines Volkes war trotzdem nicht erloschen; aber seitdem man ihm den Prozeß gemacht hatte, lebte er vollständig zurückgezogen auf seinen Gütern. Hier herrschte nichts weniger als polnische Wirtschaft. Später, als ich meinen Vater auf seinen Landtouren begleitete, was

natürlich nur in den Ferien geschehen konnte, bin ich häufiger im Schlosse des Grafen K. gewesen. Sein einziger Sohn war mein Altersgenosse. Der junge Graf hatte mich offenbar in sein Herz geschlossen, obgleich ich der Junge eines armen jüdischen Hausierers war. Sobald unsere Ferien begonnen hatten, fuhr sicher in den nächsten Tagen die gräfliche Kutsche bei uns zu Hause vor, und fort gings auf die Güter des Grafen K. Das waren selige Tage. Ich nahm denn auch am Unterricht des jungen Grafen teil. Mein Vater mußte schließlich einwilligen, mich auf das Gymnasium der Stadt zu schicken. Schon in Quinta bekam ich eine halbe Freistelle, in Tertia eine volle. Von Obertertia an besuchte auch der Graf K. das Gymnasium. Unsere Freundschaft wurde nun noch enger. Wir trennten uns erst, als wir die Universität bezogen. Der Graf ging zunächst nach Krakau, vom dritten Semester an studierten wir zusammen in Berlin, er Jura, ich Medizin.

Die Tage werde ich nie vergessen. Mein Wechsel war klein. Der Graf, der mein Gönner geblieben war, gab mir pro Semester 50 Taler. Vater konnte wenig zuschießen. Da hieß es, Privatunterricht erteilen und haushälterisch leben. Ja, die Wurst, die Mutter schickte, wurde mit dem Zollstock gemessen und auf so und soviel Tage verteilt. Uebergriffe an einzelnen Tagen waren nicht gestattet. In eine Verbindung einzuspringen, verbot sich von selber. Auch der Graf blieb „Kameel", wie der Student sagt. Von seinem Vater hatte er eine nationalpolnische Ader, und die hinderte ihn, im studentlichen Kouleurleben den rechten Anschluß zu finden. Wir beide waren uns genug und nannten unsere Verbindung Kastor und Pollux. Ach, ich sehe noch im Geist meine Studentenbude, vielleicht vier Schritt im Geviert. Nach berühmtem Muster mußte man die Tür aufmachen, wenn man sich die Stiefel ausziehen wollte. Und doch, wie herrlich hat sichs da philosophiert, wenn der Teekessel brodelte. Der eine saß auf dem einzigen Bretterstuhl, der andere auf der Bettkante. Temperamentvoll, wie wir beide waren, kam es öfter zu Explosionen, die für eine Bude von vier Schritt im Geviert zu klein ist. In der Enge des Raumes wirbelten wir dann wohl mit den Köpfen zusammen, was uns fast immer unter Lachen zur Vernunft brachte. Hoch gingen die Wogen immer, wenn die Politik auf der Tagesordnung stand. Politisch waren die 60er Jahre bewegt, wie selten ein Jahrzehnt. Ich ging zwar nicht mit der Bismarckschen Politik durch dick und dünn, fand aber das Ziel einer Einigung Deutschlands unter Preußens Führung jedes Opfers wert. Graf K. sprach nur von borussischer Raubpolitik und sympathisierte mit allen Feinden Preußens. Bekehrt habe ich den Freund nicht, aber manches Samenkorn des Zweifels in sein Herz gestreut, das Wurzel schlug, als die Flamme nationaler Begeisterung das deutsche Volk vom Fels bis zum Meer durchloderte.

Nach der Studienzeit sahen wir uns ein paar Jahre nicht. Auf die Karriere eines preußischen Staatsbeamten verzichtete der Graf K. natürlich. Nachdem er seiner Militärpflicht genügt und auch Reserveoffizier geworden war, ging er auf die Güter seines Vaters. Im großen Jahre 1870 sahen wir uns wieder, im — Lazarett. Ich hatte nicht gedient, mich 1868 hier als Arzt niedergelassen und im folgenden Jahre geheiratet. Wir erwarteten gerade unsern Aeltesten, als der Kriegsruf erscholl. Mich litt es nicht zuhause. All die Träume der Studentenjahre sollten nun wahr werden, und ich? Ich sollte daheim bleiben? Eine geschickte Chirurgenhand ist auch etwas wert. Das war ja meine Spezialität von Berlin her aus Langenbecks Schule. Kurz entschlossen meldete ich mich. Lieb, du hast den Brief noch unter Tränen besiegelt. In acht Tagen hatte ich meine Order, mich als freiwilliger Arzt dem Sanitätskorps der Pommern anzuschließen. Vor Metz und Paris bin ich in den Feldlazaretten tätig gewesen. Es gehören eiserne Nerven dazu, wenn man sehen muß, wie unseres Volkes Jugendblüte unter der furchtbaren Geißel des Krieges zusammenbricht. Doch glücklich das Volk, das um Ideale kämpfen kann. Den Trost nehmen unsere Sterbenden mit in die schlichte Soldatengruft. Manchen habe ich so zur letzten Ruhe beiten sehen. Auch meinen Jugendfreund, den Grafen K.

Es war am Abend des 2. Dezember. Der Versuch der eingeschlossenen Armee, den eisernen Ring bei Villiers zu durchbrechen, war an dem zähen Widerstande der Pommern und Württemberger gescheitert. Wir hatten alle Hände voll zu tun. Unsere Träger brachten Transport auf Transport. Zu dem letzten gehörte ein junger Jägeroffizier. „Brustschuß", hörte ich meinen Kollegen sagen. Zufällig kam ich an dem Lager des Verwundeten vorbei. Wie gebannt blieb ich stehen. „Du Hektor?" Die Augen waren geschlossen. Ich hatte einen Sterbenden vor mir. „Moses", hauchte er mit seiner totwunden Brust. Wir hatten uns die Hände gereicht. „Moses, es gibt doch ein Deutschland." Gesehen hat er das einige Vaterland nicht mehr; aber dem Geiste des Sterbenden ist eine Erscheinung geworden, herrlicher, als vielleicht der Tag von Versailles in der Wirklichkeit. Die sittliche Größe eines Volkes, das sich aus tausendjähriger Zerrissenheit zur nationalen Größe erhebt, hatte ihn, den Polen, hineingerissen in den Wirbel der Begeisterung, die nur Völker kennen, die aus der Nacht einer langen Schmach erwachen. Polen war tot, hinfort lebte Deutschland und er mit dem neuen Vaterlande. Das ist das Sehnen in uns, wurzelständig zu werden. Noch einmal schlug der Verwundete die Augen auf. „Grüße meinen Vater, es ist aus." Es war aus. Am nächsten Morgen rollten drei Ehrensalven über sein Grab. Als die Soldaten zum Spaten griffen, um die Grube zu füllen, da stürzten mir die Tränen in die Augen, die ersten und letzten, die ich in all dem Kriegselend vergossen habe. Ein Arzt soll zwar nicht weinen, ich schäme mich ihrer aber nicht. Den Gruß des sterbenden Sohnes habe ich nach dem Kriege in der Heimat bestellt, das andere für mich behalten. Der alte Graf war nicht mehr in die neue Zeit hineingewachsen. Warum also nach seinen Begriffen einen Schatten auf das Bild des Sohnes werfen. Unversöhnt mit der neuen Aera ist der Alte auch gestorben. Die Güter hat eine Seitenlinie der Grafen K. geerbt. (Schluß folgt.)


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 15. Berlin, 13. April 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Am **16. April, abends 8 Uhr,** findet in **Berlin** im **Hotel „Prinz Albrecht“, Prinz Albrechtstraße 9,** eine ordentliche

## General-Versammlung

statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins hierdurch ergebenst eingeladen werden.

### Tagesordnung:

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

II. „Die Stellung des Vereins zu den politischen Wahlen“. Referent: **Dr. Th. Barth,** erster Vorsitzender des Vereins.

III. „Die Juden im Heere“. Referenten: Königl. Archivdirektor **Dr. Georg Winter,** zweiter Vorsitzender des Vereins, und Reichstags- und Landtagsabg. Professor **Dr. Eickhoff.**

IV. Wahl des Vorstandes.

Die Teilnehmer an der General-Versammlung wollen sich durch Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte legitimieren.

Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Dr. Th. Barth.** Königl. Archivdirektor **Dr. Georg Winter.** Geh. Baurat a. D. **Benoit.**
Stadtrat **H. Flinsch.** **Charles L. Hallgarten.**

## Die jüdischen Gestalten in Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer."

Clara Viebigs neuester Roman wird die Kritik weit über das Maß des sonst Gebräuchlichen beschäftigen. Es ist nicht das Kunstwerk an sich, das diese Wirkung hervorruft, in dieser Hinsicht steht die jüngste Leistung der Dichterin vielleicht nicht auf der Höhe verschiedener früherer Schöpfungen. Das Interesse weiterer Kreise wird sich auf das Stoffliche des Romans stürzen, auf die Menschen und Probleme, die uns Clara Viebig als Resultat ihrer Ostmarkenstudien vorführt. Sie, die Rheinländerin, das Kind einer goldenen Sonne und einer Kultur, die noch die Spuren römischer Kolonisatoren trägt, hat ihr dichterisches Talent auf fremden Boden verpflanzt, damit es die Konflikte in Fleisch und Blut fasse, die heute im Osten zwischen Deutschen und Polen bestehen. Dichter sind Menschen und als solche in ihrem Tun und Können begrenzt. Clara Viebig ist dieser gewollte Wechsel in der Bodenständigkeit nicht vollständig gelungen, trotz allen Ernstes, mit dem sie sicher ihre Aufgabe ergreifen wollte. Sie ist innerlich nicht so heimisch in dem fremden Lande geworden, um mit zu erleben, was die Menschen dort bewegt, die der Existenzkampf zweier Völker in die Brandung zieht. Ihr Studieren ist zum „Anstudieren" geworden. Was ihr heimatlich vertraut ist, hat sie auch wieder im „schlafenden Heer" meisterhaft gepackt. Erinnert sei an den Vikar, an die Familie des rheinischen Ansiedlers Bräuer, an das Gesellschaftsleben der Aristokratie. Ihre Feder versagt auch nicht, wenn sie die Natur schildert, den stahlblauen Himmel, der fast hart und lieblos über den endlosen Kornbreiten lagert, so ganz anders als am liederreichen und weinfröhlichen Rhein. Alles das macht den Roman ansprechend. Aber wo sich die beiden Nationen in heißem Aufbäumen im Innersten abstoßen, da vernimmt die Dichterin wohl ein Grollen, wie sie es in dem Roman aus dem Lysa Góra kommen läßt, dem Berge der Polenhoffnung mit dem schlafenden Heere der Befreier; aber sie, die Rheinlandstochter, kann die Wetterzeichen nicht so deuten, wie wir es verlangen, die auf ostdeutschem Kolonisationsboden gewachsen sind, und in deren Adern vielleicht selber ein gut Teil slavischen Blutes rollt, das heute mit dem Germanentum, dem Deutschtum, um den Besitz der Erde in der Ostmark kämpft. Clara Viebig will in diesen Parteien zwar auch typisch sein; aber sie bleibt haften an einzelnen Personen, die ihr über den Weg gelaufen sind und die ihr umsomehr in die Augen stechen, als eine fast komische Zutat in der Eigenart lockt. Drolligkeiten machen aber nie das Wesen ganzer Stände und Bevölkerungsschichten aus. Oder meint Clara Viebig beispielsweise im Ernst, mit dem armen Schächer Ignaz Ruda den typischen Volksschullehrer der Ostmark geschildert zu haben? So ist sicher dieser und jener, aber nicht der ganze Stand, der auf der Wacht gegen „das schlafende Heer" steht.

* * *

Demselben mißglückten Pinselstrich begegnet man auch in den Vertretern des Judentums Löb Scheftel heißt Clara Viebigs jüdische Hauptfigur. Er ist Fleischer und Händler in Miasteczko. Scheftel ist ein Mensch wie Ruda. Er weiß nicht, in welches Lager er gehört. Bald mutet es uns aus der Verfasserin Schilderung an, als habe sie ihre Juden durch die Brille der „Deutschen Tagesztg." gesehen, bald wieder bricht ein Strahl gerechter Beurteilung durch. Im Hin- und Herschwanken zwischen der Wirklichkeit und unwahrer Phantasie bleibt sie schließlich einseitig an der Außenseite kleben, und Löb Scheftel wird zur Harlekinfigur, zu einem Prachtexemplar des Kölner Karnevals. Scheftel macht seine Geschäfte nur noch auf Schleichwegen. Der polnische Besitzer auf Chwaliborczyce, Alekfander Boleslaw, Edler von Garczynski, verkauft ihm keinen Hasen. Dennoch hält der Händler am Jagdtage mit seinem Wägelchen auf dem Jagdterrain, um heimliche Geschäfte mit dem ungetreuen Förster Frelikowski zu machen. Auf 50 Hasen rechnet er. Wie naiv. Als wenn solche Geschäfte vor der Nase des Besitzers und unter den Augen seiner Jagdgesellschaft verborgen bleiben könnten! Baron von Doleschal hat das Pech, die dem Trunke ergebene Treiberin Ciotka anzuschießen. Das Weib ist die Spaßmacherin des rohen Försters. Das Geld für 50 Hasen ist dem Verräter der deutschen Sache, dessen wahrer Name Fröhlich ist, sicher lieber als das Leben des verkommenen Weibes. Aber die Ciotka wird dem Scheftel auf den Wagen geladen und von den 50 Hasen ist nicht mehr die Rede. Welch eine Ungereimtheit in beiden Personen, bei Stehler und Hehler! Der Zeitraum zwischen Anfang und Schluß der Vorstellung auf dem Jagdfelde von Chwaliborczyce wird zur höchsten Zufriedenheit der antisemitischen Zeitungen ausgefüllt sein. Fährt sich doch Löb Scheftel „mit dem Aermel des Flauschrocks unter der schnüffelnden Nase her" und macht mit seinem Sohne Isidor Heiratsprojekte, in der „'ne Frau mit Mesumme" selbstverständlich eine große Rolle spielt. „Und meine Söhne wer' ich lassen studieren Rechtsanwalt", sagt Isidor siegesgewiß. Es ist wie im Herrnfeldtheater in Berlin.

In demselben Genre bewegt sich die Schilderung des nächtlichen Sturmes betrunkener Polen auf den Fleischerladen Löb Scheftels. Die Zollpolitik der Agrarier verteuert das Fleisch, doch die Polen schieben die Schuld auf Scheftel. Eine Rotte stürmt sein Haus. Scheftel bringt seine Bücher in Ordnung, als die Trunkenen mit wüstem Geheul vor dem verschlossenen Laden erscheinen. Keine Polizei, kein Nachtwächter. Fleischer sind gemeinhin keine Hasenherzen, aber Scheftel ist Jude, denkt Clara Viebig jedenfalls, und da muß er sich eben feige benehmen wie ein Zirkusclown. Er läßt Weib und Kind im Stich, „er warf die Hacken fast bis an die Ohren auf eiliger Flucht; die Pantoffeln flogen ihm ab, er ließ sie fliegen, auf Socken rannte er in die Nacht hinaus." Auf dem Schindanger bei der Abdeckerei kriecht er endlich unter eine Pferdehaut, die zum Trocknen ausgehängt ist. Und nun Komik über Komik. „Hier würde er liegen bleiben, bis die gefährlichste Zeit vorüber war und bis das Fleisch billiger würde nach dem Fest." Also jedenfalls bis zum Abschluß neuer Handelsverträge. Das sind Mätzchen, für die sich Clara Viebig, die gewiß frei von antisemitischer Gesinnung ist, zu schade dünken sollte.

Wer, wie sie, die Probleme unserer Ostmarkenfrage dichterisch darstellen will, der muß Menschen und Kräfte typisch greifen und nicht immer Unwahrscheinlichkeiten durch billige Witze verdecken. Wenn man den mehr als 500 Seiten umfassenden Roman zu Ende gelesen hat, so fragt man sich: „Wie stehen die, 18,7 % der Bevölkerung der Provinz Posen bildenden, Juden zu den großen Fragen, die sich Clara Viebig als Vorwurf gewählt hat?" Keine Antwort. Kaum zwischen den Zeilen kann man es ahnen. Zwar zählt sich Scheftel selber an einer Stelle zum deutschen Element, denn er sagt: „Ein freisinniger Mann, ein aufgeklärter Mann, wer' ich ihm geben doch meine Stimme", nämlich dem deutschen Kandidaten Baron v. Doleschal. Der Jude der Ostmark ist deutsch. Als vor längerer Zeit die „Deutsche Tagesztg." ihr antisemitisches Gebelfer erhob, da hat ihr das einer der hervorragendsten Führer des Ostmarkenvereins mit aller Deutlichkeit gesagt. Clara Viebig ist dieser Tatsache nicht mit der nötigen Kenntnis gerecht geworden. Gewiß gibt es Juden à la Scheftel, wie auch Volksschullehrer von der Natur eines Ruda zu finden sind. Aber Clara Viebig wollte uns die Träger der Kulturfaktoren unserer Ostmark vorführen. Kultur verbreitet niemals ein Fatzke, weder im negativen, noch im positiven Sinne. Was soll da die komische Figur eines Löb Scheftel?

Ein Ostmärker.

# Mit dem Grafen Pückler auf Weichselmünde.

Festungserinnerungen von Emil Brandt.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

In der ersten Zeit machten sich einige „Mitoerdrecher", ein paar lustige Brüder, wiederholt den Spaß, seine fixe Idee zu ihrem Vergnügen auszunutzen.

Sie logen ihm das Blaue vom Himmel herunter vor, was sie bei ihren Urlaubsfahrten in Danzig an Abenteuern mit Juden erlebt hätten. Hei, wie er sich da ausschüttete vor Lachen, und wie er nicht kargte mit Lobsprüchen gegenüber den jungen germanischen Helden, die den Semiten so schneidig entgegengetreten waren. Und erzählten sie ihm zum Schluß, sie hätten nach seinem Rezept „so ein paar Judenbeugels gehörig verhauen" .... dann strahlte das gräfliche Gesicht vor eitel Wonne und Vergnügen und seine Begeisterung und Lobsprüche erreichten ihren Höhepunkt. Einmal war einer der Studenten aberwitzig genug, sich die bescheidene Frage zu erlauben, weshalb der Herr Graf selber sein Rezept, auf alle Juden, denen man begegne, „loszuhauen und loszudreschen", nicht in die Tat umsetze, wenn Juden seinen Pfad kreuzten? Da aber gab das „blaue Blut" die klassische Antwort: Er als Führer dürfe sich damit nicht befassen; er könne nur die Parole ausgeben; das Hauen und Dreschen — das müßten die andern besorgen! Man sieht, daß auch beim Grafen Pückler in dieser Hinsicht die Vorsicht der Weisheit besserer Teil ist.

Charakteristisch für den „Grafen" ist folgender „Spaß", den er sich so häufig wie möglich vom Liedlingsplatze der „Gefangenen" aus machte. An schönen Sommertagen sammelten sich die „Gefangenen" gewöhnlich auf dem der Weichsel zugekehrten Teil des Walles an der Fahnenstange, von wo aus sich in der Ferne ein prächtiger Blick über einen Teil der Danziger Bucht darbietet, während sich unmittelbar zu Füßen auf der Weichsel ein reger Schiffsverkehr abspielt. Fischerboote, Kauffahrteischiffe, Dampfer und Segler, Kriegsschiffe, Vergnügungsdampfer ziehen in buntem Wechsel vorüber und bringen Anregung und Abwechslung in das Einerlei des Festungsdaseins. An solchen schönen Tagen war es für den Grafen Pückler eine Quelle reinster, ungetrübtester Freude, wenn er den von Danzig kommenden, vollbesetzten Vergnügungsdampfern mit seiner Bärenstimme zurufen konnte: „Juden raus!", und wenn ihm dann vom Schiffe her der Gegenruf zuteil wurde: „Hoch Dreschgraf!", dann erstrahlten seine Züge im hellsten Glanze und es schwellte sich seine gräflich-germanische Brust im Vollbewußtsein, für eine Heldentat die gebührende Anerkennung erhalten zu haben. Ueberhaupt war er riesig stolz darauf, „bekannt" zu sein. In einer von Antisemiten vielbesuchten Restauration in Danzig, die er, wenn er Urlaub hatte, aufzusuchen pflegte, spielte er eine große Rolle, und nicht gering war das Selbstbewußtsein und die Selbstgefälligkeit, mit der er sich dort als „Führer" von den Gesinnungsgenossen anstaunen und feiern ließ. Ging er durch die Straßen Danzigs, so schmeichelte es ihm unbändig, wenn Leute stehen blieben, auf ihn zeigten und sich zuflüsterten: „Das ist der Dreschgraf." Von solchen Erlebnissen erzählte er gern und oft; man sah ihm dann in solchen Augenblicken an, daß er sich nicht nur für einen populären, sondern auch für einen großen Mann hielt, der eine „Mission" gegenüber den „frechen jüdischen Fremdlingen und Eindringlingen" zu erfüllen habe. Aus diesem Selbstgefühl heraus ist auch die Einladung zu verstehen, die er an seine „Mitgefangenen" in Weichselmünde richtete, nach Erlangung ihrer Freiheit in seiner ersten Versammlung in Berlin als Zuhörer zu erscheinen. Dann würde er ihnen ganz vorn bevorzugte Plätze einräumen, und dann würde er den Berlinern sagen: „Seht, das sind die Männer, mit denen ich in Weichselmünde für das Vaterland und für die Juden gelitten habe!" — Es sind das etwa keine Märchen, sondern Tatsachen, aus denen zu entnehmen ist, weß Geistes Kind Graf Pückler ist. Der Mann ist eben, wie schon gesagt, tatsächlich nur pathologisch zu beurteilen.

Seitens der Kommandantur in Danzig, der die Festung und die „Gefangenen" unterstellt sind, erfreute sich Graf Pückler, als einziger Vertreter des blauen Blutes, einer sehr rücksichtsvollen Behandlung, was wiederholt zu berechtigter Mißstimmung der übrigen, nur bürgerlichen „Gefangenen" Anlaß gab. Auch Graf Pückler hatte sich, wie das wohl bei allen auf Weichselmünde Eingesperrten fast ausnahmslos der Fall ist, in bezug auf die Vorschriften verschiedenes zu Schulden kommen lassen. Auch er war, wie wohl jeder, (ich verrate damit kein Geheimnis) „durchgebrannt" d. h. er hatte die Festung heimlicherweise auf verbotenen Wegen verlassen — „schlitzen" ist dafür der terminus technicus der „Festungsstubengefangenen"; auch er hatte wie so mancher andere den gewährten Urlaub überschritten. In solchen Fällen wurden die „Gefangenen" seitens der Kommandantur mit den für diese Vergehen üblichen Strafen bedacht; diese bestanden im Entziehen des Urlaubes oder hatten die Einschließung der „Gefangenen", deren Stuben sonst Tag und Nacht unverschlossen sind, zur Folge, oder mindestens daß solchen „Gefangenen" für unvermeidlichen Urlaub — was man sonst nur von fürstlichen Persönlichkeiten kennt — ein „militärischer Begleiter", allerdings nur in Gestalt eines Unteroffiziers, mitgegeben wurde. Das letztere war mir z. B. bei meinen letzten Urlaubsausflügen widerfahren, trotzdem ich mir nicht das geringste hatte zu Schulden kommen lassen, oder sagen wir wahrheitsgemäßer, trotzdem ich nicht ein einziges Mal abgefaßt worden war. Ich als Unschuldiger hatte also sogar für die Sünden anderer zu büßen. Graf Pückler blieb aber von allen solchen Maßnahmen seitens der Kommandantur völlig verschont, trotzdem er z. B. einen „Krankenurlaub" benutzt hatte, um bei den Leibhusaren im Offizierskasino an einem Diner teilzunehmen, wobei natürlich die Urlaubszeit weit überschritten wurde.

Ganz „Pücklersch" war auch sein Heldenstückchen bei der Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I., zu welcher unser Kaiser mit großem Gefolge nach Danzig kam. Die meisten „Gefangenen" hatten sich für diesen Festtag natürlich Urlaub nach Danzig verschafft, um dem Schauspiele beiwohnen zu können. Ich selbst war auch in der Stadt und war, da in den Straßen bei dem ungeheuren Menschengewühle und bei den ausgedehnten Absperrungen des Festplatzes von der Denkmals-Enthüllung absolut nichts zu sehen und zu hören war, nachdem ich noch das Glück gehabt hatte, den Kaiser bei seinem Einzuge in die Stadt in unmittelbarer Nähe an mir vorüberreiten zu sehen, auf den Turm der St. Marienkirche geklettert (die nebenbei bemerkt, abgesehen von einigen englischen Kirchen, das größte Gotteshaus der ganzen evangelischen Christenheit ist). Von diesem lustigen Punkte aus gewährte drunten die geschmückte Stadt mit ihrem Festesgewimmel und der Festplatz mit den Paraden der Leibhusaren-Brigade und der Artillerie einen einzig schönen Anblick. Ganz prächtig war bei dem herrlichen Hohenzollernwetter aber auch der Blick seewärts über die Danziger Bucht und landeinwärts über die Danziger Niederung. Graf Pückler war natürlich auch in der Stadt. Er hatte sich eine Karte zu einer der offiziellen Tribünen beschafft, wo er, wie er mir später erzählte, unter lauter Landräte geraten sei, denen es viel Spaß gemacht habe, als er ihnen mitgeteilt hätte, er „brumme" zusammen mit mir, dem Grimmer Landratslied-Dichter. Anstatt aber nun, wie wir gewöhnlichen Sterblichen das taten, rechtzeitig wieder zur Festung zurückzukehren, nahm der Graf Pückler — der „Festungsstubengefangene"! — in aller Seelenruhe in Frack und Claque an dem großen offiziellen Festdiner teil, zu dem die Spitzen der städtischen und militärischen Behörden und auch zwei preußische Minister erschienen waren.

Dieses fein mehr als ungeniertes Auftreten führte zu der irrtümlichen Zeitungsmeldung, Graf Pückler habe seine Strafzeit hinter sich; trotzdem er tatsächlich noch ein oder zwei Tage zu „brummen" hatte. Nachdem er sich von den Anstrengungen des Diners durch eine sanfte Nachtruhe in einem ersten Danziger Hotel erholt hatte, stellte er sich am nächsten Morgen seelenvergnügt wieder in der Festung ein, wo man schon in Sorge war, der „Graf" wäre am Ende noch kurz vor dem Ende seiner Haft ausgerückt. Auch nach dieser Extratour hat man nicht vernommen, daß dem „Grafen" etwas geschehen sei. Ein anderer hätte das wohl nicht riskieren dürfen.

Von einer niedlichen Episode will ich noch berichten, weil sie zeigt, daß Graf Pückler auch auf Festung Weichselmünde Kl. Tschirner Anwandlungen hatte. Es war an einem der ersten Sonntage meines dortigen Aufenthaltes. Die ganze „Gefangenen"-Gesellschaft hatte „Kirchenurlaub" genommen, der nach der Vorschrift eigentlich im Gotteshaus des Dorfes Weichselmünde verbracht werden muß, der aber bei schönem Wetter stets in Gottes freier Natur an der See auf der nahbelegenen Westerplatte verlebt wird. So geschah es auch an jenem Sonntage. Als die freie Zeit abgelaufen war, traten wir, sämtliche „Verbrecher", gemeinsam den Rückweg an. Plötzlich mochte wohl dem Grafen Pückler die Erinnerung an seine, in Weichselmünde lange und schmerzlich entbehrten Kl. Tschirner Reiterattaquen lebendig vor die Seele getreten sein — — kurz und gut, ehe wir uns dessen versahen, formiert er uns zu einem kleinen Zuge, und er, der Rittmeister, übernimmt das Kommando über dieses Fußvolk, das auf sein Geheiß die Spazierstöcke als Gewehre schultert. Zwar schien dem Führer bei seiner Schaar das Trompeterkorps zu fehlen; das wurde aber dadurch ersetzt, daß jeder, so gut oder schlecht er's konnte, die von einem angestimmte Melodie mit pfiff. Pückler war seelig! So seelig, daß, als wir die Festungsbrücke im strammen Schritt passiert hatten, er mit Rittmeisterstimme kommandierte: „Zum Sturm auf die Festung, marsch, marsch! Hurrah!!" Und „Hurrah"! fielen wir ein, stürmten drauf los und nahmen unter Pücklers Führung die Festung. Der Kommandant, ein Leutnant, war abwesend, konnte sich also nicht übergeben. Aber sonst soll das bisweilen in Weichselmünde auch ohne Bestürmung vorgekommen sein.

Man sieht also, daß es auf der Festung recht gemütlich zugehen kann und wird mir unter diesen Umständen recht geben, wenn ich in das „Goldene Buch" der Festung Weichselmünde, das sich von Gefangenen-Generation zu Gefangenen-Generation forterbt, die Zeilen eintrug:

„Nichts ist leichter zu ertragen,
Als eine Reihe von Festungstagen."

Recht werden mir aber Sachkenner, die es selber durchgemacht haben, auch geben, wenn ich fortfahre:

„Ist aber die Reihe von längerer Dauer
Wird Einem das Brummen doch schließlich sauer."

Es kam der Tag, an dem Graf Pückler seine drei Monate „heruntergerissen" hatte. Auch er hatte genug und konnte das Ende kaum erwarten. Höchst eigenartig, wie so vieles in seinem Tun, war es auch, wie er die Festung verließ. „Otto", der gebildete und sangeskundige Hausknecht, lud des „Grafen" Koffer auf seine Karre, hob an, schob los, Graf Pückler trottete daneben her, summte ein Liedchen und verließ die Festung, ohne sich auch nur von einem einzigen seiner Mitgefangenen, mit denen er doch Wochen und Monate täglich zusammengekommen war, zu verabschieden. Wir glaubten, er käme noch einmal zurück; aber er war und blieb verschwunden. Der Edle hatte sich „englisch gedrückt". Man weinte ihm keine Träne nach, als er das Dampfschiff bestieg, das ihm nach Danzig führte, von wo aus er seinem schlesischen Herrensitz Kl. Tschirne zustrebte, wo er, wie sein kürzliches Auftreten in Berliner Versammlungen beweist, wieder neue Reden und Pläne ausgebrütet hat, wie das ihm so verhaßte „Hebräervolk" zu vernichten sei.

Zum Schluß möchte ich den dichterischen Erguß hersetzen, mit dem Graf Pückler das obenerwähnte „Goldene Buch" bedacht hat. Er ist so bezeichnend für diesen Mann, daß jeder Kommentar überflüssig ist.

Die Eintragung lautet:

„Es giebt kein schönres Leben
Als das Festungsleben,
Wie es Bachus und der Leutnant schuf.
Zu dem Pecki*) laufen
Und das Geld versaufen
Ist ein schöner, herrlicher Beruf. —
Nieder mit den Juden!
Raus mit der ganzen Bande!
Hoch Deutschland! Hurrah!
Weichselmünde, den 24. 9. 1903.
W. Grf. Pückler."

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Der Beschluß des deutschen Turntages** in Sachen der Verleihung von Kreisrechten an den Verband deutschfreiheitlicher Vereine Oesterreichs, hat, wie zu erwarten war, in hohem Grade das Mißfallen der Antisemiten erregt:

„Zum zweitenmale innerhalb weniger Jahre, schreibt z. B. die „Staatsbürgerztg." schmerzerfüllt, beugt sich die deutsche Turnerschaft vor dem Judentum, zum zweitenmal verleugnet sie die heiligen Ideale des reinen deutschen Volkstums, wiederum stehen die deutschen Patrioten trauernd beiseite, wiederum triumphiert Israel."

Aehnlich äußerten sich die „Tägl. Rundschau" und die „Kreuzztg.", welche die törichte Behauptung aufstellte, der deutsche Turntag habe vor dem Judentum eine „Verbeugung" gemacht.

Von den Wiener antisemitischen Blättern tobte besonders die vormalige „Ostdeutsche Rundschau", jetzt „Deutsches Tageblatt" genannt; sie spricht in anmaßendem Tone von dem „Kampf ums Recht," die deutsche Turnsache im Rahmen der Organisation der deutschen Turnerschaft mit Ausnahme des Judentums pflegen zu dürfen, und spitzt ihre Kritik dann zu einem gehässigen Ausfall gegen den langjährigen verdienten Vorsitzenden der deutschen Turnerschaft zu:

„So weit hat es die „Deutsche Turnerschaft", ihr Vorstand Dr. Ferdinand Götz in Leipzig-Lindenau, glücklich gebracht, er hat die Säge an den stolzen deutschen Eichenstamm gesetzt und all die andern sind in unseliger Verblendung dem greisen und — trotz seiner zweifellosen Verdienste muß es gesagt werden — in seiner Halsstarrigkeit auch greisenhaften Obmanne, der die eigenartigen nationalen Verhältnisse Innerösterreichs nicht kennt, willig und ergeben gefolgt."

Im Uebrigen stimmen alle antisemitischen Organe in der Auffassung überein, daß der 15. österreichische Turnkreis, der am 29. Mai deswegen zu einem außerordentlichen Kreisturntag zusammentritt, aus der „deutschen Turnerschaft" ausscheiden werde. Der deutsche Turnerbund, eine in Anlehnung an die deutschen antisemitischen Parteien gegründete Vereinigung antisemitischer Turner, die gegenüber der allgemeinen deutschen Turnerschaft bisher nur ein Schattendasein fristete, rüstet sich schon, die antisemitischen Gesinnungsgenossen aus Oesterreich mit offenen Armen aufzunehmen.

Einem anerkennenswerten objektivem Urteil begegnen wir in dem konservativ-antisemitischen „Reichsboten", der zu dem Beschluß des Turntages schreibt:

*) Der Kantinenwirt in der Festung.

„Wer die Statuten und die bisherige Stellung der Turnerschaft in dieser Frage kennt, konnte einen anderen Beschluß nicht erwarten, denn entweder muß der Turntag die antisemitische Stellung der Oesterreicher überhaupt zu der seinigen machen und damit die Aufnahme von Juden prinzipiell ausschließen, wie er stets abgelehnt hat, oder er hatte kein Recht, dem neuen Verbande die Aufnahme zu versagen. Diese Sachlage wird vielfach in Tagesorganen verkannt, welche jetzt die Frage nach ihrem politischen Parteistandpunkt abfällig behandeln und dem Turntag Verrat an nationalen Idealen vorwerfen oder ihn gar als politisches Anhängsel des Liberalismus hinstellen. Er hat nur nach den Statuten, die ihn binden, Recht gesprochen, sich aber hinsichtlich der Sachfrage selbst außer Kompetenz gehalten."

**Der „Deutsche Radfahrerbund" und der Antisemitismus.** Aus Wien wird geschrieben:

Nur mit Genugtuung kann man es begrüßen, daß die deutsche Turnerschaft es fast einstimmig abgelehnt hat, die verhetzende Tätigkeit gewisser Chauvinisten Deutsch-Oesterreichs zu unterstützen und den von diesen eingeführten „Arierparagraphen" anzuerkennen. Jüngst machte sich die hiesige „Fackel" das Vergnügen, einige dieser Hauptpatrioten mit ihren Namen zu nennen. Da las man so urteutsche Namen wie Popelak, Inderka, Molinek, Honsik, Haluschka, Miklautschitsch, Kudielka, Wiskozil a. a., „lauter Namen, die einen guten Klang haben, soweit die deutsche Zunge reichen muß, um sich auszukegeln". Was sagt nun der „Deutsche Radfahrerbund" zu der Stellungnahme gegen den Arierparagraphen? Mit seinen 55,000 Mitgliedern umfaßt er heute rund drei Viertel der organisierten Radfahrer Deutschlands und Oesterreichs. Arier und Nichtarier haben seither in gemeinsamer Arbeit viel Nützliches durch diese Vereinigung geschaffen, Wege gebaut, Karten und Bücher herausgegeben, lästige Polizeischikanen beseitigt, den Grenzverkehr erleichtert u. s. w. Umso bedauerlicher ist es, daß der „Deutsche Radfahrerbund" in seinen österreichischen Gauen mit dem Arierparagraphen arbeitet, während ihm im Deutschen Reich das Geld und die Mitarbeit der Nichtarier willkommen sind. Der Bund sollte diesen schönen Paragraphen getrost den „christlichen" Radfahrerverbänden Oesterreichs überlassen und endlich einmal zu dem beschämenden Unfug seiner österreichischen Gaue Stellung nehmen. Andernfalls braucht er sich nicht zu wundern, wenn zahlreiche Arier und Nichtarier ihm untreu werden und zu Konkurrenzverbänden übergehen, die ebenso Ersprießliches leisten wie er, ohne sich mit Rassenkämpfen zu befassen.

**Vom christlichsozialen Reichstagsabgeordneten Dr. Burckhardt.** Gegenüber der „Berichtigung", in der Herr Dr. Burckhardt erklärte, daß die Freisprechung des von ihm wegen Beleidigung verklagten Redakteurs vom „Herd. Tageblatt" einzig und allein mit Rücksicht auf den § 193 des Strafgesetzbuchs erfolgt sei, bringt der „Vorwärts" folgenden Auszug aus dem schriftlich ausgefertigten Urteil des Herborner Schöffengerichts:

„In dem fraglichen Artikel ist dem gegnerischen Kandidaten (Herrn Burckhardt) der Vorwurf gemacht, daß er über die Stellung des nationalliberalen Kandidaten bezw. Abgeordneten, Amtsgerichtsrats Hofmann, zur Frage der italienischen Arbeiter eine solche Meinung in den einheimischen Arbeitern erweckt und dadurch einen geradezu fanatischen Haß derselben gegen Hofmann erregt habe. Er, Burckhardt, habe zunächst die betr. Rede des Abgeordneten Hofmann (gehalten im Reichstag am 18. Januar 1902) überall bei seinen Agitationsreden und Parteiversammlungen so besprochen und interpretiert, als sei Hofmann für die italienischen Arbeiter wegen deren angeblich besseren Leistungen eingetreten, er habe damit den wahren Sinn jener Aeußerungen gerade in ihr Gegenteil verkehrt, da sie desogen sollten, daß gerade für die deutschen Arbeiter in erster Linie gesorgt werden müßte und nicht für die ausländischen, die vielmehr durch Verbilligung der Rückreise und andre Mittel, die Konkurrenz mit den einheimischen Arbeitern zu verhüten bezw. zu beseitigen, zum Abzug veranlaßt werden müßten; die in diesem Zusammenhang von Hofmann gesprochene Aeußerung, daß die Italiener wegen ihrer besonderen Tüchtigkeit zu Erdarbeiten vielfach bevorzugt würden, habe also gerade die Notwendigkeit besonderen Schutzes gegen dieselben für die einheimischen Arbeiter betonen wollen. Statt dessen behaupte das von dem Privatkläger verfaßte „Christlich-Soziale Handbuch für Jedermann": „Hofmann tritt für die italienischen Arbeiter ein, die unsere deutschen Arbeiter in ihrem Erwerb schädigen. Das mögen sich die Arbeiter merken", und als dem Privatkläger nun von gegnerischer, nationaler Seite, dies vorgehalten worden sei, habe er die von ihm verbreiteten unwahren Behauptungen dadurch von sich abzuwälzen gesucht, daß er sich auf seinen Parteigenossen v. Oertzen berufen, der jenen Satz im Wahlbüchlein aus der Hofmannschen Rede ausgegraben und ihm zugestellt habe. Aber auch dann, als ihm die Unwahrheit seiner — die Hofmannsche Rede betreffenden Behauptungen — bekannt sein mußte, habe er nichts getan, um die Sache aufzuklären, so daß ihm der Vorwurf gemacht werden müsse und auch gemacht worden sei, er habe **wissentlich unwahre Behauptungen** verbreitet, um die Arbeiter gegen den bisherigen Abgeordneten aufzuhetzen. Nach dem Ergebnis der heutigen Beweisaufnahme ist nun allerdings so viel als erwiesen zu erachten, daß der Privatkläger jene Aeußerungen in der Reichstags-Rede vom 18. Januar 1902 zu Angriffen gegen seinen Parteigegner bewußt und zwar fortgesetzt benutzt und ausgebeutet und jenem hierdurch ganz außerordentlich geschadet hat, in dem Maße, daß sofort der Ruf „Italiener" ertönte, wenn nur die Parteigenossen des Abgeordneten Hofmann von dessen Wohlwollen für die Arbeiterschaft etwas sagten.

Dieses Verfahren des Privatklägers **als nicht aufrichtig zu kennzeichnen, muß als ein gutes Recht des Gegners erachtet werden,** und da der fragliche Artikel in Nr. 155 des „Herborner Tageblatts" ohne erkennbar noch Form oder Inhalt auf das Vorhandensein einer Beleidigung hinweisende Umstände **diesen Sachverhalt hervorhebt,** so steht dem Angeklagten hierfür der Schutz des § 193 St.-G.-B. zur Seite. Es wird also hier die objektiv in dem Vorwurf der absichtlichen Entstellung der Hofmannschen Rede zu unlauteren Zwecken liegende Beleidigung hinfällig durch die Vertretung eines berechtigten — politischen — Interesses seitens des Angeklagten."

Dem Spezialfreunde des Herrn Stöcker kann man nur zurufen: O si tacuisses!

**Vom Grafen Pückler.** Die zwangsweise Vorführung des Grafen Pückler an Gerichtsstelle wegen Beamtenbeleidigung wurde von der Strafkammer in Glogau am 7. April seitens der Staatsanwaltschaft beantragt, da der Angeklagte wiederum zum Termin nicht erschienen war.

Graf Pückler ist der schweren öffentlichen Beleidigung des Bahnhofsvorstehers in Klein-Tschirne beschuldigt. Ein früherer Termin mußte vertagt werden, da am Tage vorher vom Grafen Pückler ein Telegramm eingegangen war, wonach er sich in dem Kurort St. Blasien — Baden — befinde und der weiten Entfernung wegen nicht zum Termin erscheinen könne, diesen vielmehr zu verlegen bitte. Da Graf Pückler neuerdings wieder in Berlin Volksreden gehalten hat, war der neue Termin anberaumt und dem Angeklagten die Vorladung nach Klein-Tschirne gesandt worden. Wer aber nicht zum Termin erschien, war Graf Pückler. Aus den Akten wurde festgestellt, daß die Vorladung an Ort und Stelle dem Inspektor des Grafen ausgehändigt worden ist. Der Staatsanwalt erachtete die Art der Zustellung für ausreichend und beantragte deshalb die zwangsweise Vorführung des Angeklagten zu einem neuen Termin. Diesem Schicksale entgeht aber Graf Pückler fürs nächste, und zwar auf Grund eines rechtlichen Mangels in der Vorladung. Auf der Postzustellungsurkunde heißt es nämlich: „Da Adressat nicht anwesend war, wurde die Vorladung dem in der Familie dienenden erwachsenen . . . ." übergeben. Das Gericht erachtete den Gutsinspektor als nicht zum „Gesinde" gehörig, sah die Vorladung für nicht gültig an und vertagte, dem „Niederschl. Anz." zufolge, die Verhandlung auf unbestimmte Zeit.

**Ein „katholisches Witzblatt"** ist in München ins Leben gerufen worden. Gelegentlich der Debatte in der bayerischen Kammer über den „Simplizissimus" verspottete der liberale Abg. Dr. Deinhardt das Zentrum: wer selber keinen Witz habe, der ärgere sich über die Witze, welche andere Leute über ihn machen; wer aber Witz habe, der ärgere sich nicht, sondern schlage die Gegner wieder in witziger Weise. Warum — fragte Dr. Deinhardt — machen denn

die Ultramontanen, weil sie nun doch einmal so gescheit sind und alles verstehen, kein Witzblatt? — Nun ist die erste Nummer eines Blattes in München erschienen unter dem Titel „Der Grobian." An der Herausgabe ist eine christlichsoziale Gesellschaft beteiligt, welche von dem Geistlichen und Gymnasialprofessor a. D. Schnepper geleitet wird. Die Probenummer enthält mehrere antisemitische Gedichte. — Glauben die Schnepper und Genossen dadurch den Bauernbündlern und den Hanswurften vom Schlage des „Bayerischen Vaterland" den Wind aus den Segeln nehmen zu können?

**München,** 10. April. Wie seinerzeit mitgeteilt wurde, ist eine vom Bildhauer Osterrieder ausgegebene sog. Künstlerpostkarte, welche einen angeblichen Ritualmord aus alter Zeit darstellte, mit Beschlag belegt worden. Nun hat der Staatsanwalt die Eröffnung des Hauptverfahrens beantragt.

**Wien,** 10. April. Der Zwist im christlichsozialen Lager nimmt seinen fröhlichen Fortgang. Interessant ist die Rede, die Dr. Lueger jüngst gehalten hat. Er sagte: „Ich will da dem Antisemitenbunde nicht nahetreten. Es waren ein paar unzufriedene Elemente, die geglaubt haben, sie sind die Extraantisemiten, denen man immer zu wenig Juden frißt. Wenn man ein bischen kratzt, kommt schon ein bischen etwas anderes auch zum Vorschein bei diesen Patentantisemiten. (Zustimmung) Die Patentantisemiten sollen sehr ruhig sein; ich sage es ihnen hier öffentlich, denn wenn mir einmal die Geduld reißt, dann reiße ich diesen Patentantisemiten die Larve vom Angesichte."

## Vermischtes.

**Die Antisemiten und das „verjudete" Italien.** Sehr amüsant war dieser Tage in einem antisemitischen Blatte ein beweglicher Artikel über die Verjudung Italiens zu lesen, in dem es unter anderem hieß:

„Ein Pester jüdisches Organ veröffentlicht einen Lobhymnus auf Italien, wo die höchsten Ideale der Juden verwirklicht seien. In Padua, der Stadt des heiligen Antonius, wurde dem Juden Emilio Morpurgo, der 18 Jahre Rektor der dortigen Universität war, ein Denkmal errichtet. Auf dem jüdischen Friedhofe daselbst befindet sich ein Leichenstein mit der Inschrift „Graf Corinaldi". Außer den Corinaldi sind noch die Juden Ottolenghi, Rocca-Maria, Sacerdoti di Caradio und Cesare Lombroso italienische Grafen. Außerdem gibt es zahlreiche Barone, Kommandeure, Richter 2c. Im Ministerium Giolitti war der Kriegsminister Ottolenghi ein Jude. Ebenso ist in dem gegenwärtigen Ministerium der Finanzminister Luzzatti ein Jude. Außerdem sind in den letzten 15 Jahren noch die Juden Malbano, Ascoli und Romanin-Jacur Minister gewesen. — Es ist wohl kein Zufall, daß gleichzeitig mit dem Einzug der Juden in die hohen und höchsten Staatsämter Italiens fortgesetzt das Land aufgewühlt wird durch Skandalprozesse, die die Fäulnis in den höheren Schichten des Beamtentums bloßlegen. Wir erinnern an die höchsten Prozesse, deren Mittelpunkt Giolitti und der verstorbene Minister Crispi waren. Wir erinnern an die zurzeit die öffentliche Meinung Italiens erregende Affaire Nasi, aus der hervorgeht, daß ein Minister sich befleckt hat mit Fälschungen und Unterschlagungen schlimmster Art. Jedenfalls gibt dieser Zusammenhang zwischen dem Einfluß der Juden in Italien und dieser Fäulnis zu denken, und er wird hoffentlich auch zur Mahnung dienen."

In derselben Nummer, auf derselben Seite, hatte aber dasselbe Blatt, das nicht nur gut antisemitisch, sondern auch gut konservativ ist, einen Jubelhymnus auf Italien anläßlich des Kaiserbesuchs angestimmt und seine freudige Zustimmung zu der folgenden Begrüßung des römischen „Kapitale" ausgesprochen:

„Beide Dynastien sind aus bescheidenen Anfängen immer größer geworden dadurch, daß sie die patriotischen Gedanken beider Völker ruhmreich verfochten. Die beiden Völker trenne keinerlei Rivalität. Italien, so schließt das Blatt, ist glücklich, den Deutschen Kaiser auf einige Tage bei sich als Gast zu sehen. Wir wünschen aufrichtig, daß zwischen Deutschland und Italien, zwischen den Häusern Hohenzollern und Savoyen, ewig die heutigen herzlichsten Freundschaftsbeziehungen bestehen bleiben, die morgen aufs neue durch die Begegnung beider Herrscher bestätigt werden."

Ist das nicht sehr hübsch und überzeugungstreu? Oben die italienische Fäulnis und unten das herzliche Bündnis mit Deutschland!

**Judenszene in Lompalanka.** Aus Bukarest, 8. April wird berichtet: Die hiesigen Blätter veröffentlichen Einzelheiten über die antisemitischen Exzesse in Lompalanka (Bulgarien). Vor vier Jahren ist in dieser Stadt ein Bursche verschwunden und die Bevölkerung glaubte seither, daß die Juden ihn für Ritualzwecke ermordet hätten. Vor kurzem verschwand wieder ein 22 Jahre alter Mann. Die Bevölkerung erhob abermals Anklagen gegen die Juden. Um die Geister zu beruhigen, wurden gerichtliche Haussuchungen vorgenommen, welche die Haltlosigkeit der Anklage ergaben. Sonnabend, den 2. April, zogen nun einige Fischer die Leiche des Verschwundenen aus der Donau. Sofort wurde der übliche gerichtliche Augenschein vorgenommen. Die Hetzer verbreiteten das Gerücht, daß der Leiche die Zunge fehle und daß mehrere Adern an Händen und Füßen aufgeschnitten worden seien. Die abergläubische Bevölkerung wollte nun die jüdischen Häuser zerstören, doch stellte sich Militär der Menge entgegen. Es wurde aber aus dem Pöbel heraus geschossen und das Pferd eines höheren Offiziers unter ihm tödlich getroffen. Die Juden hatten sich alle in ihre Häuser eingeschlossen. Mittlerweile wurde die Leiche des angeblich für rituelle Zwecke Gemordeten seziert und es stellte sich die vollständige Unrichtigkeit der Behauptung heraus, es fehlte weder die Zunge noch waren ihm Adern geöffnet. Sonntag, den 3. April, versammelte sich ein Teil der christlichen Bevölkerung vor dem Totenhause, um der Leiche das letzte Geleite zu geben. Da man Wutausbrüche gegen die Juden befürchtete, wurde Militär konzentriert. Der Geistliche aber, der die Leiche begleitete, soll nun geschrien haben: „Vorwärts Leute, das Kreuz hilft!" und die Menge zerstreute sich, um auf Umwegen zu den Judenwohnungen zu gelangen. Zu gleicher Zeit erschien ein Frauenzimmer mit einer Fahne in der Hand und gab dasselbe Stichwort aus. Die Menge zerstörte darauf alle jüdischen Häuser und plünderte die Banken, Geschäfte und die Synagoge aus. Am Montag früh flüchteten sich die Juden nach Rustschuk und Widin. In Widin erwartete sie aber bereits eine aufgehetzte Menge, der zwar Militär gegenüberstand, vor der die Juden aber doch vom Staatsanwalt gewarnt wurden, so daß sie — 50 an der Zahl — ohne erst das Schiff zu verlassen, gleich an das rumänische Ufer nach Calafat gingen. Hier befinden sie sich jetzt in großer Not.

## Unser Doktor.

Von Otto Pantsch-Berlin.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

„Mein Leben verfloß hier mit den Leiden und Freuden eines Landarztes. Wir haben beides mit Vernunft genossen. Wenn ich einmal nach irgend einer Seite übersprudeln wollte, da hat es meine bessere Hälfte stets verstanden, mich in die Geleise zurückzurufen."

„Haben Sie in dieser Zeit, die fast ein Menschenalter umfaßt, nie unter antisemitischen Pöbeleien zu leiden gehabt?" schalt der Freund ein.

„Nein, wenn ich von einem Intermezzo absehe. Vielleicht hatte ich Glück, vielleicht haben jene recht, die mir gesagt haben, ich hätte mich immer bewußt als Bürger gefühlt und betätigt, mehr als die andern, so daß anti-

semitische Neigungen Einzelner aus Schamgefühl im Keime erstickt wären. Nur einmal war ich einer antisemitischen Rüpelei ausgesetzt. Hier im Orte tauchte ein pensionierter Beamter auf, der inzwischen schon wieder verzogen ist. Ich habe mich nie an der äußeren Erscheinung eines Menschen gestoßen, aber Freunde und Bekannte erklärten den neuen Zuwachs von Anfang an für keine gute Erwerbung unserer Stadt. Denken Sie sich eine Gestalt noch kleiner als ich, Leibesgewicht über 2 Ctr., Stiernacken, vollständig kahlen Schädel, was allerdings den Vorteil hatte, daß sein Besitzer mit dieser Korrektur der Natur wenigstens auf etwas Stirnpartie kam. In dem Gesicht, das eine ausdruckslose Fleischmasse war, ein paar blinzelnde Aeuglein, die auf den ersten Augenblick fast kinderlieb erschienen, bei näherer Beobachtung sich als ein paar richtige Intrigantenaugen entpuppten. Ein ewiger Krieg mit den Geboten der Reinlichkeit, der mit der unvermeidlichen vergilbten Gummiwäsche anfing und bei den fetten Händen mit den zehn Trauerrändern noch nicht aufhörte, gab dem unappetitlichen Bilde die nötige Einrahmung. Wann dieses Menschen auch nur von Ferne am Stammtisch gedacht wurde, dann riefen gewöhnlich drei oder vier Stimmen zugleich: „Brr, Friedrich, Seife und Sodawasser zum Händewaschen!" Einer unserer Gerichtsbeamten, der von der Wasserkante stammte, nannte ihn gleich dem schlimmsten Blutegel in Menschengestalt nicht anders als der „Heuerbaas." Ich verhielt mich immer passiv und mußte dann wohl hören: „Dir wird es der Kerl noch einmal ordentlich eintränken. Er soll ja ein antisemitisches Blatt lesen und auch Sendungen antisemitischer Flugschriften erhalten." Auf einer Volksversammlung entpuppte sich endlich unser Held. Wir hatten eine liberale Versammlung einberufen, auf der einer der bekanntesten Parlamentarier sprach.

In dieser Diskussion meldete sich ein uns allen unbekannter Redakteur aus Berlin, der in Begleitung des „Heuerbaas", so will ich also kurz sagen, gekommen war. Daß so ein blutrünstiger Antisemitismus überhaupt verzapft werden könnte, hatte ich bis dahin für unmöglich gehalten. Die Versammlung wurde unruhig und hatte nicht übel Lust, den Redner und seinen Protektor, den „Heuerbaas", an die frische Luft zu setzen. Ich leitete die Versammlung und vermochte nur mit Mühe die Ruhe aufrecht zu erhalten. Als der antisemitische Redner geendigt hatte, ertönte in der Versammlung ein fast einstimmiges: „Raus!" Die beiden zweifelhaften Ehrenmänner drückten sich dann auch schleunigst. Jede der anwesenden Parteien hatte die richtige Empfindung gehabt, daß es sich hier nicht um eine politische Arbeit, sondern darum handle, den Mangel eines verblichenen politischen Programms durch persönliche Verunglimpfung und Hetzereien zu ersetzen.

„Siehst Du, das hast Du für Deinen guten Glauben an jeden offensichtlichen Schurken. Friedrich, einen Spiegel, unser Doktor muß selber feststellen, was für ein schlechter Kerl er sein soll." Mit diesen Worten begrüßte man mich einige Tage später am Stammtisch. „Gemach, gemach, Freunde, auch meine Stunde kommt," sagte ich zu denen, die meine Langmut nicht begreifen konnten. Und sie kam bald. Der „Heuerbaas" hatte ein Kind, das an einem schweren Defekt des rechten Hüftgelenks litt. Im Orte war damals ein junger Kollege, der sein Staatsexamen wahrscheinlich in einer sehr schwachen Stunde der Examinatoren bestanden hatte. Jedenfalls besaß er nicht die Ehrlichkeit, dem Manne zu sagen, daß er mit dem Kinde die Klinik einer chirurgischen Kapazität aufsuchen müsse. Der Kollege verzog inzwischen, wahrscheinlich wegen Ueberfluß an mangelnder Praxis, was ja nicht ausbleiben konnte. Ich schickte dem „Heuerbaas" einen Brief, in dem ich ihm aus Mitleid mit dem armen Kinde den Rat gab, sofort die Klinik meines Studiengenossen, des Geheimrats W., aufzusuchen. An eine Empfehlung meinerseits sollte es nicht fehlen. Der Mann kam zu mir, jedenfalls kein leichter Gang. Ich wollte ihm aber eine unangenehme Situation ersparen und schickte ihm durch mein Mädchen die Empfehlung ins Wartezimmer, nachdem er versichert hatte, daß er die Klinik von W. sofort aufsuchen werde. Das geschah auch. Ich habe später auf Geheimrat W's. Wunsch die Endbehandlung übernommen. Den „Heuerbaas" sah ich in dieser Zeit nur einmal ganz flüchtig. Er empfand offenbar Gewissensbisse. Der Boden unserer Stadt wurde ihm bald zu heiß unter den Füßen. Eines Tages zog er mit Sack und Pack davon. Man murmelte, daß er durch schmutzige Geldgeschäfte sich mit dem Gesetz in Konflikt gebracht habe. Ob Wahres an dem Gerücht ist, weiß ich nicht. Das war eigentlich mein einziger Feind, wenn ich ihn so nennen darf. Ob er es noch ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat ihn sein jetzt gesundes Kind eines besseren belehrt."

Die Uhr zeigte Mitternacht. Heute war die sonst so unruhige Klingel verständig genug gewesen, nicht zu stören. Mit Worten herzlichen Dankes verabschiedete sich Sch. von seinen Gastfreunden. Noch auf der Straße tönte ihm ein einladendes „Auf Wiedersehn" nach. Die Folgezeit hat ihn noch häufiger im Doktorhause gesehen. Als der Freund heute zur mitternächtlichen Stunde durch die verschneiten Gassen des Städtchens seinem Jungesellenheim zusteuerte, da beschäftigte ihn nur ein Gedanke: „Unser Doktor". Ja, es war ein Ehrentitel, von dankbaren Mitbürgern verliehen. Aber solche Titel fliegen nicht an, sondern müssen durch eine Lebensarbeit erworben werden. Das hatte „unser Doktor" bewiesen.

---

## Ueber den Antisemitismus.*)

Von Anatole France.
Mitglied der französischen Akademie.

Paris, Ende März.

Wer sich zum Antisemitismus bekennt, sagt damit, daß er ein Gegner der Söhne Sems, ein Feind aller Völker semitischer Zunge sei, also der Syrier, Assyrier, Phönizier, Araber und Juden. Man würde es aber kaum begreifen, wenn jemand allen diesen Völkerschaften, die größtenteils längst ausgestorben, den Krieg erklären wollte. Man wird daher auch zugeben müssen, daß sich die Antisemiten in Wahrheit sehr wenig um Syrier, Assyrier, Phönizier und Araber kümmern, die Juden vielmehr die einzigen sind, gegen die sie zu Felde ziehen. Zu bemerken wäre vielleicht außerdem, daß die Judenfeinde, wenn sie sich Antisemiten nennen, ihren Namen von einer legendären Persönlichkeit der jüdischen Mythologie entlehnen. Doch würde es uns nicht wohl anstehen, hierauf besonderen Nachdruck zu legen. Ein Wort hat nur den Sinn, den man ihm giebt. Antisemit heißt Antijude. Antisemitismus ist soviel als Antijudaismus und in diesem Sinne der Ausdruck für ein von alters her in der Welt verbreitetes Gefühl. Die Römer der Kaiserzeit verabscheuten die Juden, die sie allerdings von den Christen nicht zu unterscheiden wußten.

Tacitus, der als Historiker ernst genommen sein will, überschüttet sie mit Schimpf und Schande. Er wirft ihnen ihren entsetzlichen Aberglauben vor, spricht von ihren albernen, unheimlichen, schmutzigen, ekelhaften Gebräuchen. Ihr Haß erhebe die Waffe gegen jeden, der nicht gleich ihnen sei, richte sich gegen die ganze Menschheit. Sie sind ihm ein schandvolles, fluchwürdiges Pack, die Hefe des Sklavenpöbels, ein gottverdammtes Geschlecht, das in allen Tiefen der Bosheit wühle, das sündhafteste Gezücht, ein Verbrechervolk, der blutigsten Buße würdig.

Juvenal häuft nicht geringen Unglimpf auf sie, und selbst Martial, doch eine ziemlich gutmütige Natur, bemüht

*) Aus der Wiener „N. Fr. Pr."

sich, sie zu mißhandeln. Es ist nicht leicht, in diesen Verwünschungen, welche die römischen Schriftsteller gegen die Hebräer ausstoßen, die wahren Ursachen ihres Judenhasses zu erkennen, eines Hasses, der in den letzten Jahren der Republik entbrannte und erst mit der Zerstörung Jerusalems erlöschen sollte. Tacitus spricht von entsetzlichem Aberglauben und rühmt doch den hohen, reinen Gottesbegriff der Juden. Er nennt sie die Hefe des Sklavenpöbels, und das ist wirklich ein Vorwurf, der sich am allerwenigsten begründen läßt.

Was die Römer den Juden nicht verzeihen konnten, im Grunde war's nichts anderes als ihre Macht im Staate.

In großer Zahl waren sie für den Triumphzug des Pompejus nach Rom geschleppt worden, und dort wie überall hatten sie sich bald eine einflußreiche Stellung geschaffen. Nach Cicero waren sie im Verlauf von fünf Jahren so zahlreich und so mächtig geworden, daß sie Volksversammlungen zu stören vermochten und ein Redner, der nicht Stürme entfesseln wollte, sie zu schonen genötigt war.

Philo, der unter Tiberius in Alexandrien lebte und dort zum Zwecke der Versöhnung der mosaischen Gebote mit den Lehren der Platoniker seine Abhandlungen schrieb, frohlockte über die Ausbreitung des Judaismus über die ganze bekannte Erde. Die Gesetze Mosis, sagt er, üben ihren Reiz auf die ganze Welt, auf Barbaren, Fremde und Griechen, auf die Bewohner des Festlandes wie der Inseln, auf die Völkerschaften des Abendlandes wie des Morgenlandes, auf Europa und Asien. Philo war ein guter Jude, und wenn er vom Fortschritt einer Religion spricht, der er so treu ergeben war, gab er sich möglicherweise einiger Täuschung hin. Aber seine Aussagen verdienen Glauben, denn er war ein sehr gescheiter Kopf und sehr rechtschaffen. Uebrigens bestätigt Flavius Josephus die Ausbreitung des Judaismus zur Titus-Zeit. Er sagt darüber in seinem Buche gegen Apion: „Es giebt keine griechischen und fast keine Barbarenstädte mehr, wo die Arbeit nicht am siebenten Tage feierte, wo man nicht Lampen anzündete und Festtage hielte. Viele enthalten sich sogar gleich uns gewisser Fleischgattungen."

Das Gesagte genügt, um die Ursachen des Hasses, den die Juden den Römern der Kaiserzeit einflößten, ahnen zu lassen. Einige dieser Ursachen leben heutigen Tages wieder auf. Auch im Mittelalter wurden die Juden von den christlichen Völkern als Feinde behandelt, dies geschah aber aus Gründen, deren Kraft im heutigen Europa erloschen ist oder wenigstens beträchtlich abgeschwächt wurde. Die moderne Welt ist von jener des fünfzehnten Jahrhunderts himmelweit entfernt, während sie im Gegenteil dem römischen Imperium darin einigermaßen ähnlich ist, daß hier wie dort Kultur und Bildung gemeinsame Weltgüter bilden und der Gedankenverkehr zwischen den Völkern sich glatt und leicht vollzieht. Titus steht uns viel näher als Philipp der Schöne. Wenn ich eines Tages wunderbarerweise Plinius den Jüngeren auf dem Boulevard anträfe, ich glaube, ohne mir schmeicheln zu wollen, wir könnten recht angenehm miteinander plaudern. Wenn mich aber ein ähnliches Wunder plötzlich dem Kanzler Philipps, Guillaume de Nogaret, vor die Augen stellte, so hätten wir, obwohl beide nichts weniger als ultramontan, unsere liebe Not, uns zu verständigen.

Das Wenige, was ich über die Lage der Juden im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gesagt habe, läßt uns die Stellung besser verstehen, die sie im zwanzigsten Jahrhundert auf der ganzen Welt einnehmen. Alles hingegen, was ich über das Ghetto, die gelbe Mütze, die Blechscheibchen und andere Schimpfzeichen, die Marranen, kurz über die mittelalterliche Not des gottesmörderischen Volkes vorbringen könnte, wäre hier nicht am Platze und würde zum Verständnisse des Judenschicksals in der modernen Welt nichts beitragen.

Gehen wir also ohne weiteren Verzug zum zeitgenössischen Antisemitismus über. Viele werden sagen, es handle sich da um Rassenhaß, es bestehe eine unüberwindliche Abneigung zwischen Semiten und Aryas. So scheint es. Aber die Aryas, wie man zu sagen pflegt, oder die Indogermanen, wenn man dies lieber hört, bieten uns kein gemeinsames ethnisches Charakterbild, und die Juden haben ihnen keinen Menschentypus von bestimmter Prägung entgegenzustellen. Die Ethnographie unterscheidet die Menschen nach der Schädelform und teilt sie in Dolichokephale und Brachykephale, Langschädel und Kurzschädel. Nun sind aber die spanischen, portugiesischen, italienischen, provençalischen Juden dalichakephal, die polnischen, russischen und deutschen brachykephal. Die Juden bilden folglich keine Rasse. Allein es genügt, daß man sie für eine Rasse hält. Don Quixote sah Weinschläuche für Räuber an und durchbahrte sie mit seinem Schwert. Man glaubt, die Juden seien eine Rasse, und sofort heißt es auch: eine feindliche Rasse.

Bei keiner Menschenfamilie, hat Alexander v. Humboldt gesagt, kann man bis zum Stamm zurückgehen, und es gibt keine Wurzel, die edler wäre als eine andere. Gleichwohl entspricht der Rassenbegriff einer fühlbaren Wirklichkeit. Menschen, die gemeinsam dieselbe Lebensweise haben, werden immer schließlich einander ähnlich, was nun auch ihre Abstammung sein möge, denn aller Anfang bleibt uns verborgen. Rabenfamilien, die sich am Nordpol niederlassen, werden dort weiß. Tatsächlich gibt es nicht einen, sondern mehrere leicht erkennbare jüdische Typen. Mehr braucht es nicht, damit es im Sprachverkehr heiße: die jüdische Rasse. Alle menschlichen Rassenfeindschaften gründen sich auf ähnliche Scheinwahrheiten. Die wirkliche Ursache des Antisemitismus ist der Fremdenhaß, der noch immer so tief im Menschenherzen wurzelt. Die Juden gelten als Fremde. Allenfalls sagt man nicht, daß sie eine Rasse bilden, denn eine Rasse, niemand weiß, was das ist, aber ein Volk bilden sie mit ihren Sitten, ihrem Glauben, ihrem Gemeingeist, ein Volk, das zerstreut unter anderen Völkern lebt.

Abgesehen von allen anderen Umständen folgt nun daraus, daß der Antisemitismus in einem Lande umso kräftiger gedeiht, je sorgsamer dieses Land sich bemüht, von fremden Einschlag möglichst rein zu bleiben und seine Einheit die Ursprungsgemeinsamkeit seiner Bewohner zu gründen. In deutschen oder slavischen Ländern stellen sich notwendigerweise der Pangermanismus und der Panslavismus der freien Entwicklung der Juden entgegen. Außer dieser allgemeinen Ursache hat der Antisemitismus seine besonderen Ursachen. Eine davon ist die Religion. Die mittelalterliche Gläubigkeit, habe ich vorhin gesagt, und die mittelalterlichen Sitten sind so ganz und gar verschwunden, daß man sich den Fluch, der in jenen glaubensstarken Zeiten auf den Juden lastete, heute kaum noch zu erklären vermag. Das hindert aber nicht, daß in katholischen Ländern die frommen Seelen im Haß und in der Verachtung des Juden von den Priestern auferzogen werden. In einem kleinen Perseveranzkatechismus habe ich diese Frage und diese Antwort gelesen:

Frage: Was für eine Wirkung hat der Fluch Gottes auf die Juden ausgeübt?

Antwort: Die Wirkung, welche der Fluch Gottes auf die Juden ausgeübt hat, ist, daß sie überall arm und verachtet umherirren müssen.

(Schluß folgt.)

## Briefkasten.

**Abonnent in Siegen.** Daß dem Stöcker'schen „Volk" von jüdischer Seite Druckaufträge zugehen, sollte man nicht für möglich halten. Sind Sie Ihrer Sache wirklich sicher?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sammer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 16. Berlin, 19. April 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Die „Mitteilungen"

**sind die wirksamste Waffe im Kampf gegen den Antisemitismus.**

**Der Abonnementspreis beträgt**

**nur 50 Pfennig**

**für das Vierteljahr.**

**Wir bitten die Freunde unserer Sache, für die Verbreitung des Blattes in ihren Kreisen tätig zu sein.**

## Generalversammlung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

Am 16. April fand im Hotel Prinz Albrecht zu Berlin eine ordentliche Generalversammlung des Vereins statt, die aus Berlin wie aus verschiedenen anderen Orten des Reiches gut besucht war.

Dr. Theodor Barth, der erste Vorsitzende des Vereins, eröffnet die Sitzung gegen 1/2 9 Uhr und begrüßt die Erschienenen. Er weist sodann auf die Bedeutung der Versammlung hin, die eine Generalversammlung im Sinne des § 4 der Statuten sei. Eine derartige Generalversammlung sei in den letzten zehn Jahren nicht berufen worden. Um den Verein auf eine demokratischere Grundlage zu stellen, beabsichtige der Vorstand, von jetzt an jährlich eine derartige Generalversammlung zu berufen.

I. Geschäfts- und Kassenbericht.

Den Geschäftsbericht faßt Dr. Barth um deswillen kurz, weil die „Mitteilungen" des Vereins regelmäßig über die wichtigeren Vorgänge orientieren. Er betont als das Ziel des Juden und Christen gemeinschaftlich umfassenden Vereins die Bekämpfung des Antisemitismus in allen Formen. In erster Linie will der Verein aufklärend wirken durch seine „Mitteilungen". Hierzu haben die Frankfurter Freunde den Vorschlag gemacht, neben den wöchentlich erscheinenden „Mitteilungen" eine vierteljährliche Ausgabe zu veranstalten, die den wesentlichsten Inhalt der „Mitteilungen" in konzentrierter Form bringen und an alle Mitglieder gratis versandt werden soll. — Durch Lieferung gesunden, volkstümlichen Stoffes ist es ferner gelungen, aus einer ganzen Reihe von Kalendern den antisemitischen Inhalt herauszubringen, der darin früher vielfach geboten wurde. Die Zahl der auf diese Weise purifizierten Kalender dürfte etwa 1 Million betragen. (Bravo!) — Weiter hat der Verein in Gegenden, die besonders antisemitisch verseucht waren, vorübergehend einzelne Preßorgane unterstützt, deren Fortexistenz bei dem erbitterten Kampfe in Frage gestellt war. Dies sei aber nicht aus den eigentlichen Vereinsmitteln, sondern durch die Opferwilligkeit wohlhabender Mitglieder geschehen, die besondere Beiträge hierfür gaben, und denen auch bei dieser Gelegenheit der Dank des Vorstandes ausgesprochen wird. — Außerdem wurde durch Vorträge eine rege Tätigkeit entfaltet. — Ferner hat der Verein auch der Entwicklung der politischen Wahlen sein Interesse zugewandt. Hierüber ist zu Punkt II ein besonderes Referat vorgesehen. — Endlich dient der Abwehr der antisemitischen Bestrebungen der „Antisemitenspiegel", zu dem im vorigen Jahre ein Nachtrag so rechtzeitig herausgegeben wurde, daß er noch bei den Reichstagswahlen Verwendung finden konnte. — Der Mitgliederbestand hat sich erfreulicherweise gehoben.

Zum Kassenbericht teilt Herr Salinger mit, daß die Revision erfolgt und alles in tadelloser Ordnung befunden sei. Er beantragt, dem Vorstand Decharge zu erteilen. Dies geschieht.

Ohne Debatte wird ferner dem Vorschlage der Frankfurter Freunde auf Herausgabe einer Vierteljahrsausgabe der „Mitteilungen" zugestimmt, wodurch für die Kasse des Vereins eine Mehrausgabe von etwa 1000 Mk. jährlich entstehen wird.

II. Stellung des Vereins zu den politischen Wahlen.

Der Referent **Dr. Theodor Barth** führt hierzu im wesentlichen folgendes aus:

„Meine Herren! Ich will mich kurz fassen, damit wir eine möglichst ausgiebige Zeit für den dritten Gegenstand unserer Tagesordnung zur Verfügung haben. Die Stellung des Vereins zu den politischen Wahlen bestimmt sich naturgemäß nach dem Zwecke, den wir mit allen unseren Vereinsbestimmungen verfolgen. Ich darf hervorheben, daß unser Verein nicht etwa im engeren Sinne des Wortes ein philosemitischer Verein ist, sondern daß im Mittelpunkt unserer Bestrebungen die Erringung konfessioneller Gleichberechtigung steht. Uns ist ja allerdings reichsgesetzlich diese konfessionelle Gleichberechtigung verbürgt, aber wir alle wissen, daß dieselbe bisher tatsächlich nur auf dem Papier steht, daß die Juden nicht eine wirkliche konfessionelle Gleichberechtigung haben. Ob es sich nun um das Gebiet der staatlichen Verwaltung oder um das Heer oder um die Universitäten handelt, tatsächlich kann niemand be-

streiten, daß die Juden auf allen diesen und manchen anderen Gebieten zurückgesetzt sind. Wenn der Verein mit aller Entschiedenheit für den Grundsatz konfessioneller Gleichberechtigung eintritt, so geschieht dies nicht aus Vorliebe für eine bestimmte Konfession, die gerade unterdrückt ist, sondern weil ein modernes, auf Toleranz, auf Gesittung und Freiheit zu begründendes Staatswesen nicht existiren kann, wenn dieser Grundsatz nicht zur Tat, zur Wahrheit wird. (Bravo!)

Nun, meine Herren, nur wenige von denjenigen, die an der Leitung unseres Staatswesens beteiligt sind, gestehen offen ein, daß sie diesen Grundsatz der konfessionellen Gleichberechtigung in dem Ressort, das ihnen unterstellt ist, verletzen. Auch hier herrscht die Heuchelei als Verbeugung vor der Tugend. Es ist notwendig, daß man die Dinge, wie sie sind, ernsthaft ins Auge faßt und ganz deutlich wird mit dem, was man zu fordern hat. Man darf sich nicht abspeisen lassen mit einigen geiegentiichen Ehrenbezeugungen, die unsern jüdischen Mitbürgern zuteil werden — in dieser Beziehung passiert ja von Zeit zu Zeit etwas —, sondern mir scheint, wenn unser Verein mit seinen Bestrebungen überhaupt eine ernsthafte Bedeutung haben soll, so müssen wir in bezug auf diesen Grundsatz aufs Ganze gehen. Wir dürfen uns nicht das Allergeringste abhandeln lassen. Hier gilt der Grundsatz, den Schiller in die Worte gekleidet hat: „Was habe ich, wenn ich nicht alles habe!" Wenn an irgend einer Stelle im Staatswesen die konfessionelle Gleichberechtigung ausgeschlossen ist, so hat man nichts. Nur wenn sie in radikaler Weise durchgeführt wird, wenn sie grundsätzlich durchgeführt, wenn sie an keiner einzigen Stelle in unserem Staatswesen verletzt wird, dann kann man von einer wirklichen konfessionellen Gleichberechtigung reden. Daß wir von einem solchen Ideal noch weit entfernt sind, bedarf keiner besonderen Erörterung.

Wenn dieser Grundgedanke für die Bestrebungen unseres Vereins entscheidend ist, so ist die Stellung, die der Verein zu den politischen Wahlen zu nehmen hat, damit ebenfalls gekennzeichnet. Auch hier können wir uns nicht darauf einlassen, Konzessionen zu machen an einen Standpunkt, der den Gedanken einer konfessionellen Gleichberechtigung nur teilweise erfüllt; wir müssen auch bei den politischen Wahlen darauf Bedacht nehmen, daß, soweit es von unsern Bemühungen abhängt, nur solche Männer in die Parlamente entsandt werden, die von dem Gedanken der konfessionellen Gleichberechtigung in unserm gesamten Staatsleben innerlich durchdrungen und die entschlossen sind, sich auch in der Gesetzgebung nichts von diesem Grundsatz abhandeln zu lassen. Wir haben bei den politischen Wahlen stets den Standpunkt vertreten, daß wir nicht von Vereins wegen besondere Kandidaten aufstellen. Unser Verein ist nicht groß genug, um das durchführen zu können, und selbst wenn er so groß, mächtig und einflußreich wäre, so würde es meines Erachtens doch ein schwerer Fehler sein, wenn er mit eigenen Kandidaten käme. Es kann seine Aufgabe nur sein, unter denjenigen Kandidaten, die von den einzelnen politischen Parteien bei den Wahlen aufgestellt werden, sich diejenigen herauszusuchen, die den Grundsätzen unseres Vereins am nächsten stehen, und diese, soweit es in unseren Kräften liegt, bei ihren Bestrebungen unsererseits zu unterstützen.

An diesen Grundsatz haben wir uns auch bei den Wahlen im verflossenen Jahre streng gehalten. Wir haben uns nicht darum gekümmert, welcher speziellen Fraktion der Kandidat, den wir etwa mit unserem Material oder mit unseren Rednern oder dessen Wahlkampf — was auch gelegentlich vorgekommen ist — wir mit unseren Geldmitteln unterstützen, angehörte, sondern wir haben uns ihn immer nur daraufhin angesehen, ob er vollständig frei vom antisemitischen Bazillus war, ob er wirklich den Grundgedanken der konfessionellen Gleichberechtigung zur Wahrheit machen wollte. Bei dieser Wahl unter den vorhandenen Kandidaten mußten wir auch darauf Rücksicht nehmen, ob das zugehörige Wahlkomitee entschlossen war, nun auch den Kampf gegen den Antisemitismus ernsthaft aufzunehmen, ernsthaft in dem Sinne, daß man bei dem schließlichen Ausgang der Wahl, speziell auch bei etwaigen Stichwahlen, nur für denjenigen einzutreten sich bereit erklärte, der des Antisemitismus gänzlich unverdächtig war.

Eine Konstellation, die in dieser Beziehung auch bei der Wahl in Eschwege-Schmalkalden praktisch geworden ist, verdient eine besondere Beleuchtung: Es ereignet sich in unserem zersplitterten Parteiwesen sehr häufig, daß man im Voraus schon darüber ziemlich sicher sein kann, daß eine Stichwahl erforderlich werden wird. Hierbei kommt dann auch der Fall vor, daß diejenige Partei, die uns am nächsten steht, und die vollständig gefeit ist gegen jeden Antisemitismus, nur geringe Aussicht hat, in die Stichwahl zu gelangen, und daß man deshalb im Voraus schon damit rechnen muß, daß sich in der Stichwahl ein Antisemit und ein Sozialdemokrat gegenüberstehen werden. Diese Konstellation trat auch bei der Wahl in Eschwege-Schmalkalden hervor. Wir als Verein haben uns immer auf den Standpunkt gestellt, daß wir sagen, wir können insbesondere auch finanziell keine Unterstützung gewähren, auch nicht bei der Hauptwahl, wenn wir nicht sicher sind, daß diejenigen, die wir bei der Hauptwahl unterstützten, auch bei der Stichwahl die Konsequenz ziehen werden, daß sie den Antisemiten für das größere Uebel halten und demgemäß handeln. (Sehr richtig!) Von diesem Grundsatz haben wir uns nie abbringen lassen. Solange ich die Ehre habe, an der Spitze des Vereins zu stehen, habe ich stets darauf gehalten, daß in allen Fällen so verfahren wird, wie ich es eben kennzeichnete. (Bravo!) Unser Büreau in Frankfurt hat genau so gehandelt, speziell auch in dem Falle Eschwege-Schmalkalden. Für diejenigen, die mit der inneren Natur unseres Vereins nicht so genau vertraut sind, will ich in Parenthese bemerken, daß unser Büreau in Frankfurt eine durchaus selbständige Geschäftsführung hat. Wir bearbeiten von Berlin aus den größeren Teil Deutschlands, speziell den Osten, während das Frankfurter Büreau den Westen bearbeitet, und Eschwege-Schmalkalden gehört zu dessen Sprengel.

Meine Herren! Es entspricht nicht meiner Absicht, und es würde auch nicht zweckmäßig sein, daß wir speziell in Bezug auf die Vorgänge in dem Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden uns hier in irgendwelchen Rekriminationen nachträglich ergehen. Ich glaube, die Dinge sind genügend zur Diskussion gekommen, und die Stellung, die wir als Verein eingenommen haben, ist in unsern „Mitteilungen" sehr deutlich markiert worden. Ich habe mich nur für verpflichtet gehalten, den Grundsatz, ganz abgesehen von dem einzelnen Falle, Ihnen vorzutragen als einen Grundsatz, nach dem wir verfahren sind, und nach dem wir auch in Zukunft verfahren werden. Wir können also unsere Mittel und unsere Kräfte bei einer politischen Wahl nur solchen Kandidaten bezw. solchen Wahlkomites oder solchen Parteien zur Verfügung stellen, die uns im voraus eine Garantie dafür geben, daß im Falle einer Stichwahl zwischen einem Antisemiten und einem Nichtantisemiten, auch wenn dieser ein Sozialdemokrat ist, rund und klar gegen den Antisemitismus Stellung genommen und der Sozialdemokrat in diesem Falle als das kleinere Uebel angesehen und gewählt wird. (Lebhaftes Bravo!)

In der nunmehr folgenden Diskussion fragt Herr Levy, weshalb der Verein nach dem antisemitischen Angriffe des Reichskanzlers im Reichstage keine Protestversammlung einberufen habe.

Dr. Barth erwidert, daß man mit solchen Protestversammlungen einigermaßen sparsam sein müsse und sie nur bei ganz außergewöhnlich wichtigen Anlässen arrangieren dürfe. (Sehr richtig!) Wenn man auch, wie Dr. Barth selbst, über den Vorgang noch so abfällig denke, so habe die antisemitische Entgleisung des Reichskanzlers doch nicht die Wichtigkeit gehabt wie zahllose andere Vorgänge, bei denen es sich um die Benachteiligung unserer eigenen deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens handelte.

## III. Die Juden im Heere.

Als erster Referent ergreift hierzu das Wort Königl. Archivdirektor **Dr. Winter**-Osnabrück:

„Ich möchte mich mit einigen allgemeinen Bemerkungen im Anschluß an das, was Dr. Barth ausgeführt hat, begnügen. Wir betrachten die Frage der Stellung der Juden im Heere in diesem Verein, der eben kein spezifisch jüdischer, sondern ein allgemein deutscher Verein zur Abwehr des Antisemitismus ist, nicht unter dem konfessionellen Gesichtspunkte, sondern unter dem verfassungsrechtlichen und, wenn Sie

wollen, unter dem nationalen Gesichtspunkte, denn diese Frage interessiert nicht allein die Juden, sondern sie ist eine nationale Frage. Daß der Grundsatz konfessioneller Gleichberechtigung den Juden gegenüber augenblicklich nicht geübt wird, ist für unser deutsches Vaterland ein außerordentlicher Schade, dem jeder, der es mit seinem Vaterlande gut meint, energisch entgegentreten muß.

Nach den Grundsätzen unseres Verfassungsrechtes müßte es so sein, daß alle Beamtenstellungen im Heere wie in der Verwaltung den Juden genau so zugänglg wären wie den übrigen Deutschen. Daß das speziell im Heere nicht der Fall ist, wissen wir alle. Seit vielen Jahren ist bei uns in Preußen kein einziger jüdischer Einjährig-Freiwilliger zum Reserveoffizier ernannt worden, in unserer Armee existieren Offiziere jüdischen Glaubens nicht mehr. Das ist nur eins von den vielen Symptomen, die in der antisemitischen Frage zu Tage treten. Als die antisemitische Bewegung vor etwa zwei Jahrzehnten größere Kreise zog, da ging sie offenbar auf das praktische Ziel hinaus, auf gesetzlichem Wege eine Beschränkung der Rechte der Juden anzustreben. Sie wissen, daß damals Petitionen in Umlauf gebracht wurden, die den Vorschlag machten, die Juden unter das Fremdenrecht zu stellen und den Juden die Rechte gesetzlich zu nehmen. Diese Bestrebungen können als endgiltig gescheitert betrachtet werden, aber der dadurch beabsichtigte Zweck ist im wesentlichen leider erreicht worden. Man hat auf dem Verwaltungswege das erreicht, was man auf gesetzlichem Wege nicht erreichen konnte. Wir wissen, daß in der Zivilverwaltung schon längst in den eigentlich maßgebenden Stellen, ja jetzt allmählich auch in den unteren Stellen Juden so gut wie nicht mehr angenommen werden. Wir wissen, daß im Heere genau derselbe Grundsatz herrscht, und wenn dann im Reichstage, wie dies mein verehrter Korreferent getan hat, interpelliert wird, so ist das Ergebnis ganz einfach: Man erklärt, irgend ein Gesetz, nach dem die Juden nicht Offiziere werden können, existiert nicht. Man verletzt aber nicht grundsätzlich, wohl aber tatsächlich die Verfassung und verschweigt die wahren Ursachen. Für dieses Verfahren gibt es allerdings nur den Namen, den Dr. Barth schon angeführt hat, den Namen der politischen Heuchelei. Wenn die Männer, die den bestimmenden Einfluß auf Verwaltung und Heer ausüben, wirklich der Meinung sind, daß die Juden die ihnen vorenthaltenen Posten nicht ausfüllen können, dann sollten sie den Ausschluß auf gesetzlichem Wege beantragen. (Sehr richtig!) Dann würde das Volk merken, warum es sich handelt, und dann würde ein Sturm der Entrüstung entstehen, der dieses Verfahren unmöglich machte. Der Zustand fortgesetzter Umgehung der Gesetze ist eines zivilisierten Volkes schlechthin unwürdig.

Hierzu tritt der sehr schlimme Umstand, daß man gegen ein solches Verfahren im wesentlichen machtlos ist. Wenn ein Gesetz beantragt würde, das diese Folgen haben sollte, dann wäre ein energischer Widerstand dagegen möglich; wenn aber in jedem einzelnen Falle erklärt wird, wir nehmen diesen Mann nicht zum Offizier, wir ernennen ihn nicht zum Reserveoffizier, nicht etwa weil er Jude ist — wie es tatsächlich geschieht —, sondern weil er nicht geeignet ist, so ist man gegen ein solches Verfahren rechtlich und gesetzlich machtlos. Denn wenn die entscheidenden Stellen nicht zugeben, daß hier eine Durchbrechung der konfessionellen Gleichberechtigung systematisch gehandhabt wird, dann können wir auch nur schwer dagegen vorgehen, daß in jedem einzelnen Falle so gehandelt wird.

Einige Wirkung würde es vielleicht haben, wenn wieder einmal wie am Anfange der antisemitischen Bewegung eine größere Anzahl angesehener deutscher Männer der Kunst und Wissenschaft sich zusammenfänden, um gegen diesen unerhörten Zustand zu protestieren. In einem einzelnen Falle ist nun auch kürzlich eine Beschwerde dagegen erhoben worden, daß ein jüdischer Einjährig-Freiwilliger nicht zum Reserveoffizier befördert wurde. Auf eine solche Einzelbeschwerde ist die entscheidende Stelle des Heeres vielleicht nicht verpflichtet einzugehen. Anders würde sich die Sachlage gestalten, wenn eine ganze Anzahl angesehener Leute, Juden und Christen, gemeinsam erklärten, hier liegt eine tatsächliche Umgehung des Gesetzes vor, die einen großen Teil unserer jüdischen Mitbürger in vielen Dingen rechtlos macht. Wir können zunächst weiter nichts tun, als unsererseits zu protestieren.

Vielleicht kann der Kampf aber auch von unseren jüdischen Mitbürgern selbst aufgenommen werden. Die Antisemiten behaupten immer, die Juden hätten keine Neigung zum berufsmäßigen Militärdienst. Tatsächlich ist nun aber, wie die Erfahrungen anderer Länder zeigen, die Neigung, sich berufsmäßig dem Soldatendienste zu widmen, bei den Juden ziemlich stark vertreten. Nun wäre ein Weg möglich, um diese Frage klipp und klar zur Entscheidung zu bringen, wenn nämlich diejenigen Juden, die sich bei einem Regiment als Avantageure melden und abgewiesen werden, sich an andere Regimenter wenden. Man würde dann den Gegner zwingen, Farbe zu bekennen. Freilich ist es ein großes Opfer, das den einzelnen zugemutet würde, und es ist anzunehmen, daß der Versuch scheitern würde. (Sehr richtig!) Aber wir müssen es dahin bringen, daß endlich einmal unserm ganzen Volke nachgewiesen wird, wie man hier systematisch und grundsätzlich die zu Recht bestehende Verfassung Preußens und Deutschlands mißachtet. Das aber ist eine Frage, die nicht blos die Juden, sondern jeden nationalgesinnten Deutschen interessieren muß. Für unser ganzes Vaterland ist es von der allergrößten Bedeutung, daß wir mit unbedingter Sicherheit darauf rechnen können, daß die reichsgesetzlichen Grundlagen unseres Staatswesens nicht in Frage gestellt werden. Die deutschen Christen sind genau so gut verpflichtet, gegen dieses Verfahren zu protestieren wie die deutschen Juden, und deswegen hat unser Verein alle Veranlassung, diese Frage energisch in die Hand zu nehmen." (Lebhafter Beifall.)

**Das Korreferat des Reichstags- und Landtagsabgeordneten Prof. Dr. Eickhoff bewegte sich in folgendem Gedankengange:**

„Ich bin der Aufforderung Dr. Barths, am heutigen Abend das Korreferat zu übernehmen, umso lieber gefolgt, als die Partei, die ich anzugehören die Ehre habe, es von jeher, seit dem Tage der Fortschrittspartei, als ihre Ehrenpflicht betrachtet hat, unsern jüdischen Mitbürgern überall da, wo ihnen gegenüber gegen Recht und Verfassung gesündigt wird, beizustehen. Gestatten Sie mir, eine kleine Nachlese zu dem zu geben, was im Reichstage vor einigen Wochen verhandelt wurde. Sie können sich denken, daß nach meinen Ausführungen im Reichstage eine große Reihe von Zuschriften an mich gerichtet wurde, und zwar sehr verschiedener Art. Hierunter waren einige, die nicht gerade von großer Liebenswürdigkeit zeugten, aber Sie wissen, ein Abgeordneter muß einen sehr großen Papierkorb haben (Heiterkeit) und der meinige ist nicht zu klein. (Erneute Heiterkeit.) Es kamen aber auch Zuschriften zustimmender Art, und, wie ich besonders hervorheben möchte, nicht wenige aus nichtjüdischen Kreisen. Das beweist denn doch, daß in unserem Vaterlande noch das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit vorhanden ist. Ferner kam eine Reihe von Zuschriften, die mir leider bestätigen, daß nicht nur dieser oder jener Einzelfall, sondern eine ganze Anzahl von Fällen vorliegt, in denen im Heere gegenüber jüdischen Soldaten ebenso gehandelt wurde wie in dem Falle, den ich im Reichstage zur Sprache brachte. Umsomehr aber sind wir meines Erachtens verpflichtet, jeden Einzelfall vor das öffentliche Forum des Reichstags zu ziehen. Nur dann wird es möglich sein, langsam, aber sicher dazu beizutragen, daß derartige Fälle immer seltener werden und schließlich verschwinden.

Auf meine Interpellation im Reichstage hatte ich von dem Kriegsminister keine andere Antwort als die mir erteilte erwartet. (Sehr richtig!) Er konnte nichts anderes antworten, denn die Verhältnisse, die bekanntlich stärker sind als die Menschen, zwangen ihn zu einer solchen gewundenen Erklärung."

Den Fall Hauptmann hat der Kriegsminister mit soldatischer Ehrlichkeit behandelt und korrekt erledigt. Nur hätte Hauptmann Gelegenheit gegeben werden müssen, sich bei demselben Regiment oder einem andern nochmals freiwillig zu melden. Das ist jüngst in Wiesbaden geschehen. Dort wurde ein israelitischer Kaufmann, der sich als Zweijährig-Freiwilliger gemeldet hatte, bei dem Artillerie-Regiment 27 abgewiesen mit der Erklärung seitens des Hauptmanns, daß er israelitische Freiwillige nicht mehr annehmen dürfe. Auch hier legte sich der Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens ins Mittel und protestierte gegen das Verhalten des Hauptmanns. Seitens des Korpskommandeurs des 8. Armeekorps wurde der Bescheid gegeben, daß diese Zurückweisung ungesetzlich und daß das Erforder-

liche veranlaßt sei. Es wurde hinzugefügt, dem Betreffenden werde anheimgestellt, sein Gesuch beim Regimente zu erneuern. Das ist schon ein kleiner Fortschritt. Der Zurückgewiesene hatte sich aber inzwischen schon bei einem anderen Regiment gemeldet und war dort angenommen worden. Der Hauptmann, der ihn zurückgewiesen hatte, soll nun aber nicht einmal antisemitisch gesinnt sein, sodaß es unaufgeklärt bleibt, wodurch er sich zu der ablehnenden Antwort bestimmen ließ."

Eingehend widerlegt Prof. Eickhoff die Behauptungen des Abgeordneten Liedermann von Sonnenberg, die dieser in der Reichstagsverhandlung im Anschluß an eine angebliche Statistik aus dem Jahre 1885 über die Militärtauglichkeit der Juden aufgestellt hatte. „L. v. Sonnenberg erklärte, nach seiner Statistik habe es im preußischen Heere — nicht im deutschen — ohne Offiziere und Militärbeamte im Jahre 1885 246360 Mann gegeben, darunter seien aber nur 920 jüdische Soldaten gewesen. Da nun $^1/_{74}$ der Bevölkerung jüdisch sei, so habe nur $^1/_{268}$ der Juden Heeresdienst geleistet; eigentlich müßten 3328 Juden im Heere gewesen sein. Der Jude, so drückte sich L. v. Sonnenberg aus, sei also viermal unbrauchbarer als der Deutsche. Er scheint die Berufszählung von 1895 nicht zu kennen. Nach Abzug der Offiziere und Unteroffiziere gab es damals 520000 Gemeine und Gefreite, darunter 2278 Israeliten, das sind 0,553 %. 1900 war das Verhältnis der Juden in der Bevölkerung 1,04 %, 1890 1,15 %, also im Durchschnitt 1895 1,09 %. Der Prozentsatz der Juden in Heer und Marine beträgt mithin genau die Hälfte ihres Prozentsatzes in der Bevölkerung. Sicherlich beträgt der Prozentsatz der Juden im Heere das Doppelte von dem, was L. v. Sonnenberg behauptet hatte.

Allerdings muß man zugeben, daß die Differenz gegenüber dem allgemeinen Prozentsatz immerhin noch recht groß ist und nicht allein durch die Auswanderung oder durch den Uebertritt zum Christentum hinreichend erklärt wird. Nach einer statistischen Darlegung des Herrn M. E. May-Hamburg ist diese Differenz darauf zurückzuführen, daß der größere Teil unserer jüdischen Mitbürger als Einjährig-Freiwilliger dient. Herr May hat auf Grund des Statistischen Jahrbuchs für die Stadt Berlin aus dem Jahre 1903 nachgewiesen, daß von 100 Schülern die höheren Schulen einschließlich der Vorschulen in den vier Jahren 1899/1903 besucht haben: evangelische 15,60 %, katholische 9,76 %, Juden 62,32 %. Außerdem haben in den hiesigen Gemeindeschulen 83,48 % evangelische, 88,10 % katholische, 28,03 % Juden gesessen, in den jüdischen Schulen außerdem 8,67 %, insgesamt 36,60 % jüdische. Sie wissen nun, daß sich der Uebergang von der Gemeindeschule zur höheren Lehranstalt sehr leicht bewerkstelligen läßt. Man kann also annehmen, daß von diesen 36,6 % ein großer Teil das Einjährigen-Zeugnis erlangt hat. Demnach kann man wohl behaupten, daß reichlich zwei Drittel der jüdischen Schüler als Einjährig-Freiwillige dienen. Das bezieht sich natürlich nicht auf Berlin allein; dasselbe trifft auch für Hamburg und andere Großstädte zu. Die Juden wohnen ja überhaupt vielfach in den größeren Städten. Nach der Statistik von 1900, wo es 586893 Juden gab, haben in den 55 größten Städten 276679 Juden gewohnt, also 47,1 %, während diese Städte insgesamt nur 18,8 % der Reichsbevölkerung ausmachen. Hier, in den großen Städten haben die Juden einen weit höheren Prozentsatz als im allgemeinen. Dieser Prozentsatz beträgt 2,6 %, im Gegensatz zu dem allgemeinen Prozentsatz von 1,4 %.

Einen weiteren Grund für die bezeichnete Differenz sieht May auch in dem verschiedenen Altersaufbau der in Handel und Gewerbe tätigen Juden. 62,28 % der Juden sind nach der Statistik in Handel und Gewerbe tätig".

Des Weiteren geht Prof. Eickhoff auf die Zahl der Juden im Heere während des Krieges von 1870/1871 und auf das Verhalten der Juden und der Christen während der Befreiungskriege ein. Schon vor zwölf Jahren habe der Senior der Berliner Stadtverordnetenversammlung, Sanitätsrat Neumann in der „Nation" diese Verhältnisse richtig gestellt. Redner erinnert an die Vorgänge bei Bildung der Landwehr während des Befreiungskrieges in Westpreußen, im Kreise Oberbarnim, in Deutschkrone usw., und fährt dann fort: „Ich hatte im Reichstage an jene Denkschrift erinnert, die das Ministerium des Innern im Jahre 1847 über die Ausdehnung der Militärpflicht der Juden vorlegte, und von der ein Auszug dem vereinigten Landtage von 1847 zugestellt wurde. Der antisemitische Abg. Böckler erwiderte hierauf: „Wenn man eine Denkschrift vorlegt, ist es klar, daß man die Sache so darstellt, wie die Regierung sie wünscht." (Heiterkeit.)

„Dann kam Herr Böckler mit seinem Haupttrumpf. Er sagte nämlich, die Juden in Westpreußen hätten sich mit Geld vom Heeresdienste losgekauft. Er hat damit aber gar nichts Neues behauptet: Die Tatsache ist richtig; sie trifft aber nicht minder auch für die übrige — christliche — Bevölkerung zu. Redner weist das an der Hand der im Großen Generalstab verfaßten „Geschichte der Organisation der Landwehr" nach und bezieht sich zugleich unter Berufung auf Treitschkes Deutsche Geschichte auf die Heereszustände unter Friedrich Wilhelm I., der bekanntlich 1633 einen Versuch machte, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen. „Und wenn unter Friedrich Wilhelm I. die eigenen Landeskinder — nach damaligen Begriffen Vollbürger — sich mit allen Mitteln dem Heeresdienste zu entziehen wußten, wie Treitschke bezeugt; wenn zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei der Bildung der Landwehr das Gleiche geschah, wie die Geschichte der Landwehr beweist: dann ist dies doch erst recht begreiflich bei jenen armen Juden des Ostens, die in der Mehrzahl noch — fast wie im Ghetto — in Not und Elend dahinlebten, die nichts weniger als Vollbürger waren; dann müssen wir auch bei ihnen — und dennoch nur bei einem Teile, wie die Geschichte der Freiheitskriege dartut — ähnliche Empfindungen verstehen, wir müssen es um so mehr, als sie noch keine 20 Jahre — seit der letzten Teilung Polens — dem preußischen Staate angehörten. Wie hätten sie sich da für den neuen Staat begeistern sollen? Böckler erntete den bekannten Heiterkeitserfolg mit dem Zitate der Worte des Mannes, der damals Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Märkisch-Friedland war: „Ich würde mich diesem Gesuche garnicht unterzogen haben, wenn ich nicht völlig überzeugt wäre, daß bei den jetzigen Zeiten feige Memmen garnichts, dagegen 10000 Taler baar sehr viel helfen können." Ich bin der Meinung, diese Worte des würdigen Mannes sind von heiligem Zorn diktiert, von tiefem Schmerz darüber, daß seine jüdischen Glaubensgenossen damals infolge ihrer elenden wirtschaftlichen und sozialen Lage vielfach tatsächlich nicht imstande waren, der Wehrpflicht zu genügen. Nach alledem sehen Sie, was von den Behauptungen der Antisemiten übrig bleibt: vor dem reinen Lichte der historischen Wahrheit kann nichts davon bestehen, und was besteht, ist in der historischen Entwicklung begründet."

Der Redner schließt seine Ausführungen mit den Worten:

„Die Vorredner haben dem schon Ausdruck gegeben, daß es im höchsten Grade beklagenswert sei, daß in unserem Vaterlande heute noch solche Zustände herrschen. Meine Herren! Das darf und kann uns nicht abhalten, an unserem Teil dazu beizutragen, daß endlich diesen Zuständen ein Ende bereitet werde. Gewiß, meine Herren, erfreulich ist eine solche Arbeit nicht, erfreulich ist es nicht, im Reichstage nach dieser Richtung hin tätig zu sein. Aber gerade weil wir tiberale, weil wir freisinnige Männer sind, muß es unsere heiligste Pflicht sein, auch nach dieser Richtung hin, wie Dr. Barth mit Recht sagte, ganze Arbeit zu machen, und wir dürfen uns durch nichts von dieser heiligen Pflicht ablenken lassen. (Bravo!) Meine Herren, ich könnte diese kurzen Darlegungen mit keinem besseren Wunsche schließen, als daß es der Mehrzahl von Ihnen, die Sie am heutigen Abend hier versammelt sind, beschieden sein möge, zu erleben, daß das, was Kaiser Friedrich einst die „Schmach des Jahrhunderts" nannte, wie der Schnee vor der Frühlingssonne schmilzt, verschwinden möge und Sie wieder Zeiten erleben, wie sie in unserer Väter Tagen waren, wo ohne Unterschied des Glaubens, der Konfession alle Mitbürger in edlem Wettstreit sich bestrebten, des gemeinsamen Vaterlandes wert zu sein. Und so glaube ich zugleich in Ihrer aller Sinne zu sprechen, wenn ich dem Wunsche Ausdruck gebe, den Scheffel einst in die Worte kleidete:

Stoßt an: ein hoch dem deutschen Reich,
An Kühnheit reich, dem Adler gleich,
Mög's täglich neu sich stärken!

Doch Gott behüt's vor Klassenraß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken!
(Anhaltender Beifall und lebhaftes Bravo!)"

**Nachdem Dr. Barth den Referenten den Dank des Vereins ausgesprochen hat, bringt er die nachstehende, von ihm im Einverständnis formulierte Resolution zur Verlesung:**

„Die Stellung der Juden im deutschen Heere entspricht in keiner Weise dem verfassungsrechtlichen Grundsatze konfessioneller Gleichberechtigung. Zumal in Preußen ist heute das Aufrücken unserer jüdischen Mitbürger in Offiziersstellungen tatsächlich ausgeschlossen. Da die Juden an den Heereslasten wie an allen anderen Staatslasten zum Vollen beteiligt werden, so erscheint ihre aus sachlichen Gründen schlechterdings nicht zu rechtfertigende Zurücksetzung im Heere als eine staatsbürgerliche Ehrenkränkung, die eines Rechtsstaates unwürdig ist."

**In der nunmehr eröffneten Diskussion spricht zunächst Justizrat Dr. Heinrich Cohn:**

„Den beredten Worten der Referenten will ich nur einige kleine Ergänzungen hinzufügen, um zugleich auch nachzuweisen, wie unser Verein von vornherein in dieser Frage thätig gewesen ist. In den ersten Nummern unserer „Mitteil." wurde diese Frage bereits in drei Artikeln behandelt. Es ist in einem dieser Artikel schon darauf hingewiesen worden, daß die Zahl der Juden im Heere relativ zu gering erscheint wegen der Einjährig-Freiwilligen. Man darf nicht vergessen, daß damals noch die dreijährige Dienstpflicht bestand. Um einen richtigen Vergleich anstellen zu können, muß man also die Zahl der Einjährigen mit 3 multiplizieren oder die Zahl der Dreijährigen durch 3 dividieren.

Das zweite Moment, welches mitspielt, ist die Altersschichtung. Es ist eine Tatsache, daß die Juden in den jüngeren und in den älteren Lebensschichten stärker vertreten sind. Es sterben weniger Juden in den ersten Lebensjahren, und es werden viele Juden sehr alt. Mit anderen Worten: es giebt mehr jüdische Greise und Kinder im Verhältnis zu solchen, die sich gerade im dienstpflichtigen Alter befinden.

Ich will noch auf eine Thatsache hinweisen, die Ihnen vielleicht unwahrscheinlich klingt: es ist in gewissem Sinne ein Mangel an Wohlhabenheit, der hier mitspielt. Sie werden vielleicht annehmen, das könne der Wahrheit nicht entsprechen, und doch läßt sich der Beweis führen. Es entspricht einer sehr wohlhabenden Schicht der Juden auch eine sehr arme Schicht, und die Bessergestellten befinden sich häufig erst seit einer oder zwei Generationen in höherer Lebenslage. Die Wirkung dieser Tatsache ist in der Diensttauglichkeit der Studierenden leicht nachzuweisen. Es findet bei diesen eine Abstufung statt, dergestalt, daß z. B. die Juristen in höherem Grade diensttauglich sind als die Mediziner, und diese wieder in höherem Grade als die Philosophen. Dieselbe Stufenfolge geht von den Evangelischen über die Katholiken zu den Juden herunter, dergestalt aber, daß der jüdische Jurist ebenso diensttauglich ist wie der evangelische Medizinер und mehr als der evangelische Philologe*). Was hat dieses Wunder bewirkt? Einfach die Ernährung. Der Jurist kommt durchschnittlich aus wohlhabenderen Familien.

Was den Krieg betrifft, der augenblicklich im fernen Osten herrscht, so sind ja allerdings in der japanischen Armee keine Juden, um so mehr aber in der russischen, und zwar hier unter den gemeinen Soldaten weit mehr Juden als dies prozentual dem Anteil der Juden an der Bevölkerung entspricht. Noch weit größer ist die Zahl der jüdischen Aerzte. Es sind, absolut genommen, ebenso viele jüdische wie christliche Aerzte in den Krieg entsandt worden. Es herrscht dabei wohl auch der Wunsch vor, den zurückgebliebenen christlichen Aerzten das Fortkommen zu erleichtern gegenüber den jüdischen. Soviel Patriotismus darf man aber doch auch wohl bei den russischen Machthabern voraussetzen, daß sie die jüdischen Aerzte nicht entsendet hätten, wenn sie nicht die Ueberzeugung hätten, sie würden ihre Pflicht tun. — Im Kriege war die Scheu, Juden zu Offizieren zu befördern, überhaupt immer geringer. Da nun für den Soldaten der Prüfstein der Krieg ist, so kann man sagen, hiermit wird der Beweis geliefert, daß, wenn geschossen werden soll, der jüdische Soldat nicht schlechter als ein anderer schießt." (Bravo!)

**Sanitätsrat Dr. S. Neumann sagt dem Referenten für die freundliche Erwähnung seines 1892 in der „Nation" veröffentlichten Artikels „Philosemitische Eulenspiegeleien oder antisemitische Wahrheitsliebe" seinen Dank und knüpft an denselben noch folgende Bemerkungen:**

In dem Referat sei der Minus-Prozentsatz, mit dem die Juden am Heere beteiligt, ausführlich erörtert worden, er möchte hierzu nur noch einige Ergänzungen geben. Ein Vergleich, z. B. zwischen der Land- und Stadtbevölkerung, zwischen verschiedenen Berufskategorien würde nicht weniger einen ungleichen prozentualen Anteil derselben an ihrer Militärleistung ergeben. Die mathematische Ausmessung der Militärtauglichkeit der jüdischen Bevölkerung könne zu einem richtigen Resultat nicht führen, wenn man nicht zugleich auf dem historischen Standpunkt steht. „Konnte oder vielmehr kann, so führt der Redner hierzu weiter aus, eine durch lange Jahrhunderte vom Militär überhaupt ausgeschlossene Bevölkerungskategorie, die außerdem durch die politische und soziale Gesetzgebung, kurz durch einen brutalen Antisemitismus in wirtschaftliche und dabei leibliche Verkümmerung verfallen mußte — militärtauglich bleiben? Wie hätten die Hausierer, Trödler, Packenträger, welche 1812, wie ihre Eltern, Groß- und Urgroßeltern Rekrutengelder gezahlt haben, 1813 sich plötzlich in Maccabäer verwandeln können? Und doch ist nebenbei bemerkt solch Wunder geschehen, wie die verhältnismäßig große Zahl jüdischer Freiwilligen in den Freiheitskriegen gezeigt hat. Was aber die jüdische Militärqualität betrifft, so ist dieselbe amtlich wenigstens seit gar lange überhaupt keine Frage mehr. Als König Friedrich Wilhelm IV. in den vierziger Jahren an die obersten Befehlshaber der acht preußischen Armeekorps die Frage richtete, ob es nicht zweckmäßiger sein würde, die Juden nicht ferner zur Armee einzuberufen, dafür eine entsprechende Getdadgabe von ihnen zu erheben, da haben ntle acht — obwohl ihnen die Antwort sozusagen in den Mund gelegt war — die Frage des Königs verneint und erklärt, daß die Juden im Frieden in gleicher Weisewie die Christen ihre Schuldigkeit getan haben, daß im Kriege die jüdischen Soldaten in gleicher Weise wie ihre christlichen Waffengefährten sich bewährt haben. Damit beginnt der von dem Herrn Referenten so ausführlich zitierte, im Jahre 1892 in der „Nation" veröffentlichte Artikel. Derselbe hat die raffinierte Fälschung enthüllt, deren die sogenannte vornehme Zeitung des Antisemitismus, die „Kreuzztg." sich schuldig gemacht hatte und zwar gegen die historische Abteilung des Generalstabes — die als ein unvergleichliches Muster der Objektivität nicht hoch genug gepriesen werden kann. Wie ist es möglich geworden, daß eben in diesem Augenblick, d. h. im Jahre 1904, diese raffinierte Fälschung dem deutschen Reichstage wieder vorgetragen werden durfte, anscheinend sogar beifällig aufgenommen und ohne jeglichen Widerspruch von den Männern, welche über die militärische Ehre und Gerechtigkeit zu wachen haben? Und wie ist die gegenwärtige Praxis im Militär — von der die Zeitungen alle Tage erzählen — vereinbar mit der Antwort der acht Armeekorpskommandeure vor 60 Jahren? Mag die Antwort wie immer lauten, diese beiden Tatsachen sind ein charakteristischer Maßstab für die Veränderungen, welche der Antisemitismus hervorgebracht hat in dem Niveau der öffentlichen Moral und Intelligenz!"

**Oberstabsarzt Dr. Rosenthal-Magdeburg regt an, in der Resolution auch der Zurücksetzung der jüdischen Militärzte zu gedenken. In den Kriegen 1866 und 1870/71 hätten viele Aerzte eine höhere Stellung errungen, später aber sei die Zurücksetzung der jüdischen Aerzte die Regel geworden.**

**Abg. Prof. Eickhoff weist darauf hin, daß er bei einer früheren Gelegenheit im Reichstage auch die Frage der Militärärzte angeschnitten habe. Diese in der Resolution besonders zu erwähnen, sei nicht nötig.**

*) Vergl. „Mitteilungen" S. 272, Jahrg. 1892.

Herr **Weinberg** spricht zum Schluß den Mitgliedern des Vorstandes den Dank des Vereins aus und bittet die Anwesenden, sich zum Zeichen der Dankbarkeit von den Plätzen zu erheben. Dies geschieht unter lebhaftem Beifall.

**Dr. Barth** dankt hierfür namens des Vorstandes und bringt die vorgelegte Resolution zur Abstimmung. Sie wird einstimmig angenommen.

IV. Wahl des Vorstandes.

Der bisherige Vorstand, bestehend aus den Herren Dr. Th. Barth, Königl. Archivdirektor Dr. Georg Winter, Geh. Baurat a. D. W. Venoit, Stadtrat H. Flinsch, Charles L. Hailgarten, wird per Akklamation einstimmig wiedergewählt.

**Dr. Barth** erklärt, daß die Vorstandsmitglieder die Wiederwahl annehmen, und stellt in Aussicht, daß der wiedergewählte Vorstand von seinem Rechte der Kooptation in der Weise Gebrauch machen werde, daß auf die verschiedenen Teile des Reiches und auf ein Zusammenarbeiten von Christen und Juden Bedacht genommen werden soll. Er teilt ferner mit, daß Prof. Eckhoff sich bereit erklärt habe, in diesen erweiterten Vorstand einzutreten. (Lebhafter Beifall.)

Dr. Barth schließt alsdann die Verhandlungen, indem er auf den befriedigenden Verlauf der Generalversammlung hinweist und die Uebereinstimmung der Versammlung konstatiert, den Kampf gegen den Antisemitismus ohne Rücksichtnahme nach irgend einer Seite führen zu wollen. (Anhaltender Beifall.)

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Vom Urgermanentum.** Die „Köln. Volkszeitung", das führende Zentrumsorgan, bemerkt in einer Besprechung des Buches „Das Sanatorium der freien Liebe" von Haus Hermann:

„Die sehr starken Ausdrücke, die Hermann für diese verbrecherische Ansicht (als bestehe für die Kasernierung der Prostitution irgend eine soziale oder hygienische Notwendigkeit) gebraucht, sind auch uns aus der Seele geschrieben. Freilich, so weit er gewisse Personen wegen ihrer Parteinahme für die Kasernierung angreift, könnten wir den von ihm angeschlagenen Ton nicht billigen. Wenn ein geachteter Mediziner der Kasernierung als „notwendigem Uebel" das Wort redet, mag man das bedauern, aber durch persönliche Verunglimpfung des Mannes ist der Sache jedenfalls nicht gedient. Am wenigsten, wenn man ihm daraus, daß er kein rassenreiner Arier ist, einen Strick zu drehen sucht. Die Fragen, mit denen wir uns in Deutschland des 20. Jahrhunderts abzumühen haben, sind so ernst, daß wir wahrlich die unfruchtbare und verbitternde Rassenschnüffelei aus dem Spiele lassen könnten.

Schon beim Aufkommen der antisemitischen Bewegung in den achtziger Jahren wurde von katholischer Seite mit Nachdruck betont, daß der Rassenantisemitismus unserem Empfinden widerstreben muß. Haben wir erst begonnen, einen Mitmenschen seiner Abstammung wegen zu verabscheuen, die Rasse als solche zu hassen und nicht etwa nur gegen ihre Verfehlungen zu eifern, so sind wir auf der schiefen Ebene, die zum Jingotum und zur Selbstvergötterung führt. Rein katholischen Gegenden des deutschen Reiches ist auch der politische Antisemitismus im großen ferngeblieben, in protestantischen aber hat er bald die Entwicklung genommen, die ihm einsichtige Leute prophezeit hatten: aus dem Judenhasse ist der Christenhaß erwachsen, mit dem Alten Testament wurde auch das Neue über Bord geworfen, und an Stelle des vom Welterlöser aufgestellten Menschheitsideals trat der ungeschlachte teutonische Wilde, höchstens der Germane in sentimentaler tacciteischer Verklärung. Man darf hervorheben, daß die Gefahr für das Entstehen dieses Mißverständnisses auf protestantischer Seite besonders groß war. Die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes berichten nicht stets Tugendbeispiele, das ausgewählte Volk hat sich dieses Namens oft sehr unwürdig erwiesen, und wo man kritiklos dem Volke und der Jugend die „unter der Bank hervorgezogene" Bibel in die Hände gab, mußten die Begriffe verwirrt werden. Daß Christus mit aller Schärfe die Heuchelei und Sinnlichkeit der Pharisäer nicht minder wie den jüdischen Schachergeist, wo dieser das Heilige bedrohte, zu bekämpfen wußte, wird von den rassereinen Ariern, die das Christentum zugleich mit dem Judentum bekämpfen, wohlweislich verschwiegen.

Hermann gehört ganz zu diesen Urgermanen, und wenn er pseudonym schreiben sollte, hat er den Namen nicht ohne Beziehung gewählt. Das Christentum wird geradezu als Semitentum von ihm bekämpft, die jüdische Sinnlichkeit, wie sie vom Alten Testamente her bekannt sei, als die Quelle unserer traurigen sozialen Zustände hingestellt; das Christentum, in seiner Eigenschaft als Judentum, soll das Weib von seiner idealen Höhe als Gefährtin des Mannes herabgestürzt haben, im Laufe dieser Entwicklung seien, orientalischer Sitte gemäß, die Bordelle entstanden usw. Es wird das Christentum ganz allgemein angegriffen. Das katholische kennt unser Sozialpolitiker wohl nur aus Zerrbildern, und es spielt als solches keine bedeutende Rolle in seinem Buche; die protestantische Geistlichkeit behandelt er offenbar höchst parteiisch; einzelne ihrer Vertreter kommen nicht besser bei ihm weg als die Professoren Reisser, Cohn et hoc genus omne. ..... Gewiß, alle Zeiten haben das Laster (die Prostitution) gekannt; es ist aber bei unsern modernen Urgermanen Sitte, alle Kulturgüter aus ihrem edlen Blute, alle Kulturschäden aus dem Christentum abzuleiten."

**Herr Kröfell als Wächter der Sittlichkeit.** Was Berliner Blätter dieser Tage über die Vorkommnisse in der „Operettenschule" der wegen Kuppelei verhafteten Sängerin Fanny Löwy berichtet haben, giebt das Organ des Abg. Kröfell „Der Mittelstand" mit der Bemerkung wieder: „Sa etwas lernen junge Damen, wenn sie zu einer Jüdin in Unterricht gehen."

Im Hause des Gehängten soll man nicht vom Strick reden, Herr Kröfell!

## Vermischtes.

s. **Fürth i. B.**, 15. April. Kommerzienrat S. Fränkel ist nach längerem Leiden hier gestorben. Der Dahingegangene gehörte dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus seit deren Gründung als Mitglied an und hat ununterbrochen sein Interesse und seinen weitgehenden persönlichen Einfluß in den Dienst unserer Sache gestellt.

## Christus ein Germane*).

Von Georg Semper.

Unter dem Schlagwort „Christus ein Germane" hat Herr Houstan Stewart Chamberlain in Nr. 17 der „Zukunft" gegen eine schiefe Charakterisierung seiner Anschauungen Protest eingelegt, die ihn falsch etikettiere, um ihm leichter den Hals brechen zu können. Wer jenen Aufsatz gelesen und seinen Ausführungen Glauben geschenkt hat, der muß zu der Meinung kommen, daß es sich hier um eine in böswilliger Absicht „ins Feld geführte verleumderische Mythe" handele. Wir wollen uns also die Mühe nehmen, dem Prozeß dieser „Mythenbildung" an der Hand der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" nachzugehen, und wollen zusehen, was Herr Chamberlain wirklich behauptet. Vielleicht erhalten wir durch diese Zergliederung auch einen Einblick in die Toilette der „Wissenschaftlichkeit", in welcher ein moderner Rassenfex den Bewohnern der deutschen Niederungen zu imponieren vermag.

Also Herr Chamberlain hat nicht behauptet, daß Christus ein Germane gewesen sei. Natürlich nicht, denn für eine mit Sicherheit auftretende Beweisführung fehlen selbstverständlich alle Handhaben. Er hat vielmehr seine Ansicht dahin zusammengefaßt, daß Christus zwar der Religion und Erziehung nach unzweifelhaft Jude gewesen sei, der Rasse nach höchstwahrscheinlich nicht. Denn Galiläa bedeutet „Heidengau", und dieser Landesteil, dessen Bewohner niemals mit den Juden in Kannubium getreten sein sollen, ist von diesen stets gemieden, hingegen von den Assyriern systematisch kolonisiert worden, und es sind in den Jahrhunderten vor Christi Geburt viele Phönizier und auch viele Griechen dahin eingewandert, eine

*) Aus der „Frankf. Ztg."

Tatsache, die es wahrscheinlich macht, daß auch rein arisches Blut dorthin verpflanzt wurde. Die Bewohner von Galiläa waren zwar Juden dem Glauben nach, aber ihrem Wesen und ihrem Nationalcharakter nach stachen sie wesentlich und unterscheidbar von dem der Juden ab. Sie waren Hitzköpfe, energische Idealisten, Männer der Tat, in unversöhnlichem Gegensatze stehend zu dem phantasielosen Materialismus des rassenreinen Semiten. Das Hebräische konnten sie nicht erlernen, namentlich die Kehllaute bildeten für sie ein unübersteigbares Hindernis; diese Tatsache beweist eine physische Abweichung im Bau des Kehlkopfes und ließe sogar vermuten, daß wirklich eine starke Beimischung nicht-semitischen Blutes stattgefunden habe; denn der Reichtum an Kehllauten und die Virtuosität in ihrer Behandlung ist ein allen Semiten gemeinsamer Zug. Es kann daher anthropologisch als sicher betrachtet werden, daß Jesus Christus nicht der jüdischen Rasse angehörte, und wenn wir auch in seiner Lehre einige jüdische Züge finden, er ist und bleibt der stärkste Verneiner jüdischen Wesens, der den unersättlichen, ewig gierigen, ewig beide Hände nach außen ausstreckenden jüdischen Willen durch den arischen Gedanken der Gnade auf neue Bahnen weist.

Soweit Herr Chamberlain in seinen meist wörtlich wiedergegebenen Argumentationen, und man urteile nun, wie weit sich die These, die er plausibel zu machen sucht, von jenem Schlagwort entfernt, gegen das er sich auflehnt. Auf den Tiefsinn einer derartigen Beweisführung ernsthaft einzugehen, kann man niemandem zumuten, denn es kann niemandem entgehen, daß eine derartige Begründung ein wenig ruhmvolles Exempel arischer Phantasie ist. Wir sind auch mit vielen anderen der Meinung, daß die Feststellung der Rassenzugehörigkeit Jesu Christi selbst dann von sehr unwesentlicher Bedeutung wäre, wenn auch nicht die Erfolglosigkeit dieser Bemühung von vornherein am Tage läge. Nur gerade für Herrn Chamberlain liegt die Sache anders; denn er verhöhnt (S. 217) einen anerkannten Gelehrten, der „im Jahre des Heils 1896 die Frage, ob Christus arischer Herkunft sei, als müßig" bezeichnet hat. „Am Schlusse des 19. Jahrhunderts durfte ein Gelehrter noch nicht wissen, daß die Form des Kopfes und die Struktur des Gehirns auf die Form und Struktur der Gedanken von ganz entscheidendem Einflusse sind, . . . er durfte nicht wissen, daß gerade die Gestalt des Schädels zu jenen Charakteren gehört, welche mit unausrottbarer Hartnäckigkeit vererbt werden, so daß durch kraniologische Messungen Rassen unterschieden und aus gemischten noch nach Jahrhunderten die ataviſtisch auftretenden ursprünglichen Bestandteile dem Forscher offenbart werden; er durfte glauben, daß die sogenannte Seele außerhalb des Körpers ihren Sitz habe und ihn wie eine Puppe an der Nase herumführe."

Mögen wir also die Sache ansehen, wie wir wollen, für Herrn Chamberlains „idealistische" Denkweise ist nicht allein die Persönlichkeit, sondern auch die Schädelform Jesu Christi ein Moment von kardinaler Bedeutung.

An dieser Stelle gerade enthüllt sich die ganze Nichtigkeit des souveränen Dilettantismus, der die Ideen wie die Menschen vergewaltigt und um so hohler erscheint, je pompöser er sich geberdet. Denn diese moderne Methode, die auf den unsichersten und fragwürdigsten Fundamenten der Anthropologie und Biologie, der Psychologie und Sprachforschung ein Kartenhaus aufrichtet, will in einem Atem den Menschen als Gattungswesen verstehen und hierdurch sein Allerpersönlichstes, ihm allein Eigentümliches erklären. Sie zerbricht daher am eklatantesten da, wo es sich um die Erfassung der großen allen Typus zersprengenden Persönlichkeiten handelt, bei denen die Anwendung der naturwissenschaftlichen Kategorien zur Blasphemie oder zur Lächerlichkeit wird. Man kann eben nicht ungestraft die Kultur zu einer Funktion der Hautfarbe machen und die Menschheitsgeschichte in einen zoologischen Garten verwandeln: der singuläre Mensch vernichtet überall den Käfig, den ihm ein blöder Verstand anweisen möchte. Um dem Widersinne zu entgehen, der überall aus der strikten Anwendung seiner Methodik mit Notwendigkeit hervorquillt, nimmt Chamberlain schließlich oftmals ein letztes Auskunftsmittel, den Todfeind aller echten Wissenschaftlichkeit, den Mystizismus zu Hilfe. Natürlich, wo das Verstehen aufhört und das Nichtverstehen nicht schlechthin zugegeben wird, da tritt als ultima ratio das Wunder in seine Rechte. Beim Grubenlicht dieser Wunderlampe verspricht uns Herr Chamberlain, die herrlichsten Schätze der Erde aufschließen zu können, und wer ihm glaubt und folgt, der merkt zu spät, daß er durch ein Märchen getäuscht worden ist. Es ist erstaunlich, wie gern Herr Chamberlain bei seinen Erklärungen das Wunderbare, das Unerklärliche zu Hilfe nimmt; nur schade, daß er das größte aller Wunder nicht anerkennen will, die Autonomie der Persönlichkeit, der gegenüber jede, also auch die naturwissenschaftliche Schematisierung zu Schanden wird.

## Ueber den Antisemitismus.

Von Anatole France.
Mitglied der französischen Akademie.

Paris, Ende März.

(Schluß.)

Verfasser dieses Katechismus ist ein Monseigneur Gaume, ein großer Feind der griechischen und lateinischen Dichter. In den theologischen Schriften der Katholiken werden die Juden je nach der Zeit verschieden behandelt; vor Christus sind sie das auserwählte Volk, die von Gott geliebte Nation. Bossuet schrieb eigens ein Buch zur Verherrlichung des uralten Volkes Israel, und das Buch ist herzlich schlecht. So sehr bewunderte dieser Bischof die Juden, daß er aus den Legenden ihrer dunkelsten Vorzeit, aus den plumpen Märchen ihrer alten Fabulisten ein Regierungssystem auszog. In seiner „Politique tirée de l'Ecriture", seiner „der Heiligen Schrift entnommenen Staatsweisheit", werden ihre Räubereien und Schlächtereien als Vorbild aufgestellt. Nach Christus ändert aber sich alles. Jetzt sind sie verflucht, jetzt haben sie das größte aller Verbrechen begangen; der Verräter Judas wird das Symbolum ihres ganzes Stammes. So will es die reine christliche Doktrin. In einer Verfallszeit des religiösen Geistes hat sie keinen Einfluß auf die Sitten.

Es ist nicht mehr möglich, daß ein halbwegs freier und kundiger Kopf die Juden als Gottesmörder anspreche. Wahrhaft philosophische Geister aber können die Religion der Juden nicht verwerfen, ohne vernunftgemäß auch die Religion der Christen zu verwerfen, da ja beide Religionen dieselbe Grundlage haben, beide auf der Lehre von der Erbsünde beruhen, und wenn auch die Ansicht, daß in der Zeit von Moses auf Paulus der alte Jehova sich merklich verändert habe, sehr wohl vertreten und verteidigt werden kann, so kann man doch die Wahrheit der Evangelien nicht anerkennen, ohne zugleich die Wahrheit des Alten Testamentes gelten zu lassen. Das ist indes Gegenstand der logischen Verstandesarbeit und ohne Einfluß auf den Volksgeist.

Wenn in der modernen Welt der religiöse Antisemitismus sich abschwächt und erlischt, so läßt sich von dem neuerdings entfachten wirtschaftlichen Antisemitismus keineswegs dasselbe sagen. Dieser findet in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Nahrungsstoffe für seine Flamme.

Die weitaus größere Mehrheit der Juden, fast sieben Achtel, befindet sich nach Bernard Lazare in einem Zustand äußerster Armut. In Rußland, Galizien, Rumänien, Serbien, der Türkei ist ihr Elend jammervoll. In London, dort unter der von Schmutz starrenden Menge des Eastend, trifft man jüdische Schneider, die in den Konfektionswerk-

stätten kümmerlichst ihr Brot verdienen. In der russischen Stadt Wilna arbeiten die Jüdinnen vierzehn Stunden täglich und stricken Strümpfe für einen Tagelohn von 40 Kopeken. Sogar in Frankreich, in Paris, gibt es wenig reiche Juden und viel arme. Früher durchwanderte ich manchmal an einem Sommerabend das Faubourg St. Antoine und sah dort auf einem kleinen, von Bäumen umsäumten Platze zerlumpte Juden, Greise, Frauen, Kinder, schwarzhaarige Mädchen, die auf den Bänken umhersaßen und ihren Erbenjammer gleichmütig unter dem Himmel zur Schau stellten. Es war ein altehrwürdiges Elend, nicht ohne orientalischen Glanz und Farbenschimmer. Tagsüber arbeiten sie bei den kleinen Werkmeistern der Vorstadt oder handelten mit alten Kleidern. Ich glaube, daß sie ihrem Glauben treuer anhingen, als die israelitischen Barone, die in unserer Gesellschaft etwas zu viel Raum beanspruchen.

Ich kenne Israeliten, die ihr Dasein der Wissenschaft geweiht haben und mit ihren Werken den Ruhm Frankreichs vergrößern. Der eine ist einer von den ersten Hellenisten der Welt, der andere hat auf dem Gebiete der Assyriologie große Entdeckungen gemacht, ein dritter mit bewundernswerter Methode die Gesetze der Sprache erforscht. In allen Bezirken des Menschenwissens findet man Juden, und diese stehen dem Goldhandel ebenso fern, als Abulassia der Kabbalist, der sich in die mühevollsten Rechnereien vertieft, nicht um seinen Vermögensstand festzustellen, denn er besaß nichts, sondern um den numerischen Wert des Gottesmannes wissenschaftlich zu erkennen.

Das ist eine Tatsache. Aber nicht minder wahr ist diese andere Tatsache, daß eine kleine Minorität den Geldmarkt in Frankreich und ganz Europa beherrscht, daß die zwei Millionen Juden, welche in Europa und den Vereinigten Staaten mit Handel und Industrie sich abgeben, dort den Lateinern, Germanen und selbst den Angelsachsen eine mächtige Konkurrenz machen. Es giebt einen jüdischen Geist, wie es einen polytechnischen, einen sulpicianischen Geist gibt, ohne daß man darum glauben müßte, alle Zöglinge der Ecole Polytechnique und alle Seminaristen von Saint Sulpice wären Leute des nämlichen Blutes, und es gäbe wirklich eine jüdische Rasse. Wir haben es gesagt, Menschen, die lange Zeit dasselbe Leben leben, sehen schließlich einander ähnlich, erwerben gemeinsame Charakterzüge, welche durch die Vererbung festgelegt werden. Dieses geistige Erbe ist es, was das Trugbild der Rasse entstehen läßt. Von den Handelskrämern und Dukatenwühlern haben die Juden ihr Erwerbsgenie geerbt. Sie sind die Könige der Börse. Daher kommt dieser wirtschaftliche Antisemitismus, der um so kräftiger gedeiht, als er zugleich auf einer Täuschung und einer Wirklichkeit beruht. Man bildet sich ein, daß zwischen ihren Fingern das Geld wilder sich gebärdet, als in der Hand der Christen, daß an der Börse die jüdische Spekulation erbarmungsloser wirkt, als die christliche Spekulation. Das ist ein Irrtum. In diesem unerbittlichen Kriege um das Gold gibt der katholische oder protestantische Finanzmann so wenig Pardon als der jüdische. Beschnitten oder nicht, das Kapital wird nie sentimental und kennt keine Gefühlsregungen. Die sehr christliche „corbeille“ der Pariser folgt dem Schicksalsgesetze der Geldspekulation mit derselben Unerschütterlichkeit, als die israelitische Kulisse. Da jedoch der Jude nun einmal der große Geldhändler ist, wird ihm natürlich auch die größere Hälfte der Schuld an den durch die plötzlichen Kursstürze verursachten Katastrophen zugeschrieben. Er hat dabei nicht besser, nicht schlimmer gehandelt als andere, er hat nur mehr gehandelt. Der Kleinbürger, der kleine Kaufmann, der an der Börse Geld verlor, von einem Krach ruiniert wurde, wendet sich, wenn auch von bestgetauften Finanzleuten ausgeplündert, in seinem Zorn gegen den Juden, der ihm nicht mit Unrecht als der Finanzmann par excellence erscheint.

Dazu kommt, daß der kleine Grundbesitzer, der Junker, der bodenständige Mann der alten Zeit, der durch die neuen Formen der Weltproduktion ärmer geworden und ärmlich vom Ertrag des Bodens lebt, seinen ganzen Haß auf den Juden wirft, der reicher ist als er und besser als er den wirtschaftlichen Notwendigkeiten der neuen Zeiten sich anzuschmiegen weiß — ein albernes, unüberlegt heftiges und natürliches Gefühl. Der Jude hat ihm nicht unmittelbar geschadet, aber der Jude erscheint ihm als das Werkzeug einer bedauerlichen Vermögensumbildung. Ueberall sehen wir daher in Frankreich den Junker, in Deutschland den schutzzöllnerischen Agrarier als unversöhnlichen Gegner des jüdischen Kapitalisten auftreten.

Hier darf die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß dieser Haß, wie aller Haß, kopflos ist. Man sündigt wider die Vernunft, wenn man zwischen christlichem und jüdischem Kapital unterscheidet, denn in ihrer Tätigkeit und ihrer Wirkung fließen beide rastlos ineinander. Um diese Wahrheit den trübsten Augen zur klaren Anschauung zu bringen, bedürfte es nur einer Erstarkung der Soztaldemokratie in Deutschland und in Frankreich. Dann würde man die reichen Juden und die reichen Christen zur Verteidigung der gegenwärtigen Ordnung im engsten Bunde vereinigt sehen.

Ich habe mich eigentlich in diesem Artikel nur mit dem französischen Antisemitismus beschäftigt. Unzweifelhaft ist es, daß in Frankreich der Antisemitismus ausschließlich in adeligen, klerikalen und großbürgerlichen Kreisen seine Truppen wirbt. Das Volk ist nicht antisemitisch, weil es nicht religiös ist, und nicht einen Teil der Kapitalisten dem andern vorzieht. Das Volk haßt einen Menschen nicht wegen der Form seiner Nase. Das Volk hat sich losgerissen von den Superstitionen, welche die Bourgeoisie verdummen und boshaft machen. Es glaubt nicht, daß die Juden Bockgesichter haben, Hörner auf der Stirne und hinten ein Schwänzlein tragen, daß sie am Karfreitag Blut durch den Nabel vergießen und nach feierlichem Ritus einen Knaben kreuzigen. Das Volk weiß, daß es habsüchtige Juden gibt, die sich durch Agiotage und Wucher bereichert haben und an nichts als an unredlichen Erwerb denken. Es weiß, daß es andere Juden gibt, die einzig und allein für soziale Gerechtigkeit arbeiten und der Befreiung des Proletariats ihr ganzes Leben weihen. Um Rassenunterschiede kümmert sich das Volk nicht, weil dies Lug und Trug ist, weil das Volk im Wirklichen lebt und die rauhe Hand der Notwendigkeit täglich zu fühlen kriegt.

Der denkende Teil des französischen Proletariats kann schließlich nicht vergessen, daß die Juden bei der Organisation der sozialdemokratischen Partei kraftvoll mitgewirkt haben und daß dieses alte, seit Jahrhunderten unter die anderen Völker versprengte Volk Israel, nachdem es Jesaias, den Propheten des Friedens und der Gerechtigkeit, der Welt geschenkt, in unseren Tagen Lassalle und Karl Marx aus seinem Schoße geboren hat.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen“** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 17. Berlin, 27. April 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Herr Bruhn, die „Staatsbürgerztg." und der — Kaiser.

Der Kaiser hat das Gnadengesuch des Verlegers der „Staatsbürgerztg.", des Reichstagsabg. Bruhn, der wegen Beleidigung zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden ist und den größten Teil der Strafe bereits abgebüßt hat, abschlägig beschieden. Auf das zu gunsten des Herrn Bruhn von Berliner konservativen Bürgervereinen eingereichte Gnadengesuch ist folgender Bescheid ergangen:

Berlin NW. 52, Alt Moabit 11, den 12. April 1904.

Seine Majestät der Kaiser und König haben nach eingefordertem Bericht Allerhöchst die Ermächtigung erteilt, auf das Immediatgesuch vom 23. Januar 1904, in welchem Sie zusammen mit 26 anderen Vorsitzenden konservativer Bürgervereine Berlins und der Vororte um Erlaß des noch nicht verbüßten Teiles der dem Verleger Wilhelm Bruhn durch Urteil des Landgerichts I Berlin, vom 11. Oktober 1902, wegen Beleidigung durch die Presse rechtskräftig auferlegten Gefängnisstrafe von 6 Monaten bitten, Sie und die anderen Herren Bittsteller ablehnend zu bescheiden. Dies gereicht Ihnen im Auftrage des Herrn Justizministers hiermit zum Bescheide. Die anderen Herren wollen Sie in geeigneter Weise benachrichtigen.

Isenbiel,
Staatsanwalt.

An den Kaufmann Herrn Franz Pretzel,
1. Vorsitzender des konservativen Bürgervereins „Vorwärts" und des Parochial-Vereins der Sophien-Gemeinde, hier.

Ueber diesen Mißerfolg ist die „Staatsbürgerztg." nicht nur verstimmt, sondern entrüstet. Wie weit sie in ihrer Entrüstung zu gehen sich erdreistet, wie sie diese begründet, welche Schlüsse sie daraus zieht, das ist zu bezeichnend für die antisemitische Denkweise, als daß wir nicht näher darauf eingehen sollten. Wir werden zu diesem Zwecke manchmal auf den Prozeß zurückgreifen müssen, der zu der Verurteilung des Herrn Dr. Böttticher zu einem Jahr und des Herrn Bruhn zu einem halben Jahr Gefängnis führte.

In einem flammenden Leitartikel in Nr. 22 vom 20. April erklärt die „Staatsbürgerztg.", daß die Meldung von dem abschlägigen Bescheid „infolge ihrer gesamten Begleitumstände eine weit über den Rahmen eines Einzelfalles hinausgehende politische Bedeutung hat und ein Wettersignal für den deutschen Antisemitismus ist."

Das Blatt des Herrn Bruhn hat schon die Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis zu hart gefunden. Ja, es behauptet, das Urteil habe durch seine Härte allgemein befremdend gewirkt, weil es sich im Grunde doch „nur um Privatbeleidigungen von Persönlichkeiten gehandelt habe, gegen die ein Ermittelungsverfahren wegen Beteiligung an dem Konitzer Morde geschwebt hatte." Wir wollen nun weiter kein Gewicht darauf legen, daß es sich um Beleidigungen der denkbar schwersten Art handelt, und daß es ein großer Unterschied ist, ob man Jemand in der Hitze eines Wahlkampfes irgend eine Injurie an den Kopf wirft, oder ob man einen mit Absicht und Ueberlegung und in voller Kenntnis der Wirkungen, die eine solche Beschuldigung auf die bis zur Siedehitze erregten Gemüter einer ganzen bereits unglücklich gemachten Stadt unbedingt haben mußte, des Mordes bezichtigt. Was aber die „Staatsbürgerztg." ganz unterschlägt, das ist, daß Herr Bruhn angeklagt und verurteilt worden ist nicht blos wegen Beleidigung einiger Konitzer Juden, sondern auch weil Behörden und Beamte der Parteilichkeit zu Gunsten der Juden beschuldigt worden sind. „Gegenüber den Beamten — heißt es in dem Erkenntnisse — gehen die Vorwürfe, die in den Artikeln erhoben sind, zum teil dahin, daß die Beamten wissentlich, oder fahrlässig, jedenfalls in pflichtwidriger Weise die Untersuchung nicht unparteiisch geleitet haben, sondern sie voreingenommen und befangen nach einer bestimmten Richtung hin unter Außerachtlassung nicht genügender Verfolgung der auf den Juden ruhenden Verdachtsgründe geführt haben — teilweise Beleidigung im Sinne des § 185."

An einer anderen Stelle des Erkenntnisses heißt es:

„Was die Vorwürfe gegen Beamte betrifft, so haben sie sich ziemlich gegen jeden Beamten gerichtet, der mit der Untersuchung betraut gewesen ist. Sie haben sich gerichtet gegen den Bürgermeister Deditius, gegen den Kriminalkommissar Wehn, gegen den Kriminalinspektor Braun, gegen den Oberstaatsanwalt, gegen den Ersten Staatsanwalt Settegast. Die Verhandlung, wie sie hier sehr eingehend stattgefunden hat, hat erkennen lassen, daß sämtliche Beamte, die in der Sache tätig gewesen sind, mit dem größten Eifer bestrebt gewesen sind, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um das scheußliche Verbrechen, das begangen ist, aufzuklären, und den Täter zur Bestrafung zu bringen. Wenn wirklich in einzelnen Fällen kleine Mißgriffe oder Ungeschicklichkeiten vorgekommen sind, so sind diese in keiner Weise erheblich und jedenfalls in keiner Weise derart, daß die Vermutung berechtigt war, daß die Beamten pflichtwidrig handelten."

Man hat, wie es weiter in dem Erkenntnisse heißt, tatsächlich den Beamten vorgeworfen, „daß sie mit den Mördern und Verbrechern unter einer Decke steckten".

Staatsanwalt Kanzow drückte sich in seinem Plaidoyer s. Z. noch schärfer aus: „Die Angeklagten — sagte er — haben den unendlich schweren Vorwurf erhoben, daß die Beamten nicht nach bester Ueberzeugung, nicht nach bestem Wissen vorgegangen seien, sondern tendenziös gegen ihre eigene Ueberzeugung die Juden haben laufen lassen und gegen Christen vorgegangen seien".

Wie man weiß, haben die Untersuchung und das Zeugenverhör ergeben, daß die den Beamten gemachten Vorwürfe absolut grundlos gewesen sind, daß die Beamten des guten eher zu viel als zu wenig getan haben, d. h. daß sie gegen die Juden nach Richtungen hin Untersuchungen anstellten, wie man sie im Mittelalter angestellt hat, wahrscheinlich in der Absicht, der erregten Konitzer Bevölkerung zu zeigen, daß man behördlicherseits alles, aber auch alles tue, um jede vermeintliche Spur zu verfolgen.

Wenn nun in anbetracht dessen, in anbetracht, daß das Vertrauen zu den Behörden erschüttert wurde, daß dadurch großes Unglück über zahlreiche unschuldige Personen gebracht worden, und daß, wie der Staatsanwalt betonte, der Angeklagte Bruhn der spiritus rector der ganzen Hetze war und auch schon vorbestraft ist, die Verurteilung zu sechs Monaten erfolgte, so begreifen wir das ebenso, wie wir uns sehr gut vorstellen können, daß der Kaiser einen Mann, der sich alles dies hat zu schulden kommen lassen, zu begnadigen nicht für angezeigt hält.

Wenn die „Staatsbürgerztg." behauptet, daß „die für Begnadigungen maßgebende und verantwortliche Stelle, das preußische Justizministerium, die Gnadengesuche befürwortet" habe, so werden wir das erst glauben, wenn sie einen vollgiltigen Beweis dafür erbringt. Auf Grund unserer vieljährigen Erfahrungen mit diesem Blatte, bringen wir allen ihren Behauptungen in Angelegenheiten, welche direkt oder indirekt, deutsche oder ausländische Juden betreffen, nicht etwa nur Mißtrauen, sondern ganz entschiedenen Unglauben entgegen. Der betreffende Artikel selbst rechtfertigt unsern Unglauben und wird vielleicht auch solche Leser mißtrauisch machen, die nicht so gründlich wie wir die „Staatsbürgerztg." kennen. Denn erst heißt es da: „An keiner geringeren Stelle als im Justizministerium scheint man das Bedürfnis nach einer Korrektur (des Urteils) empfunden zu haben, denn nach gewissen, ziemlich sicheren Anzeichen zu schließen, sind die jetzt abgelehnten Gesuche von der verantwortlichsten Stelle, dem Herrn Justizminister, befürwortet worden". Späterhin fallen das „scheint" und die „gewissen Anzeichen" fort, und das Blatt behauptet wiederholt schlankweg: der Justizminister hat die Gnadengesuche befürwortet. Abgesehen aber von diesem Widerspruch scheint uns mehr als fraglich, daß der Justizminister so besonders eifrig für die Begnadigung eines Mannes eingetreten sein sollte, der gerade das Vertrauen zu den Justizbehörden zu untergraben versucht hat und Gerichtsbeamten die für sie denkbar schwersten Vorwürfe, die der Beugung und Vereitelung des Rechts zu Gunsten von Mördern, in seinem Blatt gemacht hat oder hat machen lassen.

Herr Bruhn soll, wenn die „Staatsbürgerztg." die Wahrheit berichtet, bereits mehrere Tage vor der Kaiserlichen Entscheidung sein Gnadengesuch als gegenstandslos zurückgezogen haben. Ja, was entrüstet sie sich dann so über die Ablehnung? Erwartete sie etwa, daß der deutsche Kaiser dem lorbeerbekränzten antisemitischen Volkstribunen nachlaufen und ihn um die Gnade sich begnadigen zu lassen bitten würde? Ferner behauptet das Blatt, daß Herr Bruhn das Gnadengesuch eingereicht habe „nicht aus Rücksicht auf seine Person, sondern aus Rücksicht auf die von ihm vertretene Sache und in der klar bekundeten Absicht, eine allerhöchste Entschließung herbeizuführen, um die Stellung des Kaisers kennen zu lernen". (Die hier gesperrt gedruckten Worte sind auch in der „Staatsbürgerztg." gesperrt.)

Haben Herr Bruhn und sein Blatt gar keine Vorstellung von der Ungehörigkeit eines solchen Vorgehens? Wie kommt Herr Bruhn dazu, dem Kaiser gewissermaßen die Pistole auf die Brust zu setzen und von ihm eine politische Stellungnahme zu erpressen? Oder richtiger, eine Entschließung zu erpressen, die er hoffte als eine zu Gunsten der Antisemiten ausgeben zu können und die jetzt als eine philosemitische denunziert wird? Wie nun, wenn Herr Bruhn aus rein sachlichen Gründen ebensoviel Anspruch auf eine Begnadigung hätte als er ihn nicht hat, und der Kaiser Herrn Bruhn wirklich begnadigt hätte, dann hätte man also diese rein sachliche Entscheidung politisch im antisemitischen Sinne ausgebeutet. Was man aus menschlichem Mitgefühl sonach vielleicht bedauert haben könnte, daß nämlich Herr Bruhn nicht begnadigt worden ist, darüber muß man jetzt aus politischen Gründen eine gewisse Genugtuung haben.

Das weitaus Schlimmste, Gewagteste und Bezeichnendste aber jedenfalls ist, daß die „Staatsbürgerztg." schreibt:

„Der Kaiser hat vielmehr durch seine Entschließung bekundet und bekunden wollen, daß er zur Zeit nicht gewillt ist, mit den Parteien zu gehen, die sich als national bezeichnen, und daß ihm der Börsenliberalismus und das Zentrum zum Zweck der Förderung seiner besonderen Pläne, die uns glücklichen Zeiten entgegenführen sollen, gegenwärtig lieber sind Wir sagen ausdrücklich, es liegt darin eine Zurückweisung der nationalen Parteien, denn es handelte sich nicht nur um ein von antisemitischer Seite, sondern auch um ein von konservativer Seite eingereichtes Gesuch, das noch dazu mit zahlreichen Unterschriften bedeckt war".

Wie? Sind die paar Antisemiten und die Konservativen, speziell die Berliner Abart der konservativen Bürgervereine, die einzigen Parteien, die national sind, auch nur die als national sich bezeichnen? Wenn dem so wäre, wenn in der Tat die Antisemiten und selbst alle Konservativen, soweit sie im Reichstage sitzen — wir wissen aber, daß manche von diesen von den Herren Bruhn, Kröfell ꝛc. ꝛc. gern sehr weit abrücken — die einzigen Vertreter der Nationalgesinnten in Deutschland wären, dann wahrlich wäre es um die deutsche Nation schlecht bestellt.

Und welche Idee, welch eine Impertinenz, dem Repräsentanten der Nation vorzuwerfen, daß er nicht national sei, unserem Kaiser, der jede Stunde an das Wohl der Nation denkt, unermüdlich für das Wohl der Nation wirkt, vorzuwerfen, daß er die nationalen Parteien zurückweise! Weil Herr Bruhn nicht vier bis sechs Wochen früher aus dem Gefängnisse entlassen wird, denunziert man den Monarchen als Börsenliberalen und Ultramontanen, der keinem konservativen Manne sein Vertrauen mehr schenke.

Aber noch dreht sich das deutsche Vaterland nicht um die Person des Herrn Bruhn, der für die Geschäfte der „Staatsbürgerztg." eine wichtige Person sein mag, der übrigen Welt aber, vielleicht selbst einem großen Teile der antisemitischen, ganz gleichgiltig ist. Herrn Bruhns wegen wird kein vernünftiger Deutscher sich seinen Kaiser verleiden lassen.

Nicht die Kaiserliche Ablehnung des Bruhnschen Gnadengesuches ist, wie die „Staatsbürgerztg'" meint, ein „Wettersignal", sondern ihr Artikel darüber ist ein solches.

---

## Die Behandlung deutscher Geschäftsreisender jüdischen Glaubens in Rußland.

Seit Jahren wird in den Berichten der deutschen Handelskammern lebhafte Beschwerde geführt über die rigorose Behandlung deutscher Geschäftsreisender jüdischen Glaubens durch die russischen Behörden Der (freis. Volksp.) Abg. Kaempf, hat in der Reichstagssitzung vom 19. d. M, gestützt auf ein leider nur zu umfangreiches Material, diese Angelegenheit zur Sprache gebracht; wir geben seine Ausführungen in Folgendem nach dem stenographischen Bericht wieder:

Abg. Kaempf: Meine Herren, als in der Sitzung des Reichstags vom 19. Januar dieses Jahres die Interpellation verhandelt wurde betreffend die Tätigkeit russischer Polizeiagenten auf deutschem Gebiete, ist auch die Frage gestreift worden, in welcher Weise in Rußland die deutschen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens behandelt werden. Diese Behandlung hat über die unmittelbar Beteiligten hinaus in weiten Kreisen Erregung, ja Erbitterung hervorgerufen. Ich werde hierbei nicht erörtern, meine Herren, in welcher Weise die russische Regierung ihre eigenen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens behandelt. So sehr diese Behandlung vom Standpunkte der Menschlichkeit aus zu bedauern, so sehr sie vom Standpunkte der Gesittung aus verurteilt werden muß, eine Diskussion könnte zu nichts führen. Der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amts würde unzweifelhaft darauf antworten, daß die russische Regierung jedenfalls das formale Recht habe, ihre eigenen Untertanen zu behandeln, wie sie wolle, und daß das Deutsche Reich nicht den Beruf habe, in die inneren Angelegenheiten des russischen Reichs einzugreifen. Ein ganz besonderes grelles Licht aber wird auf diese Verhältnisse geworfen durch einen kürzlich bekannt gewordenen Erlaß des russischen Ministers des Innern, in welchem in dürren Worten die Mangelhaftigkeit der russischen Judengesetzgebung anerkannt und den Gouverneuren der russischen Provinzen anempfohlen wird, sofort zeitweilig bis zur Beendigung des Krieges eine mildere Praxis einzuführen. „Bis zur Beendigung des Krieges", diese Worte überheben mich, auf die Angelegenheit des näheren einzugehen. Anders aber verhalten sich die Dinge, wenn es sich darum handelt, in welcher Weise deutsche Staatsangehörige jüdischen Glaubens in Rußland behandelt werden. Hierbei kommen nicht nur in Betracht die Rücksichten auf die Humanität und auf die Kultur, hierbei kommen auch in Betracht die deutsche Reichsverfassung und die Anwendung des deutsch-russischen Handelsvertrages. Artikel 3 der deutschen Reichsverfassung besagt, daß dem Auslande gegenüber alle Deutschen gleichmäßig Anspruch haben auf den Schutz des Reichs, und der deutsch-russische Handelsvertrag enthält folgende Bestimmungen:

Artikel 1.

Die Angehörigen des einen Teils der beiden Kontrahenten sollen in dem Gebiete des anderen Teils in jeder Hinsicht dieselben Rechte, Privilegien, Freiheiten, Begünstigungen und Befreiungen haben wie die Angehörigen des meistbegünstigten Landes.

Absatz 2:

Es herrscht jedoch darüber Einverständnis, daß durch die vorstehenden Bestimmungen die besonderen Gesetze, Erlasse und Verordnungen auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe und der Polizei nicht berührt werden, welche in jedem der beiden vertragschließenden Länder gelten oder gelten werden und auf alle Ausländer Anwendung finden.

(Zuruf links und rechts.)

Artikel 2 handelt von der Berechtigung der Angehörigen jedes der beiden Staaten, in dem anderen Staate bewegliches oder unbewegliches Vermögen zu erwerben, wieder zu veräußern usw.

Artikel 12.

Kaufleute, Fabrikanten und andere Gewerbetreibende, welche sich durch den Besitz einer von den Behörden des Heimatlandes ausgestellten Gewerbelegitimation darüber ausweisen, daß sie in dem Staate, wo sie ihren Wohnsitz haben, zum Gewerbebetriebe berechtigt sind, sollen befugt sein, persönlich oder durch Handlungsreisende in dem Gebiete des andern Teiles Einkäufe zu machen oder Bestellungen zu suchen, auch unter Mitführung von Mustern. Die gedachten Kaufleute und Handlungsreisende sollen wechselseitig in den beiden Ländern hinsichtlich der Pässe und der den Handelsbetrieb betreffenden Abgaben wie die Angehörigen der meistbegünstigten Nationen behandelt werden.

Und das Schlußprotokoll lautet:

Im Postwesen werden die Angehörigen beider Teile wie diejenigen der meistbegünstigten Nationen behandelt.

Meine Herren, wenn hiernach durch die deutsche Reichsverfassung allen Deutschen dem Auslande gegenüber gleichmäßig der Schutz des Deutschen Reiches zugesichert ist; wenn in dem deutsch-russischen Handelsvertrage an keiner Stelle von einem Unterschied der Glaubensbekenntnisse die Rede ist; wenn sogar in Art. 1 Absatz 2 ausdrücklich hervorgehoben ist, daß nur diejenigen besonderen Gesetze, Verordnungen und Vorschriften auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe und der Polizei durch den Handelsvertrag nicht berührt werden sollen, welche auf alle Ausländer Anwendung finden: so stehen damit die tatsächlichen Verhältnisse in einem starken Widerspruch.

Dies tritt zunächst im Paßwesen hervor. Wenn ein deutscher Staatsangehöriger christlichen Glaubensbekenntnisses seinen Paß dem russischen Konsul zur Visierung vorlegt, so wird der Paß ohne weiteres visiert, und auf dem Passe wird kein Vermerk gemacht betreffend das Glaubensbekenntnis des Nachsuchenden. Wenn es aber den Anschein hat, als könnte der Nachsuchende ein Jude sein, dann wird genau geprüft, ob dies der Fall sei, und eventuell Vorlegung des Taufzeugnisses verlangt. Alsdann wird auf dem Paß vermerkt: Ebrewski, d. h. Hebräer oder Jude. Und wehe dem, meine Herren, der mit einem solchen Vermerk sich den Grenzen des russischen Reiches nähert! Die Dantesche Inschrift über der Höllenpforte bedeutet genau dasselbe wie dieses Wort auf dem Passe eines deutschen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens.

(Lachen rechts.)

Meine Herren, ich werde zunächst von den Gewerbetreibenden jüdischen Glaubens sprechen, welche aus Deutschland nach Rußland kommen. Ihnen ist, abgesehen von dem Schutze des Deutschen Reichs, welcher durch die deutsche Verfassung allen Deutschen gewährleistet ist, durch den Handelsvertrag zugesichert, daß sie, wenn sie in Deutschland zum Gewerbebetriebe zugelassen sind, auch in Rußland zum Gewerbebetriebe zugelassen sein und daß sie bezüglich der Abgaben so behandelt werden sollen wie die Angehörigen der meistbegünstigten Nationen. Tatsächlich aber bezahlt ein deutscher Staatsangehöriger christlichen Glaubens, wenn er als Handlungsreisender oder sonstiger Gewerbetreibender nach Rußland kommt, 300 Rubel Steuer; ein deutscher Staatsangehöriger jüdischen Glaubens zahlt 800 Rubel

(hört! hört! links, Heiterkeit rechts),

ganz abgesehen davon, daß dem letzteren der Paß auf 3 Monate, dem ersteren auf 6 Monate oder auf 1 Jahr erteilt wird. Außerdem, meine Herren, aber ist einem deutschen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens der Eintritt in eine ganze Reihe von russischen Provinzen überhaupt untersagt.

(Zurufe rechts.)

Und nun meine ich: wenn wir uns schon leider mit hohen Zollmauern durch die Handelspolitik umgeben, dann müßte doch wenigstens dafür gesorgt sein, daß, wenn diese Zollmauern nun überklettert sind, dann wenigstens auf jeder Seite die Freiheit der Bewegung stattfindet, und daß nicht mehr durch derartige Bestimmungen, wie sie in Rußland bestehen, die Zwecke der Handelsverträge überhaupt illusorisch gemacht werden.

(Sehr richtig! links.)

Meine Herren, damit ist aber noch nicht alles erledigt, was in dieser Angelegenheit vorzubringen ist. Von dem ersten Augenblick an, in welchem ein deutscher Staatsangehöriger jüdischen Glaubens nach Rußland kommt, bis zu dem letzten Augenblicke, wo er das gastliche Land wieder verläßt, ist er jeder Schikane, jeder Willkür, jeder Demütigung ausgesetzt. Meine Herren, bestimmte Stadtteile in einer ganzen Reihe von Städten sind den deutschen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens überhaupt verschlossen. In Kiew z. B. dürfen sie nur in Hotels vierten Ranges in abgelegenen Straßen absteigen, und was das in Rußland bedeutet, meine Herren, das brauche ich nicht ausführlich auseinanderzusetzen. Ich möchte aber einzelne Fälle anführen, aus denen die Verhältnisse sich deutlich ergeben.

Es schreibt der Vertreter eines angesehenen Hauses in Frankfurt a. M., daß er im Februar 1902 unter Benutzung eines ordnungsmäßigen Passes in Sosnowice, der russischen Grenzstation, angekommen, und daß ihm dort seitens der russischen Paßbehörde eröffnet worden sei, daß der Paß, obwohl deutscherseits bis zum 13. März 1903 ausgestellt, abgelaufen sei, weil die Gültigkeit ihm, einem Juden gegenüber auf drei Monate beschränkt sei.

Meine Vorstellung hiergegen hatte ebenso wenig Erfolg wie die Erklärung, daß ich mich verpflichtete, noch am nämlichen Vormittag innerhalb drei Stunden nach Beendigung außerordentlich dringender geschäftlicher Angelegenheiten nach Deutschland zurückzukehren, indem ich mich erbot, hierfür eine verfügbare Kaution von 500 Mk. zu stellen, ferner den Paß im Depot zu belassen, um damit eine weitere Reise von Sosnowice aus unmöglich zu machen, schließlich auf Wunsch bei entsprechender Zeitgewährung die persönliche Bürgschaft zweier angesehener Sosnowicer Einwohner, Kaufleute erster Gilde, zu erbringen. Ich wurde

— schreibt er —

indessen unter polizeilicher Bewachung in den bereitstehenden deutschen Zug gebracht, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß dieser Zug mich nicht nach meiner Ausgangsstation Kattowitz, sondern nach Schoppinitz brachte. Den Aufenthalt in Sosnowice im abgeschlossenen Revisionsraum zur Benutzung des eine Stunde später fahrenden direkten Zuges nach Kattowitz hatte man mir verweigert.

Meine Herren, ein Kaufmann in einer der größten preußischen Städte des Ostens teilt mit, daß er in Warschau und Umgegend besonders ausgedehnte Interessen habe, und daß er häufig mit seiner Frau, die eine geborene Warschauerin ist und in Warschau ihre Eltern noch am Leben hat, nach Warschau gereist sei. Des Abends spät angekommen, habe er sofort, wie das vorgeschrieben sei, seinen Paß dem Hauswart übergeben, und schon am andern Morgen ganz früh sei er regelmäßig mit dem Besuche eines Schutzmanns beehrt worden, der folgendes Protokoll mit ihm aufgenommen habe:

Ich, der Revierschutzmann A., habe mich heute nach dem Hause Straße so und so Nummer so und so in die Wohnung des Juden so und so begeben, um den daselbst eingetroffenen Juden preußischen Untertanen N. N. zu vernehmen, dessen Paß der Polizei vorliegt. Besagter Jude gibt an, in geschäftlichen Angelegenheiten hierher gekommen zu sein.

Eines Tages hieß es nun bei Aufnahme des Protokolls: jetzt müssen Sie mir aber Ihre Fakturen, Ihre Einkaufsrechnungen vorlegen. Auf die Erwiderung, wenn er abends um 9 angekommen sei, könne

er morgens um 8 Uhr doch noch keine Fakturen vorlegen, da er ja noch keine Geschäfte abgeschlossen haben könne, lautete die Antwort: schadet nichts, wenn Du Deine Fakturen nicht vorlegen kannst, habe ich die Verpflichtung, Dich auszuweisen. Der betreffende Kaufmann aus Preußen schreibt nun eine Wendung, die ich hier nicht wiedergeben will, und die darauf hindeutet, daß es ihm durch verschiedene, in Rußland übliche Beweise möglich geworden sei, wenigstens einen Aufschub von drei Stunden zu erlangen, während welcher Zeit er die Beweise seiner kaufmännischen Tätigkeit in Warschau beigebracht hat. Im folgenden Jahre hat er wieder seine gewöhnliche Geschäftstour gemacht, und zwar in Begleitung seiner Frau. In Warschau erfuhr er, daß in den nächsten Tagen wegen Zusammenfallens russischer und jüdischer Feiertage geschäftlich für ihn nichts zu unternehmen sei.

Da ich aber
— so schreibt er —
mich schon von Hause aus für den nächsten Montag und die darauf folgenden Tage bei Geschäftsfreunden angemeldet hatte, so mußte ich die paar Feiertage in Warschau untätig zubringen. Ich gab daraufhin am folgenden Morgen zu Protokoll die Erklärung ab, daß ich mich in Warschau die paar Feiertage über privatim aufhalte. Diese Aufrichtigkeit sollte mir aber schlecht bekommen. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung bekam ich noch an demselben Tage den Befehl, innerhalb sechs Stunden Warschau zu verlassen. Ich begab mich zu dem Polizeimeister. Auch hier half es mir nichts, und das Ende war, daß ich am Karfreitag mit meiner Frau unter Polizeibewachung aus Warschau ausgewiesen wurde.

(Hört! hört! bei den Sozialdemokraten.)

Meine Herren, ganz besondere Verhältnisse bestehen nun in einem Gebiete Rußlands, im Gebiete der Donkosaken, und ich kann Ihnen hier über die Behandlung, die daselbst den Deutschen jüdischer Religion angedeiht, eine ganz besonders bemerkenswerte Mitteilung machen. Diese Verhältnisse in dem Dongebiet sind nämlich derart, daß auch die deutschen Konsuln und Generalkonsulate über dieselben nicht vollständig unterrichtet zu sein scheinen. Es handelt sich um den Fall eines hervorragenden Münchener Kaufmanns, Mitgliedes der Handelskammer für Oberbayern, Sachverständigen für die Ermittlung des deutschen Einfuhr- und Ausfuhrhandels am Kaiserlichen Statistischen Amt. Derselbe hat anfangs September an den deutschen Konsul in Rostow die Bitte gerichtet, er möge ihm bochsagen, ob er sich, ohne Schwierigkeiten zu begegnen, am 18. Oktober zum Wolleinkauf nach Rostow werde begeben können. Der deutsche Konsul verweist ihn auf den Instanzenzug durch das Petersburger Generalkonsulat. Darauf wendet sich die Handels- und Gewerbekammer in München an das Kaiserlich deutsche Generalkonsulat in Petersburg und erhält unter dem 23. Dezember 1903 folgende Antwort:

Der Handels- und Gewerbekammer beehre ich mich zu erwidern, daß es für Herrn N. voraussichtlich nicht möglich sein wird, schon zu dem angegebenen Zeitpunkt die Erlaubnis zum Aufenthalt in Rostow zu erlangen. Nach den bestehenden Grundsätzen hat die Hauptverwaltung der Kosakenheere im Kriegsministerium bei Eingang derartiger Gesuche zunächst eine gutachtliche Aeußerung der lokalen Verwaltungsbehörde einzuholen, nach dem Eintreffen der Antwort wird die Angelegenheit dann dem Kriegsminister zur Entscheidung vorgelegt. Selbst wenn von hier aus um tunlichste Beschleunigung gebeten wird, pflegt die Erledigung daher noch mindestens 3 bis 4 Wochen in Anspruch zu nehmen.

Die Gesuche, die zweckmäßig an die Hauptverwaltung der Kosakenheere zu richten sind, müssen, von den Beteiligten selbst ausgehend in russischer Sprache abgefaßt oder von einer russischen Uebersetzung begleitet und mit 2 Stempelmarken zu 60 Kopeken versehen sein. Zweck und Dauer des beabsichtigten Aufenthalts sind in dem Gesuche anzugeben. Zugleich ist der mit dem entsprechenden Visum der zuständigen russischen Mission oder des zuständigen russischen Konsuls versehene Reisepaß vorzulegen. Ich stelle anheim, Herrn N. zu veranlassen, mir eine entsprechende Eingabe nebst seinem Paß und mit einem Kostenvorschuß von 7 Mark behufs weiterer Ermittlung einzureichen. Die Uebersetzung und Stempelung des Gesuchs wird dann hier besorgt werden. Damit keine Zeit verloren geht, werde ich inzwischen die Hauptverwaltung der Kosakenheere ersuchen, schon vor dem Eintreffen des Gesuchs die erforderlichen Ermittlungen einzuleiten.

Der Kaiserl. Generalkonsul.

Auf dies, am 28. September bei der Handelskammer eingegangene Schreiben sah sich nun Herr N. nicht in der Lage, seinen Paß einzuschicken, da er in 8 Tagen die russische Grenze überschreiten wollte und ihn dazu und zum Aufenthalte in Moskau und Odessa brauchte. Herr N. teilte dem Generalkonsulat mit, daß ihm im Jahre 1894 kurz nach Abschluß des Handelsvertrages ohne Schwierigkeiten ein achtägiger Aufenthalt in Rostow erwirkt worden wäre. Darauf erwiderte das Generalkonsulat in einem Schreiben vom 8. Oktober, worin es heißt:

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob die Vorschriften über die Zulassung jüdischer Reisender in den Kosakengebieten jetzt milder vielmehr nicht strenger gehandhabt werden als 1894, und ich vermag nicht zu beurteilen, ob das Kaiserliche Konsulat in der Lage sein wird, Ihnen unter der Hand bei der Ortsbehörde in Rostow die Erlaubnis zu erwirken. Jedenfalls rate ich Ihnen, sich noch um die ordnungsmäßig erforderliche Erlaubnis des Kriegsministers zu bewerben. Daß die Entscheidung vor dem 18. Oktober erlangt werden könnte, ist zwar nicht wahrscheinlich, aber immerhin auch nicht als ausgeschlossen zu betrachten.

Endlich, am 19. November — am 18. Oktober hatte der Herr nach Rostow reisen wollen —, geht in München die Nachricht ein, daß ihm der Aufenthalt in Rostow für 8 Tage gestattet sei. Nun hat der Herr allerdings keinen Gebrauch mehr davon machen können, denn bereits im Oktober war es ihm möglich geworden, nach Rostow zu kommen, und zwar nur deswegen, weil er als einer der größten Einkäufer in Rußtanb durch die Börse in Rostow sich einen Erlaubnisschein hatte erwirken können

(hört! hört! links),

„als einer der größten Einkäufer", meine Herren! Wenn man nun aber nicht einer der größten Einkäufer im Gebiete der Donschen Kosaken ist, dann geht es einem ganz entsetzlich schlecht.

Ich habe hier die Erzählung eines kleineren, angesehenen Kaufmanns aus einer Stabt Ostpreußens. Dieser erzählt, wie er verschiedentlich nach Rostow gekommen sei, wie es ihm in Rostow unmöglich gewesen sei, bei dem Hetman der Kosaken vorzukommen, der der Hauptgebietende in jenen Gegenden ist, wie es ihm zugestoßen sei, daß ihm, trotz der Erlaubnis des Kriegsministeriums, die der Ortspolizei zugegangen war, auf der Kanzlei des Hetman gesagt wurde: „Ja, die Erlaubnis ist zwar eingekommen, ich kann Ihnen aber nur einen schriftlichen Erlaubnisschein geben für die Städte im Dongebiet, aber nicht für die Dörfer." Auf den Dörfern hatte der Mann aber gerade zu tun. Er erzählt ferner, wie ihm dann, als er sich dagegen wehrte, schließlich gesagt worden sei: „Nun, meinetwegen mögen Sie auch auf die Dörfer gehen; Sie können da Ihre Einkäufe machen, und ich werde im gesamten Dongebiet amtlich bekannt geben, daß Ihnen dies erlaubt ist; eine schriftliche Bescheinigung aber gebe ich Ihnen nicht." Als er dann ein Jahr später wiederum die Erlaubnis nachsuchte, nach Rostow gehen zu dürfen, ist ihm in Petersburg mitgeteilt worden: „Der Hetman der Kosaken ist gegen Sie; Sie müssen sich wahrscheinlich verdächtig gemacht haben. Wir wollen zwar das Ersuchen an den Hetman der Kosaken richten, Ihnen den Aufenthalt zu gestatten; aber es ist zweifelhaft, ob er das tun wird." Endlich, nach Ablauf von etwa 3 Monaten ist ihm die Nachricht geworden, daß der Hetman der Kosaken ihm den Aufenthalt nicht gestatte

(hört! hört! links),

und der Betreffende ist nicht in der Lage gewesen, in seinen Geschäften nach Rostow am Don zu reisen.

Meine Herren, mindestens ebenso schlimm aber wie den deutschen Gewerbetreibenden jüdischen Glaubens geht es den Angehörigen anderer Berufszweige. Ich erinnere nur an die Fälle, in denen Erzieherinnen und Lehrerinnen ihre Stellungen in Rußland nicht antreten können, weil ihnen der Eintritt in das russische Reich versagt worden ist. Ich erinnere an die Fälle, wo verheiratete Frauen, die ihre Angehörigen und Verwandten noch in Rußland haben, die in Rußland geboren und erzogen sind, nicht in der Lage waren, nach Rußland zu reisen, um an das Krankenbett ihrer Eltern zu gelangen. Auf dringende Depeschen, in denen in verschiedenen Fällen gebeten worden ist, wenigstens zu den sterbenden Eltern reisen zu dürfen, ist dies abschlägig beschieden worden.

(Hört! hört! links.)

Meine Herren, ein höherer Justizbeamter in einer der größeren Städte Ostpreußens teilt einen derartigen Fall mit, der ihm selbst vorgekommen ist. Er habe mit seinen Kindern und seiner Frau seine Schwiegermutter in einer der russischen Ostseestädte besuchen wollen. Der russische Konsul in seinem Heimatsort erhielt auch nach vielfachen ebenso langwierigen wie kostspieligen Bemühungen vom russischen Ministerium die Erlaubnis, ihm für diesmal das Paßvisum zu erteilen. Seit dem Jahr 1902 wurden ihm solche Besuche unmöglich gemacht. Vom Konsul selbst unterzeichnete, mit bezahlter Rückantwort abgesandte Telegramme bleiben unbeantwortet. Auf das Gesuch an die Kaiserlich deutsche Botschaft in Petersburg erfolgt die Nachricht, daß sie nicht in der Lage sei, einzugreifen. Der Konsul, ratlos und in dem Bestreben, diese ungerechtfertigte Härte zu umgehen, empfiehlt dem höheren Justizbeamten, mit einer Grenzkarte, obwohl sie nur zu einer Reise bis zu 3 Meilen berechtigt, die Grenze zu passieren; es sei ja nur eine Ausweisung aus Libau zu erwarten.

Meine Herren, deutsche Gelehrte sind nicht in der Lage, nach Rußland zu reisen, weil ihnen das Paßvisum nicht erteilt wurde, wenn sie jüdischer Religion waren. Und ich darf daran erinnern, daß bei dem medizinischen Kongreß in Moskau ursprünglich nur nicht-jüdischen Aerzten die Teilnahme gestattet sein sollte, und erst nachdem verschiedene Berliner Kapazitäten bei dieser Einschränkung eine Teilnahme ohne Unterschied der Religion in corpore abgelehnt hatten, gab Rußland nach. Meine Herren, das scheint mir ein Beweis zu sein, daß auch das russische Reich nicht unempfänglich ist für einen kräftigen Widerstand!

Meine Herren, die vorgetragenen Fälle werden Ihnen ein Bild davon gegeben haben, welche wirtschaftlichen Nachteile das Deutsche Reich bereits durch die Behandlung deutscher Staatsangehöriger jüdischen Glaubens in Rußland erlitten hat

(sehr richtig! links),

und wird Ihnen den Beweis gegeben haben, welcher Willkür, welcher Schikane und welchen Demütigungen die Deutschen in Rußland ausgesetzt sind.

(Sehr wahr! links.)

Ich weiß sehr wohl, daß mir entgegengehalten werden wird, die deutschen Juden könnten nicht erwarten, in Rußland besser behandelt zu werden als die russischen Juden. Es wird ferner auf einen angeblichen Grundsatz des Völkerrechts hingewiesen werden, wonach kein Land verpflichtet sein soll, seine eigenen Angehörigen schlechter zu behandeln als die Angehörigen eines anderen Staates. Es wird versucht werden, die Bestimmung des deutsch-russischen Handelsvertrags, wonach die deutschen Staatsangehörigen in Rußland so behandelt werden sollen wie die Angehörigen der meistbegünstigten Nationen, dahin auszulegen, daß die deutschen Juden in Rußland so behandelt werden sollen wie die meistbegünstigten ausländischen Juden.

Alle diese Einwürfe halte ich für ungerechtfertigt. Die deutschen Juden können nach der deutschen Reichsverfassung erwarten, behandelt und beschützt zu werden wie die deutschen Christen. Wie Rußland seine eigenen Juden behandeln will, mag seine Sache sein; das Deutsche Reich aber hat den verfassungsmäßigen Grundsatz der Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse, und im Verhältnis zum Ausland gibt es bei uns weder deutsche Christen noch deutsche Juden, sondern nur Deutsche.

(Sehr richtig! links.)

Meine Herren, ich glaube annehmen zu dürfen, daß bei den bevorstehenden deutsch-russischen Handelsvertragsverhandlungen der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amts diese Grundsätze zur Geltung bringen wird, damit in Zukunft das auf der Saalburg gesprochene stolze Wort: civis germanus sum! nicht nötig hat, Halt zu machen an den Grenzpfählen des russischen Reiches.

(Bravo! links.)

**Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Freiherr von Richthofen, ignorierte zunächst die Ausführungen des Abg. Kaempf vollständig, obwohl er auf alle Anregungen der anderen Redner eingehend antwortete. An seiner Stelle gab der Direktor im Auswärtigen Amt, Geh. Rath von Frantzius, folgende Erklärung ab:**

Der Herr Abgeordnete Kaempf hat mir die Erwiderung insofern erleichtert, als er bereits die Bestimmungen des Handelsvertrags verlesen hat, auf die es ankommt. Ich möchte von diesen Bestimmungen nur eine etwas mehr betonen als er: das ist Art. 1 Abs. 2 des Vertrages, worin es heißt, daß durch die vertragsmäßigen Bestimmungen die besonderen Gesetze, Erlasse und Verordnungen auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe und der Polizei nicht berührt werden, welche in jedem der beiden vertragschließenden Länder gelten oder gelten werden und auf alle Ausländer Anwendung finden. Zu diesen Bestimmungen rechnet die russische Regierung auch die Gesetzgebung über die Juden. Der Herr Abgeordnete hat bereits erwähnt, daß die Juden in Rußland nicht die gleichen Rechte genießen wie die Nichtjuden und daß sie mannigfaltigen Aufenthaltsbeschränkungen unterworfen sind. Diese Beschränkungen gelten in gleicher Weise für die ausländischen wie die inländischen Juden, und zwar für alle. Es ist gelegentlich wohl mal behauptet worden, daß England oder Amerika sich solche schlechtere Behandlung ihrer Juden nicht gefallen lassen würden. Das ist natürlich vollkommen aus der Luft gegriffen. England und Amerika und jeder andere Staat haben sich diese Beschränkungen ebenso gefallen zu lassen und lassen sie sich ebenso gefallen wie wir; der Rechtszustand giebt keinen Anhalt, es anders zu machen.

Besonders schwierig sind allerdings, wie der Herr Abgeordnete hervorhob, die Verhältnisse im Dongebiet. Dort besteht ein Gesetz vom 22. Mai 1880, nach dem es den Juden verboten ist, unbewegliches Vermögen als Eigentum zu erwerben und in Miete oder Pacht zu nehmen, sowie sich anzusiedeln oder ständigen Wohnsitz auf Grund der gesetzmäßigen Pässe zu nehmen. Es besteht im Dongebiet außerdem ein Zustand, der in Rußland der Zustand des „verstärkten Schutzes" genannt wird, der den Behörden noch viel weitergehende Befugnisse gibt und namentlich nach der Praxis auch die Befugnis gibt, den vorübergehenden Aufenthalt zu verbieten oder nur auf Grund besonderer Erlaubnis zu gestatten. Nun scheint mir, daß der Bescheid, den unser Konsul in dem zur Sprache gebrachten Fall gegeben hat, durchaus sachdienlich und zweckmäßig war, und wenn es dem betreffenden Kaufmann gelungen ist, auf anderm Wege, nämlich durch die Handelskammer zu Rostow eher ans Ziel zu kommen, so kann uns das nur freuen. Der Bescheid des Konsuls war aber durchaus sachgemäß.

Wir können nur bedauern die Ungelegenheiten und Unbequemlichkeiten, die den deutschen Juden in Rußland unzweifelhaft erwachsen. Der gegenwärtige Zustand gibt aber, wie ich schon sagte, keine Möglichkeit, darin etwas zu ändern, und insbesondere nicht Art. 3 der Verfassung; denn der kommt in unserm Verhältnis zu Rußland nicht in Betracht.

Ich kann nur hinzufügen, daß wir natürlich bemüht sein werden, bei Verhandlungen mit Rußland auf Besserung des Zustandes Bedacht zu nehmen. Für den Erfolg kann ich mich freilich nicht verbürgen.

**Als nun der Abg. Müller-Sagan, dem sich der Abg. Gothein anschloß, mit Recht sein Bedauern über diese nichtssagende Antwort des Regierungskommissars aussprach, fühlte sich der Staatssekretär des Auswärtigen, Frhr. v. Richthofen, endlich doch veranlaßt, auch seinerseits einige, allerdings ebenso nichtssagende Bemerkungen zu machen. Er erklärte nämlich:**

Der Herr Abg. Dr. Müller-Sagan hat uns vorhin den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß wir der kaiserlich-russischen Regierung gegenüber die Stellung der deutschen Juden in Rußland klarstellen sollten.

Ja, meine Herren, einer solchen Klarstellung bedarf es eigentlich nicht. Die russische Regierung hat auch beim Abschluß des gegenwärtigen Handelsvertrags gar keinen Zweifel darüber gelassen, weder uns noch auch in gleicher Weise der französischen, der englischen, der amerikanischen Regierung, daß sie durchaus gewillt ist, die für russische Juden geltenden Bestimmungen auch für die zeitweise in Rußland sich aufhaltenden fremden Juden gelten zu lassen und den Israeliten fremder Nationalität im eigenen Lande keine größeren Rechte zu gewähren, als sie den eigenen Israeliten einräumt. Wir werden selbstverständlich auch bei den gegenwärtigen Handelsvertragsverhandlungen — wir haben schon getan und werden darin weiter fortfahren — nach Möglichkeit für eine bessere Behandlung und Erleichterung der Geschäftstätigkeit der deutschen Juden in Rußland eintreten und wünschen, daß wir dabei zu einem günstigen Resultat gelangen mögen."

**Das war alles, was die Vertreter der Reichsregierung in dieser Angelegenheit zu sagen hatten. Einen besonders imponierenden Eindruck haben sie damit auf keiner Seite — am wenigsten Rußland gegenüber — erzielt. Das Dichterwort „Was bringt Ehren — Sich wehren" scheint in dem Zitatenbüchlein des Herrn Reichskanzlers nicht zu stehen. Die Amerikaner sind jedenfalls nicht gewillt, sich eine solche differenzielle Behandlung ihrer Staatsangehörigen jüdischen Glaubens durch die russischen Behörden ruhig gefallen zu lassen. Das Unterhaus hat dort dieser Tage eine Resolution angenommen, welche die russische Regierung auffordert, Israeliten mit amerikanischen Pässen keine Schwierigkeiten zu bereiten, und man giebt sich der bestimmten Erwartung hin, daß diese höfliche, aber entschiedene Aufforderung in Rußland die gebührende Beachtung finden wird. Warum findet die deutsche Regierung nicht den Mut zu einem gleichen resoluten Vorgehen?**

---

## Prozeß Kröfell contra von Derenthall-Karkow.

Stargard, Pommern, 20. April.

Nach längerer Pause erschien heute vormittag der frühere Pastor von Klozin, jetzige Reichstagsabgeordnete und Druckereidirektor Kröfell vor dem hiesigen Schöffengericht, um zum zweitenmale gegen Herrn von Derenthall-Karkow wegen Beleidigung zu klagen.

Als Rechtsbeistand Kröfells fungierte, wie am 25. November v. J., der hiesige Stadtverordnetenvorsteher Rechtsanwalt Paul Falk, als Vertreter des Beklagten Rechtsanwalt Coste. Den Vorsitz führte Herr Amtsgerichtsrat Braune, als Schöffen fungierten Mühlenbesitzer Pützer und Ortsvorsteher Mann. Das Fundament der Klage bildete, wie unsere Leser aus dem vorjährigen Bericht wissen, eine Aeußerung des Herrn von Derenthall folgenden Inhalts:

„Wie können Sie nur die Zeitel verteilen und den Pastor Kröfell im Lande herumfahren. Er hat als Pastor gelogen und ein Pastor, der lügt, ist in meinen Augen ein Schweinehund!"

Diese Aeußerung hatte Herr von Derenthall anläßlich des vorjährigen Wahlkampfes zu dem Fuhrmann Rühl

BSB



getan. Da nun der Beklagte den Beweis dafür erbringen wollte, daß Kröfell mehrfach gelogen hatte, so hatte er im Termin vom 25. November v. J. den Antrag gestellt, die Verhandlung zu vertagen und Konsistorial-Präsident Richter und Superintendent Friedemann an ihren Gerichtsstellen kommissarisch vernehmen, Frhrn. von Wangenheim-Kl. Spiegel und Dr. med. Schütze-Fretenwalde aber zum neuen Termin in der Sache zu laden und dort über die Vorkommnisse während des Wahlkampfes zu hören.

Bei Beginn der heutigen Verhandlung, zu der sich zahlreiche jüngere Anhänger Kröfells im Zuschauerraum eingefunden haben, stellt zunächst der Vorsitzende die Frage, ob sich die Parteien nicht noch vorher in Güte einigen wollten. Kröfell erklärt darauf, daß er nur dann auf einen Vergleich eingehen könne, wenn Herr von Derenthall den Vorwurf der Lüge zurücknehme. Rechtsanwalt Coste bemerkt, daß er von seinem Klienten kein Mandat zur Rücknahme der Klage besitze.

Darauf wird in die Verhandlung eingetreten und der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens durch den Gerichtsschreiber verlesen. Zunächst bestreitet Rechtsanwalt Coste, daß die vom Kläger dem Beklagten in den Mund gelegte beleidigende Aeußerung so gelautet habe, wie dieser sie angebe. Schon in der letzten Verhandlung habe er Kröfell vorgeworfen, daß er wissentlich die Unwahrheit gesagt habe. Zu übersehen sei auch nicht, daß Herr von Derenthall zu jener Zeit sich in einer berechtigten Aufregung befunden habe. — Rechtsanwalt Falk führt aus, daß es für ihn sehr wichtig sei, den Wortlaut genau festzustellen. Seiner Version nach habe die Aeußerung gelautet: „Na hören Sie mal, Sie haben den Kröfell gefahren, das ist ein Schweinhund und ein Lügner." Er beantrage Vertagung der Sache und Ladung des Zeugen Rühl. Rechtsanwalt Coste entgegnet, daß der Gerichtshof schon in der letzten Verhandlung auf den Wortlaut keinen Wert gelegt habe. Rühl sei damals als Zeuge geladen gewesen, aber unvernommen entlassen worden. — Kröfell führt aus, hier komme es darauf an, ob von Derenthall wie ein Professor gesprochen habe, oder wie ein Mensch, der beleidigen will. Der Vorsitzende verbietet dem Kläger diese Auslassung und ermahnt ihn, alles persönliche beiseite zu lassen. Der Gerichtshof lehnt den Vertagungsantrag ab, da die Vernehmung des Rühl unerheblich sei.

Nun folgt die Verlesung der Aussagen der kommissarisch vernommenen Herren. Konsistorialpräsident Richter hat erklärt, daß Kröfell bei dem Konsistorium nicht um die Genehmigung gebeten habe, sich als Reichstagskandidat aufstellen zu dürfen, im übrigen sei dem Konsistorium gar nicht bekannt gewesen, daß Kröfell sich um ein Mandat bewerbe. Superintendent Friedemann bekundet, Kröfell habe in einer Wählerversammlung gesagt, er — Kröfell — habe mit Stöcker eine lange Unterredung gehabt und letzterer wünsche seine Wahl. Darauf habe Friedemann an Stöcker geschrieben und sei von diesem schriftlich dahin beschieden worden, daß er mit Kröfell über Politik nicht gesprochen habe und diesen auch nicht für fähig halte, einen Wahlkreis zu erobern. — Frhr. von Wangenheim wird nun eidlich vernommen und bekundet, daß er sich weder für die Wahl Kröfells ausgesprochen, noch seine Leute aufgefordert habe, die Kröfell'sche Wahlversammlung zu besuchen und für K. zu stimmen. Er sei sogar gegen die Kandidatur K.'s im hiesigen Wahlkreise gewesen. Nur habe er K. gesagt, er solle sich einen anderen Wahlkreis suchen, der hiesige sei dem Bunde der Landwirte sicher. Kläger richtet nun an den Zeugen die Frage, ob er zugebe, daß er auch seinem Ober-Inspektor gesagt habe, er — v. W. — wisse auch nicht, für wen er stimmen werde, Kröfell sei ihm sympathisch und er würde dessen Wahl mit Freuden begrüßen. Frhr. v. Wangenheim bestreitet, einen derartigen Ausspruch gethan zu haben, dagegen habe er allerdings gesagt, er wünsche die Wahl Kröfells und sei sogar bereit, ihm einen Wahlkreis nachzuweisen, den er erwerben könne. — Rechtsanwalt Coste bemerkt auf die erneuten Einwürfe Kröfells, daß es sich hier nur darum handle, daß Frhr. von Wangenheim die Wahl Kröfells im hiesigen Wahlkreise nicht gewünscht habe. — Da sich Kröfell bei diesen Erklärungen nicht beruhigt und immer wieder störend in die Verhandlungen eingreift, so sieht sich der Vorsitzende veranlaßt, ihm den Mund zu verbieten.

Dr med. Schütze-Freienwalde erklärt unter Eid, er sei stets konservativ gewesen. Nur einmal habe er einer Versammlung beigewohnt, in der Kröfell seine Kandidatenrede hielt und hier sei er dem Redner entgegengetreten. Nach kaum 10 Minuten sei ein Freund Kröfells an ihn herangetreten und habe ihm gesagt, daß er nur noch 3 Minuten sprechen dürfe und nachdem ihm das Wort entzogen war, habe Kröfell gesagt, es sei eigentümlich, daß sich Dr. Schütze hier als Konservativer aufspiele, während er früher freisinnig gewesen sei. Das habe den Zeugen Schütze sehr verletzt, da er seine Praxis hauptsächlich unter den Großgrunddefitzern habe. Auf Schützes Frage, von wem Kröfell das gehört habe, erklärt dieser, er habe das vom Gastwirt Linke-Pyritz gehört, letzterer aber bestritt dies. Nach Schluß der Versammlung habe dann Schütze längere Zeit mit Kröfell gesprochen und dieser äußerte hierbei, daß, wenn er in den Reichstag kommen werde, alle Not ein Ende nehme und von ihm eine große antisemitische Partei ins Leben gerufen werde und dann seien wir eine Macht. Eine Frage Kröfells an Dr. Schütze, ob letzterer zugebe, daß er zu ihm gesagt habe: ich stehe Ihnen politisch sehr nahe, denn ich bin auch Antisemit, verneint Zeuge, giebt aber zu, daß die vorerwähnte Aeußerung Kröfells anders gelautet habe.

Kröfell beantragt nun den Pastor Bethke als Zeugen zu laden, der bei der Unterredung mit Schütze zugegen war. Rechtsanwalt Falk beantragt nochmals die Vertagung und Vorladung des Pastors Bethke, Gastwirts Linke, Ober-Inspektor Pahnke und und Lehrer Walther zum neuen Termin. — Rechtsanwalt Coste bittet die Vertagung abzulehnen. Weder er, noch Herr v. Derenthall könnten sich der Ueberzeugung verschließen, daß letzterer zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt werden würde, dagegen hätten sie nicht Lust noch weitere Zeugengebühren bei neuen Terminen zu zahlen. — Der Gerichtshof lehnt auch diesen Vertagungsantrag kurzweg ab.

Kröfell bestreitet, daß er zu Dr. Schütze in Freienwalde gesagt habe, „Wenn er in den Reichstag käme usw" Er habe nur gesagt, daß wenn er in den Reichstag käme, er sich bemühen würde, die einzelnen antisemitischen Parteien, die jetzt noch auseinanderstehen, zu vereinen. Rechtsanwalt Falk beantragt die Bestrafung des Herrn v. Derenthall.

Rechtsanwalt Coste als Verteidiger von Derenthalls beantragt, wegen des Ausdruckes „Lügner" auf Freisprechung zu erkennen, da die Verhandlungen den Beweis erbracht hätten, daß Kröfell vier Mal gelogen habe. Der Ausdruck „Schweinhund" sei allerdings eine Beleidigung. Einerseits würde behauptet, daß von Derenthall den Ausdruck nur in hypothetischer Form und in der Erregung getan habe, andererseits gehe aus dem sozialdemokratischen Stettiner „Volksboten" hervor, daß Kröfell wegen seiner intimen Beziehungen zu seiner Hausdame bei der Redaktion genannten Blattes antichambriert und um „gut Wetter" gebeten habe, unter gleichzeitiger Abgabe der Versicherung, daß er die Sozialdemokraten nicht angreifen werde. Rechtsanwalt Coste erwähnt dann noch in längerer Rede den Verkehr Kröfells mit den sozialdemokratischen Bauarbeitern in Pyritz, den wenig sauberen Prozeß, den Kröfell mit seiner eigenen Schwester geführt und endet sein Plaidoyer mit dem Bemerken, daß das alles bei Abwägung des Strafmaßes berücksichtigt werden müsse — Rechtsanwalt Falk beantragt nochmals die Bestrafung von Derenthalls und unterläßt es hierbei nicht, auf die wiederum im Saale an der Arbeit befindliche Presse in wenig liebevoller Weise mit dem Bemerken hinzuweisen, daß sie hier die Rolle des tertius gaudens spiele, was ihm seitens des Vorsitzenden die Mahnung eindringt, derartiges zu unterlassen, da die Herren von der Presse hier ordnungsmäßig zugelassen seien und lediglich ihre Pflicht erfüllten. — Rechtsanwalt Falk bemerkt schließlich, unter Hinweis auf das letzte Referat über den Kröfellprozeß in den „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus", daß es besser gewesen wäre, wenn die Parteien sich bei der Aehnlichkeit der Anschauungen in Güte geeinigt hätten, anstatt der gegnerischen Presse ein Gaudium zu bereiten. Die persönlichen Anzapfungen verbitterten die Geister.

In einer kurzen Replik führt Rechtsanwalt Coste aus, daß Kröfell kein konservativer Mann sei, denn er — Coste — möchte den konservativen Mann sehen, der mit Hilfe der Sozialdemokratie in den Reichstag gekommen sei. Er spreche ihn als konservativen Mann nicht an. Rechtsanwalt Coste glaubt, daß die Strafe mit 150 Mk. zu hoch bemessen sei.

In seinem nicht zu knapp bemessenen Schlußwort sucht Kröfell den Verdacht der Lüge von sich bei allen vier Punkten abzuwälzen. Er sei ja einmal auf der Redaktion des Stettiner „Volksboten" gewesen und habe mit dem Redakteur Faber unterhandelt, aber nie um gutes Wetter gebeten. Wundern müsse er sich, daß Rechtsanwalt Coste den „Volksboten" verlesen habe, der von allen Blättern Pommerns auf der niedrigsten Stufe stehe. Daß er nicht mit den Sozialdemokraten paktiert habe, sei bereits in dem Prozeß wider Professor Kropatschek in Berlin nachgewiesen worden.*) In der Hauptsache sei von Freisinnigen gewählt worden. Daß ihm nebenbei auch einige Sozialdemokraten die Stimme gegeben hätten, sei nicht seine Schuld. Den Prozeß mit seiner Schwester streifte K. nur mit wenigen Worten; es sei derselbe keineswegs entehrend für ihn gewesen. Die intimen Beziehungen zu seiner Hausdame gebe er zu, doch bezweifle er, daß das Konsistorium deshalb auf seine Amtsentsetzung erkannt haben würde. Unglück könne jeder einmal haben, deshalb habe noch Niemand ein Recht, ihn deswegen als Roué zu bezeichnen. Gegen den Verteidiger Rechtsanwalt Coste gewandt, bemerkt er nach: Er — Kröfell — könne auch schließlich sagen: „Ein Rechtsanwalt, der dies behauptet, ist ein . . . ." Vorsitzender Amts-

*) Eine derartige Erklärung kann Herr Kröfell nicht abgegeben haben; denn in dem Prozeß Kropatschek hat eine Beweisaufnahme gar nicht stattgefunden. Er würde etwas behauptet haben, von dem er weiß, daß es der Wahrheit widerspricht. D. Red. d. „Mitteil."

gerichtsrat Braune (Kröfel unterbrechend): „Sie haben kein Recht den Herren Verteidiger zu beleidigen". — Damit erreicht die Verhandlung ihr Ende.

Nach kurzer Beratung des Gerichtshofes verkündete der Vorsitzende: Der Gerichtshof hat in dem Falle Wangenheim, ferner bezüglich der Behauptung, daß das Konsistorium seine Wahl wünsche, und bezüglich der Behauptung: er habe von einem Freienwalder gehört, daß Dr. Schütze früher freisinnig gewesen sei, also in mindestens drei Fällen den Nachweis für geführt erachtet, daß Kröfell bewußt die Unwahrheit gesagt habe. Nichtsdestoweniger hat der Gerichtshof eine Beleidigung für vorliegend erachtet. Mit Rücksicht auf die Erregung, in der sich der Angeklagte angesichts der Wahlbewegung befand, hat der Gerichtshof eine Geldstrafe von 150 Mark eventuell 15 Tage Gefängnis für eine ausreichende Sühne erachtet und dem Angeklagten die Kosten des Verfahrens auferlegt. —i.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Graf Pückler-Kl.-Tschirne** hat in letzter Zeit wieder viel von sich reden gemacht: einmal durch seine saftigen in Berliner Versammlungen gehaltenen Reden, sodann durch einen neuen Konflikt mit dem Gerichte. Der edle Herr hat nämlich durch seine bilderreiche Sprache in einer Beschwerdeschrift den Stationsvorsteher in Kl.-Tschirne beleidigt — der Graf beleidtgt nicht nur Juden, sondern auch was ihm sonst in die Quere kommt — und sollte sich vor dem Richter in Glogau verantworten. Graf Pückler war aber wiederholt nicht erschienen und wollte auch dieses Mal (26. April) wieder nicht kommen, weil er in Berlin „beschäftigt" wäre. Eine solche geringschätzige Behandlung wollte sich das Gericht denn doch nicht gefallen lassen, und es wurde daher die Verhaftung des Grafen beschlossen. Aber diese sollte, wie es dem „Niederschl. Anz." zufolge in dem telegraphischen Verhaftungsbefehl des Glogauer Staatsanwalts heißt, „schonend" erfolgen. Man sieht, der Glogauer Staatsanwalt wollte einerseits dem Gerichte geben, was des Gerichtes ist, andererseits auch den Grafen, vielleicht mit Rücksicht auf seine Nervosität glimpflich behandelt wissen. Trotzdem beklagte sich der Graf, als er in Berlin verhaftet und in einem Abteil erster Klasse, allerdings unter Begleitung, nach Glogau gebracht worden war und durch ein ganz ungewöhnliches Entgegenkommen gerichtlicherseits bereits am 25. April in der Lage war, vor dem Gericht zu erscheinen, das ihn, beiläufig erwähnt, wegen der Beleidigung des Stationsvorstehers zu 50 Mk. Geldstrafe verurteilte, über die ihm zuteil gewordene „unwürdige" Behandlung. Und trotzdem die Strafkammer ihm zu Liebe, fast hätten wir gesagt, zu Ehren, eine Extrasitzung anberaumt hat, drohte er von nun an „mit scharfem Schwerte gegen Regierung und Behörden vorgehen zu wollen." Aber auf solchen Dank konnte man doch eigentlich gefaßt sein. Wie sagte er doch in seiner vor Kurzem in Berlin gehaltenen Volksansprache?

„Fort mit den Staatsanwälten, welche immer nur Leute quälen, fort mit den Richtern, die zu viel Rücksicht auf die Juden nehmen, fort mit den Staatsmännern, die sich nur mit Juden herumtreiben und das eigene Volk im Stich lassen; fort mit den Höflingen, die zu feige sind und zu schlapp, um ihren Herren und Gebietern die Wahrheit zu sagen; fort mit den Fürsten, die das eigene Volk im Stiche lassen und nur dem Auslande nachlaufen."

Wir können danach die schonende Verhaftung, das beschleunigte Verfahren in Glogau nur so erklären, daß man Grund zu haben glaubt, auf die Erregung des Grafen Pückler besondere Rücksicht zu nehmen. Man behandelt ihn, als wenn schon erfolgt wäre, was sicherlich einmal erfolgen muß, nämlich die natürliche Erklärung für seine bilderreichen Reden und seine zum siebenzehnten Mal erneuerte Bekanntschaft mit der Anklagebank.

**Ein Beleidigungsprozeß Liebermann von Sonnenbergs** wurde, wie der „Berl. Ztg." aus Kassel geschrieben wird, am 15. April vor der dortigen Strafkammer verhandelt. Bei der letzten Reichstagswahl hatte das sozialdemokratische Wahlkomitee auf ein antisemitisches Flugblatt, worin die Anhänger der Sozialdemokraten als „reißende Wölfe in Schafskleidern", „bewußte Lügner", „Volksverführer" und dergl. genannt wurden, ebenfalls ein Flugblatt herausgegeben und die Angriffe der Antisemiten in derber Weise zurückgewiesen. Das Flugblatt richtete sich insbesondere gegen Liebermann von Sonnenberg und beschuldigte ihn der Verleumdung, der Feigheit, nannte ihn „antisemitischer Radaubruder", „Bursche" usw. Auf Betreiben Liebermanns erhob die hiesige Staatsanwaltschaft die öffentliche Anklage gegen den Verleger, sowie gegen die beiden Drucker des sozialdemokratischen Flugblattes. Bei der Beweisaufnahme konnte jedoch dem Verleger nicht die Autorschaft nachgewiesen werden. Trotzdem beantragte der Staatsanwalt gegen ihn zwei Wochen Gefängnis und gegen den Drucker je 50 Mark Geldstrafe. Liebermann v. Sonnenberg, der als Nebenkläger auftrat, führte aus, daß für solch schwere Beleidigungen zwei Wochen etwas wenig wäre. Demgegenüber erklärte der Verleger Garbe, wenn erst die von Liebermann beleidigten politischen Gegner nach den Wahlkämpfen vor Gericht kämen, so würde sicherlich Liebermann mehr ins Gefängnis kommen als er. — Das Urteil lautete dahin, daß Garbe, obwohl schwer verdächtig, wegen nicht ausreichender Beweise kostenlos freizusprechen sei. — Die beiden Drucker wurden zu je 50 Mark Geldstrafe verurteilt.

**Die Münchener Antisemiten** haben wieder einmal vor Gericht ihre schmutzige Wäsche gewaschen.

Die „gründliche Abrechnung", die Herr Ingenieur und Redakteur A. Kuhn in seinem Blatte dem Ingenieur und Redakteur L. Wenng ankündigte, endete mit der Schöffengerichtsverhandlung vom 22. d. Mts. mit einem kläglichen Vergleiche. Die beiden antisemitischen „Anführer" leben bekanntlich seit der letzten Reichstagswahl in heftigster Fehde, jeder tat sein möglichstes, um den verhaßten Gegner in die Oeffentlichkeit herabzusetzen. Auf die gegenseitigen Schimpfereien der beiden Biedermänner einzugehen, haben wir keine Veranlassung. Zu ihrer Charakteristik seien nur einige Punkte hervorgehoben. Wenng gab am 15. Juni v. J. die fällige Nummer des „Deutschen Volksblattes" in zwei verschiedenen Texten heraus, der eine Text war für die Christlichsozialen bestimmt, der andere für die Freunde des Bundes der Landwirte. Kuhn nannte daher Wenng einen politischen Lumpen; wie er aber diese Bestimmung selbst auffaßt, geht aus seiner jetzigen Erklärung vor dem Richter hervor: Politischer Lump ist doch kein so schwerer Vorwurf. (!) Die Partei Wenng hielt sich in ihren Versammlungen — für alle Fälle — einen eigenen Athleten; um aber eventuell die christlichsoziale Wahrheit mit den Fäusten zu ergründen, hatte sich auch die Partei Kuhn einen solchen zugelegt! Mit Pathos erklärt Wenng, er wäre froh, wenn ihn einer von dem Marterposten eines christlichsozialen Kandidaten erlöst hätte; Kuhn aber versichert, er habe zahlreiche Herren gebeten, ihn von der Kandidatur zu retten. Die Zeugen, welche nach Kuhn nun endlich Farbe bekennen sollten, ließen diesen vollkommen in Stich. Einer sagt es aufrichtig heraus: Ich habe mit Kuhn stets erst nach Mitternacht gesprochen, wenn wir von einer Gründung heimgingen (gegründet wurde bei den Christlichsozialen, scheint es, sehr häufig), und da waren

wir beide benebelt. Da ging es oft schon mehr zu wie bei einem Kaffeeklatsch, meinte der Vorsitzende, Oberamtsrichter Maier, und Kuhn bestätigte dieses sofort: Jawohl, jawohl! Nach stundenlangen weiteren Verhandlungen sahen beide Teile ein, daß ein Vergleich das Vernünftigste sei. Doch wäre er bald am Kostenpunkt gescheitert. Diese Verhandlungen über die Kostenfrage war wohl, bemerkt die „Münchner Post" hierzu, das Ekelhafteste und Peinlichste, was wir je in einem Gerichtssaale erlebten. „Mein Mandant Wenng — erklärte sein Verteidiger Rauchenberger — ist einem Vergleich nicht abgeneigt, wenn Kuhn für die Kosten einen Bürgen stellt." „Die Kosten wären nicht so hoch, wenn die Schriftsätze des Herrn Rauchenberger nicht so lang wären," replizierte Herr Kuhn. Und Herr Wenng erklärt in einem Atemzuge: Mir kommt es erstens auf die Wiederherstellung meiner Ehre und zweitens auf die Bezahlung der Kosten durch Kuhn an. Endlich wird auch hier eine Einigung erzielt und damit war das grausame Spiel beendet. In dem Vergleich wird ausgesprochen, daß Kuhn alle Beleidigungen gegen Wenng zurücknimmt und sich auf Ehrenwort verpflichtet, diese Behauptungen niemals wieder zu erheben, nachdem er sich von ihrer Unwahrheit überzeugt hat. Wenng erklärt, daß er nie behauptet habe, Kuhn sei von Judengeld bestochen; den Inhalt einer ungünstigen Auskunft über Kuhn eignet er sich nicht an. Kuhn übernimmt die Kosten. — Mit blankem Ehrenschild verlassen beide den Gerichtssaal. —

## Vermischtes.

**Der Verband deutscher Juden.** Von zuständiger Seite erhalten wir folgende Mitteilung: Am 24 April fand hierselbst eine Versammlung von 150 Delegierten aller jüdischen Organisationen in Deutschland zwecks Begründung eines Verbandes der deutschen Juden statt. In mehrstündiger Beratung wurde der der Versammlung von dem geschäftsführenden Ausschuß vorgelegte Satzungsentwurf besprochen und mit geringfügigen Abänderungen schließlich einstimmig angenommen. Auch diejenigen wenigen Delegierten, deren Auftraggeber sich die Erklärung des Beitritts vorbehalten hatten, stimmten für ihre Person den Beschlüssen zu und konnten erklären, daß die durch sie vertretenen Organisationen dem Verbande sicher beitreten würden. Es fehlten lediglich Delegierte aus Bayern und Württemberg und zwar nur deshalb, weil die jüdischen Organisationen dieser Landesteile bisher der Meinung waren, daß sie nach den für sie bestehenden Landesgesetzen zur Entsendung solcher Delegierten nicht berechtigt seien. Da aber auch diese Organisationen ausnahmslos ihre Sympathien mit der Errichtung des Verbandes zum Ausdruck gebracht haben, und die bisher geäußerten Bedenken nicht unüberwindliche sind, so steht zu erwarten, daß in Kürze auch diese, noch fehlenden Organisationen sich dem Verbande anschließen werden.

Der so begründete Verband der deutschen Juden bezweckt die Vertretung aller den Juden im deutschen Reiche gemeinsamen Interessen Er lehnt es ab, eine besondere politische Partei zu bilden oder der Vertreter einer solchen zu sein. Er will alle den Juden im deutschen Reiche gemeinsam zustehenden Rechte schützen, will alle Angriffe gegen diese gemeinsam zustehenden Rechte abwehren, zu einer inneren Stärkung des Judentums führen, dadurch den Abfall verhindern und als berufener Vertreter der Gesamtheit deren berechtigten Bestrebungen den erforderlichen Nachdruck geben.

**München,** 21. April. Das Landgericht stellte das Verfahren gegen Osterrieder wegen der den Ritualmord darstellenden konfiszierten Künstler-Postkarte ein.

**Das Frankfurter Philanthropin.** Man schreibt der „Frankf. Ztg.": Emil Adolf Roßmäßler, der verdienstvolle Naturforscher und Volksschriftsteller (1806—1867), der im Jahre 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung war, teilt in seinem Buche „Mein Leben und Streben im Verkehr mit der Natur und dem Volke" eine Episode mit, die anläßlich der jetzigen Jahrhundertfeier des Philanthropins in Frankfurt von besonderem Interesse sein dürfte. Die Stelle lautet: „Auf der Reise zum Parlamente traf ich in Eisenach im Postwagen mit einem jüdischen Kaufmann aus Frankfurt, Herrn S. Oppenheimer, zusammen, der von der Leipziger Ostermesse zurückkehrte. Dieser erwies mir mancherlei Gefälligkeiten und führte mich (in Frankfurt) in seine und andere verwandte und befreundete Familien, sämtlich Juden, ein, wodurch ich Gelegenheit fand, die politische Bildung und die geistige Strebsamkeit im Judentum schätzen zu lernen. Einen entscheidenden Einfluß auf einen einige Monate später ausgeführten Beschluß, auf den ich ohne diese Bekanntschaft gar nicht gekommen wäre und der mir und meinen Kindern sich doch sehr heilsam erwies, übte der Zufall aus dadurch, daß ich gleich bei meinem ersten Besuche bei Herrn O. das „Religionsheft" von dessen soeben eingesegneter ältesten Tochter in die Hand bekam. Daraus ersah ich, daß der Religionsunterricht in der jüdischen Schule „Philanthropin" ein vollkommen konfessionsloser war, denn nur auf den letzten Seiten des sehr fleißig ausgearbeiteten Schulheftes fand ich die Unterscheidungslehren des jüdischen Bekenntnisses kurz zusammengestellt. Gegen Ende des Monats September 1848 ließ ich meine vier Kinder nach Frankfurt nachkommen und nun galt es, für sie einen guten Schulunterricht zu suchen. Ich ging ohne langes Bedenken zu dem Direktor der vorhin genannten jüdischen Schule „Philanthropin", dem braven Oberlehrer Heß:

„Ist es verboten, in Ihre Schule Christenkinder aufzunehmen?"

„Verboten ist es nicht gerade ausdrücklich", erwiderte zögernd der von der Frage Ueberraschte.

„Nun, dann wird es wohl zulässig sein?'

„Ich sollte meinen."

„Dann melde ich zwei Kinder an."

Als nun erst der Schulmann fragte, wer der Anmeldende sei, und ich mich als Parlamentsmitglied zu erkennen gab, stieg dadurch in jenem das Staunen über diese ganze unerhörte Anmeldung. Die Angelegenheit wurde schnell und leicht nach meinem Wunsch geordnet. Meine Kinder, Ida und Franz, wurden als die beiden ersten Christenkinder in die vortreffliche jüdische Schule aufgenommen. Anfangs langsam, aber allmählich vielseitiger fand dies Beispiel Nachahmung, und bald waren durchschnittlich 70 bis 80 Christenkinder alljährlich in jener Schule, in welcher aller und jeder Einfluß des Rabbiners auf das strengste ausgeschlossen ist, zu finden".


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Haffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sammer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 18. Berlin, 6. Mai 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

### Herr Krösell und sein letzter Prozeß.

Eine der bewußten Unwahrheiten, welche der Stargarder Gerichtshof in dem Prozesse Krösell wider v. Derenthall bei ersterem festgestellt hat, soll, nach der „Staatsbürgerztg.", auf einem Irrtum beruhen. Das antisemitische Blatt schreibt nämlich:

Eine Lüge sollte unter anderem darin bestehen, daß Krösell in einer Wahlversammlung zu Warienberg in Pommern auf eine Anfrage, wie er zu Stöcker stehe, geantwortet hatte, Stöcker würde sich jedenfalls freuen, wenn er, Krösell, in den Reichstag gewählt würde; er glaubte, das aus einem Gespräch schließen zu können, das er vor etwa 1½ Jahren mit Stöcker in dessen Wohnung gehabt habe. Hierauf setzte sich der Superintendent a. D. Friedemann hin und schrieb an Stöcker einen Brief, in welchem er Stöcker fragte, wie er zu Krösells Wahl stehe. Stöcker, damals im Wahlkampfe stark beschäftigt, schrieb kurz auf einer Karte Antwort. Auf dieser Karte stand, wie Friedemann unter Eid vor Gericht ausgesagt hat, „ich halte Br. (Bruder) Krösell nicht für befähigt, einen Wahlkreis zu erobern". Krösell wunderte sich über diese Zuschrift und forderte Friedemann auf, er solle die Karte vorlegen. Friedemann erklärte, er wisse nicht, wo die Karte sei, er habe sie vergeblich gesucht. Auf Grund dieser eidlichen Aussage Friedemanns nahm das Schöffengericht zu Stargard an, Krösell habe bewußt die Unwahrheit gesagt. Nach Beendigung der Verhandlung erfuhr nun auch Stöcker durch die Zeitung von der Zeugenaussage Friedemanns, wunderte sich über dieselbe und forderte seine Karte zurück. Jetzt fand Friedemann die Karte auch wieder und — siehe da! — auf der Karte stand nun nicht: Ich halte Br. Krösell nicht für befähigt, sondern es steht da: „Ich halte Br. Krösell wohl für befähigt, einen Wahlkreis zu erobern."

Wenn es sich wirklich so verhält, würden also „nur" zwei bewußte Unwahrheiten übrig bleiben; ein Ergebnis, auf das der Herr Reichstagsabgeordnete nicht gerade stolz zu sein braucht. Thatsächlich aber gerirt er sich, als ob er als Triumphator aus der Affaire hervorgegangen wäre. In einer Versammlung zu Pyritz am 21. April berichtete er über den Verlauf der Prozeßverhandlung. Der begeisterte Beifall, welcher dem Redner zu teil wurde — so heißt es in dem Krösellschen Organ — bewies am besten, daß dem Herrn Abgeordneten das unbedingteste Vertrauen von seinen Anhängern entgegengebracht wird, und die Derenthall, Coste und Hintermänner umsonst versuchen werden, ihm einen Flecken auf seinem Ehrenschilde nachzuweisen.

Statt dieses Phrasengeklingels und des Hinweises auf den „Ehrenschild" — Ehrenschilde und Lorbeerkränze sind bei den Antisemiten sehr wohlfeile Dinge — hätte Herr Krösell besser gethan, zunächst den Lesern des „Mittelstand" einen ausführlichen, wahrheitsgetreuen Bericht über den Prozeß zu liefern, damit diese sich selbst ein Urteil bilden können. In der Nummer des Blattes vom 22. April befand sich allerdings die Ankündigung: „Den stenographischen Bericht über diesen Prozeß erhalten unsere Leser in einer der nächsten Nummern." **Dieses Versprechen ist aber bis zum heutigen Tage nicht eingelöst worden.** Herr Krösell wird ja wissen, warum. —

Der Reichstagsabg. Herbert schreibt dem Stettiner „Volksboten":

In dem neuesten Prozeß des früheren Pastors und jetzigen Reichstagsabgeordneten Krösell ist auch ein Vorgang zur Erörterung gelangt, der sich in der Redaktion des „Volksboten" abgespielt hat. In der Gerichtsverhandlung ist von beiden Seiten die Sache falsch dargelegt worden. Die Unterredung fand zwischen mir und Herrn Krösell statt; später erst kam Genosse Faber dazu. Herr Krösell, der mich bereits persönlich kannte, war vom Schöffengericht in Greifenhagen wegen Hausfriedensbruch verurteilt worden, weil er des Morgens gegen 4 Uhr in das Zimmer einer Gutswirtschafterin gekommen war und auf deren wiederholte Aufforderung dasselbe nicht verlassen hatte. Gegen dieses Urteil hatte er Berufung eingelegt und bat nun, über den Ausgang der Berufungs-Instanz nichts zu veröffentlichen, die übrige Stettiner Presse werde auch nichts bringen. Er machte geltend, daß ihm der Prozeß sehr schade, und wenn die Sache in der Presse breitgetreten werde, er möglicherweise sein Amt verlieren könne; wir möchten ihn doch nicht in dieser Weise schädigen. Es wurde Herrn Krösell erwidert, daß wir den Kampf gegen unsere politischen Gegner nicht in persönlicher Weise führen und wir ihn auch nicht um sein Amt bringen wollten, aber bei der Stellung der antisemitischen Partei gegen die Sozialdemokratie könnten wir die Sache nicht unterdrücken. Das einzige, wozu wir uns verstehen könnten, wäre, über die Angelegenheit in kurzer sachlicher Weise zu berichten, was um so eher geschehen könne, als bereits gelegentlich der Schöffengerichtsverhandlung ein ausführlicher Bericht gebracht sei. Dieses Versprechen haben wir gehalten; es wurde kurz mitgeteilt, daß die Berufung in dem bekannten Hausfriedensbruch-Prozeß gegen Pastor Krösell verworfen sei. Soweit ich die Stettiner Presse verfolgt habe, hat diese den Bericht über die Berufungsverhandlung tatsächlich unterdrückt. Dieser Vorgang ist von der Redaktion des „Volksboten" bisher niemals erwähnt worden; da sich aber herausstellte, daß das infame 5 Pf.-Märchen über mich im Reichstage von Herrn Krösell verbreitet worden ist und die Antisemiten diese Verleumdung, wie erst jetzt bekannt wurde, auch in der Wahlbewegung im Krösellschen Wahlkreise zur Bekämpfung der Sozialdemokratie benutzt haben, so nahm die Redaktion jetzt Veranlassung, darauf hinzuweisen, wie dieser selbe Krösell einst bei der Redaktion des „Volksboten" um gut Wetter gebeten habe. Die Redaktion des „Volksboten" hat alle Zeit korrekt gehandelt, ob auch Herr Krösell, darüber will ich an dieser Stelle kein Urteil fällen.

Die Redaktion des „Volksboten" ihrerseits erklärt, „daß Herr Krösell entgegen seiner vor Gericht abgegebenen Erklärung dennoch auf der Redaktion des „Volksboten" um „gut Wetter" gebeten hat, d. h. er verlangte, die Redaktion solle den Ausgang seiner Berufungssache vor dem Landgericht Stettin den Lesern des „Volksboten" verschweigen. Damals hielt es Herr Krösell, der bei der letzten Gerichtsverhandlung sich so sehr dadurch skandaliert fühlte, daß der Verteidiger des Angeklagten sich auf Mitteilungen des „Volksboten" berief, offenbar mit seiner Würde als Pastor vollkommen vereinbar, auf der Redaktion des „niedrig-

stehenden Blattes" zu antichambrieren und — allerdings erfolglos — um milde Behandlung zu bitten. Der „Volksbote" scheint in der moralischen Wertung des Herrn Pastors a. D. also erst seit jener denkwürdigen, für Herrn Kröfell erfolglosen Besprechung so stark gesunken zu sein, denn sonst wäre es ganz unerfindlich, wie der Herr Pastor gerade auf die Stellungnahme des „Volksboten" zu seinen galanten Abenteuern einen so hohen Wert legen konnte".

Die vorstehenden Kundgebungen sind wertvolle Kommentare zu der Gerichtsverhandlung vom 20. April.

Herrn Kröfell aber ficht das alles nicht an. In seinem Organ prahlt er mit der „ganzen Anzahl Glückwünsche und Grüße", die ihm aus Anloß des Prozesses zugegangen seien. „Einen der bündigsten, aber herzlichsten Glückwünsche" druckt er ab. Er lautet: „Herzliche Glückwünsche zum Siege! Ich freue mich herzlich, daß es Ihnen gelungen ist, Ihre Verleumder niederzuzwingen, nun aber auf zu neuer Arbeit und weiteren Siegen. Treudeutschen Heilgruß. Ihr Kollege Heinrich Gräfe. Frdl. Gruß Max Bewer. Marg. Gräfe".

„Siegt" Herr Kröfell so weiter, donn dürfte er bold abgewirtschoftet hoben. Davor wird ihn auch nicht die Freundschaft des Abg. Gröfe bewohren.

## Antisemitische Einigungs- und Spaltungs-Bestrebungen.

Nichts ist so bezeichnend für die Zerfohrenheit und die politische Impotenz des Antifemitismus als die Totfache, daß zu gleicher Zeit aus den verschiedenen antisemitischen Gruppen der Ruf nach Einigung wie noch erneuter Spaltung ertönt.

Der „Deutsche Volksbund" der Herren v. Mosch und Professor Förster fühlt wohl selbst, daß er sich nicht gerade in einer „splendid isolation" befindet und daß er mit parlomentorischen Vertretern wie Herrn Expfarrer Kröfell gerade keinen besonderen Staat machen kann, er empfindet infolge dessen das dringende Bedürfnis nach Anlehnung an die anderen politischen Gruppen des Antifemitismus.

Professor Förster veröffentlicht zu diesem Zweck im „Hammer" einen ziemlich schwülstigen und konfusen Appell on die Antisemiten aller Parteien zur Bildung eines „deutschvölkischen Generalstabes". Die politische Situation scheint ihm insofern für diese Aktion nicht ungünstig, als im Reichstage in der Wirtschoftlichen Vereinigung, deren Kerntruppe, abgesehen von einigen süddeutschen Abgeordneten des Bundes der Landwirte, die Abgeordneten der verschiedenen antisemitischen Gruppen bilden, sich schon ein verheißungsvoller Ansotz zu einer solchen Vereinigung gebildet habe.

Professor Förster will der gefamten antisemitischen Bewegung einen Generalstab geben, der, wie die „Deutsche Hochwacht" diesen Vorschlag kommentiert, „selbst die ungleichartigsten Orgonisationen und ihre Führer zusammenbringen könnte, ohne daß die einzelnen dieser Führer persönlich miteinander sich auseinanderzusetzen brauchen. Der Generalstab soll ein ganz ungezwungenes Gebilde sein, das sich durch Zuwahl weniger ernster und ehrlicher Männer ergänzt, den Meinungsaustausch der Führer vermittelt und die Arbeit der Einzelverbände in ein gemeinsames Becken lenkt, wie die Neben- und Zuflüsse einen Strom ergeben".

Im Einzelnen schlägt Förster vor:

„Ich fordere unsern Hammer-Schmied Theodor Fritsch auf — ich werde die Zustimmung weitester Kreise finden — diesen Ausgangs- und Mittelpunkt zu bilden. Er berufe sich, wen er für geeignet hält; diese wieder alle zusammen — mit Stimmeneinheit — Andere . . .

Diese wenigen Männer sind an keine Satzung gebunden, als an die eine Bestimmung: Was Ihr tut, tut es kurz und gewissenhaft, um des deutschen Volkes willen. Sie verkehren mit einander nach der ihnen genehmen Geschäftsordnung. Ja, sie haben nur so weit öffentlich Rechnung zu legen und Rechenschaft zu erstatten, als es ihnen gut scheint.

Der Schleier des Geheimnisses wird ihrem Schaffen gut stehen und wohl tun. An ihren Früchten aber wird man auch sie erkennen. Der Segen, der von diesem „deutschen Herzen" ausgeht, wird sich überall fühlbar und merkbar zeigen. Es seien darum nicht nur ehrliche, es seien auch kluge, erfahrene, durch manche Probe, Anfechtung, Enttäuschung hindurch gegangene, gereifte Männer.

Ohne sich in die Arbeit der zugehörigen, seiner Fürsorge anvertrauten Glieder einzumischen, es Jedem überlassend, nach bestem Wissen und Gewissen und je nach Lage der Dinge und Personen seinen Dienst zu verrichten, wird ein solcher deutsch-völkischer Generalstab doch auch eine gewisse geistige Führung haben, ohne sie zu beanspruchen.

„Was im Einzelnen soll dieser Stab tun?" Er unterstütze jede Arbeit, jedes Schaffen, das ihm für die große, allen gesteckte Aufgabe wichtig, segensreich erscheint, Arbeit im Großen wie im Kleinen.

„Welche Arbeit?" Die, die geleistet wird mit dem Worte in Versammlungen, im Redestreite, in der Belehrung und Bekehrung der Mißleiteten, Irrenden, wie in der Bekämpfung der Betrüger und Verführer. Arbeit ferner, die geleistet wird mit der Feder in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Flugschriften, Blättern usw., Arbeit in der Werbung deutscher Mannen, in der Sammlung unter verschiedenen Fähnlein, aber eingegliedert in einen Heereskörper. Arbeit bei Wahlen, Arbeit an Stelle der Gesetzgebung. Arbeit schließlich, wo einer unser deutschen Genossen allein nicht mehr durchkommt, aber doch durchgerettet werden muß.

All das ohne Kleinlichkeit, ohne Schablone, ohne Regeln und Gesetze, die nur selbstangelegten Fesseln gleichen würden, alles von Fall zu Fall, mit aller Freiheit, aller Vernunft, unbekümmert um Beifall oder Mißfallen."

Bisher ist eine Antwort auf diesen Einigungs-Appell des „Deutschen Volksbundes" weder aus dem Lager der Reformpartei noch der deutschsozialen Partei erfolgt. Herrn Liebermann von Sonnenberg wird, abgesehen davon, daß er ein grundsätzlicher Gegner oller ouf eine solche Zusammenfassung der verschiedenen antisemitischen Gruppen gerichteten Bestrebungen ist — vorausgesetzt, daß ihm nicht von vornherein die uneingeschränkte Führerschaft gesichert ist — dieser Vorschlag allerdings insofern ein wenig unbequem sein, als dem ihm persönlich nohestehenden Theodor Fritsch, dem Begründer der „Antisemitischen Korrespondenz" dabei die Rolle eines ehrlichen Maklers und Vermittlers zugewiesen ist, dem er nicht von vornhereln eine Absage zuteil werden lassen kann. Die „Deutsche Reformpartei" aber hot, nachdem Zimmermann wieder in den Reichstag eingetreten ist und Herr Bruhn ebenfalls die parlamentarischen Weihen empfangen hat, schon jetzt einen solchen Ueberfluß an „Führern", daß selbst innerhalb dieser kleinen Gruppe wohl Friktionen und Eifersüchteleien nicht ausbleiben werden.

Wird doch jetzt schon von Hamburg aus — wie es scheint, auf Anstiften und mit werktätiger Unterstützung des früheren Geschäftsführers der Partei, Herrn Dr. Giese — ein erneuter Vorstoß gegen die deutschsoziale Partei unternommen, der der Leitung der Reformpartei sehr unangenehm ist, den sie aber mit Rücksicht auf die hinter ihm stehenden alten Parteigenossen nicht grundsätzlich mißbilligen möchte. Die Reformpartei konn es noch immer nicht verwinden, daß anläßlich der Magdeburger Spaltung die Gruppe Raab, die schon ein ganzes Jahr vorher diese Spoltung vorbereitet hatte, die gefamten im Verband Nordmark vorhandenen politischen Organisationen der Antifemiten der deutschsozialen Partei des Herrn Liebermann v. Sonnenberg zugeführt hat. Die Reformpartei war damit in dem ganzen Bezirk Nordmark so ausgescholtet, wie es die deutschsoziale Gruppe nach der Magdeburger Spaltung in Berlin war. In Berlin hat aber inzwischen die deutschsoziale Partei durch geschickte Minirarbeit den bisherigen Wahlverein der „Deutschen Reformpartei", der unter der Führung des Zahnarztes Strumpf steht, auf seine Seite gebracht, und der Reformportei ist damit in Berlin fast über Nacht eine höchst unbequeme Konkurrenz erwachsen. Von Hamburg wird daher jetzt von reformerischer Seite eine Gegenaktion gegen die dortigen Deutschsozialen verfucht. Ein früheres Mitglied der Reformpartei

in Hamburg, Albert Grimpen, hat unter dem Titel „Die Eisenacher Einigung und die Magdeburger Spaltung der deutschen Antisemiten" eine Broschüre (im Buchhandel erschienen bei L. Staackmann in Leipzig) herausgegeben, die scharf die Grenzlinien zwischen der Politik der Reformpartei und der Deutschsozialen zieht und zum Beitritt zu einem in Hamburg zu gründenden Verein der Reformpartei auffordert. Der Verfasser erblickt einen der Hauptdifferenzpunkte in den Anschauungen zwischen Reformern und Deutschsozialen in der grundverschiedenen Stellung beider Gruppen zum Christentum einerseits und zu den Christlichsozialen und zum Bund der Landwirte andererseits. Nach beiden Richtungen gewährt die Broschüre einen interessanten Einblick in die verschiedenartigen Strömungen beider antisemitischen Gruppen, wenn sie auch zum Teil schon bekannte Vorgänge rekapituliert.

Insbesondere wird die prinzipielle Gegnerschaft der Reformpartei gegen das Christentum durch die Broschüre in eine charakteristische Beleuchtung gerückt. Wir zitieren zum Beleg hierfür nur einige wenige Sätze:

„Als Bundesgenosse kann das Christentum dem Antisemitismus als einer wirtschaftlichen Bewegung um so weniger nützen, als es mit seinem oft geforderten Verzicht auf irdische Güter sich nicht im Gegensatz, sondern im schönsten Einklange mit dem Judentum befindet."

„Wer in dem Hineintragen religiöser Momente und konfessioneller Zwistigkeiten in unsere Partei einen Vorteil für ihre Zukunft erblickt, der gehört in die deutschsoziale Partei der Herren Raab und von Liedermann und in den Verein mit dem bezeichnenden Namen „Aufwärts"; wer aber mit mir der Meinung ist, daß Einigkeit uns in erster Linie not tut und diese durch das Hereintragen des Christentums ins Programm gefährdet sieht, der bleibe in der Deutschen Reformpartei und wirke innerhalb derselben für die Ausmerzung eines Programmpunktes, der den antisemitischen Parteien vor der Eisenacher Einigung fremd war und nur Spaltungen in unsere Reihen tragen muß."

Der Verfasser spekuliert hierbei insbesondere auf den Anschluß derjenigen Antisemiten an die Reformpartei, die an Stelle des Christentums den Wotanskultus treten lassen wollen:

„Durch die Entfernung des Christentums aus unserm Programm dürfte auch eine Verständigung mit unsern alten, bewährten Gesinnungs- und Kampfgenossen Fritsch, Prof. Förster, Dr. Lange und anderen .... wesentlich erleichtert werden."

Im übrigen spricht Herr Grimpen der deutschsozialen Partei überhaupt jede politische Selbständigkeit ab; sie sei nur ein Anhängsel der Christlichsozialen geworden:

„Nach dem Eisenacher und noch mehr nach dem Hamburger und Magdeburger Parteitage kann man sich kaum des Verdachtes erwehren, daß die antisemitische Bewegung (unter Führung der Deutschsozialen) von einigen christlichsozialen Heißspornen in den Dienst ihrer speziellen kirchlichen Bestrebungen gestellt werden soll. Falls dieser Verdacht sich bestätigen sollte, wäre die Neubildung der deutschsozialen Reformpartei durchaus unnötig gewesen, und es hätte einen angenehmeren Eindruck gemacht, wenn man sich offen der christlichsozialen Partei unter Herrn Stöckers Führung angeschlossen hätte; das Gefolge würde dann freilich ein recht geringes gewesen sein."

Aus dieser politischen Sachlage heraus gelangt das Hamburger Mitglied der Reformpartei zu folgendem Schluß:

„Im Interesse der durchaus wünschenswerten Vereinfachung unserer Parteiverhältnisse möchte ich der deutschsozialen Parteileitung den guten Rat geben, einmal begangene Fehler nach Möglichkeit wieder gut zu machen, indem sie ihre Parteiorganisationen auflöst und ihren Mitgliedern anheimstellt, entweder mit den Herren Raab und Schack den offenen Uebertritt ins christlichsoziale Lager vorzunehmen, oder sich der Deutschen Reformpartei unter den Herren Zimmermann und Bruhn anzuschließen; die deutschsozlale Partei hat nach der Magdeburger Spaltung und durch die zur Herbeiführung derselben angewendeten Mittel ihre Daseinsberechtigung verloren."

Die „Staatsbürgerztg." hat bisher von dieser Broschüre bezeichnender Weise noch keine Notiz genommen; sie will jedenfalls ihrem Herausgeber Wilhelm Bruhn, der erst in einigen Tagen sein buen retiro in Plötzensee verlassen wird, nicht vorgreifen; nur die Dresdner „Deutsche Wacht" des Herrn Zimmermann hat die Broschüre erwähnt; da Zimmermann Vorsitzender der Parteileitung der Reformpartei ist, hat die Kritik des Dresdner antisemitischen Blattes einigen Anspruch auf Beachtung. Die „Deutsche Wacht" schreibt nämlich:

Ohne die wohlgemeinte Absicht des Verfassers zu verkennen, halten wir doch aus politischen, taktischen und praktischen Erwägungen heraus eine ablehnende Haltung zu der — mindestens verspäteten — Polemik für angebracht. Wir betrachten den parteipolitischen Streit für im wesentlichen abgeschlossen, nachdem sich die Unmöglichkeit eines Zusammenarbeitens im einheitlichen Parteiverbande erwiesen und können uns von der Wiederaufnahme des Streites etwas Vorteilhaftes weder für die eine, noch die andere Seite versprechen. Mögen beide Richtungen ruhig nebeneinandergehen!

Wenn Herr Grimpen seiner Schrift auch Aufforderungen zum Beitritt in den Verein „Quittungsmarke" beigefügt hat, so kann die Partei ihm für die gute Absicht nur dankbar sein, wenn zur Vermeidung von Irrtümern auch betont werden muß, daß der Schrift keinerlei parteiamtlicher Charakter innewohnt. Im übrigen stimmen wir dem Verfasser darin zu, daß die gemachten Erfahrungen für die Fortentwicklung unserer nur zeitweilig zurückgedrängten Reformbewegungen genützt werden sollen.

Man sieht, Herr Zimmermann hat im Interesse der Sicherung seines mühsam errungenen Mandats einen regelrechten Eiertanz aufgeführt, um nach keiner Seite anzustoßen. Die Leitung der Berliner Reformpartei, die mit den Christlichsoziaien und dem Bund der Landwirte bei den letzten Reichstagswahlen in einer Reihe von Wahlkreisen hart zusammengestoßen ist, dürfte indeß wohl zu diesem Vorstoß ihrer Hamburger Parteifreunde gegenüber den Deutschsozialen zum mindesten eine wohlwollende Neutralität einnehmen.

## Eine neue Schrift von Friedrich Delitzsch.*)

II.

Auch in Einzelheiten beweist die Schrift von Delitzsch nicht die wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit, deren er sich selbst so gern rühmt. Er hatte beispielsweise im 2. Vortrag behauptet, daß die Stellung der Frau bei den Juden eine niedrigere gewesen sei, als bei den Babyloniern, er kenne

„kaum einen einzigen Mädchennamen, der in herzhafter Weise, wie das bei den Knaben der Fall ist, freudigen Dank gegen Jehova für die Geburt eines Kindes bezeugte; alle die zärtlichen Benennungsweisen der Mädchen, wie „Geliebte", „Duftige", „Taugeborene", „Biene", „Gazelle", „Mutterschaf (Rahel)", „Myrthe", „Palme", „Koralle", „Krone" können meines Erachtens nicht darüber hinwegtäuschen."

Hiergegen sind ihm nun eine Anzahl weiblicher Namen angeführt worden, welche das Gegenteil von dem beweisen, was Delitzsch behauptet. Z. B. „Jokhebed" d. i etwa Jehovas Ehre, „Bath-Schua", Tochter des Heils, „Jerusha", Erbteil (Gottes), „Hanna", die Begnadete 2c.

Die erwähnten Frauennamen, deren Existenz er im 2. Vortrag geleugnet hatte, mußten ihm bei Abfassung seiner neuen Schrift jedenfalls bekannt gewesen sein, denn sie sind u. a. in der Klausnerschen Schrift enthalten, gegen welche Delitzsch in seiner neuen Schrift polemisiert. Hiergegen schreibt nun Delitzsch:

„Vor Allem hat die von mir erwähnte (II, 36) untergeordnete Stellung der attisraelitischen Frau gegenüber dem Manne eine Fülle solcher Scheingründe gezeitigt, doch verstehe ich nicht, was der Hinweis auf das 4. Gebot oder auf die Prophetin Hulda und Samuels betende Mutter Hanna in dieser Frage bedeuten soll."

Was die Erwähnung des Namens Hanna und ähnlicher Namen zu bedeuten hat, ist danach genügend klar, sie beweist eben das Vorhandensein derjenigen Namen, deren Existenz Prof. Delitzsch abstreitet. Auch was der Hinweis auf das 4. Gebot bedeuten sollte, müßte Prof. Delitzsch wissen, wenn er seinen 2. Vortrag im Gedächtnis hat, wo

*) Vergleiche „Mitteilungen" Nr. 13. v. 30. März.

er die niedrige Stellung der Frau folgendermaßen zu begründen sucht:

„Von der Wallfahrt nach Jerusalem zum Ernteseſt heißt es V, 16, 11. Und du sollst fröhlich sein vor Jahoe, deinem Gott, du und dein Sohn und deine Tochter und dein Knecht und deine Magd — wo bleibt die Frau?*)

Demgegenüber ist der Hinweis auf das 4. Gebot durchaus am Platze.

Schon ganz auf dem Niveau antisemitischer Dialektik steht folgende Bemerkung (Seite 63):

„Und noch ein anderes will mir in der Haltung der führenden Männer des Judentums gegenüber den „Babel- und Bibelfragen" nicht recht gefallen: Die Uebertreibung; der Gipfel solcher Hyberbel würde es sein, wenn sich bestätigen sollte, was die amerikanischen Blätter übereinstimmend berichteten, daß der Groß-Rabbi der Vereinigten Staaten sich an Seine Majestät unsern Kaiser gewendet habe mit der Anklage, daß „Babel- und Bibel" die Schuld trage an dem Blutbade von Kischinew!"

Selbstverständlich handelt es sich um einen ganz gemeinen Schwindel. Es giebt keinen Groß-Rabbi der Vereinigten Staaten, und da die amerikanischen Blätter natürlich wissen, daß es einen solchen nicht gibt, ist es selbstverständlich ausgeschlossen, daß sie übereinstimmend einen solchen Bericht erstattet hätten. Die Unwahrheit wird auch dadurch nicht genießbarer, daß sie mit den Worten eingeleitet wird: „wenn sich bestätigen sollte."

Selbstverständlich wird gegen Delitzsch nicht der Vorwurf erhoben, daß er wider besseres Wissen die Tatsache behauptet hat, er hat das irgendwo (vermutlich in irgend einem antisemitischen Blatt) gelesen und zum Abdruck gebracht. Aber es trifft ihn der Vorwurf, jenen Grad von Nachlässigkeit bewiesen zu haben, den die Constitutio Criminalis Carolina psychologisch sehr fein mit luxuria bezeichnet. Die Nachricht paßte ihm so gut, daß er sie abdruckte, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Wir wollen hoffen, daß der Assyriologe Delitzsch mit größerer Gewissenhaftigkeit vorgegangen ist, als der Publizist Delitzsch. Je heiligere Achtung man vor der Wissenschaft hat, je mehr man davon überzeugt ist, daß ihren Ergebnissen auch unsere liebsten Gefühle sich anzupassen haben, umsomehr darf verlangt werden, daß unter dem Schein der Wissenschaft nicht gefärbte Berichte verbreitet werden. Wenn namentlich die Färbung so ausgefallen ist, daß sie der augenblicklich herrschenden Modefarbe entspricht, so merkt man die Absicht und wird verstimmt.

## Konfession oder Nationalität?**)

Nach einer Kabelmeldung hat das amerikanische Repräsentantenhaus vor einigen Tagen eine Resolution angenommen, wonach die amerikanische Regierung aufgefordert wird, dafür zu sorgen, daß amerikanische Staatsbürger israelitischer Konfession, die nach Rußland kommen, dort nicht anders behandelt werden als amerikanische Staatsbürger christlicher Konfession. Wenige Tage vorher war im Deutschen Reichstage dieselbe Frage zur Verhandlung gelangt.

Herr Kämpf hat sich das Verdienst erworben, daran zu erinnern, daß die notorische Zurücksetzung der Deutschen jüdischen Glaubens in Rußland gegen die Bestimmungen des Handelsvertrages zwischen Deutschland und Rußland verstoße und schon deshalb deutscherseits nicht geduldet werden könne. Die Antwort des Staatssekretärs des Aeußern war charakteristisch. Sie lief darauf hinaus, daß zwar die Verträge mit Rußland keinen Unterschied zwischen Deutschen christlicher und Deutschen jüdischer Konfession enthalten, daß aber die russische Regierung nie ein Hehl daraus gemacht habe, daß sie die Juden fremder Nationalität ebenso schlecht behandeln würde, wie die Juden eigener Nationalität.

Was der Vertreter des Auswärtigen Amtes bei uns in Deutschland danach für ganz begreiflich hält, wollen die Amerikaner sich nicht gefallen lassen, und da die amerikanische Diplomatie bei der Wahrnehmung der Interessen amerikanischer Staatsangehöriger Europens überhäufte Höflichkeit nicht anzuwenden pflegt, so erscheint die Hoffnung nicht ganz unbegründet, daß dem völkerrechtlichen Skandal über kurz oder lang ein Ende gemacht wird. Es ist doch eine geradezu perverse Vorstellung, daß eine Benachteiligung, die Rußland den Bekennern irgend eines Glaubens im eigenen Lande zuteil werden läßt, die Bekenner desselben Glaubens in anderen Ländern, sobald sie nach Rußland kommen, ebenfalls über sich ergehen lassen müssen. Nach derselben Argumentation müßten auch deutsche Katholiken, die nach Rußland gehen, sich eine Ausnahmebehandlung gefallen lassen, sobald es der russischen Staatsweisheit einmal belieben sollte, die Römisch-katholischen im eigenen Lande den Griechisch-katholischen gegenüber auf eine niedere Rechtsstufe zu stellen.

Was haben internationale Verträge überhaupt noch für einen realen Wert, wenn die Vertragsrechte, die man für die eigenen Staatsangehörigen erworben hat, von dem anderen vertragschließenden Teil je nach der Konfession berücksichtigt oder mißachtet werden können? Diese willkürliche Vertauschung des Begriffs Konfession mit dem Begriff Nationalität kann sich kein Staat mit nationalem Selbstgefühl gefallen lassen. Wir kennen in Deutschland kein Fremdenrecht für deutsche Juden. Nach unserer Gesetzgebung begründet die Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität die volle konfessionelle Rechtsgleichheit. Wenn man fremden Regierungen erlaubt, bei Staatsverträgen, die mit Deutschland abgeschlossen werden, diese konfessionelle Rechtsgleichheit, die eine Grundlage unserer staatlichen Kultur bildet, zu durchbrechen, so entwertet man den Begriff der deutschen Nationalität. Mögen die Russen ihre innere Politik einrichten, wie sie wollen; wenn sie aber mit Kulturvölkern Verträge abschließen, so darf nur der Grundsatz herrschen: La recherche de la confession est interdite. Es ist ein unzulässiger Uebergriff, wenn man einen unter dem Schutz von internationalen Vertragsrechten in Rußland reisenden Deutschen einer konfessionellen Untersuchung unterwirft. Es darf wohl erwartet werden, daß sich die deutsche Regierung die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen wird, um in diesem Falle mit Amerika gemeinsame Sache zu machen, damit einer der wichtigsten Grundsätze des internationalen Rechts, nämlich der Grundsatz völliger Rechtsgleichheit aller Staatsangehörigen, dem Auslande gegenüber nachdrücklich zur Geltung gebracht wird.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Graf Reventlow** fühlt sich als einer von den „Neuesten" im Reichstage gedrungen, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit sich ganz fürchterlich über unsere „verjudete Regierung" zu „erdrosseln." Bei Beratung der Börsengesetznovelle holte er sich einen Ordnungsruf, als er die Regierung mit dürren Worten der Rechtsbeugung bezichtigte. In der Schilderung der antisemitischen Presse erscheint der Herr Graf freilich als als ein zweiter Mirabeau oder Bismarck. Die agrarisch-antisemitische „Fürstentumer Ztg." in Köslin z. B. schreibt über sein Auftreten in einer der letzten Sitzungen:

*) Sind Tochter und Magd nicht auch Frauen? Die Ehefrau ist nicht besonders erwähnt, weil ihre Teilnahme selbstverständlich ist.

**) Aus der „Nation".

„Und dann kam das fastigste Stück des ungleichen Menus: Der junge Bündler Graf Reventlow besteigt in später Stunde die Tribüne. Schon wiederholt hat er gezeigt, daß er eine ebenso scharfe wie feine Klinge führt. Heute lieferte er vor versammeltem Handwerks- und Ratsvolk sein Meisterstück. Eine Rede voll eleganter Angriffe, voll feiner Ironie, Schlangengift in rosenbekränzter Silberschale! Selbst die wütendsten Philosemiten lachten, wenn er die Bestallung von drei sämtlich orientalischen, oder doch östlich verschwägerten Kommissaren für St. Louis mit der artigen Wendung rügte, die Parität wäre doch noch immer nicht erheblich verletzt worden, wenn wenigstens ein rein deutscher Herr dorthin gesandt worden wäre; auch am Ministertisch sah man heitere Mienen, wenn der Graf meinte, wenn die ganze Staatskunst darin bestehe, Frieden um jeden Preis zu erhalten, dann solle man doch einfach Frau Berta von Suttner mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrauen; oder wenn er den Vorschlag machte, die Vereinigten Staaten sollten doch unserem Prachtbotschafter Speck v. Sternburg, der selber erklärt hat, er vertrete ebenso die amerikanischen wie die deutschen Interessen, die Hälfte des Gehalts zahlen. Aber man vergaß das Lachen am Regierungstische, als der Redner zum Schluß unsere Handelspolitik beleuchtete, und als er dem Frhrn. von Richthofen zurief, man fürchte im Lande für die landwirtschaftlichen Interessen bei unseren Handelsvertragsverhandlungen, „denn wir haben das feste Vertrauen zu dem Staatssekretär des Auswärtigen, daß bei ihm in dieser Beziehung — alles möglich ist." Da sah man den Gehilfen des Grafen Bülow erröten und erblassen, vorwiegend aber erblassen."

Wir fürchten, daß die Fülle des hier gespendeten Weihrauchs dem Herrn Grafen bedenklich zu Kopfe steigen wird; etwas Veranlagung zum Größenwahn besitzen ja ohnehin die Antisemiten samt und sonders.

**Von den „Pückler-Radaubrüdern."** „In jedem deutschen Hause sollte die „Staatsbürgerztg." gelesen werden", so heißt es am Schlusse von Flugblättern, die wie saures Bier auf den Straßen Berlins ausgeboten werden, und auf denen über dem Bestellzettel für die „Staatsbürgerztg." Hetzreden des Grafen Pückler-Klein-Tschirne gegen die Juden und Ankündigungen der nächsten Pückler-Versammlung gedruckt sind. Als vorsichtige Leute haben eben die „teutschen Männer" der „Staatsbürgerztg." es vorgezogen, auf die strafrechtliche Verantwortung für diese famosen Flugblätter ihrerseits zu verzichten. Verantwortlich für Redaktion und Verlag zeichnet vielmehr Graf Pückler-Kl.-Tschirne selbst. Diese oratorischen Ergüsse des Grafen Pückler sind bekanntlich von den Gerichten bisher sehr milde beurteilt worden, weil man wohl nicht mit Unrecht annahm, es mit einem Halbverrückten zutun zu haben, der eher ins Irrenhaus als ins Gefängnis gehört. Aber die geschäftliche Ausbeutung der Hetzreden eines kriminalistisch nur Halbverantwortlichen durch ein antisemitisches Organ ist doch ein Skandal, den die öffentliche Meinung nicht scharf genug brandmarken kann. Um was für Geistesprodukte es sich in diesen Reden des Grafen Pückler handelt, dafür genügen wenige Proben. So heißt es z. B. in einer Rede vom 11. April, die ebenfalls unter den schützenden Fittigen der „Staatsbürgerztg." zur Publikation gelangt ist, u. a.:

„Nichts geht über so ein kleines frisches und fideles Massakerchen. Man kann das Vermögen der hiesigen Juden getrost nach Milliarden bemessen, die Beute ist also ganz anständig . . .

Wir werden jeden zertreten, zerschmettern und zerschmeißen, der wagt, uns noch länger Widerstand zu leisten. . . . Wir müssen ausrufen mit dem alten Feldmarschall Blücher: Immer druff, Kameraden, immer druff auf die Fremden, immer druff auf den kleinen Cohn, druff auf den roten Isidor, druff auf den roten Manasse, auf die ganze Mischpoke von Berlin!"

Diese Blüten der Roheit mag man bei einem geistig nicht Normalen milde beurteilen. Welche Bezeichnung verdient aber ein Blatt, das diese Roheiten als Köder für den Abonnentenfang benutzt?

Die konservativ-antisemitische „Fürstenthumer Ztg." in Köslin nennt den Grafen Pückler den „finanziellen Rückhalt" der „Staatsbürgerztg."

---

# Vermischtes.

**Der Teutomane Adolf Bartels** hat in seiner von den „Mitteil." wiederholt erwähnten „Geschichte der deutschen Litteratur", wie sich unsere Leser erinnern werden, u. a. die thörichte Behauptung aufgestellt, Paul Heyse sei schon als „Halbjude" nicht imstande gewesen, Friedrich Hebbel zu verstehen.

Mit dieser Bemerkung hat Bartels nun freilich Pech. Zunächst einmal ist Hebbel, wie wir ebenfalls schon erwähnt haben, von „Ganzjuden" bisher noch am besten verstanden worden, von seinem ersten Biographen Emil Kuh an; sogar schon von Heine, der gleich bei der ersten Bekanntschaft den ganzen Hebbel etwas anders gesehen hat als Bartels, und der überhaupt wie kaum ein anderer großer Dichter seine Zeitgenossen intuitiv erkannte und im wesentlichen richtig beurteilt hat, weshalb er ja noch bis auf diesen Tag persönlich gehaßt wird. Alsdann beweist Bartels aber selbst, wiewohl er doch offenbar keinen Tropfen jüdischen Blutes in seinen Adern zu haben scheint, einen hohen Grad von Verständnislosigkeit für Hebbel, mit dem er schlechterdings nichts anzufangen weiß, sowohl in seiner Litteraturgeschichte wie in seiner bei Reclam erschienenen Monographie. Seine Hebbelbegeisterung beruht, so schreibt neuerdings Leo Berg im „Litt. Echo", offenbar auf einem Mißverständnis. Im Grunde hat er über ihn wie über die meisten andern Dichter garnichts zu sagen, und seinen litterarischen Idealen entspricht gerade Hebbel am allerwenigsten, abgesehen davon, daß er politisch konservativ war. Ich kann mir ungefähr denken, was er über ihn gesagt hätte, wenn dieser etwa zufällig um 1885 aufgetreten oder gar Jude oder „Halbjude" gewesen wäre. Aber ich erinnere mich mit Vergnügen der Schrift eines in Naumburg geborenen Schriftstellers, der einen Satz über Nietzsche beginnt: „Wir Naumburger". So darf Bartels über Hebbel beginnen: „Wir Wesselburner". Er ist nämlich im allerengsten Sinne des Dichters Landsmann. Und in unsern Tagen bornierter Heimatkunst und Heimatkritik genügt ja die Landsmannschaft schon allein zum Verständnis eines Dichters. Nur müßte bei solchem Standpunkt Bartels doch auch für sich selber folgern: wenn Rasse- oder Stammesfremdheit das Verständnis für einen Dichter ausschließt, so kann er doch auch seinerseits nicht befähigt und berechtigt sein, über Dichter aller möglichen Rassen, Völker, Stämme zu urteilen. Er tut es aber dennoch, und damit setzt er sich ins Unrecht. Wenn Heyse den Hebbel nicht verstehen kann, weil er keine jüdische Mutter hat, dann kann doch auch Bartels den Heyse nicht verstehen, weil er keine jüdische Mutter hat. Der deutsche Dichter Paul Heyse kann Hebbel nicht verstehen, weil er jüdisches Blut in den Adern hat, Bartels aber versteht Juden und Türken, Franzosen und Russen, Franken und Sachsen, Alte und Neue, Hebbel und Heine. Denn ihm gab's der Herrgott im Traume.

**Wer hat Ernst Winter ermordet?** Die Frage, welche Jahre lang die öffentliche Meinung in Aufregung gehalten und über eine ganze Stadt großes Unglück gebracht hat, ist noch nicht beantwortet. Aber vergossenes Blut schreit nach Rache, und noch heute, vier Jahre nach dem Morde, beschäftigt die Frage nicht blos die amtlich zur Aufdeckung von Verbrechen Berufenen, sondern auch andere, die gern das geheimnisvolle Rätsel lösen möchten. Stabsarzt a. D. Dr. Zelle hat eine kleine, aber interessante psychologische Studie (Verlag von Richard Sattler in Braunschweig) soeben über den Konitzer Mord veröffentlicht, in welcher er nach Art der indirekten mathematischen Beweisführung zwar nicht die Frage beantwortet, aber doch durch Eliminierung aller Kreise und Personen, die den Mord nicht begangen haben können, schließlich den Kreis derer, die ihn begangen haben könnten, so eng zieht, daß

man glaubt, zumal in so einer kleinen Stadt wie Konitz nur zugreifen zu brauchen, um des Mörders habhaft zu werden.

Einleuchtend ist seine Beweisführung, daß es sich nicht um einen Ritualmord, nicht um einen noch phantastischeren Sühnemord, ja überhaupt nicht um einen von Juden, von kleinen Leuten 2c. 2c. begangenen Mord gehandelt haben könne, sondern — zu diesem Resultat kommt der Verfasser:

„Winter ist am 11. März 1900 im Affekt totgeschlagen worden von einem hochgebildeten, körperlich kräftigen, energischen Mann (oder Witwer?) christlichen Glaubens bei einem geschlechtlichen Verkehr mit der Tochter (oder Frau?) jenes Mannes. Der Tatort ist in einem mit Garten oder Gartenhaus versehenen, nicht allzuweit vom Mönchsee abliegenden, nur von einer Partei bewohnten Hause zu suchen. Der Täter hatte wohl auch Fühlung mit den Gerichtsbehörden, vermutlich hat er auch durch Anzeigen den Verdacht auf die Juden lenken wollen."

Diese Behauptungen über den Täter stellt der Verfasser nicht etwa willkürlich auf, sondern auf Grund nicht unwahrscheinlich klingender Kombinationen. Das Schriftchen ist darum lesenswert.

**Wien,** 2. Mai. Mit dem heutigen Maiavancement wurde zum erstenmale ein **Jude** zum **General** ernnant. Der Oberstbrigadier Eduard Ritter von Schweitzer wurde zum Generalmajor befördert.

**Der Lebenslauf des kürzlich verstorbenen französischen Generals See** ist ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit der Behauptung von der militärischen Minderwertigkeit der Juden. General See trat im 18. Lebensjahr in die bekannte französische Militärschule zu Saint Cyr ein, wurde 1842 Unterleutnant im 3. Linien-Infanterie-Regiment, 1847 wurde er dann zum Leutnant befördert, 1849 avancierte er zum Kapitän und trat in diesem Range in das 14. Zuaven-Regiment ein, das damals unter dem Oberst von Bourbaki in Algier stand. Er machte mehrere Kriegszüge ins Innere des Landes mit. 1854 wurde das Regiment nach der Krim beordert, dem Schauplatz des engtisch-französisch-türkischen Krieges gegen Rußland. Hier im Krimkriege nahm er teil an den Kämpfen bei Alma sowie bei der Belagerung von Sebastol und an den Schlachten von Inkermann und Traktir. Er trug mehrere Verwundungen davon und wurde mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriert. Bei dem Sturm auf den Malakowturm befehligte er das zweite Zuaven-Bataillon. Hier wurde er wieder verwundet, aber durch seine todesmutige Kühnheit half er anerkanntermaßen zu dem großen Erfolge des Tages, er war einer der Ersten, der die Festungswälle überstieg. Bald stieg er zum Bataillonschef im 96. Linienregiment auf und 1858 wurde er zum zweiten Grenadier-Regiment der kaiserlichen Garde nach Versailles versetzt. In dieser Stellung machte er den italienischen Krieg mit und nahm teil an der Schlacht von Magenta. 1863 wurde er Oberstleutnant, 1867 war er beteiligt bei der Besetzung Roms und 1868 avancierte er zum Oberst des 65. Linienregiments in Valenciennes. Auch den Krieg 1870/71 machte er mit, er kämpfte bei St. Privat und Gravelotte. In den Kämpfen vor Metz wurde er schwer verwundet und dann als invalid nach Paris zurückgesandt. Aber er hielt es dort nicht lange aus. Trotzdem die Wunden noch nicht geheilt waren, stellte er sich der Nationalverteidigung zur Verfügung. Er wurde als Brigadegeneral mit der Verteidigung von Charenton betraut. Dann wurde ihm nacheinander das Kommando der Seine et Marne-Division, der Infanterie-Division in Langres und 1874 in Paris ein gleiches Kommando übertragen. 1880 erfolgte seine Ernennung zum Divisionsgeneral und im Jahre 1887 seine Zurdispositionsstellung. Daß die Zahl der Ehrenzeichen und Orden bei einem Manne, der so viele Kriege und Schlachten mitgemacht, eine sehr große war, bedarf wohl keiner Erwähnung. See nahm sich der jüdischen Interessen bei jeder Gelegenheit an und gehörte seit 1896 auch dem Zentral-Konsistorium der Juden Frankreichs an.

## Ein Abenteuer.

Langsam schritt ich eine der Vorstadtstraßen entlang. Nur schwach erhellten die wenigen Gasflammen die im abendlichen Dunkel liegende Straße. Um die neunte Stunde mochte es sein.

Vor mir gingen ein paar Arbeiter beschleunigten Schrittes. Mechanisch folgte ich ihnen, hin und wieder ein paar Brocken ihres Gespräches auffangend. „Heut wird's aba wieda fein — s'is aba schon vadammt spät — los, man etwas plötzlich!" —

Die wollen zu irgend einem Feste gehen, dachte ich bei mir, und da ich Herr meiner Zeit war und weiter nichts vorhatte, beschloß ich ihnen zu folgen.

Eine Quergasse kam, noch eine, und bald lag das mächtige Etablissement der X.-Brauerei vor uns.

Hier war der Zudrang schon stärker. Männer und Frauen drängten nach dem Eingange. Eine erwartungsvolle Heiterkeit lag auf allen Zügen.

Hm, sollte ein verspäteter Maskenball hier noch stattfinden oder feierte ein Theaterverein sein Stiftungsfest?

Ich stand vor dem Eingange. „Zwanzig Pfennige, bitte," schrie mir ein baumlanger Kerl entgegen. „Wat, zwee Groschen Angtreeh?" riefen empört meine Freunde, deren Schritten ich gefolgt war, „Männeken, Sie sind woll nich von hier? Einen Groschen gebn wer, mehr ist der Zimmt nicht wert!" Doch es half nichts, auch das andere Groschenstück wanderte in die Hände des Giganten.

Ich trat in den Saal. Tische und Stühle in bunter Reihe. „Aha, ein Rauchtheater?" Schwebend zog dichter Zigarrendampf in breiten Schwaden durch den Raum. Ein intensiver Biergeruch, vermischt mit dem Odeur erhitzter Menschen machte sich unangenehm bemerkbar. Die halblauten Bierreden behäbiger Rentiers und halbreifer Jünglinge gaben ein eigentümliches Tohu — wabohu ab.

Der Zigarrendampf strebte nach einer eben geöffneten Tür hin und ließ mir nun auch einen Ausblick auf die Bühne hin zu. Aha, da war ja gerade ein Komiker an der Reihe. Wie er herumfuchtelte in der Luft mit den kurzen Armen! Er mußte ganz gute Witze machen, denn hin und wieder brach die biertrinkende und tabakqualmende Menge in johlende Beifallsrufe aus. Ich verstand kein Wort, da ich mich am Eingang des Saales befand. Nur hin und wieder drangen einige abgerissene Sätze an mein Ohr. Jetzt wieder

— — — — — „glühn,
— — — — — Berlin,
— — — — — ziehn,
— — — — — Flegeln
— — — — — kegeln."

Offenbar die Endsilben der Verszeilen irgend eines komischen Couplets. „Bier gefällig!" ertönte die Stimme eines Kellners. „Pscht, pscht!" mahnte ein eifriger Zuhörer. „Setzen!" brüllte mich ein kleiner dicker Herr an. Ja, wohin setzen? Doch, da war ja noch ein freier Stuhl, und bereitwillig kam ich dem Wunsche des Zürnenden nach.

Nun wollte ich aber auch etwas von dem Komiker hören. Ich lauschte nach der Bühne hin: „Grab — Tempel — heiliges Land — schützen — Kreuzzug — Religion — Heidentum — beten — Christentum" — — — — — schallte mir verworren entgegen. Erstaunt schüttelte ich mit dem Kopfe.

Hm, da war ich wohl in eine religiöse Versammlung geraten? Wenn ich nur den Vortragenden erkennen könnte? Wahrscheinlich war's ne Heilsarmeeversammlung oder ein Fest irgend einer Sekte.

Doch da hörte ich wieder ganz deutlich: „Weg mit der Regierung — meine lieben roten Brüder — es muß anders werden — Bebel ist ein famoser Kerl — Zukunftsstaat — rote Fahne — Höflinge — Lügner" — — —.

Wie man sich doch täuschen kann! Ich hätte darauf geschworen, es wäre eine religiöse Versammlung, jetzt merke ich's ja aber ganz deutlich, daß es irgend eine sozialdemokratische Wählerversammlung ist. —

Das fortwährende Lachen von den Leuten wirkt wirklich störend. Da hebt sogar ein Mann seinen jüngeren Begleiter hoch: „Da, sieh' der'n an, August, wer wees, wie lange er noch frei rumläuft — Zeit is ja, daß er ingespunt wird." —

Aha, gewiß war der Redner so ein armer verfolgter Volksfreund, dem Gefängnisstrafe drohte.

Eben mußte er wieder einen famosen Witz gemacht haben, denn alles lachte in herzlichster Weise. Mein dicker Gegner von vorhin hielt sich den Bauch vor Lachen, während neben mir ein langer magerer Bursche vor Freude wie rasend auf seinen linken Oberschenkel losschlug. „Hören Sie doch endlich auf," wandte ich mich freundlich an ihn, „Sie können sich ja leicht eine innere Verletzung zuziehen." —

„Wat jehn Ihnen meene Beene an," brüllte er mich wütend an, „wenn ick Ihnen eens gebe, da hau ick Ihnen zusamm', daß Se fer immer genug haben, oller Quatschkopp!"

Ich schwieg, um nicht seinen weiteren Zorn herauszufordern.

Doch sogleich fuhr ich entsetzt zusammen, sämtliche Haare sträubten sich auf meinem Haupte; hatte ich recht gehört? Ha, unter was für Leute war ich geraten? Ganz deutlich hatte ich verstanden; „Die Könige der Zeit müssen ermordet werden, ausgeplündert, beraubt. Helft mir, meine roten Brüder! Die Hälfte der Beute soll euer sein!" —

Anarchisten waren es also, die sich hier zusammengefunden hatten und die die „roten Brüder" in ihr Lager hinüber ziehen wollten.

Es war doch eigentlich eine sehr gefährliche Umgebung für mich.

Und dabei rauchten die Leute ganz gemütlich eine Zigarre nach der anderen, während sicherlich doch jeder von ihnen zwei bis drei Bomben in seiner Tasche stecken hatte.

Mir begann es ungemütlich zu werden! Doch noch einige Minuten wollte ich ausharren; denn mein Bier mußte ich doch wenigstens austrinken.

Wieder konnte ich einzelne Worte und Sätze vernehmen. „Drauf auf sie, mit dem Dreschflegel, mit dem Messer, stecht sie nieder auf der Straße, im Hause, wo ihr sie findet!"

Erstaunt hörte ich hin. Nein, das konnten doch wohl keine Anarchisten sein! Anarchisten wissen wohl mit Sprengbomben umzugehen, aber nicht mit Dreschflegeln.

Ein schrecklicher Gedanke kam mir. Von einem Freunde hatte ich einmal gehört, daß verschiedene große Irrenanstalten für ihre unglücklichen Insassen hin und wieder Bälle, Theateraufführungen, Vorträge usw. veranstalten und daß die armen Irren dabei auch selbst als Schauspieler, Redner usw. mit Geschick tätig sein sollten.

Sollte ich in eine solche wahnsinnige Gesellschaft geraten sein. Entsetzen erfaßte mich. Ja, nun war mir alles klar, die komische Figur auf der Bühne mit den wirren zusammenhangslosen Reden, das Lachen und Johlen der Saalgäste.

Hoffentlich wird keiner hier tobsüchtig, dachte ich in meinem Innern. Ich betrachtete meinen Nachbar. Eine schwarzweißrote Kokarde schmückte seinen Rockaufschlag. Er schien eine ziemlich gutmütige Natur zu sein; vielleicht war er noch nicht ganz geisteskrank und konnte mir einige Auskunft geben.

„Sie sind doch nicht gefährlich?" wandte ich mich freundlich fragend, auf die Menge im Saale weisend, an ihn. „Wer?" fuhr er mich an. „Ich?" — „Nein, nein" beruhigte ich ihn, „die anderen Kranken hier". — „Wer ist krank?" brüllte er wieder los, und „Haut ihn!" tönte es schon von einer anderen Seite her, wo ein halbwüchsiger Junge meine Worte verstanden haben mußte.

Und schon packten mich mehrere Fäuste und brachten mich sanft zur Tür hinaus.

Draußen entfernte ich die Beulen aus meinem Hute und wollte eben betrübt meine Schritte heimwärts lenken, da fielen meine Blicke auf ein blaues Plakat, das vorn am Eingange der Brauerei prangte und das ich vorher übersehen haben mußte.

„Pückler-Versammlung" stand in großen Leitern darauf.

Ein Alp fiel von meinem Herzen. Das Rätsel war gelöst! Und im Geiste leistete ich allen, allen, den Sozialdemokraten, den Anarchisten, der Heilsarmee und den Wahnsinnigen heiße Abbitte, sie in einem so schlimmen Verdachte gehabt zu haben.

H. F.

---

## „Auf Posten vor dem Feinde."

Kriegserinnerung von P. Sch.

„Halt! Wer da!" — Alles still; der in den Mantel gehüllte Posten strengte sich vergeblich an, die tiefschwarze Nacht mit den Augen zu durchdringen. Er blieb auf das doppelt geschärfte Gehör angewiesen. Deutlich hat er es vor seinem Standorte im dürren Ackerkraute rauschen und knistern hören, eine innere Stimme rief ihm zu: „aufgepaßt, da liegt ein Feind!" Aber es konnte auch eine Sinnestäuschung sein, das Hämmern des eigenen Blutes in den Adern, die furchtbaren, greuelvollen Szenen auf dem gestrigen Schlachtfeld, die Reaktion des aufgewühlten Nervensystems, alles mochte zusammenwirken, um eine Täuschung fast vollkommen zu machen.

Weit vorgebeugt, das Gewehr schußbereit umfaßt, so starrte er immer noch in die Nacht vor sich. Das Pochen des eigenen Herzschlages dröhnte an das Ohr; sonst blieb alles still.

Der nächtliche Anruf war weit über das Gelände hingeschallt, die Nebenposten hatten ihn gleichfalls vernommen und lauschten gespannt, welche Antwort erfolgen würde.

Dann ein fester kurzer Schritt von rückwärts.

„Posten!" tönte eine klare Befehlsstimme, „wer hat da angerufen?" — Es war der Kommandant der Feldwache, dem die Nähe des Feindes zu doppelter Wachsamkeit veranlaßte.

„Hier, Simon, Herr Hauptmann!" klang es halblaut vom Posten zurück.

Der Offizier trat aus dem Dunkelkreise an den Posten heran. „Na, Simon", sagte er jetzt ebenfalls mit gedämpfter Stimme, — „ist da vorn etwas nicht richtig?"

Der Angeredete wollte Meldung erstatten, aber im nämlichen Augenblicke blitzte es hundertfältig im vorliegenden Gelände auf und in langer Linie knatterte Kleingewehrfeuer gegen die Postenstellung, die sich durch den Anruf und die Frage des Feldwachkommandanten verraten hatte.

Der Hauptmann war lautlos in das Gras gesunken, ebenso der Posten, der aber in liegender Stellung sich von der ersten Ueberraschung kaum erholt hatte, als er auch schon Schuß auf Schuß auf die vor ihm sichtbar werdende Feuerlinie abgab. Die Nebenposten nahmen das Feuergefecht alsbald auf und im Rücken der Postenstellung erklangen lautgezogene Alarmsignale. In dichter Schützenkette schwärmte die Feldwache unter Befehl des Leutnants aus, immer lebhafter knatterte es hüben und drüben; die Finsternis aber hinderte jedes Zielnehmen. Auf Geratewohl und nur die Pulverblitze als Zielpunkte benutzend, feuerte man herüber und hinüber.

Dann aber wurde es in der rabenschwarzen Nacht lebendig. Kein Zweifel, daß der Feind einen nächtlichen Vorstoß unternahm, um des Gegners Wachsamkeit zu prüfen, — vielleicht auch, um ihn zu täuschen und an anderen Punkten der Wachtlinie vorzugehen. Im Hintergrunde der Postenstellungen wurde es von Minute zu Minute lebendiger. Berittene Offiziere jagten nach vorn, größere Truppenmassen schoben sich zur Aufnahme der offenbar bedrängten Feldwachen vor, — und ein wahrer Höllenlärm brach vor und hinter der Front los, als Kavallerie und Artillerie angejagt kamen.

Allein das Schützenfeuer ward schwächer und schwächer, nur einzelne Patrouillen gaben schließlich aufs Geratewohl noch aufeinander Feuer, bis der Befehl eintraf, nach rückwärts in eine gesicherte Aufnahmestellung zu rücken. Die Feldwachen gingen mit eingezogenen Posten mehrere Kilometer zurück, der Feind blieb wieder in dunkle, schweigsame Nacht gehüllt . . . . . .

Nur dort, wo unser Posten gestanden, dessen Wachsamkeit ganz zweifellos Schlimmeres verhütet hatte, war nicht alles Leben erstorben. Da regte es sich und dumpfe, röchelnde Laute verrieten, daß der nächtliche Vorstoß des Feindes Opfer gekostet hatte. Der Feldwachtkommandant lag lang gestreckt auf dem Boden; eine Kugel in der Schulter hatte ihn niedergeworfen; nach langer Ohnmacht kehrte das Leben zurück und der Offizier konnte trotz des starken Blutverlustes einen Blick um sich werfen.

„Können Sie aufstehen, Herr Hauptmann?" flüsterte es da neben ihm.

„Wer ist da?" stöhnte der Gefragte zurück.

„Hier, Simon."

„Ich kann kein Glied regen; aber wo sind wir und was ist aus der verdammten Chose geworden?

„Unser Bataillon ist nach rückwärts abgezogen, Herr Hauptmann; — wir liegen hier mitten unter den Feinden", antwortete der Posten leise.

Er lag unmittelbar neben dem Offizier, hatte den Mantel abgelegt und über den Verwundeten geworfen. Auch ihn hatte eine Kugel am linken Arme gestreift, allein der Wackere hatte nicht daran gedacht, sich beim Abzuge der Feldwachen in Sicherheit zu bringen und seinen Kompagniechef in feindliche Hände tot oder lebendig fallen zu lassen. Er harrte in treuer Kameradschaft, treu bis zum Tode bei ihm aus, obwohl der grauende Morgen ihn dem Feinde verraten und in sichere Gefangenschaft bringen mußte.

„Aber Menschenskind", seufzte der Schwerverwundete, „weshalb haben Sie sich denn nicht mit den Uebrigen aus dem Staube gemacht? Mit mir geht es doch zu Ende . . ."

„Abwarten, Herr Hauptmann!" gab ihm Simon zur Antwort; „ich habe nur gewartet, bis Sie wieder bei Bewußtsein waren; noch ehe es Tag wird, müssen wir aus dem feindlichen Bereiche sein. Ich bin noch kräftig genug, Sie wenigstens eine Strecke weit zurückzutragen."

Der Hauptmann mochte einwenden was er wollte, er mußte dem Dringen des treuen Mannes weichen. Auf dessen Rücken wurde der Rückzug angetreten, der unendlich langsam und mühselig vor sich ging. Simon spürte erst jetzt die Folgen der eigenen Verwundung, welche stärker und stärker zu bluten begann, je größere Anstrengungen die Fortschaffung des blessierten Offiziers erforderte. Dabei mußte die äußerste Vorsicht angewendet werden. Nach wenigen Schritten mußten die Flüchtlinge wieder und immer wieder Halt machen, um zu lauschen und Atem zu schöpfen. Auch war Simon infolge der undurchdringlichen Dunkelheit in der Richtung irre geworden und der Hauptmann gab immer schwächere Lebenszeichen von sich. Der Transport steigerte den Blutverlust des Schwerverwundeten und rief eine Ohnmacht nach der anderen hervor.

Gerade hielt Simon keuchend einen Augenblick inne, da regte es sich neben ihm. Eine in der Dunkelheit riesengroße Gestalt sperrte den Weg und schrill klang es dem Zusammenfahrenden entgegen: „qui vive?!"

Aber unser Posten und nunmehriger Samariter verlor die Geistesgegenwart nicht. Im klarsten Französisch, mit barscher Stimme rief er dem Gegner zu: „Wollen Sie nicht so lärmen, Sie ziehen uns ja den Feind auf den Hals, Sie Dummkopf!"

Diese im Tone eines Befehles gegebene Antwort schien den Anrufer einzuschüchtern; er brummte vor sich hin, Simon aber mit seiner Last schleppte sich mühselig weiter. Auch ein zweiter Anruf des wachsamen Gegners wurde mit gleichem Erfolge pariert, zugleich aber gewann der wackre Simon einen ungefähren Anhaltspunkt hinsichtlich der feindlichen Postenkette.

Noch eine Viertelstunde verging, da machten sich die Folgen des Blutverlustes, der gewaltigen Anstrengung und Aufregung geltend. Simon ließ seinen Hauptmann in das naßkalte Gras sinken, taumelte noch einige Schritte vorwärts und brach dann zusammen. Tiefe Bewußtlosigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Der Morgen brach bleierngrau an, er grüßte das Opfer heldenhafter kameradschaftlicher Treue.

Aber der tapfere Posten hatte nicht umsonst gekämpft und gelitten. Als er die Augen aufschlug, lag er sorgsam gebettet in einem Verwundetenzelte, neben ihm der Kompagniechef, dessen ruhige und tiefe Atemzüge verrieten, daß die schlimmste Gefahr von ihm abgewendet. Sie waren von einer Patrouille ihres eigenen Bataillons aufgespürt und in Sicherheit gebracht worden.

Wenige Tage nach dem nächtlichen Abenteuer wurde der schwer blessierte Offizier in ein fernes Lazarett übergeführt; — seinem treuen Retter aber heftete der kommandierende General eigenhändig das eiserne Kreuz auf die Brust, indem er dem Wackern mit den herzlichen Worten die Hand schüttelte:

„Treu bis in den gewissen Tod! So haben Sie's gehalten; Ehre dem schlichten Handelsmann und tapferen Soldaten!"

Simon, ein jüdischer Kaufmann, steht noch heute in seiner Heimat, einem kleinen westpreußischen Marktflecken, in allgemeinem hohen Ansehen; er hat es durch Fleiß und Tüchtigkeit ein gut Stück vorwärts gebracht. Bei besonderen Anlässen legt er das eiserne Kreuz an und seine Augen leuchten hell auf in berechtigtem Stolze, wenn er nach dem Ursprunge dieser ehrenvollen Auszeichnung befragt wird und schlicht und ohne Ruhmredigkeit sein Abenteuer zum besten gibt: „Auf Posten vor dem Feind . . . ."

## Briefkasten.

**G. A. in Berlin.** Das Urteil der „Voss. Ztg." über Anton Memminger, die zu dem Streit zwischen dem Herausgeber der antisemitisch-bauernbündlerischen „N. Bayer. Landesztg." und dem Herausgeber des Würzburger demokratischen Blattes die Bemerkung machte: „Es freut uns, daß der alte sturmerprobte Kämpe aus der Affaire sonder Makel und Tadel hervorgeht. Memminger ist als Agrarier wohl unser Gegner, allein seinen persönlichen Wert haben wir stets ohne Vorbehalt anerkannt. Unsere Befriedigung wird uns auch keineswegs durch die Sprache Memmingers vergällt. Der bajuvarische Ton ist gar so übel nicht, vorausgesetzt, daß er mit Witz und Geschick — und beides hat Memminger — gehandhabt wird" — hat auch uns nicht wenig überrascht. Die „Voss. Ztg." kennt Herrn Memminger wahrscheinlich nur sehr oberflächlich, sonst würde sie sich in dem Charakterbild des antisemitischen Demagogen nicht so stark verzeichnet haben. Der geriebene Journalist hat sich natürlich die schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen, aus dieser Anerkennung des Berliner liberalen Blattes — er zitierte irrtümlicher Weise die „Nationalztg." — sofort Kapital zu schlagen; er schreibt nämlich: „Alle großen Zeitungen — mit Ausnahme der ordinären Knoblauchjuden- und Zentrumsblätter — haben die Abschlachtung des ehemaligen Seifensieders zum Abdruck gebracht, einige mit dem Ausdruck der Freude". — Folgt das oben erwähnte Zitat. Daraus wird die „Voss. Ztg." wohl ersehen haben, wie deplaziert ihre Anerkennung war.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 19. Berlin, 11. Mai 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Gerichts Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

### Der „Ulk“ und der „Grobian.“

Der „Ulk“, das bekannte Berliner Witzblatt, hat in letzter Zeit wiederum durch gehässige Gedichte gegen katholische Geistliche bezw. Einrichtungen der katholischen Kirche den berechtigten Unwillen nicht nur der Angehörigen der angegriffenen Konfession hervorgerufen. Verspottung oder Verächtlichmachung einer Religion sollte auch in Witzblättern von vornherein ausgeschlossen sein.

Das Vorgehen des „Ulk“ ist um so unverständlicher, als die Erfahrungen, die er s. Z. bei Veröffentlichung des die gleiche Tendenz verfolgenden Gedichts „Die feige Tat von Rennes“, in strafrechtlicher Beziehung gemacht, ihn doch schwerlich zur Fortsetzung einer solchen Kampagne verlocken können. Wir haben damals über diese Art Tendenzgedichte unsere schärfste Mißbilligung ausgesprochen und uns gleichzeitig auf eine Zuschrift eines angesehenen jüdischen Mitgliedes unseres Vereins aus Neisse berufen können zum Beweise dafür, daß gerade aus jüdischen Kreisen heraus der Angriff des „Ulk“ auf Angehörige oder Institutionen der katholischen Kirche die entschiedendste Verurteilung erfahren habe. Wir verurteilen selbstverständlich ebenso entschieden die neuerlichen Hetzgedichte des „Ulk“, und brauchten das wohl kaum noch einmal ausdrücklich zu konstatieren, wenn wir nicht von katholischen Preßorganen, wie der „Germania“ und der „Schles. Volksztg.“ hierzu provoziert worden wären, die es monieren, daß wir es nicht für „angezeigt gehalten haben“ diese Gedichte zurückzuweisen. Damit ist die Sache für uns ein für alle Male erledigt, soweit der „Ulk“ in Frage kommt.

Wir erwarten nun allerdings auch von dem Gerechtigkeitsgefühl der katholischen politischen Tagespresse, daß sie ebenso energisch die niederträchtigen Angriffe des neu gegründeten Münchener katholischen Witzblattes „Der Grobian“ gegen die Juden zurückweist. Diese „humoristische Wochenschrift“ — sit venia verbo — ist nämlich ausschließlich auf den Rassenhaß gegen die Juden gegründet, was in den folgenden Versen des Leitgedichts der ersten Nummer auch offen ausgesprochen wird:

In unserm Lande — welche Schmach!
Da herrscht der Jude nach und nach.
Und hält's der Grobian als Pflicht,
Daß er in diese Wespen sticht.

Drum, ihr Christen all im Land,
Nehmt den Grobian zur Hand!
Sein Wahlspruch ist: „Dem Christ zum Schutz,
Dem Jud' und Judenfreund zum Trutz!“

Humor, Geist und Witz fehlen dem Blatt allerdings vollständig, dieses Manko sucht es, seinem Namen entsprechend, durch eine Häufung von Grobheiten schwersten Kalibers, die sich bis zu Unflätigkeiten steigern, zu ersetzen. Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, wenn wir ihnen einige Proben der miststuftenden Blüten dieses traurigen Witzblatts nicht vorenthalten können, wir sind jedoch durch die Provokation der obenerwähnten Zentrumsorgane hierzu gezwungen.

In einem durch mehrere Nummern sich fortsetzenden Gedichtzyklus „Das Lied vom Levi“ z. B. heißt es:

Wann wird unser Volk gesund?
Wann wird es in hellen Haufen
Nicht mehr zu Hebräern laufen,
Sondern nur bei Deutschen kaufen?
Wann wird einst die Stunde schlagen,
Wo der Deutsche froh darf sagen:

„In dem ganzen Vaterland
Von der Alp zum Ostseestrand,
Von der Weichsel bis zum Rhein
Kann kein Jude mehr gedeih'n!“

Weh! Ein frevelhaft Beginnen
Macht sich jetzt auf Erden breit!
Dach zum Schutze gegen Spinnen,
Gegen Wanzen ruft und schreit:

Wer ist Herr im Haus?
Werft den Juden raus!
Wo er einmal festgesessen,
Hat er stets sich vollgefressen.

Nordische Männer voll Kraft und Mut,
Nimmer gerastet, nimmer geruht,
Bis Ihr gerettet Geist und Gut
Vor asiatischer Schlangenbrut!

Unter der Spitzmarke „Moderne Münchner Reklame“ werden die Juden in München insgesamt in der gemeinsten Weise beschimpft:

Himmelkruzidonnerwetter!
Es wird hier ja immer netter;
Riechen tut es schon infam,
Münchner Kindl weint vor Scham.
Alle Jüden, groß und klein,
Nisten sich in München ein,
Nagen stets am Volkswohlstand
Tausender im ganzen Land.
Israel, o deine Erben!
Elend bringen sie, Verderben,
Trug und Schwindel, Perfidie —
Zion, ach erlöse sie!

„Semit" und „Gauner" werden in einem „Rechen-„exempel als „interessante ziffermäßige Gleichwertigkeit" zusammengestellt.

Wir müssen es uns aus ästhetischen Gründen versagen, diese „Blütenlese" fortzusetzen. Uns ist bisher noch kein sogenanntes Witzblatt zu Gesicht gekommen, das auf einer ähnlich niedrigen Stufe steht, wie der „Grobian", der mit wenig Witz und viel Behagen in gemeinen Ausdrücken und giftigen Verleumdungen geradezu schwelgt. Die norddeutsche Zentrumspresse hat von dem „Grobian" bisher keine Notiz genommen. Wir möchten nun aber unsererseits die Frage an sie für „angezeigt" halten, ob sie die Gemeinheiten des „Grobian" ebenso entschieden mißbilligt, wie sie — wie wir wiederholen — durchaus mit Recht sich über die Taktlosigkeiten des „Ulk" beklagt hat.

## Zwei jüdische Generale.

Das diesjährige Maiavancement in der österreichischen Armee brachte die Ernennung zweier jüdischer Generale und zwar, wie bereits mitgeteilt, des Brigadiers Eduard Ritter von Schweitzer zum Generalmajor und des bisherigen Obersten Schiffsbau-Ingenieurs der Kriegsmarine Siegfried Popper zum General-Schiffbau-Ingenieur.

Eduard Schweitzer wurde in Gyöngyös in Ungarn geboren und trat freiwillig als einfacher Soldat in die Armee. Kurz nach seinem Eintritte entbrannte der Krieg in Preußen 1866. Auf den Kriegsschauplatz nach Böhmen versetzt, kam der junge Soldat sofort ins Feuer. Zum Unteroffizier befördert, trat Schweitzer in die Wiener Kadettenschule ein und nach deren Vollendung wurde er zum Offiziersstellvertreter, sodann zum Leutnant befördert. Bald zum Adjutanten ernannt, hat er Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben. Der Ausbruch der Insurrektion in der Herzegowina führte das 32. Infanterieregiment, in dem Schweitzer diente, dorthin. Seine Verdienste während dieses Feldzuges, seine musterhafte, völlig straflose Führung wurde durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse mit der Kriegsdekoration anerkannt. Nach Wien zurückgekehrt, bestand Schweitzer nach kurzer Vorbereitung die schwierige Aufnahmeprüfung in die Kriegsschule, die höchste militärische Bildungsanstalt, und absolvierte diese mit „sehr gutem Erfolge".

Seine Erhebung in den Ritterstand erfolgte nach einiger Zeit auf Grund der Statuten des Ordens der Eisernen Krone. Unermüdlich im Dienste seines Kriegsherrn, hat er durch seine Tüchtigkeit stets dessen Zufriedenheit und die seiner Vorgesetzten im Dienste erworben. Ein zweimaliges Avancement außerhalb der Rangtour gibt davon Zeugnis. Als Befehlshaber des 26. Infanterie-Regimentes Michael Großfürst von Rußland wurde ihm zweimal die Ehre zuteil, dem Oberst-Inhaber in Petersburg die Glückwünsche des Regimentes überbringen zu dürfen, er wurde bei dieser Gelegenheit mit hohen russischen Auszeichnungen bedacht. Vor wenigen Tagen zum Kommandanten der 53. Infanterie-Brigade ernannt, wurde Ritter v. Schweitzer nunmehr zum Generalmajor befördert.

Siegfried Popper ist im Jahre 1848 in Prag geboren, besuchte die dortige Oberrealschule und sodann die Maschinenbauschule zu Karlsruhe. Im Jahre 1871 trat er als Ingnieur III. Klasse in den Dienst der österreichischen Kriegsmarine. Gegenwärig bekleidet er die Stelle eines Vorstandes der I. Abteilung der marinetechnischen Kommission in Pola. Er leitete die Aufsicht beim Bau der Torpedoschiffe „Panther" und „Leopard" in England, des „Tiger" in Triest; er hat den Bau der größeren Schiffe: „Maria Theresia", „Wien", „Budapest", „Kaiser Karl", Habsburg„ geleitet, und von ihm rühren auch die Pläne für die bedeutendsten neuen Schiffe. Er ist Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes, des Franz Joseph-Ordens und des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse. Er hat wiederholt verlockende Anträge aus dem Auslande zurückgewiesen, England hätte ihn gern für seinen Dienst akquiriert. Er blieb jedoch der österreichischen Heimat treu. Das Ingenieurkorps verfügte bisher nicht über den Generalsrang und so wurde denn Popper zum General ad personam ernannt.

## Die Militärtauglichkeit der Juden.

Von R. E. May, Hamburg.

In den letzten Wochen hat sich die Tagespresse mehrfach mit der Militärtauglichkeit der Juden beschäftigt. Angeregt wurden diese Erörterungen durch eine Reichstagsrede Liebermann von Sonnenbergs, der nach dem Stenographischen Bericht in der Reichstagssitzung (51) vom 7. März gesagt hatte:

„Im Jahre 1885 zählte das preußische Heer außer Militärbeamten und Offizieren 246 360 Mann, darunter nur 920 Juden. Da nun in Preußen die jüdische Bevölkerung 1/74 der Gesamtbevölkerung ausmachte, so hätten unter den 246 000 Ausgehobenen eigentlich 3328 Juden sein müssen, also etwa das Vierfache von der wirklichen Zahl. Der Jude ist also nach dieser Statistik viermal unbrauchbarer zum Heeresdienst als der Deutsche, er trägt also auch nur den vierten Teil dazu bei, das Vaterland zu schützen, wenn man seine Leistungen als gleichwertig ansieht: er bildet statt 1/74 der Heeresstärke nur 1/268."

Wir können uns die Mühe sparen, die Richtigkeit der Bruchrechnungen des Herrn Liebermann von Sonnenberg zu prüfen, denn wir besitzen in der Berufszählung vom Jahre 1895 ein um volle zehn Jahre jüngeres und viel zuverlässigeres Material, zuverlässiger, weil es sich beiderseits auf ganz Deutschland erstreckt. Für die eine Seite, den Prozentsatz der Juden im Reich, mag das weniger von Belang sein, denn dieser (1,04 pCt. i. J. 1900) differiert wenig von demjenigen in Preußen (1,14 pCt. i. J. 1900). Für die andere Seite, die in Preußen dienenden Juden, kann aber sehr leicht ein wesentlicher Unterschied dadurch entstehen, resp. entstanden sein, daß viele preußische Juden es der Behandlung wegen vorziehen, ihrer Dienstpflicht in einem anderen Bundesstaate zu genügen. Aeußerungen über jüdische Rasseneigenheiten, wie sie Liebermann von Sonnenberg mit dem Erfolge „Große Heiterkeit" angewandt hat, werden ja auch außerhalb „eines Hohen Hauses" mit gleichem Erfolge verwendet. Kann man es da denen, auf deren Kosten sie auch in Reih und Glied zu erregen versucht wird, verdenken, wenn sie sich dem noch rechtzeitig durch Auswanderung entziehen? Sollte nicht auch ein Teil der Dienstpflichtigen sich dem durch die Taufe zu entziehen versuchen und so, statt die Reihen der jüdischen, die der christlichen Militärpflichtigen vermehren? Natürlich sind vordienstpflichtige Auswanderung und Taufe auch zusammen nicht so häufig, daß sie allein einen so wesentlich geringeren Prozentsatz der Juden im Heere erklären könnten.

Sehen wir uns nun zunächst die Berufszählung von 1895 an. Da es auch damals schon keine Juden mehr im Offizierkorps gab und die Soldaten erst nach vollendeter Dienstzeit zu Unteroffizieren aufrücken, so haben wir zum Vergleich nur die Gemeinen heranzuziehen. Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1897, Seite 23 dienten im Jahre 1895 in der Armee und Marine 603 012 Unteroffiziere und Gemeine. Nach der „Etatsstärke des deutschen Heeres" und der „Etatsstärke der Kaiserlichen Marine" sind hiervon abzuziehen rund 83 000 Unteroffiziere und Militärpersonen gleichen Ranges. Dann verbleiben rund 520 000 Gemeine, Gefreite und Einjährige. Darunter befanden sich nach der Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge Band 111, Seite 72, Textzeile 13, 2878 Israeliten. Das sind 0,553 pCt., während die Juden im Jahre 1900 1,04 pCt., im Jahre 1890 1,15 pCt., also 1895 etwa 1,09 pCt. der Bevölkerung Deutschlands bildeten.

Demnach betrug im Jahre 1895 der Prozentsatz der Juden in Heer und Marine genau die Hälfte ihres Prozentsatzes in der Bevölkerung. Das ist schon das Doppelte des von Liebermann von Sonnenberg behaupteten Prozentsatzes. Trotzdem ist die Differenz mit ihrem Prozentsatz in der Bevölkerung immer noch zu groß, um aus Auswanderung und Uebertritt zum Christentum allein erklärt werden zu können. Die Haupterklärung für die Differenz liegt darin, daß die größere Hälfte der Juden als Einjährige dient. Gesetzt den Fall, im Jahre 1895 hätten alle Nichtjuden als Dreijährige, alle Juden als Einjährige gedient, dann hätten die Juden im Heer nur $^1/_3$ ihres Prozentsatzes in der Zivilbevölkerung ausmachen können. Da im Jahre 1895 nur ein geringer Prozentsatz der nichtjüdischen, aber ein großer Prozentsatz der jüdischen Soldaten einjährig diente, so mußte bei gleicher Militärtauglichkeit ihr Prozentsatz im Heer einem Drittel ihres Prozentsatzes in der Bevölkerung um so näher kommen, je größer ihr Prozentsatz an Einjährigen war. Als Maßstab hierfür kann uns der Prozentsatz der Juden in den höheren Schulen dienen. Nach dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin 1903 (S. 593) waren bei den Knaben im Durchschnitt der 4 Jahre 1899—1902 von je 100 Schülern jeder Konfession

| | evangel. | kathol. | jüdisch |
|---|---|---|---|
| in höheren Schulen und Vorschulen | 15,60 | 9,76 | 62,32 |
| in Gemeindeschulen | 83,48 | 88,10 | 28,03 |
| in sonstigen öffentlichen Schulen | 0,57 | 0,21 | 0,09 |
| in privaten Mittel- und Elementorschulen | 0,21 | 0,09 | 0,89 |
| in Vereinsschulen | 0,14 | 1,84 | — |
| in jüdischen Schulen | — | — | 8,67 |
| | 100 | 100 | 100 |

Nach dieser Aufstellung besuchen also die jüdischen Schüler etwa fünf mal so häufig, als die christlichen, die höheren Schulen. Ueber 62 pCt. der jüdischen Schüler besuchen die höheren Schulen, und da die Berliner Gemeindeschulen direkt auf die Möglichkeit des Ueberganges zu höheren Schulen zugeschnitten sind, für die Fortbildung der befähigten jüdischen Schüler aber alles Mögliche geschieht, so macht später auch noch ein nicht unwesentlicher Teil der 36,70 pCt. der jüdischen Schüler, die die Gemeindeschulen und die jüdischen Schulen besuchen, das Einjährigenexamen, resp. erwirbt derselbe die Berechtigung zum Einjährigendienst. Es muß demnach damit gerechnet werden, daß reichlich $^2/_3$ der jüdischen Schüler die Berechtigung zum Einjährigendienst erwerben.

Aehnlich liegen die Verhältnisse an anderen Plätzen. In Hamburg existieren zwei von der jüdischen Gemeinde subventionierte Stiftungsschulen mit Einjährigenberechtigung, welche die Verpflichtung haben, alle Söhne unbemittelter Gemeindemitglieder unentgeltlich aufzunehmen Diese Schulen weisen aber in der Regel auch Söhne unbemittelter Nichtgemeindemitglieder nicht zurück. Das Schulgeld für letztere, sowie für verschämte Arme der Gemeinde wird den Schulen häufig von zwei diesem Zweck dienenden Vereinen bezahlt. Ein anderer Verein rüstet die unbemittelten jüdischen Einjährigen aus und unterhält sie während des Dienstjahres. Auch anderwärts wird vielfach für unbemittelte jüdische Einjährige gesorgt. Der in vorstehenden Zahlen zum Ausdruck gelangende Bildungsdrang der jüdischen Bevölkerung würde natürlich nicht so allgemein befriedigt werden können, wenn nicht das Gros derselben in Städten, namentlich in Großstädten leben würde. Von den 586 833 Juden, die Deutschland im Jahre 1900 hatte, wohnten 276 679, oder 47,1 pCt. in den 55 größten Städten, die zusammen nur 18,8 pCt. der Reichsbevölkerung hatten. Dabei hat das Statistische Jahrbuch deutscher Städte (1903, S. 110), aus dem sich dies berechnen läßt, einige Großstädte, resp. größere Städte des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich nicht einmal mit einbezogen. Die größere Hälfte der Juden wohnt also in den größten Städten, wo ihren Kindern die Erlangung der Einjährigenberechtigung und ihnen selbst, durch die größere Zahl — sie bilden in den 55 größten Städten 2,61 pCt. der Bevölkerung, gegen 1,04 pCt. im Reich — die gegenseitige Unterstützung erleichtert ist.

Der hohe Prozentsatz der Einjährigen unter den jüdischen Soldaten bildet aber nur die Haupterklärung für den geringen Prozentsatz der Juden im stehenden Heer. Es spielen bei dieser Erscheinung noch eine ganze Anzahl anderer Momente — und zwar zum Teil nicht unwesentlich — mit. Das wesentlichste dieser Momente ist der ganz andere Altersaufbau der jüdischen Bevölkerung. Derselbe steht zum Teil im Zusammenhang mit ihrer Berufstätigkeit. Der Altersaufbau der im Handel Erwerbstätigen, in dem 62,29 pCt. der erwerbstätigen männlichen Juden erwerbstätig sind, ist nämlich ein ganz anderer als in den übrigen Berufen. In den Berufsabteilungen A—E (Landwirtschaft, Industrie, Handel, Lohnarbeit wechselnder Art und öffentlicher Dienst, freie Berufsarten), resp. C (Handel), resp. El (Armee und Marine) standen im Jahre 1895 von 100 männlichen Erwerbstätigen im nebenbezeichneten Alter

| | A—E | C | El |
|---|---|---|---|
| 16—18 Jahre | 5,86 | 4,49 | 0,33 |
| 18—20 Jahre | 6,07 | 4,97 | 3,39 |
| 20—30 Jahre | 26,07 | 24,17 | 89,09 |
| 16—30 Jahre | 38,00 | 33,63 | 92,81 |

Im Alter von 16—30 Jahren, in dem sich fast 93 pCt. der Armee und Marine befanden, befanden sich bei den männlichen Erwerbstätigen aller Berufe 38 pCt. der Erwerbstätigen, bei den im Handel Erwerbstätigen aber nur 33,63 pCt. Daß der Handel im Militärdienstalter 4,37 pCt. = $^1/_9$ — im Alter von 20—30 Jahren rund 2 pCt. — weniger Erwerbstätige aufweist, als die Berufe durchschnittlich aufweisen, liegt hauptsächlich daran, daß die im Handel Erwerbstätigen ein höheres Durchschnittsalter erreichen, was wiederum die Wirkung einer geringeren Berufsgefahr ist. Eine Bevölkerung, in der die höheren Altersklassen stärker besetzt sind, muß natürlich in den einzelnen Altersklassen niedrigere Prozentsätze aufweisen. Aehnliche Verhältnisse finden sich aber in noch stärkerem Maße bei der jüdischen Bevölkerung. Aus dem eben zum erstenmal herausgegebenen Statistischen Jahrbuch für den Preußischen Staat ergibt sich für letzteren folgendes: Von 1867—1880 steigt der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung von 1,31 pCt. auf 1,33 pCt. und sinkt von da bis zum Jahre 1900 auf 1,14 pCt. Der Prozentsatz der Juden unter den Gestorbenen beträgt aber 1876/80 nur 0,92 pCt. und sinkt bis zum Jahre 1900 auf 0,79 pCt. Wenn man diese Prozentsätze in den einzelnen Perioden miteinander vergleicht, so ergibt sich eine Differenz (0,41—0,35), die 30,8 pCt. bis 32,6 pCt. beträgt, um welche der Prozentsatz der Juden unter den Gestorbenen hinter dem Prozentsatz der Juden in der Bevölkerung zurückbleibt. Diese so wesentlich geringere Sterblichkeit der Juden liegt nicht nur an ihrer Erwerbstätigkeit. Hier sprechen auch andere Umstände wesentlich mit, z. B. ihre Nüchternheit. Die Sterblichkeit der Juden wird namentlich durch ihre geringe Säuglingssterblichkeit, auf die in Deuschland über $^1/_3$ aller Todesfälle kommt, herabgedrückt. Im Jahre 1901 — wo in Preußen von 1000 Lebendgeborenen gerade 200 im ersten Jahre starben — entfielen in Deutschland von 1000 Todesfällen 465,6 auf das Alter von 0 bis unter 5 Jahren. Nach Körösy starben in den Jahren 1890—91 in Budapest auf 1000 Einwohner unter 5 Jahren nach der Volkszählung vom 1. Januar 1891: unter den Katholiken 160, unter Lutheranern 145, unter Reformierten 135, unter Israelliten 76. Danach ist die Sterblichkeit der Juden in diesem Alter nur etwa halb so groß wie diejenige der übrigen Bevölkerung, und das, obgleich unter den Juden in Budapest sich ein großer Prozentsatz Armer befindet. Aehnlich liegen die Sterblichkeitsverhältnisse in Deutschland jedenfalls auch. Sind durch geringere Kindersterblichkeit die unteren, durch

andere Verhältnisse die oberen Altersklassen bei den Juden stärker besetzt, als in der übrigen Bevölkerung, dann befindet sich in der dienstpflichtigen Altersklasse bei den Juden natürlich auch ein geringerer Prozentsatz, als bei der übrigen Bevölkerung. Nach vorstehend mitgeteilten Sterblichkeitsunterschieden muß die Differenz sogar eine recht wesentliche sein.

Aus denselben Gründen entfällt bei den Juden auch ein geringerer Prozentsatz auf das heiratsfähige Alter. Dadurch bleibt der Prozentsatz der jüdischen Ehen hinter dem Prozentsatz zurück, den die Juden in der Bevölkerung bilden. Dadurch werden auch die aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen ohnehin stark zurückgehenden jüdischen Geburten vermindert. Das mag demnächst, was die Besetzung der untersten Altersklassen anbelangt, die geringere Kindersterblichkeit ausgleichen. Diejenigen aber, die im Jahre 1895 ihrer Dienstpflicht genügten, sind in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, und damals war der Prozentsatz der jüdischen Ehen, sowie derjenige der jüdischen Geburten unter Berücksichtigung der Mischehen und der Kinder aus denselben, fast derselbe, wie der Prozentsatz der Juden in der Bevölkerung. Der inzwischen fast auf die Hälfte des letzteren zurückgegangene Prozentsatz der jüdischen Geburten hat also im Jahre 1895 auf den Prozentsatz der im dienstpflichtigen Alter befindlichen Juden noch keinen Einfluß ausüben können."

(Schluß folgt.)

---

## Maurus Jokai †.

Die „Staatsbürgerztg." wagt es, zu der Meldung von Maurus Jokais Tod folgende Bemerkungen zu machen:

„Maurus Jokai verdankt seinen Ruhm in erster Linie seiner Zugehörigkeit zum Judentum, infolge deren ihm die Reklametrommel der judenliberalen Presse zu Gebote stand. Bekanntlich ist diese Presse stets bereit, jeden dem Judentum zugehörigen, bezw. dem Judentum ergebenen Mann durch Stimmungsmacherei zu fördern, während jeder Künstler, Dichter und Gelehrte, der dem Judentum gegenüber sich ablehnend verhält, totgeschwiegen und heruntergerissen wird. Unter diesem Gesichtspunkt sind die Verherrlichungen zu betrachten, deren sich Maurus Jokai stets erfreut hat. Unter diesem Gesichtspunkt wird man auch folgendes Telegramm zu beurteilen haben, das das Wolff'sche Telegraphenbureau uns aus Pest übermittelt:

Pest, 6. Mai. Das Begräbnis Maurus Jokais wird auf Staatskosten veranstaltet. Sämtliche Blätter sind mit Trauerrand erschienen und geben dem Schmerz über das Hinscheiden des poeta laureatus Ausdruck. Sie feiern ihn als den typischen Vertreter des ungarischen Genius in der Weltliteratur."

Der Versuch des antisemitischen Blattes, die Verdienste des großen ungarischen Romanciers, den es gar zum Juden stempelt, zu verkleinern, ist zu albern, als daß es sich verlohnte, uns damit zu befassen. Jokai war kein Jude, aber allerdings ein scharfer Gegner der Antisemiten. In einer Skizze: „Wie ich ein Freund der Juden wurde" hat er einst seine Abwendung von dem Antisemitismus dargelegt. Wir lassen die Schilderung im Wortlaut folgen:

„Soll ich es leugnen, auch ich war in meiner Jugend ein Antisemit, gerade wie jeder unentwickelte Mensch. Die Dienstboten hatten mir den Gedanken in den Kopf gesetzt, daß die Juden an ihrem Osterfeste das Blut von christlichen Kindern gebrauchen, und zwischen unserm Hause und der Schule befand sich das jüdische Viertel. Die Metzger wohnten dort, und jeden Tag sah ich, wie die geschlachteten Gänse neben dem Tore hingen, und meine Phantasie ergänzte das Bild. Welche schrecklichen Dinge mußten da stattfinden! Unser Hund teilte völlig meine Anschauungen. Wie sprang er auf, wenn eine bärtige Gestalt unsern Hofraum betrat! Auch ein Held war ich. Wie hetzte ich den Hund auf und wie lachte ich, wenn ich sah, wie der Jude in seinen Pantoffeln den Rückzug antrat! Als ich älter wurde, wurde ich nach Preßburg geschickt, um deutsch zu lernen. Dort nahm ich wahr, daß am Ende der Stadt ein verachteter und nur von Juden bewohnter Platz war, Schloßberg genannt. Er mußte jedes Verbrechen gegen Gott und Menschen beherbergen; denn wenn man erfuhr, daß ein Student den Schloßberg betrat, wurde er von der Schule ausgestoßen. In meinem Glauben bestärkt, kehrte ich nach Komorn zurück, wo es ein nicht sonderlich berühmtes Gymnasium mit drei Klassen gab. Bisher hatte ich weder im Lyceum noch im Gymnasium einen Juden angetroffen. Warum sollte ein Jude Latein lernen? Er konnte kein Amt zieren, nicht Advokat noch Ingenieur werden. Blos ein wissenschaftlicher Beruf stand ihm offen: Medizin. Als ich dann in das Gymnasium kam — Wunder über Wunder! — betrat ein Jude unsere Klasse. Er war über vierzig und hieß Koritschoner. Er war Kalligraph gewesen, lehrte Schönschreiben und schrieb wie gestochen. Es war natürlich eine armselige Beschäftigung. Aber trotz seines Alters beschloß er, Arzt zu werden. Grammatik und Syntax lernte er für sich zu Hause. Sein Fleiß war riesig. Wir Knaben betrachteten ihn mit seiner merkwürdigen Gestalt, Aussprache und unfreiwilligen Wunderlichkeit als einen komischen Kameraden. Eines Tages blieb er von der Schule weg, und als der Professor ihn nach dem Grunde fragte, sagte er: „Ich konnte nicht kommen, meine Frau hat mir gestern ein Söhnchen geschenkt." Stellen Sie sich den Jubel vor, der die Klasse bei dieser Bemerkung erfaßte! Der Professor blieb ernst und entschuldigte dessen Abwesenheit auch für diesen Tag, so daß er bei seiner Frau bleiben konnte. Einmal hatten wir zwei einen Streit vor der Schulstunde. Der Wortwechsel war inbezug darauf, ob in der ungarischen Prosodie der Buchstabe h ein Konsonat sei oder nicht. Schließlich rief ich aus: „Was wissen Sie darüber, Sie sind bloß ein Jude," worauf er erwiderte: „Sie sind bloß ein Kind." Eine schreckliche Beleidigung, einen Knaben von 14 Jahren ein Kind zu nennen. Heute würde ein Duell die Folge gewesen sein. Damals faßte ich meinen Entschluß sogleich. Er war 41, ich 14. Er war blos ein Jude, ich ein Magyar. Das war Rechtfertigung genug für mich, ihn beim Kragen zu packen und seinen Rücken mit meiner Faust zu bearbeiten. Als ich in solcher Weise die konsonantale Beschaffenheit des h auf dem Rücken meines Kameraden erprobte, trat der Professor ein. Er war ein strenger und gerechter Mann. Er strafte mich, wiewohl ich sein Schwager war, und wegen meines Vergehens mußte ich bis abends in der Schule bleiben, eine furchtbare Schande. Meine Mutter nahm mich am Abend ins Verhör. Sie hatte ein goldenes Herz, war aber streng wie ein Soldat. Sie fragte, warum ich in der Schule zurückbehalten worden sei. Ich erzählte ihr entrüstet von der Ungerechtigkeit, die gegen mich verübt wurde, denn ich wisse bestimmt, daß das h ein Konsonant sei. „Mußtest Du deshalb einen Kameraden schlagen?" Es ist nur ein Jude!" „Was!" rief meine Mutter, „nur ein Jude? Ist nicht ein Jude in Deinen Augen dasselbe, wie jeder andere Mensch? Verachtest Du einen Menschen wegen seiner Religion? Vergißt Du, daß unsere Religionsgenossen vor 50 Jahren in dieser Stadt ebenso verfolgt wurden, wie Du jetzt die Juden verfolgst? Mache Dich gleich auf den Weg, finde den Juden, den Du geschlagen hast, bitte ihn um Verzeihung und bringe mir seine Verzeihung schriftlich!" Ich war von ihrem Befehl überwältigt. „Wie soll ich mich vor diesem Juden demütigen?" „Du demütigst Dich vor Gott, der die Juden gleich Dir geschaffen hat nach seinem eigenen Ebenbilde." „Aber wie kann ich ihn jetzt in dieser großen Stadt finden?" „Das ist Deine Sache; Du weißt, in welcher Straße die Juden wohnen, geh' dort von Haus zu Haus, bis Du ihn findest, öffne Deinen Mund und frage! Komorn ist kein Wald, komme mir nicht unter die Augen ohne seine schriftliche Verzeihung!" Das war ihr Ultimatum. Ich war schon fast um mein Mittagmahl gekommen, und jetzt sollte ich um mein Nachtmahl kommen; aber ein Appell war unmöglich. Was sollte ich thun? Ich

mußte nachgeben. Ich war schon im Begriffe, meinen Kameraden zu suchen, als in dem Augenblicke, wo ich unsere Tür öffnete, er vor mir stand. Mit gesenkten Schultern und gebeugtem Kopfe fragte er mich in mildem, zitternden Tone: „Sind Sie böse mit mir?" Ich böse mit ihm! Und indem er bescheiden den Hut vom Kopfe nahm, fuhr er fort: „Ich kam zu Ihnen, um Sie um Verzeihung zu bitten!" Er mich, der ihn beleidigt hat, um Verzeihung bitten! Und niemand hat ihn gezwungen, so zu handeln. Er hatte keine strenge und gerechte Mutter, die ihn zu mir schicken konnte, und doch kam er. Tränen entströmten meinen Augen, ich drückte ihn an meine Brust. „Nein, Sie müssen nicht um Verzeihung bitten, ich bin es, der Sie bitten muß, mir zu vergeben. Und nun kommen Sie zu meiner Mutter und sagen Sie ihr, daß wir für immer miteinander versöhnt sind!" „Eben deshalb bin ich gekommen." Er ging zu meiner Mutter und sprach: „Ich bin gekommen, gnädige Frau, um Sie um Verzeihung zu bitten für die Kränkung, die ich veranlaßt habe. Ich bin schuldig, ich bekenne es. Moritz hatte recht: der Buchstabe h ist ein Konsonant, der Professor hat es mir erklärt. Verzeihen Sie mir, daß ich Moritz veranlaßt habe, mich zu schlagen! Seine Schläge taten mir nicht weh', denn Moritz hatte Recht. Er hat eine derbe Faust und er wird mit dieser Faust für die Juden eintreten, wenn die Juden Rechte haben werden." In diesem Augenblicke wurde ich ein Freund der Juden, ein Philosemit."

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Die Staatsbürgerzeitungs-Klique und ihr „finanzieller Rückhalt."** Die Berliner Versammlung, in der Graf Pückler am 9. Mai über das Thema: „Auf zum Sturm" sprechen sollte, ist polizeilich aufgelöst worden. Der Graf hatte erst einige Minuten gesprochen und u. a. gesagt: „Im Kampfe gegen das Judentum für Volk und Vaterland müsse man mit der Energie und der Widerstandsfähigkeit von Löwen und Tigern ausgerüstet sein, die ihre Jungen verteidigen," als der überwachende Polizeioffizier die Versammlung für aufgelöst erklärte. Als Antwort darauf brach das Publikum im stürmische Hochrufe auf den Grafen Pückler aus: der Saal leerte sich nur langsam und erst als verkündet worden war, daß die nächste Pückler-Versammlung am 11. d. Mts. in den Konkordiasälen stattfinden würde. — So berichtet die „Staatsbürgerztg."

Die Auflösung der Versammlung hat also sofort zu einer Reklame für die nächste Pückler-Vorstellung mit dem obligaten 20 Pfg.-Eintrittsgeld herhalten müssen. Die verstehen das Geschäft!

**Ueber den antisemitischen Reichstagsabg. Grafen Reventlow** äußert sich das „Neue Montagsblatt" des sozialdemokratischen Abg. Eduard Bernstein wie folgt:

„Graf Ludwig Reventlow, Abgeordneter für Rinteln-Hofgeismar, erlaubte sich in der Reichstagssitzung vom 29. April die Sozialdemokratie dafür abzukanzeln, daß sie in der Frage des Börsengesetzes — wir brauchen die Worte des Stenogramms — „das frevelhafte Spiel mit großen Teilen des nationalen Vermögens ermöglichen" und dafür eintreten wolle, daß „durch den Handel mit fiktiven Werten die Preisbildung für die Produkte der ehrlich schaffenden Arbeit nachteilig beeinflußt wird." Dem Herrn Grafen ist das angeblich „ein unverständlicher Widerspruch", obgleich er in der Geschichte „immer eine enge Allianz zwischen der roten und der goldenen Internationale" zu finden behauptet.

Na also, ist man versucht hinzuzufügen. Aber was dem Herrn Grafen heute unerklärlich erscheint, ist ihm nicht immer unerklärlich gewesen. Die Haltung der Sozialdemokratie zur Börse ist heute im Prinzip genau dieselbe, wie sie der Züricher Sozialdemokrat zu seiner Zeit schon sehr energisch vertrat, als er noch den Grafen Reventlow zu seinen Lesern und durch Bruno Schönlank vermittelten — Berichterstatter (à la Bilse) zählte.

Wenn der Herr Graf sich seitdem von der Sozialdemokratie abgewandt hat, so ist das seine eigene Sache. Aber er hat kein Recht, den Standpunkt zu verdächtigen, den er einst seinen eigenen nannte."

Bernstein war Redakteur des „Züricher Sozialdemokrat", muß es also wissen.

## Vermischtes.

**Henrici, der Dichter.** Die „Staatsbürgerztg." brachte dieser Tage einen Artikel über den ehemaligen antisemitischen Agitator Henrici, wonach die Leser annehmen müssen, dieser sei ein Unioersalgenie à la Michel-Angelo. Kaffeefarmer, Wege- und Brückenbaumeister, Maschinenkonstruktionsingenieur, Bauhygieniker, vor allem aber — Dichter ist Dr. Henrici. Und was für ein Dichter! In seinen Dramen zeigt er sich „an Kraft der Sprache Hebbel, an Kraft Grillparzer überlegen, in mehr als einem Zuge Götheisch und in manchen Tönen Shakespeare verwandt." Na, das ist ein bischen sehr viel für einen unbekannt gebliebenen, in Amerika praktisch tätigen Dramatiker, der sich doch sonst zu helfen weiß. Aber da wir Henricis dramatische Werke nicht kennen, gestatten wir uns selbst kein Urteil über den angeblich an Goethe und Shakespeare erinnernden, Hebbel und Grillparzer in mancher Beziehung übertreffenden Ingenieur-Dichter. Das aber wird man zugeben, daß ein über eine Spalte langer Artikel über einen als Dichter gänzlich unbekannten Mann eine Reklame allerschwersten Kalibers ist.

**München,** 4. Mai. Das Landgericht gab den beschlagnahmten Prospekt, womit der Bildhauer Osterrieder die Ritualmord-Postkarte versendete, frei. Die beschlagnahmte Postkarte wurde, wie gemeldet, schon kürzlich freigegeben.

**Wien,** 8. Mai. Eine sehr amüsante Szene, die für unsere Verhältnisse höchst charakteristisch ist, spielte sich kürzlich vor einem hiesigen Gerichte ab. Der bekannte Antisemit Ernst Vergani lehnte den Vorsitzenden „wegen Befangenheit aus Rassegründen" ab. Derselbe, ein Dr. Beisser, sei nämlich Jude, Vergani aber als Herausgeber des „Deutschen Volksblatt" der prononzierteste Vertreter des Rassenantisemitismus, und überdies habe er anläßlich der Beförderung des Oberlandesgerichtsrates Dr. Beisser in seinem Blatte diesen unter der Aufschrift „Klein's Wirtschaft im Justizministerium" angegriffen. Der Beschluß des Handelsgerichtes lautete: „Der Ablehnungsantrag wird zurückgewiesen. Wenn auch der Beklagte ein prononzierter Vertreter des Rassenantisemitismus ist, so ist auch der Kläger (Wilhelm Ph. Hauck), wie der Klage zu entnehmen ist, Parteifremd und Gesinnungsgenosse des Geklagten und es liegt daher gar kein Grund zur Annahme vor, daß Dr. Beisser, der sich übrigens seit Jahren zur katholischen Religion bekennt, die vorliegende Rechtssache nicht mit voller Unbefangenheit entscheiden sollte". Kürzlich versuchte sogar einmal in dem Ehebruchsprozeß eines antisemitischen Zeitungsherausgebers der bekannte Dr. Pattai mit dem gleichen Erfolg einen jüdischen Richter abzulehnen — gleichfalls vergeblich.

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**
Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen (Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen").

Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Trombach in Thüringen.
Gaisenstein.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Großtabarz (Thüringen).
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Röm. Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburg. Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preuß, Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kiefersfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroebers Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schlierfee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Britters Strandhotel.
Thierfee.
Travemünde, Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern. Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wilbbad im Schwarzwald, Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

---

## Heimatlos.

Eine wahre Geschichte erzählt von Fritz Skowronnek.

[Nachdruck verboten.]

### I.

Haben Sie schon die aufgeregte See brüllen hören? Nun, genau so brüllt mein Freund, der Spirding, wenn der Weststurm den Sommerschnee von den Wogenkämmen auf das Wintergrün der dunklen Tannen am Ufer schleudert. Ich habe ihn vorhin meinen Freund genannt und mit Recht! Denn tagelang schaukelt er mir mein kleines Boot, als wenn eine Mutter sorgsam die Wiege rührt, in der ihr Liebling ruht.

Nur manchmal wird er ungebärdig, wie die aus dem Sprichwort bekannte Bestie, die ihre Ketten sprengen will. Ein Nichts kann seine Ruhe verderben. Da sitze ich eines Tages im vorigen Sommer in meinem Boote mitten auf dem See. Mein Anker hatte auf der Untiefe Boden gefunden und meine erste Angel hatte noch nicht die Tiefe erreicht, als schon ein halbpfündiger Barsch mit dem Wurm davonschoß. Im nächsten Augenblick hatte ich den frechen Burschen in den Kahn gefördert. Wenn ich nun Anglerlatein schreiben wollte, das dem Jägerlatein noch über ist, dann könnte ich mir mit leichter Mühe ein Schock dieser schmackhaften Fische in den Kahn legen. Aber ich tue es nicht, ich teile nur ganz bescheiden mit, daß es siebenundfünfzig Stück im Gesamtgewichte von etwa dreißig Pfund waren, die ich im Verlaufe einer Stunde gefangen hatte. Es können auch drei Stunden dabei verflossen sein, so schroff will ich die Sache nicht hinstellen. Plötzlich schaue ich auf. Da steht tief im Westen die winzige Wolke, die leider eine ganz nichtswürdige Eigenschaft besitzt. Sie wächst, wie aus jedem Seeroman zur Genüge bekannt ist, mit fabelhafter Schnelligkeit, bedeckt in, beiläufig gesagt, einer Viertelstunde den halben Himmel und führt auf ihren Fittichen den Sturm mit sich. Die Sonne wird verfinstert, grelle Blitze zucken durch die Luft, die Wasser empören sich, das Schifflein kämpft gegen die Wellen usw.

Ich stehe glücklicherweise mit St. Petrus, dem Schutzpatron der Angler und Fischer, auf so vertrautem Fuße, daß ich sofort seine Absicht erkannte, dies alte Stück seines Repertoirs aufzuführen. Ich ließ also sofort alle Mann auf Deck pfeifen — entschuldigen Sie gütigst, das ist ja noch die Fortsetzung des Romans — nein, ich legte meine Riemen in die Dollen und mich in die Riemen . . . Wenn der erste Akt nur ein wenig langsam gespielt wurde, dann konnte ich noch die Insel, auf der das alte, zerfallene Fort Lyck liegt, erreichen. Eine gute halbe Meile hatte ich zu rudern. Der Himmel war tatsächlich schon zur Hälfte von einer tiefbunkelblauen, unheilschwangeren Wolke bedeckt. Aber fürchten Sie nichts, ich schreibe noch nicht aus der vierten Dimension! Noch haben die Kollegen mir nicht die schmerzhaften, liebevollen Nachrufe geschrieben, noch sind die gesammelten Werke des „zu den größten Hoffnungen berechtigenden Dichters, der so früh in seinem besten Mannesalter dahingerafft wurde", nicht erschienen . . . Ich lebe noch und warte voll Sehnsucht auf den siebzigsten Geburtstag . . . .

Sehen Sie, so übermütig wird der Mensch, wenn ihn die graue Sorge einmal im Jahr auf vier Wochen losläßt . . . . Also ich entrann dem Verderben. Aber wenn ich sagen wollte, daß ich einen trockenen Faden am Leibe hatte, als ich am Fort Lyck landete, dann müßte ich nicht

die Wahrheit sprechen. Eine Viertelstunde später war das Gewitter vorübergerauscht. Was konnte ich besseres tun, als meine leichten Sommerkleider auszuziehen, auszuwinden und auf die Sträucher am Ufer zu hängen. Erst kam mir der Vergleich mit Robinson in den Sinn; ich suchte also den Strand nach Möoneiern ab, schwemmte jedes sofort in den See, um zu sehen, ob es befessen wäre und bald den Strohhut, mein einziges Kleidungsstück, gefüllt.

Plötzlich vernehme ich Stimmen. Als gebildeter Mann erinnere ich mich sofort an Odysseus, stürze also zum nächsten Strauch, um mir einen dichten Ast abzubrechen .... Vergeblich .... es war zu spät ....

Lassen Sie mich — ich bitte darum — über die nächsten Augenblicke den Schleier des Geheimnisses breiten! Nur ein wenig kann ich ihn lüften, um zu sagen, daß die Fischer, die auf der Insel ihr Nachtlager aufschlugen, sich höchlichst über meine Robinsonade amüsiert haben. Die alten wettergesten Gesellen konnten es nicht begreifen, wie ein Mensch so verweichlicht sein kann, seine nassen Kleider auszuziehen ....

Sie lachen darüber .... ich hatte Not, mein Prestige bei diesen einfachen Naturkindern wiederherzustellen! Und wissen Sie, womit es mir gelang? Ich aß zwei Schleie, einen in Lehm gebackenen Blei und einen am Spieß gerösteten Hecht zum Abendbrot. Was ich dazu getrunken, das möchte ich lieber verschweigen .... Doch der Wahrheit die Ehre .... Wasser war's, ganz leicht gebrannt ....

Und dann sah ich stundenlang am lodernden Feuer zu, wie sie mit Karten, deren Bedeutung nur bei genauem Zusehen zu enträtseln ist, Schafskopf spielten — das Spiel wird dort in feinerem Ausdruck nur „Merino" genannt; zu gleicher Zeit lauschte ich dem musikalischen Jüngling, der zartbesaitet seine Sehnsucht nach der Herzensgeliebten in schmucklosen Weisen ausströmte, die er seiner Handharmonika entlockte. Dann aber gedachte er mich durch moderne Weisen zu erfreuen und im nächsten Augenblick schon erklang die Frage nach dem kleinen Cohn.

Da erhob ich mich, schlug den alten Mantel, mit dem ich meine Blöße deckte, um mich und schritt davon, am Strande der Insel entlang. Im Osten stand der volle Mond am Himmel. Ganz an der äußersten Spitze der Landzunge stand ein Reiher im seichten Wasser .... Scharf hoben sich die Umrisse seiner schlanken Gestalt vom Licht des Mondes ab, das auf den leise schwellenden Wellen zerfloß ...

Das ist es, was mich alljährlich dorthin in die weltferne Einöde zieht. Das Stück Natur, das dort in keuscher Einsamkeit schlummert, die derben, urwüchsigen Bewohner, zu deren Ohr die alle Welt bewegenden Tagesereignisse wie eine Mär aus fernen Zeiten dringen, das sind die Elemente des Jungbronnens, in dem ich meine müde, wunde Seele bade. Dort erlebe ich die Dinge, die Geschichten, die mit festen, markigen Knochen auf der dauernden, wohlgegründeten Erde stehen. Und wenn die Heimatskunst sich manchmal in meinen Erzählungen zur Höhenkunst entwickelt, wie das Schlagwort lautet, dann danke ich es nur der tiefen Liebe zur Heimat, die alles mit ihrem Licht verklärt, am meisten aber die Armen und Beladenen, zu denen wir hinausgehen sollten mit empfänglichem Gemüt. Sie haben uns noch viel zu geben und wir noch viel zu empfangen ....

* * *

Ein klarer, warmer Sommertag neigte sich seinem Abend zu. Ich hatte mit einem befreundeten Grünrock einen weiten Marsch gemacht und war totmüde nach Hause gekommen. Dann hatte ich wenige Stunden in der Hängematte geschlafen und nach dem Erwachen im Spirding ein erfrischendes Bad genommen. Nun lag ich lang hingestreckt im weichen Grase und schaute von der sanft abfallenden Uferhöhe weit hinaus über den Seespiegel, über dem sich eine Möve in graziösen Wendungen tummelte. Süße Augenblicke seligen Nichttuns. Langsam kommen und gehen die Gedanken. Sie wandern zurück in die Vergangenheit, sie dringen vor in die Zukunft .... Ich halte solche Minuten für die kostbarsten des Menschenlebens, wenn der Geist die Fesseln des Körpers abzustreifen meint und hinausfliegt in die Unendlichkeit.

Mitten in meinem Sinnen störte mich einer meiner Buben, der eilends herzugelaufen kam. „Vater, Du sollst gleich nach Hause kommen. Es ist Besuch da."

„Wer ist denn gekommen?"

„Ein Fischerjud! Solch einen langen Hecht hat er mitgebracht."

Dabei reckte der kleine Kerl seine Arme nach beiden Seiten aus. „Nein, Vater, viel länger. Die Großmutter sollte ihn auf dem Besmer wiegen, aber sie kann nicht, er ist viel zu schwer."

Auf der Veranda fand ich meinen Schwiegervater im Gespräch mit einem Spektor, den ich noch nicht kannte. Ein mittelgroßer, stark untersetzter Mann mit einem gewaltigen blonden Vollbart, der ihm die ganze Brust bedeckte. Von dem Gesicht war außer Nase und Stirn nichts weiter zu sehen, als die dunkelblauen Augen, die so schwermütig blickten, daß mir unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf lief: „Der Mann muß schon recht viel in seinem Leben durchgemacht haben."

Wir hatten uns bald besprochen. Maier, so hieß der Spektor mit Vornamen .... seinen Vaternamen habe ich erst viel später erfahren .... erzählte, daß er viele Jahre in Rußland bei der Fischerei gewesen sei. Das Schicksal hatte ihn schon weit herumgeführt. Er war bei den Störfischern an der Wolga gewesen, hatte die großen Landseen, aus denen die Newa entspringt, kennen gelernt und war dann schließlich in seine Heimat nach Russisch Polen zurückgekehrt, um dort zu heiraten. Er erzählte sehr gut, schilderte sehr anschaulich, was er gesehen und gab auf meine vielen Fragen unermüdlich Auskunft.

Aus Einzelheiten der Unterhaltung hatte ich bald gemerkt, daß ich einen Chasen, einen Schriftgelehrten und Vorbeter vor mir hatte. Der Mann hatte den jüdisch-polnischen Jargon völlig abgestreift, nur die eigentümliche Wortstellung erinnerte mich manchmal an seine Herkunft.

Gegen Abend gingen wir zum Seeufer hinab, wo der „Zaun" lag, das lange schmale Fahrzeug, auf dem die Spektores den größten Teil des Jahres auf dem Wasser zubringen. Maier hatte mich eingeladen, sein Gast zu sein. Er hatte einen gewaltigen Brassen auf jüdische Art gekocht, nur mit Butter, Pfeffer und Salz; ich wußte aber aus Erfahrung, wie lecker das Gericht mundete und folgte mit Freuden der Einladung.

Ganz tapfer hatten wir geschmaust und das nötige Bier dazu getrunken, denn nach einem masurischen Sprichwort will der Fisch auch noch im Magen schwimmen. Ich gedachte gerade mit dem Verhör über russische Fischereiverhältnisse fortzufahren, als Maier mir den Vorschlag machte, in meinem leichten Boot auf den See hinauszufahren. Er wollte mir mancherlei erzählen und da wäre es ihm lieb, wenn auf tausend Meter kein menschliches Ohr vorhanden wäre. Das ist eine Eigentümlichkeit aller Naturkinder, für wichtige Mitteilungen die Einsamkeit aufzusuchen. Sagen doch auch wir Deutschen, daß die Wände Ohren haben.

Maier hatte sich an die Riemen gesetzt und zog sie in ruhigen, aber langen Schlägen durchs Wasser. Schweigend fuhren wir dahin, dem Abendrot nach, das allmählich verblich. Jetzt stand es nur noch wie ein dünner Schimmer am nördlichen Himmel. In wenigen Stunden würde es über den nördlichen Himmelsbogen nach Osten gewandert sein, um dort als Morgenröte in neuem Glanz zu erstrahlen. An dem wolkenlosen Nachthimmel blinkten schon einige

Sterne. Weit hinten am Horizont schimmerten die Lichter eines Dorfes. Ueber den glatten Seefpiegel tanzten die Mückenschwärme. Man sah sie nicht, man hörte sie nur summen. Ab und zu plätscherte es im Wasser. Ein Fisch hatte sich emporgeschnellt, um eine der Mücken zu erhaschen. Langsam verzittert der Kreis, den er aufgeworfen . . .

Maier hatte schon lange die Ruder eingezogen, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände vergraben. Er erlebte Alles, was er mir erzählen wollte, noch einmal in dem Zeitraum weniger Minuten. Nach einer Weile hob Maier den Kopf und sah zum Himmel empor:

„Herr Doktor, ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich glaube, daß die Augen Gottes über uns stehen. Was ich Ihnen erzählen werde, ist die reine Wahrheit. Ich bin geboren im Jahre 1853 in Russisch Polen. Mein Vater war Krugpächter. Er hatte den Krug gepachtet von dem Grafen . . . . nein, der Name soll nicht kommen über meine Lippen . . . . der Name hat ihn gestraft genug . . . . Ich war zehn Jahre alt, als der polnische Aufstand losbrach. Der Graf hatte schon vorher vom Schmied die Sensen gerad richten lassen, Kugeln waren gegossen worden und eines Tages zog er mit seinen Knechten weg. Nur ein Paar alte Männer und Weiber blieben zu Hause. Es war gerade Zeit zur Aussaat, aber keiner rührte eine Hand, kaum, daß das Vieh in den Ställen gefüttert wurde. Die Gräfin, sie war noch so jung und so schön, reiste eines Tages mit ihrem kleinen Töchterchen, das vielleicht drei Jahre alt war, ab. Sie wollte über die Grenze nach Preußen. Aber die Preußen hatten einen dichten Kordon von Soldaten längs der Grenze aufgestellt und da hat sie sich wohl gefürchtet, daß sie festgehalten werden würde und kam wieder zurück. Die vier Pferde waren so abgetrieben, daß sie kaum noch auf ihren Füßen stehen konnten.

Mein Vater hat die Frau gewarnt, sie solle ihre Juwelen und was sonst noch von Geld und Geldeswert im Schloß war, nehmen und sich mit dem Kind in eine Britschka setzen. Er würde sie nach Kowno bringen zu einem Verwandten. Dort würde niemand etwas von ihr erfahren. Sie könnte in Sicherheit dort bleiben, bis alles vorüber wäre. Oder wenn sie das nicht wollte, dann wollte mein Vater mit ihr zur Grenze fahren, meinetwegen nach Grajewo. Dort hatte mein Vater Freunde. Er wäre garnicht so schwer gewesen, die Frau mit dem Kinde über die Grenze zu schmuggeln.

Die Frau hat nicht gewollt! Sie hat Angst gehabt. Sie hat gemeint, mein Vater . . . hören Sie . . . mein Vater wollte sie unterwegs beiseite bringen, um ihre Kostbarkeiten sich anzueignen! Und weshalb? Weil der Graf meinem Vater ein schönes Stück Geld schuldig war . . . . Nun, ein paar Wochen war alles ruhig; wo sie gekämpft haben, das war weit weg. Mit einem Mal hören wir, daß eine polnische Bande die kleine russische Stadt Stuczyn überfallen und erobert hat. Da hat mein Vater gesagt: Jetzt wird's auch hier losgehen. Er ist nochmal aufs Schloß zur Gräfin gegangen und hat sie auf den Knien gebeten, sie möchte mit dem Kinde wegfahren. Sie hat nicht gewollt.

Vielleicht noch acht Tage hats gedauert. Da hören wir in der Nacht schießen. Ein altes Weib kommt gelaufen und klopft an den Fensterladen: „Rettet Euch, die Russen sind im Schloß!"

Er neigte mehrmals wie in tiefem Sinnen den Kopf „Herr, die Nacht werde ich zeitlebens nicht vergessen. Meine Mutter hat geschrien und geweint, wir sollten alles im Stich lassen und weglaufen. Wohin sollten wir laufen? Der Wald war 3 Werst vom Dorf. Und rings ums Dorf hatten die Russen Posten ausgestellt. Mein Vater hat nur ruhig gesagt: „Was sollen wir weglaufen, habe ich den Herren Russen was getan?"

Er hatte den Kopf vorgestreckt und starrte mit geöffneten Augen ins Dunkel, als sähe er die Ereignisse der Nacht leibhaftig vor sich. Nach einer Weile warf ich ein: „Was geschah denn mit der Gräfin?"

Maier schlug die Hände vors Gesicht und schüttelte sich, wie vor innerem Grausen. „Sie ist den Russen mit zwei Pistolen, in jeder Hand eine, entgegengetreten und hat mit dem ersten Schuß einen Offizier niedergestreckt. Da haben sich die Soldaten auf sie geworfen, haben sie mit den Kolben niedergeschlagen und ganz fürchterlich zugerichtet. Wenn Sie noch am Leben gewesen ist, als das Schloß verbrannte, dann hat sie davon nichts mehr gemerkt. Mit meinen eigenen Ohren habe ich gehört, wie die Russen sich darüber unterhalten haben . . . . Als das Schloß brannte, kamen sie auch zu uns. Wenn Sie nicht wissen, so sage ich's Ihnen: Der russische Soldat gehorcht dem Offizier, solange er keinen Schnaps getrunken hat. Aber in der Nacht hatten sie viel getrunken. Sie hatten im Keller meines Vaters die Fässer von oben eingeschlagen und mit Töpfen und Kannen den Spiritus geschöpft. Es dauerte auch nicht lange, da lagen die Kerle überall wie die Toten. Mein Vater hatte gleich zu Anfang einem Offizier ein Päckchen Rubel in die Hand gedrückt und hatte für Essen und Trinken gesorgt. Da haben wir bei dem Herrn Offizier zusammen in der Stube gesessen und mehr wie einmal hat der Mann mit der Pistole in der Hand die Kerle rausjagen müssen, die vom Vater Geld haben wollten."

„Und was wurde mit mit dem Kinde der Gräfin?"

„Das sollen Sie auch erfahren, Herr Doktor. Erst möchte ich erzählen, daß die Russen des Morgens, wie es hell wurde, wegzogen. Was von Vieh gerettet war, nahmen sie mit. Die paar Menschen, die noch übrig geblieben waren, verliefen sich, weg nach andern Dörfern, wo sie Verwandte hatten. Was sollten sie dort bleiben? Es war doch nichts zu beißen, nichts zu brechen! In dem ganzen Dorfe waren wir nur allein geblieben. Meine Mutter hat gebeten und geweint, wir wollten auch wegziehen. Aber der Vater wollte nicht. Er sagte nur immer: Der Krieg wird bald zu Ende sein und dann bin ich doch hier, wo ich etwas unter den Händen habe. Vielleicht wird der Graf begnadigt, daß er einen Teil seiner Güter behält. Dann wir der mir bezahlen müssen, was er schuldig ist."

„Maier, Sie haben wieder das Kind vergessen."

„Ja, das Kind! Nehmen Sie nicht übel, Herr Doktor, mir gehen die Gedanken ganz durcheinander durch den Kopf . . . . ja das Kind. Wie die Männer, die in der Nacht mit den Hunden auf dem Schloßhof Wache hielten, losschossen, ist die polnische Margell aufgewacht, die bei dem Kinde schlief. Ohne sich zu besinnen, hat sie blos einen Unterrock übergeworfen, hat die Kleine in ein großes Tuch gehüllt und ist mit ihr aus dem Fenster in den Park gestiegen. Zum Unglück ist die Kleine aufgewacht und hat geschrieen. Aber die Margell war nicht dumm. Im Park fängt der See an. Sie hat den Kahn losgemacht und ist bis zu einem dichten Schilf mitten im Wasser gefahren. Da hat sie gesessen die ganze Nacht und den ganzen andern Tag. Herr, was hat die arme Margell in der Zeit ausgehalten! Sie sah das Schloß und das Dorf brennen, sie hörte die Russen brüllen . . . . ihre alten Eltern wohnten auch in einer Chalupp. In der andern Nacht kam sie mit dem Kind zu uns geschlichen, gab es ab und ging weg.

Die kleine Natafchka hat noch ein paar Tage geweint und sich dann beruhigt. Meine Schwester und ich, wir haben mit ihr gespielt . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 20. Berlin, 18. Mai 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Verein des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Antisemitische Journalistik und „Wissenschaft“.

Ueber die antisemitische Tagespresse und die modernen wissenschaftlichen Vertreter des Antisemitismus äußert sich Theodor Fritsch, dem man als Begründer und langjährigem Herausgeber der „Antis. Korresp.“, dem Verfasser des Antisemitenkatechismus ꝛc. eine gewisse Sachkenntniß in dieser Frage nicht absprechen kann, in Nr. 46 des „Hammer“ sehr abfällig. Es sei „ein Unglück, daß Jeder, der über die Judenfrage schreibt, immer das Abc von vorn anfängt — und dann gewöhnlich auch über das Abc nicht hinauskommt.“

Dieses Verdikt richtet sich nicht nur gegen eine dem Verfasser gerade vorliegende Schrift von Heinz Teja „Die Maske herunter“, sondern Fritsch beklagt im Allgemeinen die Oberflächlichkeit und den Tiefstand der modernen antisemitischen „Wissenschaft“ gegenüber den antisemitischen „Klassikern“ Eisenmenger, Lagarde, Dühring, Rohling (!), Glagau usw. Jeder beliebige antisemitische X oder ?) fühle sich heute berufen, sein litterarisches Licht leuchten zu lassen, obwohl es doch heute mehr denn je darauf ankomme, wer etwas sage:

„Das sollten alle die Leutchen bedenken, die nicht müde werden, in Blättern, die gewissermaßen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinen, alltäglich wieder jüdische Schandtaten aufzuzählen und ihrer sittlichen Entrüstung ungestümen Ausdruck zu verleihen. Alles das ist nutzlos; es trägt den Stempel leidenschaftlicher Gehässigkeit und bleibt ohne Wirkung, wie es seit 20 Jahren ohne Wirkung geblieben ist.“

Wir glauben allerdings, daß auch diese gewiß sehr berechtigte Mahnung des Herrn Fritsch an seine Gesinnungsgenossen „ohne Wirkung“ bleiben wird. Die Kreise, an die Fritsch sich hier wendet, betrachten den Antisemitismus ausschließlich als Geschäftssache und sie denken nicht garnicht daran, das lukrative Geschäft aufzugeben.

Zum Schluß fällt der Herausgeber des „Hammer“ ein geradezu vernichtendes Urteil über die antisemitische Tagespresse:

„Es wäre gut, wenn die antisemitischen Blätter von ihren Redakteuren und Mitarbeitern eine gründliche Kenntnis der wissenschaftlich-antijüdischen Litteratur voraussetzten und durch eine Probe-Arbeit einen Ausweis darüber verlangten. Heute hält sich jeder unreife Bursche berufen, den antisemitischen Redakteur und Schriftsteller zu spielen, denn nach seiner Meinung gehört ja weiter nichts dazu, als daß man tüchtig auf die Juden schimpft. Dadurch ist der antijüdischen Sache der allergrößte Schaden zugefügt worden.

Es haben zuviele Unberufene, denen noch dazu der nötige sittliche Ernst fehlte, in die antijüdische Sache hineingepfuscht. Wenn die Hebräer bezahlte Agenten in das antisemitische Lager geschickt hätten, damit sie sich dort als Antisemiten aufspielten und durch Verflachung und geistige Verödung die ganze Bewegung verhunzten, sie hätten es nicht erfolgreicher tun können, als gewisse antisemitische Wortführer und Blättchen-Schreiber mit ihrer oberflächlichen Polterei.“

Wir haben dem Urteil eines so kompetenten Sachverständigen, wie es Herr Th. Fritsch in dieser Frage ist, nicht ein Wort hinzuzufügen. Nur wird er uns gestatten müssen, den wissenschaftlichen Charakter seiner Schriften sowie derjenigen der meisten übrigen antisemitischen „Klassiker“ ebenso in Zweifel zu ziehen. Eine gewandte Feder kann die Wissenschaftlichkeit nicht ersetzen.

---

## Zur Auflösung der Pückler-Versammlungen.

Auch die Pückler-Versammlung, die an Stelle der aufgelösten Versammlung in der Neuen Welt in den Konkordiasälen in der Andreasstraße stattfand, verfiel bald nach der Eröffnung der polizeilichen Auflösung. Graf Pückler begann mit dem Hinweis auf die Auflösung der letzten Versammlung, deren Berechtigung er bestritt. Noch ehe er zu dem gewohnten Aufruf zum Kampf gegen das Judentum überging, erhob sich der überwachende Beamte und bereitete dieser Versammlung das Schicksal ihrer Vorgängerin.

Die Antisemiten stellen sich verwundert über die Auflösung der Pückler-Versammlungen, und die „Staatsbürgerztg.“ kann es gar nicht fassen, daß ihr öffentliches Angeln mit den Pücklerschen Nebeergüssen Aergernis erregt haben und die Ursache dieser Auflösungen gewesen sein könnte.

Zunächst können wir nicht nur die von ihr angezweifelte Mitteilung des „Berliner Börsencourier“, daß auch ein streng konservativer höherer Reichsbeamter entrüstet über die Verteilung der Pücklerschen Reden auf der Straße gewesen sei, bestätigen, sondern hinzufügen, daß von verschiedenen Christen an dieser Pücklerschen Straßenaussaat Anstoß genommen worden ist. In der Tat sind die Pücklerschen Reden, „bilderreich“ wie sie sein mögen, so lange sie nur gehört werden, verhältnismäßig harmlos. Sein Publikum setzt sich zusammen aus einer Masse verrohter Burschen, an denen absolut nichts mehr zu verderben ist, und solchen Leuten, die sich einen Ulk machen wollen, den Besuch einer Pückler-Versammlung für billiger und auch amüsanter, wie den eines ordinären Variété halten und zum Dreschgrafen pilgern wie sie einst zu Bruder Mierecke pilgerten.

Etwas ganz anderes ist es, wenn die bilderreichen Reden des Grafen auf der Straße halbwüchsigen Jungen in die Hand gedrückt werden. Die fassen die Dreschdrüder, die Aufforderungen zum Hauen, zum Massakrieren u. dergl. m. realistischer auf. Sie verrohen und halten es nicht für unter ihrer Würde, zu tun, was der schlesische Graf mit frommem und patriotischem Augenverdrehen empfiehlt. Wir bezweifeln in der Tat, ob schon jemals eine obscöne Schrift, die auf der Straße verteilt worden ist, so entsittlichend gewirkt hat, wie die Pücklerbilderreden der „Staatsbürgerztg." auf der Straße. Der niedrigste Pornograph ist gezwungen sich einer verklausulierten Sprache zu bedienen, welche Kinder selten verstehen. Die Aufforderungen des Grafen zum Hauen sind in so einfachen Bildern ausgedrückt, daß es kaum einen Gassenbuben gibt, der sie nicht verstände und bei Gelegenheit in die Praxis umsetzte. Daß es Leute giebt, die es nicht gern sehen, daß die Berliner Jugend gratis einen Grafen Pückler als Erzieher genießt, das können wir gar wohl begreifen. Denn was dem bilderreichen Grafen verziehen, bei ihm milde beurteilt wird, das kann Hunderten von Berliner Jünglingen Gefängnis, Zuchthaus und Vernichtung ihrer ganzen Zukunft eintragen.

Das mag die „Staatsbürgerztg." weiter nicht genieren, so lange sie die Pücklerreden als Reklameartikel verwerten kann, aber andere Leute geniert es sehr, andere Leute sind besorgt und entrüstet und wünschen, daß dem groben und gefährlichen Unfug ein Ende gemacht werde.

---

## Die Militärtauglichkeit der Juden.

Von R. E. May, Hamburg.

(Schluß.)

Aber ein anderes Verhältnis noch hat hindernd auf die Zahl der im dienstpflichtigen Alter stehenden Juden eingewirkt: das sind die Mischehen und zwar namentlich aus folgendem Grunde.

Von den im Jahre 1900 in Preußen gezählten 335200 Mischehen waren 4052 = 1,21 pCt. jüdische Mischehen. Letztere sind also schon an sich um 0,07 pCt. oder 1/17 stärker vertreten bei den Juden, als in der Gesamtbevölkerung. Das kommt insofern in Betracht, als die Mischehen zu einem großen Teil kinderlos sind. Während dies aber bei den nichtjüdischen Mischehen 22 pCt. sind, sind von den jüdischen Mischehen 37 pCt. kinderlos. Die restlichen 63 pCt. der jüdischen Mischehen hatten 5786 Kinder = 2,27 Kinder pro Ehe. Hingegen hatten die restlichen 78 pCt. der mit Kindern gesegneten (258,093) nichtjüdischen Ehen 696,710 Kinder = 2,70 Kinder pro Ehe. Während aber von diesen 696,710 Kindern der nichtjüdischen Mischehen nur eines als jüdisch rubriziert ist, sind von den 5786 Kindern der jüdischen Mischehen 4385 oder über 3/4 nichtjüdischen und nur 1401 Kinder oder noch nicht 1/4 jüdischen Religionsbekenntnisses. Kommt es nachher zum Militärdienst, so vermehren also die Kinder der jüdischen Mischehen den Prozentsatz der Nichtjuden und vermindern den der Juden in der Armee. Es sei noch bemerkt, daß nach vorstehenden Zahlen auf eine nichtjüdische Mischehe über zwei Kinder entfallen, während aus einer jüdischen Mischehe nur gerade 1/3 jüdisches Kind hervorgeht, resp. jüdischen Bekenntnisses bleibt. Ob nicht auch dieser „schäbige Rest" bis zum dienstpflichtigen Alter aus der Kolonne „Juden" in eine der benachbarten Kolonnen verzogen sein wird? Das ist zum mindesten wahrscheinlich. Die, was jüdische Nachkommenschaft anbelangt, nahezu absolute Kinderlosigkeit der jüdischen Mischehen erhält für unsre Frage durch den großen Prozentsatz jüdischer Mischehen Bedeutung.

Während die Juden im Reich im Jahre 1900 nur noch 1 pCt. der Bevölkerung bildeten, betrugen die in den Jahren 1901 und 1902 eingegangenen jüdischen Mischehen 1,5 pCt. der Mischehen überhaupt, und stand im Durchschnitt dieser Jahre schon 6,4 „rein jüdischen Eheschließungen" eine jüdische Mischehe gegenüber. Praktisch bedeutet das, daß unter je 15 als jüdisch rubrizierten eheschließenden Personen 2 sind, resp., daß von je $7\frac{1}{2}$ rein jüdischen und jüdisch-gemischten Ehepaaren eines ist, dessen Söhne eine Lücke im Prozentsatz der jüdischen Soldaten bewirken, weil sie nicht als Juden rubriziert sind, während Vater oder Mutter es noch sind.

Da die Ehen den Nachwuchs liefern, die jüdischen Mischehen, indezug auf jüdischen Nachwuchs, aber so gut wie kinderlos sind, so vermindern erstere den letzteren um 1/7—1/8 oder etwa 13 pCt. So groß etwa dürfte auch die Lücke sein, die die jüdischen Mischehen unter den jüdischen Militärpflichtigen hervorrufen.

Berücksichtigt man diese, etwa 13 pCt., mit den Taufen von Kindern rein jüdischer Ehen auch wohl 20 pCt. ausmachende Lücke, ferner den anderen Altersaufbau der jüdischen Bevölkerung mit dem durch ihn bewirkten — gewiß 10 pCt. betragenden — geringeren Prozentsatz von Personen des dienstpflichtigen Alters und namentlich den großen Prozentsatz der jüdischen Einjährigen, dann ist es sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß, wenn trotzalledem im Jahre 1895 der Prozentsatz der jüdischen Soldaten noch halb so groß war, wie derjenige der jüdischen Bevölkerung, daß in dieser Hälfte bereits eine stärkere Militärtauglichkeit der Juden im Vergleich zu derjenigen der übrigen Bevölkerung ausgedrückt ist.

Diese Wahrscheinlichkeit wird durch einige Zahlen unterstützt, die das „Berliner Tageblatt" vom 20. März aus dem Werk „Die Juden als Soldaten" anführt. Danach hat 1870—71 die kleinere Hälfte der Gemeinden 4700 jüdische Mitkämpfer ins Feld gesandt. In dieser Hälfte fehlen aber gerade die größeren Gemeinden, darunter Berlin, Breslau, Hamburg, Posen (im Jahre 1900 wohnten in den 4 genannten Städten allein schon 23 pCt. der deutschen Juden) und viele andere. Nun wohnen aber, wie wir schon vorhin gesehen haben, die Juden gerade in den großen und größten Städten. Hat, trotzdem diese fehlten, die kleinere Hälfte der Gemeinden 4700 Juden gestellt, dann sind wahrscheinlich etwa 15 000 Juden ins Feld gerückt. 1870—71 sind außer 33 101 Offizieren, unter denen sich nur wenig Juden befunden haben dürften, 1 113 254 Mann ins Feld gerückt. Darunter befanden sich noch eine Zahl von Feldwebeln, Unteroffizieren ꝛc., die nicht mehr ins Feld gezogen wären, wenn sie nicht kapituliert hätten. Wenn man dies berücksichtigt und den damaligen Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung mit 1,3 pCt. unter Berücksichtigung ihres Altersaufbaus ꝛc. zugrunde legt, dann hätten sich höchstens 12—13 000 Juden im Felde befunden haben können.

Wenn aus 134 Gemeinden von 2531 jüdischen Soldaten berichtet wird, daß 83 derselben das Eiserne Kreuz erhielten, also 3,28 pCt., so erscheint das sehr viel angesichts der insgesamt verteilten 48 574 Eisernen Kreuze erster und zweiter Klasse, die 4,25 pCt auf die überhaupt ins Feld gerückten 1 146 355 ausmachen, unter denen sich die doch in erster Linie bedachten 33 101 Offiziere befanden. Wenn ferner berichtet wird, daß von den erwähnten 2531 jüdischen Soldaten über 200 befördert wurden, so spricht das auch für Militärtauglichkeit, denn das sind wenigstens 8 pCt, ein Satz, der wohl nur aus dem hohen Prozentsatz an Einjährigen zu erklären ist. Die Tauglichkeit beim Militär hängt ja im hohen Grade von der Intelligenz ab, und da scheint denn das Moment, das in den Friedenszeiten den Prozentsatz der Juden im Heer in erster Linie herabdrückt, nämlich der hohe Prozentsatz der Einjährigen unter den jüdischen Soldaten, die Militärtauglichkeit der Juden doch nicht unwesentlich zu erhöhen.

Die durch Wissen und Intelligenz erhöhte Brauchbarkeit hat allerdings mit dem, was unter „Militärtauglichkeit" verstanden wird, der körperlichen Tauglichkeit, wenig zu tun. Daß aber auch letztere nicht hinter der allgemeinen Tauglichkeit zurücksteht, ist unschwer zu erweisen. In Rußland, wo die Militärtauglichkeit der Juden weder durch einen hohen Prozentsatz an Einjährigen, noch durch zahlreiche jüdische Taufen und Mischehen statistisch beeinflußt sein kann, und wo ihre wirkliche Militärtauglichkeit durch jämmerliche wirtschaftliche Verhältnisse, schlechte Ernährung und Behausung, außerordentlich herabgedrückt ist, ist die Militärtauglichkeit der Juden nach offiziellen statistischen Zahlen um 39 pCt. größer, als diejenige der übrigen Bevölkerung. Das ergibt sich aus Folgendem: Nach der Volkszählung von 1897 bildeten die Juden 4,13 pCt. der russischen Bevölkerung. Nach dem offiziellen Regierungsanzeiger (1902 A 34) waren bei der Rekrutenaushebung im Jahre 1901 5,73 pCt. der Ausgehobenen Juden. Selbst wenn man annehmen will, daß bei den Juden auf die wirkliche Tauglichkeit weniger Rücksicht genommen wurde, so würde ja doch die Leistungsfähigkeit der Armee zu sehr darunter leiden, wenn das ganze Plus von 39 pCt. der Tauglichkeit auf einen bei den Juden angelegten kleineren Maßstab für die Tauglichkeit zu setzen wäre. Für diejenigen, die den Einfluß von Alkohol auf Geist und Körper — namentlich in jungen Jahren — kennen, genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß Griegorieff fand, daß in St. Petersburg unter 42 Schulknaben im Alter von 8—11 Jahren 37 tranken (28 tranken Branntwein, 11 Wein oder Bier; siehe: „Der Alkoholismus", Jahrg. I, Heft 4, S. 450), und daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß unter den 93 pCt. akoholvergifteten Kindern sich auch nur ein jüdisches befunden hat — es genügt wohl, sage ich, hierauf hinzuweisen, um auf ganz natürliche Weise die größere Militärtauglichkeit der Juden, trotz ihrer miserablen wirtschaftlichen Lage, zu erklären.

In Deutschland bestehen, wenn auch nicht im selben Maße, ähnliche Unterschiede. Auch in Deutschland wirkt der Alkohol degenerierend in der nichtjüdischen Bevölkerung. Hinzukommen künstliche Ernährung der Säuglinge in der Fabrik arbeitender Mütter und — bis jetzt wenigstens — übermüdende Kinderarbeit vor und nach dem Schulunterricht, so daß ein sächsischer Arbeiter mit Recht sagen konnte: „In Unsereinem steckt ja von vornherein kein Kern." Angesichts dieser Verhältnisse ist es nicht erstaunlich, wenn die obigen, für den Krieg 1870/71 angegebenen und berechneten Zahlen eine überdurchschnittliche Militärtauglichkeit der Juden ergeben. Dasselbe Resultat würde sich ergeben, wenn die Militärtauglichkeit der abgefertigten Militärpflichtigen auch nach Religionsbekenntnissen aufgenommen resp. bearbeitet würde. Dasselbe würde Herrn Liebermann von Sonnenberg sicher wenig Vergnügen machen. Da er aber entgegengesetzter Meinung ist, so bietet er vielleicht seinen Einfluß dahin auf, daß solche Statistik aufgemacht werde. In derselben wäre natürlich die Scheidung nach Stadtgeborenen und Landgeborenen ebenfalls beizubehalten. Gerade durch diese Scheidung könnte man erfahren, ob der die Militärtauglichkeit anscheinend herabdrückende Einfluß der Stadtgeburt — im Jahre 1902 waren 58,50 pCt. der Landgeborenen, gegen 53,98 pCt. der Stadtgeborenen (in der Stadt Berlin gar nur 34,7 pCt.) der Militärpflichtigen tauglich — nicht wesentlich Berufseinfluß ist. Liegt doch bei einigen recht großstädtischen Armeekorps der Prozentsatz der tauglichen Stadtgeborenen über demjenigen der Landgeborenen.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Die drei bewußten Unwahrheiten des Herrn Kröfell.** Von einem Freunde unseres Blattes, der dem Prozeß Kröfell-Derenthall beigewohnt hat, erhalten wir folgende Zuschrift:

„In Ihrer Nummer 18 schreiben Sie in dem Artikel: „Herr Kröfell und sein letzter Prozeß": „Wenn es sich wirklich so verhält, würden also „nur" zwei bewußte Unwahrheiten übrig bleiben." Diese Bemerkung beruht auf einem Irrtum. Der Gerichtshof hat den Fall Slöcker für unaufgeklärt gehalten, die **drei** bewußten Unwahrheiten bleiben also trotzdem sitzen. Es heißt in den Erkenntnisgründen:

„Der Gerichtshof hat 1. in dem Falle Wangenheim, 2. bezüglich der Behauptung, daß das Konsistorium seine Wahl wünsche und 3. in der Behauptung: er habe von einem Freienwalder gehört, daß Dr. Schütze früher freisinnig gewesen, also in mindestens drei Fällen den Nachweis für geführt erachtet, daß Kröfell bewußt die Unwahrheit gesagt habe."

**Rektor Ahlwardt** hat, wie die „Deutsche Hochwacht" berichtet, im „Jungdeutschen Bunde", anschließend an den Vortrag des Schriftstellers Nickol, in längerer Rede sich über den Gedanken einer „völkischen Vereinigung" ausgesprochen, in der allein die Zukunft der arischen Rasse gesichert werde. Wie der Amerikanismus in den Vereinigten Staaten, ferner England und Rußland durch ihre ungeheueren Bevölkerungsmassen ihren Einfluß in der Welt begründen, so müssen auch die indogermanischen Teile Mitteleuropas über die engen Grenzen des Nationalismus hinaus durch gemeinsames Wirken sich den gebührenden Platz sichern. Ahlwardt will demnächst wieder an die Oeffentlichkeit treten und hofft, wie in den 80 er Jahren den Antisemitismus in die weitesten Kreise tragen zu können. Sein radikal antisemitisches Programm will er in einem besonderen Vortrage darlegen; es gründet sich auf die Philosophie Eugen Dührings. Der Vortrag wird gleich nach dem Pfingstfeste stattfinden.

Ist da nicht zu befürchten, daß Ahlwardt dem Grafen Pückler Konkurrenz machen wird? Es sollte uns gar nicht wundern, wenn die Geschäftsleute der „Staatsbürgerztg" Versammlungen veranstalteten, bei denen die beiden antisemitischen Herren gemeinsam auftreten!

**Vom antisemitischen Reichstagsabg. Grafen Reventlow.** Das „Neue Montagsblatt" des Abg. Eduard Bernstein schreibt: „Graf Reventlow bestreitet uns gegenüber auf das Entschiedenste, jemals auch nur indirekt dem „Züricher Sozialdemokrat" Mitteilungen zugängig gemacht zu haben. Unsere bezügliche Bemerkung fußte auf dem Umstand, daß zur gleichen Zeit, wo Graf Reventlow engere Fühlung mit unserer Partei und insbesondere mit Bruno Schönlank hatte, dieser dem „Züricher Sozialdemokrat" Artikel über intimere Verhältnisse des Schleswig-Holsteinischen hohen Adels einsandte, die nur bei genauerer Kenntnis dieser Verhältnisse verfaßt werden konnten. Angesichts dieses Umstandes lag es nahe genug zu folgern, daß seine Quelle der junge, aus jenen Kreisen stammende Neophyt war. Im Angesicht der bestimmten gegenteiligen Erklärung des Grafen Reventlow jedoch sehen wir keinen Grund, den Vorhalt bestehen zu lassen."

**Bei der Reichstagsersatzwahl in Frankfurt a. O.** hat am kläglichsten der Kandidat der Wirtschaftlichen Vereinigung, der von Liebermann von Sonnenberg und Dr. Hahn auf den Schild erhobene Generalmajor von Jagwitz, abgeschnitten. Noch nicht 3000 Stimmen sind auf ihn entfallen, während der Kompromißkandidat der Liberalen und Konservativen, Bassermann rund 11800, der sozialdemokratische Kandidat Dr. Braun rund 11400 Stimmen erzielte; und das, trotzdem der gesamte antisemitisch-bündlerische Generalstab für ihn im Wahlkampf eingetreten war.

**Die „Kattowitzer Judenschaft"** sollte nach einer Behauptung des katholischen Pfarrers Skowronek in Bogutschütz dem polnischen Reichstagsabgeordneten Korfanty zu seiner Wahl gratuliert und ihm einen Blumenstrauß überreicht haben. In einem späteren Briefe an die „Voss. Ztg." hat er nun zwar von dem Blumenstrauße und der Judenschaft nicht mehr gesprochen, bei einer „Verbrüderungsszene" aber ist er geblieben, da er wörtlich sagte, „daß der polnisch-sozialdemokratisch-jüdische Reichstagsabgeordnete Korfanty am Abend der Stichwahl von zahlreichen Juden zu seinem Wahlsiege beglückwünscht wurde". Von den angeblich zahlreichen Juden nannte er sodann einen einzigen. Jetzt schreibt nun Herr Stadtrat Salomon Wiener in Kattowitz der „Voss. Ztg.":

„Daß der eine oder der andere unter den hiesigen jüdischen Kaufleuten, welcher mit Herrn Korfanty in Geschäftsverbindung steht, aber einer seiner ehemaligen jüdischen Schulkameraden (Korfanty hat das paritätische Gymnasium in Kattowitz besucht. D. R.) ihm bei einer Begegnung zu seinem persönlichen Erfolge gratuliert habe, erscheint nicht auffällig. Es kann daher ohne besondere Beschämung zugegeben werden, daß der Kaufmann Grünpeter, welcher Wäschelieferant des Redakteurs Korfanty gewesen ist, ihm am Abend der Stichwahl im Café Monopol gratulierend die Hand gedrückt hat. Damit ist aber das Beweismaterial des Herrn Skowronek erschöpft. Der Blumenstrauß scheint nur in seiner üppigen Phantasie zu wurzeln, da er jetzt völlig unter den Tisch gefallen ist."

Herr Wiener geht sodann des näheren auf die Kattowitzer Wahl ein:

„Für die Zentrumspartei kandidierte der langjährige Abgeordnete Letocha, welcher in der Hauptwahl 19 992 Stimmen erhielt. Der freisinnige Kandidat, Bürgermeister a. D. Schneider, erhielt 3033 Stimmen. Ferner kandidierten seitens der polnischen Partei der Redakteur Korfanty und für die Sozialdemokratie der Tischler Moransky. In der Stichwahl erhielt Amtsgerichtsrat Letocha 22875 Stimmen. Sein Stimmenzuwachs gegenüber der Hauptwahl von 2883 Stimmen stammte wohl ausnahmslos aus dem freisinnigen Lager. Der Sieg fiel jedoch den Polen zu infolge ihres Kartells mit den Sozialdemokraten und weil die Krawalle in Laurahütte drei Tage vor der Stichwahl seltsamer Weise für die polnische Kandidatur Stimmung machten. Die jüdischen Wähler stimmten in der Hauptwahl zumeist für den freisinnigen Kandidaten und in der Stichwahl, der Parteiparole entsprechend, für den Zentrumsmann, dem von den freisinnigen Stimmen nur 100—200 verloren gegangen sind. Das loyale Verhalten der Freisinnigen im Wahlkreise verdient besondere Würdigung angesichts des Umstandes, daß aus der Zentrumspartei heraus ein sehr gehässiges Flugblatt gegen die deutschfreisinnige Kandidatur verbreitet wurde. Den jüdischen Wählern wurde sogar ihre Angehörigkeit zur freisinnigen Partei als Provokation der katholischen Bevölkerung angerechnet, welche, wie verblümt angedeutet wurde, zu Massakres à la Kischinew Anlaß geben könnte. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein derartiges Flugblatt viel böses Blut machte, doch zweifelte man in urteilsfähigen Kreisen nicht daran, daß sein Inhalt nicht den Intentionen der Zentrumspartei entspreche, und schließlich wurde das Machwerk auch am Tage vor der Stichwahl von dem Wahlkreiskomitee der Zentrumspartei ausdrücklich desavouiert. Die Wahlniederlage des Herrn Amtsgerichtsrats Letocha ist von den jüdischen Wählern sehr bedauert worden und auch die freisinnige Partei hätte, da nun einmal der Wahlerfolg für einen Kandidaten ihrer Parteistellung nicht erreichbar war, niemandem lieber den Wahlsieg gewünscht als Herrn Letocha, da dieser, ein kenntnisreicher und verdienter Parlamentarier noch aus der Windhorstschen Schule her, von seinen Parteigenossen den Freisinnigen politisch noch am nächsten stand, und ferner, weil er während seiner langjährigen parlamentarischen Wirksamkeit den Ortschaften des Wahlkreises und vielen seiner Eingesessenen Gefälligkeiten erwiesen und überhaupt als ein Mann von echt humaner Gesinnung bei der Bevölkerung hoch in Ehren steht. Auch die Synagogen-Gemeinde Kattowitz hat vor Jahren von den guten Diensten des Herrn Abgeordneten Letocha in der Ministerialinstanz in ihrem Interesse Gebrauch gemacht. Es war also in der jüdischen Bevölkerung das Bedauern darüber, daß Herr Letocha Herrn Korfanty in der Stichwahl unterlegen ist, allgemein und das Märchen von dem einigegengesetzten Verhalten der „Kattowitzer Judenschaft", welches Herr Skowronek verbreitet, hat deswegen besonders verstimmt. Ich glaube, daß, wenn die Beanstandung des Korfantyschen Mandates schließlich zu einer Neuwahl führen sollte, die jüdischen Wähler, trotz Herrn Skowronek, bei der engeren Wahl mit überwältigender Mehrheit für Herrn Letocha eintreten werden. Daß sie dies aber schon im ersten Wahlgange und in Gegnerschaft zu einer aufgestellten freisinnigen Kandidatur tun, das kann kein gerechter Mann von ihnen verlangen."

**Ein antisemitischer Schmock** kann schreiben rechts, kann schreiben links. Der Herr „Chefredakteur" des antisemitischen Wurstblättchens „Deutscher General-Anz." Karl Sedlatzek, ist sehr erbost darüber, daß die Sympathien der großen Mehrheit des deutschen Volkes in dem japanisch-russischen Kriege auf Seiten der Japaner sind. Daran trage „die Hauptschuld die Judenpresse, die, von dem Worte „Kischinew" völlig behext, das deutsche Volk systematisch im Haß gegen das antisemitische Rußland erzieht."

Wenige Zeilen später aber macht der Herr „Chefredakteur" zu der Mitteilung, daß die Hamburg-Amerikalinie den Dampfer „Augusta Viktoria" an Rußland verkauft habe, die alberne Bemerkung: „Herr Ballin versteht das Geschäft". Nun wissen die Juden ganz genau, welche Stellung sie zu den beiden kämpfenden Parteien einnehmen sollen, um vor dem antisemitischen Gernegroß vom „Deutschen General-Anz." Gnade zu finden.

---

## Vermischtes.

**Moses Bier und das Eiserne Kreuz.** Generaloberst v. Loë hatte, wie unsere Leser sich erinnern werden, in einer Rede bei dem 25jährigen Papstjubiläum Leos XIII. einen Israeliten als einen der tapfersten Husaren des Feldzuges gefeiert und hingefügt, daß der Israelit für seine Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuze geschmückt worden sei; er drücke ihm bei jeder Begegnung die Hand, weil er ihn hochachte. Wie nachträglich bekannt wurde, hatte General v. Loë damit den Handelsmann Moses Bier in Bonn gemeint, nur hatte er sich insofern geirrt, als Bier nicht das Eiserne Kreuz befaß. Antisemitische Blätter und Redner hatten den Irrtum des Generals v. Loë damit erklärt, daß Bier sich schwindelhafterweise für einen Ritter des Eisernen Kreuzes ausgegeben habe. Der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg war in der Reichstagssitzung vom 7. März d. J. nochmals auf diese Angelegenheit zurückgekommen. Wie in der letzten Sitzung des Bonner Kriegervereins, dem Bier angehört, mitgeteilt wurde, hat sich Generaloberst v. Loë, nachdem ihm die Aeußerungen Liebermanns v. Sonnenburg bekannt wurden, von Bordighera in Italien aus an den Reichstagspräsidenten gewendet, um eine Richtigstellung zu veranlassen, die sämtlichen Abgeordneten mitgeteilt werden soll. In der dem Verein vorgelegten Richtigstellung heißt es der „Köln. Volksztg." zufolge: „General

v. Loë hat sich allerdings, als er in seiner Rede am 29. Juni 1902 in Bonn die Dekorierung des p. Bier erwähnte, in einem Irrtum befunden. Dieser Irrtum ist aber einzig und allein seine, des Generals Schuld. Bier war für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen, inzwischen erhielt der damalige Kommandeur des Königshusarenregiments, General v. Loë das Kommando der Brigade und glaubte nachher, die Dekorierung sei auch erfolgt. Was den p. Bier betrifft, so hat dieser weder vor der Rede von seiner Dekoration gesprochen, noch nachträglich die fälschliche Darstellung unterstützt. Vielmehr ist er nachher sofort zum General v. Loë gekommen und hat persönlich den Irrtum aufgeklärt."

**Die Konitzer Affaire vor ihrem Schlußakt?** Unter dieser sensationellen Spitzmarke faßt Herr Adolf Zimmermann, der s. Z. als Vertreter des „Berl. Lokalanz." viele Wochen hindurch unmittelbar nach der Ermordung Winters in Konitz weilte, in der von ihm herausgegebenen „Preußischen Korrespondenz" die Eindrücke zusammen, die er von einem jüngst wiedererfolgten Besuche der Stadt mit nach Hause gebracht hat. Wir registrieren in folgendem diese Auslassungen lediglich als Stimmungsbild, ohne uns die darin enthaltenen Kombinationen irgendwie zu eigen zu machen:

„An die Stelle antisemitischer Berliner Organe schroffer Observanz" — schreibt Herr Zimmermann — „sind in einer ganzen Reihe von Lokalen solche milderer Tonart getreten." „Das Publikum verlangt es!" erklärte Herrn Z. ein bekannter ehemaliger Antisemitenherbergsvater auf die Frage nach dem Grunde der Aenderung unter Achselzucken. Und wenn man auch nach wie vor vom „Morde" spricht, und recht eifrig über die Chancen seiner noch immer für möglich gehaltenen Aufklärung diskutiert, so bewegen sich die Vermutungen doch in wesentlich anderer Richtung als in der des ehedem als Anwärter für die Täterschaft so beliebten „Kneifer-Lewy" usw. Manch einer, der zurzeit der Ritualmordgläubigkeit der große Wort führte, versichert heute, er habe lediglich „nicht widersprochen", um sich zu der vox populi nicht in Gegensatz setzen zu wollen, um nicht „geächtet" zu werden. Kurz, die Wunde ist im Verharschen und wird voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit vernarbt sein. Woraus man allerdings nicht folgern darf, daß Konitzer Geschworene schon gegenwärtig in einem etwaigen auf den Mord bezugnehmenden Strafverfahren sich phantasievollen Erzählungen à la Masloff nicht mehr zugänglich erweisen würden.

Der Berliner Journalist ist überzeugt, daß die Behörden recht gut wissen, woran sie sind, die Erhebungen seien zu einem gewissen Abschluß gelangt, „es scheint" ihm, als ob „gegen bestimmte, notabene völlig uninteressante und im Zusammenhange mit dem Ende des Gymnasiasten Ernst Winter in der Oeffentlichkeit noch nicht genannte Personen ein ziemlich abgeschlossener Indizienbeweis vorliegt, was ihre Beteiligung an diesem Ende, der Zerstückelung des Leichnams und der Verschleppung von Leichenteilen anlangt."

Diese Andeutungen hat Herr Zimmermann von einem „angesehenen Mitgliede der Bürgerschaft ohne prononzierte politische Stellung." Um eine „Mordaffaire" handele es sich jedenfalls nicht, sondern um „Körperverletzung mit tödlichem Ausgange." Warum die „entscheidenden Schritte" noch nicht getan werden, ist dem Verfasser des Artikels nicht klar. Vielleicht wolle man den Indizienbeweis noch vermehren. Vielleicht hofft man noch eine weitere an der „Affaire" wahrscheinlich beteiligte Persönlichkeit ins Garn gehen zu sehen."

Zum Schluß bespricht Herr Zimmermann auch den Wechsel von Beamten. Aus Konitz seien mittlerweile auch weggezogen: Landgerichtsdirektor Schwedowitz, dem mancher das Strafmaß in dem einen Prozesse zur Last gelegt habe — mit Unrecht allerdings, denn er sei im Gerichtshof überstimmt worden! — ferner auch Zahnarzt Maibauer, der „geschäftige Leiter des vielbesprochenen antisemitischen Ueberwachungskomitees", und in dem Laden, in dem Lewy einst sein Gewerbe betrieb, widme sich ein Glaubensgenosse einem ganz unverfänglichen Handelsgeschäft. Auch auf die Zellesche Schrift „Wer hat Winter ermordet?" kommt Z. zu sprechen. Er glaubt, Zelle sei auf falscher Fährte, er könne „auf rein induktivem Wege, ohne über Konitz direkt unterrichtet zu sein, zu seinen Schlußfolgerungen gekommen sein, die auf eine gänzlich unbeteiligte Person hinzudeuten scheinen". Doch erinnert Herr Zimmermann daran, daß der Bruder des Stabsarztes a. D. Zelle als Spezialkommissar in Konitz tätig gewesen ist.

**Anläßlich der Einweihung der neuen Synagoge in Gotha** hat der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg dem Vorsteher der Synagogen-Gemeinde in Gotha, Kommerzienrat Galdschandt in Erwiderung auf ein Huldigungstelegramm der jüdischen Gemeinde folgendes Danktelegramm geschickt:

„Ich freue mich mit Ihrer Kultusgemeinde der Vollendung Ihres Gotteshauses und danke bestens für den freundlichen mir übersandten Gruß. Erbprinz Hohenlohe."

Bei dem Einweihungsakt statiete Herr Staatsminister Hentig seinen Dank für die Einladung mit folgenden Worten ab:

„Im Namen Seiner Durchlaucht des Regenten und der Herzoglichen Staatsregierung danke ich zuförderst für die freundliche Einladung zur heutigen Feier. Jede neue Stätte, die dem Gottesdienst errichtet wird, ist ein ragendes Zeichen für die Unvergänglichkeit des religiösen Sinnes in der menschlichen Natur, ein Denkmal des fortlebenden Idealismus, der nicht aufhört, nach dem Höchsten zu suchen und den irdischen Menschen im tiefsten und innersten Zusammenhang mit dem Ewigen zu denken. Solcher Sinn kann nur im Frieden der Religionsgemeinschaften untereinander gehütet und gepflegt werden. In unserem Lande ist uns dieser Frieden bisher beschieden gewesen; er wird, so hoffe und wünsche ich, auch für ferne, unabsehbare Zeit gewahrt bleiben. Indem ich im Höchsten Auftrage die Glückwünsche Seiner Durchlaucht des Regenten zur Vollendung ihres Werkes der kleinen, aber opferfreudigen Festgemeinde, die treu den Glauben ihrer Väter bewahrt, überbringe, schließe ich mich diesen Wünschen von Herzen an."

**Petersburg,** 8. Mai. Es ist erfreulich, daß in den gebildeten Kreisen Rußlands, vielleicht unter dem Eindrucke der traurigen Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, die Verachtung für die Hetzer, welche die Exzesse in Kischinew veranstaltet hatten, immer deutlicher hervortritt. So fand vor einigen Tagen in Petersburg die Generalversammlung der pädagogischen Gesellschaft eines Vereins der Gymnasial- und Bürgerschullehrer der Residenz statt, in der die Anwesenden, 178 Lehrer, einstimmig beschlossen, Kruschewans „Wessarabetz" für ihre Bibliothek abzubestellen und sich auch die unentgeltliche Zusendung dieses von hohen Kreisen patronisierten antisemitischen Blattes zu verbitten.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**
Augustusbad bei Radeberg.
Bausin.
Bozen (Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen").
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.

Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Trombach in Thüringen.
Gaisenstein.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Großtabarz (Thüringen).
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Helden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Röm. Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Mariendaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburg. Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preuß, Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Nest. Grödner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberdozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzdrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schlierfee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel.
Thierfee.
Travemünde, Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern. Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wildbad im Schwarzwald, Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

In die Liste haben wir eingereiht: Cuxhaven, Nordsee-Hotel. Aus einer uns zur Verfügung gestellten Karte ersehen wir, daß der Besitzer dieses Hotels 1000 Stück Servietten mit der Inschrift: „Nordsee-Hotel Cuxhaven. Judenreines Haus. Besitzer Eduard Piller" bestellt hat. Der Fabrikant hat den Auftrag mit der Begründung, daß er Jude sei, abgelehnt.

* * *

Ein langjähriger Abonnent unseres Blattes teilt uns einige von ihm im vorigen Jahre in Swinemünde gemachten Wahrnehmungen mit. Er schreibt:

„Auf dem Seesteg in Swinemünde befindet sich ein Aussichtsturm, in dessen Inneren es von pöbelhaften antisemitischen Insulten geradezu wimmelt. Die Wände sind beschmiert mit Redensarten wie: „Jeder Jude ist ein Schwein." „Alle Juden müssen gehenkt werden, den Kopf nach unten" u. s. w. — Swinemünde ist durchaus kein antisemitisches Bad, es bedarf vielleicht nur eines Hinweises an die städtischen Behörden, um dem Unfug ein Ende zu machen. Als vor wenigen Jahren — so erzählte man mir in Swinemünde — Herr Schaurté, der Besitzer des Berliner „Monopol-Hôtels", die Pachtung des Kurhauses von der Stadt Swinemünde übernahm, fand er auch in dem Aussichtsturm dieses Etablissements ähnliche Schmiereien vor. Sofort ließ er sie entfernen und brachte ein Plakat an, daß das Beschreiben der Wände streng verboten sei und eventuell gerichtlich verfolgt werden würde.

Vielleicht bedarf es nur dieses Hinweises und die Stadt Swinemünde läßt sich indezug auf Takt nicht vom Pächter ihres Kurhauses beschämen. Jetzt vor Beginn der Saison wäre die richtige Zeit dazu, die alten Inschriften, die jeden anständigen Menschen, sei er Jude oder Christ, anekeln müssen, zu entfernen und während der Saison sollte man durch geeignete Plakate und durch genügende Aufsicht dem Unfug steuern."

---

## Heimatlos.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Fritz Skowronnek.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Maier schwieg und stützte den Kopf in die Hand. Ich ahnte, daß er Schweres noch zu berichten hatte. Gern hätte ich mir eine Zigarre angesteckt, um die kleinen Blutsauger zu scheuchen, die zudringlich geworden waren, aber ich scheute mich. Es kam mir vor, als würde sie diese tiefernsten Augenblicke entweihen. Ein leiser Wind hatte sich erhoben. Ueber den See ging eine leichte Dünung. Langsam hob und senkte sich das Boot, als wolle es den schwergeprüften Mann in Vergangenheit wiegen . . . .

„Nun kommt das Schrecklichste, Herr Doktor. Eines Tages hatte mich der Vater nach dem nächsten Dorf geschickt, um ein paar Pfund Salz zu holen. Ich hatte gut 10 Werst zu wandern und kam erst spät abends zurück. Wie ich aus dem Walde trete, sehe ich einen Feuerschein vor mir. Da packt mich die Angst. Ich laufe wie wahnsinnig und in mir schreit es: Das ist unser Haus, das da brennt."

Dem Manu brach die Stimme. Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte, daß sein starker Körper sich schüttelte.

Wenn man solche Dinge geschrieben liest, dann empfindet man nur den kleinsten Teil der Erregung, die den Zuhörer packt, wenn sie von dem Erzähler selbst ausstrahlt . . . . In meiner Erregung hatte ich nur die beiden Worte ausgestoßen: „Die Russen!"

Maier schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor, nicht die Russen . . . . der Graf war es . . . . so etwas konnten nur die polnischen Hängegendarmen ausführen."

„Hängegendarmen?"

„Ja, Herr Doktor . . . ." er weinte laut und schrie es fast hinaus: „Nicht erschossen oder erschlagen, nein, auf . . . . gehängt . . . . hatten die Mörder meinen Vater, meine Mutter . . . . meine Schwester . . . ." Ein fürchterliches Stöhnen entrang sich seiner Brust. Deutlich hörte ich, wie seine Zähne knirschten. Jetzt wußte ich, weshalb der Mann in all den Stunden, die ich schon mit ihm verlebt, niemals gelächelt hatte. Mir drängte sich ein Wort des Trostes auf die Lippen. Ich sprach es nicht aus. Ich hatte das Gefühl, als könne man solch einen Schmerz nur durch Schweigen ehren. Wenn der schwergeprüfte Mann mir das Vertrauen schenkte, seinen tiefsten Schmerz vor mir zu offenbaren, dann mußte er auch empfinden, daß ich mit ihm fühlte. Und ich glaube, daß in solchen Momenten die Seelen auch ohne Worte miteinander sprechen . . . .

In mir war der Zweifel aufgestiegen. Was sollte den Grafen zu solcher Greueltat getrieben haben? Es war, als hätte mein Gegenüber meine Gedanken empfunden. Er hob langsam den Kopf. Ueber den Spiegel des Spirding begann eben der volle Mond emporzusteigen. Riesenhaft groß, von der Luftspiegelung verzerrt, stand der alte Nachtwandler über dem Wasser, über den sein Widerschein wie ein rötliches Bad dahinfloß.

„. . . . Sie wollen wissen, weshalb der Graf . . . .? Ich weiß es nicht . . . . ich habe mir schon manchmal in stiller Nacht den Kopf darüber zermartert . . . . ich kann es noch immer nicht begreifen . . . . wegen dem Geld, das er meinem Vater schuldig war? Das ist nicht anzunehmen. Ich kann mir nur denken, daß der Graf gemeint hat, mein Vater habe die Russen gerufen . . . . daß er dafür hat Rache nehmen wollen".

„Wissen Sie denn ganz genau, daß es der Graf gewesen ist?"

„Herr Doktor, so genau, wie man es von einem Augenzeugen wissen kann. Ein altes polnisches Weib, das meine Eltern durchgefüttert haben, in der ganzen Zeit, hat es mir erzählt . . . ."

„Aber Ihre Eltern hatten doch ein Kind unter ihre Obhut genommen . . . . ein Wort von Ihrem Vater . . . ."

Maier hob beide Hände und zog den Kopf in die Schultern „Wer mir das Rätsel löst, Herr Doktor, dem will ich Hände und Füße küssen."

„Der Graf hat vielleicht geglaubt, Ihr Vater habe das Kind nur an sich genommen, um es als Unterpfand für die Schuldsumme zu bewahren . . . ."

Es dauerte merkwürdig lange, bis die Antwort kam. Und die Stimme klang ganz heiser: „Herr Doktor . . . . der Graf hat von dem Kinde nichts gewußt. Ich habe das Kind im Stall gefunden, dem einzigen Gebäude, das stehen geblieben war. Die Sensenmänner haben unsere beiden Kühe aus demselben Stall geführt und haben sie auf dem Hof geschlachtet . . . . das Kind haben sie nicht gefunden . . . ."

Ein Wirbel von Gedanken schoß mir durch den Kopf. War es möglich, daß der Vater dieses Mannes angesichts des Todes nicht den Mund aufgetan hatte, um dem Grafen sein Kind wiederzugeben? Nein, das war undenkbar, daß er sein Weib, seine Tochter opferte, um an dem Grafen Rache zu üben. Das war ja ganz undenkbar, denn wenn das Kind auch durch einen Zufall verschwunden war, dann mußte es doch in dem kleinen Gehöft gefunden worden sein. Rätsel über Rätsel! Ich begriff, wie ein Mensch, der in das Schicksal verstrickt war, darüber grübeln mußte, bis ihm die Denkschrift ihre Dienste versagte.

Meine Phantasie bekam zu arbeiten. Ich sprach aus, was ich dachte. Mein Gegenüber schüttelte zu Allem den Kopf. „Hören Sie auf, Herr Doktor. Der Mann, der das Rätsel hätte lösen können, ist tot. Ich habe vor ihm auf den Knien gelegen und habe ihn angefleht, mir die Wahrheit zu sagen. Herr, das ist gewesen 8 Tage, nachdem sein Kind in den Tod gegangen war . . . ."

In seiner Erregung hatte Maier nach den Rudern gegriffen. Wie ein Pfeil schoß das kleine Boot durch das Wasser. Und doch fühlte ich bei jedem Schlag das Zittern der Erregung in seinen Muskeln. Der Mond war inzwischen höher gestiegen, er war bleich geworden und zu seiner natürlichen Größe zusammengeschrumpft. Ich sah freundlich zu ihm auf. Es war gut, daß das Gestirn der Nacht am Himmel stand, denn aus dem Wasser stieg ein Nebel, langsam zogen die Schwaden um uns her . . . . Wir waren schon eine ganze Strecke gefahren, als Maier die Ruder wieder ins Boot hob und zu erzählen fortfuhr.

„Ich hätte das Kind nicht gefunden, wenn ich nicht zur Nacht in den Stall gekrochen wäre, um zu schlafen. Ich war totmüde, als ich mich in das Stroh warf, daß ich nicht das Weinen des Kindes hörte. Erst am andern Morgen habe ich mich daran erinnert. Ich hatte mir eine Leiter vom Stall genommen, habe meine . . . . Angehörigen abgeschnitten und auf der Stelle ein Grab gegraben. Das hatte lange bis über Mitternacht gedauert, denn ich besinne mich, daß der Himmel schon rot wurde, als ich in den Stall kroch. Wie ich aufwache, sitzt die kleine Nataschka bei mir, küßt mich und streichelt mich. Ich habe sie ausgefragt so, auch so, auch so, auch so . . . . sie wußte nichts . . . . Sie war mir immer nachgegangen, wenn ich in den Stall ging, die Kühe füttern. Vielleicht ist sie in den Stall gegangen, um mich zu suchen, denn sie hing so an mir. Sie erzählte nur immer: „Nataschka hat großes Feuer gesehen, hat sich gefürchtet und versteckt." Dann bin ich rausgekrochen, um was zu essen zu suchen. Da habe ich das alte Weib gefunden, das mir alles erzählte. Sie saß am Zaun und weinte."

„Und Nataschka?"

„Ja, Herr, das waren sehr schwere Augenblicke für mich. Aber was konnte das Kind dafür? Vielleicht, wenn die Kleine sich nicht versteckt hätte, dann lebte mein Vater, meine Mutter, meine Schwester . . . . Den ganzen Tag sind wir gewandert bis zum nächsten Dorf, denn das alte Weib wurde schon sehr schwach. In der Nacht noch bin ich weiter gegangen mit dem Kinde, das heißt, ich habe es fast mehr getragen. Ich habe sie ausgegeben für meine Schwester und man hat mir geglaubt, denn ich habe als Junge auch solche hellen Haare gehabt wie sie. So sind wir gekommen bis zu meinem Onkel nach Augustowo. Er hatte nur einen Kleinhandel und dabei eine große Familie zu ernähren. Und in den Kriegszeiten stockte der ganze Handel. Mein Onkel war kein Geschäftsmann. Sie werden sagen, jeder Jude ist ein Geschäftsmann . . . ."

„Nein, Maier, ich kenne genug Juden, um zu wissen, daß es unter Ihren Leuten genau so viel unpraktische Kerle gibt, wie bei uns."

„Nun ja, mein Onkel hat am liebsten bei seinen Büchern gesessen, gelesen oder geschrieben. Ja, auch geschrieben, Herr Doktor. Er war befreundet mit Dr. Gordon und Dr. Silberstein in Lyck, die den „Hamaggid" herausgegeben haben. Wie manches Mal bin ich zu Fuß von Augustowo nach Marggrabowa und von dort nach Lyck gewandert, um eine Schrift hinzutragen."

Eine Weile ließ ich ihn diese Erinnerungen ausspinnen, bei denen eine Erregung abstillte. Wir stellten fest, daß wir uns schon manchmal im Leben begegnet, aber achtlos aneinander vorübergegangen waren. Daraufhin zündeten wir uns eine Zigarre an und nun versuchte ich, Maier

wieder in das alte Fahrwasser zu bringen. Ich war neugierig, was aus Nataschka geworden war.

„Das ist eigentlich eine lange Geschichte für sich," begann Maier. „Ich muß sie heute ganz kurz erzählen, denn ich habe mit Ihnen noch etwas Anderes zu besprechen, was mich näher angeht. Also hören Sie, Herr Doktor. Unterwegs, wie ich mit der Kleinen gewandert bin, ist mir der Gedanke gekommen, auch vor dem Onkel und der Tante Nataschka für meine Schwester auszugeben. Deswegen habe ich sie schon unterwegs Mirjam genannt. Und die Kleine hat sich gefreut, daß sie einen neuen Namen bekommen hatte.

Mein Onkel hat mir ganz ruhig zugehört, dann hat er mich in sein kleines Stübchen genommen und zu mir gesagt: Den Leuten können wir sagen, daß das Kind Deine Schwester ist, aber mir mußt Du die Wahrheit sagen. Da habe ich ihm Alles erzählen müssen. Der Tante wird er wohl auch die Wahrheit gesagt haben, aber seine Kinder wußten es nicht! Er hat auch gleich angefangen zu forschen, wo der Graf geblieben wäre. Wir erfuhren, daß er der Anführer der Hängegendarmen gewesen ist! Er hatte sich freiwillig dazu erboten. Aber ob er in einem Gefecht gefallen war oder sich ins Ausland gerettet hatte, das wußte Niemand . . . . .

Die Mirjam wuchs auf wie eine Blume so schön und so lustig wie ein Vögelchen. Wie sie zwölf Jahre alt war, mußten wir sie hüten wie einen Schatz, denn die jungen Leute der Stadt hatten alle ein Auge auf sie. Und eines Tages kommt der reiche Simon Taminski, der Getreidehändler, und verlangt die Mirjam zur Frau für seinen Sohn Isidor! Nun sagen Sie, was sollte mein Onkel tun? Sollte er das Mädchen einen Juden heiraten lassen? Oder war er verpflichtet, ihr vorher zu sagen, wer ihre Eltern waren?"

In meinem Gehirn wirbelten die Gedanken durcheinander. Das Leben hatte wieder einmal gezeigt, daß es viel wunderbarere Romane ausspinnen kann, als die glühendste Phantasie zu ersinnen vermag! Noch ein anderer Gedanke stieg in mir auf: Der Mann da vor mir spielte auch eine Rolle in diesem Drama. Er hatte diese Mirjam geliebt . . . das Kind des Mörders seiner Eltern . . . .

Ich hatte unwillkürlich die Achseln gezuckt. „Ja, lieber Freund, das ist schwer zu sagen. Es waren doch alle Vorbedingungen vorhanden, daß das Mädchen an der Seite eines guten Gatten ein langes, glückliches Leben genossen hätte. Weshalb sollte man ihre schuldlose Seele mit entsetzlichem Wissen belasten, das sie zeitlebens unglücklich machen mußte?'

„Sehr recht, Herr Doktor. Nur eins stimmt nicht. Sie wäre mit dem Isidor nie glücklich geworden, denn sie liebte ihn nicht."

„Sie liebte einen Andern?'

Eine lange Pause. Maier sah nachdenklich auf das glimmende Ende seiner Zigarre, dann warf er sie mit einem plötzlichen Ruck in den See.

„Ja, sie liebte einen Andern, der sie auch liebte."

Jedes weitere Wort war überflüssig. Ich hatte ihn verstanden. Langsam sprach ich vor mich hin: „Und gerade diesen konnte sie nicht bekommen, ohne zu erfahren, daß er nicht ihr Bruder wäre."

Maier hatte dazu nur mit dem Kopf genickt. Erst nach einer langen Pause begann er wieder zu sprechen. „Ich hielt es nicht länger aus bei meinem Onkel. Ich ging mit einem Verwandten, der mit Fischen handelte, weg bis an die Wolga. Davon habe ich Ihnen ja schon erzählt."

„Und Mirjam?"

„Die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! Ich bin vielleicht ein Jahr weggewesen, da hörte mein Onkel, daß in Prostken ein Weinhändler Matuschewicz sich niedergelassen hat."

„Matuschewicz?" Mit dem Namen, der dem Erzähler wider seinen Willen entschlüpft war, wußte ich auch den Rest der Geschichte. Den Mann hatte ich auch gekannt. Von Prostken war er nach Lyck gezogen. Ich hatte als Gymnasiast jahrelang ihm die deutsche Korrespondenz geführt . . . . ein unheimlicher Mensch . . . . . Fast immer hatte er in seinem Stall drei, vier Wölfe, die er sich aus Rußland kommen ließ. Täglich zweimal ging er, nur mit einer Reitpeitsche bewaffnet, zu den Wölfen hinein, um sie zu zähmen, ehe er sie an einen Tiergarten weiter verkaufte. Wenn er dann nach einer halben Stunde wiederkam, dann waren seine Augen blutig unterlaufen . . . . Ich hatte auch die Nataschka gekannt . . . . seine Tochter aus erster Ehe. Das schönste Mädchen, das ich je gesehen, mit ihren himmelblauen Augen und dem goldig schimmernden Haar. Aber von einer düstern Schwermut und unnahbar . . . . Alle Männer flatterten um sie wie die Schmetterlinge ums Licht. Und der Alte zwang sie dazu, als Lockvogel zu dienen. Im vordersten Verkaufsraum, wo die Flaschen entkorkt wurden, hatte er eine „Kasse" eingerichtet. Da mußte das Mädel stundenlang sitzen. Bis sie dann eines Tages baden ging und nicht wiederkam . . . . sie war zu weit in den See hinausgeschwommen, bis ihre Kräfte sie verlassen hatten. Ohne einen Hilferuf auszustoßen, war sie untergegangen . . .

Das war die Mirjam gewesen! Wie im Traum hörte ich Maier erzählen, daß sein Onkel nach Prostken gefahren war und in dem Weinhändler den Grafen wiedererkannt habe, der ihm schon von früher her nicht fremd war. Mit großen Pausen und häufig stockender Stimme erzählte Maier, wie das Mädel gejammert, als ihr ihre Herkunft enthüllt wurde. Die ganze Wahrheit wurde ihr nicht enthüllt, sie erfuhr nur, daß Maier sie aus den Trümmern des väterlichen Schlosses gerettet habe . . . . Ich wußte noch mehr! Der Vater hatte ihr alles andere erzählt, aber in seiner Auffassung und sie glaubte ihm nicht . . . . War das nicht ein Schicksal, das den Menschen zermalmen muß? Ebenso grauenvoll wie die Tragödien der alten griechischen Dichter? . . .

Und kein versöhnender Schlußakkord dabei! Maier hatte den Grafen, wie er mir schon einmal gesagt hatte, nach dem Tode der Nataschka aufgesucht und ihn auf den Knien gebeten, ihm die Wahrheit über die letzten Augenblicke seiner Eltern zu sagen. Der Mann hatte ihm brutal jede Auskunft verweigert . . . .

Wir waren Beide verstummt und so tief in unsere Gedanken versunken, daß wir auffuhren, als der Sand unter dem Kiel des Bootes knirschte. Der Wind hatte uns langsam ans Land getrieben.

(Fortsetzung folgt.)


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 21. Berlin, 25. Mai 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon. Amt 6 Nr. 3576.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

### Herr Bruhn und der Konitzer Mord.

Unmittelbar nach ihrem Pfingstartikel, in welchem sie an die Ausgießung des heiligen Geistes erinnert, bringt die „Staatsbürgerztg." einen Artikel, in welchem sie an den ungesühnten Mord von Konitz erinnert und einen Kübel giftiger Verleumdung ausgießt. Dem Blatte geht das Schicksal der Stadt Konitz nah, „die noch immer nicht von dem Unglück befreit ist, einen ungesühnten, unter grauenhaften Nebenumständen verübten Mord in ihrer Chronik zu besitzen." Als ob nicht hunderte von Städten dasselbe Unglück hätten, die Stadt, in welcher die „Staatsbürgerztg." erscheint, sogar das Unglück, Dutzende ungesühnter Morde in ihrer Chronik besäße. Die „Staatsbürgerztg." hat nun einmal eine besondere Passion für den Konitzer Mord und wirft, da am 26 d. M. sich seinem Verleger Bruhn die Pforten des Tegeler Gefängnisses wieder öffnen, einen Rückblick auf die Vorgänge der Konitzer Angelegenheit, welcher Herr Bruhn ja auch seine Haft verdankt.

Zuvor aber ruft sie das Mitleid für ihren Verleger wach durch folgendes Zitat aus Iphigenie:

„Weh' dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt!
Ihm zehrt der Gram das nächste Glück von seinen Lippen weg
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Halle, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß,
Wo sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinanderknüpften."

Eine verkehrtere Anwendung dieses Zitates kann man sich kaum denken. Denn so paßt es schließlich auf jeden Zuchthäusler, auf jeden Raubmörder und würde mit dem dreifachen Wehe mehr noch als auf Herrn Bruhn, der doch schließlich jedenfalls eine Beleidigung wenigstens sich hat zu schulden kommen lassen, auf die vielen Unglücklichen in Konitz und Umgebung passen, die absolut nichts getan haben und doch lange, lange im Gefängnis ein einsam Leben führten und nach des Vaters Halle sich sehnten.

Indessen die Privatpassionen und die verkehrten Zitate der „Staatsbürgerztg." sollen uns wenig kümmern. Aber sie spricht von neuem davon, „daß eine Fülle von Umständen den Verdacht erweckt habe, daß in Konitz wieder einer jener aus Aberglauben erfolgten Blutmorde vorliege, an denen die Kriminalgeschichte keineswegs arm sei und die alle das gemeinsame Merkmal haben, daß sie ungesühnt blieben." Das Antisemitenblatt wiederholt also die unzählige Male widerlegte Ritualmordmär. Wir möchten nur wissen, woher die „Staatsbürgerztg.", wenn nach ihrer eigenen Behauptung alle diese Morde wie der Konitzer ungesühnt geblieben sind, weiß, daß es Ritualmorde gewesen sind. Weiß das Blatt es so bestimmt auch nur von dem Konitzer Mord?

Aber die „Staatsbürgerztg." insinuirt nicht nur, daß in Konitz Juden an Winter einen sogenannten Ritualmord verübt haben, sie wiederholt von neuem die unsere Justiz schwer beleidigende ungeheuerliche Insinuation, daß sie die jüdischen Mörder habe entschlüpfen lassen. „Erst als höhere Justizbehörden — schreibt sie — sich mit den Dingen beschäftigten, und als Berliner Kriminalbeamten hinausgesandt wurden, hieß es, unter den Juden sei der Mörder nicht zu suchen; man jagte anderen Spuren nach und ging in die Irre." Wir behaupten, daß man in die Irre ging, weil man erst auf die unsinnige Ritualmordbeschuldigung gehört hat, und dies ist auch der Grund, warum viele derjenigen Morde ungesühnt geblieben sind, bei denen man sich hat verleiten lassen, der vermeintlichen Ritualmordspur zu folgen.

Sehr gelungen auch ist die Behauptung des Blattes, es sei Herrn Bruhn vergönnt gewesen, durch sein Eingreifen in Konitz die Behörde vor einem Mißgriff zu bewahren, der beispiellos in der Kriminalgeschichte gewesen wäre" Gemeint ist die Verhaftung des Schlächtermeisters Hoffmann. Als wenn es leider nicht häufig genug vorkäme, daß die Justiz einen Unglücklichen auf falschen Verdacht hin verhaften ließ, ja verurteilte und selbst hinrichten ließ; als ob mehrere derartige Mißgriffe nicht in der Konitzer Angelegenheit vorgekommen wären! Von einem, „in der Kriminalgeschichte beispiellosen Mißgriff" zu reden, ist daher eine ungeheuerliche Uebertreibung, die nicht entschuldigt werden kann durch das Bestreben des Blattes das Verdienst seines Verlegers möglichst zu erhöhen.

Und wiederum tut die „Staatsbürgerztg." so, als wenn Herr Bruhn nur wegen Beleidigung Konitzer Juden zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden wäre, und nicht auch, weil er als Verleger der „Staatsbürgerztg." und Inspirator gewisser Artikel der Mitschuld an den unsere Justizbehörden auf das gröblichste beschimpfenden Artikeln, die dem Redakteur des Blattes, Dr. Böttticher, ein volles Jahr Gefängnis eingetragen haben, überführt wurde. Daran ändert auch nichts, daß dte „Staatsbürgerztg." für den „Beleidiger Konitzer Juden" einen demonstrativen großen Begrüßungskommers veranstaltet und dazu alle deutschgesinnten Männer und Frauen einladet. Die Anwesenheit der Abgeordneten der Reformpartei und vieler Redner und Führer der antisemitischen Bewegung sowie das bei antisemitischen Veranstaltungen seltene „freie Entree" (fett gedruckt in der Einladung) sollen das deutschgesinnte Publikum anlocken.

In einem Punkte schließen wir uns den Wünschen der „Staatsbürgerztg." an. Auch wir wünschen, daß die Behörden in der Lage sein möchten, den Mord seiner Sühne entgegenzuführen. Wir wünschen es auch, wenn der Mörder ein Jude sein sollte, nur behaupten wir schon jetzt, daß der etwaige jüdische Mörder aus allen nur denkbaren Motiven gehandelt haben dürfte, nur nicht aus den den Juden nicht nur fernliegenden, sondern gänzlich fremden Ritualmordgelüsten. Wenn die „Staatsbürgerztg." höhnisch ihre Erwartung damit begründet, daß die Behörden ja erklärt haben, es bedurfte der Mithilfe des Herrn Bruhn nicht, sie hätten es allein machen können, verdunkelt sie wieder den Standpunkt. Herr Bruhn kann durch seine unerwünschte Hilfe die Sachlage so verwirrt, die Spuren so verwischt haben, daß alle Behörden der Welt vielleicht nicht mehr in der Lage sind, nach vier Jahren den Mörder zu finden. Ein ungeschickter, ein verblendeter — wir wollen von anderen Möglichkeiten schweigen — Helfer kann mehr verdunkeln, als tausend noch so gewiegte und eifrige Kriminalbeamte aufhellen können. Immerhin wollen wir wünschen und hoffen, daß Herrn Bruhns „Hilfe" die Sühne nur aufgeschoben, nicht aufgehoben hat. So viel steht fest, daß, wie die Leser aus den nachfolgenden Mitteilungen ersehen, die Behörden die Hoffnung noch nicht aufgehoben haben und eifrig an der Lösung des Konitzer Rätsels arbeiten.

* * *

Von Marienwerder aus, dem Sitze der Oberstaatsanwaltschaft (für den Oberlandesgerichtsbezirk Marienwerder, in welchem Konitz liegt), wird durch die „N. Westpr. Mitt." und dann durch das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau folgende Notiz verbreitet:

„Wie wir aus ganz zuverlässiger Quelle hören, enthalten die von vielen Zeitungen neuerdings gebrachten Mitteilungen über die bekannte Konitzer Mordsache neben einzelnem Zutreffenden sehr viel Unrichtiges und Unerwiesenes. Von den zuständigen Behörden wird die Veröffentlichung dieser Mitteilungen im Interesse der Erforschung des Sachverhalts tief beklagt. Ob die jetzt von neuem eingeleiteten Ermittelungen irgend welches Licht in die bisher so dunkle Sache bringen werden, läßt sich noch gar nicht übersehen."

Aus dieser Erklärung geht hervor, daß allerdings Ermittelungen **von neuem** eingeleitet sind. Und das antisemitische „Konitzer Tageblatt" vom 20. Mai, das noch tagsvorher sarkastische Bemerkungen über die „auswärtige Dichtung" gemacht hatte, bringt nun in fettgedruckten Lettern an der Spitze des lokalen Teils folgende Aeußerung:

Kommt der gräßliche, an dem Gymnasiasten Ernst Winter im Jahre 1900 hierselbst verübte Mord oder (um die andere Meinung wiederzugeben) Totschlag noch einmal an das Tageslicht? Wie viele Tausende und Abertausende haben, speziell in unseren Ostprovinzen, diese Frage wohl schon aufgeworfen und wie viele, die durch diese Untat in Bedrängnis und Elend geraten, haben schon die göttliche Allmacht um die Lösung dieses furchtbaren Rätsels angefleht! Endlich, endlich ist man nun in der Lage, auch diese Frage beantworten zu können, und zwar mit einem Ja!!! In nicht allzuferner Zeit wird, wie wir von bestunterrichteter Seite bestimmt erfahren, der hiesigen Bevölkerung volle Aufklärung über die Schreckenstat zuteil werden!! Es können Tage, es können Wochen, es können Monate bis dahin vergehen, doch der Tag ist nahe, an dem auch dieses Rätsel seine Lösung finden wird. Leider können wir vorläufig weiter nichts mitteilen, doch meinen wir, daß diese Gewißheit allein genügen wird, um in unserer Bevölkerung ein Gefühl der Beruhigung in dieser Angelegenheit hervorzurufen. Auch hier wieder wird also der alte fromme Vers zur Wahrheit: Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein, was durch Langmut er versäumet, holt mit Schärf' er wieder ein.

Es scheint sich demgemäß doch nicht wohl um bloße Phantasien zu handeln, sondern es müssen gegend irgendwelche Personen genügend ernstliche Verdachtsmomente vorhanden sein.

Auch der Graudenzer „Gesellige" erfährt auf Grund von Informationen aus zuverlässiger Stelle in Konitz, daß an die dortige Staatsanwaltschaft — wie auch von der liberalen „Ostdeutschen Tagesztg." in Konitz bestätigt wird — eine große Anzahl schriftlicher und mündlicher Anzeigen ergangen sind, welche dazu mitgewirkt haben, daß gegen Masloff, Berg, Roß und Genossen ein **Verfahren eingeleitet** wird, um ihnen **Gelegenheit** zu geben, sich von dem Verdachte zu reinigen. Damit ist noch nicht gesagt — so wird von zuverlässiger Seite versichert —, daß eine Aufklärung des Mordes oder des an Winter verübten Totschlages bald zu erwarten ist.

Masloff hat, wie der „Gesellige" erfährt, nachträglich zugegeben, daß seine Familie den Winter gekannt habe. Die Familie Berg wohnte in einem kleinen Häuschen, das nur durch eine kleine Gasse von dem Langeschen Hause, in welchem Winter in Pension war, getrennt war.

Es ist nicht unmöglich, daß die „Haare von einem Katzenfell" zur Aufhellung der Täterschaft erheblich beitragen werden. Ein Gerichtschemiker soll an der Pappe, in welche Leichenteile des getöteten Winter gewickelt waren, kurze gelbliche Katzenhaare gefunden haben, und ebensolche Katzenhaare sind (angeblich) an dem Kinderwagen einer jungen Arbeitersfrau gefunden worden, mit welcher der Gymnasiast Winter ein intimes Verhältnis gehabt haben soll. Die Pappe war, wie bekannt, aus dem Hause eines Schneidermeisters, bei dem die Gesindevermieterin Roß Wäscherin war, jene Frau, welche aber auch gleichzeitig bei dem Fleischermeister Lewy Aufwartedienste verrichtete, und diesen immer zu belasten suchte. Jene alte Frau, die Schwiegermutter Masloffs, ist 1901 zusammen mit Masloff wegen Meineids mit Zuchthaus bestraft worden und bereits aus dem Zuchthause entlassen. Masloff befindet sich auf freiem Fuß und soll sich z. Z. in Magdeburg aufhalten.

---

## Der Wohltätigkeitssinn der Juden gegenüber den christlichen Mitbürgern.

Zu den zahlreichen ungerechten Anklagen, welche die deutschen Juden in den letzten Jahrzehnten über sich ergehen lassen mußten, gehört auch diejenige, daß sie zwar eine weitgehende Wohltätigkeit ausübten, dieselbe jedoch wesentlich nur wieder Glaubensgenossen zu gute kommen ließen. Die soeben erschienenen „Statistischen Untersuchungen über private Wohltätigkeitspflege mit besonderer Berücksichtigung der aktiven Teilnahme der Konfessionen an derselben" (bearbeitet von Anton Bing, Verlag von Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M.) legen im Gegensatz hierzu dar, einen wie warmen Anteil die Juden an dem Wohlergehen ihrer christlichen Mitbürger nehmen, in wie hohem Grade sie immer bereit sind, ihnen in Bedrängnis beizustehen, Ursachen von Not und Elend ihnen aus dem Wege zu räumen. Es wird hier gezeigt, wie wenig der Wohltätigkeitssinn der Juden an der engeren Stammesgenossenschaft oder der Glaubenszusammengehörigkeit eine Schranke findet.

Betrachten wir zunächst die Ergebnisse der Sammlungen für die im Jahre 1897 durch Hochwasser Beschädigten in Deutschland. In Berlin trugen 1476 Christen 121642 Mk., 232 Juden 62075 Mk. und 655, deren konfessionelle Zugehörigkeit unbestimmt ist, 17943 Mk. bei.

In Breslau ergaben 2148 von christlicher Seite stammende Beiträge 51392 Mk, 673 von jüdischer Seite stammende 24785 Mk. und 848 von unbestimmter Seite kommende 22056 Mk.

Für Frankfurt a. M. lauten die entsprechenden Zahlen
1007 Beitr. m. 13131 M. 311 Beitr. m. 11126 M. u. 665 m. 8226 M.
Für Hamburg
697 „ „ 75633 „ 102 „ „ 10858 „ „ 151 „ 7945 „
Für Leipzig
2160 „ „ 73228 „ 44 „ „ 3399 „ „ 2046 „ 17748 „
Für Stuttgart
3630 „ „ 94169 „ 188 „ „ 8216 „ „ 2916 „ 35014 „
Für Wiesbaden
490 „ „ 4701 „ 40 „ „ 425 „ „ 360 „ 1756 „

Im ganzen wurden gespendet von christlicher Seite 11608 Beiträge im Gesamtbetrage von 433 898 Mk., von jüdischer Seite 1590 mit 120 884 und 764 von konfessionell unbestimmter Seite 7641 Beiträge mit 110 689 Mk. Die sämtlichen 20 839 Beiträge ergeben eine Gesamtsumme von 665 471 Mk.

Von diesen Gaben entfielen daher auf Gaben von
christlicher Seite 55,7 % mit 63,2 % der Beiträge
jüdischer „ 7,6 „ „ 18,2 „ „ „
unbestimmter „ 36,7 „ „ 16,6 „ „ „
oder nur die bekannten Geber berücksichtigt
auf christliche Geber 88 % mit 78 % der Beiträge
„ jüdische „ 12 „ „ 21,8 „ „ „

Es beträgt aber der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung in den sieben Städten nur 4,21 %. Denn die Einwohnerzahl beläuft sich auf 3 573 203 und die Zahl der Juden auf 150 601. Demnach haben die Juden der Zahl nach wie nach Höhe der beigesteuerten Summe weit mehr beigetragen als nach ihrem Verhältnis zur Einwohnerzahl zu erwarten wäre.

In Frankfurt a. M. kommen auf 229 279 Einwohner 19 488 Juden oder 8,50 %. Sehen wir uns nun die Ergebnisse verschiedener in den Jahren 1895—1902 hier veranstalteter Sammlungen an. An der Sammlung für notleidende Armenier beteiligten sich 26 Christen mit 1440 Mk., 16 Juden mit 2106 Mk. und 45 konfessionell nicht näher bezeichnete Personen mit 2094 Mk.

Berücksichtigen wir nur die bekannten Geber, so haben sich 38,1 % Juden mit 59,4 % des Gesamtbetrages beteiligt.

Als für die Hinterbliebenen der Mannschaften des Schiffes „Iltis" gesammelt wurde, trugen 59,1 % Christen 48,3 % des Betrages und 40,9 % Juden 51,7 % des Betrages bei.

Zu den Gaben für die Weihnachtsbescheerung der auf dem Lande untergebrachten Pflegekinder des Frankfurter Armenamts steuerten 53,9 % Christen und 46,1 % Juden 45,5 bezw. 54,5 % bei.

Zu der Sammlung für die Unterstützungskasse der Frankfurter Berufsfeuerwehr gaben 89 Christen 4548 Mk, 59 Juden 3486 Mk. und 12 Personen unbestimmter Konfession 491 Mk. Der auf die Juden kommende Prozentsatz beträgt 39,9 bezw. 43,4.

Zu ähnlichen Resultaten kommt man, wenn man beispielsweise den Mitgliederstand, die Mitgliederbeiträge und Gabeneingänge bei 182 Vereinen in Süddeutschland und im Regierungsbezirk Wiesbaden berücksichtigt.

Nicht nur ist der eingangs erwähnte den Juden gemachte Vorwurf unberechtigt, sondern es wird umgekehrt geklagt, daß Juden sich in großer Zahl und mit erheblichen Beiträgen sogar an spezifisch christlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen und Sammlungen beteiligen, während es Christen fast niemals einfalle, für jüdische Zwecke auch nicht konfessioneller Natur etwas beizusteuern. Daß sich an den Sammlungen für die Juden in Kischinew Christen mehrfach beteiligten, erregte fast Aufsehen und findet jedenfalls nur seine Erklärung in den Ungeheuerlichkeiten, die damals das allgemeinste und tiefste Mitleid erregten.

Auch kommt es nicht selten vor, daß auf christlicher Seite die Beteiligung der Juden an Sammlungen für kirchliche Zwecke hier und da beanstandet wird, so daß, wenn das nicht der Fall wäre, die Beteiligung der Juden eine noch größere wäre.

Aus allem dem geht jedenfalls so klar als nur irgend möglich hervor, daß die Juden, obwohl sie für die Armen und sonst Unterstützungsbedürftigen aus ihrer Mitte fast ganz allein zu sorgen haben, doch noch ein weites Herz haben für die Not von Nichtjuden.

---

## Aus dem antisemitschen Lager.

**Hofprediger a. D. Stöcker** hat durch sein Eintreten für den klerikalen Kandidaten im Kreise Straßburg-Land in der gesamten evangelischen Bevölkerung Elsaß-Lothringens, nicht zuletzt unter den evangelischen Geistlichen, peinliches Befremden hervorgerufen. Er hatte für den Festgottesdienst, der die in Straßburg stattfindende 40. Jahresversammlung der Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission am 1. Juni einleiten soll, die Festpredigt übernommen. Der Vorstand der Landeskonferenz für Innere Mission in Elsaß-Lothringen, an dessen Spitze Dr. Curtius, der Präsident des Direktoriums der Kirche Augsb. Konf., steht, hat angesichts dieses Zwischenfalls unterm 21. d. M. Herrn Stöcker mitgeteilt, daß er im Hinblick auf seine Stellungnahme im Wahlkampf von Straßburg-Land auf seine Festpredigt verzichte. — Uebrigens hat die Hilfe Stöckers dem klerikalen Kandidaten Hauß nichts genützt. Er hat bei der Hauptwahl schlechter abgeschnitten, als im Jahre 1903 und wird in der Stichwahl dem demokratischen Kandidaten Dr. Blumenthal unterliegen.

**Von Herrn Kröfell.** Den feierlich versprochenen stenographischen Bericht über den in Stargard verhandelten Prozeß Kröfell-Derenthall hat das Organ des Herrn Kröfell „Der Mittelstand" noch immer nicht gebracht!!

Zu einer Nordlandfahrt der Hamburg-Amerika-Linie sind eine Anzahl Reichstagsabgeordneter eingeladen worden. Seitens der „Wirtschaftlichen Vereinigung" sind, wie das Kröfellsche Blatt mitteilt, zur Beteiligung an der Reise die Abgg. Kröfell und v. Damm ausgelost worden. — Aus dieser Notiz ersehen wir, daß der Abg. Kröfell der „Wirtschaftlichen Vereinigung" angehört. Die „Deutsche Hochwacht" meldete s. Z., Herr Kröfell wolle seinen Anschluß an die „Wirtschaftliche Vereinigung" erst vollziehen, sobald seine schwebenden Prozesse erledigt sind. Inzwischen scheint er sich eines Anderen besonnen zu haben.

**Zum Pückler-Unfug** schreibt uns Herr Rechtsanwalt Dr. B. unter dem 21. Mai:

„Gestern wurde in der Nähe des Zoologischen Gartens das beiliegende Flugblatt an Groß und Klein verteilt. Der Satz: „Auch Ihre Söhne, die schon das Gymnasium oder die Realschule oder irgend eine andere Schule besuchen, die müssen Sie auch jetzt erziehen zu schneidigen Antisemiten und müssen den Jungens einen gewaltigen und einen furchtbaren Zorn einimpfen gegen das fremde Gesindel, damit sie gegen ihre jüdischen Kollegen auf der Schule zu Felde ziehen und ganz fürchterlich dreschen" — enthält meines Erachtens ein Vergehen gegen § 130 St.-G.-B. Dieses Vergehen wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß die Aufforderung zu Gewalttätigkeiten gegen die Kinder der Juden nicht direkt ausgesprochen, sondern umkleidet ist. Die Anreizung zu Gewalttätigkeiten ist deutlich genug ausgesprochen, da der Graf Pückler inhaltlich sagte: „Ihr müßt dahin wirken, daß Eure Söhne die jüdischen Kinder fürchterlich

dreschen." Nicht nur die Eltern werden angereizt, sondern von allem die Knaben, die diese Aufforderung lesen. —

Der öffentliche Friede wird durch die Anreizung gestört. Denn der „öffentliche Friede besteht in dem Zustande des beruhigenden Bewußtseins der Staatsangehörigen, in ihren durch die Rechtsordnung gewährleisteten Interessen geschützt zu sein." Vergl. Anm. 21 zu § 130 St.-G.-B. bei Dalcke. — Zu einer Durchbrechung dieser Rechtsordnung wird hier direkt aufgefordert.

Auch um „verschiedene Klassen" der Bevölkerung handelt es sich, nämlich: um die Kinder der Juden, welche den Kindern der Christen gegenüber gestellt werden.

Es ist eines anständigen Mannes unwürdig, zu Gewalttätigkeiten gegen Schulkinder (!) aufzureizen, das gerügte Treiben ist geradezu gemeingefährlich. — Graf Pückler will die öffentliche Ordnung so weit untergraben, daß er Zwietracht und Gewalt sogar in die Schulen hineintragen will."

**Die „Fürstentumer Ztg.",** jenes nach der letzten Reichstagswahl zum ausschließlichen Zwecke der Bekämpfung und Verächtlichmachung Dr. Barths in Cöslin unter dem Protektorat des dortigen Regierungspräsidenten und Landrats auf Aktien gegründete Blatt, hat sich durch die Kennzeichnung „agrarisch-antisemitisch" beleidigt gefühlt. Warum? Agrarisch ist es doch bis auf die Knochen, denn es ist ja das Leibblatt des Herrn Abg. Malkewitz, der zum Bund der Landwirte in sehr nahen Beziehungen steht. Und wie kann es sich durch die ergänzende Bezeichnung „antisemitisch" gekränkt fühlen, sintemalen die beiden Redakteure der „Fürstentumer Ztg" strauume Antisemiten sind, die, beoor sie ihre Kräfte diesem Blatte widmeten, an antisemitischen Blättern tätig waren. Der eine war sogar im vorigen Jahr antisemitischer Reichstagskandidat in Stettin. Wenn sie in letzter Zeit sich des öfteren mißfällig über den Pückler-Radauantisemitismus geäußert haben, so andert das nichts an der Tatsache, daß sie selbst in den Spalten der „Fürstentumer Ztg." recht wacker in Antisemitismus machen. Das hatte von Anfang an die Folge, daß die zahlreichen großen jüdischen Geschäfte in Cöslin darauf verzichteten, in diesem Blatte zu inserieren. Vielleicht liegt auch der schlecht gespielten Entrüstung die stille Hoffnung zugrunde, den mageren Inseratenteil und die kärglichen Einkünfte durch Gewinnung der fetten jüdischen Annoncen aufzubessern. Die Hoffnung dürfte vergeblich sein, denn die Cösliner Geschäftsleute kennen ihre Pappenheimer.

**Die konsequente „Staatsbürgerztg."** Das Pücklerblatt zieht gegen den Einkaufstag zum Besten der Lungenheilstätten zu Belzig los, die dem Reklamebedürfnis gewisser Damen unserer guten Gesellschaft und dem Profithunger der Waarenhaus- und anderer Juden entsprungen seien. Die „Staatsbürgerztg." hat wieder einmal geflunkert. Denn weder Wertheim noch Tietz noch Jandorf oder sonst ein Waarenhaus hatten sich an dem Einkaufstag beteiligt, sondern es waren in der Mehrzahl mittlere Firmen Berlins. — Dieselbe „Staatsbürgerztg." schimpft bei jeder Gelegenheit auf die Konkursmasse-Ausverkäufe ꝛc. Aber auf der letzten Seite derselben Nummer des Blattes befindet sich eine mit dickem schwarzen Rande umrahmte Annonce:

Seltene Gelegenheit! Nur kurze Zeit!

Räumungs-Verkauf

der aus der

Konkursmasse A. Levy, Goldschmidt & Co. stammenden und anderer Waaren ꝛc.

„Vorne pickt er, hinten nickt er." Im redaktionellen Teil schimpft die „Staatsbürgerztg." auf Juden und Konkursmassen-Ausverkäufer, die Annoncengelder derselben aber streicht sie schmunzelnd ein.

---

# Vermischtes.

**Ein antisemitische Bank.** Der Prozeß gegen den Direktor und drei Aufsichtsratsmrtglieder der im Herbst 1902 verkrachten „Hannoverschen Landesbank", dessen viertägige Verhoudlungen vor der Strafkammer in Hannooer die Gemüter in Spannung hielten, beansprucht angesichts der Art der ganzen Gründung und der eigenartigen Geschäftspraxis, wie sie im Prozeß enthüllt wurde, allgemeineres Interesse. Bei der Bank handelte es sich, wie wir s. Z. mitgeteilt haben, um ein gleichsam politisches Unternehmen, das Ende der 90er Jahre von den dortigen Führern der Antisemiten ins Leben gerufen wurde, um gegenüber den Berliner oder ihrem Einfluß unterworfenen Banken ein besonderes Institut für die ausschließlichen Interessen der Landwirte, Gewerbetreibenden, Beamten ꝛc, zu schaffen, da in den Kreisen dieser Genasführten die antisemitische Bewegung ihren hauptsächlichen Boden fand. Es wurde eine Aktiengesellschaft gegründet mit einer Million Kapital, von dem aber zunächst nur 250 000 Mark „eingezahlt" wurden, das heißt nominell. Denn gleich die Gründung stellte sich als ein sehr zweifelhaftes Manöver dar, indem dem protollführenden Notar wohl dieser Betrag vorgezählt wurde; es wurden aber sofort wieder ca. 118 000 Mark davon weggenommen, die von den Gründern bezw. ihren Strohmännern nur leihweise für den notariellen Akt eingeschossen waren. Statt sich nun auf einfache redliche Bankgeschäfte zu beschränken, bekundete sich die Haupttätigkeit der antisemitischen Bank in den wildesten Spekulationen. Alle mögliche Leute, die mit den Direktoren oder Aufsichtsräten bekannt waren oder wurden, erhielten ohne jede oder ohne nennenswerte Deckung ein Konto eingeräumt, auf das lustig losspekuliert wurde. Gewerbetreibende mit nichts als ihrem Geschäft, Beamte mit nichts als ihrem Gehalt standen auf diese Weise bald mit Summen bis 100 000 Mk. Unterdeckung und darüber bei der Bank zu Buche. Vorstand, Aufsichtsräte, Buchhalter der Bank ꝛc. machten selbst eifrig in Ultimogeschäften, sogar unter fingierten Konten, für die es keine Inhaber gab. Der Direktor machte mit einigen Kunden halbpart, und was dergleichen antisemitische Scherze mehr sind. Die Gesamtverluste, fast ausschließlich durch solche wahnwitzigen Spekulationen verursacht, betrugen beim Zusammenbruch der Bank mehr als $1^1/_4$ Million Mk., so daß nicht allein das gesamte Aktienkapital, sondern noch ca. 200 000 Mk. Spareinlagen und 100000 Mk. an sonstigem eingezahlten Kapital verloren wurden, arbeitete von vornherein mit Unterbilanz, trotzdem wurden noch bis kurz vor dem Zusammenbruch nach kaum dreijährigem Bestehen die glänzendsten Geschäftsberichte veröffentlicht; es wurden Dividende und Tantiemen verteilt und so weiter. Zu diesem Zwecke wurden gefälschte Bilanzen vorgelegt und vom Aufsichtsrat, zum Teil wissentlich, genehmigt. Diese Machenschaften waren Gegenstand der gegenwärtigen Verhandlungen gegen den Direktor Schumann und drei Aufsichtsratsmitglieder, den Apotheker Oehlmann, den Schuhwarenfabrikanten Giesecke und dessen Prokuristen Weber. Das Urteil lautete gegen Schumann auf 2 Jahre Gefängnis und 2000 Mk. Geldstrafe, gegen Giesecke auf 6 Wochen Gefängnis und 500 Mk. Geldstrafe, gegen Oehlmann und Weber auf je 1 Monat Gefängnis und 500 Mk. Geldstrafe. Das Aufsichtsratsmitglied Dr. Lindström, ein bekannter antisemitischer Agitator und Hauptgründer der Bank, der als Zeuge auftrat, wurde abends nach Schluß des Prozesses in seinem Hotel tot aufgefunden. Angeblich ist er an einem Gehirnschlage gestorben.

**Eine konfessionelle Irrenanstalt.** In der „Deutschen med. Wochenschrift" vom 14. April d. J. sucht eine staatliche Irrenanstalt einen jungen Assistenz-

arzt und fordert Bewerber auf, durch Rudolf Mosse, Berlin SW., unter J. P. 5802 Auskunft zu verlangen, aber Zeugnisse, Lebenslauf, Photographie und Angabe der Konfession beizufügen. Da nicht die Angabe der „Religion", sondern der „Konfession" verlangt wird, scheint die „staatliche" Irrenanstalt nicht nur den Ausschluß jüdischer, sondern auch katholischer Aerzte anzustreben. Das Inserat ist eine Illustration dazu, wie selbst Leitungen staatlicher Anstalten die Verfassung zu umgehen wissen.

**Paris.** Selbst die „Libre Parole", die doch den Mund stets so voll zu nehmen pflegt, gibt trauernd zu, daß die Nationalisten bei den eben vollzogenen **französischen Munizipalwahlen** eine schwere Niederlage erlitten haben. Nicht nur haben sie in Paris 10 Sitze verloren, sie mußten es sogar erleben, daß an ihrer Stelle vielfach — Juden gewählt wurden. So wurde u. a. in Paris Mr. Fribourg, ein sozialistischer Republikaner, mit großer Mehrheit gewählt. In manchen französischen Gemeinden wurden Juden selbst als Bürgermeister gewählt, so Mr. Guggenheim in Chaumont. In Algier ist der Antisemitismus weiter zurückgegangen. Der famose Max Régis hat in der Hauptstadt selbst eine schwere Niederlage erlitten und in der Provinz haben die Republikaner überall triumphiert. In Constantine sind die Antisemiten so tief gesunken, daß sie bei den Juden um Stimmen betteln gingen. Sie versprachen ihnen alles mögliche, schmeichelten ihnen und bettelten so lange, bis diese sich betören ließen und ihre ehemaligen Schlächter selber wählten. Nur in Oran ist es den Nationalisten durch die unglaubliche Nachlässigkeit der Republikaner gelungen, sich in das Stadthaus einzuschleichen. Bei dieser Gelegenheit kam es zu großen Unruhen, in deren Verlauf ein Jude ermordet wurde. Es ist für den rapiden Rückgang des Antisemitismus in Frankreich bezeichnend, daß nur wenige Antisemiten es bei den jüngsten Wahlen gewagt haben, sich offen und unumwunden als solche zu bekennen. Judenfeindliche Proklamationen kamen nur sehr selten vor, und der Fall Dreyfus schien für die Judenfresser nicht mehr zu existieren. Die Republikaner sind sehr glücklich darüber, denn der Niedergang des Antisemitismus beweist, daß die französische Nation auf dem besten Wege ist, sich aus dem Staube zu erheben. Der durch den Antisemitismus bekundete Tiefstand ist endlich überwunden und die im Jahre 1906 stattfindenden Neuwahlen zur Deputiertenkammer werden hoffentlich Reaktion und Antisemitismus vollends vernichten.

**Der Prozeß in Kischinew.** Im Prozesse wegen der Ausschreitungen gegen die Juden im April 1903 stand kürzlich die letzte Gruppe zur Verhandlung, darunter Mordtaten, begangen an folgenden Personen: 1. Hirsch Bolgar, Kommissionär, verheiratet, Vater von sieben Kindern, 2. Aron Brachmann, Schuhmacher, verheiratet, Vater von zwei Kindern, 3. Isaak Rosenfeld, Hutmacher, verheiratet, Vater von zwei Kindern, 4. Josef Grünberg, Droschkenkutscher, ermordet auf offener Straße, während er auf dem Bock saß, verheiratet, Vater von zwei Kindern, 5. Jechiel Selzer, ein alter Kaufmann und Privatgelehrter, Besitzer eines kleinen Eisengeschäftes, 6. Hirsch Liß, Holzhändler. Diese am vorjährigen Ostermontag grausam Ermordeten waren sämtlich geachtete Leute, die sich von bescheidenem Gewerbe oder kleinem Handel redlich ernährten, so daß die offizielle Behauptung, irgendwelcher Haß der angeblich ausgebeuteten Bevölkerung hätte die Exzesse verursacht, ganz absurd erscheint. Von den vorgeladenen 80 Zeugen haben die meisten die geschehenen Verbrechen und die Identität der auf der Anklagebank sitzenden zwölf Mörder bestätigt. Eine Tochter des ermordeten Hirsch Bolgar ist, als sie Zeugnis ablegen sollte, beim Anblick des vor ihr stehenden Mörders, der vor ihren Augen den Vater totgeschlagen hat, plötzlich in Ohnmacht gefallen. Die zur Entlastung der Angeklagten vorgeladenen Zeugen, welche deren Nichtbeteiligung beweisen sollen, verwickelten sich in Widersprüche. Advokat Saradny hat wieder einmal Gelegenheit gehabt, den Nachweis zu erbringen, daß nicht nur eine agitatorische Organisation vor den Exzessen bestanden hat, sondern daß die Hetzer sogar nach den Exzessen noch ungehindert ihr dunkles Handwerk fortsetzten. — Am 18. Mai wurde das Urteil gefällt. Zwei Angeklagte wurden wegen Straßenunruhen zu acht Monaten Gefängnis mit Verlust einiger Rechte, zwei wegen schwerer Verletzungen an Juden zu einem Jahr schwerer Haft, zwei wegen Mordes zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Sechs des Mordes Angeklagte wurden freigesprochen. Die Zivilforderungen wurden als unbegründet zurückgewiesen.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen (Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Neußen").
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Trombach in Thüringen.
Gaisenstein.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Großtabarz (Thüringen).
Hahnenklee. Prinzen Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Helden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Röm. Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburg. Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preuß, Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kiefersfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Vorarlberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.

Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Nensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel.
Thiersee.
Travemünde, Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern. Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wildbad im Schwarzwald, Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

Von geschätzter Seite wird uns geschrieben:

„Unter den antisemitischen Erholungsorten ist die Mettlisalp aufgezählt. Sollte damit die Mettlenalp am Trümlitental gemeint sein, so liegt ein Irrtum vor; denn auf dieser Alp ist kein Wirts- oder Speisehaus, das den Juden den Zutritt versagte oder die schöne Aussicht auf die Jungfrau verleidete. Nur ein Senne verkauft Milch und macht schwerlich einen Unterschied nach religiösem Bekenntnis. Ich erinnere mich, nahe von Im-Hof im Haslitale einen Gasthof mit ähnlichem Namen gesehen zu haben; ob dieser Juden die Aufnahme verweigert, weiß ich nicht."

---

## Heimatlos.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Fritz Skowronnek.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

### II.

Beim Abschied hatten wir verabredet, daß ich Maier am nächsten Tage bei seiner Fahrt auf den Spirding begleiten sollte. Es war die Zeit der weißen Nächte, kurz nach Johanni. Der bleiche Schein, der die untergegangene Sonne am nördlichen Himmel begleitet, war schon weit nach Osten vorgerückt Noch ein paar Stunden, dann stand die Morgenröte am Himmel. Und mit dem ersten Sonnenstrahl brachen die Fischer auf. Sie hatten, wenn der Wind nicht günstig stand, mehr als eine Stunde zu rudern, bis sie auf ihren Fischgründen angelangt waren. Und der Spektor mußte sich noch früher aufmachen, denn das lange, plumpe Fahrzeug, an dem er die Hüttkasten schleppte, bewegte sich wohl sehr majestätisch, aber auch sehr langsam durch das Wasser.

Obwohl ich rechtschaffen müde war, konnte ich doch noch lange nicht einschlafen. Das düstere Schicksal, das Maier vor mir entrollt hatte, zog noch einmal an meinem Geist vorüber. Wer wirft dem Menschen die Loose? Ist es nicht ein Kinderglaube, zu meinen, daß dem Menschen nach seinem Verdienst Glück und Unglück, Freude und Leid zugemessen wird? Hatte die arme Nataschka durch ihre Geburt nicht allen Anspruch darauf, von sorgsamen Eltern behütet, in äußerem Glanz und Wohlleben aufzuwachsen? Nein, das Schicksal wirft sie in eine armselige Hütte, läßt sie unter dem verachteten Volk aufwachsen, und als sie ihren Vater wiederfindet, da fällt seine schwere Schuld auf ihre reine Seele und zermalmt sie! Und ebenso seltsam ist Maiers Schicksal! Es läßt ihn zum Retter des Kindes seines schlimmsten Feindes werden und teilt ihm als Lohn für seinen Edelmut den größten Schmerz zu, den ein Mann zu erdulden hat.

Schicksal, Du Ungeheuer mit dem Sphinxgesicht! . . .

. . . Als ich eben daran dachte, daß es Zeit wäre, aufzustehen, mußte ich eingeschlafen sein. Ich erwachte von dem Duft einer feinen Zigarette, den ich bis in meine unruhigen Träume hinein verspürt hatte. Mein Freund Boruch stand an meiner Hängematte und schüttelte mir kräftig die Hand. Mit einem Rucke setzte ich mich auf und rieb mir den Schlaf aus den Augen.

„Wo kommst Du hierher, alter Freund?"

„Wo soll ich hierherkommen? Aus Globowen! Der Maier kam in der Nacht angerannt wie wild, er hat keine Ruhe, er muß nach Hause nach Grodnow zu seiner Familie. Sowie er sich hingelegi hat, hat er angefangen zu träumen von einem großen Unglück, und dreimal dasselbe."

„Er hat mir gestern Abend seine Geschichte erzählt, da hat er sich dabei aufgeregt."

„Kann man wissen, lieber Herr Doktor, ob etwas daran ist oder nicht? Hundertmal träumt man und es ist dummes Zeug und hat garnichts zu bedeuten. Aber einmal träumt man und das ist wahr."

„Na, was soll denn seiner Familie passieren?"

„Herr Doktor, das fragen Sie, was einem Juden in Rußland passieren kann? Sind wir denn Menschen? Haben wir ein Recht, in Rußland zu leben? Wir leben doch nur soviel, als wir imstande sind, uns die Duldung zu erkaufen. Herr, das wissen Sie doch auch, weshalb fragen Sie noch? Aber ich muß gehen. Wenn Sie heute auf den Spirding fahren: Ich werde bei Sagon fischen. Vielleicht gibts große Brassen. Wird auch einer für Dich dabei sein!"

Die Müdigkeit hatte mir bald die Augen zugedrückt. Ich schlief weit in den Tag hinein, bis die Sonne mich fand und weckte. Ein paar Tage danach war meine Erholungszeit zu Ende; ich mußte abfahren, ohne von Maier etwas erfahren zu haben.

. . . Jahr und Tag waren vergangen, als ich wieder in die Heimat zurückkehrte. Auf dem Bahnhofe traf ich Maier. Wir sprachen uns nur einen Augenblick, denn er fuhr mit demselben Zug, aus dem ich ausstieg, nach Johannisburg. Beim Einsteigen rief er mir noch zu, er werde in 8 Tagen bei mir in Wiersba sein. Ich freute mich auf das Wiedersehen, denn der Mann war mir in den wenigen Stunden unseres einzigen Beisammenseins näher getreten als mancher andere, mit dem ich, wie das Sprichwort sagt, einen Scheffel Salz verzehrt hatte. Pünktlich nach einer Woche kam einer seiner Fischerknechte, durch den er mich bitten ließ, ihn am weißen Berge zu besuchen. Er habe die Sackstellerei übernehmen müssen und könne nicht zu mir kommen. Ob ich ihn ntcht besuchen wollte? Vorsichtigerweise gab ich dem Manne ein Dutzend Flaschen Bier mit. Gegen Abend hing ich meinen Drilling über die Schulter und wanderte auf den hohen Uferbergen des Beldahn dem weißen Berge zu.

Maier war mir auf halbem Wege entgegengekommen. Mit einer ehrlichen Freude reichte er mir die Hand. „Es ist Zeit, daß Sie kommen, Herr Doktor, ein Gericht Barsche, in Dill gekocht, wartet schon auf uns. Aber den Korb Bier können Sie wieder nach Hause mitnehmen. Ich habe Sie doch eingeladen."

„Das haben Sie sehr schön gesagt, mein lieber Freund; ich fürchte nur, Sie haben meinen Durst unterschätzt. Für gewöhnlich lasse ich es auch nicht soweit kommen, daß ich Durst verspüre, sonst wird's schlimm."

Maier lächelte: „Herr Doktor, ich habe mich auch auf Durst eingerichtet."

„Um so besser! Na, wie war der Fang in den letzten Tagen?"

„Sie wissen ja selbst, Herr Doktor, wenn heißes Wetter ist, wird etwas gefangen. Es könnte aber mehr sein."

Wir hatten gegessen und getrunken, wir hatten die Hüttkasten sehr eingehend auf ihren Inhalt untersucht, jetzt lagen wir einige hundert Schritt abseits von dem Lager der Sacksteller hoch oben auf dem Uferberge im weichen Grase. Ein kleines Feuer, das wir öfter mit einem grünen Tannenast beschickten, scheuchte durch einen Qualm die zudringlichen kleinen Blutsauger. Tief unter uns auf dem See zog ein kleiner Dampfer herbei. Er schleppte ein Holzfloß von der Länge einer ausgewachsenen Seeschlange hinter sich. Hier und dort stand auf dem Floß eine kleine Strohhütte. Davor brannte auf einer Unterlage von Ziegeln das Feuer, an dem die Leute ihre Abendsuppe kochten. Deutlich vernahm man das Aechzen und Stöhnen der Dampfmaschine.

Wir hatten von diesem und jenem gesprochen. Maier interessirte sich für alles. Er hatte viel gelesen und jedes Wort behalten. Im letzten Jahr hatte ich meinem Schwiegervater die Schriften der Bodenbesitzreformer geschickt. Die hatte Maier auch gelesen und sich seine eigenen Gedanken darüber gemacht. Es war ein Genuß, mit ihm darüber zu debattieren.

Eine ganze Weile hatten wir schon schweigend beieinander gesessen und unsere Gedanken fortgesponnen. Da sagte Maier so ganz unvermittelt:

„Herr Doktor, es muß eine Freude sein, so zu leben wie Sie. Viel Arbeit, aber schöne Arbeit. Und dann in jedem Jahr so vier Wochen ganz frei, ganz ungebunden"

Eine tiefe Sehnsucht klang in seiner Stimme. „Wissen Sie, was ich möchte? Ich möchte nur einmal in meinem Leben vier Wochen in Berlin leben und jeden Abend in einer Versammlung von Männern kluge Worte hören."

Ich mußte unwillkürlich lächeln. „Von dem Genuß bekommt man aber bald genug, lieber Freund."

„Mag sein, Herr Doktor, aber für mich wäre es eine Erinnerung, von der ich mein ganzes Leben zehren würde."

Ich nickte zustimmend. Das war auch eine der Naturen, die an den Felsen ihres Erdenloses geschmiedet sich vor Sehnsucht verzehren . . .

Wieder hatten wir eine Weile geschwiegen. Endlich begann Maier wieder: „Sie haben Recht, Herr Doktor; was habe ich damit zu tun, was deutsche Männer in politischer Versammlung besprechen? Wer bin ich? Was bin ich? Ein armer Fischerjude, der keine Heimat hat. Sie werden mir sagen, wo der geboren ist, da ist seine Heimat. Das ist nicht richtig, Herr Doktor, wenigstens nicht für uns polnische Juden. Wie sollen wir ein Land lieben, wo man uns schlimmer behandelt als das Vieh? Müssen wir nicht bei jedem Schritt, den wir auf die Straße machen, fürchten, daß man uns totschlägt wie einen tollen Hund? Gibt es ein Land, wo man Untertanen, die Jahrhunderte lang friedlich gelebt haben, so behandelt wie in Rußland? Was neulich in Kischinew geschehen ist, kann jeden Tag wo anders passieren. Ich könnte vielleicht richtiger sagen, es passiert jeden Tag, aber hier und dort nur einem! Und davon kommt nichts in die Zeitung.

Besinnen Sie sich auf die Nacht im vorigen Jahr? Sie werden vielleicht gelacht haben über mich. Sie haben auch zu Boruch gesagt, ich hätte schlecht geträumt, weil ich Ihnen die traurige Geschichte erzählt hatte. Nun mag sein, aber es war doch gut, daß ich nach Hause kam . . . . Ich habe geheiratet, sehr spät für einen Juden, erst mit 40 Jahren. Meine Frau lebte, wie wir uns im vorigen Jahr sprachen, in Grodno mit den Kindern. Ich hatte drei Kinder. Das letzte war damals vielleicht ein Vierteljahr alt!

„Was soll das heißen?"

„Hören Sie zu, ich werde Ihnen alles erzählen. Meine Frau hatte einen kleinen Handel. Auf dem Markt hat sie gestanden mit Zwiebeln, Gurken und Arbusen, Sie wissen doch, den großen Melonen aus Südrußland. Zu Hause hat sie ein Lager gehabt von Zigaretten, Zuckerwaren und Wollstoffen. Wenn sie auch nicht viel verdient hat, sie hat doch die Familie damit ernährt, sodaß ich von meinem Gehalt noch etwas sparen konnte. Vielleicht können Sie sich denken, was eine arme jüdische Frau in Rußland auszustehen hat, wenn der Mann nicht da ist. Da kommt der Polizist und nimmt eine Mandel Gurken. Aber bezahlen? Die Frau soll aufschreiben. Es sind bloß eln paar Pfennige. Aber jeden Tag! Und wenn das der einzige wäre. Aber da kommen die Beamten. Sie fragen: Was kostet dies, was kostet jenes? Und dann werfen sie ein paar Kopeken auf den Tisch und sagen einfach: ich gebe nur soviel. Wenn Du nicht zufrieden bist, verklag mich. Wie soll ein Handel dabei bestehen?"

„Erlauben Sie mal, Maier, die Praxis ist doch so: Man schmiert einen von den hohen Herren, dann hat man vor den kleinen Ruhe."

„Das weiß ich auch, Herr Doktor, aber das können nur die großen Kaufleute, nicht ein kleiner Handelsmann, dem im ganzen Jahr hundert Rubel übrig bleiben. Ich muß Ihnen noch eins sagen, Herr Doktor. Meine Frau hat leiden müssen wegen einer Dummheit von mir. Ich bin einmal über die Grenze gefahren und hatte vergessen, daß ich in der Rocktasche eine deutsche Zeitung hatte. Zum Unglück stand in der Zeitung ein böser Artikel über Rußland. Was meinen Sie, was ich dafür ausgestanden habe. Ich wäre heute in Sibirien, wenn der Pächter selbst, der Zocher, nicht hinübergekommen wäre und hätte mich freigemacht. Seit der Zeit hat meine Frau sehr zu leiden gehabt. Können Sie sich denken, wie einem zu Mute ist, wenn man hier sitzt und die Gedanken sind immer dort? Da kann man schon schlecht träumen! Meine Frau hat nicht zu mir geklagt, ich habe es von anderen Leuten erfahren. Und wissen Sie, was ich damals gefunden habe vor einem Jahr, als ich nach Hause kam? Meine Wohnung leer, die Türe zerschlagen, die Frau und die Kinder fort."

„Wie ist das möglich?"

„In Rußland ist alles möglich. Wie ich nachher gehört habe, hat meine Frau einem Polizisten nicht das Schock Gurken gegeben, was er verlangt hat. Er ging weg und drohte. In der Nacht sind die Beamten von der Steuer mit dem Polizisten gekommen, haben die Tür aufgebrochen und haben von meiner Frau verlangt, daß sie nachweisen soll, daß sie alles versteuert hat, was sie im Laden hat. Vielleicht ist nicht auf allen Zigaretten die Banderolle gewesen? Aber es war genug. Meine Frau wurde mit den Kindern in die Kosa gesperrt. Das Jüngste lag noch an der Brust."

Er stand auf und ging mit schnellen Schritten in das Dunkel des Waldes. Er wollte die Erregung niederkämpfen, die über ihn gekommen war. Das Feuer war niedergebrannt. Ueber den Kohlen stand ein feiner, bläulicher Schimmer. Ich griff zur Seite und warf ein Bündel Aeste

in die Glut. Ich freute mich über die emporschießende Flamme. Sie erschien mir wie ein Symbol der Seele, die sich aus der Bedrängnis emporringt, zu frischem Schaffen

Es dauerte lange, bis Maier zurückkam. Er warf sich neben mich ins Gras! „Ich werde mich kurz fassen, Herr Doktor. Das kleinste Kind starb im Gefängnis. Meiner Frau war die Nahrung versiegt, vielleicht aus Kummer, vielleicht auch wegen der schlechten Ernährung. Ich weiß nicht, wo es begraben liegt. Die beiden Andern haben wir so herausbekommen. Der Aufseher hat das Geld dafür genommen, aber der Kerl hat nicht einmal der Frau gesagt, wohin die Kinder kommen. So hat sich meine Frau gegrämt, daß sie manchmal geglaubt hat, der Verstand werde ihr stillstehen. Sie hat verlangt, vor den Richter zu kommen. Da hat man sie weiter gebracht nach einer andern Stadt. Dort hat sie noch zwei Monate gesessen. Dann hat der Aufseher gesagt: „Weib, ich weiß nicht, weshalb ich Dich füttere, gehe, wohin Deine Füße Dich tragen." Da ist meine Frau gegangen. Sie hat bei meinen Glaubensgenossen Unterstützung gefunden. Sie haben sie heimlich über die Grenze gebracht. Wie sie hier auf preußischem Boden am Tage weiter gewandert ist nach Johannisburg, hat der Gendarm sie getroffen. Er hat nach ihren Papieren gefragt. Da hat sich meine Frau vor ihm auf die Knie gelegt. Wie sie ihm erzählt hatte, was sie durchgemacht hat, dreht sich der Mann um und sagt: „Gehe zu Deinem Mann, ich habe Dich nicht gesehen!"

Unterwegs hat sie der Boguisch getroffen; Sie kennen ihn auch. Er fährt für eine Holzhandlung durch die Forst, um das Bauholz abzunehmen. Er hat meine Frau auf seinem Wagen nach Johannisburg gebracht . . . So, Herr Doktor, jetzt sagen Sie, daß wir eine Heimat haben."

III.

Maier hatte Recht behalten. Er hatte gemeint, solange seine Familie in Rußland lebte und er als einzelner Mensch, als Spektor auf den Seen herumfuhr, habe man sich nicht um ihn gekümmert. Das würde aber anders werden, sobald seine Frau mit den Kindern nach Preußen gekommen wäre. Vielleicht hätte das Auge des Gesetzes auch über diese Tatsache hinweggesehen, wenn er nicht aus Furcht vor der Ausweisung die Naturalisation nachgesucht hätte. Es dauerte ein halbes Jahr, bis er Antwort erhielt. Sie lautete ablehnend. Vier Wochen später kam die Aufforderung, das preußische Staatsgebiet zu verlassen. Maier meinte, als ich ihn das letzte Mal bei seiner Durchreise durch Berlin sprach, die preußische Regierung habe sich bei der russischen über ihn erkundigt Da sei er wohl als gefährlicher Mensch, der schlechte Schriften nach Rußland einzuschmuggeln versucht habe, angeschrieben gewesen. Durch Vermittelung des Generalfischereipächters erhielt er einen kurzen Aufschub. Er benutzte die Zeit, um an eine Gesellschaft zu schreiben, die sich mit der Ansiedelung von Juden in Südamerika befaßte. Die Adresse hatte er sich im Vorgefühl seines Schicksals aufgeschrieben. Er wurde angenommen, bekam Reisegeld und fuhr ab. Als es soweit war, schrieb er mir nach Berlin, er hätte den großen Wunsch, mich noch einmal zu sehen und zu sprechen. Ich erwartete ihn am Zug auf dem Bahnhof. Wir saßen ein paar Stunden in dem Bahnhofsrestaurant zusammen. Es war ein trauriges Wiedersehen. Der kräftige Mann von 50 Jahren war ganz grau geworden. Er sah aus, als wenn alle seine Spannkraft ihn verlassen hätte. Und dieser müde Zug zog durch alle seine Reden hindurch. Bitterkeit quoll aus jedem seiner Worte.

„Wenn Rußland uns ausstößt, dann verstehe ich es, denn es gibt kein Land auf der Erde, wo jedes Gesetz, jedes Gebot der Menschlichkeit so mit Füßen getreten wird. Aber hat das große Preußen nicht für einen armen Juden Raum, der sich ehrlich mit seiner Familie ernährt?" Jetzt gehe er in ein drittes Land, von dem er soviel wisse, wie ein kleines Kind. Als alter Mann müsse er dort ein neues Leben anfangen. Aber er liebe schon das Land, blos darum, weil es ihm Aufnahme gewähre . . .

Tief erschüttert ging ich heim, nachdem ich dem wackern Mann zum letzten Mal die Hand gedrückt. Ich hatte ein Menschenschicksal mitgelebt . . . . nein, das Schicksal von Hunderttausenden, die mit dem letzten Rest ihrer Habe aus dem Lande fliehen, in dem die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen . . . Ein Bild stieg vor mir auf . . . das Bild der Zukunft des alten Erdteils, der unbekümmert täglich soviel Kraft und Intelligenz aus nichtigen Gründen von sich ausstößt, der neuen Welt zu, mit der schon jetzt der wirtschaftliche Endkampf entbrannt ist.

Vor Kurzem habe ich einen Brief von Maier aus Argentinien erhalten. Er hat dort aus eigener Kraft, nicht unter der Obhut der Gesellschaft, der er sich anvertraut hatte, sich eine Existenz geschaffen. Er hat an dem großen Strom, der das Land durchzieht, eine Fischerei gegründet, dörrt und räuchert seinen Fang und handelt damit Wenn es auch nicht viel ist, er ernährt sich doch und hofft, daß er seinen Kindern eine g sicherte Existenz bieten wird. Die Menschen dort gefallen ihm nicht, wie er schreibt, aber wenn er sie mit den Russen vergleicht . . . Eine Stelle hat mich besonders gepackt. Er schreibt: „Wir sprechen deutsch. Meine Kinder werden die Sprache nie verlernen . . . . ich werde es nie vergessen, daß ich gelernt habe, in deutscher Sprache zu lesen und zu denken. Und noch eins: Ich habe das Gefühl verlernt, daß ich ein Jude bin, denn hier bin ich ein Mensch . . . . nur ein Mensch!"

## Briefkasten.

**D.** Außer den beiden neuernannten hohen jüdischen Offizieren gab es auch schon bisher einen jüdischen General in Oesterreich, nämlich den Feldmarschall-Leutnant Heinrich Porges, der bis vor kurzem Kommandant der Przemysler Festung war. Ferner ist auch ein Ingenieur-Oberst in der Kriegsmarine in Pola, der Elektrotechniker Moses Bursztyn im Oberstrange. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Nutzbarmachung der Elektrizität für das Schiffswesen haben ihm auch den Franz Joseph-Orden eingetragen. — Der jüdische Oberst Valabregue in Paris ist zum Kabinettschef des französischen Kriegsministeriums ernannt worden.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 22. Berlin, 1. Juni 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Der Märtyrer Bruhn.

Wie wir vorausgesehen haben, ist Herr Bruhn von seinen Tamtamfreuden anläßlich seiner Entlassung aus dem Tegeler Gefängnis als „Märtyrer" gefeiert worden, und auch an den bei den Antisemiten so billigen Lorbeerkränzen hat es nicht gefehlt. Der Lorbeer ist gänzlich diskreditiert, so billig ist er bei den Antisemiten zu haben; sie könnten Brombeerkränze winden. Was gemacht werden konnte, wurde gemacht. Nur können die Antisemiten nicht viel machen. Die Polizei hat ihre Stärke bedeutend überschätzt, als sie ein so großes Kontingent der Schutzmannschaft aufbot, um einen Aufzug zu verhindern. Ganze 600 Mann sollen sich nach Schätzung der doch wahrlich zur Ueberschätzung geneigten „Staatsbürgerztg." vor dem Tegeler Gefängnisse eingefunden haben. Freilich zu einer Pücklerversammlung oder zu einem Bruhnkommerse entschließt man sich eher, als einen Werktag zu opfern und nach Tegel zu pilgern.

Bei dem Herrn Bruhn zu Ehren arrangierten Festkommerse avancierte der geschäftskundige Zeitungsverleger zu einem — Luther! Der arme Luther! Was der sich alles gefallen lassen muß. Stöcker war der zweite Luther, Herr Krösell und andere Größen träumten sich auch als Luther, und nun verglich gar der Redakteur Kammer seinen Brotgeber auch mit Luther, und den Antisemitismus mit der Lehre Luthers.

Es hat — so sagte Herr Kammer u. A. in seiner Ansprache — in der deutschen Geschichte bereits einmal einen 26. Mai gegeben, das war im Jahre 1521 an dem Tage, an dem über Luther die Reichsacht ausgesprochen wurde. Damals hatte der einfache Mönch, der Mann aus dem Volke, vor dem höchsten Gerichtshof, vor Fürsten und Edlen Herren auf dem Reichstage zu Worms gestanden, als der Verkünder einer neuen Lehre, auch damals versuchte man diese neue Lehre niederzuhalten und den tapfern Streiter zum Widerruf zu zwingen, und doch erscholl damals das so schlichte Wort, das doch wie ein Donnerschlag wirkte, jenes: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen! (Stürmischer Beifall.) Und auch heute will man die neue Lehre des erwachenden reindeutschen, nationalen Gedankens unterdrücken, auch heute wird diese Lehre verdächtigt, als ob sie das Volk aufhetze gegen die Obrigkeit, aber auch heute noch gibts in unseren Reihen rückgratstarke Männer, die demgegenüber mit Luther sagen: Hier stehen wir, wir können nicht anders! Zu diesen Männern gehört auch unser Freund Bruhn (Jubelnder Beifall), unser Bruhn, der dafür, daß er nicht anders konnte, 6 lange Monate hinter Schloß und Riegel hat zubringen müssen. Er mag sich aber trösten und erheben an dem Gedanken, daß Tausende deutscher Volksgenossen hinter ihm stehen, daß Tausende treuer deutscher Männer dieselbe Ueberzeugung haben wie er, daß die nationale Bewegung, der antisemitische Geist nicht mehr aufzuhalten sind, und daß auch dereinst der Tag kommen wird, wo manchen hohen Herren die Augen aufgehen werden. (Lebh. Beifall.)

Wir haben diesen Teil der Kammerschen Rede wiedergegeben als besonders bezeichnend für den antisemitischen Größenwahn. Weiter hat es keinen Zweck und wir bitten um Entschuldigung.

Der Reichstagsabgeordnete Zimmermann hat auch einige recht charakteristische Redeblüten geleistet. Er verschmähte es nicht, von Konitz, Skurz, Xanten usw. als von dunklen Fragezeichen zu sprechen, als von Rätseln, welche „von der jüdischen Sphinx der modernen Welt aufgegeben sind." Daß Herr Zimmermann den Gedanken, dem es nicht Ruhe läßt, wenn ungesühnte Morde zum Himmel schreien, einen deutschen nennt, wollen wir seiner antisemitischen Geistesverfassung zugute halten. Jeder andere gebildete Mensch weiß, daß es keinem Kulturvolke Ruhe läßt, wenn ungesühnte Morde zum Himmel schreien. Selbst Herr Zimmermann aber sollte wissen, daß das Bild „ungesühnter Mord schreie zum Himmel" dem Alten Testament der Juden entlehnt ist. Aber Herr Zimmermann, der Antisemit, zitiert ja sogar den Juden Ben Akiba!

Es ist noch sehr viel großmäuliger Unsinn zu Ehren des Märtyrers Bruhn in den Germaniasälen geredet worden, mit dem wir unsere Leser aber nicht behelligen wollen.

### Eine sensationelle Wendung in der Konitzer Mordaffaire.

Unter dieser Ueberschrift bringt das „Berl. Tgbl." vom 1. Juni nachstehenden Artikel:

„Schon in den letzten Wochen gingen Gerüchte um, daß eine neue Spur gefunden sei; der Verdacht richtete sich, wie durch einen Berichterstatter bekannt wurde, gegen den Arbeiter Maßloff und den Schlosser Berg, Maßloffs Schwager. Maßloff ist bekanntlich der Mann, der vor Gericht beschworen hat, er habe in Levys Keller am Abend des Mordtages verdächtige Hantierungen bemerkt. Er wurde, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er diese Beobachtungen unmöglich von dem von ihm angegebenen Orte aus gemacht haben konnte, ins Zuchthaus gesteckt. Aus diesem wurde er erst kürzlich entlassen. Er begab sich nach Westdeutschland und fand dort in einer Fabrik Arbeit. Inzwischen arbeitete die Untersuchungsbehörde im Stillen unermüdlich weiter. Eine ganze Reihe Spuren wurde verfolgt. Das Ergebnis dieser Nachforschungen war schließlich, daß sich der gravierendste Verdacht auf Maßloff und dessen Angehörige lenkte. Eine in der Stille vor-

genommene Haussuchung in der Wohnung, die Maßloff am Mordtage inne hatte, führte, wie wir heute erfahren, zu überraschenden Ergebnissen. In einer Krümmung des Schornsteinschachtes fand man halbverkohlte Ueberreste von Kleidungsstücken, die als die des ermordeten Winter angesehen werden. Insbesondere die an den Kleiderresten noch vorhandene Knöpfe ließen die halbverkohlten Stofffetzen als Reste des Anzuges Winters erscheinen. Zu diesem Maßloff schwer belastenden Funde trat noch ein anderer: An den kurz nach der Mordtat aufgefundenen Kleidungsstücken des Ermordeten fanden sich eine Anzahl rötlicher Katzenhaare. Es wurde ermittelt, daß sich im Besitz der Familie Maßlaff ein als Decke für den Kinderwagen benutztes Katzenfell befand, das dieselben Haare aufwies.

Ein weiteres Verdachtsmoment gegen Maßloff kam hinzu. Der Kopf Winters war bekanntlich, als er aufgefunden wurde, in ein Exemplar eines Berliner Blattes eingewickelt. Neuerdings kam die Untersuchungsbehörde auf den Gedanken, daß dieses Blatt bei seiner politischen Haltung kaum viel Abonnenten in Konitz zählen würde. Andererseits war bekannt, daß das Blatt zu Agitationszwecken häufig Probenummern in die Provinz entsende. Das war, wie ermittelt wurde, auch am Mordtage geschehen. Die Empfänger der Probenummern wurden festgestellt. Es waren durchweg Leute, die zu dem Morde in keiner Beziehung stehen konnten. Einer von ihnen aber war ein Gastwirt. Und nun stellte die Behörde fest, daß Maßloff am Mordtage in der Wirtschaft dieses Gastwirts gewesen war und die betreffende Probenummer an sich genommen hatte.

Die Untersuchungsbehörde schloß aus diesen gravierenden Indizien, daß Maßlaff um den Tod Winters wisse. Die Behörde nimmt folgenden Sachverhalt an: Ehe Maßloff in die fragliche Wohnung einzog, wohnte dort eine gefällige Frauensperson, zu der Winter Beziehungen unterhielt. Auch am Mordtage hat Winter — nach der Auffassung der Behörde — dieser Person einen Besuch abstatten wollen. Inzwischen war die Familie Maßloff in diese Wohnung eingezogen. Winter scheint trotzdem die Wohnung betreten zu haben, und zwar in Abwesenheit Maßloffs. Zu erörtern, was dort zunächst vor sich gegangen sein mag, ist hier nicht der Ort. Genug, man nimmt an, daß Maßloff, unvermutet erscheinend, den Winter dort in einer heiklen Situation angetroffen und ihn im Affekt getötet hat. Nach vollbrachter Tat hat dann Maßlaff — immer nach der Auffassung der Untersuchungsbehörde — im Verein mit Berg und vielleicht auch mit Hilfe seiner übrigen — weiblichen — Angehörigen den Leichnam des Getöteten zerstückelt und nach dem in nächster Nähe der Maßloffschen Wohnung belegenen Mönchssee geschafft und einen Teil der Gliedmaßen dort versenkt. Wie wir hören, ist Maßlaff, der nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause eine zeitlang nicht aufzufinden war, dieser Tage in einer Fabrik in Halberstadt ermittelt und von einem eigens zu diesem Zwecke dorthin gereisten höheren Beamten verhaftet worden.

Hoffentlich kommt jetzt endlich volle Aufklärung in diese geheimnisvolle Mordaffaire, die so schweres Unheil über eine ganze Stadt gebracht und Erscheinungen gezeitigt hat, deren wir Deutsche in unserem Lande uns im zwanzigsten Jahrhundert aufs tiefste schämen mußten."

## „Treu und Glauben" bei den Geschäftsantisemiten.

Die Antisemiten und Agrarier können sich nicht genug tun in sittlicher Entrüstung über die angebliche Verleugnung von Treu und Glauben an der „verjudeten" Börse. Noch bei der letzten Beratung des Börsengesetzes haben die Wortführer dieser Parteien sich in gehässigster Weise über die „Schwindelmachinatianen" der Börse geäußert.

Einen interessanten Kommentar zu diesen Verhandlungen liefert der bereits kurz erwähnte Prozeß gegen die Geschäftsleitung der Hannoverschen Landesbank, die nach dem Zugeständnis der „Antis. Korresp." eine ausgesprochen antisemitische Gründung war.

Welche Illustration zu dem deutschen Börsengesetz bietet z. B. der Ratschlag, welchen der Direktor Schumann seinen zum Börsenspiel verleiteten Freunden und Kunden gegeben hat, indem er ihnen, die sonst von Spekulationen kaum etwas kannten, als sie nicht gleich anbeißen wollten, zuredete, mit dem Hinweis, sie könnten ja nur verdienen, da sie bei eintretendem Verluste der Bank gegenüber den Differenzeinwand geltend machen könnten. Dieser jeder Moral hohnsprechenden Manipulationen bediente sich, so wird dem „Hannov. Courier" geschrieben, derselbe Herr Schumann, der seinerzeit als ein eifriger Kämpfer im antisemitischen Lager für die „Hannoversche Post" finanzpolitische Artikel schrieb, in denen mit sittlicher Entrüstung das Börsenspiel, die Orgien der Spekulation und Aehnliches gegeißelt wurden.

Das tollste, was in der Beweiserhebung zur Sprache kam, ist, daß Schumann den Leuten, die ihm sagten, sie könnten die Differenzen nicht bezahlen, trotzdem noch weiter Kredit gegeben, sogar mit Bankrotteuren noch Wechselgeschäfte gemacht hat. Auch hat er, als einmal spezifizierte Kontoauszüge gefordert wurden, dem Bankbeamten Reimann den Auftrag gegeben, nur die Konten von mehr als 10000 Mark auszuziehen mit den Worten: „Die Kerls brauchten nicht alles zu wissen."

Die ganze Gründung war auch von vornherein schon auf Unsolidität und Unehrlichkeit aufgebaut.

Die Macher traten zusammen, „um die Gründung einer Bank in Form einer Aktiengesellschaft vorzubereiten, die dem Mittelstande, unabhängig von den von Berlin aus geleiteten oder beeinflußten Instituten und in besserer Fühlung mit den lokalen Bedürfnissen, vorteilhafte Gelegenheit für kleinere Kapitalsanlagen bieten und die Gewährung von Kredit unter günstigen Bedingungen ermöglichen sollte." — Also die Spekulation auf die Vertrauensseligkeit der kleinen Leute und einen gegen alles Fremde rückschrittlichen Lokalpatriotismus. Die Spekulation — auch die auf den versteckten Antisemitismus, war richtig. Selbst klügere Kleinkapitalisten haben sich durch den von den leitenden Biedermännern inszenierten Phrasennebel täuschen lassen. . . Nur immer Nebel und blauen Dunst hervorzaubern. Das war das Prinzip nicht nur der Verurteilten, sondern auch derer, die mit die Kulissen schieben halfen.

Es ist auch ein eigentümlicher Zufall, daß gerade all die Herren, welche vor etwa zehn Jahren zur Zeit der Hochflut des Antisemitismus in Hannover die lautesten Rufer im Streite waren, daß diese Herren die Hannoversche Landesbank als Paten aus der Taufe gehoben haben! Die Geschichte der Hannoverschen Landesbank hat jedenfalls aufs neue den Beweis erbracht, daß man allen, welche Politik und Religionsfragen als Aushängeschild für ihre Geschäfte benutzen, nicht über den Weg trauen soll, da bei letzteren nur die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit, aber sonst nichts in Frage kommen darf und soll.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Professor Paul Förster** hat mit seinem Aufruf zur Bildung eines deutsch-völkischen Generalstabes bisher bei den „befreundeten" antisemitischen Gruppen wenig Gegenliebe gefunden. Die Liebermann von

Sonnenbergschen Deutschsozialen und die Reformpartei der Herren Zimmermann und Bruhn haben, soweit wir sehen, von der Anregung erst gar keine Notiz genommen. Nur die Organe des „Deutschen Volksbundes" sind natürlich mit dem Vorschlage ihres „Hochmeisters" einverstanden. Theodor Fritsch hat zwar den Wunsch Försters erfüllt, indem er sich der geplanten Aktion zur Verfügung stellte, ohne daß er sich jedoch anscheinend von der Realisierung des Vorschlages viel verspricht; er schreibt nämlich:

„Der Aufforderung Försters, ich sollte die Anbahnung dieses Werkes in die Hand nehmen, will ich mich nicht entziehen. Ich halte mich dabei nicht berufen, eine führende Stellung in dem zu bildenden Ausschusse (General-Stab) einzunehmen, wohl aber bin ich bereit als Mittelsmann alle erforderlichen Schritte einzuleiten. Ich habe mich deshalb bereits mit einer Anzahl anerkannter und verdienter Männer in Verbindung gesetzt und habe auch Zusagen erhalten, sodaß nunmehr bereits ein genügender Stamm für die Oberleitung des Unternehmens gesichert ist. Der geschaffene Ausschuß wird sich allmälig durch Zuwahl erweitern und unter sich die führenden Männer wählen.

Eine der nächsten Aufgaben des Ausschusses wird es sein, sich mit einem Rundschreiben an alle ihm bekannten nationalen Vereinigungen zu wenden und um Ernennung der Vertrauensmänner zu ersuchen.

Die ersten Schritte sind also getan; das weitere Gelingen des Planes wird davon abhängen, welche Zustimmung und bereitwillige Förderung er in nationalen Reihen findet."

Mit Zustimmungskundgebungen scheint es allerdings, wie schon erwähnt, noch sehr schlecht bestellt zu sein, dagegen fehlt es nicht an abfälligen Kritiken der Försterschen Anregung. Das Münchener „Deutsche Volksblatt," des Herrn Wenng, das auf die klerikalen Antisemiten Rücksicht zu nehmen hat, nimmt begreiflicherweise an solchen „Ausflüssen deutschen Geistes", wie der Wotan-Kultus und die Los von Rom-Bewegung, für die sowohl Herr Dr. Förster wie Herr Fritsch „kleine Schwächen" besäßen, lebhaften Anstoß. Dieser Punkt müßte zunächst aus dem Programm ausgeschaltet werden, dann würde es vielleicht der Anregung auch nicht an Zustimmung fehlen. — Man sieht, mit sonderlicher Begeisterung ist der Vorschlag Försters von keiner Seite aufgenommen worden.

**Zu Herrn Kröfells Nordlandfahrt** veröffentlicht der Abg. Liedermann von Sonnenberg als Vorsitzender der „Wirtschaftlichen Vereinigung" folgende Erklärung:

Das „Hamburger Echo" bringt in seiner Nr. vom 25. Mai unter der Spitzmarke „Ballin und Kröfell" eine Notiz, die mit folgenden Sätzen beginnt:

„Der Reichstagsabgeordnete für Pyritz-Saatzig wird auf Einladung des von der antisemitischen „Hochwacht" so sehr verlästerten „Juden" Ballin, des Direktors der Hamburg-Amerika-Linie, die berühmte Nordlandsfahrt mitmachen. Die „Hochwacht" (und auch das Kröfellsche Organ „Der Mittelstand". D. Red. d. „Mitteilungen".) verkündet ausdrücklich: Seitens der „Wirtschaftlichen Vereinigung" sind zur Beteiligung an der Reise die Abgg. Kröfell und v. Damm ausgelost worden."

Es schließen sich daran dann einige minderwertige Witze über den „echten und rechten Antisemiten", die nicht weiter interessieren.

Dagegen halte ich es für nötig, festzustellen, daß die vom „Echo" zitierte Bemerkung der „Hochwacht" jeder Begründung entbehrt. Die Einladungskarten sind den Fraktionen und Gruppen nach Maßgabe der im Reichstags-Handbuche enthaltenen Fraktionsliste zugegangen. Dort ist z. B. Herr Abgeordneter Kröfell unter der Rubrik „Deutsche Reformpartei" und Herr Abg. v. Damm unter den „keiner Fraktion angehörenden Mitgliedern" aufgezählt. — Die der „Wirtschaftlichen Vereinigung" zugedachte Einladungskarte war mir zugegangen. Ich habe sie persönlich dem Bureau zurückgeschickt und gleichzeitig gemeldet, daß von den Fraktionsmitgliedern der „Wirtschaftlichen Vereinigung" Niemand die Fahrt mitzumachen gedächte. — Eine Auslosung oder etwas ähnliches hat überhaupt nicht stattgefunden.

Herr Kröfell gehört also gar nicht zur „Wirtschaftlichen Vereinigung". Und trotzdem stellt er die Behauptung auf, er sei seitens der „Wirtschaftlichen Vereinigung" ausgelost worden! Der Reichstagsabgeordnete für Pyritz-Saatzig leistet an Unwahrhaftigkeit und Zerfahrenheit das Menschenmögliche.

Uebrigens verwahrt er sich in seinem Blatte gegen den Vorwurf, daß er bei dem Juden Ballin zu Gaste sei, mit der Ausrede, Herr Ballin sei lediglich besoldeter Angestellter der Hamburg-Amerika-Linie! Für wie naiv muß Herr Kröfell seine Anhänger halten, wenn er ihnen dergleichen bieten darf.

**Stöckers Eintreten für den klerikalen Reichstagskandidaten in Straßburg Land** wird selbst von dem konservativ-orthodoxen „Reichsboten" getadelt. Er schreibt:

„Auch in positiv evangelischen Kreisen fragt man sich, ob es angesichts des Famecker Kirchhofs-Interdikts, für welches Herr Haus eingetreten ist und das eine Feindschaft gegen die Protestanten dokumentiert, die von keinem Atheisten überboten werden kann, nicht richtiger gewesen wäre, wenn Herr Stöcker den wenigen Christlichsozialen im Elsaß Wahlenthaltung empfohlen oder eine bestimmte Antwort wegen der speziellen persönlichen Sachlage abgelehnt und den Christlichsozialen ihre Stellungnahme nach provinziellem Ermessen überlassen hätte. Es ist in der Theorie ganz richtig, daß evangelische und katholische Christen dem Unglauben gegenüber zusammenstehen sollen; allein wenn katholische Bischöfe einen solchen Haß gegen die evangelische Kirche dokumentieren, daß sie einen Kirchhof für entweiht erklären, weil ein Protestant darauf beerdigt wurde, so geht daraus hervor, daß an eine ehrliche Kampfgenossenschaft mit diesen Leuten für uns nicht zu denken ist. Man kann es deshalb verstehen, daß es gerade den positiv evangelischen Christen im Elsaß, wie sie in der südwestdeutschen Konferenz vertreten sind, die ihre evangelische Kirche lieb haben, hart gegen die Nieren ging, wenn ihnen unter diesen Umständen und bei den Feindseligkeiten, welchen die Protestanten im Elsaß von den Ultramontanen überhaupt ausgesetzt sind, empfohlen wurde, für den Mann zu stimmen, der für das Famecker Interdikt eingetreten ist."

**Der tapfere Memminger.** Eine tragi-komische Geschichte, deren Held der bauerndündlerisch-antisemitische Abgeordnete Anton Memminger aus Würzburg ist, hat sich jüngst zugetragen. Herr Memminger hat nämlich am 19. Mai im bayerischen Landtage eine lange Rede über die Verhältnisse in der Universitätsstadt Würzburg gehalten. Er entrüstete sich dabei besonders über die Damen, die er kurzweg „Weiber" nannte und beschuldigte die Würzburger Mütter, ihr ganzer Ehrgeiz gehe dahin, ihre Töchter an die Studenten zu verkuppeln. Die meisten Würzburger Studenten seien nach der anmutigen Schilderung des Herrn Abgeordneten verlumpte Trottel, die sich in Weiberkneipen ruinieren.

Als sich nun Memminger seine Ausführungen über die Würzburger Frauen im Stenogramm etwas näher besah, da kam ihm doch wohl die Ueberzeugung, daß er sich arg vergaloppiert hatte. Er zog es deshalb auch vor, in seinem Blatt, der in Würzburg erscheinenden „N. Bayer. Landeszeitung, seine Rede nur in stark verbesserter Form nachzudrucken. In dem „Würzburger Journal" wird ihm aber nachgewiesen, daß er 14 „Kraftstellen" entweder ganz entfernt oder doch wesentlich abgemildert hat. — Herr Memminger hat also in aller Form den Rückzug antreten müssen.

**Herr von Klitzing,** der schlesische Majoratsherr, hat in seiner letzten Rede im Herrenhaus auch einen Ausflug ins Antisemitische gemacht. Zunächst forderte er, daß streng getrennte Wartesäle für die erste, zweite, dritte, vierte Eisenbahnklasse vorhanden sind, auf daß die Fahrgäste genauestens „fortiert" werden; — das verlange die Autorität des Staates. Und dann klagte er, daß sich in der zweiten Klasse ein Publikum breit mache, „das zu unseren Staatsangehörigen jüdischen Glaubens gehört", die

sich so gegen Damen zu benehmen pflegen, daß man die Damen nicht allein fahren lassen könne. Für Herrn von Klitzing steht es also fest: wer Damen auf der Eisenbahn belästigt, ist ein Jude.

Sollte der schlesische Majoratsherr nicht auch schon von gräflichen Rowdies gehört haben?

**Die parlamentarische „Tätigkeit" eines antisemitischen Abgeordneten.** Viele antisemitische Wähler haben offenbar keine Ahnung, wie gewissenhaft die Erkorenen ihrer Wahl ihre parlamentarischen Pflichten erfüllen.

Den parlamentarischen Normalarbeitstag eines solchen Abgeordneten schildert der sozialdemokratische Abg. Edmund Fischer in einer Plauderei in dem „Neuen Montagsblatt" recht anschaulich und amüsant folgendermaßen:

„Ein in Dresden wohnender antisemitischer Abgeordneter fuhr zehn Jahre lang — so lange gehörte er dem hohen Hause an, ohne freilich auch nur ein einziges Mal geredet zu haben — fast tagtäglich während der Tagung von Dresden nach Berlin und zurück. In Dresden konnte er „im Kreise seiner Familie" das erste Frühstück einnehmen, in seinem Kontor dann die drängenden Korrespondenzen erledigen und die geschäftlichen Anweisungen geben, und um zehn Uhr saß er im Abteil erster Klasse des Zuges nach Berlin, packte seinen Mundvorrat aus dem kleinen Handkoffer und verzehrte behaglich sein zweites Frühstück: Schinkenbrödchen und ein Fläschchen Wein. Um ein Uhr traf er in Berlin ein, gerade zur rechten Zeit, um im Reichstag zu Mittag speisen zu können. Nachdem er dann im Foyer ein Stündchen mit seinen Freunden geplaudert und im Lesezimmer ein Schläfchen gemacht, dampfte er — das „Dampfen" muß wörtlich genommen werden, denn er rauchte ununterbrochen — wieder nach Dresden, wo er noch rechtzeitig zum Abendessen „im Kreise seiner Familie" anlangte. So übte der „alte Herr", dessen „gereifter Verstand" in der Wahlbewegung seine hauptsächlichste Empfehlung gewesen war, zehn Jahre lang sein Mandat aus. Und gute Freunde behaupteten, er fahre am liebsten im Bummelzuge, damit es — recht lange dauere!" — — — —

**Antisemitische Falschmünzerei.** Von mehreren Blättern wurde in den letzten Apriltagen übereinstimmend mitgeteilt, daß der 32 Jahre alte Dresdener Kaufmann M. Schlesier, als er auf seiner Hochzeitsreise in Trient angekommen war, sich vom Balkon des Hotels „Carloni" aus gegen eine unten vorüberziehende Prozession so ungebührlich benommen habe, daß seine Verhaftung erfolgte. Vor dem Polizeikommissariat entschuldigte sich Schlesier damit, daß er als Protestant solche kirchlichen Bräuche nicht kenne und sich beim Vorüberziehen der Prozession amüsiert habe. Da gegen ihn Strafanzeige erstattet und er in Haft behalten wurde, muß die junge Frau in Trient das Schicksal ihres Gatten abwarten.

Was hat nun der antisemitische Redakteur H. Röhl des Bütower „Amtsblattes" aus dieser Mitteilung gemacht? Da der Name „Schlesier" in arischen Familien weit häufiger als in jüdischen anzutreffen ist, wandelte Herr Röhl willkürlich den Namen in „Schlesinger" um, vertuschte die Tatsache, daß sich der junge Mann an amtlicher Stelle selbst als „Protestant" ausgewiesen hatte, und nun entstand zur Belustigung der protestantischen und zur Aufreizung der katholischen Bevölkerung Bütows nachstehende Notiz des „Bütower Anzeiger": „Der Herr Schlesinger mußt' seine Sarah verlassen! Ein reicher „daitscher" Jude, Herr Schlesinger, machte seine Hochzeitsreise von Dresden nach Trient. Vom Balkon seines Hotels aus beschimpfte er in echt asiatischer Weise unflätig eine katholische Prozession, die unten vorüberzog. Die Polizei nahm den Juden dafür in Haft, und mit der Hochzeitsreise war's aus. Schade, daß Herr Schlesinger nicht in Berlin eingesperrt wurde, — er hätte dann dem — Grafen Pückler Gesellschaft leisten können!"

Und der Verfasser dieser gemeinen Falschmünzerei würde, so möchten wir hinzufügen, sich recht passend als dritter in diesen schönen Bund eingefügt haben.

**Die deutschnationalen Handlungsgehilfen,** mit denen die Hauptführer der Liedermannschen Gruppe der Antisemiten notorisch eng liirt sind, versenden regelmäßig über ihre Jahresversammlungen Berichte, die die irreführende Meinung verbreiten sollen, als vertrete der Verein die Organisationen der gesamten deutschen Handlungsgehilfen. Der Verein bezeichnet diese Versammlung pomphaft als „Deutschen Handlungsgehilfentag", obwohl die anderen großen Verbände der Handlungsgehilfen, wie der Verein der deutschen Kaufleute und der Hamburger Verein der Handlungskommis von 1858 mit diesen Veranstaltungen nicht das mindeste zu tun haben. Es ist bezeichnend, daß eine Vereinigung, die angeblich im Kampfe gegen den unlauteren Wettbewerb in erster Reihe stehen will, trotz der schärfsten Verwahrungen der anderen Organisationen der Handlungsgehilfen gegen einen solchen illoyalen Wettbewerb immer wieder zu einem solchen, vom moralischen Standpunkt höchst anfechtbaren Kampfesmittel greift.

**Der Reichstagsabgeordnete Pastor Höck und die Antisemiten.** Die Antisemiten tischen ihre unwahren Behauptungen, auch wenn sie in einer jeden Zweifel beseitigenden Form widerlegt worden sind, immer wieder auf. In der letzten Reichstagswahlkampagne wurde gegen den freisinnigen Kandidaten im dritten schleswig-holsteinschen Wahlkreise, den alsdann in der Stichwahl gewählten Pastor a. D. Höck von gegnerischer Seite die Behauptung verbreitet, er habe im Jahre 1902 eine von orthodoxen Geistlichen Hamburgs gegen Vorträge liberaler Geistlichen gerichtete Erklärung mit unterzeichnet. Der freisinnige Kandidat hat damals sofort die Unwahrheit dieser Behauptung nachgewiesen, indem er feststellte, daß eine Namensverwechselung vorliege; nicht er, der der liberalen kirchlichen Richtung angehört, sondern der orthodoxe Pfarrer Hök von der Stiftskirche in Hamburg habe diese Erklärung mit unterzeichnet. Nichtsdestoweniger begegnen wir derselben unwahren Behauptung wieder in der kürzlich bereits erwähnten Broschüre des Hamburger Antisemiten Albert Grimpen. Bei der sattsam bekannten Wahrheitsliebe der Antisemiten ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe falsche Behauptung noch öfter in der antisemitischen Presse wiederholt werden wird.

## Vermischtes.

**Aus Otterndorf,** 28. Mai, wird uns geschrieben:

Ein Hamburger Freund hat mir heute eine antisemitische Zeitung zugeschickt, die einen Artikel über ein Otterndorfer Vorkommnis enthält, das mich veranlaßt, Ihnen folgendes zu beliebiger Benutzung zu überlassen:

„In der Nr. 38 des Hamburger „Deutschen Blatts" vom 11. Mai d. J. regen sich zwei Cuxhavener Antisemiten gewaltig über die Verwendung einer israelitischen Sängerin bei einem vor einiger Zeit hierorts veranstalteten Kirchenkonzerte auf. Da die Juden Christum ans Kreuz geschlagen hätten, sei es fluchwürdig, eine jüdische Sängerin in einer christlichen Kirche Jesushymnen singen zu lassen. Die kirchlichen Behörden hätten derartigen Unfug nicht gestatten dürfen; die bezügliche Ortsgeistlichkeit hätte sich einer solchen Veranstaltung widersetzen müssen u. s. w.

Die beiden Cuxhavener hätten sich ihre Zornesergüsse, durch welche sie sich nur lächerlich gemacht haben, geirost ersparen können. Denn

1. fand Fräulein Meibergen, das sich ihrer gesanglichen Aufgabe mit Geschick entledigte und sich hier durch ihr taktvolles Benehmen viele Sympathien erwarb, in dem Konzerte deswegen Verwendung, weil keine andere Sängerin aufzutreiben war;

2. kann Fräulein Meibergen schlechterdings nichts dafür, daß Christus seinerzeit ans Kreuz geschlagen worden ist. Daß dieser Dame jeglicher Religionshaß fremd ist, hat sie eben durch ihre hiesige Konzerttätigkeit sowie durch ihre Absicht, in der Döser Kirche ein Auferstehungslied zu singen, zur Genüge bewiesen;

3. ist das Rufen nach den Behörden echt antisemitisch. In solchem Geschrei nach den Vorgesetzten, das häufig dann ertönt, wenn etwas, was den Antisemiten wider den Strich geht, nicht hat verhindert werden können, kommt ihrr volksfeindliche Gesinnung zu plastischem Ausdruck. Will der zweite Cuxhavener Herr doch gar die ganze Geistlichkeit gegen das gesangliche Auftreten von Juden in christlichen Kirchen mobil machen, was für seine Scharfmacherei überaus charakteristisch ist;

4. hat die Ortsgeistlichkeit an dem hiesigen Auftreten Fräulein Meibergens keinrn Anstoß grnommen, weil der betreffende Prediger bei dieser Gelegenheit mit Recht dem Grundsatze huldigte: la recherche de la confession est interdite. Aber gerade diese echt christliche Duldung ist den beiden Antisemiten ein Dorn im Auge. Bringt doch der eine von ihnen seinen Abscheu gegen eine jüdische Sängerinnen in christlichen Kirchen zulassende „Mäßigung der konfessionellen Gegensätze" zu ungeschminktem Ausdruck. Schürung des konfessionellen Haders ist eben das Lebenselement des Antisemitismus. Sie ist das Ideal der beiden Cuxhavener Antisemiten;

5. hat der Vorfall nur in antisemitischen Kreisen der Umgegend unangenehm berührt, in Otterndorf selbst jedoch viel Beifall gefunden. Die alten Germanen würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie beobachten könnten, welch' abscheuliche Rassen- und Religionshetze von den beiden Cuxhavenern getrieben wird;

6. haben die beiden Antisemiten es mutvoll unterlassen, ihre Namen unter die geschilderten Wutergüsse zu setzen und es in echt antisemitischer Ritterlichkeit vorgezogen, sich hinter dem schützenden Deckmantel ihrer Anonymität zu verbergen. Iwan Trenkner, Oberlehrer.

**Charlottenburg,** 23. Mai. Der hiesige „Verein für Armen- und Krankenpflege Kaiser Friedrich Andenken" will auf dem der evangelischen Luisengemeinde gehörigen Grundstück Guerickestraße 4 ein neues Anstaltsgebäude errichten. Der Magistrat beantragte, der Luisengemeinde eine Fläche von ungefähr 82 qm, die dem Grundstück vorgelagert ist und sich in städtischem Besitz befindet, unentgeltlich abzutreten. In der letzten Sitzung der hiesigen Stadtverordneten-Versammlung wurde dieser Antrag mit Recht abgelehnt. Die Mehrheit der Stadtverordneten-Versammlung stellte sich mit dem Referenten, Stadtv. Prof. v. Liszt auf den durchaus richtigen Standpunkt, daß der Verein deshalb nicht aus städtischen Mitteln direkt oder indirekt unterstützt werden dürfe, weil seine Statuten vorschreiben, daß Angehörige aller Konfessionen zwar zahlende Mitglieder werden können, in der Generalversammlung aber nur christliche Mitglieder stimmberechtigt seien. Einem Verein, der einen derartigen konfessionellen Charakter trage und antisemitische Bestrebungen fördere, dürfe man auf Kosten der Steuerzahler keine Zuwendung machen.

**Meiningen.** Vor der Strafkammer I des Landgerichts Meiningen fand kürzlich eine recht bemerkenswerte Verhandlung statt, deshalb bemerkenswert, weil die Anklage im öffentlichen Interesse auf Anordnung des Oberlandesgerichts Jena erfolgte. Als Nebenkläger, Beleidigter und Zeuge erschien der Kaufmann M. aus Eisenach. Der Anklage liegt folgender Tatbestand zu Grunde: Im November v. J. logierte der Kaufmann M. in einem Gasthaus in Heldburg, wo er schon öfter eingekehrt war. Der Herr ist Israelit. Er saß in der Gaststube allein an einem Tische, an einem anderen Tische hatten 3 Herren und eine Dame Platz genommen, die sich zu den „Honoratioren" des Städtchens zählen. Es war abend 5—6 Uhr, also nicht eine Zeit, in welcher etwa eine weinfröhliche Stimmung schon Platz gegriffen haben könnte. Die Gesellschaft erging sich in antisemitischen „Anulkereien", die sie direkt gegen den Reisenden richteten und die zuletzt einen solchen Charakter annahmen, daß der Reisende diesen antisemitischen Heiden gegenüber das Feld räumte, den Gasthof verließ und in einen anderen übersiedelte. Aber auch dahin folgten ihm die „Honoratioren" Pücklerschen Schlages, setzten ihr Unwesen wie auf gemeinschaftliche Verabredung fort, wobei sich der Apotheker des Orts besonders hervortat. Schließlich kam es zu Tätlichkeiten, in deren Verlauf dem Herrn M. der Arm ausgerenkt wurde. Aber auch jetzt noch hatte die Rohheit kein Ende. Einer der Herren brachte höhnisch ein großes Wandthermometer, um, wie er witzig meinte, die „Fieberwärme" des Verletzten zu messen. Daß solche Taten in dem freundlichen Städtchen, dessen nahe gelegene alte schöne Veste viel von Touristen besucht wird, von sehr vielen Bürgern scharf verurteilt werden, bewies die große Zahl der Zeugen in ihrer Unterhaltung. Zu ihrer Vernehmung im Gerichtssaal aber kam es nicht. Die Angeklagten hatten nicht den Mut, ihre Vergehen offen einzugestehen, sie verkrochen sich hinter unglaubliche Ausreden. Der Vorsitzende bemühte sich um einen Vergleich, der auch zustande kam und der Gesellschaft solidarisch etwa 700 Mark an Kosten und Entschädigung auferlegte. Der tätliche Angreifer, von dem man vermuten darf, daß er im andern Auftrage gehandelt habe, erhielt noch extra 20 Mark Geldstrafe eventuell 4 Tage Haft.

**Der Kreisturntag des XV. (österreichischen) Turnvereins** war am 30. Mai in Wien versammelt, um über die Frage zu entscheiden, ob der XV. Turnkreis auch weiterhin im Verband der deutschen Turnerschaft zu verbleiben gedenke, nachdem der dreizehnte deutsche Turntag zu Ostern dirses Jahres den bekannten Beschluß gefaßt hatte, daß im Gebiete des XV. Turnkreises ein neuer Turnkreis XVb gebildet werde, dessen Satzungen den sogenannten „Arierparagraphen" nicht aufhalten. Hierzu lag eine Reihe von Anträgen vor, darunter ein Antrag des südösterreichischen Turngaues, das Verbandsverhältnis mit der deutschen Turnerschaft zu lösen und einen selbständigen Verband stammesreiner deutscher Turnvereine zu bilden; ein Antrag des mährisch-schlesischen Turngaues, unter Beibehaltung des Namens „XV. Deutscher Turnkreis Deutschösterreich" dessen Vereine außerhalb der deutschen Turnerschaft selbständig zusammenfassen; ein Antrag des Akademischen Turnvereines Graz, den XV. Kreis aufzulösen; ein Antrag des Turnvereines Krems, den Austritt aus der deutschen Turnerschaft zu erklären. Professor Kienmann, der Vorsitzende des Kreisturntages, erklärte, nur in Berücksichtigung einer Minderheit von 48 Vereinen habe der deutsche Turntag gegen den Willen und das Recht des XV. Kreises neue Verhältnisse geschaffen. Darüber habe nun der Kreisturntag zu entscheiden. Am lebhaftesten trat der Vertreter des südösterreichischen Turngaues Dr. Potpetschnik für den Austritt ein, während sich insbesondere Dr. Müller (Reichenberg) für das Verbleiben einsetzte, alle idealen nationalen Gründe, alle turnerischen Gründe und die ganze Entwicklung der Turnerschaft hierfür ins Feld führend. Bei der Abstimmung, die namentlich vorgenommen wurde, ergaben sich für den Austritt 75, gegen den Austritt 58 Stimmen der anwesenden 133 Vertreter aus ganz Oesterreich. Da jedoch zur Giltigkeit eines Austrittsbeschlusses eine Zwei-

drittelmehrheit erforderlich gewesen wäre, welche Zweidrittelmehrheit nicht erreicht wurde, wurde der Austritt aus der deutschen Turnerschaft als abgelehnt verkündet. Es wurde später noch eine Resolution angenommen, in welcher erklärt wird, die Versammlung erachte sich an die vom Kreisturntag in Wien am 26. Mai 1901 eingegangene Verpflichtung, die „völkische" Bewegung nicht in die übrigen Kreise der deutschen Turnerschaft hineinzutragen, nicht weiter gebunden. Sollte der nächste deutsche Turntag den in Berlin gefaßten Beschluß nicht rückgängig machen, so würde ein solches Verhalten den Austritt des XV. Kreises zur Folge haben.

Es ist in erster Reihe das Verdienst der deutschböhmischen Turner, die Lossprengung der Deutschösterreicher von der allgemeinen deutschen Turnerschaft verhindert zu haben; die politische Reife der Deutschböhmen hat sich auch in dieser Frage erfreulich bewährt.

**Wien,** 20. Mai. Eine Gerichtsverhandlung, die vor einiger Zeit unter Vorsitz des Gerichtssekretärs Dr. Drawe stattfand, ist recht bezeichnend für die hiesigen desolaten Zustände: Ein antisemitischer Magistratsbeamter beschimpfte in der Spiritusausstellung einen jüdischen Kaufmann, und knüpfte daran auch wütende Schmähungen gegen die jüdischen Kaufleute im allgemeinen, die er alle insgesamt als Fälscher bezeichnete. Als aber in der Gemeinderatssitzung vom 4. d. M. Herr Dr. Dorn in einer Interpellation der unqualifizierbaren, beschimpfenden Aeußerungen erwähnte, welche der Magistratsbeamte Heinrich Demel am Eröffnungstage der Spiritusausstellung mit lauter Stimme über die Juden getan, und den Bürgermeister fragte, was er in dieser Angelegenheit zu tun gedenke, erwiderte Dr. Lueger, er habe Herrn Demel zu sich berufen, und es sei, soviel ihm mitgeteilt wurde, das, was in den Blättern enthalten war, nicht richtig. Er habe somit keine Veranlassung gehabt, weitere Verfügungen zu treffen. Die Verhandlung, welche infolge der gegen Herrn Demel erhobenen Ehrenbeleidigungsklage eines Zeugen wegen Schmähung stattfand, ergab jedoch, daß die Mitteilungen der Zeitungen über den Vorfall in der Spiritusausstellung vollkommen auf Wahrheit beruhten. Herr Demel, der es für angemessen gehalten hatte, sich in krassesten Beschimpfungen der gesamten jüdischen Bevölkerung zu ergehen, wurde wegen der Beleidigung des Klägers, des Kaufmanns Matthias Löbl, zu 48 Stunden Arrest verurteilt, und der Richter beschloß, die Akten überdies zur Amtshandlung gegen den Verurteilten wegen der Aufreizung zu Feindseligkeiten gegen eine Religionsgenossenschaft der Staatsanwaltschaft abzutreten.

**Lemberg,** 22. Mai. Am 3. Juni beginnt vor dem hiesigen Strafgericht ein Monstreprozeß gegen die Urheber der antisemitischen Exzesse, die im April vorigen Jahres in dem Städtchen Uhnow stattfanden. Bekanntlich gaben zu jenen Ausschreitungen zahlreiche Brände Anlaß, von denen der Ort in den letzten Jahren heimgesucht wurde und als deren Urheber das alberne Gerücht schließlich jüdische Hausbesitzer bezeichnete, die angeblich selbst die eigenen Grundstücke in Brand steckten, um Versicherungs-Beiträge einzustreichen. Von böswilliger Seite monatelang geschürt, wuchs die Erbitterung, und als am 23. April ein Feuer auf der Realität eines gewissen Peter Skrzypczuk ausbrach, der einen zum Christentum übergetretenen Juden bei sich beherbergte, bewaffnete sich eine mehrtausendköpfige Menge im Augenblick mit Knütteln und Zaunpfählen und drang in das jüdische Stadtviertel, wo sie binnen mehreren Stunden die Häuser demolierte, den Hausrat zerstörte, zahlreiche Läden plünderte und ungefähr zwanzig Personen durch Mißhandlungen verletzte. An der Spitze der Exzedenten stand der provisorische Amtsdiener des Gerichtes Mazurkiewicz; ferner nahmen einige Gemeinde-Polizisten und Feuerwehrmänner an dem Exzesse teil. Verhaftet wurden mehrere hundert Personen, von denen nunmehr 112 wegen öffentlicher Gewalttätigkeit und schwerer körperlicher Beschädigung angeklagt sind, darunter sieben Frauen. Zur Verhandlung, deren Dauer auf drei Wochen festgesetzt ist, sind 251 Zeugen vorgeladen. Aus Ersparnis-Rücksichten findet die Verhandlung in Uhnow selbst statt, wohin sich der hiesige Gerichtshof nebst Protokollführern und Amtsdienern, insgesamt 14 Personen, begibt. Zum Verhandlungssaal wurde eine gemauerte Remise auserkoren, die gewöhnlich zur Aufbewahrung von Feuerlöschrequisiten dient und entsprechend hergerichtet werden soll. Da der Ausbruch von Unruhen während der Verhandlung befürchtet wird, soll während deren Dauer der Gendarmerieposten in Uhnow bedeutend verstärkt werden.

**Auch das letzte Stadium der Dreyfus-Tragödie** bringt Gemeinheiten der Generalstabskreise an den Tag. Durch immer neue Fälschungen wird versucht, die alten Fälschungen zu verdecken und das ruchlose Werk gegen einen Unschuldigen fortzusetzen, um so — die „Ehre" des Generalstabes zu retten. Doch auch diese neuesten Fälschungsversuche sind durch einen glücklichen Zufall gestört worden. Am 30. Mai ist der Verwaltungsoffizier D'Autriche, der im Nachrichten-Bureau des Kriegsministeriums angestellt ist, auf Anordnung des höchsten Gerichtshofes verhaftet worden. Ueber die Vorgänge, die zu dieser sensationellen Verhaftung führten, berichtet die „Humanité":

Der Rat am Kassationshof Athalin war beauftragt worden, die Angelegenheit der falschen Zeugenaussage Czernuschis vor dem Kriegsgericht in Rennes an das Licht zu ziehen. Da Athalin davon überzeugt war, daß man Spuren der Bestechung Czernuschis in den Büchern des Ministeriums finden würde, besuchte er das betreffende Bureau und sah hier zu seinem Erstaunen, daß D'Autriche damit beschäftigt war, in einem Register Radierungen und sonstige Aenderungen vorzunehmen. Auf die Frage Athalins antwortete D'Autriche sehr verlegen, daß er in der Revision des Dreyfus-Prozesses vor dem Kassationshof als Zeuge erscheinen müsse und deshalb seine Bücher mit seinen Aussagen in Einklang bringen wolle! In dem Register ist da, wo D'Autriche die Radierungen begonnen hatte, zu lesen: „Als Reisekosten 625 Fr., übergeben 5000 Fr., Austerlitz übergeben 20000 Fr." Die Daten dieser Eintragungen fallen mit den Daten des Prozesses in Rennes im August 1899 zusammen. Athalin fragte nun, wo die Schriftstücke seien, für die so bedeutende Summen gezahlt wurden; D'Autriche wollte sich an nichts mehr erinnern. Athalin fragte dann weiter, ob diese 25 000 Fr. nicht als Preis für die falsche Zeugenaussage Czernuschis in Rennes gezahlt worden seien. D'Autriche antwortete, er könne über die Verwendung dieser Summen keine Auskunft geben. Es wurde nun eine Untersuchung vorgenommen und der Brief des Hauptmanns François vorgefunden, der ebenfalls bis vor kurzem dem Nachrichtenbureau des Kriegsministeriums angehört hatte. Dieser Brief war die Antwort auf ein Schreiben D'Autriches, worin François zur Vorsicht gemahnt wird, da der Kassationshof die Sache Czernuschis sehr genau untersuchen wolle. Die Antwort François lautete, daß er, um sicher zu gehen, alles ableugnen werde.

**Die Juden als Soldaten.** Sehr wertvoll ist gerade in diesem Augenblick der Bericht, den das Organ der russischen Regierung, der „Prawitelstwenny Wjestnik" (Regierungsbote), publiziert, und den der Minister des Innern, Staatssekretär v. Plehwe, an den Kaiser von Rußland über das Ergebnis der im Jahre 1903 vorgenommenen Rekrutierung von Militärpflichtigen erstattet hat. Aus den in diesem Berichte enthaltenen offiziellen Daten ergibt sich nach der „Welt" neuerdings die Tatsache, daß der Prozentsatz der rekrutierten Juden viel höher

ist als bei den anderen Konfessionen in Rußland. Nach der Volkszählung von 1897 bildet die jüdische Bevölkerung in Rußland 4,13 Prozent der Gesamtbevölkerung des Reiches. Im Jahre 1903 wurden zur Erfüllung der Militärpflicht 320832 Personen einberufen. Unter normalen Verhältnissen müßte die Zahl der jüdischen Rekruten 4,13 Prozent der Gesamtzahl der Einberufenen, d. h. 13250 Personen betragen. Aus dem offiziellen Bericht geht jedoch hervor, daß in Wirklichkeit im Jahre 1903 nicht weniger als 17941 Juden, d. h. um 4691 Personen mehr rekrutiert wurden. Und dennoch konstatiert der Bericht, daß die Juden im Jahre 1903 noch an 1970 Rekruten rückständig geblieben sind, was soviel bedeutet, daß durch die unregelmäßige Belastung der Juden auf dem Gebiete der Wehrpflicht die Zahl der im Berichtsjahre zur Rekrutierung einberufenen Juden 19911 betrug, um 6661 Personen mehr, als die Norm es gestattet. Ein so großes Kontingent vermochte die jüdische Bevölkerung nicht zu liefern, weil sie physisch nicht imstande war, die ganze Zahl von 19911 aufzutreiben. Sie gab dem Staate überflüssig 4691 Soldaten, während sie für die „fehlenden" 1970 Rekruten den Betrag von 300 Rubeln Strafe für jeden einzelnen, d. h. ungefähr 600000 Rubeln, wird bezahlen müssen. Die offiziellen Daten des Ministers des Innern berichten aber noch etwas: Von den einberufenen 959045 Nichtjuden wurden 286351, d. h. 29,86 Prozent, von den einberufenen Juden wurden aber 17941 Personen, d. h. 30,59 Prozent, rekrutiert. Mit einem Worte: Von tausend Nichtjuden wurden 298, von tausend Juden aber 305, d. h. um 7 Personen mehr genommen. Und die antisemitischen Blätter Rußlands haben noch die Gewissenlosigkeit, zu behaupten, daß die Juden sich der Militärpflicht entziehen.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen (Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen").
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Trombach in Thüringen.
Gatsenstein.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Großtabarz (Thüringen).
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Röm. Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburg. Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preuß, Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferseiden a. Inn Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampsen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelvmbardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberandorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberandorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Nensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel.
Thiersee.
Travemünde, Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern. Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Waichsee.
Wildbad im Schwarzwald, Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

---

## Haus Nr. 13.

Wiederum ist ein Akt der Kischinewer Gerichtskomödie vorübergegangen; und gegenüber den darin aufgetretenen Zeugen, die meist von nichts wußten, wollen wir einen klassischen Zeugen sprechen lassen, den berühmten russischen Schriftsteller Wladimir Korolenko, der zwei Monate nach den Massacres von Kischinew dort eintraf, um eine Privatenquete vorzunehmen. In „The Contemporary Review" ist das Resultat seines Besuches in der Schilderung der Schicksale eines einzigen Hauses veröffentlicht. Seine erschütternde Erzählung, deren gewaltige eindrucksvolle Sprache wir nicht zu rühmen brauchen, ist teilweise mit Ironie und Satire verbunden. Die „Voss. Ztg." entnimmt einiges den neun Abschnitten, in die Korolenko, der hier nicht zum ersten Male die Leiden des russischen und des mit ihm lebenden jüdischen Volkes aufdeckt, „House Nr. 13" einteilt. Haus Nr. 13 liegt im vierten Distrikt von Kischinew, in einer Nebenstraße, der Asiaskygasse, wo sie auf die Stavriskygasse stößt, Straßennamen von kleinen, gewundenen Gassen, die auch die Einwohner von Kischinew nicht recht kennen. Der jüdische Kutscher, der uns fuhr — gar viele jüdische Kutscher wurden gemordet oder verwundet — verstand zuerst gar nicht, wohin wir wollten. Aber mein Gefährte, der seit drei Wochen Kischinewer Luft geatmet hatte

und in der Lage war, die Hauptstätten, die mit den Massacres im Zusammenhang waren, selbst zu finden, erklärte es ihm: „Haus Nr. 13, wo man mordete!" „Ah", sagte der Kutscher, „jetzt verstehe ich" und er nickte mit seinem Kopf und gab seinem Pferde einen Peitschenhieb, das gerade so heruntergekommen, so elendig, so halbverhungert war wie sein Lenker. Ich konnte des Mannes Gesicht nicht sehen, aber ich hörte ihn Worte in seinen Bart murmeln wie „Nisensen" und „der Glaser". „Nisensen" und „der Glaser" waren vor kurzem noch lebendige Menschen; jetzt sind sie die Symbole geworden, welche die konzentrierten Gräuel der jüngsten Mordszenen repräsentieren. Alle Häuser, an denen wir vorbeifuhren, ließen Zeichen des Lebens erkennen; Haus Nr. 13 bezeugte nichts als Zerstörung und Tod. Es stierte auf den Platz mit den leeren Fensterhöhlen oder zerbrochenen Fenstern oder zerschlagenen Fensterrahmen. Seine Eingänge hatte man mit Holzstücken hastig vernagelt. Man darf der Polizei von Kischinew nicht unrecht tun. Sie hat zwar wenig getan, um die Massacres zu verhindern, aber nachher hat sie die größte und rascheste Energie gezeigt — gegenüber den Juden, um diese zum schnellsten Wiederaufbau und zur flinkesten Wiederherstellung ihres zerstörten Eigentums zu zwingen. Aber im Haus Nr. 13 konnte niemand mehr aufgerufen werden, um den Polizeiverordnungen nachzukommen! — Aus einem anderen Kapitel: Haus Nr. 13 enthält sieben besondere Wohnungen, in denen dicht gedrängt acht jüdische Familien, zusammen 45 Personen, wohnten. Moses Macklin war der Hauswirt, ein Agent und zugleich Besitzer eines kleinen Ladens in der Stadt. Sein Gesamteinkommen war ungefähr 1500 Rbl., und die Bewohner von Haus Nr. 13 sahen ihn als einen reichen und glücklichen Mann an. Er wohnte selbst nicht in seinem Hause, aber eine seiner Töchter mit Mann und Kindern. Einer der angesehensten Mitbewohner war ein kleiner Krämer Navtorili Scredernik, der in der Ecke des Hauses sein Lädchen hatte; zerbrochene Holzschubladen und Gefächer zwischen den zerstörten Mauern lassen es noch erkennen. Dann kam Bertalsky, Kommis in einem Tuchgeschäft, der mit Frau und vier Kindern im Hause Nr. 13 wohnte, er hatte 45 Rbl. Monatseinkommen; dann Nisensen, ein Mann von 45 Jahren, der fremde Geschäftsbücher führte und für die Nachbarn Rechnungen herausschrieb; diese geistige Arbeit zahlte man per Stück, und sie brachte 25—30 Rbl. pro Monat ein. Gossha Paskar war Ladendiener mtt 35 Rbl. Gehalt im Monat; mit ihm lebten Jia, sein Weib und 2 Kinder. Isaac Gerwitz war Krankenwärter im Hospital gewesen, aber entlassen worden, und zur Zeit ohne Anstellung. Gossha Turkenitsch hatte eine Zimmermannswerkstätte und beschäftigte drei Gehilfen, und Bassia Barkatsch htelt eine Fleischbank. Und endlich war da der Glaser Grienschpoun, der jeden Morgen mit Handwerkszeug und Fensterglas auszog und abends mit seinem Verdienst heimkehrte. Das waren die „reichen Leute", die Haus Nr. 13 bewohnten. Freunde und Verwandte des Unglücklichen haben uns diese Verhältnisse auseinandergesetzt; größere Ansprüche als auf diesen Ziffern beruhende wurden auch in den Entschädigungsprozessen nicht gestellt, der beste Beweis, daß die Einkommensschätzungen auf richtiger Basis taxiert sind.

Den 6. April, den ersten christlichen Ostertag, schildert Korolenko folgendermaßen: An diesem Tage brachen Unruhen in der Stadt aus. Die Nachricht flog in das alte Kischinew, und man kann sich leicht vorstellen, daß die Juden in dem dichtbevölkerten Haus Nr. 13 ein paar schlimme Stunden durchmachten, als sie davon hörten, wie sich die christlichen Bewohner der Stadt und die Behörden gegen die von auswärts zum Plündern gekommenen Bauern benahmen. Aber man erzählte sich, daß die Exzesse dadurch möglich seien, daß der Gouverneur eine „Ordre" erwarte; die müsse in der Nacht kommen, und dann werde am nächsten Morgen alles ruhig sein. Am nächsten Morgen kam ein Polizeimann (Nr. 148), ein in der Nachbarschaft wohlbekannter Mann; er machte sich zweifellos Sorgen um das bevorstehende Schicksal der Juden und hieß sie, sich in ihren Häusern zu verschließen und sich ja nicht auf die Straße zu wagen. Und so geschah es. — Die Tragödie des Hauses Nr. 13 scheint auf dieselbe Weise begonnen zu haben wie die der anderen jüdischen Häuser. Polizeimann Nr. 148 kehrte am dritten Tage morgens aus der Stadt zurück, wo er wie noch mancher seiner Kollegen auf definitive und formale „Ordre" gewartet hatte, und begab sich an seinen Standort. Weiteres wie „Fort Ihr Juden, verschließt Euch in Eure Häuser und verhaltet Euch ruhig" konnte er nicht raten. Nach dieser freundlichen Ratserteilung setzte sich der Polizeimann Nr. 148 auf den Prellstein gegenüber dem Haus Nr. 13. Offenbar war da nichts mehr zu tun. Da sah man ihn all die Zeit sitzen, während gemordet und geplündert wurde, als wenn er für einen Bildhauer Modell säße, der in einer emblematischen Figur „das höchste christliche Fest" — d. h. was man darunter in Kischinew verstand — darstellen möchte. Die ganze Tragödie in den jüdischen armseligen Wohnungen mit all ihren Schrecken elementarer Wildheit spielte sich ein paar Schritte von diesem Philosophen ab. Er saß auf seinem Prellstein; denn er hatte keine Ordres erhalten. Wir unterlassen die Schilderung der einzelnen Mordszenen, die Korolenko ausführlich erzählt; was im Innern des Hauses vorging, mag der Polizeimann Nr. 148 nur geahnt haben; aber er sah auch ruhig und gewissenhaft auf dem Prellstein sitzend zu, als man die geflüchteten Juden von den Dächern heradholte, d. h. in den gepflasterten Hof herunterstürzte, wo die mit zerbrochenen Gliedern daliegenden Macklin und Berlatzky unter dem Lachen der umstehenden Nachbarn ganz totgeschlagen wurden.

Am Schluß seiner erschütternden Darstellung sagt Korolenko: Ich habe absolut nicht damit die Absicht verknüpft, zur Lösung der Judenfrage beizutragen. Aber wenn ich einer der jüdischen Millionäre wäre, die sich für die Geschicke ihrer Glaubensgenossen interessieren, tch gestehe, ich könnte der Versuchung nicht widerstehen, folgendes soziale Experiment vorzunehmen. Ich würde der Mehrzahl der Kischinewer Juden beistehen, daß sie in einen anderen Teil des Landes verziehen; ich würde die Reicheren entschädigen und den Aermeren zu einer Existenz verhelfen unter der Bedingung, daß sie die Stadt verlassen. Wenn dann der jüdische Wohlstand gänzlich aus der Stadt entfernt und kein jüdisches Kapital mehr da ist, das mit unserem nationalen und patriotischem Wohlstand tn Konkurrenz treten könnte, wenn kein Bürger jenes Volkes mehr in Kischinew weilt, von denen Herr Kruschevar Märchen von Ritualmorden erfinden kann; wenn alle Wucherer und Monopolisten europäische Kleidung und nicht den Kaftan tragen: dann wird wohl klar werden, wo die Crux der Frage liegt. Es wird auch ganz offenbar werden, daß solche Probleme durch den Mord von Bücherführern wie Nisensen, oder wie des unglücklichen Glasers Grienschpoun oder von jüdischen Droschkenkutschern, die für ihr Brot der Bitternis gerade so schwer zu arbeiten haben, wie ihre christlichen Kameraden, nicht gelöst werden können. Ist die Macht eines Wucherers leichter zu tragen, weil er keinen Kaftan trägt und einen christlichen Namen führt?

## Briefkasten.

**Herrn Fritz Engel,** Redakteur des „Ulk". Wir haben Ihnen genau die Nummer des „Ulk" und das Gedicht angegeben, an dem die Katholiken berechtigten Anstoß nehmen mußten. Ihre „Bezichtigung", daß wir „beweislose Behauptungen" aufgestellt haben, läßt uns daher sehr kühl. Im übrigen können wir auf jede weitere Auseinandersetzung mit Ihnen um so mehr verzichten, als wir uns eins wissen mit unsern jüdischen Freunden in unserer Beurteilung des Vorgehens des „Ulk".

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 23. Berlin, 8. Juni 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 7575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Sklavenseelen.

Von jüdischer Seite wird uns geschrieben:

Nichts schmerzt so sehr wie ein gerechter Vorwurf. „Mea culpa, mea maxima culpa," das trifft eine Volksklasse wie ein Einzelindividuum sehr hart. Wenn Bosheit und Torheit uns Juden alle möglichen Fehler vorwirft, die nicht wahr oder wenigstens arg übertrieben sind, so ist das trauriger für das Kulturniveau, in dem wir leben, als für die zu Unrecht Geschmähten. Wir dürfen uns dann mit der Erfahrung trösten, daß gerade die kulturell und sittlich am höchsten stehenden Völker am meisten gehaßt werden. Man weiß ja, daß es häufig den Deutschen im Auslande nicht besser als den Juden geht. In verschiedenen ungarischen und tschechischen Blättern werden die Deutschen genau so charakterisiert, wie in der „Staatsbürgerztg." die Juden. Das Bewußtsein, unschuldig zu leiden, demütigt nicht, sondern verleiht einen inneren Stolz und stärkt den Adel der Seele. Die meisten Untugenden, die man uns nachsagt, sind psychologisch unverstandene Seelenqualitäten, die an sich das Prädikat schlecht, d. h. schädlich nicht verdienen. Sie sind nur Untugenden aus dem Milieu heraus, in dem wir leben, betrachtet. Sie sind nicht germanisch aber slavisch oder romanisch und daher hält man sie in der engherzigen Kulturschablone für schlecht. Von den wirklichen Fehlern, den Gebrechen des Ghettos, dürfen wir mit Recht sagen, daß der Prozeß der Gesundung seit der Emanzipation vor sich geht und daß wir mit jedem Jahre den Fortschritt wahrnehmen können. Das beweist die Statistik, die unbefangenste aller Wissenschaften. Wenn man uns Uebermut, Zudringlichkeit, Mangel an Takt vorwirft, so sind das Sachen des Geschmacks und der Erziehung, und der Ethiker dürfte sie kaum als absolute Fehler betrachten. Die Grenze zwischen männlichem Auftreten und Ueberhebung, zwischen Liebenswürdigkeit und Zudringlichkeit vermag eben nur eine Generation alte ästhetische Erziehung zu ziehen. Es geht mit diesen Eigenschaften wie mit den Gewürzen, sie wirken wahltuend, wenn sie richtig angewandt werden, sind aber ungenießbar, wenn sie das nötige Maß überschreiten. Allein selbst in ungesundem Maße zeigen diese Fehler doch immer noch Kraft und Temperament. Bis in die tiefste Seele hinein aber schmerzlich wirkt es, wenn man uns Feigheit, Kriecherei, Liebeswerben, Gunstbuhlerei — kurzum alle Merkmale der Sklaverei vorwirft, denn sie sind leider noch im erschreckenden Maße im Ghetto des Ostens, also im eigentlichen Zentrum der Judenheit, vorhanden. Das bietet eine traurige Perspektive in die Zukunft, denn in diesen Eigenschaften des seiner Würde entäußerten Menschen zeigt sich die gebrochene Energie, die zertrümmerte Kraft des jüdischen Stammes. Wo das Gefühl der Freiheit, das Verständnis für Menschenwürde fehlt, da fehlt alles. Gewiß, auch hier, lehrt uns die Geschichte alles zu verstehen, und alles verstehen heißt ja, alles verzeihen. Wir kennen den finstern Weg, auf dem die jüdische Heldenseele langsam getötet worden ist, wir können psychologisch die Entwicklung von Rabbi Akiba bis zu den heutigen Trägern der Finsternis, von dem Kriege Bar Kochbas bis zur Metzelei in Kischinew verfolgen. Aber trostlos bleibt diese Erscheinung doch, weil sie uns gar keinen Ausweg zur Freiheit zeigt.

Gedemütigte Seelen in ausgehungerten Körpern, das ist das erschütternde Bild, das uns in den jüdischen Zentren Rußlands und Galiziens überall entgegentritt. Eine ganze Bevölkerung gefangen und innerlich gefesselt, — keine Tragik gleicht dieser, denn Gefangenschaft ist schlimmer als Tod. Was in diesen Ghettis entsteht ist düster, ohne Sonnenschein und Blumenduft. Alles trägt da den Stempel der Sklaverei, der abgestorbenen Freiheit. Manchmal flackert noch ein Rest der Energie auf, um für törichte Dinge verzehrt zu werden. An spontanen Begeisterungen mangelt es nicht, aber sie dauern alle nicht lange und erzeugen keine Werke von wirklichem Wert. Alles wird vom Wunder erwartet, nichts von eigner Kraft, der Gedanke der Selbsthilfe lebt nur in Wenigen, die Meisten führen ein Leben, das zwischen überspannter Hoffnung und dumpfer Resignation hin und her pendelt. Das ist die Frucht der polnischen Wohltaten, der systematischen Erziehung zur Sklaverei durch Jahrhunderte. Daß die Polen tausende unserer Vorfahren abgeschlachtet haben, das könnte man ihnen nach eher verzeihen als das unmenschlichste aller Verbrechen, daß sie die Ueberlebenden zu Sklavenseelen machten, sie für einige armselige Pfennige Ma-jofis tanzen ließen und zu ihrer perversen Belustigung jedes Gefühl der Menschenwürde in der jüdischen Brust töteten. Die Spanier schleppten die Juden zum Scheiterhaufen und machten sie zu moralischen Helden. Die edlen Polen gaben ihnen Gastfreundschaft als Lohn ihrer Erniedrigung und machten sie zu Sklaven. Dort war ein abscheulicher, aber doch ehrlicher Fanatismus, der zur Grausamkeit trieb, hier der Uebermut entnervter Sinnlichkeit, der nur noch an Perversitäten und Demütigungen Freude fand.

Dieses Erbe einer schmachvollen Zeit hat sich leider als Fluch erhalten. Auch heute finden wir die Merkmale der Knechtschaft am häufigsten überall da, wo das polnische Element vorherrscht, in Galizien und in Russisch-Polen. Zuweilen vergessen wir daran und glauben, daß nun das große mächtige Wollen, der gewaltige Drang zur Freiheit,

die Voraussetzung jeder heilvollen Tat, auch in diesen Kindern des Ghettos erwachen wird. Dann aber werden wir plötzlich durch irgend eine traurige Erscheinung aus unsern Träumen gerissen und sehen ein, wie verzweifelt die Lage der Gegenwart, wie trüb der Ausblick in die Zukunft ist.

Seit einigen Dezennien hat sich in Palästina, dem ehemaligen Hort aller Freiheit, eine neue Stätte jüdischer Sklaverei gebildet. Jede Kunde, die von dort kam, klang wie das Rasseln von Sklavenketten, dort ist alles dunkel und traurig. Das ist um so betrübender, wenn man bedenkt, daß sich dort sehr leicht jüdische Freiheit und jüdischer Stolz entwickeln könnte. Die türkische Regierung hat nie einen Druck auf die jüdischen Einwohner ausgeübt, sie bekümmert sich um nichts und hemmt sie nicht in ihrer kulturellen und moralischen Entfaltung. Dort, wo französische und deutsche Kolonien gut gedeihen, könnte auch neues jüdisches Leben aus den alten Ruinen blühen und eine gesunde jüdische Kultur entstehen. Es sind auch gute Anfänge in den jüdischen Ackerbaukolonien in den letzten 15 Jahren gemacht worden, in den Städten aber und namentlich in Jerusalem herrscht tiefe Finsternis. Das System der Almosenverteilung, der Müßiggang und die schlechte Wirtschaft waren allerdings nicht geeignet, bürgerliche Tugenden und freiheitliche Gesinnungen großzuziehen. Die sicherlich gut gemeinte, aber gänzlich verfehlte Wohltätigkeit verdirbt da alle guten Keime und erzieht ein Heer von rückgratlosen Charakteren.

Vor einem Jahre empörte man sich in Westeuropa mit Recht darüber, daß die meisten Bettelbriefe aus Jerusalem durch die russische Postagentur befördert wurden, wodurch also die russischen Finanzen zu Ungunsten der Türkei unterstützt werden. Man war entrüstet, daß sich nach den Schrecken von Kischinew noch Juden finden konnten, die der russischen Regierung Liebesdienste erweisen. Alle Entschuldigungen waren leere Phrasen, denn selbst wenn die russische Post etwas billiger wäre, so müßten diejenigen, die an den Wohltätigkeitssinn ihrer Glaubensgenossen appellierten, soviel Rücksicht auf ihre Gefühle nehmen, daß sie sie mit den russischen Briefmarken verschonten. Jede andere Agentur durften sie benutzen, nur nicht die Rußlands. Jetzt erfahren wir die Botschaft, daß die Juden in Jerusalem im öffentlichen Gottesdienste den Sieg der russischen Waffen erfleht haben. Diese Nachricht ist nur dazu geeignet, jeden anständig denkenden Juden mit Widerwillen zu erfüllen. Das Anrufen Gottes im Kriege ist für den modernen Menschen schon an und für sich unsympathisch. Ein Sieg kann nur durch die Niederlage des Feindes, also durch Menschenopfer, errungen werden. Auf der einen wie auf der andern Seite aber sind Menschen und Gott ist ihr barmherziger Vater. Der Krieg ist etwas Gräßliches, und wenn er unvermeidlich ist, so sollte man wenigstens die Religion, die der Inbegriff der Liebe ist, aus dem Spiele lassen. Ja, wenn es noch ein Krieg im Dienste einer großen Idee, im Dienste der Freiheit und Gerechtigkeit wäre! Aber wo giebt es denn heute gerechte Kriege im Sinne der Ethik? Indessen können wir es menschlich begreifen, wenn die Leute für den Sieg ihres Vaterlandes, für sich und ihre Familien im Kriege beten. Eine jämmerliche Heuchelei aber ist es, wenn jüdische Einwohner Palästinas um den Sieg Rußlands beten. Diese Leute sind selber russische Flüchtlinge, die die unmenschlichste Behandlung der Juden in Rußland gesehen und miterlebt haben, und nun wo sie sich einer relativ großen Freiheit erfreuen, beten sie für ihre ehemaligen Bedränger! Das kann nur Heuchelei sein, wenn es kein Wahnsinn ist. Was haben sie von Rußland im Falle eines Sieges für ihre Glaubensgenossen zu erwarten? Nur das Schlimmste, denn ein Tyrann ist in seinem Uebermute zu allem fähig. Je größer und stärker Rußland wird, eine desto größere Gefahr bildet es für die Menschheit.

Wir gestehen es, jeder freiheitsliebende Jude haßt die russische Regierung aus tiefster Seele und wünscht ihr vom Herzen eine Niederlage. Diese Antipathie teilt der Jude mit allen liberalen Männern Europas und Amerikas. Ja, es giebt unter den liberalen Christen in Rußland selbst kaum einen, der nicht eine Demütigung der barbarischen Regierung wünscht. Gewiß, der Krieg ist schrecklich, aber vom Siege Rußlands ist nur noch Schlimmeres zu erwarten. Eine Besserung in der russischen Wirtschaft kann nur durch eine innere Einkehr und durch liberale Reformen erfolgen, die aber nur als Früchte der Niederlage gedacht werden können. Tausende von Menschen gehen auch im Frieden in Rußland durch die Wirtschaft der Regierung zugrunde. Wohin gelangen wir, wenn die Sachen sich so weiter entwickeln? Zur gefährlichen Anarchie, zum Kampfe aller gegen alle. Daher können wir nicht begreifen, wie man sich als Jude freiwillig dazu hergeben kann, für Rußlands Sieg zu beten. In Rußland selbst werden die Juden gezwungen, für den Sieg zu beten und ihren letzten Pfennig für den mörderischen Krieg hrrzugeben. Willig tut es niemand. Aber wenn die Juden in Palästina eine derartige abscheuliche Demonstration für Rußland veranstalten, so ist das schmachvoll. Die Juden Rußlands können leider nicht dagegen protestieren, sie erwarten von den westeuropäischen Juden, daß sie dagegen Front machen, und das wird einmütig geschehen (?)

Die Quelle dieser Verirrung ist das Gefühl der Sklaverei, aus dem heraus diese Sklavenpolitik getrieben wird. Die Politik ist zu einer gefährlichen Krankheit geworden. Die Führer im Frack machen vor dem Massenmörder Piehwe Reverenz — aus Politik. Die Größen im Kaftan machen diplomatische Kunststücke — aus Politik. Und nun wird sogar in Jerusalem gebetet aus Politik. Sklavenkultur, Sklavenmoral und Sklavenpolitik, das ist das neue Milieu des Ghettos. Eine Politik, die dazu führt, das natürlichste Gefühl und die menschliche Würde zu verleugnen, ist unheilvoll. Mehr Natur und weniger Politik wäre nützlicher.

F. S.

---

## Ingrimm.

Von Baronin Bertha von Suttner.*)

Deinen Manen bin ichs schuldig. Der ganze Zorn, der Dir die Stirnader geschwellt — die ganze Entrüstung, die Dir die Kehle zugeschnürt hätte, wenn Du am Leben und Zeuge dessen gewesen wärst, was neuerdings wieder geschehen, in jener Sache geschehen, für die Du Dein Wirken und Fühlen eingesetzt, das alles muß ich jetzt doppelt empfinden; einmal für mich, denn ich war ja eins mit Dir in jener Sache, und das zweite Mal für Dich, weil Du nicht mehr da bist und ich Dein moralisches Erbe zu verwalten verpflichtet bin.

Zorn ist ungut, ist unwissenschaftlich? Mag sein. In den meisten Fällen. Wenn Zorn aus Heftigkeit, Bosheit und Haß zusammengesetzt ist, dann ist er ungut, wenn er sich gegen unbewußte Naturerscheinungen, wie das Gift der Schlange oder die Wut drr Elemente wendet, dann ist er unwissenschaftlich; aber wenn nicht die Bosheit aufgewühlt, sondern im Gegenteil die Güte empört worden, wenn nicht der Haß gepeitscht, sondern die Liebe beleidigt, wenn nicht der Neid entfacht, sondern die Gerechtigkeit verletzt worden

*) Die berühmte Verfasserin der Schrift „Waffen nieder!" läßt demnächst im Verlage von E. Pierson in Dresden ein neues Werk „Briefe an einen Toten" erscheinen. Dem Aushängebogen dieses Buches entnehmen wir das vorstehend mitgeteilte Kapitel, das den fünfzehnten aus der Reihe der Briefe enthält, welche die Verfasserin an ihren verstorbenen Gemahl Arthur Gundaccar Freiherrn v. Suttner richtet. Diese Briefe bilden ein Totenopfer und ein Denkmal für den hochgesinnten und mutigen Mann, der als Vorsitzender des österreichischen Vereins zur Abwehr des Antisemitismus seine besten Kräfte der auch von uns vertretenen Sache gewidmet hat.

sind, dann ist nicht Zorn, dann ist Gelassenheit das Ungute. Nur wenn die Ablehnung eines Uebels sich bis zum Ingrimm steigert, wird sie zur Auflehnung, zur kräftigen und siegreichen Auflehnung.

Ich wollte, daß der edle Grall, den Du jetzt empfunden hättest, wie ein Gewitter über die Länder streiche und in hunderttausend Seelen blitzte, in hunderttausend Reden donnerte, vielleicht würden die Schuldigen sich dann schämen .... Aber das feige, feige Schweigen, das indolente Bei-Seite-stehen unter der falschen Selbstbeschwichtigung: Das geht mich nichts an. Wenn Reiche glauben, es ginge sie nichts an, daß im Armenviertel die Cholera ausbricht, so täuschen sie sich, denn die Seuche dringt bis zu ihren Palästen; und wenn vornehm denkende Menschen sich sagen, es gehe sie nichts an, daß in anderen Schichten Gemeinheit grassiere, da täuschen sie sich ebenso.

„Was ist also geschehen?" fragst Du. „Erzähle."

Erzählen, nein, das mag ich nicht. Nur mit einem Satz berichten.

In der Osterwoche brach in der russischen Stadt Kischenew eine Judenverfolgung aus. Ein des finstersten Mittelalters würdiges Gemetzel . . .

Ich weiß, welcher Schmerz und welche Entrüstung Dich durchbebt hätten. Das ist das Gute am Gestorbensein, daß man den Sorgen und den Greueln von hienieden entrückt ist. Und gerade Dir, dem militanten Gegner des Antisemitismus, Dir wäre diese Orgie antisemitischer Barbarei doppelt wehtuend gewesen. Dein Zorn wäre wieder aufgeflammt nicht nur gegen die dortigen Fanatiker, sondern auch gegen alle die Gleichgiltigen, Verständnislosen, die, wenn falsche Wildheiten ausbrechen, zwar voll Entrüstung sind und für die Tatgeschlagenen und Ruinierten Almosen spenden, für Dein Verhütungswerk aber nur Achselzucken hatten.

O, die Entrüstung war allgemein: auch bei unseren eleganten Judenhassern. „So etwas ist barbarisch", sagten sie, wenn die Berichte (gewöhnlich widerwillig durchflogen, am liebsten ganz überschlagen) der Zeitungen von ausgestochenen Augen, durchsägten Armen, ausgeweideten Leibern erzählten, „so weit solls nicht kommen; ich wollte keinen Juden ums Leben bringen, nur leiden mag ich sie nicht."

Ja, ja, möchte ich ihnen darauf erwidern: Scheite herbeitragen zum Scheiterhaufen, ganz winzige, Zündstoff sammeln, in kleinen Atamen, das tut ihr, aber vom Anzünden und Aufflammen wollt ihr nichts wissen, das besorgen nur rahe Fanatiker . . . ihr seid unschuldig daran und wirklich ganz empört; vielleicht ist euch sogar um die Opfer leid.

Ihr habt kein Recht zu dieser Empörung, Mitschuldige! Ihr dürft nicht mitleidig sein, Mitgrausame!

Bluthunde sind eine schlimme Gattung Tiere; aber schlimmer sind jene, die sie reizen und hetzen. Das Blatt „Bessarabetz" hat an den Kischenewer Abscheulichkeiten viel tiefere Schuld als die betrunkene Horde, die in Mordraserei verfiel. Dieser Russe Kruschewan —

„Hetzen unsere Blätter etwa weniger als jenes russische?" würdest Du unwillig unterbrechen. Denn Du hattest es Dir zu einer traurigen Berufspflicht gemacht, die Presse derer, die Du bekämpftest, immer zu lesen. Ein wahres Martyrium hattest Du da auf Dich genommen. Nicht wegen der Schmähungen und Verdächtigungen, die gegen Dich selber von jener Seite erhaben wurden — darüber muß jeder Kämpfende sich hinaussetzen, denn es ist Feindestaktik und von Feinden, bei denen bewußte Lüge vielgebrauchte Waffe ist, tun solche Angriffe nicht weh. Aber was Dich schmerzte, war, was Dir aus diesem Deinem Wirkungsfelde immer wie so deutlich in die Erscheinung trat: die Bosheit der Verfolger, das Leiden der Verfolgten.

Daß es in unserer Zeit noch solche zwei Gruppen geben kann, beweist, daß sie noch kein Recht hat, sich zivilisiert zu nennen, diese Zeit. Nicht aus den Angeln gehoben ist sie, wie einst Hamlet klagte; sie ist überhaupt noch nicht eingerenkt und eine mühselige Arbeit ist's, sie beeinflussen, zum Guten beeinflussen zu wollen. Man stößt dabei an einen Widerstand, der schlimmer ist als der Widersacher — mit diesen könnte man es aufnehmen, carps à carps —; den Widerstand der Gleichgiltigen meine ich — der Verständnislosen.

Das Leid und der Zorn sind Dir erspart, den Dir die Kischenewer Greuel eingeflößt hätten . . . soll mich diese banale Betrachtung trösten? Nein, das Leben ist ein zu hohes Gut, als daß dessen Verlust sich wegen vermiedener Unlust verschmerzen ließe. Ach hätte sich nur wieder Dein mitfühlendes Herz in innigem Erbarmen zusammengekrampft, wäre nur Dein edler Zorn gegen alles Grausame wieder aufgeflammt, Du hättest gesprochen, gehandelt — gelebt. Und wir hätten uns wieder einmal so verstanden, unsere Seelen wären zusammengeflossen im Gefühle der gleichen Entrüstung, der gleichen Trauer. Und das wäre ein schöner Augenblick gewesen — auch für Dich. Nein, nichts tröstet mich.

Was sich da im fernen Rußland (nein, diese Bezeichnung ist falsch — heutzutage gibt es auf unserm kleinen Globus keine Fernen), was sich im angrenzenden Rußland zugetragen, jetzt wiederholt es sich mitten unter uns.

Wenn auch nicht in der Form, so doch im Wesen. Ob der Judenfeind mit dem Kolben dreinschlägt oder ob er nur schimpft — er ist ein Verfolger. Im Schimpf ist der Schlag schon enthalten. In Kischenew haben die behördlichen Organe zugesehen und es geschehen lassen, daß die fanatisierte Menge auf den Juden einhieb; bei uns hören die Organe der Regierung ruhig zu, wenn im öffentlichen Landtag die blutigsten Injurien auf die Köpfe der nach Natur- und Staatsgesetzen gleichberechtigten Mitbürger niederhagelu.

Was ist denn wieder geschehen? Ach, ich will Dir's nicht im Detail erzählen, ich will diese Briefe nicht mit der Wiedergabe gewisser Hetzreden entwürdigen, die in unseren Beratungskörperu (um die Frage der Aerzte handelt es sich) gehalten wurden. Genug, was immer die Verfolger sagen, sei es noch so unbegründet, noch so beleidigend, noch so gefährlich — niemand rührt sich. Der Antisemitismus ist sa „bien porté", so salon- und hoffähig geworden, daß man, wenn auch nicht antisemitisch denkt, sich doch nicht kompromittieren, namentlich diejenigen Hochmögenden beleidigen will, die sich zu dieser Madegesinnung bekennen.

So mutig, wie Du es warst, sind nur wenige. Und eine ganze Schar Mutiger würde es bedürfen, um dieser „Schmach des Jahrhunderts" Herr zu werden. Wie sind Ueberzeugungen in die Welt gedrungen? Durch die Todesverachtung ihrer Träger. Heute gibt es für unliebsame Gesinnungen keine strafenden Scheiterhaufen und Folterkammern mehr; nicht den Tod, aber die Verkennung und die Verachtung muß man verachten lernen können. — Und das konntest Du. Du wärst wieder aufgestanden jetzt, um zu protestieren, hättest Dich furchtlos exponiert. Nun aber hat Dir der Tod ewig die Lippen versiegelt und da mußte ich Dein Dolmetsch sein.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Vom Abg. Kröfell.** Die Dresdener „Deutsche Wacht" schreibt:

„Herr Abg. Liebermann von Sonnenberg als Vorsitzender der „Wirtschaftlichen Vereinigung" hat in einer Erklärung vam 25. Mai d. J. behauptet, daß Herr Abg. Kröfell zur „Deutschen Reformpartei" zählt. Wir stellen aus der uns vorliegenden offiziellen Fraktionsliste des Reichstages fest, daß Abg. Kröfell nicht unter den Mitgliedern der Deutschen Reformpartei, sondern unter den „zu keiner Fraktion" gehörigen Abgeordneten aufgeführt ist. Seitens

der Parteileitung der Deutschen Reformpartei sind wir weiter zu der Erklärung ermächtigt, daß diese eine ablehnende Haltung gegen die Freikarten des Herrn Ballin zur Nordlandfahrt für selbstverständlich gehalten hat, ohne darüber viel Worte zu verlieren."

Als Kandidat des „Deutschen Volksbundes" ist Herr Kröfell in den Reichstag gewählt worden, in der Gerichtsverhandlung gegen Dr. Wittenberg hat er sich als Mitglied der deutschsozialen Gruppe Liebermann von Sonnenbergs bekannt, in seinem Organ „Der Mittelstand" bezeichnete er sich kürzlich als Mitglied der „Wirtschaftlichen Vereinigung", was nach der Erklärung des Vorsitzenden dieser Vereinigung eine Unwahrheit ist. Fürwahr, ein interessanter Volksvertreter!

Wie wir s. Z. berichtet haben, ist der Chefredakteur der „Kreuzztg.", Prof. Kropatschek, von dem Berliner Schöffengericht wegen Beleidigung des Abg. Kröfell zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt worden. In dem am 31. Mai stattgehabten Berufungstermin erklärte Herr Kropatschek, daß es ihm fern gelegen habe, Herrn Kröfell zu beleidigen oder irgendwie an seiner Ehre verletzen zu wollen und daß er, falls in dem Artikel der „Kreuzztg." Beleidigungen enthalten seien, diese zurücknehme. Daraufhin nahm Kröfell seine Klage zurück.

**Herr Stöcker** hat, wie sich immer mehr herausstellt, bei dem Wahlkampfe in Straßburg-Land eine geradezu klägliche Rolle gespielt. Sein politisch und moralisch unzulässiges Eingreifen hat gerade bei seinen Freunden, den streng positiv gerichteten Protestanten bedingungslose Verurteilung gefunden. Die Folgen sind nicht ausgeblieben, man hat ihm die Freundschaft gekündigt. Es ist das ihnen nicht leicht gefallen, aber man fühlte sich zu diesem Schritt verpflichtet und hat ihn darum entschlossen getan. Das Motiv für Herrn Stöcker bei seinem taktlosen Eingreifen in den Wahlkampf war übrigens einzig und allein die Befriedigung einer höchst unchristlichen und für den Prediger christlicher Nächstenliebe doppelt verwerflichen Rachsucht, weil Herr Blumenthal im Reichstag ihn etwas unsanft angefaßt hatte. Das Stöckersche „Volk" hatte übrigens die Bekämpfung des demokratischen Kandidaten mit den Waffen des Antisemitismus bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten, indem es Blumenthal fortgesetzt als „getauften Juden" bezeichnete. Von der „Straßburger Ztg." auf die Unrichtigkeit ihrer Annahme aufmerksam gemacht, brachte das „Volk" die folgende für die christlichsoziale Kampfesweise recht charakteristische „Berichtigung":

„Aus dem Namen Daniel Blumenthal schlossen wir, daß der Straßburger Reichstagskandidat ein getaufter Jude sei, da er sich als evangelisch bezeichnete. Das war nicht richtig, Herr Blumenthal hat sich um die evangelische Kirche so verdient gemacht, daß er ihr schon von frühester Jugend an angehört, es hat also wohl schon einer seiner Vorfahren den Uebertritt vollzogen, nicht erst er selbst.

Dazu bemerkt mit Recht die „Straßburger Zeitung", deren Herausgeber und Chefredakteur Wolf ein früherer Amtsbruder des Herrn Stöcker ist: „Das „Volk" hat sich also gegenüber dem Herrn Blumenthal nur einen „verzeihlichen Irrtum" zu schulden kommen lassen. Mit der Naivetät, die wir auch bei Stöcker bewundert haben, hält dies Blatt es mit christlicher Gewissenhaftigkeit — und die muß man doch von einem christlich sich nennenden Blatt verlangen — für vereinbar, tendenziöse Behauptungen auf willkürliche Schlüsse aufzubauen, statt sich vorher genau über den Tatbestand zu informieren. . . .

Wenn eine „christlichsozial" sich nennende Partei mit dem gemeinsten Antisemitismus durch dick und dünn geht, dann erheben wir Protest und halten die schärfsten Worte nicht für scharf genug, um dieses unchristliche Gebaren nach Gebühr zu kennzeichnen."

**Anton Memminger** wird wegen seiner schamlosen Behauptungen über die Würzburger Weiblichkeit von den angegriffenen Frauen gehörig gerüffelt. Die Vorstandsschaft des katholischen Frauenvereins hat eine öffentliche Erklärung erlassen, in der es u. a. heißt:

„Wir können zu diesen unerhörten Schmähungen, welche uns und unseren Töchtern zugefügt worden sind, deshalb nicht schweigen, weil sie, an einer solchen Stelle vorgebracht, nicht nur in ganz Bayern, sondern über dessen Grenzen hinaus bekannt geworden sind und so, wie Zeitungsstimmen beweisen, unsere und unserer Töchter Ehre in den weitesten Kreisen herabgewürdigt worden sind. Wir sind nicht imstande, uns selbst gegen die Beleidigungen an der Stelle, wo sie erhoben worden sind, zu verteidigen, deshalb richten wir an das Präsidium der Abgeordnetenkammer die höfl. Bitte, vor demselben, vor welchem wir beleidigt worden sind, diesen unsern Protest bekannt geben zu wollen."

Andere Frauenvereinigungen Würzburgs haben sich diesem Protest angeschlossen, so daß der tapfere Memminger in seinem Organ ziemlich kleinlaut geworden ist.

**Antisemiten und Bund der Landwirte.** Die Führung im Bunde der Landwirte scheint immer mehr an die antisemitischen Bundesgenossen überzugehen. Freiherr v. Wangenheim ist ganz in den Hintergrund getreten, bezw. gedrängt worden. An seiner Stelle führen Herr Liebermann v. Sonnenberg und der Graf Reventlow das große Wort in den Bundesversammlungen. Am 4. d. M. hat in Magdeburg eine agrarische Heerschau über die sächsischen Bundesmitglieder stattgefunden, über deren Frequenz sich die bündlerischen Berichterstatter allerdings noch nicht ganz einig sind. Ein Prioattelegramm eines agrarischen Blattes beziffert die Teilnehmerzahl auf 2000; die agrarische „Deutsche Tagesztg." schreibt „es mochten weit über tausend Personen anwesend gewesen sein." Nach dem Bericht eines Magdeburger agrarisch-antisemitischen Blattes schmilzt aber diese Teilnehmerzahl auf etwa 400 Personen zusammen. Doch das nur nebenbei zur Charakteristik agrarischer Berichterstattung.

Der Ton, der in dieser Verhandlung gegen die Regierung angeschlagen wurde, erinnert lebhaft an die ersten Zirkusversammlungen des Bundes. Graf Reventlow übertrumpfte noch seine letzten Bosheiten im Reichstage gegen die Regierung.

Er feierte ironisch die „eiserne Konsequenz", mit der die Regierung den Standpunkt vertrete: „Du sollst die Börse und das Ausland über alles lieben — mehr als dich selbst." Graf Bülow wird nun mehr also als „Agent des Auslands" gebrandmarkt. Die Erfolge, die Bismarck mit seiner Politik erzielt hat, sind seinen Nachfolgern „langweilig" geworden, „man wollte Abwechselung haben", daher die jetzigen Mißerfolge. — Man kann der Regierung eines Landes kaum eine schlimmere Leichtfertigkeit in der Behandlung ernster politischer Fragen unterstellen, wie in dieser frivolen Behauptung des witzelnden Antisemitengrafen.

**Ueber die Praktiken der Hannoverschen Landesbank** werden noch allerlei interessante Einzelheiten bekannt. So erzählt die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau", daß ihr Redakteur von einem der Gründer sofort nach der Eröffnung des Bankgeschäfts die Aufforderung erhielt, er möge doch ebenfalls in seinem Wirkungskreise Anteilscheine der Bank unterbringen, weil man das jüdische Bankwesen nur wirtschaftlich mit Erfolg bekämpfen könne. Der Redakteur habe dieses Anerbieten aber kurzerhand mit der Begründung abgelehnt, daß er nur solche Geschäfte empfehlen würde, für welche er die Garantie übernehmen könne, in welche er einen Einblick habe.

Den Redakteur der „Sachsenschau" haben die Erfahrungen, die er mit diesem und ähnlichen Instituten gemacht hat,

infolgedessen recht skeptisch, gerade auch seinen Gesinnungsgenossen gegenüber, gestimmt:

Der Redakteur dieses Blattes, so schließt sie ihre lehrreichen Betrachtungen, hat es wiederholt betont, daß heute unser Kampf nicht mehr dem jüdischen Großkapital und dem jüdischen Schwindel allein gilt. Das konzentrierte christliche Großkapital und der christliche Schwindel richten genau dieselben Verheerungen an. Diesen Erzübeln treten wir aber nur entgegen durch Gesetze, welche Christen und Juden in gleicher Weise treffen, nicht durch Bildung von Aktiengesellschaften und Gründung von neuen Zeitungen, deren Leitern niemand ins Herz sehen kann. Wer gründen will, mag sein eigenes Geld aufs Spiel setzen. Jeder treibe eifrig sein Geschäft und lebe sparsam .... Wohl aber möge man überall den Gründern entgegentreten, welche größere Summen zu Gründungen irgend welcher Art sammeln. Prügelt diese Leute mit Knitteln aus der Stadt, hetzt die Hunde auf sie, so erweist Ihr Euch, Eurer Familie und unserer Bewegung den größten Dienst.

Der Redakteur dieses Blattes weiß sehr wohl, daß man in unserer leichtgläubigen unkritischen Zeit mit phantastischen Versprechungen weit leichter Anhänger findet als mit nüchternen Vorstellungen. Er weiß aber auch, daß eine Bewegung, welche solide Verhältnisse schaffen will, in sich selbst und in ihren Vertretern solide gefestigt sein muß. Auch von unserer Reform-Bewegung gilt das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

An diesen meist wurmstichigen Früchten wird die „Sachsenschau" schwerlich viel Freude erleben.

**Ueber den Massenverbrauch von Lorbeer** bei Ehrungen gewisser antisemitischer Führer spottet die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau": „Der massenhafte Gebrauch, den diese Pflanze gerade in Berlin findet, ist wohl darauf zurückzuführen, daß das Zeug in Berlin wie Unkraut wild wächst."

**Eine freundschaftliche Annäherung zwischen der Deutschen Volkspartei in Oesterreich und den Luegerschen Christlichsozialen** sollte nach Andeutungen antisemitischer österreichischer Organe sich anbahnen. Wie es scheint, ist aber hier nur der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Anlaß zu dieser abenteuerlichen Kombination gab ein an und für sich ganz harmloser Vorgang. Auf dem Semmering wurde das Jubiläum des großen Bahnbaues gefeiert. Es ging hoch her. Die Gäste aus Niederösterreich und aus Steiermark trafen zusammen und bei einer der vielen Festtafeln rückten Dr. Lueger und Dr. Derschatta etwas näher als sonst aneinander. Dr. Derschatta ist der Führer der Deutschen Volkspartei Als Steirer wollte er sich auf dem Semmering wohl als guter Nachbar zeigen und sprach in einer Tischrede einige verbindliche Worte für Dr. Lueger. Wer wird auch die Worte einer Tischrede auf die Goldwage legen, wer wird auf einen Trinkspruch politische Bündnisse aufbauen! Dr Lueger war selbstverständlich bereit, die Freundlichkeiten des Dr. Derschatta mit gleicher Liebenswürdigkeit zu vergelten, und einige übereifrige Christlichsoziale betrachten diese beiden Reden als die Grundsteine eines dauernden Bündnisses zwischen der Deutschen Volkspartei und den Christlichsozialen. Trotz aller zwischen Derschatta und Lueger gewechselten Freundlichkeiten wird es aber zu einer dauernden Verbindung zwischen der Deutschen Volkspartei und den Christlichsozialen nicht kommen, denn die ersteren betrachten als ihre wichtigste Aufgabe die Wahrung des Deutschtums, den letzteren ist aber der Antisemitismus die Hauptsache.

## Vermischtes.

**Der Konitzer Mord.** Die in der letzten Nummer der „Mitteilungen" nach dem Bericht des „Berl. Tgbl." enthaltenen Angaben über neue Spuren scheinen in einzelnen Teilen noch etwas verfrüht zu sein. Fest steht allerdings daß ein Verfahren gegen die Familie Masloff-Roß-Berg tatsächlich im Gange ist. Es kann sich dabei zunächst nur um ein „Ermittelungsverfahren" handeln, dem später jedenfalls die Eröffnung des Hauptverfahrens folgen wird. In welchem Orte die vom „Berl. Tgbl." bereits gemeldete Verhaftung Masloffs erfolgt sein soll, weiß zunächst niemand anzugeben, auch das „Berl. Tgbl." schweigt hierüber; die Konitzer Staatsanwaltschaft bestreitet die Verhaftung, das Wolffsche Telegr.-Bureau und die Halberstädter Blätter sowie der „Harzer Courier" konnten bisher ebenfalls keine Verhaftung Masloffs feststellen.

Die Nachricht, daß der Justizminister die Verhaftung aller in dieser Sache Verdächtigen, also in erster Linie Masloffs, über den Kopf der Konitzer Staatsanwaltschaft hin angeordnet habe, mußte zunächst befremden. Sollte der Minister die Konitzer Staatsanwaltschaft zu Verhaftungen telegraphisch oder brieflich aufgefordert haben, so wird man ja hierüber in kurzer Zeit Aufklärung erhalten. In Konitz selbst ist bis zur Stunde jedenfalls noch keine Verhaftung erfolgt.

Tatsache ist ferner jedoch, daß die Ueberwachung der Familie Masloff-Roß-Berg eine ununterbrochene gewesen ist, die Masloffs wurden stets beobachtet, sie waren nie außer Gesichtsweite, das Material, das in anonymen und nichtanonymen Anzeigen gegen sie bei der Konitzer Staatsanwaltschaft noch in der letzten Zeit eingelaufen ist, wanderte durchaus nicht in den Papierkorb. Das Verdienst, die Sache im Fluß erhalten zu haben, wird also wohl dem Ersten Staatsanwalt Schweigger und den von ihm beauftragten Kriminalkommissaren zuzuschreiben sein. — Daß der Erste Staatsanwalt in Konitz nach Ansicht der „Staatsbürgerztg." — die bekanntlich als Oberjustizrätin alles ganz genau weiß! — auf Irrwegen wandelt, fällt weiter nicht auf. Aber festgenagelt seien hier doch die Worte dieses Blattes, das so manchen früher unparteiischen Konitzer mit Vorurteilen erfüllt und dessen Inhalt manchen zu unvorsichtigen Worten und Handlungen verleitet hat. Das Blatt der drei B — Bruhn — Böttticher — Böckler — schreibt u. a.:

„Tatsächlich ist der Erste Staatsanwalt Schweigger getreu seinem gelegentlich des Levy-Prozesses der Konitzer Bevölkerung gegebenen Versprechen, den Konitzer Mord zur Sühne zu bringen, unaufhörlich tätig in der Ermittlung der Mörder. Wir würden das mit großer Freude begrüßen, wenn wir nicht sehen müßten, daß der Herr Erste Staatsanwalt sich wiederum auf falscher Fährte befindet und sich auf diesem Wege um den Erfolg seiner rastlosen Tätigkeit bringen wird ..... Wir wünschen, daß der Mord aufgeklärt und zur Sühne gebracht wird, auch wenn der Weg, den der Erste Staatsanwalt Schweigger eingeschlagen hat, nach unserer Ueberzeugung auch ein Irrweg ist, so begrüßen wir die Tatsache mit Freuden, weil wir hoffen, daß er bei weiterem Fortschreiten schließlich auch auf die richtigen Spuren kommen und seine Arbeiten alsdann mit dem Erfolge krönen wird."

Die „Staatsbürgerztg." bleibt dabei, daß der bekannte Konitzer „Leichenbefund unbarmherzig alle anderen Kombinationen zerstöre!" — Die ärztlichen Gutachten und die bezeugten Fahrten Winters gelten bei ihr nichts. —

Noch anmaßlicher tritt der Pyritzer „Mittelstand" des Herrn Krösell, der, wie erinnerlich, den Konitzer Prozessen persönlich beigewohnt hat, den Behörden entgegen: „Für uns und für tausende denkender Männer, so schreibt das Blatt, gibt es in der Konitzer Affäre kein Geheimnis." — Wenn Her Krösell über den Mord so genau Bescheid weiß, hätte er schon längst die moralische Verpflichtung gehabt, den Justizbehörden von seiner Kenntnis Mitteilung zu machen. Vielleicht löst der Staatsanwalt jetzt dem doch sonst nicht so zurückhaltenden Expastor etwas die Zunge.

**Herr Ballin und die „Kreuzztg."** Es geschehen Zeichen und Wunder. Die „Kreuzztg." nimmt Herrn Ballin, den Direktor der Hamburg-Amerikalinie, gegen

die Anfeindungen der Organe des Bundes der Landwirte wegen des Verkaufs einiger Schnelldampfer der Gesellschaft an die russische Regierung in Schutz. Das konservatioe Blatt übernimmt nämlich ohne jeden kritischen Zusatz die Zuschrift eines über die technische Seite der Frage anscheinend gut unterrichteten Lesers, der darauf hinweist, daß man in England, um die Konkurrenz mit den deutschen Schnelldampfern aufnehmen zu können, schon seit langer Zeit mit der Absicht umgeht, die Schnelligkeit der Schiffe durch Einführung der Turbinen an Stelle der Kolbenmaschinen zu steigern. Die Hamburg-Amerika-Linie suche jetzt diesen englischen Versuchen zuvorzukommen. Es zeuge von dem wettem Blicke der Hamburg-Amerika-Linie, wenn sie die günstige Konjunktur benutzt, um die teueren Schiffe, die in kurzem wahrscheinlich wertlos sein werden, jetzt für hohe Preise loszuwerden und erst dann mit Neubauten für Schnelldampfer wieder vorzugehen, wenn das Problem der Turbinenmaschinen definitiv gelöst ist. Er glaube, daß auch der Kriegsmarine damit am besten gedient sein dürfte.

Herr Ballin wird sich wohl schwerlich haben träumen lassen, daß ihm jemals in einem konseroativ-antisemitischen Blatte eine so schmeichelhafte Anerkennung für seinen „weiten Blick" gezollt werden würde. — Einen nicht gerade ehrenvollen Rückzug hat auch das Organ des Bundes der Landwirte in dieser Frage antreten müssen. Die „Deutsche Tagesztg." hatte zuerst kräftig in das Horn derer gestoßen, welche in dem Verkaufe der für den Kriegsfall als deutsche Hilfskreuzer in Aussicht genommenen Dampfer an die russische Regierung nahezu einen Landesverrat erblickten; als das agrarische Blatt dann obige Erklärung las, bemerkte es ganz naiv dazu:

„Wir haben auch nicht geglaubt, daß Herr Ballin seine Schiffe planlos verkauft hat und nehmen auch nicht an, daß die Reichsregierung diese Verkäufe gestattet hätte, wenn sie nicht genaue Aufklärungen über die Absichten der Hamburg-Amerika-Linie erhalten hätte."

Die Leser des agrarischen Blattes dürften recht verwunderte Augen gemacht haben, als sie diese plötzliche Meinungsänderung ihres Leiborgans zu Gesicht bekamen.

**Aus Wittstock** wird uns geschrieben: Die hiesigen städtischen Behörden haben Herrn Rentier J. Philippsthal zu Berlin das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wittstock verliehen in Anerkennung der Treue und Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und der Verdienste, die er sich durch Förderung humanitärer Bestrebungen — a. a. bei Begründung des paritätischen Bürgerheims — erworben hat. Seit dem zwölften Jahrhundert ist in unserer alten Bischofstadt das Ehrenbürgerrecht nicht verliehen worden.

**Ingolstadt,** 26. Mai. Eine interessante Beleidigungsklage kam in der letzten Sitzung der Eichstätter Strafkammer zur Verhandlung. In einem Zivilprozeß vom A.-G. Ingolstadt, welchen der Spediteur Hopp in Germersheim gegen den Rittmeister Röder in Landshut angestrengt hatte, vertrat Rechtsanwalt Rudolf Frhr. Schenk v. Geyern, den Beklagten und verlor. Das Urteil hatte der israelitische Amtsrichter Lang gefällt. Der Anwalt schrieb mit bezug darauf an seinen Mandanten u. a.: „Der erstrichterliche Entscheid scheint überhudelt zu sein, der Scharfsinn Jerusalems würde bei einem hebräischen Dackel kritischer sein; es scheint, daß man in Ingolstadt das blaue Tuch nicht gern sehe, gegen Sympathie und Antipathie läßt sich nicht streiten." Dieser Brief kam zu den Akten und bei der Kostenfestsetzung zu Händen des beleidigten Amtsrichters, welcher den Brief dem Landgerichtspräsidenten in Eichstätt vorlegte. Es wurde Strafantrag gestellt und Rechtsanwalt v. Geyern hatte sich wegen Berufsbeleidigung zu verantworten. Der Staatsanwalt beantragte gegen den schon vorbestraften Angeklagten eine Gefängnisstrafe von 1 Monat, das Gericht erkannte auf 600 Mark und die Kosten.

**Der Geruch der Europäer.** In der „Köln. Ztg." lesen wir: „Die Japaner machen sich nicht allein die neuesten Errungenschaften des Abendlandes im Kriegswesen zunutze, sondern zeigen auch für die Ethnologie der weißen Rasse ein besonderes Interesse. Neuerdings behauptet ein japanischer Arzt, daß diese sich durch einen eigentümlichen scharfen und ranzigen Hautgeruch auszeichne, der nach Alter und Geschlecht stärker oder schwächer sei. Bei längerm Aufenthalt in Europa verliere der Japaner die Empfindlichkeit gegen diese Ausdünstung, dagegen macht letztere sich an den in Japan lebenden Europäern sehr bemerkbar. Uebrigens trete der europäische Geruch vereinzelt auch bei Japanern auf, denen aber dadurch die Heirat erschwert werde und die wegen dieses Uebels sogar von der Wehrpflicht befreit werden könnten. Die Fachschrift Anthropologie bemerkt hierzu, daß die erwähnte Beobachtung sich teils durch die Rassenverschiedenheit, teils durch die schwerere und engere Kleidung, teils durch die stärkere Fleischnahrung der Europäer erklären lasse. Jedenfalls dürfte das Urteil der Japaner über den Duft der abendländischen Haut deren Träger in Zukunft etwas abhalten, über den unsern Nasen widerlichen Geruch der Neger und Asiaten zu klagen. Beruht die Wahrnehmung der Japaner auf Tatsachen, so spielt dabei unserer Ansicht nach außer den schon erwähnten Umständen auch der außergewöhnliche Sinn der Japaner für körperliche Reinlichkeit eine wichtige Rolle."

Was sagen dazu die Antisemiten mit ihrem „foetor judaicus?"

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen (Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Neußen").
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Trombach in Thüringen.
Gaisenstein.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Großtabarz (Thüringen).
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Röm. Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburg. Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preuß, Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.

Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Rest. Gröbner.
Montaoon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel.
Thiersee.
Travemünde, Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern. Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wildbad im Schwarzwald, Villa Montobello.
Wilddihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johannefer Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

---

## Mein Freund, der Althändler Kohn.

Ich hatte vor einiger Zeit Bedarf nach einem immerhin kostspieligeren Gegenstand, suchte in dem Annoncenteil der Zeitung, ob nicht vielleicht ein Angebot zu finden wäre, und stieß auch richtig gleich auf ein solches. Ein Kaufmann Kohn bot den von mir gewünschten Gegenstand „billigst" an. Ich war nicht wenig erstaunt, als mich eine Frau empfing, die von ihrem Manne sprach, der Kohn hieß, während sie eine unverkennbare Germanin war. Ich dachte natürlich, daß es eine Mischehe sei, und machte irgend eine dahingehende Bemerkung. Sie erwiderte, es sei ja schließlich gleich, ob Christ oder Jude, sie habe sich nie darum gekümmert. Ihr Mann sei auf dem Hofe und wasche den Wagen ab. Hauswirt, Händler mit alten Sachen und Kohn: was ist natürlicher, als daß man einen „richtigen Juden" vorzufinden erwartet. Man denke sich nun mein Erstaunen, als mir ein großer, breitschultriger, kräftiger Mann entgegentrat, jeder Zoll ein ganz unzweifelhafter Germane. Händler mit alten Sachen, Kohn und Germane! Der Beruf, dem ich angehöre, bringt es mit sich, daß ich etwas — wißbegierig bin. Ich drückte dem Manne mein Erstaunen aus, sagte, ich könne Namen und Erscheinung bei ihm nicht in Einklang bringen und fragte ihn, ob er jüdisch sei. „Ich bin Christ" antwortete er. „Also Christ sind Sie, sagte ich, aber entschuldigen Sie meine Indiskretion, sind Sie vielleicht von jüdischer Abstammung?" „Darum habe ich mich wirklich nie gekümmert", und man durfte es ihm aufs Wort glauben. Er zeigte mir noch Photographien seiner Brüder — alles schon dem Aussehen nach germanischste Germanen. Ich fragte ihn, ob nicht auch andere Leute schon über den Widerspruch zwischen seinem Aussehen einer- und seinem Namen und Beruf andererseits erstaunt gewesen seien. „O, erwiderte er, diesem Widerspruch habe ich sehr viele gute Geschäfte zu verdanken." „Wie das?" fragte ich. „Ganz einfach," gab er zur Antwort. Die Leute — ich war nämlich früher Reisender — drückten auch erst ihre Verwunderung aus, kamen mit mir, wie Sie eben, in Unterhaltung, ein Wort gab das andere, und schließlich entwickelte sich eine Geschäftsverbindung." Ich machte auch mein Geschäft mit ihm und bin sehr zufrieden.

Aber der Mann ging mir lange nicht aus dem Kopfe. Daß man Erzbischof sein und doch Kohn heißen kann, ist bekannt. Aber der Mann war doch nachweislich jüdischer Abstammung. Germane durch und durch zu sein und doch Kohn heißen und obendrein mit alten Sachen handeln — alten Sachen, nicht etwa Antiquitäten — das schien mir die personifizierte contradictio in adjecto zu sein. Da soll man sich noch auf etwas verlassen in diesen Zeitläuften. Und nun stieg mir ein schrecklicher Gedanke auf. Urplötzlich sah ich allen Wirrwarr und alles Unheil, das entstehen müßte, wenn etwa diesem Manne einfiele mit seiner Ehe-liebsten und seinen christlich-germanischen Kindern eines der bekannten antisemitischen Bäder oder Sommerfrischen besuchen zu wollen und seinen Entschluß auch ausführte.

Und richtig! Eines Tages — doch man höre!

Kohn, der als sehr vorsichtiger Mann gern sicher geht, schreibt an die Direktion des antisemitischen Bades, sie möchte ihm den Prospekt schicken. Mit der Höflichkeit, die einer antisemitischen Badedirektion eigen ist, wird auf den Brief nicht geantwortet. Nach einiger Zeit schreibt Herr Kohn, der als richtiger Berliner natürlich sich nichts gefallen läßt, einen neuen, dieses Mal schon geharnischten Brief mit frankiertem an ihn adressierten Kuvert als Einlage. Der Herr Badedirektor erwidert in der vom Grafen Pückler-Kl.-Tschirne gelernten Bildersprache, aus der zu entnehmen ist, daß Juden in dem Badeorte nicht gern gesehen, im Gegenteil hinausgegrault und weggeekelt werden. Mein Kohn, der als Berliner Humor hat, schreibt, er habe sich nun einmal in den Kopf gesetzt, mit seiner Familie gerade dieses Bad zu besuchen, und er bemerke nebenbei, daß er, wenn er auch Kohn heiße, noch weniger als der Erzbischof Kohn Jude sei. Nochmals legt er ein frankiertes und adressiertes Kuvert bei. Nach einiger Zeit, in welcher mein Freund Kohn dringend um Antwort gebeten und eine Bemerkung über die lobbrige Wirtschaft, und ob die etwa auch zur antisemitischen Badekur gehöre, eingeflochten hat, kommt eine Antwort im gewähltesten und blumigsten Pückler-Deutsch: besagend, daß die Direktion, mißtrauisch gemacht, ja abgeschreckt, entsetzt über den Namen Kohn, erst überhaupt nicht habe antworten wollen, auf die verblüffende Erklärung hin aber, daß Herr Kohn kein Jude sei, habe er einmal sich überzeugen wollen, wie weit eigentlich Verlogenheit, Betrug und Aufdringlichkeit bei den Leuten, die auf den Namen Kohn hören, gehen. Er habe sich bei antisemitischen Freunden in Berlin erkundigt, was der Herr Kohn, der dort und dort wohne, eigentlich sei. Die Antwort lautete: Kohn, natürlich „alte Sachen", „Hosen verkaufender Jüngling" und „Nix zu handeln". Danach könne Herr Kohn wohl selbst ermessen, mit welchem Nachdruck er ihm empfehle, ja nicht nach dem von der antisemitischen Elite

besuchten, seiner Direktion unterstehenden Bade zu kommen sondern sich lieber eine „Judenschwemme" aufzusuchen.

Mein Freund Kohn lacht und sagt: „Nu grade." Die zarter besaitete Frau bittet, den Rüpeln und Flegeln, bei denen man doch keine rechte Erholung haben werde, aus dem Wege zu gehen.

„Nicht in die la main," sagt Kohn. Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Niemand in der Welt, und da sollte ich vor solchen blödsinnigen Rowdies retirieren? So wahr ich Kohn heiße, wir machen hin, und einen schönen Ulk will ich dort erleben, oder das Antisemitennest sollen die Motten holen." Und richtig, mein Kohn schreibt dem Direktor: So viel wie er, Kohn, wisse, gebe es in Deutschland, Deutschland über alles Freizügigkeit. Nichts werde ihn, einen deutschen Bürger, der Staats-, Kommunal- und Gewerbesteuer zahle, Berliner Hauseigentümer und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sei, abhalten, mit seiner ganzen Familie in dieser Saison nach X. zu kommen.

Nach vierzehn Tagen langt die Familie an und wird im Kurhause mit allen denjenigen Bücklingen und Ehren empfangen, die einem solvent aussehenden Badegast mit fünf Köpfen im Gefolge in allen Badeorten zustehen. Kaum aber hat die Familie es sich in den ihr angewiesenen Räumen bequem gemacht und Herr Kohn schmunzelnd eingetragen: „Kohn, Handelsmann, Berlin", und der Kellner einen flüchtigen Blick auf die Eintragung geworfen, als dieser mit Windeseile sich zum Chef begiebt und ihm die schreckliche Kunde von dem Eintreffen einer ganzen Kohn-Kolonie meldet. Der Wirt erbleicht: „Warum haben Sie die Bande erst in mein judenreines Haus gelassen?" „Ich konnte doch nicht wissen", stottert der Kellner. „Sie wollen Kellner sein", brüllt der Wirt, „wollen in einem antisemitischen Kurhaus dienen? Man sieht doch wohl, ob man es mit Geschöpfen zu tun hat, die Kohn heißen können! Packen Sie Ihre Sachen! Lassen Sie sich Ihr Lehrgeld zurückgeben, und jedenfalls machen Sie, daß Sie aus meinem Haus herauskommen. Bestechen haben Sie sich von der Judenbande lassen, mich ruinieren haben Sie gewollt, Sie sind selber ein Jude, Sie ganz gemeiner Kerl!"

Der Kellner sagt: „Ich gehe, und für die unbegründete Kündigung und die schweren Beleidigungen werde ich schon sehen, was mir zukommt." Der Wirt, von diesen Drohungen wenig erbaut, eilt nach den Kohnschen Zimmern, schreit: „Sie verfluchte! — erbleicht aber und sagt: Entschuldigen Sie, aber ich habe mich wohl in der Zimmernummer geirrt. Entschuldigen Sie nur, aber eine fatale Gemeinheit, meine große Aufregung —."

„Immer kalt Blut, Männeken. Worüber regen Sie sich denn so auf?"

„Da ist durch Irrtum, durch eine Intrigue eine Judenfamilie in unser sonst judenreines Bad und gleich hier ins Kurhaus gekommen. Die aufdringliche Sippe muß ich hinauswerfen."

„Tun Sie das nicht, die Juden bezahlen auch mit deutschem Geld. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Mein Name ist Kohn."

Der Wirt erstarrt. Wie blöde sieht er auf den germanischen Recken und stottert: „Sie — Sie — heißen — K . . K . . Kohn?"

„Zu dienen und mache in alten Sachen. Wenn Sie was brauchen — Spinde, Oelgemälde, seine Schreibmaschinen, alles da. Eine Hand wäscht die andere. Ich gebe Ihnen zu verdienen, da müssen Sie mir auch was zu verdienen geben. Bei mir kaufen Sie die besten und schönsten Sachen wie neu zum halben Preis."

„Sie sehen doch aber gar nicht nach K . . K . . Kohn aus? Sie sind doch kein Jude."

„Tut mir leid, darin kann ich Ihnen nicht dienen. Die Juden sind zwar alt, aber noch immer nicht zu herabgesetzten Preisen zu haben. Ich bin Christ und nicht eine Spur Jude."

„Sie sehen aus wie der leibhaftige Armin der Cheruskerfürst. Entschuldigen Sie, daß ich Sie für einen Schacherjuden gehalten habe."

„Gar nichts zu entschuldigen. Ich wollte, ich hätte das Geschäft von meinem Konkurrenten Itzig, ein ehrlicher Kerl, ders Geschäft versteht und, unter uns gesagt, mir lieber ist wie eine ganze Anzahl meiner christlichen Kollegen. Na, auf den Schmerz, den ich Ihnen unbewußt angetan habe, trinken wir eine Pulle Sekt."

Während der Wirt des judenreinen Kurhauses mit dem Althändler Kohn eine Flasche Sekt nach der andern leeren, hat sich in dem Badeneste wie ein Lauffeuer das Gerücht verbreitet, Juden seien eingetroffen, obendrein Kohns, Händler in alten Sachen.

Das ganze antisemitische Badepublikum sammelt sich vor dem Kurhaus, singt: „Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?" und als darauf nicht reagiert wird, wird gebrüllt: „Juden raus!" „Roter Manasse, raus!"

Der Wirt will vom Balkon aus das Publikum trösten, daß keine richtigen Kohns, sondern echt christliche bei ihm wohnen. Brave Leute.

Kohn aber wehrt ab: „Lassen Sie doch das Pack unten schreien und johlen! Der Tropfen, den wir jetzt vor uns haben, ist was feines. Die Sorte kenne ich. Ich war früher nämlich Weinreisender".

Als aber draußen der Lärm immer zunimmt und Steine gegen Tür und Fenster fliegen, tritt der Wirt doch heraus, wird zunächst von einem Stein getroffen und fällt ohnmächtig um. Jetzt geht Kohn auf die Straße und ruft: „Ihr verdammten Kerle, meint Ihr denn, daß ein Jude so dumm sein wird, Euch aufzusuchen. Ich heiße Kohn. —

Ein ohrenbetäubendes Geschrei auf der Straße, während Kohn sich zurückzieht und vom Balkon aus den Rummel sich ansieht.

Es folgt ein Rattenkönig von Prozessen. Kurhauswirt und Direktor wollen nichts mehr mit der Antisemiten-Elite zu tun haben. Diese zieht in andere Sommerfrischen und verbreitet, daß X. jetzt ein verjudetes Bad geworden sei. Man könne sich davon aus der Fremdenliste überzeugen.

Bad X. gedeiht aber, doch noch dauern die Prozesse fort, die wegen der Invasion einer christlich-germanischen Familie, die zufällig einen jüdischen Namen führte, dort entstanden sind.

Die Badegeschichte ist allerdings nur ein — Traum, der christlich-germanische Herr Kohn aber, der in Berlin mit alten Sachen handelt und eine kreuzbrave Haut ist, das ist Wahrheit, wirkliche, wahrhaftige und wie alles was wirklich, — lehrreiche Wahrheit, die von den Leitern und Gästen unserer antisemitischen Bäder und Sommerfrischen gebührend gewürdigt werden sollte, auf daß ihnen nicht einmal ernstlicher Schaden geschieht. L.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hafftschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sammer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 24. Berlin, 15. Juni 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibsendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Antisemitische Bäder und Sommerfrischen.

Der „Althändler Kohn", von dem in der letzten Nummer der „Mitteilungen" erzählt wurde, hatte es verhältnismäßig sehr leicht, die Frage antisemitischer Bäder und Sommerfrischen für seine Person zu lösen nach einem — Traume. Die Frage ist aber keine bloße Traumaffaire, sondern eine des praktischen Lebens.

Der „Althändler Kohn" hat einen ausgesprochen semitischen Namen und ein ebenso ausgesprochen germanisches Aeußere; er konnte leicht, zumal er sich vorsichtig erst an die Badedirektion gewandt hatte, gewarnt werden, gleich bei seiner Ankunft eine Fortekeikur durchmachen und den Wirt durch Sektopfer besänftigen und sich ihm als kurwürdig erweisen. Aber nicht immer, ja nur äußerst selten, liegen die Dinge so klassisch einfach. Wenn z. B. der Althändler einen weniger semitischen, nur verdächtigen Namen gehabt, z. B. Rosenberg oder Blumenthal, gar Müller — wir kennen Juden, die tatsächlich Müller zu heißen sich erlauben — geheißen hätte, dann wäre er nicht vorher gewarnt worden, und die Fortekelungskatastrophe wäre über ihn mitten in der Kur hereingebrochen und hätte ihn an der Fortsetzung verhindert und eine Wiederaufnahme an einem anderen Orte erschwert oder vielleicht schon aus pekuniären Gründen unmöglich gemacht. Aufregender Zank und Zivilprozeß mit dem Wohnungsvermieter wären vermutlich die weiteren Folgen.

Nicht minder häufig kann es vorkommen, daß Namen und Beruf zwar unverfänglich sind, aber Physiognomie einen Ur-Arier in eine heikle Situation in einem der antisemitischen Badeorte bringen kann. Sind ja schon viele arische Christen, ja selbst Antisemiten für Juden gehalten und durchgeprügelt worden. Es kann also einem ehrbaren Christen sehr wohl passieren, daß er in irgend einem Müritz-Kyritz-Pyritz für einen Juden gehalten und nach antisemitischer Baderegel behandelt wird. Es ist doch nicht zu erwarten, daß Jeder seinen Taufschein oder, da dieser von waschechten Antisemiten schon längst nicht mehr respektiert wird, seinen den arischen Ursprung nachweisenden Stammbaum mit ins Bad nimmt, zumal es leichtsinnige Menschen gibt, die einen Stammbaum überhaupt nicht haben.

Aber weiter. Wie steht es, wenn — und in dieser Lage befindet sich zufällig eine dem Schreiber dieser Zeilen bekannte Familie — der Ehemann Arier, die Frau Jüdin ist. Er ist, wie in dem hier in Rede stehenden Falle, nach Namen und Aussehen unantastbar, Chef einer bekannten Berliner Firma, sie eine Jüdin. Muß er das Bad verlassen oder, da dies gegen die strikte Anordnung seines unbekannt wohin? verreisten Hausarztes geht, von seiner jungen Frau sich für die Kurzeit scheiden und ihre liebevolle und sachkundige Pflege entbehren oder muß er während der Kur allerlei antisemitische Anrempelungen mit christlicher Ergebung hinnehmen, Ohrfeigen und Stockschläge bezw. Karten auswechseln und als Nachkur diverse Prozesse führen?

Nehmen wir den umgekehrten Fall, daß er Jude und sie eine heilsuchende arische Christin ist. Muß er sie allein dem antisemitischen Bade, von dessen antisemitischem Charakter er vorher keine Ahnung hatte, und den Jüngern des Grafen Pückler-Kl.-Tschirne überlassen, darf er nicht zu ihrem Schutz, zu ihrer Beruhigung an ihrer Seite verweilen, sie nicht über Sonntag besuchen?

Wir könnten noch eine ganze Anzahl kniffliger Kombinationen und Permutationen aufzählen, aber die angeführten beweisen wohl schon, daß es inbetreff der Frage antisemitischer Bäder und Sommerfrischen Dinge gibt, mit denen selbst der wackere Berliner „Althändler Kohn" nicht so leicht fertig werden könnte und von denen der Verfasser jenes Artikels sich nichts hat träumen lassen. Und was sollen gar Ausländer, beispielsweise sehr oft Juden ähnlich aussehende Franzosen, Italiener, Spanier 2c. zur deutschen Gastfreundschaft sagen, wenn sie in eine antisemitische Badehöhle geraten und wegen ihres Aussehens nach antisemitischem Ortsbrauch behandelt werden! Wenn man schon von jedem Deutschen, der in Deutschland oder Oesterreich ein Bad besuchen will, verlangen könnte, er solle vorsichtshalber vor seiner Badereise ebenso wie Kursbuch und Bädeker die „Mitteilungen zur Abwehr des Antisemitismus" studieren, um kundig des Guten und Bösen zu werden, von Ausländern kann man doch dergleichen nicht verlangen.

Aber ganz abgesehen von den allerlei möglichen Einzelfällen scheint uns auch prinzipiell die Einrichtung antisemitischer Bäder eine sehr fragwürdige zu sein. Wir haben in Deutschland eine ganze Anzahl kleiner Vaterländer. Es wäre beispielsweise möglich, daß sämtliche mecklenburgische oder lippische oder die in einem der thüringischen Vaterländer belegenen Bäder antisemitisch abgeschlossen werden. Müßte nun ein Mecklenburger ein „ausländisches" Bad aufsuchen, müßte er in die Ferne schweifen, was er so gut und vielleicht besser in der Nähe haben könnte? Das Spielen in einer ausländischen Lotterie wird mit schwerer Geldpön, und soll in Preußen nach dem neuesten Beschluß des Abgeordnetenhauses sogar mit Haft bestraft werden können, damit das schöne Geld für ein Zehntel-Los nicht dem Vaterlande entzogen werde, und da wird einer ungastlichen Sippe das Recht eingeräumt, Bürger zu nötigen, das reichlichere Geld für einen Badeaufenthalt in die Fremde zu tragen.

Aus der Liste der „Mitteilungen“ ist zu ersehen, daß in Karlsbad eine stattliche Reihe Hotels antisemitisch etikettiert sind. Man denke sich den Fall, daß alle Hotels in Karlsbad von der antisemitischen Seuche angesteckt werden und die Badeverwaltung auch, ist es angängig einen in seiner Art einzigen Kurort gewissen Heilung suchenden Menschen, die sich nichts haben zu schulden kommen lassen, die vielleicht, wie es oft geschieht, über das Weltmeer gekommen sind, zu verschließen oder zu verekeln, daß der Patient, der in Karlsbad gerade bekanntlich sich vor jeder Aufregung hüten muß, statt die gesuchte Heilung zu finden, eine Verschlimmerung seines Leidens finden muß?

Vor Tausenden von Jahren sind im Alten Testament selbst Menschen, die Menschenblut vergossen haben, Zufluchtsstätten gesichert worden, in welchen sie vor der Rachsucht der Verwandten des Erschlagenen geschützt waren. Es ist uns keine heidnische Religion bekannt, die nicht flüchtigen Verbrechern schlimmster Art irgendwo Schutz gewährte. Selbst Barbaren lassen vertrauensvolle Fremde, die nichts Böses im Schilde führen, nicht nur unbehelligt, sondern lassen ihnen Schutz und Hilfe angedeihen. Im Mittelalter gab es sogar für Kriegführende eine Zeit des Gottesfriedens. Und hier müssen wir Tausende von Jahren später im christlichen Deutschen Reiche, einem Kulturlande ersten Ranges, sehen, wie eine beschämend lange Reihe von Bädern und Sommerfrischen einer Klasse von Heilung und Erholung suchenden Mitbürgern oder Fremden den Aufenthalt versagt oder verleidet, die für Geld und gute Worte weiter nichts verlangen als Luft zu atmen, Wasser zu trinken, eine Stelle, die nach des Jahres Arbeit ermatteten Glieder auszuruhen.

Kann das sein? Darf das sein? Schämt man sich nicht, selbst wenn es sein darf, formell nicht verhindert werden kann, es zu tun? Ist das zivilisiert, ist das christlich, ist das menschlich? Nein, das ist es alles nicht, das ist nur antisemitisch.

Die alljährlich in den „Mitteilungen“ erscheinende lange Liste „antisemitischer Bade-, Kur- und Erholungsorte“ soll wahrscheinlich nur die Leser abhalten, in eines der antisemitischen Nester hineinzugeraten und sich dort allerlei Schaden zu tun. Man kann diese Liste aber auch als einen Pranger auffassen, an den die antisemitischen Bäder gestellt werden.

L. K.-D.

---

## Aus der Stadt der „reinen Vernunft“.

In Königsberg hat die Rücksichtnahme auf konfessionelle Vorurteile gewisser Gesellschaftskreise die Gattin des Oberbürgermeisters Körte, dessen entschiedene liberale Gesinnung unzweifelhaft ist, zu einem bedauerlichen faux pas verleitet. Der Vorgang, der bereits in der Königsberger Presse zu unliebsamen Auseinandersetzungen geführt hat, ist folgender:

Vor einiger Zeit wurde in Königsberg die Errichtung einer „Krippe“, in welcher Kinder der ärmeren Bevölkerung im Säuglingsalter bis zu zwei Jahren tagüber Aufnahme finden sollten, in die Wege geleitet. Die Anregung zu diesem gemeinnützigen Unternehmen ging von der Gattin eines bekannten Königsberger Arztes, die mit großer Energie und Opferfreudigkeit sich dem Werke widmete. Es gelang ihr, auch Herrn Oberbürgermeister Körte für das Unternehmen zu gewinnen, an dessen Spitze dann dessen Gattin trat. Das Unternehmen fand in allen Kreisen der Bevölkerung lebhafte Anteilnahme und war bereits soweit gediehen, daß die Eröffnung der „Krippe“ für Ende dieses Monats geplant werden konnte. Wegen Leitung der Krippe wurden mit einer Dame, welche viele Jahre als Krankenpflegerin tätig ist und von verschiedenen Aerzten warm empfohlen war, Verhandlungen geflogen. Unmittelbar vor Abschluß dieser Verhandlungen erhielt die Dame von Frau Oberbürgermeister Körte nachstehendes Schreiben:

Sehr geehrte Frau Kirschner! Bei nochmaliger reiflicher Ueberlegung hinsichtlich Ihrer Anstellung in der Krippe muß ich Ihnen mitteilen, daß ich die Bedenken, die ich von Anfang an gegen die Uebergabe der Leitung an eine Schwester jüdischer Konfession hatte, nicht fallen lassen kann. Frau Dr. Stern hat sich bemüht, mich dazu zu überreden; sie meinte, ich kenne die Königsberger Verhältnisse nicht — was ja, da wir erst seit einem Jahr hier leben, sehr begreiflich ist. Ich hatte aber gestern und heute Gelegenheit zu verschiedenen Rücksprachen mit Männern, die seit Jahren hier im öffentlichen Leben stehen, dabei vorurteilsfrei und erfahren sind. Sie bestätigen mir, daß meine Sorge, daß sich unsere neue Krippe in Arbeiterkreisen schwerer einbürgern würde, wenn eine Dame Ihrer Konfession sie leitete, berechtigt sei, und das müssen wir natürlich bei einem neuen Unternehmen vermeiden. Ich bedauere furchtbar, daß wir eine so tüchtige Kraft wie die Ihre verlieren, bezweifle allerdings nicht, daß für Sie unsere ärmliche Krippenstelle kein Verlust ist, da Sie wohl sicherlich bessere Anstellungen finden können.

Mit vorzüglichster Hochachtung

gez.: Auguste Körte.

Hierzu wird in einer Zuschrift an die „Hartungsche Ztg.“ bemerkt:

Die Aufforderung, die in diesem Schreiben zum Ausdruck kommt, ist geeignet, das Unternehmen auf das Schwerste zu gefährden. Es versteht sich von selbst, daß sehr viele Personen, welche ihm bisher freundlich gegenüber standen, sich zurückziehen müssen, sobald es einen konfessionellen Stempel erhält und in jenem engherzigen Geiste geleitet wird, der bisher in Königsberg nicht hat Platz greifen können. Die Annahme, als ob in „Arbeiterkreisen sich die Krippe schwerer einbürgern würde“, wenn eine jüdische Kinder- und Krankenpflegerin engagirt wird, zeugt außerdem von einer völligen Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse. Die hiesigen Arbeiter haben sich jederzeit antisemitischen Bestrebungen gegenüber ablehnend verhalten. Sie haben bei Uebertragung der Ehrenämter, wie der Stadtverordneten-Mandate und des Reichstagsmandats, nie nach der Abstammung und nach der Konfession der Bewerber gefragt. Sie haben zwischen katholischen, evangelischen, jüdischen Stadt- und Armenräten, Armen- und Waisenpflegern und -Pflegerinnen nie einen Unterschied gemacht. Frau Oberbürgermeister Körte überträgt danach den Geist, den sie in anderen Kreisen gefunden hat, ohne jede Berechtigung auf hiesige Arbeiterkreise. Daß die Frau unseres Oberbürgermeisters eine Jüdin, die sie selbst als eine „tüchtige Kraft“ bezeichnet, lediglich weil sie „Jüdin“ ist, nicht einmal zur Pflege von Säuglingen für geeignet erachtet, ist ein hierorts unerhörter Vorgang, der um so befremdlicher wirken muß, als sehr viele Juden zur Unterstützung des Unternehmens aufgefordert worden sind und freudige Beiträge gezeichnet haben. Der Vorgang würde noch auffallender sein, wenn, wie bestimmt verlautet, zu den „vorurteilsfreien und erfahrenen Männern“, welche Frau Oberbürgermeister Körte befragt hat, und von denen sie in ihrer Meinung bestärkt sein will, auch der Herr Stadtverordneten-Vorsteher Krohne gehört. Es dürfte im Interesse des konfessionellen Friedens, der bisher in unserer Stadt glücklicherweise herrschte, liegen, gegen eine solche Auffassung mit aller Entschiedenheit sofort Front zu machen.

Das genannte Königsberger freisinnige Blatt hat an den in Betracht kommenden Stellen Erkundigungen eingezogen und muß die Richtigkeit des geschilderten Sachverhalts im wesentlichen bestätigen; es nimmt indeß — u. E. mit Recht — die in der Zuschrift genannten Persönlichkeiten gegen den Verdacht in Schutz, als habe auch nur die leiseste antisemitische Tendenz bei ihrer Beteiligung an der Angelegenheit mitgesprochen. „Eine derartige rückständige und illiberale Gesinnung ist, schreibt die „Hartungsche Ztg.“, ausgeschlossen bei der Gattin unseres Oberbürgermeisters, dessen freigesinnte, vorurteilslose Anschauung ihm das Vertrauen der gesamten Bürgerschaft sichert und sie wird vollends ausgeschlossen bei einem Manne, der, wie Herr Stadtverordneten-Vorsteher Krohne, seit Jahrzehnten im Dienste der Oeffentlichkeit steht und der gerade durch seine Unparlichkeit und seine aufrichtige freiheitliche Ueberzeugung als Beispiel politischer Mannhaftigkeit und Toleranz gelten kann.“

Zur Sache selbst macht das Blatt alsdann nachfolgende Bemerkungen:

„Wir wissen, daß man von vornherein bemüht gewesen ist, konfessionelle Einflüsse auf die neuzubegründende Krippe fernzuhalten, daß z. B. der Anschluß an den evangelischen Frauenhilfsverein aus-

drücklich aus dieser Erwägung heraus abgelehnt worden ist und daß man in gleicher Weise entschlossen war, eine katholische Schwester nicht anzustellen, weil man eben auch den Schein irgend eines konfessionellen Charakters des Unternehmens vermeiden wollte. Darin ist man u. E. zu weit gegangen, denn wenn es ja der That nicht gleichgiltig gewesen wäre, ob man das Unternehmen einem praganziert konfessionellen Verein anschließt, so kommt es oder so sollte es wenigstens nicht darauf ankommen, welchem Glauben die leitende Persönlichkeit angehört, so lange sich diese von konfessionellen Bestrebungen fern hält. Wenn wir aber auch der Ueberzeugung sind, daß es verfehlt ist, die Frage der Konfessionalität bei der Besetzung öffentlicher Aemter und Stellen überhaupt in Frage zu ziehen und konfessionellen Rücksichten irgendwelcher Art überhaupt eine Konzession zu machen, so muß bei der Beurteilung der Angelegenheit doch daran festgehalten werden, daß sich die in Betracht kommenden Persönlichkeiten lediglich haben leiten lassen von dem rein sachlichen Interesse für die Anstalt. Gerade die Befürchtung ist für sie maßgebend gewesen, die der Verfasser in unserer Zuschrift ausspricht, „daß viele Personen, die bisher dem Unternehmen freundlich gegenüberstanden, sich zurückziehen würden, sobald es einen konfessionellen Stempel erhalte". Nach dieser Richtung hin sind gerade die genannten Persönlichkeiten u. E. zu bedenklich und zu vorsichtig gewesen."

Die besondere Betonung des „rein sachlichen Interesses", von dem sich die beiden angegriffenen Personen nach der „Hartungschen Zeitung" leiten ließen, scheint uns in diesem Zusammenhange als Entlastungsmoment nicht gerade glücklich gewählt zu sein. Es klingt fast wie eine schamhafte Umschreibung des Diktums des preußischen Herrn Justizministers, daß er auf die „Bedürfnisse" und „Stimmungen" der Bevölkerung Rücksicht nehmen müsse, wenn er die jüdischen Assessoren auf eine längere Wartezeit setzt als ihre christlichen Kollegen.

Mit Recht ist man aber in Königsberg, wie uns hierzu noch von geschätzter Seite geschrieben wird, empört über die Skrupellosigkeit, mit der gewisse Kreise, denen die Frau Oberbürgermeister Körte leider zu vertrauensvoll ihr Ohr geschenkt hat, die Königsberger Arbeiter des Antisemitismus verdächtigt. „Personen, die sich nie um Arbeiter und deren Interessen gekümmert haben, so heißt es in dieser Zuschrift, besitzen den traurigen Mut, den Arbeitern die schlechten Regungen anzudichten, deren sie sich selbst schuldig wissen und die bei ihnen lediglich ihrer feigen Unterordnung unter die Anschauungen der oberen Kreise entstammen".

---

## Eine Rede anläßlich der Enthüllung des Lamey-Denkmals in Mannheim.

Am 29. Mai fand die Feier der Enthüllung des Lamey-Denkmals in Mannheim statt. Da unter Staatsminister Lamey die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten Badens im Jahre 1862 gesetzlich ausgesprochen wurde, so war eine Vertretung der israelitischen Landessynagoge bei der Feier anwesend. Herr Geh. Regierungsrat Dr. Mayer legte bei der Enthüllung des Denkmals im Namen des Großherzoglichen Oberrates der Israeliten einen Lorbeerkranz an den Stufen des Denkmals nieder, wobei er Gelegenheit nahm, der Familie Lamey, insbesondere der greisen Lebensgefährtin des Gefeierten, zu versichern, daß die Israeliten Badens niemals vergessen würden, was der Edle für sie getan habe.

Bei dem Festmahl in der großen Halle des „Rosengarten" ergriff Geh. Regierungsrat Dr. Mayer das Wort zu folgender bedeutsamer Ansprache:

Hochgeehrte Festversammlung!

Ich bin dem verdienten Vorsitzenden des Denkmalkomitees dankbar, daß er in seiner eindrucksvollen Festrede unter den Ruhmestaten des Staatsmannes Lamey auch die Durchführung der bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten hervorgehoben hat. Unter den Momenten, die das Selbstvertrauen der Israeliten und ihr Vertrauen auf den Fortschritt der Menschheit zu erhalten und zu stärken geeignet sind, ist keines der geringsten die Tatsache, daß diejenigen Herscherr und Staatsmänner, die als die größten aller Zeiten gefeiert werden, Wohltäter der Juden gewesen sind. Der große Alexander und Cäsar, Theodorich und Karl der Große und die Hohenstaufen, Wilhelm von Oranien und Cromwell, der große Kurfürst und Badens erster Großherzog, Karl Friedrich, sind auch für die Israeliten Lichtgestalten! So darf es denn auch die Israeliten Badens mit hoher Genugtuung erfüllen, daß sie dem volkstümlichsten badischen Staatsmanne, der wie kein anderer einen tiefgreifenden, nachhaltigen und segensreichen Einfluß auf die Entwicklung dieses schönen Landes geübt hat, ihre Emanzipation verdanken. Auch der nachmalige Handelsminister von Dusch, der in den 1860er Jahren die rechte Hand Lameys war und das Emanzipationsgesetz vor den Ständen so kraftvoll vertreten hat, ist einer unserer besten Staatsmänner gewesen. Das Gleichstellungsgesetz war nur der letzte Schritt auf dem von Karl Friedrich eingeschlagenen Wege, wie unser geliebter Großherzog anläßlich seines Regierungsjubiläums in seiner bescheidenen Weise gesagt hat. Aber wie viele Vorurteile und Widerstände waren aus dem Wege zu räumen, ehe es gelang, die Israeliten zu vollberechtigten Gemeindebürgern zu machen und ihnen die freie Niederlassung an jedem Orte ihres Heimatlandes zu gewähren! Heute, nach wenig mehr als fünf Jahrzehnten, werden die Stadtväter von Baden, Offenburg, Freiburg, Konstanz nur noch ein Lächeln dafür haben, wie ihre Vorgänger van anno 1850 eifrig darüber wachten, daß ihre judenfreien Gemeinwesen nicht etwa auf die Stufe von Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe und dergleichen judenbelasteten Ortschaften herabsänken. Man kann auch nicht sagen, daß die Gemeinden, in denen Israeliten den Gemeinderat und Bürgerausschuß wählen helfen oder gar selbst in die Gemeindekollegien eingetreten sind, dadurch dem Verfalle anheimgebracht worden wären. Und so wird man vielleicht nach weiteren 50 Jahren auch darüber lächeln, daß zu einer Zeit, in der in England und Nordamerika, in Frankreich und Italien, ja sogar in Oesterreich, jüdische Generäle, Minister, Staatssekretäre, Gesandte ihres Amtes walteten, in unserm lieben Deutschland ein Jude tatsächlich nicht einmal die unterste Sprosse — ich betone speziell die unterste — der Verwaltungs-, geschweige denn der militärischen Stufenleiter erklimmen konnte. Diese Tatsache ist an sich gewiß nicht tragisch zu nehmen. Aber sie ist ein Symptom des sozialen Mißverhältnisses, das trotz der rechtlichen Emanzipation noch heute in unserm Vaterlande zwischen der christlichen Majorität und der jüdischen Minorität besteht. Ich habe mich immer darüber gewundert, wie die Mehrheit, die mit Recht an manchen von der früheren Reichskammerknechtschaft her den Juden anhaftenden gesellschaftlichen Mängeln Anstoß nahm, sich selbst jedes bessernden Einflusses beraubte, indem sie sich gesellschaftlich von den Juden abschloß, während die allmähliche Aufnahme der gebildeteren Elemente derselben sich als das beste Erziehungsmittel erwiesen hätte. So aber konnten und können die rückständigen Elemente stets darauf hinweisen, daß, wie das Beispiel ihrer in keiner Weise zu beanstandenden Glaubensgenossen zeige, es sich gar nicht verlohne, sich der Majorität angenehmer zu machen. Daß so durch die Haltung der Mehrheit für die Minorität ein nicht zu unterschätzender Ansporn zur Selbsterziehung, zur gesellschaftlichen Selbstzucht verloren geht, das beklage ich im Interesse der Volksgesamtheit.

Es wäre eine schöne Ehrung der Manen Lameys, wenn die einflußreichsten unter Ihnen, meine Damen und Herren, sich zusammenschließen würden, um diese soziale Kluft zu überbrücken.

Doch möchte ich einem solchen Bunde noch eine höhere und umfassendere Aufgabe gestellt wissen. Zu den betrübendsten Erscheinungen unserer Zeit gehört die Schroffheit, mit der die verschiedenen Religionsbekenntnisse sich gegenüberstehen. Man sollte sich doch endlich allseits darüber klar sein, daß jedes der in den Kulturstaaten anerkannten Bekenntnisse in den Gemütern van Tausenden festgewurzelt ist und eine Kulturaufgabe erfüllt und daß kein wahrer Gewinn für das Volksganze darin zu erblicken wäre, wenn die einzelnen Bekenntnisse ihre Eigenart einer äußerlichen Gleichförmigkeit zuliebe aufgeben würden, statt sie als wertvolles Kulturelement der Gesamtheit zu erhalten.

Namentlich dem Judenium gegenüber herrscht vielfach die Ansicht vor, daß, nachdem durch die moderne Gesetzgebung die rechtliche Sonderstellung der Israeliten beseitigt sei, es eigentlich ihre Pflicht und Schuldigkeit oder wenigstens das Vernünftigste wäre, in der Mehrheit aufzugehen. Meine Damen und Herren! Die Israeliten sind von jeher in der Welt eine winzige Minorität gewesen, und es ist offenbar ihre geschichtliche Aufgabe, sich als solche durchzusetzen. Sie vertreten das Recht der Minderheit, das Prinzip der Gerechtigkeit sans phrase, und daher kommt es, daß ihre Behandlung in den verschiedenen Ländern geradezu zum Gradmesser der Kultur der Völker geworden ist. Sollen sie, denen ihre Religion gebietet, die Gerechten und Tugendhaften aller Nationen ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis als der ewigen Glückseligkeit teilhaftig anzusehen, diesen Standpunkt verlassen zugunsten der Auffassung, daß man den Glauben der verbreitetsten Religion teilen müsse, um ein vollberechtigter Mensch im Diesseits und Jenseits zu sein? Es hätte der Mahnung von Männern wie des Kriminalisten Berner, nicht bedurft, um die Israeliten zum Ausharren in dem Kampfe für die bedingungslose Humanität zu bestimmen. Dafür wird ihnen auch künftighin kein Opfer zu groß und zu schwer sein.

So haben auch der Katholizismus einerseits und der Protestantismus andererseits zweifellos ihre besonderen Kulturgüter geschaffen, die nur von ihnen in ersprießlicher Weise weitergepflegt werden können. Es wäre daher ein positiver Verlust für die Menschheit und speziell auch für unser deutsches Vaterland, wenn eines dieser Bekenntnisse vom Erdboden verschwände. Deshalb sollte jede Konfession die Kulturarbeit der andern schätzen und sie in dem Streben nach Befriedigung der religiösen Bedürfnisse ihrer Angehörigen nach Tunlichkeit unterstützen. Namentlich aber sollten sich die verschiedenen Religionsgemeinschaften sozial nähertreten, damit sie sich besser kennen und verstehen lernen. Darüber müßte sich jeder gute Mensch, ganz besonders aber der liebe Gott im Himmel freuen.

So lassen Sie uns denn alle für die Eintracht unter den Konfessionen wirken, auf daß das Dichterwort von dem „einzigen Volk von Brüdern" endlich zur Wahrheit werde. Möchte der Geist Lameys, dem der konfessionelle Friede als Ideal vorschwebte, von neuem in uns lebendig werden! Wenn das auch Ihre Meinung ist, meine Damen und Herren, dann darf ich Sie bitten, die Gläser zu erheben und einzustimmen in den Ruf: Der konfessionelle Friede lebe hoch!

Die Worte fanden lebhafte Zustimmung. Von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten wurde dem Redner volle Sympathie mit seinen Ausführungen ausgedrückt.

---

## Kröfell und kein Ende.

Stargard, Pommern, 13. Juni.

Als am 20. April dieses Jahres vor dem hiesigen Schöffengericht die Sache Kröfell contra von Derenthall zum zweiten Male auf der Bildfläche erschien und mit der Verurteilung des letzteren zu 150 Mk. Geldstrafe endete, glaubte man allgemein, daß diese Seeschlange endlich aus der Welt geschafft sein würde. Doch man hatte nicht mit der Streitsucht des einstigen Pastors von Kloxin, jetzigen Druckereidirektors Kröfell gerechnet. Das Strafmaß, welches seinem Gegner auferlegt worden war, erschien ihm zu gering und infolge dessen meldete sein Vertreter, Stadtverordneten-Vorsteher, Rechtsanwalt Falk, Berufung an. Das gleiche tat denn auch der Verteidiger des Verurteilten, Rechtsanwalt Coste und so wurde die Sache vor die Strafkammer des hiesigen Landgerichts verwiesen.

Heute fand unter dem Vorsitz des Herrn Landgerichtsrats Dr. Kaul die Verhandlung statt, zu der außer den Zeitungsreferenten nur zwei Zuhörer erschienen waren, ein Beweis dafür, wie das Interesse an „unserem Reichstagsabgeordneten" schon geschwunden ist. Zeugen waren von keiner der Parteien geladen. Nach Eröffnung der Verhandlung ließ der Vorsitzende des Gerichtshofes das Urteil vom 20. April d. J., sowie dessen Begründung verlesen, aus der wir hier nur die Worte hervorheben wollen, daß Kläger — i. e. Kröfell — eine Persönlichkeit sei, die in moralischer Beziehung ziemlich fragwürdig erscheint. Gegen dieses Urteil hatten, wie schon erwähnt, beide Teile Berufung eingelegt, Herr von Derenthall dieselbe aber inzwischen zurückgezogen. Kröfell beantragte durch seinen Vertreter die Zurückverweisung der Sache an die Vorinstanz. Zunächst erklärte Rechtsanwalt Falk, es sei in die frühere Verhandlung eine ganze Reihe von Momenten hineingetragen worden, die mit der Tat des Angeklagten garnicht in Beziehung stehen. Dann sei auch der Privatkläger mit seinen Anträgen zu Unrecht abgewiesen worden. Seinen Beweisanträgen hätte Folge geleistet werden müssen. Dies sei nicht geschehen, die Anträge seien abgelehnt und Tatsachen zugrunde gelegt worden, die gar nicht vorhanden waren. Er beantragte daher Zurückverweisung in die erste Instanz, damit nochmals festgestellt werden könnte, was Kröfell s. Z. gesagt habe. Dann würde es ihm und seinen Klienten gelingen, in allen vier Fällen festzustellen, daß Kröfell nicht gelogen habe. Rechtsanwalt Coste bat, von einer Zurückverweisung an die Vorinstanz Abstand zu nehmen. Die Kosten ständen in gar keinem Verhältnis zur Strafe, die seinen Klienten treffen könne. Kröfell habe sich seinerzeit mit einer Buße von 200 Mk. begnügen wollen, er — Coste — habe aber keinen Grund, anzunehmen, daß der Gerichtshof über das bisherige Strafmaß hinausgehen werde. Im übrigen habe er von Herrn von Derenthall keinen Auftrag, sich in weitere Verhandlungen einzulassen. — Rechtsanwalt Falk ergriff noch einmal das Wort und führte aus, für Kröfell sei es Ehrensache, sich vor der Oeffentlichkeit zu reinigen. Zum letzten Termin sei ein Spezialkorrespondent aus Berlin nach Stargard gekommen, die Presse habe die Sache auch breitgetreten und im ganzen Deutschen Reiche sei sie herumgebracht worden. Als Reichstagsabgeordneter habe Kröfell eine verantwortungsvolle Stellung und dieserhalb müsse sich derselbe seine Achtung wahren. Der Vorsitzende bemerkte, daß es schwer sei, ein früheres Urteil nachzuprüfen, namentlich in diesem Fall. — Rechtsanwalt Coste führte in seinem Schlußwort aus, daß Herr von Derenthall gar keine Veranlassung habe, die Kosten noch zu erhöhen und Herrn Stöcker, sowie Zeugen aus aller Welt, hierher kommen zu lassen. Auf die einzelnen Aeußerungen komme es gar nicht an. Herr v. Derenthall habe Kröfell einen Schweinehund genannt und dafür müsse er bestraft werden. Das sei geschehen. Herr v. D. sollte aber auch einen Abbittebrief an Kröfell schreiben und das habe er abgelehnt, weil letzterer sonst diesen Brief in allen Wahlkreisen mit herumgeschleppt, verlesen und zu Wahlzwecken verwendet haben würde.

Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück und verkündete nach nur wenigen Minuten das Urteil. Dasselbe lautete dahin, daß das erste Urteil aufgehoben sei, weil es an Mängeln leide. Das Gericht halte es für angemessen, daß die Sache an die erste Instanz zurückgewiesen werde. Dort müsse festgestellt werden, warum Kröfell der Lüge geziehen worden sei.

Jedenfalls wird diese Sache erst nach den Gerichtsferien im Herbst zur Verhandlung gelangen.

—i—

* * *

Zu welcher antisemitischen Gruppe Herr Kröfell gehört, ist noch immer nicht aufgeklärt, im Gegenteil, die Sache wird immer verworrener.

Der Abg. Liebermann von Sonnenberg veröffentlicht im „Deutschen Blatt" folgende Erklärung:

Die „Deutsche Wacht" vom 7. d. Mts. wendet sich gegen meine Angabe in der Erklärung vom 25. Mai, daß der Herr Abg. Kröfell

der „Deutschen Reformpartei“ angehöre. Das Blatt weist auf die „offizielle“ Fraktionsliste des Reichstages hin, in der der genannte Herr Abgeordnete „als zu keiner Fraktion“ gehörend geführt sei. Es wird dann weiter betont, daß das Blatt „wohl erwarten dürfe, daß ich meinen Irrtum im „Deutschen Blatt“ offen eingestehen werde.“ So gerne ich auch sonst bereit bin, einen Irrtum, dem bekanntlich jeder einmal zum Opfer fallen kann, einzugestehen, so kann ich mich doch in diesem Falle der Schriftleitung der „Deutschen Wacht“ nicht entgegenkommend zeigen. Denn hier ist sie im Irrtum. Offenbar hat sie ein älteres, wohl das erste Fraktionsverzeichnis zur Hand genommen. Es sind aber inzwischen bereits zwei Neuauflagen erfolgt. Und in der letzten, abgeschlossen am 3. März 1904, ist der Herr Abgeordnete Krösell tatsächlich, wie ich mich nochmals überzeugt habe, unter den 6 Abgeordneten der deutschen Reformpartei aufgeführt. Sollte hier ein Versehen in der offiziellen Drucksache vorliegen, so wäre es wohl gut, eine Berichtigung herbeizuführen.

In einer Zuschrift an die Magdeburger „Sachsenschau“ äußert sich der Abg. Böckler wie folgt:

In Ihrem Artikel Bollin—Krösell erwähnen Sie auch eine Erklärung des Abg. Liebermann von Sonnenberg, in der es heißt, der Abg. Krösell werde im Reichstags-Handbuch in der Fraktionsliste der Reformpartei zugezählt. Allerdings steht auf Seite 358 des Reichstags-Handbuches unter deutsche Reformpartei Herr Krösell mit aufgezählt. Es ist jedoch uns allen völlig unerfindlich, wie das hat geschehen können, da auf Seite 260, wo die von Herrn Krösell selbst über seine Person gemachten biographischen Notizen wiedergegeben sind, zu lesen ist: „Kröfell, Kart Friedrich Wilhelm .... Deutschsoziol (reindeutsche Mittelstandspartei).“ — Bisher habe ich auf das Fraktionsverzeichnis des Reichstags-Handbuches bezw. auf die in ihm enthaltenen Irrtümer wenig Wert gelegt, nachdem jedoch dieser Fall gezeigt hat, welche Folgen solche Angaben haben können, werde ich an der betr. Stelle feststellen lassen, wer das Fraktionsverzeichnis in dieser saschen Weise zusammengestellt hat. Abg. Kröfell gehört nicht zur deutschen Reformpartei und hat nie zu ihr gehört.

Ob Herr Kröfell, den die Streitfrage ja am meisten angeht, in der Lage sein wird, sie aufzuklären?

---

## Vermischtes.

**Von unglaublicher Gesinnungsrohheit** zeugt folgende Notiz der antisemitischen „Sachsenschau“:

„Ein achtenswerter Warenhausbrand suchte am Freitag früh das Warenhaus von Gebr. Barasch hierselbst heim. Um 3 Uhr früh quoll Rauch aus den Fenstern. Die herbeigeeilte Feuerwehr stellte fest, daß mehrere Balken und Dielen in Brand geraten waren. Selbstverständlich wurde der Brand bald getöscht. Es ist zu bedauern, daß das Feuer nicht zu einer Zeit auskam, in welcher das Warenhaus von Landwirten und deren Frauen und Töchtern gefüllt war, welche bei ihrem Besuch der landwirtschaftlichen Ausstellung fast ausnahmslos dem Warenhaus einen Besuch abstatteten. Die guten Leute hätten dann einmal etwas erlebt, an das sie ihr ganzes Leben gedacht haben würden.“

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen (Café Schgraffer, „zur weißen Rosen“, „zum Reußen“).
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz“, „zum goldnen Adler“ und „zum rothen Adler“.
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Röm. Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburg. Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preuß, Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Rest. Gröbner.
Mantavon. Inner Barthalomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberandorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberandorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bazen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hafhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi spasi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Graßtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.
Travemünde Villa „Mira Mare“, Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern. Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tiral.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald, Villa Montobello.
Wildbihl (Tiral).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

In die Liste haben wir unter Swinemünde noch folgende Villen und Pensionate eingefügt, von denen die „Staatsbürgerztg." behauptet, daß sie keine Juden aufnehmen: Villa Heiberose (Bes. F. Böttcher). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).

Es ist ferner in die Liste aufgenommen: Westerland auf Sylt. Pension Lambeck. Wie uns nämlich mitgeteilt wird, befindet sich in dem von der Seebade-Direktion herausgegebenen Führer durch Westerland auf Sylt und zwar im Annoncenteil folgende Empfehlung: „Pension Lambeck, Westerland auf Sylt, Damenbadestraße. Verkehr von Herrschaften nur christlichen Glaubens. Besitzer Krome und Frau geb. Lambeck."

Aus Karlsbad wird berichtet: Der Pächter einer Restauration in Karlsbad gab seiner antisemitischen Gesinnung in der Weise Ausdruck, daß er an den Türen, welche zu seiner Gastwirtschaft führen, Tafeln mit folgender Inschrift anbringen ließ: „Juden haben keinen Zutritt!" Für den Fall aber, daß jüdische Kurgäste trotz dieser Tafeln ins Lokal kommen, gab der Pächter seinen Angestellten den Auftrag, an diese Gäste Getränke nur in solchen Gläsern zu verabreichen, welche die Inschrift trugen: „Nur für Juden." Als dieses Vorgehen zur Kenntnis der Behörde kam, wurde ihm seitens der Bezirkshauptmannschaft Karlsbad folgender Präsidialerlaß zugemittelt: „Durch die gepflogenen Erhebungen erscheint sichergestellt, daß Sie über mehreren Türen Ihrer Gast- und Schanklokalitäten Tafeln mit der Aufschrift „Juden haben keinen Zutritt!" angebracht haben und in Ihrem Gewerbebetriebe Gläser mit der Aufschrift: „Nur für Juden!" bereithalten. Der Inhaber eines Gast- und Schankgewerbes ist vermöge seiner Konzession gehalten, Speisen und Getränke an Gäste ohne Unterschied der Nationalität und Konfession zu verabreichen, die Verweigerung nomiert sogar nach § 482 des Strafgesetzes eine Strafsanktion. Ihre Geschäftsgebarung erscheint daher in den angegebenen Punkten unzuiässig und geeignet, das für den Betrieb des konzessionierten Gewerbes gesetzlich normierte (§ 23 der Gewerbe-Ordnung) Erfordernis der Verläßlichkeit zu beeinträchtigen. Sie erhalten deswegen hiermit im Grunde des § 138c Gew.-Ordnung die erste Warnung mit dem Auftrage, die eingangs erwähnten Tafeln und Gläser sofort aus Ihrem Gewerbebetriebe zu beseitigen. Der k. k. Statthaltereirat Dr. Maurig."

---

## Die Fortschrittsfähigkeit der Menschenrassen.*)

Das Hauptargument der Rassentheorien ist die angeblich „feststehende" Unfähigkeit der Naturvölker fortzuschreiten, auf die manche Stimmen sogar die Notwendigkeit einer neueinzuführenden Hörigkeit gründen wollen. Die moderne Völkerkunde zeigt uns aber immer deutlicher, daß die ungünstigsten Urteile über die zurückgebliebenen Rassen gerade von den unzuverlässigsten und flüchtigsten Beobachtern herrühren. Wir haben aus den besten Quellen, die auf treuem und eingehendem Studium beruhen, ein weitaus günstigeres Bild erhalten, dessen einzelne Züge man z. B. in den Fachwerken von Ratzel und Waitz zusammengefaßt findet. Natürlich sind die Verhältnisse äußerst verschieden, da gerade der Naturmensch dem natürlichen Milieu völlig unterworfen ist, und sein Charakter diesem entspricht. Wir kennen aber viele „niedrige" Rassen, bei denen die Frau eine geachtete Stellung einnimmt, und deren Ehrbarkeit sehr streng ist. Besonders wird oft die große Liebe zu den Kindern hervorgehoben, die es vielen Negerstämmen ganz unmöglich (und auch unnötig) erscheinen läßt, ein Kind zu schlagen.

Auch Zartgefühl gegen Alte und Schwache ist häufig, wo es die Verhältnisse gestatten. Gobineau behauptet, daß das Gefühl der Ehre einzig dem Arier eigen sei. Im Gegensatz dazu wird uns von dem übertriebenen Ehrgefühl der Fidschiinsulaner, mancher Neger, der Beduinen, Tungusen u. a. berichtet. Speziell von den Tungusen hören wir, daß durch Beleidigungen verursachte Zweikämpfe selbst zwischen den nächsten Verwandten häufig sind. Der ritterliche Inkaner ist ja eine Lieblingsfigur unserer Jugend. Gastfreundlichkeit, Mut, Redlichkeit sind Züge, die uns in ethnographischen Schilderungen nicht mehr auffallen, weil sie zu häufig sind.

Viele Naturvölker übertreffen selbst die Europäer an Reinlichkeit. Unsere Vorstellungen von Despotismus und Knechtschaft des Volkes bei den Negern übersehen oft die festen Schranken, die die öffentliche Meinung dem Häuptling zieht und die einem wahren Mitwirkungsrecht des Volkes gleichkommen. — Im Lundareich wird der Herrscher beständig von einem Gefolge begleitet, dessen Aufgabe es ist, zu verhüten, daß er sich berausche oder rauche, weil er im unzurechnungsfähigen Zustand Grausamkeiten verüben könnte — eine primitive Form des Konstitutionalismus. — Häufig ist überhaupt die Volksversammlung souverain, deren Bild mit der taciteischen Schilderung der germanischen Einrichtung übereinstimmt.

Außerordentlich ist der Kunstsinn vieler Wilden, deren Erzeugnisse geradezu überraschend sind. Ihr Geschmack ist manchmal selbst dem europäischen überlegen, und ihr ganzes Leben ist mit Kunstfreude weit mehr gesättigt als unseres. Treitschke sagt: „Man kann den Adel einer Nation daran erkennen, ob bei ihr die Kunst älter ist oder der Komfort." — Danach wären die Römer, die zwar Wasserleitungen, Kloaken, Straßen, aber keine Kunst zu ihren Großtaten zählen, weniger edel als die Eskimos, Buschmänner u. a., deren ärmliches Leben nur durch eine erstaunliche Kunstübung verschönt wird.

Das feine Gerechtigkeitsgefühl der Neger wird häufig gerühmt. Bei den Galla muß der auf der Tat ertappte Dieb das Doppelte ersetzen. Hat er aber nur gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, so wird er wieder freigelassen. Die Römer, deren XII Tafeln den Dieb noch mit Gutheißung und Verknechtung bestrafen, kannten diese Berücksichtigung der Not nie. Chamberlain spricht den Semiten jede Fähigkeit zur Rechtsbildung ab und weist zur Begründung mit Hohn auf die seiner Ansicht nach auf der untersten Stufe des Rechtsgefühls stehenden Araber Zentralafrikas hin. Gerade an den afrikanischen Arabern hebt aber Ratzel (II. 431) das „feine Gefühl gegenüber der Ungerechtigkeit" hervor.

Wenn auch diesen günstigen Zügen viele ungünstige gegenüberstehen, so darf doch die Schuld der Europäer an letzteren nicht übersehen werden. Erst machen wir die Wilden durch Sklaverei, Schnaps, Krankheiten und Grausamkeiten der schrecklichsten Art zum Tier, um dann die geistige und sittliche Kluft zwischen uns höheren Wesen und jenen Tiefstehenden als Naturtatsache hinzustellen. Wenn die Rassengläubigen nun die edleren Züge der Menschlichkeit, die die „Wilden" aufweisen, nicht ganz leugnen können, so sprechen sie ihnen doch wenigstens jede Fähigkeit der Weiterentwicklung ab und prophezeien, daß das „Rad des ewigen Fortschrittes über die Idylle der Unkultur hinwegrollen müsse. Und doch, welche Fülle von sinnreichen Erfindungen bei diesen Ausgestoßenen! Selbst bei den niedrigen Australiern finden sich Anfänge der Schrift. Die Polynesier haben Seekarten, die Fidschis, Hawaianer u. a. bedienen sich des Druckverfahrens zur Herstellung bunter Gewebemuster.

*) Aus einem soeben erschienenen Beitrag zur Rassenfrage „Moderne Rassentheorien" von Friedr. Hertz (Wien 1904. C. W. Stern). Wir kommen auf die interessante Abhandlung später noch zurück. D. R. d. M.

Auffallend ist die große Leichtigkeit, mit der Neger und Indianer selbst mehrere fremde Sprachen erlernen und sich das Lesen von Schrift und Noten aneignen. Der bekannte Erzbischof Ireland sprach sich kürzlich dahin aus, daß der von den Negern Amerikas gemachte Fortschritt während der seit Erlassung der Emanzipationsproklamation verstrichenen 40 Jahre beispiellos in der Weltgeschichte sei: kein Volk von irgend einer Farbe oder Rasse habe so Großes geleistet, und er sei fest überzeugt, daß in den nächsten 40 Jahren dieser Fortschritt vervierfacht werde. Aeußerst lehrreich und die weiteste Beachtung erfordernd ist in dieser Beziehung die Selbstbiographie des Negers Booker T. Washington, der sich vom Sklaven zu einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten emporgearbeitet hat und dessen Schilderung niemand ohne freudige Rührung lesen kann, der fähig ist, an der Begeisterung für die höchsten Strebungen der Menschheit teilzunehmen. Eine große Fülle von Belegen, sowohl geniale und hervorragende Neger als auch die allgemeine Bildungsfähigkeit betreffend, führt Schneider (Die Naturvölker, 1886. II. Band) an, auch Steinmetz fügt noch einiges Neue hinzu. Diese Beispiele genügen allein, um zu beweisen, daß der Weg zur Kultur keiner Rasse verschlossen ist. Freilich kommen häufige Rückfälle vor, die dann als Beweis der Nutzlosigkeit jeder Erziehung verwendet werden. Treffend bemerkt jedoch Jentsch: „Die Germanen sind auch nicht in einem Tag geduldige Stubenhocker und Aktenschreiber geworden." Tatsächlich waren die Germanen noch tausend Jahre nach der ersten Berührung mit den alten Kulturvölkern kaum so weit in der Aneignung und Ausnützung des überlieferten Kulturschatzes gekommen, wie die amerikanischen Neger von heute. Das Beispiel der Europäisierung Japans während der letzten Jahrzehnte hat nicht seinesgleichen.

Die Grundbedingung jeder dauernden Hebung der niederen Rassen ist die Erweckung ihrer wirtschaftlichen Energie. Eine Pferdezüchterregel sagt: die halbe Rasse kommt durchs Maul hinein; der enge Zusammenhang zwischen der höheren Geisteskultur und der materiellen Grundlage zeigt sich deutlich in dem Zusammenfallen der klassischen Kunstepoche in Frankreich, England, Spanien und Holland mit dem ersten großen Aufschwung der Wirtschaft, der nicht immer gleichzeitig die politisch glänzendste Lage bezeichnet. Unsere Vorstellung von der nur durch Zwang besiegbaren Trägheit der Naturvölker ist ganz falsch. Ratzel führt eine Menge Beispiele für den emsigen und verständnisvollen Ackerbau der Neger, Polynesier u. a. an. In Südamerika stehen die Pflanzungen der Indianer und Neger oft in höchster Blüte, während daneben Spanier und Portugiesen in trägster Verkommenheit leben.

Die Unlust der Naturvölker richtet sich meist nicht gegen die Arbeit als solche, sondern gegen eine ihnen ungewohnte und nicht zusagende Form derselben (Bergwerks-, Fabriksarbeit) und gegen die ungünstigen Bedingungen. Ein kürzlich erst zurückgekehrter Forscher berichtet, wie er seine Karawanenmannschaft in das höchste Erstaunen und nachher in die eifrigste Tätigkeit versetzte, als er die vereinbarten Bedingungen wirklich einhielt.

Nichts ist vielleicht so geeignet, uns den eitlen Wahn, durch unsere Abkunft der Völkeradel zu sein, zu rauben, als ein Rückblick auf den historischen Anfangszustand unserer Kulturvölker und eine Betrachtung verschieden weit vorgeschrittener Zweige derselben Sprachverwandtschaft oder Rasse. Um nur einen Zug zu erwähnen, was das Menschenopfer (das wohl auch mit Genuß des Fleisches verbunden war) bei allen Germanen noch lange nach ihrer Berührung mit der Kultur in Gebrauch, die Kelten in Irland waren nach Diodor überhaupt Menschenfresser, von den Galliern des Brennus berichtet es Pausanias, nach Plinius wurden die Gallier erst durch die Römer dieser Sitte entwöhnt, aber noch der heilige Hieronymus sah in seiner Jugend die Schotten ihr frönen, ja die letzteren sollen erst im späten Mittelalter davon abgekommen sein. Die Slaven Norddeutschlands verspeisten fast durch das ganze Mittelalter hindurch ihre alten Eltern, von den Litauern werden noch 1603 eine Reihe von Fällen der Menschenfresserei angeführt.

Man kann mit der größtmöglichen Exaktheit den Satz beweisen, daß die zwischen den entferntesten Gliedern einer Sprachfamilie oder Rasse bestehenden Kulturunterschiede größer sind als die zwischen zwei beliebigen Rassen als Ganzes. Die tiefsten Steppenbewohner Innerasiens sprechen iranische Dialekte. Die Ainos Japans, deren Verwandtschaft mit der weißen europäischen Rasse nach Baelz höchst glaubhaft ist, werden selbst von den Japanern als barbarische Wilde verachtet. Die Albanesen, Kurden und andere Mitglieder der weißen Rasse stehen gewiß niedriger als viele Mongolen und Neger. — Welch enormen Abstand ferner zwischen den Westfinnen und den Magyaren einerseits, irgend einem nomadisierenden Finnenstamm Sibiriens, den Samojeden oder Ostjaken anderseits! Es ist übrigens interessant, die Verlegenheit der Rassengläubigen zu beobachten, wenn ihnen die Kulturleistungen unserer mongolischen Vettern entgegengehalten werden. Man braucht bloß das unsäglich flache Urteil Chamberlains über die Chinesen anzusehen. Aber selbst ein so besonnener Vertreter dieser Richtung wie Woltmann bringt es fertig zu schreiben: „Von den Mongolen haben nur einige die untere (sic!) Stufe der Zivilisation erreicht." Und an anderer Stelle (S. 265) sagt er: „Wir können nur wiederholen, daß wir vom Standpunkt der historischen Anthropologie alle Blutkreuzungen der kaukasischen Rasse mit Negern und Mongolen verdammen müssen, und daß selbst die Vermischung mit den mediterranen und alpinen Typus im großen und ganzen als schädlich anzusehen ist." Mit dem letzten Halbsatz fliegen also ganz Süddeutschland, die Mittelmeerländer, Frankreich, die Niederlande und Oesterreich in den Sumpf der rassenlosen Unkultur. Es ist natürlich, daß den Rassengläubigen der Begriff Mongole nicht bloß Chinesen (die mit den Mongolen im engeren Sinn weder sprachlich noch sonstwie zusammengehören) deckt, sondern auch alle Mongoloiden, Ugro-Altaier (Türken, Finnen usw.). Sehr lesenswert ist in dieser Beziehung die eben erschienene Schrift eines hervorragenden Fachgelehrten, Heinrich Winkler, dessen deutscher Patriotismus in ihr gegenüber magyarischen Chauvinismus zu recht kräftigen Ausdruck kommt.

Trotzdem faßt er sein Gesamturteil in folgende Worte zusammen: „Daß die finnischen Völker zum größten Teil nicht über die einfachen Verhältnisse von Ackerbauern und Viehzüchtern hinausgelangt sind, liegt lediglich an der Natur, der von ihnen bewohnten Landstriche, keineswegs etwa an einer geringeren Begabung. Ueberhaupt legt derjenige, der unter finnischen Völkern gelebt und sie mit den umgebenden indogermanischen zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, sehr bald den allgemeinen, aber unberechtigten indogermanischen Ueberlegenheitsdünkel ab. Wo irgend die Verhältnisse den finnischen Völkern günstig sind, fällt der Vergleich oft recht bedenklich zu ihren Gunsten aus; daß die Suomifinnen, das heißt die Bevölkerung Finnlands, ebenso die Magyaren Kulturnationen im besten Sinne des Wortes sind, sieht jeder, der je die beiden Völker in ihrer Heimat kennen gelernt hat.

Das geistige Leben Finnlands steht in jeder Beziehung auf dem Niveau der besten Vertreter des Indogermanentums; der Gegensatz zu den Nachbargebieten mit russischer Bevölkerung ist ein so gewaltiger, daß man aus Asien nach Europa zu kommen glaubt, sowie man aus Rußland nach Finnland kommt und einen etwas näheren Einblick in die hochstehenden, geordneten finnischen Verhältnisse und das rege geistige Leben dort gewinnt. Abgesehen aber von der Bewältigung aller Kulturaufgaben des modernen Lebens auf

technischem, wissenschaftlichem, gesellschaftlichem Gebiet, finden wir hier einen aufgeschlossenen Sinn für Formenschönheit, überhaupt für alle Gebiete der Kunst; die ganze finnische Rasse ist in hohem Grade farben- und tönefroh, dabei von einem feinen Gefühl für das wirklich Schöne im Reich der Töne, der Farben und Poesie" (S. 98/99.)

Und doch soll nach den Rassentheorien die Mischung mit den Mongoloiden die heute niedrige Stufe der Russen verschulden!

Fast alle Urteile der Rassentheoretiker über China zeugen von der vollendetsten Unkenntnis der Zustände. Man spricht von der „Unbeweglichkeit" der chinesischen Rasse, obwohl doch kein Reich der Welt häufigeren Umwälzungen ausgesetzt war! Freilich hat der Fortschritt Chinas seit etwa 100 Jahren sich verlangsamt, woran das Opium einen nicht geringen Anteil hat. Wie konnte der Chinese bei seiner angeblichen „Nüchternheit" und „Seelenlosigkeit" (Chamberlain) eine so von reichster Phantasie erfüllte Kunst schaffen? Die Behauptung von der unglaublichen Bedürfnislosigkeit der chinesischen Arbeiter, mit der man uns zur „nationalen Verteidigung" aneifern will, ist längst als törichte Fabel entlarvt. Selbst der Zopf — uns das Sinnbild des zähesten Konservativismus — ist verhältnismäßig neuen Datums. Die Chinesen trugen das Haar frei, bis 1644 die Mandschu den Zopf und das rasierte Vorderhaupt zum Symbol des loyalen Neuchinesentums erhoben. Seitdem gilt das Auflösen des Zopfes als Zeichen revolutionärer Gesinnung.

China hat schon vor Jahrtausenden Ideen verwirklicht, die wir zu den stolzesten Errungenschaften unserer Zeit zählen. Im Jahre 134 v. Chr. bestimmte Kaiser Wu-Di, daß in allen Provinzen die durch Tugend und Gelehrsamkeit über das gewöhnliche Maß hinausragenden Männer ausgewählt und zum Staatsdienst herangezogen werden sollten. Unter Wang-Mang (9—23 p. Chr n.) wurde die Sklaverei abgeschafft, 517 das Tieropfer beseitigt. Seit den ältesten Zeiten herrscht absolute Toleranz in Glaubenssachen und eine im Vergleich mit Europa überaus große Rede- und Preßfreiheit. Der Gedanke, daß der Fürst der Diener des öffentlichen Wohles sein müsse, ist ebenso uralt. Ich erwähne blos die moralischen Errungenschaften, weil Chamberlain ja so oft betont, daß die Kultur nicht in einer Anhäufung nützlicher Handgriffe, sondern in der Verfeinerung des Gemüts und des Geistes besteht. Warum China nicht unsere technisch-wirtschaftliche Entwicklung nehmen konnte, obwohl es seit langem mit vielen neuern Erfindungen versehen war, setzt Badington treffend auseinander. Wie vollkommen der chinesische Geist den europäischen in sich aufnehmen kann, haben neuerdings mehrere in Europa und Amerika lebende Diplomaten gezeigt, zum Beispiel der Botschafter Wutingfang in Washington, dessen geistreiche Feder den besten unserer Literaten gleichkommt. Tscheng-Ki-Tong, ein Diplomat, der sich lange in Paris aufhielt, veröffentlichte ein lehrreiches Buch über China, das wenige seiner europäischen Berufsgenossen mit solcher Grazie und solch feinem Humor hätten schreiben können.

Das ganz falsche Augenmaß, das die Rassentheoretiker bei ihrer Beurteilung fremder Rassen beweisen, entspringt aus ihrer Unkenntnis des wahren Zustandes der eigenen. Nur einem von jeder Weltkenntnis völlig entfernten Kopfe kann der wahnwitzige Gedanke verziehen werden, ein Goethe oder Kant seien repräsentativ für „das deutsche Volk". Noch immer bilden die primitivsten Formen des religiösen Empfindens, Fetischismus, Totemismus und Ahnenkult, halbwegs unter christliche Tünche gebracht, einen lebendigen Faktor im Bewußtsein der großen Mehrheit in unseren Kulturvölkern, noch werden in protestantischen und katholischen Ländern die Priester von der bäuerlichen Bevölkerung für nichts anderes als Zauberer gehalten, die ebensogut wetterhexen können wie irgend ein afrikanischer Medizinmann. Und nicht blos die „Ungebildeten" denken so. Vor wenigen Monaten mußten die Wiener Hoftheater die Loge 13 abschaffen, die wahrscheinlich nicht blos von Proletariern besucht war, und vor kurzem verlautete, daß gewisse Luxuszüge am Freitag so schlecht besetzt seien, daß mit der verringerten Benutzung gerechnet werde. Jeder der uns so lächerlich erscheinenden Züge in der Psychologie der „Wilden" läßt sich heute wenigstens als Rudiment noch in unseren Gebräuchen und Anschauungen nachweisen, wofür Spencer reiches Belegmaterial bietet.

Die Menschenfresserei der Naturvölker entspringt nicht sowohl dem Gaumenreiz der Delikatesse als dem Aberglauben, daß der Mut, die Stärke und andere Eigenschaften des Verzehrten damit erworben würden. Noch 1892 wurde in dem russischen Dorf Stary-Multan (30 Meilen von der Universitätsstadt Kasan) von strenggläubigen russischen Bauern ein Dorfgenosse zu Ehren des alten Gottes Kurban geschlachtet, sein Blut getrunken, Lungen und Herz verzehrt. An der Opferung beteiligten sich der Schulze, der Polizeidiener und der Kirchenälteste des Dorfes. Die Bauern waren von der Rechtmäßigkeit ihres Vorgehens völlig überzeugt, so daß sie es garnicht zu verbergen suchten. Gebhardi schrieb 1783: „Das Trinken des Blutes ist nicht einmal in unseren Zeiten ein Merkmal der Barbarei, da es öfters epileptischen Personen gestattet wird, sich auf den Richtplätzen einzufinden und das warme Blut des enthaupteten Missetäters zu verschlingen." Bei der Hinrichtung eines Raubmörders in Hanau 1861 stürzten viele Menschen auf das Blutgerüst und tranken von dem rauchenden Blute. Noch vor einigen Jahren gestand in der Schweiz ein Mörder, er habe den Mord vollbracht, um das Blut gegen Fallsucht zu trinken. Wir haben schließlich eine große Anzahl von Beispielen, daß Europäer jeder Nation vollständig verwilderten und zu Kannibalen wurden. Einer davon, Charles Savage, besaß eine solche Virtuosität im Kannibalismus, daß er alle Eingeborenen überflügelte. Außerdem frönte er allen Lastern der zivilisierten Völker mit einem Raffinement, daß ihn selbst die Wilden zuletzt nicht mehr ertragen mochten, sondern fraßen.

Die einzige von der Völkerkunde zugelassene Annahme ist, daß nicht eine feststehende Rassenanlage, sondern äußere Umstände die Entwicklung eines Volkes bestimmen. Alexander Humboldt schon, der als naturwissenschaftlicher Beobachter nicht übertroffen werden kann, hat als Leitsatz aufgestellt: „Es gibt bildsamere, höhergebildete durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme." Einer der größten Sprachforscher und Ethnographen, Friedrich Müller, hat den Ausspruch getan: „Rasse ist eine leere Phrase, ein purer Schwindel". Der hervorragende Rechtslehrer Rudolf v. Ihering kommt zu dem Ergebnis, daß „kein Volk von der Natur von allem Anfang an anders ausgestattet worden sei, als das andere", und spricht apodiktisch aus: „Der Boden ist das Volk." „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht, und aus den Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden." Und der Geograph Ratzel, heute wohl die größte Autorität auf dem Gebiet der Völkerkunde, stimmt damit überein: „In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe völlig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung." „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun." — So begegnen sich die Ergebnisse der verschiedensten Wissenschaften und der Lebensarbeit ihrer glänzendsten Förderer in der Verurteilung des törichten Raffenglaubens.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 25. Berlin, 22. Juni 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Nachträgliche Bemerkungen zu dem Prozeß der Hannoverschen Landesbank.

Wie die Leser der „Mitteilungen" wissen, hat der Prozeß gegen den Direktor und drei Aufsichtsratsmitglieder der im Herbst 1902 verkrachten Hannoverschen Landesbank nach 4tägiger Verhandlung mit der Verurteilung des Direktor Schumann zu 2 Jahren Gefängnis und 2000 M. Geldstrafe, des Aufsichtsratsmitgliedes Giesecke zu 6 Wochen Gefängnis und 500 M. Geldstrafe und der beiden anderen Aufsichtsratsmitglieder Oehlmann und Weber zu je einem Monat Gefängnis und 500 M. Geldstrafe geendet. Damit ist für den Fernstehenden die Angelegenheit erledigt, nicht aber für denjenigen, welcher, wie der Schreiber dieses, seit 10 Jahren die antisemitische Bewegung in Hannover selbst zu studieren Gelegenheit hatte und dabei alle die Leute kennen lernte, die jetzt vor Gericht so kläglich abgeschnitten haben.

Da ist zunächst der Apotheker Oehlmann aus Wülfel bei Hannover, der seit Beginn der antisemitischen Bewegung der eigentliche Macher hinter den Kulissen war. Selbst aktiv hervorzutreten, etwa als Redner oder Reichstagskandidat, dazu fehlte es ihm nun doch an der nötigen Begadung, und wenn man auch in jenen Kreisen die Ansprüche an die zukünftigen Volksvertreter ziemlich tief herabzuschrauben pflegte, etwas Mundwerk mußten sie denn doch neben dem nötigen „Grips" haben, um wenigstens der breiten Volksmenge mit den üblichen Phrasen imponieren zu können. Aber war es auch Herrn Oehlmann nicht vergönnt, als ein großes Licht am antisemitischen Sternenhimmel zu glänzen, so hat er doch in seiner Art alles getan, um den Antisemitismus in Hannover auf die Beine zu bringen, ja, man kann sagen, daß er und der Buchdruckereibesitzer Westen die eigentlichen Leute hinter den Kulissen waren, welche die Maschinerie dirigierten. Oehlmann war's, der die fremden Gäste hier einführte, von Liedermann bis zu Leuß, von Hammerstein bis zu Ahlwardt, von Stöcker bis zum Pastor Iskraut, dem Held der Schlacht von Sprenge. Oehlmann war's, der am Präsidententische die Verhandlungen eröffnend, stets erst die „deutsche Treue", welche die braven Antisemiten allein gepachtet hatten, in rühmenden Worten verkündete, um dann das Kaiserhoch daran zu schließen. Oehlmann war's, der zu Weihnachten auf den Straßen Hannovers Flugblätter verteilen ließ mit der schönen Aufforderung: „Deutsche Frauen, kauft nicht bei Juden, denn bei den letzteren ist nur Schwindel und Betrug und ihr seid in jedem Falle die Angeführten. Haltet euch dagegen an solche Kaufleute, die so rein im Charakter dastehen wie — na, wie z. B. Apotheker Oehlmann aus Wülfel bei Hannover." — Und dieses Muster deutscher Treue, deutscher Biederkeit und deutscher Ehrlichkeit, mußte sich vom Gericht attestieren lassen, daß er die Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit von Hunderten, die seinen schönen Worten vertrauten, in der unverschämtesten Weise gemißbraucht hat. Denn in der Schwindelbank war Oehlmann die Seele des Ganzen von Anbeginn an bis zum Zusammenbruch; er war's, der die Korrespondenz mit dem Direktor der gleichfalls antisemitischen Gewerbebank in Hamburg geführt und diesen beschworen hatte, das Geld, welches bei der Begründung in Bar vor dem Notar aufgewiesen werden mußte, wenigstens für die eine Stunde herzugeben. Fast darf man es deshalb als eine rächende Nemesis auffassen, daß der Mann, der durch seine Phrasen von Treu und Glauben so viele unglücklich gemacht hat, bei diesen Machenschaften auch sein eigenes, nicht unbeträchtliches Vermögen hat einbüßen müssen; denn bei aller Schlauheit, mit der er die anderen heranzulocken wußte, war er doch nicht schlau genug, sich selbst bei Zeiten zu salvieren.

Und nun der Direktor Schumann, welcher in dem nun auch schon längst eingeschlafenen Antisemitenblatt „Die Hannov. Post" den Mund nicht voll genug nehmen konnte beim Losdonnern gegen den Giftbaum „Börse" und die „jüdischen Betrügereien" beim Börsenspiel, wie stand der als erbärmliche Größe des Antisemitismus da, als ihm vor Gericht nachgewiesen wurde, daß er die Kunden der Bank zu den unglaublichsten Geschäften veranlaßt hatte und sie, falls sie noch Bedenken hatten, so gewagte Dinge zu unternehmen, damit beschwichtigt hatte, daß sie ja, falls die Geschichte schief ginge, den Differenzeinwand erheben könnten. Ein netter Bankier, der den Grundsatz von Treu und Glauben dahin auslegt, daß er seinen Kunden selbst die Anweisung zum Schwindel erteilt. —

Uebrigens darf man dach auch den andern Herrn Direktor hier nicht ganz übergehen, weil seine Ernennung auf die ganze Art und Weise der Geschäftsführung bei der famasen Bank ein eigenartiges Licht wirft. Es ist dies der frühere Schnapsbrennereibesitzer und spätere Rentier Fritz Schulze, den man zum Direktar machte, abwahl der Mann keine Ahnung aon der dappelten Buchführung hatte und abwahl es in Hannaaer allgemein bekannt war, daß er schan ein Jahr lang in der Priaatirrenanstalt des Geheimrats Wahrendarf in Ilten bei Hannaver als unzurechnungsfähiger Geisteskranker geweilt hatte. Dieser Umstand war es auch, der ihn davar schützte, gleichfalls auf der Anklagebank zu erscheinen, weil man seine absolute Unfähigkeit anerkannte, die Machinatian feines fauberen Herrn Mit-Direktors auch nur im entferntesten kantrollieren zu können. Sa wurde er denn mit dem Verlust des größten Teiles seines Vermögens für die zweifelhafte Ehre, einige Zeit lang Direktar der Hannaaerschen Landesbank heißen zu dürfen, nach Ansicht des Gerichtes bereits genügend bestraft.

Nun noch ein Wort über ein Aufsichtsratsmitglied, welches zwar nicht auf der Anklagebank gesessen hat, aber selbst als Zeuge eine nicht beneidenswerte Rolle spielte, den früheren Handwerkerkammer-Sekretär aan Hannaaer und späteren Fürstl. Rentmeister Dr. Lindström. Er ist bekanntlich am Abend des letzten Prazeßtages in seinem Hatel eines plötzlichen Tabes verblichen, aber man darf wohl mit Recht sagen, daß zu seinem Glücke der Tod über ihn gekammen ist, denn nach Ansicht der vier im Prazeß tätigen Verteidiger wäre er am nächsten Tage van der Staatsanwaltschaft wahrscheinlich wegen Meineides aerhaftet worden, da er durch die Zeugenaussage außerordentlich bedenklich belastet warden war. Dr. Lindström hatte unter Eid ausgesagt, daß er keine Ahnung aan der Unterbilanz habe und daß er ferner angenammen habe, daß die einzelnen Kanten sicher seien; dagegen sagte der Eisenbahnsekretär Franz Weaer, der Freund des Dr. Lindström, unter Eid aus, daß seine Verhältnisse und besanders sein absolutes Zahlungsunaermögen dem Dr. Lindström bekannt gewesen sein müßten, da er nur sein wenige 1000 Mk betragendes Gehalt besessen, dagegen bei der Bank Schulden in Höhe van 52826,20 Mk. kontrahiert habe, die dann selbstaerständlich, da van ihm nichts zu halen war, ausgefallen sind.

Dr. Lindströms Geschick darf man geradezu als tragisch bezeichnen. Schreiber dieses, der wiederholt im Laufe der letzten 10 Jahre mit ihm als Gegner zusammengetroffen ist, hat in ihm zwar stets den eifrigen Politiker, aber auch ebensa ast den anständigen, wenn auch in eine verkehrte Ansicht aerbahrten Mann gefunden. Dr. Lindström gehörte zweifellas zu den wenigen, welche den Antisemitismus nicht aus Neid var der Kankurrenz aber zu Geschäftszwecken betrieben haben, sandern aus falsch verstandenem Idealismus die Ursachen der wirtschaftlichen Schäden durch Beschränkung der allgemeinen gleichen Rechte, die den Juden wie den übrigen Staatsbürgern zustehen, zu erreichen hoffte. Dieser Idealismus war es, der unter seiner Führung so manchen guten Mann an die Fahne des Antisemitismus hier in der Praainz Hannover kettete, weil er in Dr. Lindström den absalut interesselasen Vertreter dieser Richtung kennen und schätzen lernen mußte. Die weniger skrupulösen Elemente der Partei in der Praainz Hannover benutzten aber das Ansehen, welches Dr. Lindström wegen der Integrität seines Charakters, die er in den Kreisen der kleinen Handwerker, des mittleren Bürger- und Bauernstandes, und auch in den gebildeten Kreisen besaß, dazu, um ihn als Lockvagel für ihre sehr realen Pläne zu benutzen. So wurde Dr. Lindström, der Philalage, der vom Bank- und Aufsichtsratswesen nicht die geringste Ahnung hatte, in den Aufsichtsrat der Hannaverschen Landesbank gewählt, weil sein Name für viele kleine Besitzer zugkräftig war. Als dann die Hannoversche Landesbank zu Grunde ging, ist Dr. Lindström mit seinem Privataermögen nach Möglichkeit, natürlich in ganz unzureichendem Maße, in die Bresche gesprungen. Und als er durch den Gang der Prazeßaerhandlung sah, in welchen Abgrund von Bosheit und Schlechtigkeit, van Verlagenheit und Niederträchtigkeit er da hinein geraten war, ist er aor Kummer über die zerbrachenen Ideale, die seine Gesinnungsgenassen in sa schmählicher Weise zum Betruge gegen ihn, Dr. Lindström, benutzt hatten, gestarben. So mag dem Taten wenigstens der gute Wille nicht bestritten werden, jenen anderen aber, die mit Wart und Schrift sich als die Retter des Handwerks und des Mittelstandes ausgegeben haben, die über die Blutsauger am Markt des deutschen Volkes sa flammende Entrüstungswarte fanden, ihnen ist aar Gericht attestiert warden, daß sie mit Treu und Glauben auf das schmählichste umgesprungen sind und daß sie hunderten van kleinen Leuten, die auf sie vertrauten, die Zehr- und Sparpfennige abgegaunert haben. —t.

## Rassenantisemitismus.

Im heutigen Preußen können Juden manches nicht werden, besanders nicht Offiziere. Auch der höhere Verwaltungsdienst ist ihnen sa gut wie verschlossen. Die Rasse läßt es nicht zu. Zu Nutz und Frammen unserer Rassenantisemiten sei nachfolgende kleine Geschichte erzählt, die den Varzug hat, buchstäblich wahr zu sein. Nur die Namen, die wir eingesetzt haben, sind willkürlich gewählt, da wir den Helden der Geschichte keinen Schaden zufügen mächten.

Lebte da in einer mitteldeutschen Stadt ein reicher Junggeselle, dessen Name keinen Zweifel aufkammen ließ, daß er zu unseren israelitischen Mitbürgern gehörte. Bis zu seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr hatte er seine alte Mutter gepflegt, ihr zu Liebe war er ledig geblieben. Als sie starb, folgte auch er ihr bald ins Grab. Aber kaum hatte ihm die Gemeinde die letzten Ehren erwiesen, da hörte man, daß er drei kräftige junge Söhne hinterlassen hätte. Als deren Mutter erwies sich die tüchtige Haushätterin, die ihm am Sabbath das Licht anzündete und auslöschte und die übrigen Hausarbeiten besargte, die am siebenten Tage der Schöpfung die jüdischen Mägde nicht verrichten dürfen. Der Volksmund bezeichnet eine solche Dienerin als „Schabbesgaje". Ihr fiel nach dem Testament fast das ganze Vermägen des arthadoxen Juden zu, und das war nicht wenig.

Als einfache Bauernmagd war sie aus einem der Dörfer des Chattenlandes gekommen, wa der germanische Stamm als am reinsten erhalten gilt. Und nun, da sie es zu etwas gebracht hatte, erinnerte sie sich eines Jugendgeliebten, der im Schaeiße seines Angesichts die von den Vätern ererbte Schalle bebaute. Den ließ sie nach der Stadt kammen, und sie heiratete ihn und er wurde der Vater ihrer Kinder. „Jahannes Kullmann" steht auf dem Porzellanschild an der Gartenpsorte der Villa, die sie mit Mann und Söhnen bewohnt. Auch diese hießen seitdem Kullmann, obwohl sie nicht chattisch aussehen. Alle drei nicht.

Der älteste trat mit achtzehn Jahren in ein Bankgeschäft seiner Heimat ein, dann kam er nach Berlin in eines unserer varnehmsten Bankhäuser, dessen Angestellte fast durchweg Reserveasfiziere sind. Auch er wurde Reserveoffizier, denn da er „Kullmann" hieß, mißtraute man seinem Aeußern nicht. — Wie gut, daß er nicht als ehelicher Sahn seines Vaters zur Welt gekammen war. Gibt es in der glarreichen preußischen Armee Reserveleutnants mit Namen Rasenthal? Wir halten unser Offizierkarps rein! (Höchstens Chinesen und Japaner, aber keine Juden!) — Der zweite Sohn wurde Regierungsreferendar. Als aber der jüngste kürzlich in den „Verein deutscher Studenten" eintrat, und

diese Kunde in die Heimat seines verblichenen Vaters gelangte, entstand ein Kopfschütteln der Wissenden. Man beschloß zwar, die weiteren Schicksale der genannten Familie abzuwarten und zu schweigen, aber einem besorgten Patrioten ließ die Geschichte keine Ruhe und er hat sie uns mitgeteilt, um sie der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

Was hiermit geschieht.

Im Jahre des Heils 1904. Bulgarus.

---

## Die „Jüdische Turnerschaft in Hannover".

Von Senator Leopold Fischer in Hannover.

In mehreren jüdischen Blättern ist eine Sitzung der Repräsentanten der hiesigen Synagogen-Gemeinde und die Resolution, in welcher gegen den Namen und die Tendenz des hier begründeten jüdischen Turnvereins Stellung genommen wurde, lebhaft kommentiert worden. Eine Klarstellung der tatsächlichen Vorgänge dürfte für weitere Kreise von Interesse sein. Es ist richtig, daß in der betreffenden Sitzung, an welcher fünf Vorstands-Mitglieder und zwölf Repräsentanten teilnahmen, ein Repräsentant unserer Gemeinde, der ein einflußreiches, eifriges Mitglied des weit und breit bekannten, über 600 Mitglieder zählenden „Turn-Klub Hannover" ist, eine Interpellation in der fraglichen Angelegenheit mündlich vorgetragen hat, und daß mit allen Stimmen gegen diejenige des Vorstands-Mitgliedes Dr. S. Hirsch folgender Beschluß gefaßt worden ist: „Das Repräsentanten-Kolleg mißbilligt den Namen und das Statut eines sogenannten Vereins, der sich ‚Jüdische Turnerschaft Hannover' nennt, und bittet den Vorstand der Synagogen-Gemeinde, sich mit dem Vorstande des Vereins in Verbindung zu setzen, um eine Aenderung der beiden betreffenden Punkte herbeizuführen". Herr Dr. Hirsch motivierte sein ablehnendes Votum damit, daß er das Repräsentanten-Kolleg nicht für befugt erachte, zu dieser oder ähnlichen Sachen Stellung zu nehmen.

Die von dem Interpellanten kritisierten Satzungs-Bestimmungen lauten:

§ 1. Der Verein führt den Namen „Jüdische Turnerschaft Hannover".

§ 2. Mitglied kann jeder unbescholtene Jude werden.

Zur Begründung seiner Interpellation hob der Vortragende insbesondere hervor, daß in unserer Stadt die jüdischen Turner ausreichend Gelegenheit hätten, in den zahlreichen, hier bestehenden Turnvereinen die Mitgliedschaft zu erwerben, und daß für die hiesigen jüdischen Turner daher durchaus kein Bedürfnis bestehe, sich von den übrigen Turnern abzusondern und einen rein konfessionellen jüdischen Turnverein zu gründen. Es wurde von dem Interpellanten besonders geltend gemacht, daß, als vor etwa zehn Jahren seitens der Antisemiten ein Vorstoß unternommen wurde, ihre Tendenzen in jenen obenerwähnten hannoverschen Turnklub — der zu den angesehensten Deutschlands gehört und in welchem seit vielen Jahren die Juden eine angesehene, geachtete Stellung einnehmen — hineinzutragen, um die Juden aus jenem Klub auszuschließen, dieser Vorstoß nur dadurch mit einer kläglichen Niederlage der Antisemiten endete, weil eine Anzahl hochangesehener Männer christlichen Glaubens in anerkennenswerter Weise sehr energisch für die Interessen der jüdischen Turner eingetreten waren, und weil angesehene jüdische Bürger derzeit sich mit Erfolg bemüht hatten, die drohende Gefahr abzuwenden. Der Interpellant erinnerte daran, daß jene antisemitischen Rädelsführer teils infolge ihres Treibens aus dem Turnklub exkludiert wurden, teils freiwillig austraten und einen neuen Verein mit antisemitischen Tendenzen gründeten, der aber — und zwar gerade durch das einflußreiche Bemühen hiesiger liberaler Turnvereine, die sich mit anderen, ihnen befreundeten Vereinigungen zusammenschlossen — nicht in die deutsche Turnerschaft aufgenommen wurde. Der Interpellant fügte hinzu, daß unter diesen Umständen es im höchsten Grade bedauerlich sei und für die Stellung der Juden im geselligen Leben unserer Stadt überhaupt nachteilig wirke, wenn man nunmehr den Forderungen der Antisemiten Vorschub leisten und sich zu einem Turnverein zusammenschließen würde, der nur Juden die Aufnahme gewähre. Der Interpellant betonte schließlich u. a. auch noch, daß dem neugegründeten Vereine jede Berechtigung fehle, sich den Namen „Jüdische Turnerschaft Hannover" beizulegen, da in ihm nur ein Bruchteil der jüdischen Turnerschaft Hannovers vertreten sei und jene Bezeichnung daher irreführend wirken könne. Ganz ausdrücklich hat der Interpellant hervorgehoben, daß es sehr lobenswert sei, wenn die jüdische Jugend turnerischen Bestrebungen huldigen wolle, nur der Name und der betreffende Paragraph sei zu tadeln.

Von anderer Seite wurde hervorgehoben, daß nur ganz vereinzelt sich hierorts gesellige Vereinigungen (anderer, nicht turnerischer Art) finden, welche den Juden um ihres Glaubens willen den Eintritt in ihre Mitte versagen, indem sie — wenn auch nicht offiziell — den sog. Intoleranz-Paragraphen in ihren Satzungen haben. Hieran anschließend wurde bemerkt, daß es im höchsten Grade inopportun sei, ohne zwingende Notwendigkeit einen Verein mit konfessionellem Charakter ins Leben zu rufen. Es wurde betont, daß, wer jene Intoleranz der Antisemiten bekämpfe, konsequenterweise auch gegen den Verein der jüdischen Turnerschaft Front machen müsse.

Von vorstehenden Erwägungen geleitet, hat alsdann das Kollegium in der aus dem oben mitgeteilten Beschluß ersichtlichen Weise gegen den genannten Verein Stellung genommen. Bei der Begründung dieses Beschlusses war man mit dem Interpellanten darin vollkommen einverstanden, daß die idealen Bestrebungen der Mitglieder jenes Vereins um die Turnsache vollste Anerkennung verdienen; man wünschte ihnen in der Turnsache bestes Gelingen, man nahm aber — um dies nochmals hervorzuheben — gerade im Hinblick auf die Anfangs erwähnten lokalen Verhältnisse an dem Aufnahme-Paragraphen und namentlich an der Bezeichnung „Jüdische Turnerschaft Hannover" Anstoß, zumal es in hiesiger Stadt eine sehr große Anzahl Männer jüdischen Glaubens giebt, die sich zu den aktiven und passiven Mitgliedern anderer Turnvereine zählen. Uebrigens sei noch erwähnt, daß hier in Hannover sonst konfessionelle Turnvereine nicht existieren, und daß mit Ausnahme des einen obenerwähnten, außerhalb der deutschen Turnerschaft stehenden Verein gerade der jüdische Turnverein derjenige sein würde, der mit diesem Beginnen in unserer Stadt vielleicht vorbildlich wirken würde.

Es ist unrichtig, daß sich das Kollegium bei seiner Beschlußfassung von einem Interesse der gesamten Judenheit Deutschlands hat leiten lassen; das Kollegium vertritt lediglich die Interessen unserer Gemeinde und hat bei seiner Stellungnahme zu dem hiesigen jüdischen Turnvereine lediglich die Interessen unserer Gemeindemitglieder ins Auge gefaßt. Ich selber, der ich als erster Vorsteher Vorsitzender des Kollegiums bin, habe, als — und zwar immer nur von einer einzigen Seite — die Kompetenz des Kollegiums bestritten wurde, zu dieser Frage Stellung genommen und hervorgehoben, daß ich das Kollegium — die Vertretung der 6000 hannoverschen Juden — nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet erachte, alles das zu überwachen und zu prüfen, was in unseren Mauern und vor unseren Augen bezüglich dessen vorgehe, was dazu angetan sein könne, unser Ansehen und unsere guten Beziehungen zu den nichtjüdischen Mitbürgern zu beeinträchtigen.

Freilich ist im Laufe der Debatte auch davon die Rede gewesen, welche nachteiligen Wirkungen die Bildung jüdischer Turnvereine auf die Strömungen innerhalb der deutschen Turnerschaft in konfessioneller Beziehung ausüben könnte, doch ist diese Erwägung für die Beschlußfassung nicht bestimmend gewesen, wie sie denn auch in dem Beschluß selbst keinen Ausdruck gefunden hat.

---

## Zur Geschichte der Aufnahme von Juden in die deutschen Burschenschaften.

In der Zeitschrift „Im deutschen Reich" stellt Prediger Dr. Rieger-Hamburg interessantes Quellenmaterial aus der Geschichte der Aufnahme von Juden in die deutschen Burschenschaften zusammen, das wir nachstehend wiedergeben:

„Die Freiheitskriege hatten in der akademischen Jugend Deutschlands die Hoffnung auf ein gemeinsames deutsches Vaterland machtvoll gefördert. Im Jahre 1814 veröffentlichte Arndt den „Entwurf einer teutschen Gesellschaft" zur Pflege deutscher Art und Zucht. Im Anschlusse an diesen Entwurf entstanden überall in Westdeutschland „deutsche Gesellschaften", unter ihnen die erste Heidelberger Burschenschaft Teutonia (E. Dietz, die deutsche Burschenschaft in Heidelberg, 1895, S. 15). Als „deutsche Gesellschaft" nahm die Teutonia nur Deutsche von Geburt und Bekenner der christlichen Religion in ihren Verband auf. Ebenso waren nach dem „Erlanger Burschenbrauche" vom 15. Januar 1817 Juden „als die Feinde aller Volkstümlichkeit" aus der Erlanger Burschenschaft (Teutonia) ausgeschlossen (Wiegand, Geschichte der Erlanger Burschenschaft, 1877, S. 8).

Da arbeitete Friedrich Wilhelm Carové (der am 20. Juni 1789 in Coblenz geboren, am 18. März in Heidelberg gestorben ist und sich durch religionsphilosophische Werke einen geachteten Namen erworben hat), im Anschlusse an die in Jena und Berlin gültige Verfassung eine solche für die Heidelberger Burschenschaft aus, die am 23. Februar 1817 angenommen wurde. In ihr wurde zum ersten Male Juden und Ausländern die Aufnahme in die Burschenschaft ausdrücklich gestattet.

Am 22. Februar 1818 lud die Jenaer Burschenschaft die übrigen Hochschulen zu einem Burschentag nach Jena, der vom 29. März bis 3. April abgehalten werden sollte, um die Grundsätze für eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu beraten. Heidelberg delegierte v. Kobbe und den später bekannt gewordenen liberalen Politiker Wilhelm Adolph Lette (starb 1868 in Berlin). Vertreter für Jena war Graf Keller. Den Vorsitz führte Riemann. Dieser legte am 30. März 1818 die 19 Punkte als Grundlage zu einer Burschenschaft vor und brachte sie einzeln zur Abstimmung. § 4 und § 6 standen im Widerspruch zu der Heidelberger Verfassung Carovés, da sie Juden und Ausländer von den Burschenschaften ausschlossen. Bezüglich der Ausländer setzte es Heidelberg durch, daß Riemanns Vorschlag den Zusatz erhielt: „daß eine deutsche Burschenschaft Ausländer unter sich aufnehmen könne, wenn sie nur von ihnen überzeugt sei, daß sie dem Zwecke einer Allgemeinen Deutschen Burschenschaft nicht schädlich, sondern eher förderlich sein würden!" Ebenso erhielt § 6, daß nur Christen aufgenommen werden könnten, auf Betreiben Heidelbergs den Zusatz, „daß es der Entscheidung der einzelnen Burschaften überlassen werde, ob Nichtchristen aufgenommen werden sollen." (E. Dietz, Neue Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens, Heidelberg, 1903, S. 50.)

Es erfolgten aber noch weitere Beratungen über die Stellungnahme der Heidelberger Burschenschaft zu den in Jena vereinbarten 19 Punkten. Auch bei diesen Verhandlungen handelte es sich wesentlich darum, ob die Heidelberger Burschenschaft ihren Standpunkt inbezug auf die Juden, Ausländer und das Stimmrecht der Füchse den Jenenser Anschauungen opfern sollte. Aber die „Philosophen" oder „Hegelianer" behielten in Heidelberg gegenüber den „Deutschen" die Oberhand. Der 1867 verstorbene Theologe Richard Rothe, ein Heidelberger Burschenschafter, schreibt in einem Briefe deshalb „von dem durchaus nichtigen und hohlen Deutschheitshochmut, der auf eine fast unglaubliche Weise in Jena herrschen muß" und betont, daß die Heidelberger Burschenschaft dabei beharre, „auch Juden und Ausländern, wenn sie sich anders durch die Matrikel das akademische Bürgerrecht erworben, wie jedem anderen den Zutritt zu gestatten." Auch auf dem konstituierenden Burschentag in Jena (vom 10. Oktober 1818 an) blieb Heidelberg diesem Standpunkte treu. Der Burschentag beschloß schließlich am 18. Oktober, wahrscheinlich auf Heinrich von Gagerns (gestorben 1881) Vermittelungsversuche hin, an Stelle der von Jena vorgeschlagenen Vorschrift, daß nur Christen Mitglieder der Burschenschaft werden können, „christlich-deutsche Ausbildung zum Dienste des Vaterlandes" zu verlangen. Die Heidelberger Burschenschafter aber gaben auch gegen diese Fassung ihren Protest zu Protokoll. Diese Festigkeit der Heidelberger war wieder das Verdienst Carovés. (Dietz, Neue Beiträge, S. 54.)

Die politische Beargwöhnung der Burschenschaften nach Kotzebues Mord verursachte eine Verschärfung der Deutschtümelei Am 26. November 1819 erfolgte die Auflösung der Jenenser Burschenschaft. Die Erbitterung stieg und mit ihr der Einfluß der Christlich-Deutschen. Ihr erster Erfolg war der Beschluß vom 15. Dezember 1819, Juden und Ausländer künftig nicht mehr in die Burschenschaft aufzunehmen. Damit fiel das Heidelberger Prinzip zugunsten des Jenenser. (Dietz, das., S. 71.)

Der Burschentag in Dresden (29. Sept.—8. Okt. 1820) bestätigte nochmals den Ausschluß der Juden und Ausländer aus der Burschenschaft einstimmig, allerdings mit der sehr dehnbaren Nebenbestimmung, daß sie aufgenommen werden könnten, „wenn erwiesen wäre, daß sie sich christlich-teutsch für unser Volk ausbilden wollten." (Das. S. 73.)

Aber bereits auf dem Burschentage zu Streitberg (Oktober 1821) wurde unter dem Vorsitze Erlangens der Beschluß des Ausschlusses von Juden mit der Begründung verschärft, „weil die Juden kein Vaterland haben" (Wiegand, Geschichte der Erlanger Burschenschaft, S. 43.)

Vergeblich hatte die liberale Würzburger Richtung 1827 das Aufnahmerecht in die deutschen Burschenschaften für Juden gefordert. Erst unter dem Eindrucke der Revolutionen in Frankreich, Polen und Belgien erstarkte der Liberalismus in der deutschen Burschenschaft, sodaß auf dem Burschentage zu Dresden (4.—8. April 1831) in § 2b die Forderung einer „christlich-deutschen Ausdiidung" der Burschenschaften in die Forderung einer „deutschen Ausbildung" umgewandelt wurde (Wilhelm Kalb, die alte Burschenschaft Erlangen, 1892, S. 89). Der Frankfurter Burschentag (26. September bis 4. Oktober 1831) bestätigte die Preisgabe der christlich-deutschen" Tendenzen und erklärte dann nochmals die Aufnahme von Juden in die deutschen Burschenschaften ausdrücklich für zulässig. (Dietz, Neue Betträge, S. 73.)"

Zur Ergänzung dieser Darstellung schreibt Herr Dr. med. Sklarek in Mehlem am Rhein:

„Ich bin in den 80er Jahren auf drei Hochschulen Mitglied von A. D. C. Burschenschaften gewesen, habe auch bis heute die Fühlung mit burschenschaftlichen Kreisen nicht ganz verloren und glaube aus eigener Erfahrung von damals und heute genügend unterrichtet zu sein, um darüber zu berichten.

Vorneweg möchte ich feststellen, daß meines Wissens niemals auf den Delegiertentagen der deutschen Burschenschaften (dieselben tagen jährlich zu Pfingsten in Eisenach,

die Beschlüsse sind bindend für alle deutschen Burschenschaften) ein Beschluß gefaßt worden ist, Juden von der Mitgliedschaft deutscher Burschenschaften auszuschließen. Ich will nicht bestreiten, daß einige Burschenschaften in ihren Statuten derartige Bestimmungen haben, aber ein offizieller, für sämtliche Burschenschaften bindender Beschluß ist meines Wissens niemals gefaßt worden.

In meiner Studienzeit, anfangs der achtziger Jahre, wurde beim „Keilen" überhaupt nicht gefragt, welcher Religion man angehöre. Damals war genau nach sozialdemokratischem Brauch Religion Privatsache. Ein anständiger, brauchbarer und sympathischer Geselle wurde mit Vergnügen aufgenommen, nicht nur von den Burschenschaften, sondern ebenso von den Korps, Turnvereinen, wissenschaftlichen und geselligen akademischen Korporationen. Mit wenigen Ausnahmen haben sämtliche zur Zeit noch bestehende Burschenschaften damals und auch in den 60er und 70er Jahren Juden zu Mitgliedern gehabt, und im Verzeichnis der alten Burschenschafter nach dem Stande vom August 1893 (Leipzig, Verlag von Heinrich Jacobsen) findet sich eine ganze Reihe alttestamentarischer Namen. Die jüdischen Burschenschafter von damals haben auf der Kneipe, im Konvent, wie auf der Mensur ihren Mann gestanden, und die bundesbrüderliche Freundschaft von der Hochschule hat bei den meisten für das Leben gehalten.

Erst mit der Gründung der „Vereine deutscher Studenten" waren die ersten Korporationen in einem geschlossenen Verbande, welche von vornherein prinzipiell Juden ausschlossen (ausgenommen Verbände wie Wingolf; katholische Korporationen, die als rein christliche natürlich Juden nicht aufnahmen, denen aber jede antisemitische Spitze fehlte.)

Diese Vereine deutscher Studenten breiteten sich rasch auf den deutschen Hochschulen aus; sie wurden von oben herab, von vielen hochgestellten Offizieren, Beamten, Hofpredigern u. dergl. sehr protegiert und verstanden es, in geschickter Weise durch Veranstaltungen bei vaterländischen Festen, durch Einberufung allgemeiner Studentenversammlungen und nicht zuletzt durch ihre große Mitgliederzahl schnell sich eine nicht abzuleugnende Stellung in der Studentenschaft zu schaffen. Ihre Prinzipien und ihre Erfolge machten schnell Schule. Von dieser Zeit bis heute hat sich so allmählich eine Hurrahstimmung unserer gesamten deutschen Studentenschaft bemächtigt, die nicht nur in der Judenfrage, sondern auch in politischer und sozialer Beziehung zum Chauvinismus ausgeartet ist.

Mit ganz verschwindender Ausnahme besteht heute keine studentische Korporation auf deutschen Hochschulen, welche Juden aufnimmt. Der Durchschnittsstudent unserer Tage ist nicht christlich-deutsch; man nennt dies heute deutschvölkisch; er schwärmt für Bismarck, sein Ideal ist der Pan-Germanismus — ein Zusammenschluß aller germanischen Völker. Was heute in unserm Lager die Zionisten anstreben, das ist vice versa das Heil und Sehnen unserer deutschen Studenten. —

Die deutsche Burschenschaft gehört satzungsgemäß korporativ dem alldeutschen Verband, der Kolonialgesellschaft, dem Ostmarkenverein, dem Verein für das nördliche Schleswig und dem deutschen Schulverein an. Das bezeichnet ungefähr die Sachlage. — Die deutsche Burschenschaft als solche muß aber nicht (das wäre ungerecht) in dieser Beziehung als Einzelerscheinung betrachtet werden. — Was die deutsche Burschenschaft heute tut, tun ungefähr sämtliche Korporationen auf deutschen Hochschulen, dasselbe geschieht im Heere, in einem großen Teile der Beamtenlaufbahn, in fast allen sozialen Schichten unseres Vaterlandes schon von der Schulbank an, von oben bis unten.

In der Verfassung der deutschen Burschenschaft steht folgender in Eisenach gefaßter Beschluß: „Die Burschenschaft ist eine Verbindung gleich gesinnter, unabhängig und ehrenhaft denkender deutscher Studenten, welche das aufrichtige Bestreben haben, die Studienzeit in treuer Gemeinschaft und gewissenhafter Befolgung ihres Wahlspruches: „Ehre, Freiheit, Vaterland!" zu verleben. Sie stellt es sich zur Aufgabe, ihre Mitglieder zu tüchtigen, im Denken und Handeln freien und selbständigen Bürgern eines einigen, nach innen kräftigen, nach außen mächtigen deutschen Vaterlandes heranzubilden.

Und ferner: „Die Burschenschaft verlangt von ihren Mitgliedern, daß sie stets das Prinzip der geistigen und studentischen Freiheit stets vertreten. Die geistige Freiheit sieht die Burschenschaft in der Lossagung von Vorurteilen, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Denkens, der Energie und der Freiheit des Handelns. Die studentische Freiheit sieht die Burschenschaft in dem Rechte der Studentenschaft, ihre inneren Angelegenheiten selbständig zu ordnen, und in dem Rechte jedes einzelnen Studenten, von allen akademischen Freiheiten Gebrauch zu machen und sich an allen studentischen Angelegenheiten zu beteiligen. Sie erkennt die Gleichberechtigung aller ehrenhaften Studenten an."

In den Statuten der mir nahestehenden Burschenschaften steht: „Jeder ehrenhafte deutsche Student, der die große Matrikel hat, kann Mitglied der Burschenschaft werden." Mit der Aufnahme der Juden geht es genau, wie neulich mit dem Justizrat in Breslau (Feige), der in einem Immediat-Gesuch an Se. Majestät sich über die Nichtbeförderung und Nichtqualifikation seines Sohnes zum Reserve-Offizier beschwerte. — Der Vater, Vorsitzender der Anwaltskammer, selbst alter Offizier und Ritter des Eisernen Kreuzes, erhielt auf dem Instanzenwege den Bescheid, daß sein Sohn sich nicht zum Reserve-Offiziere qualifizierte. Auf ein erneutes Gesuch, in dem der Vater unter Beweis stellte, daß sein Sohn dienstlich wie außerdienstlich sich makellos geführt hätte, und daß allein der Jude zurückgewiesen wäre, erhielt er gar keinen Bescheid. Offiziell hat er sich nicht qualifiziert, nicht deswegen, weil er Jude war, nein, derartige veraltete Anschauungen herrschen nicht in unsern Offizierskreisen, derartige Bestimmungen existieren auch nicht. In jedem einzelnen Falle wird in voller Würdigung der militärischen Eigenschaften, Führung Diensteifer 2c. die Qualifikation zum Reserve-Offizier in gerechter Weise abgeschätzt. Leider Gottes hat in den letzten 20 Jahren in Preußen sich kein zum Reserve-Offizier tauglicher Jude gefunden; höchstens zum Sanitäts-Offizier der Reserve (da braucht man natürlich möglichst viel Aerzte). Warum beschweren sich die arroganten Juden!

So geht es bei uns in Preußen jetzt überall, in den Logen, Kasinos, oberen und mittleren Gesellschaftskreisen und natürlich auch in der Studentenschaft und als Teil derselben in der Burschenschaft. Mir ist ein Ort bekannt, wo sich ein Oberlandesgericht befindet. Dort besteht ein gemeinschaftlicher Mittagstisch der Herren Referendare „Das jüngste Gericht". Jeder Referendar ist dort per se zugelassen, nur der Jude ist ausgeschlossen. —

Den letzten krassen Fall ausgenommen, besteht keine Bestimmung, kein Paragraph, keine Animosität, in jedem einzelnen Falle wird in gerechter Beurteilung der gesellschaftlichen, sozialen und persönlichen Eigenschaften der Bewerber abgeurteilt; leider Gottes qualifizieren sich die Juden niemals.

Vor kurzem hat im preußischen Landtage auf die Anzapfung des freisinnigen Abgeordneten Eickhoff (alter Burschenschafter) wegen der prinzipiellen Nichtbeförderung von Juden zu Reserve-Offizieren meiner Erinnerung nach Kriegsminister v. Einem erwidert, daß keine Allerhöchsten Bestimmungen die Nichtbeförderung von Juden betreffend existierten! —

Und da beschweren sich die arroganten Juden noch. Nach der Verfassung sind alle Preußen vor dem Gesetze gleich!

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Herr Kröfell,** der „wegen unsauberer Liebesabenteuer aus dem Amt gekommene frühere evangelische Pastor" — wie der „Bund der Landwirte" den derzeitigen Druckereidirektor und antisemitischen Reichstagsabgeordneten, der jedoch in keiner antisemitischen Reichstagsgruppe Aufnahme findet, despektirlich nennt, — scheint sich den Lorbeer, den ihm in seiner politischen Tätigkeit bisher versagt war, auf der Nordlandsreise des „Meteor" auf einem andern Gebiete geholt zu haben. Nach übereinstimmenden Berichten der Presse erhielt nämlich der Herr Reichstagsabgeordnete für Pyritz-Saatzig von seinen Reisegenossen sehr bald den Spitznamen „Der schöne Kröfell." Und das kam so: Herr Kröfell wechselte täglich mindestens sechsmal seine Toiletten und füllte die Pausen dadurch angenehm aus, indem er von weißen Schuhen zu braunen, von braunen zu schwarzen, von schwarzen zu gelben und von gelben zu roten übergtng; einen „ruhenden Pol" in seinem Schiffsdasein, bildete nach der Schilderung des „Hamb. Fremdenblatt" nur eine buntseidene Schlafdecke. — Danach können sich die Wähler des Herrn Kröfell über mangelnde Nepräsentationsfähigkeit ihres Vertreters gewiß nicht beklagen.

**Die „Staatsbürgerztg."** betreibt nach wie vor ihr Geschäft, jeden der sich mißliebig macht, zum Juden zu stempeln. Sie besaß kürzlich die Unverfrorenheit, eine Notiz über die wiederholte Bestrafung des Militärstrafgefangenen Goldmann in Spandau, von dem ihr nitgeteilt wurde, daß er nicht nur protestantischen Bekenntnisses, sondern auch als Christ geboren ist, mit der Ueberschrift zu versehen: „Für Herrn Eickhoff ins Stammbuch!"

**Der „Deutsche Antisemitenbund",** dessen Vorsitzender Herr Wilhelm Bruhn ist, hat beschlossen, fortan den Namen „Deutscher Mittelstands-Bund" zu führen. In derselben Versammlung kam es, nnch der „Staatsbürgerztg.", zu einer scharfen Absage an den „Bund der Handwerker". In dem agitatorischen Vorgehen des Handwerker-Bundes falle besonders die Tatsache auf, daß der Bund bis jetzt besonderen Wert darauf gelegt hat, sich in denjenigen Wahlkreisen zu organisieren, die durch Abgeordnete des D. A. B., der Deutschen Reformpartei vertreten sind. Es sei aus der ganzen Art der Agitation des Bundes der Handwerker ktar erkennbar, daß nicht sachliche, sondern rein persönliche Gesichtspunkte maßgebend sind. Der Bund der Handwerker sei nichts weiter als eine verkappte Organisation des Bundes der Landwirte.

Wie die „Deutsche Hochwacht" mitteilt, gehört zu den Angestellten des Bundes der Handwerker an leitender Stelle ein Mann, der, aus dem Bunde der Landwirte ausgetreten, im Deutschen Volksbunde vorübergehend beschäftigt wurde, dem Deutschen Antisemitenbunde nngehört und dabei lebhaft gegen die Leitung seiner früheren Brotgeber agitiert.

**Verurteilung polnischer Antisemiten.** Der Wreschener Ratsherr Hugo Ehrenfried hat sich gegen die bei Gelegenheit der vorjährigen Reichstagswahl gegen ihn gerichteten beleidigenden Angriffe polnischer Antisemiten erfolgreich gewehrt. Wie das „Posener Tageblatt" berichtet, sind jetzt infolgedessen nachstehende Verurteilungen erfolgt: „Der Nedakteur des „Wielkopolanin" Szmyt erhielt 60 Mk. Geldstrafe, der Rednkteur des „Postemp" Olejniczak 14 Tage Gefängnis, der Redakteur der „Gazeta Grudziondzka" 150 Mk. Geldstrafe, zwei Posener Arbeiter wurden zu je einer Woche Gefängnis verurteilt, der Nestaurateur St. Trombcynski erhielt 100 Mk. Geldstrafe, der Maurer Jablowski 50 Mk. Geldstrafe. Dem Beleidigten wurde tn allen Fällen die Publikationsbefugnis zugesprochen.

## Vermischtes.

**Zur Königsberger Krippenaffaire.** Aus Königsberg erhalten wir unter dem 20. Juni folgende Zuschrift:

Audiatur et altera pars.

Als jüdischer Stadtverordneter und Mttglied der Nepräsentanten-Versammlung fühle tch mich veranlaßt, auf Ihren Artikel in Nr. 24: „Aus der Stadt der „reinen Vernunft" zu erwidern. Ich din des Einverständnisses der großen Mehrzahl (vielleicht aller) meiner Kollegen sicher.

Für die Einrichtung der Krippe hatte sich auch die Frau Oberpräsident v. Moltke interessiert und schlug als Leiterin eine Schwester des evangelischen Hilfsvereins vor. Frau Oberbürgermeister Körte lehnte das ab, wodurch eine Erkaltung in den Beziehungen der beiden Damen zu einnder eintrat.

Natürlich mußten sich nun Frau K. und ihre Berater sagen, sie dürften jetzt auch keine dem jüdischen Schwestern-Verbande angehörige Dame anstellen. Wenn auch bei diesem Verbande das Konfessionelle nicht so hervortritt, wie bei derartigen christlichen Verbänden, das große Publikum macht da — zumal Frau Kirschner ja auch in „Tracht" geht — keinerlei Unterschied. Man würde zweifellos von antisemitischer Seite verbreitet haben, die Krippe solle „verjudet" werden. Und nur einzig und allein das war der Grund, warum Frau Körte den verhängnisvollen Brief geschrieben hat. Es soll unumwunden zugegeben werden, daß der Brief als solcher besser unterblieben wäre und daß auch die Fassung keine glückliche war. Eine persönliche Aussprache zwischen Frau Körte und Frau Kirschner wäre hier am Platze gewesen und hätte kaum irgendwo verstimmt. Das geben auch alle vernünftig denkenden Juden hier zu, aber — und das ist die Hauptsache — wir wollen Männern, wie dem Oberbürgermeister Körte und dem Stadtverordnetenvorsteher Krohne, die an Toleranz von niemand übertroffen werden, wegen eines Formfehlers nicht vor den Kopf stoßen; wir wollen hier dem Antisemitismus keinen Einlaß schaffen, zumal wir bisher mit der ganzen Bürgerschaft in konfessionellem Frieden gelebt haben.

Diesen Anschauungen hat auch Herr Stadtrat Magnus (Obervorsteher der Synagogen-Gemeinde) im Magistratskollegium als Antwort auf eine Nede des Oberbürgermeisters Worte verliehen. A.

**Wien,** 20 Juni. Dr jüdische General Eduard Schweitzer weilte dieser Tage in seiner Geburtsstadt Gyöngyös, wo er auch in der Synagoge erschien, am Gottesdienst teilnahm und den Oberrabbiner der Gemeinde besuchte. Bei dem zu Ehren des Gastes veranstalteten Bankett brachte der dortige katholische Pfarrer einen Trinkspruch auf den General aus.

**Der russisch-japanische Krieg** hat die antisemitischen Rassen-Theoretiker in einen schweren Gewissenskonflikt gebracht. Auf der einen Seite wünscht man dem heiligen Rußland Erfolg, weil es auf dem Gebiete des praktischen Antisemitismus den anderen Kulturstaaten mit so gutem Beispiel vorangegangen ist, auf der andern Seite betrachtet man auch das klassische Land der modernen Judenverfolgungen von dem Judengeist schon zu sehr inftziert und angefault und hält es mit den Japanern. Nach dieser schon stark an das Pathologische grenzenden Auffassung ist der ganze „europäische Geist krank und faul geworden." „Auch Rußland ist, so heißt es u. a. in dem Leitartikel der letzten Nummer des „Hammer", von diesem verderbten Europäergeist angekränkelt. Vielleicht wird der russisch-japanische Krieg eine heilsame Nebenwirkung darin haben, daß in ihm zum ersten Male das europäische Faultum voll in die Erscheinung tritt. Ein Unterliegen der Russen gegen ein

außereuropäisches nichtarisches Volk würde vielleicht eine gesunde Lektion bilden. Nur wer starke, achtunggebietende Feinde hat, kann sich gesund erhalten. Es war hohe Zeit, daß dem sittlich lahm gewordenen und in Selbstgefälligkeit versumpften Europäertum ein neuer rüstiger Gegner erstand."

Die Hauptschwäche Rußlands erblickt dieser kuriose Arier, der einem nichtarischen Volk den Sieg wünscht, in der „Belastung" mit nahezu „6 Millionen Hebräern". Welche Stärke liege in dem kleinen judenreinen ostasiatischen Staate.

„Japan kennt keine Juden. Die wenigen Hebräer, die sich dort als Europäer aufspielen, sind ohne Bedeutung. Es ist darum zu glauben und geht aus vielen Nachrichten hervor, daß in Japan die Volks-Gesundheit und Volks-Sitte zur Zeit fester gefügt ist als in den meisten europäischen Staaten. Aus diesem Grunde wird Japan im Wettstreit mit europäischen Nationen immer mehr eine gewisse Ueberlegenheit bekunden."

Wenn in Japan Volks-Gesundheit und Volks-Sitte fester gefügt sind, als in den „verjudeten" europäischen Ländern, so sollten die antisemitischen Lobredner der ostasiatischen „reinen" Kultur doch schleunigst dem verseuchten Europa den Rücken kehren, ehe sie selbst der „Judenseuche" zum Opfer fallen.

**Großfürst Konstantin und die Juden in Rußland.** Eine äußerst interessante Tatsache, welche die plötzliche ungnädige Entlassung des russischen Unterrichtsministers v. Sänger erklären dürfte, wird erst jetzt bekannt. Großfürst Konstantin, bekanntlich Chef der militärischen Lehranstalten Rußlands, ließ durch den damaligen Kriegsminister Kuropatkin dem Reichsrate eine Gesetzvorlage unterbreiten, wonach Personen jüdischer Herkunft, wenn sie auch schon längst dem orthodoxen Glauben angehören, die Aufnahme in die militärischen Lehranstalten verweigert werden soll. Der damalige russische Unterrichtsminister von Sänger opponierte gegen diese Gesetzesvorlage. Er schrieb, wie die Oswoboschdenje" meldet, an den Kriegsminister Kuropatkin: „Ich hatte es für meine Pflicht, Eure Exzellenz zu verständigen, daß ich es für unmöglich finde, die Gesetzvorlage zu unterstützen, welche einerseits einer offiziellen Negierung des Sakramentes der heiligen Taufe gleichkäme, andererseits in unserer Gesetzgebung einen ganz neuen Grundsatz ins Leben rufen würde, welcher die totale Unfähigkeit einer gewissen Kategorie von Personen blos ihrer Herkunft wegen proklamiert. In diesem Falle aber erscheint es ganz unerklärlich, wie zugleich mit der geplanten Maßnahme die Militärpflicht für die Juden als obligat aufrechterhalten bleibt." Diese Antwort des russischen Unterrichtsministers von Sänger scheint beim Schöpfer der Gesetzvorlage üblen Eindruck gemacht zu haben, und Minister v. Sänger mußte bald darauf gehen . . . Die Gesetzvorlage aber soll nicht fallen gelassen worden sein. Sie dürfte bald Gesetzeskraft erhalten. . .

**Minister v. Plehwe und die Juden.** Der russische Minister des Innern hat mit der Leitung seines Preßbureaus den problematischen russischen „Historiker" Staatsrat Sergius v. Tatischtschew betraut, einen Mann von gesundem Mutterwitz, panslavistischen Velleitäten und bewegter politischer Vergangenheit. Er war eine Zeit lang in russischen diplomatischen Diensten, dann Journalist und Vertreter des Finanzministers in London. Jetzt hat Tatischtschew im Auftrage Plehwes nach Berlin einen Abstecher unternommen, um hier mit der Presse in „Fühlung" zu treten. Er hat einem Vertreter der „Preußischen Korrespondenz" ein spaltenlanges Interview gewährt und sich unter anderem auch bemüht, den Beweis zu erbringen, daß v. Plehwe alles anwende, um den russischen Juden eine gerechte Behandlung zuteil werden zu lassen. Tatischtschew erklärte schließlich:

„In nächster Zeit wird die Neuregelung der handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland im Sinne der deutschen Wünsche vor sich gehen. Unsere Zugeständnisse werden uns nicht unwesentlich dadurch erleichtert, daß Vorteil von ihnen ganz besonders diejenigen deutschen Kreise haben werden, die uns politisch in erster Linie Sympathie entgegenbringen."

Das klingt etwas orakelhaft und kann für wie gegen unsere Ansprüche gedeutet werden. Das Preßbureau des Herrn v. Plehwe ist aber — und das ist das Interessanteste — vor allem für die jüdischen Angelegenheiten bestimmt. Denn in dem Interview heißt es:

„Was uns interessiert, ist vor allen Dingen der Wust falscher Nachrichten, der dem Auslande über die Lage der Juden in Rußland und die Haltung der Regierung ihnen gegenüber verbreitet wird."

Sodann ging der russische Staatsrat über zu der viel erörterten und viel beleuchteten Judenfrage in Rußland und zur Stellung des Ministers von Plehwe zu den russischen Juden. Er entwickelte dabei dieselben Ansichten, die wir bereits kennen, daß es durchaus falsch sei, den russischen Minister des Innern als Judenfeind hinzustellen. Herr von Plehwe wolle die Judenfrage in Rußland lösen, er wolle die russischen Juden „aus ihrer Versumpfung" herausziehen und auf ein „besseres Kulturniveau" heben! Andererseits allerdings sei er, von einem hervorragenden Rechtsgefühl durchdrungen, niemals für „jüdische Sonderinteressen" zu haben und trete „jüdischen Uebergriffen" mit der Energie entgegen, die ein antisemitisches Blatt, das dieses Interview mitteilt, allen Staatsleitern wünschen möchte.

Vielleicht lenkt das Preßbureau des Herrn v. Plehwe in erster Linie seine Aufmerksamkeit auf die Abstellung eines Uebelstandes, welcher eine gedeihliche Fortentwicklung der deutsch-russischen Handelsbeziehungen in hohem Grade zu stören geeignet ist, nämlich die ungerechtfertigten Steuerbelastungen und Aufenthaltserschwerungen, denen deutsche Kaufleute jüdischen Glaubens in Rußland ausgesetzt sind. Diese sehr gerechtfertigten Beschwerden sind, wie erinnerlich, vor wenigen Wochen erst im deutschen Reichstage zur Sprache gekommen und man darf wohl erwarten, daß die Reichsregierung, trotz ihrer bisherigen timiden Haltung in dieser Frage, bei dem Abschluß des Handelsvertrages die Interessen der deutschen Kaufleute jüdischen Glaubens etwas energischer wahren wird. Wie empfindlich der deutsche Handelsstand unter dieser Kalamität zu leiden hat, zeigt auch folgende Auslassung in dem neuesten Jahresbericht der Posener Handelskammer:

„Diese ungünstige Behandlung der deutschen Juden hat einen neuen und noch verschärften Ausdruck in dem Zirkular des russischen Finanzministeriums vom 27. November (10. Dezember) 1900 gefunden, nach welchem einerseits die ab 1. (14.) Januar 1901 eingetretene Ermäßigung der Staatsgewerbesteuer (von 500 auf 150 Rubel) auf diejenigen ausländischen Handlungshäuser, deren Inhaber Israeliten sind, keine Anwendung findet, andrerseits ausländische Firmenchefs israelitischen Glaubens, die von den Ministerien der Finanzen, des Innern und des Aeußern die Genehmigung zur Unterhaltung von Kontoren, Magazinen, Depots 2c. in Rußland erhalten haben, 500 Rubel Staatsgewerbesteuer auch dann zahlen müssen, wenn sie nur Detailhandel betreiben.

Nehmen wir hierzu noch die besonders bedenkliche Tatsache, daß die russischen Behörden formell berechtigt sind, deutschen Juden überhaupt den Handelsbetrieb in Rußland zu untersagen, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß auf diese Weise nicht nur die durch den Handelsvertrag bezweckte Stabilität der beiderseitigen Handelsbeziehungen keineswegs garantiert erscheint, sondern Rußland sogar in der Lage ist, für einen Teil der deutschen Untertanen den Handels-

vertrag jederzeit einseitig außer Kraft setzen zu können. Dieser Teil der Reichsangehörigen darf in dieser Hinsicht aber die besondere Fürsorge der Reichsregierung erwarten, weil speziell im Osten Deutschlands gerade die Firmeninhaber und Handlungsreisenden israelitischen Glaubens vorzugsweise Vermittler des deutsch-russischen Handelsverkehrs sind.

Auch scheint uns die Behandlung ausländischer Juden in Rußland keineswegs eine rein interne Angelegenheit des russischen Staates zu sein, sondern die Reziprozität, wie sie Art. 12 des bisherigen Handelsvertrages sicherstellen will, dürfte unseres Ermessens auch durch konfessionelle Unterschiede nicht durchbrochen werden, zumal auch das deutsche Reich allen Russen gleiche Rechte einräumt, unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit."

**Aus Petersburg,** 16. Juni wird der „Köln. Ztg." gemeldet: Der Professor der Psychiatrie an der Universität Kiew Sikorski, der im Auftrage der höchsten Justizbehörden den angeblichen Mord eines Christenknaben durch Juden in Dubossari wissenschaftlich untersucht hat, gelangte zu dem Ergebnis, daß seine anfängliche Behauptung, daß kein Ritualmord vorliege, vollkommen berechtigt ist. In seiner demnächst erscheinenden wissenschaftlichen Arbeit über Ritualmorde bestreitet Sikorski, daß gegenwärtig überhaupt Ritualmorde vorkommen.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Banfin.
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Landwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Vanbaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Nenfch bei Bozen.
Rupolbing in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroebers Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (Schweiz). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiberose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfelb im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

Herr Privatdozent Dr. K. N. in München schreibt uns, er habe mit einem Kollegen Dr. K. im Februar d. J. drei Tage in Garmisch im Gasthof zum Lamm verbracht. Als er sich am dritten Tage beim Wirt beschwerte, daß die Gaststube vormittags um 10 Uhr noch nicht geheizt sei, habe der Wirt eine die Juden beschimpfende unflätige Aeußerung getan.

Von befreundeter Seite wird uns mitgeteilt, daß die Pension „Kehre wieder" zu St. Blasien antisemitisch sei.

---


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 26. Berlin, 29. Juni 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genelt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Die Pückler-Rhetorik auf der Straße.

Mehrere liberale Blätter, darunter die „Nationalztg"., veröffentlichen Zuschriften, in denen der Entrüstung darüber Ausdruck gegeben wird, daß die Reden des Grafen Pückler in den Straßen verteilt werden und so auch in die Hände von Kindern gelangen. Wir selbst haben bereits vor sechs Wochen auf diesen Unfug aufmerksam gemacht und dazu bemerkt, daß die Pücklerschen Reden, so lange sie nur von dem Pücklerschen Publikum gehört werden, verhältnißmäßig harmlos seien, daß sich dies aber ändere, wenn sie auf der Straße halbwüchsigen Jungen in die Hand gedrückt werden.

Die antisemitische „Deutsche Tageszeitung" und die „Staatsbürgerztg." sind über diese „zarte Besorgnis" voll Hohn und über die „Denunziation" ergrimmt. In schönem Einverständnis ziehen sie eine Parallele zwischen den Pücklerschen Flugblättern einer- und „unzüchtigen Reklamewischen" und „unsittlichen Witzblättern" andererseits. Der Vergleich liegt ja nahe. Wir haben bereits in Nr. 20 diese Parallele gezogen, aber dazu bemerkt, daß, während selbst der niedrigste Pornograph gezwungen ist, sich einer Sprache zu bedienen, welche Kinder selten verstehen, die Aufforderung des Grafen Pückler zum Hauen so deutlich sind, daß es kaum einen Gassenjungen gibt, der sie nicht verstände. In einer am 20. Mai verteilten Pücklerrede heißt es, worauf wir schon hingewiesen, beispielsweise:

„Auch Ihre Söhne, die schon das Gymnasium oder die Realschule oder irgend eine andere Schule besuchen, die müssen Sie auch jetzt erziehen zu schneidigen Antisemiten und müssen den Jungens einen gewaltigen und einen furchtbaren Zorn einimpfen gegen das freche Gesindel, damit sie gegen ihre jüdischen Kollegen auf der Schule zu Felde ziehen und ganz fürchterlich dreschen."

Das ist doch eine deutliche Aufforderung zu Gewalttätigkeiten gegen Schulkinder. Und daß es sich nicht um eine einmalige Aufforderung handelt, wird Jeder wissen, dem bekannt ist — und wem wäre das nicht bekannt? — daß der Gutsherr von Klein-Tschirne schon lange der „Dreschgraf" heißt. Wir haben obigen Satz aus der Pücklerrede nur deshalb angeführt, weil er an Kinder appelliert. Im Uebrigen enthält jede Rede des Grafen Pückler noch drastischere, wenn auch schwerlich — weil gegen Kinder aufhetzende — niedrigere Aufforderungen zu Gewalttätigkeiten.

Uns ist noch kein „unzüchtiger Reklamewisch" eines Waarenhauses in die Hände gefallen, dagegen sind wir noch keiner Gassenrede des Grafen Pückler entgangen. Indessen mag das ein Zufall sein, der jedoch Immerhin beweist, daß die Anreißer der Herren Graf Pückler, Bruhn und Komp. gerissener und geriebener sind, als die der Ramsch- und Abzahlungsgeschäfte. Im Uebrigen werden wir durchaus nichts dagegen haben, wenn den Gratisverteilern unzüchtiger Reklamewische gleichfalls das Handwerk gelegt wird. Zwischen den unsittlichen Witzblättern aber und den Pücklerschen Flugblättern besteht noch ein sehr bedeutender Unterschied. Erstere werden unseres Wissens nicht gratis jedem Jungen in die Hand gesteckt. Zudem sind manche Stellen in den Pücklerschen Reden auch in dieser Hinsicht mitunter recht anstößig, namentlich auch durch ihre unverblümte Deutlichkeit.

Wenn gar die „Deutsche Tageszlg." den Ilderalen Blättern vorwirft, sie nähmen an sozialdemokratischen Flugblättern keinen Anstoß, so möchten wir sie darauf aufmerksam machen, daß Graf Pückler geradezu um die Gunst „der roten Brüder", der „Männer von der roten Fahne" buhlt. Er fordert in der am 21. Juni gehaltenen Rede die roten Brüder auf, „ihre stolzen roten Fahnen" zu entfalten. Wie der edle Reichsgraf um die Gunst der Sozialdemokraten buhlt, das mögen noch folgende Sätze aus der erwähnten Rede beweisen:

Eure germanischen Führer, die könnt ihr jedoch behalten, wie zum Beispiel den Bebel, meinen Freund, das ist ja ein ganz hervorragender Genosse; grüßt mir nur alle den Bebel recht schön von mir und sagt ihm, daß ich mich sehr freuen würde, wenn er ebenfalls tüchtig und energisch gegen das Judenvolk zu Felde zöge; wenn wir die Schlacht gewonnen haben, dann lade ich den Bebel zu einer Flasche Sekt ein, dann wollen wir mal zechen, daß die Wände krachen und die Tische sich biegen, dann wollen wir alle einmal so recht vergnügt und lustig sein, und dann kann die Sache auch mal einen Taler und 8 Groschen kosten, das ist ganz egal."

Doch das nur nebenbei. Wir begreifen die Erregung der „Staatsbürgerztg." sehr wohl. Wir verstehen vollständig ihre Angst, es könnten ihr die Pücklerschen Quellen verstopft werden. Für sie, ja für eine ganze politische Fraktion ist es geradezu eine Existenzfrage, daß Graf Pückler gehört wird, natürlich gegen Eintrittsgeld.

## Gesinnungsfeigheit.

Es ist nicht eine Folge besserer Einsicht gewesen, als die im Reichstage ein immer bemitleidenswertes Leben fristenden Antisemiten ihre diversen Ursprungsnamen schamhaft hinter einem neuen Firmenschild verbargen. Es war die Ueberzeugung, unter der bisherigen, kreditlos gewordenen Firma keine Geschäfte mehr machen zu können, es war das Bewußtsein des eigenen, so einwandfrei dokumentierten politischen Unwertes, was zur Namenswechselung zwang. Daß mit der Konstituierung der „wirtschaftlichen Vereinigung" den Trümmern des antisemitischen Parlamentarismus die geschäftsordnungsmäßige Möglichkeit einer fraktionellen Gruppenbildung und damit die selbständige Antragstellung geschaffen werde, war nicht Zweck, nicht Ursprung der Firmenänderung, sondern nur eine Folge derselben.

Dem aufmerksamen Beobachter unseres politischen Tageslebens wird es nicht entgehen können, daß sich in der „wirtschaftlichen Vereinigung" der Stöcker, Liebermann und Konsorten lediglich eine Wahrnehmung bestätigt, die man an fast jedem einzelnen Antisemiten macht: Die Triebkraft des Vereinigungsprozesses genannter antisemitischer Größen ist die Feigheit, — die Furcht vor den äußersten Konsequenzen des eigenen Tun und Treibens, der blasse Gedanke, daß für denjenigen gesellschaftlich viel, mehr aber noch geschäftlich auf dem Spiele stehe, der als „antisemitischer Bayard" um sich haut. Ein nettes Heldentum!

Aber man braucht garnicht hinter dem wackeligen Zaune der politisch und agitatorisch organisierten Antisemiten stehen zu bleiben. In nächster Nachbarschaft befindet sich die große konservative Partei, deren Mitglieder Mann für Mann Antisemiten sind! Freilich auch dieses konservative Heldentum hütet sich, dem antisemitischen Drange die Zügel zu lockern; ein starker Prozentsatz der deutsch-preußischen Bodenmagnaten ist — materiell — zu eng mit dem sonst so gehaßten Judentum liirt!! Müssen die Dächer geflickt und die Schulden der im Waffenglanze strahlenden Herren Söhne gedeckt werden, — wo steckt dann die Solidarität des Grundadels, des konservativen Magnatentums? Man wendet sich an den mißachteten Juden und mit ihm fühlen sich die Grandseigneurs und Feudalmenschen in der Not des Augenblickes solidarisch. Warum ist man nicht hier konsequent? Weshalb verbirgt so mancher feurige blaublütige Antisemit in solchen Lebenslagen Temperament und innere Ueberzeugung?

Den altadeligen Geschlechtern aber sollte man den traditionell, wenn auch zumeist im geheimen gepflegten Antisemitismus nicht allzu sehr verübeln. Die Herren von und zu sind durch ihre Erziehung, durch ihre gesellschaftliche Einseitigkeit, ihre berufliche Abgeschlossenheit zumeist nicht in die Lage versetzt, ein freies Gesichtsfeld zu gewinnen, sich von lächerlichen Klassen- und Rassenvorurteilen zu befreien. Weit schärfer und schonungsloser muß der bürgerliche Antisemitismus beurteilt werden Hier liegt keine traditionelle Vererbung und Gewöhnung vor, hier ist nicht Mangel an universeller und an Herzensbildung Grund der sozialpolitischen und konfessionellpolitischen Entartung, — hier liegen Rohheitsinstinkte vor, Anzeichen einer unentschuldbaren sittlichen Entartung. Das ist um so seltsamer und um so rückhaltloser zu verurteilen, als dieser Antisemitismus ganz besonders aus den Kreisen des gebildeten Bürgertums sich rekrutiert. In den einfacheren Volksschichten wird man vom Antisemitismus erst durch die genugsam bekannten agitatorischen Brüllnaturen und Dreschflegeleien infiziert, von Hause aus fehlt hier das Verständnis und die Neigung für antisemitische Mätzchen. Die auf ihre akademische Bildung sich soviel einbildenden bürgerlichen Antisemiten dagegen haben für die erwähnte sittlich-politische Entartung keine irgendwie stichhaltige Entschuldigung. Sie sollten die Träger der vornehmsten Volksideale, einer durch Glaubens-, Gewissensreinheit und -Freiheit gekrönten Kultur sein, — gerade in der Jahrhunderte währenden schmachvollen Verfolgung und grundlosen Knechtung des Judentumes sollten sie ein Mahn- und Warnzeichen erblicken, welches dem Rückfalle in mittelalterliche Befangenheit, Gefühls- und Sittenrohheit wehrt. Aber es hat die Bildung diese Sorte Antisemiten nicht frei gemacht, — frei vom Vorurteil, frei vom Verfolgungswahn, frei von jener Gesinnungsfeigheit, die nun einmal vom Antisemitismus nicht zu trennen ist. Der Zuchtheerd dieses Antisemitismus aber ist in den feudalen Korps unserer Universitäten und in anderen diesen nachäffenden Studentenverbindungen zu suchen. Da wird der radikalste Antisemitenbazillus gezüchtet, der hernach auf das gesamte moderne Staats- und Verwaltungsleben übertragen wird. Jedoch wohlgemerkt: kein offener, ehrlicher, grabsinniger Antisemitismus, sondern jenes Zerrbild einer Gesinnung, die keine Achtung beanspruchen darf, weil sie sich feige versteckt und nur aus dem Hinterhalte vergiftete Pfeile verfendet. Antisemitismus und Gesinnungsfeigheit sind daher nur in den allerseltensten Fällen von einander zu trennen, und es ist konsequent, wenn eine Partei, welche sich dieser Untrennbarkeit bewußt ist, das Publikum durch eine Firmenänderung über den Wert uud Charakter der wahren Firma zu täuschen versucht. „Wirtschaftliche Vereinigung" klingt so unbefangen, so garnicht antisemitisch! Ja, es steckt ein eigenartiges Heldentum in diesem selbstbewußten Antisemitentum, — daß Gott erbarm!! —w.

---

## Die Juden und die Burschenschaften.

Herr Regierungsbaumeister E. A. in D. schreibt uns:

„Ich studierte 1878—1883 in Berlin Bausach und war Mitglied einer Burschenschaft. Schon von etwa 1880 ab wurde die Judenfrage lebhaft diskutiert, von 1882 ab machte sich Antisemitismus, in harmloserer oder häßlicher Art, sowohl unter den aktiven Mitgliedern, wie bei den „Alten Herren" durchaus bemerkbar. Zu dieser Zeit wiesen die Burschenschaften noch jüdische Aktive auf, insbesondere solche in Breslau und Leipzig. Neu aufgenommen sind von dieser Zeit ab Juden wohl nur noch vereinzelt, haben sich zum Eintritt wohl auch nicht mehr oft gemeldet; das Gerücht war eben da: es würden Juden nicht mehr aufgenommen.

Nicht viel anders hat der Fall auch bei Landsmannschaften und schlagenden Verbindungen gelegen, — vielleicht folgten diese der Zeitströmung etwas langsamer; bei den Korps waren die Juden schon früher ausgestorben.

Ich möchte hier bemerken, daß wesentliche Unterschiede zwischen den vorgenannten Sorten von Verbindungen zu jener Zeit nicht mehr waren, ihr aller Endziel war nicht die Befolgung des „edelmütigen" § 1 der Statuten, sondern „Schneidigkeit, strammes Auftreten," wobei die Korps allerdings als möglichst nachzueiferndes Vorbild galten.

Nun komme ich zu dem, was der eigentliche Zweck meiner Zuschrift:

Herr Dr. med. Sklareck schreibt, daß „auf den Delegiertentagen der deutschen Burschenschaften niemals ein Beschluß gefaßt worden ist, Juden von der Mitgliedschaft auszuschließen."

Demgegenüber möchte ich feststellen: es **hat** eine offizielle allgemeine Kundgebung stattgefunden, vielleicht kein bindender Beschluß, Juden auszuschließen, aber eine Resolution von gleicher Bedeutung.

Pfingsten 1895 oder 96 — ich kann mich des Jahres nicht mehr entsinnen und habe Aktenmaterial nicht mehr in

Händen — ist auf dem Delegiertenkongreß in Eisenach eine Resolution eingebracht und, wie ich glaube, durchgegangen, ungefähr des Inhalts: „Die Burschenschaft wolle auch fernerhin einmütig zusammenstehen in ihrer Abneigung, Juden aufzunehmen."

Mit hoher Befriedigung wurde gleichzeitig konstatiert, daß es unter den Aktiven nur noch ein solches Ungücks-wurm gäbe und zwar als Mitglied einer süddeutschen Burschenschaft.

Ob sich gegen die Resolution Widerspruch erhoben oder nicht, weiß ich nicht mehr.

Ich las das Referat über diesen Delegiertenkongreß im gleichen Sommer in der „Leipziger Illustrierten" unter „Hochschulnachrichten" (die Rubrik ist seither eingegangen). Später verfolgte ich die ausführlichen Berichte 2c. in den „Burschenschaftlichen Blättern". War man bisher nur der Sache entfremdet, so fühlte ich mich jetzt doch gedrungen, jede Beziehung zu lösen und zu ersuchen, mich in dem Mitgliederverzeichnis ferner nicht mehr als „Alten Herrn" zu führen.

Es wurde seitens eines andern Alten Herrn — eines Berliner Gymnasialdirektors — in durchaus wohlgemeinter und würdiger Weise der Versuch gemacht, mich zur Zurücknahme meines Austritts zu bewegen. Ich erwiderte, man möge dann unzweideutig zeigen, daß man jene Resolution verwerfe und zum Zeichen dessen, meinen Neffen, einen patenten liebenswürdigen und bescheidenen Jungen, der nach eben bestandenem Abiturientenexamen sein Jahr bei den Gardekürassieren abdiente, in die Verbindung aufnehmen. Dieses wurde als „für den jungen Mann nicht opportun" bezeichnet, und so verblieb es selbstverständlich bei meinem Austritt.

Um diese Vorgänge unter richtigem Lichte zu sehen, muß man unter anderm wissen, daß Mitte der Neunziger Jahre diese Verbindungen noch viele Juden als „Alte Herren" zu ihren Mitgliedern zählten (und wohl ungetauft und getauft noch zählen), daß diese Alten Herren laufenden Beitrag entrichten müssen, der gern und dankend akzeptiert wird, und daß sie in der Lage sein konnten, Söhne auf die Universität zu schicken. Aber das hat wohl nichts mit der in den Statuten besonders betonten „Hebung des Ehrgefühls" zu tun und gilt als überwundener Standpunkt.

Heute noch lassen sich Männer, die Juden heißen oder jüdischer Herkunft sind, in den Mitgliederverzeichnissen als „Alte Herren" der Burschenschaften führen, zahlen ihre Beiträge und besuchen geschmückt mit Band und Mütze ihre Feste — „die Resolutionen der jungen Leute gingen sie nichts an", wie mir mehrfach geantwortet wurde; — vielleicht sind sie oder ihre Söhne auch getauft — und damit haben sie den Knoten durchhauen — aber das gehört in ein anderes Kapitel!"

## Minister v. Plehwe und die Juden.

Zu dem in unserer No: 25 behandelten Interoiw ihres Herausgebers mit Herrn von Tatistcheff erhielt die „Preußische Korrespondenz" folgende Zuschrift von jüdischer Seite:

Herrn v. Tatistcheff führt die Abneigung, welche sich bei weiten Gruppen der deutschen Liberalen gegenwärtig in patenzierter Form gegen Rußland äußere, auf unzutreffende Darstellungen bezüglich der Haltung der russischen Regierung in der Judenfrage zurück. — Herr v. Tatistcheff sucht demgegenüber nachzuweisen, daß Plewe sich ernsthaft bemühe, die Lage der Juden zu bessern, und erreicht hierdurch zwei Ziele. Er beschwichtigt nicht nur in der Judenfrage, sondern aus der Frage des russischen Absolutismus, der auf allen Völkern Rußlands lastet, wird ein kleines Stückchen Judenfrage.

Schließlich ist Kischinew nur ein Sympton! Die tausende wehrlosen Chinesen, die man in Blagoweschtschensk in den Amur getrieben, die 29 Millionen Rubel, die man den Armeniern genommen hat, (wenn die Türkei auch nur annähernd ähnliches gethan hätte, hätte es eine Flottendemonstration gegeben!), die Behandlung der Finnen, die in Deutschland tiefen Eindruck gemacht hat, in geistiger Beziehung die Behandiung Toistois, die harten Strafen für Verbreitung der patriotischen und doch wahrlich gemäßigten „Oswobosdjenie", die administrative Verschickung, kurz das drum und dran des absoiuten und reaktionären Staates sind natürlich jedem Liberalen, richtiger jedem gebildeten Westeuropäer antipathisch.

Ich möchte nun bemerken, daß wir Juden im Westen die Verhältnisse der Juden in Rußland nur unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Kultur beurteilen. Da in Rußland die große Mehrheit aller Juden wohnt, kann schließlich dem russischen Reiche nicht Unheil widerfahren, ohne daß eben dieser Mehrheit aller Juden wenigstens ökonomisch Nachteile entstehen. Trotzdem hegen die deutschen Juden — abgesehen von eikzelnen der Börse angehörenden Gruppen — mit den deutschen Liberalen überwiegend den aufrichtigen Wunsch nach russischen Mißerfolgen. — Die wirtschaftlichen Nachteile, welche die Juden Rußiands im Falle solcher erleiden würden, hätten andere Untertanen Rußlands in ähnlicher Weise zu ertragen. Es handelt sich für uns also um eine rein menschliche Frage, und wir sind mit der überwiegenden Mehrheit aller Liberalen der Meinung, daß der Zukunft der Menschheit mit kriegerischen Mißerfolgen der Russen besser gedient ist, als mit russischen Siegen.

Diese Auffassung würde auch dann keine Aenderung erleiden, wenn Herr von Tatistcheff mit der Behauptung Recht hätte, daß Plehwe sich bemühe, die Lage der Juden in Rußland zu verbessern. Eine solche Versicherung hätte zu anderer Zeit mehr Eindruck gemacht als jetzt, wo anscheinend in Rußland die Absicht besteht, eine neue Anleihe in Deutschland aufzunehmen. Die Gründe, die für die Sinnesänderung des Herrn oon Plehwe anderweit angegeben sind, dürften schwerlich Unbefangene überzeugen. Herr von Plehwe soll danach zu seiner veränderten Stellung in der Judenfrage durch die Beobachtung gelangt sein, daß die frommen Kreise der russischen Juden, die deren überwiegende Masse bilden, oon der revaiutionären Strömung nichts wissen wollen. Es hieße Herrn van Plehwe beleidigen, wenn man ihm die Dummheit zutrauen wallte, eine derartige Binsenwahrheit nicht schan vorher gekannt zu haben, und so bleibt eben nur die einzige Erklärung übrig, daß Rußland während des jetzigen Krieges mit den europäischen Sympathien zu rechnen hat. Bei diesev aber handelt es sich, wie bemerkt, nur zum kleinsten Teii um die Judenfrage und solange — um eins von den vielen Symptamen hervorzuheben — die Verbreitung der „Oswodosdjenie" stärker bestraft wird als der Mard, dürften Miiderungen in dem Gesetz über die Juden nicht ausreichen, um die Stimmung Europas zu ändern. Ganz abgesehen davon, daß man Miderungen nach dem Kriege auch wieder abschaffen kann, und daß es dem europäischen Empfinden überhaupt widerstrebt, wenn Uniertanen, welche die Biutsteuer neben allen anderen Pflichten zu leisten haben, nicht bioß in thren politischen Rechten, fondern auch in ehrlicher Erwerbsmöglichkeit durch eine speziell gegen sie gerichtete Gefetzgebung und Beamtenwillkür gehemmt werden dürfen. Es ermangelt in dieser Beziehung gewiß nicht der Pikanterie, daß den jüdischen Soldaten, die in Port Arthur und der Mandschurei sich erschießen lassen dürfen, vor Ausbruch des Krieges der Aufenthalt dort nicht gestattet war.

Aber, wie bemerkt, die Judenfrage ist nur ein kleines Symptom der großen russischen Frage, und eine anscheinende Sinnesänderung in dieser Frage wird solange als eine auf Opportunitätsgründen fußende, vorübergehende Maßnahme gelten müssen, als nur dieses Symptom sich ändert und nicht das Regierungssystem, von dem diese Behandlung ein Symptom darstellt.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Herr Kröfell** versucht gegenüber der Kritik, welche Blätter der verschiedensten Parteirichtungen an seiner Beteiligung an der Nordlandsreise geübt haben, sich in der ihm eigenen dreisten Manier herauszureden. Wie könne man ihn mit Ballin in Zusammenhang bringen, der doch eben nur unter zahllosen Beamten der Hamburg-Amerika-Linie ein Direktor sei. Die Einladungen seien doch nicht von Ballin ausgegangen. — Sonst hat man aber doch in der antisemitischen Presse Herrn Ballin mit der Hamburg-Amerika-Linie geradezu identifiziert, ihn als Freund des Kaisers verhöhnt, von einem Ballin-Kurs gesprochen ꝛc.

Ueber die Parteizugehörigkeit des Herrn Kröfell heißt es in seinem Pyritzer Organ:

„Was die Parteizugehörigkeit des Herrn Abgeordneten Kröfell angeht, so ist, wie allgemein bekannt, Herr Kröfell Mitglied des Deutschen Volksbundes und nicht der Reformpartei. Welcher Unterschied da bestehen soll, ist uns nicht recht klar, eine Nichtzugehörigkeit im politischen Leben zu der Geistesrichtung der Reformer läßt sich daraus nicht konstruieren. Herr Kröfell wird seine Stellung stets als vermittelnd zwischen den einzelnen Gruppen auffassen, andererseits sich seine politische Selbständigkeit stets selbst umgrenzen. Bezüglich der „Wirtschaftlichen Vereinigung" hat der Herr Abgeordnete stets aufs deutlichste erklärt, daß er selbstverständlich zu ihr halte, seinen endgültigen Beitritt laut Verabredung sich jedoch für die Zeit vorbehalte, wenn er mit seinen Prozessen aufgeräumt habe."

Wir haben bereits konstatiert, daß Herr Kröfell sich in der Prozeßverhandlung gegen Dr. Wittenberg als engeren Parteigenossen des Abg. Liebermann von Sonnenberg bezeichnet hat. Und was sein Verhältnis zur „Wirtschaftlichen Vereinigung" betrifft, so hat er vor dem Antritt der Reise erklärt, daß er die Einladung zu derselben als Mitglied der „Wirtschaftlichen Vereinigung" erhalten habe. Das war also eine bewußte Unwahrheit!

---

## Vermischtes.

**Wilhelm Jordan über Heinrich Heine.** In unseren Tagen, da Kultur- und Literarhistoriker der H. St. Chamberlainschen und Bartelsschen Observanz die Fähigkeit zur Erzeugung künstlerischer Gebilde oder das Verständnis dafür an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse knüpfen, wird man ein Urteil Wilhelm Jordans über Heinrich Heine's Verdienste um die deutsche Poesie mit Interesse vernehmen, umsomehr als der ostpreußische Barde selbst die Neigung hatte, eine Wesensverschiedenheit der Arier und Semiten vorauszusetzen. Während er in den einleitenden Sätzen seiner gehaltvollen Schrift: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" verkündet, daß man, um sein Epos, die Nibelunge, richtig vorzutragen, nur ein geborener Deutscher oder des Deutschen mächtiger Germane zu sein brauche, rühmt er Heinrich Heine im sechsten Abschnitt dieses Werkchens nach, „den epischen Vers der Germanen wiedergefunden und den Bann, der bis zu seiner Zeit auf der deutschen Poesie gelegen, auf das glücklichste gebrochen zu haben". Nachdem Jordan nachgewiesen, daß Schiller sowohl in seinen Balladen wie Dramen gelegentlich das freiwillig auf den Nacken genommene Joch der importierten Regel mit wundervoller Sicherheit abgeschüttelt habe, während Lessings Bühnenvers sich minder leicht, wenn auch großenteils dem Rhythmus des Germanischen füge und der Jambus Goethes gar nach Maßgabe seines geringeren dramatischen Lebens das antike Gesetz näher, glatter und volltöniger erfülle, fährt er, wie wir der „Frkf. Ztg." entnehmen, fort:

„Einen großen und epochemachenden Fortschritt in der Rückkehr zur germanischen Rhythmik bezeichnet die Lieblingsstrophe Heines für seine Lieder, die man eine glückliche Variation einer halben Nibelungenstrophe nennen darf. Ihr Reim ist oft unstreng, aber eben dadurch wieder höchst natürlich oder barock-witzig. Ihren Tonfall hat man vom metrischen Standpunkt nachlässig und salopp gescholten, obwohl es bekannt ist, daß der Dichter ihn keineswegs aus dem Aermel geschüttelt, sondern ihm die unverdrossene Arbeit vielmaligen Umgusses und rastlosen Feilens gewidmet hat. Um die feinfühlige Sorgfalt und Saubrkeit im Schliff dieser Strophe vollständig zu würdigen, muß man erst erkannt haben, daß die Regel, die er dabei in aller Strenge beobachtet, nichts anderes ist, als eben das rhythmische Gesetz, das uns hier beschäftigt. Den vollsten und reinsten Wohllaut aber, den unsere neue Poesie überhaupt erreicht hat, entfaltet ebenfalls Heine in den reimlosen und scheinbar regellosen „Nordseebildern" seines „Buchs der Lieder". Ich kenne in modernen Gedichten keinen schwiegsameren Rhythmus, keine mundgerechtere Anordnung der Konsonanten, keine Vokalisation, deren Wechsel und melodische Folge mit gleich feinem Verständnis für die Redestimme und für das Ohr berechnet ist, keine Wortfügung, die mit gleicher Kraft des Ausdrucks einen so härtelosen Schmelz vereinigt, kurz, kein Poem, das vermöge seiner Form der Kunst des Vortrags eine gleich dankbare Aufgabe stellt und es ihr in gleichem Grade möglich macht, schon allein durch die Sprachmusik den Hörer zu entzücken. Heine selbst hat noch kein Bewußtsein des Erreichten und ist auch deswegen nicht gesichert vor häufigen Ausschritten vom glücklich getroffenen rechten Wege. Aber wie die Magnetkraft der Erde die Kompaßnadel aus allen Schwankungen zur Nordweisung zurückzieht, so waltet richtunggebend im sicheren Instinkt des Poeten der unsterbliche Sprachgeist. Was wir in diesen wundersamen und durchaus vorbildlichen Gedichten beobachten, ist das Erwachen dieses Geistes zum Bewußtsein des ureignen rhythmischen Gesetzes. In ihnen ist die deutsche Sprache nach tausendjähriger Irrfahrt in der Fremde endlich heimgekehrt und angelangt beim epischen Verse der Germanen."

**Aus der Berliner medizinischen Fakultät** berichtet die „Berl. Ztg.": In ärztlichen Kreisen wird gegenwärtig das Vorgehen eines hiesigen hervorragenden Klinikers und Krankenhausleiters lebhaft besprochen. Professor Dr. Albert Fränkel, der seit dem Jahre 1877 (also seit 27 Jahren!) Privatdozent an der Berliner Universität und seit dem Jahre 1890 dirigierender Arzt am Urban-Krankenhause ist, hat, wie aus dem neuesten Personalverzeichnisse hervorgeht, seine Dozentur niedergelegt. Fränkel gilt für einen der befähigsten deutschen Kliniker. Auf dem Gebiete der Herz- und Lungenkrankheiten hat er geradezu bahnbrechend gewirkt; seine Beiträge zur Entstehung der Lungenentzündung sind ebenso wie sein kürzlich erschienenes Handbuch der Lehre von den Lungenkrankheiten von fundamentalem Wert. Um so verwunderlicher muß es scheinen, daß die Unterrichtsverwaltung ihm die übliche äußere Anerkennung versagte und ihn nicht zum außerordentlichen Professor ernannte. Man wird es daher verstehen, daß Fränkel freiwillig auf die Lehrtätigkeit an der Universität verzichtet. Er folgt dabei nur dem Beispiele eines anderen Forschers, des Nervenarztes Professor Hermann Oppenheim, der vor zwei Jahren aus der medizinischen Fakultät ausschied, weil er sich gleichfalls von der Unterrichtsverwaltung zurückgesetzt glaubte. Professor Oppenheim war von der Fakultät einstimmig für die außerordentliche Professur vorgeschlagen worden. Da die Bestätigung dieses Vorschlages seitens des Ministeriums nicht erfolgte, so legte Oppenheim einfach sein Lehramt nieder. Wie die Dinge im Falle Fränkel liegen, entzieht sich unserer Kenntnis. Ob Professor Fränkel bereits einmal von der Fakultät vorgeschlagen worden ist, wissen wir nicht. Man spricht jetzt viel von antisemitischen Strömungen in der Fakultät und bezeichnet sogar einen der ordentlichen Professoren, der erst kürzlich seine hiesige Stellung angetreten hat, als die Seele dieser Bewegung.

**Aus Braunschweig** wird der „Allg. Ztg. d. J." geschrieben: Auf eine Bemerkung in dem jüngst erschienenen Berichte über den Verein zur Hebung der Sittlichkeit in Dresden auf das Jahr 1903, erstattet von Pfarrer Mätzold, glaube ich an dieser Stelle hinweisen zu sollen. Auf Seite 7 fordert der Herr Pfarrer eine strengere Zensur dem Theater, insbesondere dem Variété gegenüber. „Gewiß — fährt er fort — erhebt die ganze liberale Presse, erheben Juden und Judengenossen nur zu schnell ein lautes Gezeter und faseln von Vergewaltigung der Kunst, von reaktionärem Wesen, Muckertum, Herrschaft des Büreaukratismus 2c." Auf wen beruft sich nun der Herr Pfarrer? Lassen wir ihn selbst reden! Auf derselben Seite unten sagt er: . . . setzen wir nun noch das bedeutsame Zeugnis eines Arztes hinzu. Dr. med. Sternthal, Arzt für Hautkrankheiten in Braunschweig, hat kürzlich in dem dortigen evangelischen Männerverein in dankenswerter Weise einen Vortrag gehalten: „Männersittlichkeit und Frauengesundheit", dessen Verbreitung nicht lebhaft genug empfohlen werden kann. Er sagt dort z. B.: „Ich habe es in meiner Sprechstunde oft genug erfahren, daß der Weg vom Brettel zum Bordell für den jungen Mann ganz nahe ist." Herr Dr. Sternthal ist Jude und hat den fraglichen Vortrag im Männervereine der St. Katharinengemeinde hierselbst auf Wunsch des ersten Predigers dieser Gemeinde, Pastors Stock, in vorigen Winter gehalten. Herr Pfarrer Mätzold konnte das natürlich nicht wissen, er hielt den Arzt, der in einem evangelischen Männervereine einen Vortrag gehalten, selbstverständlich für einen Christen, führte sich damit aber selbst ad absurdum und lieferte zugleich ein treffendes Beispiel, wie verwerflich es ist, zu verallgemeinern.

**„Hochfeine Pleite".** Unter dieser Spitzmarke schreibt die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau":

Das Amtsblatt zu Köln a. R. berichtet: In dem Konkursverfahren über das Vermögen des früher in Bonn, jetzt in Köln wohnenden Inhabers der Firma „Bonner Mechanische Schreinerwerkstatt und Schlosserei Georg Prange" soll die Schlußverteilung stattfinden. Zu berücksichtigen sind: 1951,89 Mark bevorrechtigte und 897540,45 Mark nicht bevorrechtigte Forderungen. Der verfügbare Massenbestand beträgt 402,43 Mark und soll nach dem Beschluß des Königlichen Amtsgerichts zur teilweisen Befriedigung der bevorrechtigten Gläubiger erster Ordnung verwandt werden."

In dem Konkursverfahren über das Vermögen des Bäckers und Wirtes Wilhelm Kuhl in Honnef soll die Schlußrechnung erfolgen.

Der verfügbare Massebestand beträgt 96 Mark 76 Pf., die zu berücksichtigenden nicht bevorrechtigten Forderungen Mk. 10654,90.

Und das, bemerkt das Magdeburger Antisemitenblatt ausdrücklich dazu, sind keine jüdischen Pleiten."

**Tobsuchtsanfall eines antisemitischen Hanswursts.** Das Münchener „Deutsche Volksblatt" des Herrn Wenng bekommt es fertig, die grauenhafte Katastrophe auf dem East River in New York als eine jüdische Schandtat hinzustellen. Erst ist nur von einem großkapitalistischen Verbrechen die Rede. Später aber heißt es:

„Das ganze Schiffsunternehmen stellt eine nichtswürdige, bodenlos leichtsinnige und gewissenlose Spekulation zum Geldmachen dar, welche der Staat durch seine korumpierten Beamten unterstütze. Und dieses durch und durch kapitalistisch verseuchte und regierte Amerika stellt für die Spitzen Deutschlands das Idealland dar, und die englisch-jüdische Bande, die es beherrscht, wird von den deutschen Prinzen drüben besucht und geehrt, und in Deutschland mit fürstlichen Ehren empfangen".

**Bosse über die antisemitische Bewegung.** In den „Grenzboten" erscheinen seit einigen Wochen „Erinnerungen des ehemaligen Kultusministers D Dr. Robert Bosse", welche auf die intern-politischen Vorgänge der letzten drei Jahrzehnte interessante Streiflichter werfen. In den „Tagebuchblättern" des Jahres 1880 lesen wir:

15 November. Bei einem Diner saß ich heute neben dem Geheimen Rat St. Er sprach sich ungemein feindselig und scharf gegen Stöcker und dessen Antijudenagitation aus. Gerade jetzt tobt der Streit gegen die Juden sehr heftig aus Anlaß eines Skandals, den zwei Gymnasiallehrer mit einem jüdischen Destillateur Kantorowiez in einem Pferdebahnwagen gehabt haben. Anscheinend ist dabei auch das Verhalten der beiden Lehrer nicht einwandfrei gewesen. Von jüdischer und liberaler Seite ist aber dieser Fall geflissentlich aufgebauscht worden. In den Zeitungen erlassen hervorragende liberale Parteimänner, wie Forckenbeck, Mommsen Gneist und Andere, eine nicht gerade glücklich redigierte Erklärung, gegen die Judenagitation, und im Abgeordnetenhaus ist eine Interpellation über die Judenfrage eingebracht worden. Bei dem allen ist auf beiden Seiten viel Geklingel und agitatorische Uebertreibung; aber jeder nüchterne Christ muß sich in der Tat die Frage vorlegen: Wohinaus soll es eigentlich mit der unter Stöckers Führung in Szene gesetzten Antijudenagitation? Was soll und kann damit schließlich erreicht werden? Die Juden werden dadurch schwerlich bescheidener werden, und in dem ganzen antisemitischen Treiben fehlt das Beste, nämlich Gerechtigkeit und wirklich erbarmende Menschenliebe gegen die Juden. Die politische Emanzipation der Juden ist nicht rückgängig zu machen. Der einzige Weg zu einer Lösung der Judenfrage wäre doch nur eine Massenbekehrung Israels. Das weist auf die Judenmission hin. Aber für große geschichtliche Erfolge ist jetzt, so weit Menschenaugen sehen, die Zeit noch nicht gekommen. Mir scheint hier in Berlin zunächst alles in eine große politische Hetze gegen Stöcker umzuschlagen, dessen Optimismus und Eifer für eine im großen Stile zu erstrebende Massenbekehrung auf unser Volksleben ihn oft genug über das rechte Maß und die rechte Nüchternheit hinaus und in große wirtschaftliche und soziale Probleme hineinführen, denen er nicht gewachsen ist.*)

20. November. Verhandlung im Abgeordnetenhause über die Hänelsche Interpeilation wegen der Juden. Hänel begründete sie mit Pathos und viel Sentimentalität. Die Erklärung der Regierung wurde von dem Grafen Stolberg in recht guter Form und sehr präzis dahin abgegeben, daß die bestehende Gesetzgebung das Recht aller religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Beziehung gewährleiste, und daß die Regierung nicht beabsichtige, an diesem Rechtszustande etwas zu ändern. Diese Erklärung machte einen guten Eindruck. Sehr gut sprachen Peter Reichensperger und der konservative Heydebrand, nur mäßig Virchow, pathetisch und gewandt Träger, der die Wendung gebrauchte: Ich nehme keinen Anstand, zu bekennen, daß ich ein gläubiger Christ bin. Möchte er in Wirklichkeit ein gläubiger Christ sein und es immer werden, wie alle, die gläubige Christen sind, es immer mehr werden müssen. Die Debatte wird übermorgen fortgesetzt, da Stöcker nicht zum Wort kam.

22. November. Im Abgeordnetenhause sprach heute in der Antisemitendebatte Eugen Richter erregt und erregend mit ungewöhnlicher Schärfe und Feindseligkeit gegen Stöcker. Dann kam dieser zum Wort. Im Anfange sprach er ausgezeichnet. Später wurde er zu breit und las eine ermüdend lange Reihe von Belegstellen vor. Seinen Gegnern war dies nur willkommen; denn dadurch wurde die sonst so packende Beredsamkeit Stöckers abgeschwächt. Er wurde fortwährend durch Zwischenrufe unterbrochen und kam in eine für ihn ungewohnte Position. Er verteidigte die Antijudenpetition und seine Beteiligung daran. Das aber ist nicht Stöckers Stärke. Er kann begeistert und begeisternd mit zündender Rede seine Ideen vertreten; aber sich mit nüchternen, überzeugenden Beweisen gegen einen Sturm verteidigen, der planmäßig vorbereitet ist, um ihn zu stürzen, unmöglich zu machen, das ist nicht seine Stärke. Er wurde zuweilen unruhig und unsicher und gab sich einzelne Blößen, die sofort von seinen fortschrittlichen Feinden festgelegt und ausgebeutet wurden. Ludwig Löwe sprach gegen Stöcker mit leidenschaftlichem Haß. Der Eindruck der ganzen Diskussion war deshalb wesentlich ungünstiger, als am Sonnabend. Das Vernünftige, was in der ganzen zweitägigen Debatte gesagt worden ist, bleibt die von Stolberg abgegebene, besonnene, auf dem Boden der Gesetzgebung bestehende Erklärung der Regierung. Die Petition der Antisemiten konnte von vornherein keinen wirklichen Erfolg haben. Auch wenn man von dem jetzt üblichen, sittlich und christlich gar nicht zu recht-

*) Unter dem 5. September 1887 äußert sich Bosse über Stöcker wie folgt: „Ich habe immer den Eindruck der Ueberhaftung bei ihm, aus dem besten Willen heraus eine aufrichtige Liebe zu unserm Volke, zu den Armen und Niedrigen, auch eine intuitive Erkenntniß der tiefsten Schäden unseres Volkslebens, aber eine dilettantenhafte Voreiligkeit im Aussprechen von Vorschlägen zur Aushilfe, ein scharfes Todein dessen, was ist, ein wenig besonnenes und fast aussichtsloses Reden über die Wege, auf denen man es besser machen könnte."

fertigenden Fanatismus der Antisemiten absieht, sind deren Forderungen ungeschichtlich, unpreußisch, politisch und unerfüllbar. Stöcker hätte das Hauptgewicht auf die von ihm zuerst an die Juden gerichteten beiden Aufforderungen legen sollen: „Etwas bescheidener und etwas toleranter!"

## Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.
Banfin.
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstendlick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Neuner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzelombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (Schweiz). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe Hüdner)
Tadarz (Großtadarz und Kleintadarz) in Thüringen.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

## Im Leben geliebt, im Tode gesegnet.

Ein Erinnerungsblatt von Walter Kunze.

Menschliche Kühnheit und unternehmungsfreudige Willensstärke triumphierte . . . .

Mehr denn zwanzig Jahre liegt jener denkwürdige Tag zurück, als das Herz der braven Thüringer höher schlug im Andrang eines Frohgefühls, im begeisternden Bewußtsein, daß nun auch ihre so über alles geliebte Bergheimat dem großen, im deutschen Vaterland so gewaltig anschwellenden Verkehrsstrom, diesem Pulsschlag des Völkerwohles, erschlossen sei.

Nun mußte sich alles, alles wenden! Es war, als ob man es greifbar fühlen könne, daß mit dem ersten Probe- und Festzug, der die eben vollendete Bahnstrecke Neudietendorf-Ritschenhausen im tannengrünen Festschmuck durchbrauste, schlummernde Riesenkräfte erwacht seien, die den harten Kampf um die Existenz Tausender kraftvoll aufnehmen nehmen würden und behaglichen Wohlstand selbst bis in die Hütten der ärmlichen Ansiedler in bisher weltvergessenen Talgründen im Schoße hochaufragender Berggiganten tragen müßten.

Leuchtenden Auges erzählen noch heute die Alten ihrer jungen, neugierig nach vergangener Zeit forschenden Brut, oder dem wanderfrohen Reisenden, von den Jahren des stolzen Bahndaues und dem unvergeßlichen Jubeltage seiner Vollendung und Verkehrseröffnung.

Hat auch menschliche Willenskraft und die durch Menschengeist so überaus hochentwickelte Technik in neuerer und neuester Zeit weit kühnere Bahnprojekte ersonnen und ausgeführt, so mußte doch ein Bahndau wie die Strecke Neudietendorf-Ritschenhausen, die mitten durch den felsigen Riesenleib des Thüringer Waldes dringt und ihren Triumph im kühn angelegten Brandleitetunnel feierte, vor mehr denn zwanzig Jahren zurück voll begreifliche Bewunderung erregen. Und sind wir Menschenkinder von heutzutage auch ein wenig schon an die unglaublichsten Ueberraschungen gewöhnt, die der nimmer rastende, der ewig sinnende und immer kühner vordringende Menschengeist in seiner Genialität dem Auge der Welt darbietet, so vermögen wir trotzdem auch heute nicht gleichgiltig und ohne jegliches Gefühl der Bewunderung an dem stolz angelegten Schienenwege im Herzen der Thüringer Berge entlang wandern.

Hast Du Thüringen durchwandert? Bist Du der schäumenden, krystallklaren und florellenreichen „Wilden

Gera" an sonnigem, herzerquickendem Reisetage mit einem seltsamen Glücksgefühl im Innern und lustfrohem Jubel auf den Lippen schon von Station „Gehlberg" am Tunneleingang talwärts nach Norden gefolgt? Hat Dir der kühn angelegte Bahnkörper, der sich da zur rechten Hand hoch oben an die gesprengten Felswände anlehnt und trotzig anklammert, und auf welchen entlang dem Tale entgegen die brausenden Züge in schwindelnder Eile dahinjagen, nicht einen Ruf der aufrichtigen Bewunderung entlockt?

Wäre es da zu verwundern, daß vor Jahrzehnten hundert und aberhundert Menschen aus nah und fern herbeiströmten, um zugleich mit dem Genuß der hehren Schönheit des Thüringer Waldes sich dem Eindruck des so stolzen Werkes menschlichen Geistes hinzugeben, das ein Anlagekapital von rund zwanzig Millionen Mark allein im Gebiete des Gebirges verschlungen?

In jenen letzten der Siebzigerjahre nun war es, als ein stiller, ernster Mann, wie so viele andere mit ihm, die junge Thüringer Bahnstrecke befuhr. Auf seiner hohen Stirne und in seinen hellen prüfenden Augen war es deutlich zu lesen, mit welch' großem Interesse er diesen neuen Bahnbau in allen seinen Phasen beobachtete. Und je mehr das stolze Werk seine volle Bewunderung errang, um so lebendiger regte sich in seiner Seele der unstillbare Drang nach der Verwirklichung eines Lebenswerkes, das die Achtung und Anerkennung — wenn auch nur von einem kleineren Kreise von Menschen — erringen möge.

Und Plan um Plan, und Entwurf um Entwurf kreuzten sich lockend und Gestaltung fordernd in seinem Denken. Da — ein Donnern des Zuges über hohe eisengefügte Viadukte, ein schrilles Kreischen der rasenden Räder unter der klammernden Gewalt der umspannenden Bremsen, ein langgedehnter Pfiff, und in wenig Sekunden hielt der stattliche Wagenpark hinter der wie erschöpft pustenden Lokomotive im Bahnhof Suhl.

Gerson Simson fuhr aus seinem regen Gedankenspiel rasch empor — er war ja am Endziel seiner Reise, im schönen Suhl, von dem er so oft schon gehört und dessen altberühmte Waffenindustrie ihn schon längst im höchsten Maße interessiert hatte.

Elastisch stieg er aus dem engen Wagenabteil, und mit jugendlich energischen Schritten wanderte er der nahen Stadt zu, während er mit tiefen, gesunden Zügen die reine, frische Gebirgsluft atmete, die harzig duftend aus den prächtigen Tannenwäldern ringsum herüber wehte. Und es empfand der hier ortsfremde Mann, als ob ihn eine neue liebe Heimat begrüße, die er nimmer lassen könne. — —

Und dieses prächtige, naturschöne Tal, in welchem sich wohl über eine halbe Stunde lang die waffenbaukundige Bergstadt Suhl malerisch erstreckt, wurde tatsächlich die neue, segenspendende Heimat des wandernden Fremdlings. Dankbaren Herzens erinnerte sich Gerson Simson allzeit der lieben Stunde seiner Ankunft, wo ihm ein prophetisches Ahnen als trautes Willkommen durch die Seele zog. Wie hatte es sich doch so wunderbar erfüllt! Und war es wirklich ein blinder Zufall gewesen, der ihm auf einem fröhlichen Spaziergang in der reizvollen nächsten Umgebung Suhls eine wertvolle, unbenutzt dahinrauschende Wasserkraft offenbarte, die stark genug war, um bei kluger Benutzung ein stattliches Maschinenwerk kraftvoll zu beleben, damit hunderte von Arbeitern Brots genug erwerben konnten, und ihm selbst dabei die Güter des Lebens freundlich in den Schoß fielen? — — — —

Jahre gingen und kamen. Das Werk, sein stolzes Lebenswerk, das Gerson Simson mit unbeugsamer Tatkraft einst begonnen, es blühte ersichtlich auf. Wohl stürmte manch harte Stunde der Sorge und der Bitternisse auf den zielbewußten Mann ein und versuchte ihn niederzuringen, doch der treue, warme Geist der Schaffensfreudigkeit ließ ihn Sieger bleiben; Sieger auch in jenen schmerzendsten Augenblicken, in denen Mißgunst und blinder Haß sein schönes Werk vernichten wollten, indem man in ihm den Juden der Verachtung und niedrigsten Verdächtigungen preiszugeben sich bemühte. Doch der wirkliche Adel des Menschen in ihm triumphierte über seine Feinde. Groß und stolz wuchs sein Werk empor und in hingebender Anhänglichkeit regten sich in dessen mächtigem Getriebe hunderte fleißiger Hände treuer Thüringer Söhne im frohen Bewußtsein sicheren, reichlichen Verdienstes, der sie selbst und die Ihren über jede Not des Lebens hinweghob, und in jenem Bewußtsein, daß die Simson-Werke viel dazu beitragen, den industriellen Ruf ihrer geliebten Heimat in alle Welt zu tragen. — — — —

Vor wenigen Tagen, an einem sonnengoldigen Junisonntage haben sie nun den rastlos Schaffenden, Denkenden und Sorgenden zur ewigen Ruhe getragen. Zahllose Leidtragende folgten in stummer Ergriffenheit dem blumenüberhäuften Sarge. Am stillen Berghange liegt der friedliche Gottesacker, den eine vielköpfige Menschenmenge schweigend umstand, als die kühlen Erdschollen auf den Sarg eines Toten niederrollten, der im Leben von vielen geliebt und nun im Tode noch reich gesegnet wurde. Ergreifend klingt das Leben dieses vollen Menschen in einem Nachruf seiner Arbeiterschaft aus, der in seiner poetischen Schlichtheit von der Wahrheit desselben jeden Unbefangenen überzeugen muß, auch wenn er nie im Leben dem Dahingeschiedenen nahe gestanden und seinen hohen inneren Wert schätzen lernte.

Hier die Worte des Nachrufs:

„Zurückgekehrt sind wir vom Grabe,
Wo nun ein edles Herze ruht,
Doch die Erinn'rung, die wir haben,
Giebt uns zu weit'rem Schaffen Mut,

Das Werk, das Du aus kleinen Dingen
Mit Deiner Willenskraft gebaut,
Zu stärken und empor zu bringen
Bis unser aller Haar ergraut.

Dann wirst Du aus den lichten Höhen
Mit Stolz auf uns herniedersehn,
Weil all', die Dir zu Dank verpflichtet,
Stets fest zur Firma Simson stehn.

Du gabst uns Brot — wenn Andre zagten
Warst Du der Erste auf dem Plan,
Du griffst stets zu, eh' Andre wagten,
Ein Lob Dir, Du hast viel getan.

Mög' nun Dein edler Geist, Dein Streben
Sich Deinen Söhnen übertragen,
Dann haben unser ganzes Leben
Wir keine Not und keine Klagen.

Schlaf sanft, sei Dir die Erde leicht,
Bis Gott Dich ruft zum Auferstehen;
Dein Tod sei einem Schlafen gleich
Zu einem frohen Wiedersehen!"

Das Personal der Simson-Werke."

(„Henneberger Ztg." Nr. 144.)

## Unter jüdischen Bettlern.*)

Es war an einem recht schönen, sonnigen Sommertage, als mich ein Wilnaer Freund, den ein langjähriger Aufenthalt in Deutschland mit den Lebens-, Arbeits- und Wohnungsverhältnissen unserer einheimischen Arbeiter vertraut gemacht hat, zu einem Rundgang durch die Ghettostraßen des Wilnaer Judenviertels einlud, und sehr gerne habe ich seiner Einladung Folge geleistet. War es ja ohnehin mein sehnlichster Wunsch, mit eigenen Augen das in ganz Rußland

*) Aus dem „Neuen Montagsblatt."

sprichwörtliche Massenelend der Wilnaer jüdischen Proletarier zu sehen und deren Lebensweise kennen zu lernen. . . . . .

Es war ein sehr heißer Tag, und die Wanderung durch die schmutzigen, engen, schlechtgepflasterten Ghettostraßen ward mir doch recht beschwerlich. Immer dasselbe graue Elend, nichts als zerlumpte Männer und Frauen, und nackte, mit schmutzigen, zerrissenen Hemdchen herumlaufende Kinder zu sehen, wirkte so niederdrückend und entmutigend, daß man an der Hoffnung, jemals für diese Deklassierten eine bessere Zeit kommen zu sehen, schier verzweifeln mochte.

Wie wohnen diese sich Menschen nennenden Wesen! In Räumen, die für das Vieh noch zu schlecht wären, hausen Tausende und Abertausende ohne Luft, Sonne und Licht. Ueberall wohnen und schlafen Erwachsene und Kinder beiderlei Geschlechtes mit fremden Familienangehörigen nebeneinander, mit- und beieinander. Das Wohnungselend erreicht in Wilna den höchsten Gipfel.

So gelangten wir auf unserer Wanderung bis zum „Schulhof", dem alten historischen Platz der alten Synagoge, in welcher mancher bekannte jüdische Gelehrte seine Tätigkeit entfaltet hat, die der Schauplatz mancher brutalen Verfolgung gewesen ist.

Dieser „Schulhof" bildet vorzüglich auch den natürlichen Aufenthaltsort aller derjenigen Bettler und Schnorrer, welche sich nicht einmal den Luxus einer Schlafstelle in den sogenannten menschlichen Behausungen erfreuen können und gezwungen sind, von Tag zu Tag, je nach der Höhe der Barmittel, sich nach einer Schlafstätte umzusehen.

Auf diesem „Schulhof" kampieren sie wenigstens tagsüber kostenlos und von der fürsorglichen Polizei ungestört, und manchmal gibt es auch einen fetten Brocken, wenn irgend ein menschlich denkender Glaubensgenosse oder ein Fremder des Weges kommt, der sich nicht schämt, den verlumpten Bettlern irgend eine Münze in den Schoß zu werfen. Mit jauchzendem Herzen und freudestrahlendem Gesicht wird jede noch so kleine Münze entgegengenommen und für alles herzlichst gedankt.

Hier sind die Aermsten der Armen, die sogenannten „Luftmenschen", welche über keinen weiteren Besitz verfügen können, als über die Luft des Schulhofes, und auch diese wird ihnen manchmal noch durch Konkurrenten streitig gemacht.

Unser Erscheinen auf dem Schulhof und unsere Besichtigung der Synagoge sowie der vom jüdischen Verein für Volkswohl begründeten Bibliothek, konnte in den Kreisen dieser Luftmenschen nicht unbemerkt bleiben. Es war für sie ein Ereignis. Wir hatten uns mit Kleingeld versehen und gaben jedem der Armen je nachdem eine größere oder kleinere Münze. Je mehr wir aber gaben, um so größer wurde die Zahl der Nehmenden. Schien uns beim Betreten des Schulhofes die Zahl der sich dort aufhaltenden Bettler im ganzen vielleicht 5 bis 10, so wuchs sie bald auf 20 bis 30, und je länger unser Aufenthalt sich durch unseren Besuch in der Bibliothek hinzog, um so größer wurde auch die Zahl der Bettler, so daß wir im ersten Augenblick unser Erstaunen über diese rasche und zahlreiche Vermehrung nicht unterdrücken konnten. Und dennoch mußten wir uns über das Natürliche dieser Erscheinung eigentlich ganz klar sein. Diejenigen, welche bereits ihre Gabe hatten, holten schnell aus ihrer Nachbarschaft Bekannte heran und stellten sich mit den neuen Gästen nochmals in Reih und Glied, so daß manche, mit dem Handwerk des Schnorrens gut vertraute Bettler an diesem für die Bewohner des Schulhofes denkwürdigen Tage ein doppelt gutes Geschäft zu verzeichnen gehabt haben mögen.

Wir verteilten all unser kleines Bargeld und waren gezwungen, auch noch größere Münzen wechseln zu lassen, zu welcher Arbeit viele aus der Reihe der Bettler sich freiwillig meldeten, meist in der Hoffnung, daß bei diesem kleinen Geldgeschäft noch ein kleiner Nutzen für sie zu erübrigen sein werde. In der allerehrlichsten Weise lieferten uns die armen Leute bis auf die letzte halbe Kopeke — ein dis anderthalb Pfennige — den ganzen Betrag ab, und wurden demgemäß in einer sie zufriedenstellenden Weise belohnt. Dabei fingen aber schließlich auch die größeren Münzen an, auf die Neige zu gehen, und wir machten uns auf dem Heimweg.

Wir waren bereits ein Stück gegangen, als uns durch mehrere Straßen und Gassen ein hinkender, schmutziger, zerlumpter Bettler mit aufgeregtem, aufgedunsenem Gesicht und gläsernen Augen, redend und mit dem ganzen Körper gestikulierend, nacheilte. „Was wollen Sie noch von uns?" fragte mein Freund auf Jargon, in welcher Sprache übrigens die ganze Unterhaltung mit den Leidensgenossen des Schulhofes vor sich gegangen war. Und von dem schnellen, beschwerlichen Nachlaufen ermüdet, erwiderte der Angefragte stotternd: „Ich habe noch nichts bekommen." Wenn wir auch ob der schon unverschämt erscheinenden Aufdringlichkeit kein gerade freundliches Gesicht machten, mußten wir uns doch sagen, daß, wenn die Angabe dieses in Lumpen gehüllten Bettlers auf Wahrheit beruhte, wir ihm nach Lage der Dinge wegen seiner Dreistigkeit nicht gerade Unrecht geben konnten.

Im Augenblick war aber Geld für uns sehr rar, und wir mußten lange suchen, bis mein Freund glücklicher Weise in der tiefsten Falte einer seiner Taschen eine silberne Münze im Werte von 10 Kopeken fand.

„Geben Sie mir 5 Kopeken zurück", sagte mein Begleiter in etwas ernstem Tone.

Unser Freund holte nach langem Ueberlegen aus seinen Lumpen ein Portemonnaie hervor, und nachdem er es von den vielen Bändern und Bindfäden, die es umwickelten, befreit hatte, bestand seine ganze Barschaft im ganzen nur aus 3 Kopeken. Es fehlten ihm zur Herausgabe 2 ganze Kopeken. In der Nähe wechselte mein Freund die Silbermünze und gab dem Mann hiervon in aller Eile ein Dreikopekenstück.

Damit glaubten wir uns von der Zudringlichkeit des Bettlers befreit zu haben. — Wir täuschten uns aber. Mit derselben Ausdauer wie vorher rannte uns der hinkende Mann trotz der unerträglichen Hitze weiter nach.

„Was wollen Sie noch", schrie mein Freund.

„Sie wollten mir doch ein Fünfkopekenstück geben und haben mir nur ein Dreikopekenstück gegeben."

Es war eigentlich selbstverständlich, daß wir diesen um einzelne Kopeken kämpfenden Bettler im gewissen Sinne Unrecht getan hatten. — Hätte er sich, als er uns traf, des Besitzes von 5 Kopeken erfreut, so hätte er ja statt 3 Kopeken ein Fünfkopekenstück erhalten.

Frohen Mutes und mit innigem Behagen zog der von allen Genüssen des kapitalistischen Zeitalters Ausgeschlossene seiner Zufluchtsstätte, dem Schulhof zu, um sich dort seines Reichtums zu erfreuen.

„Wie genügsam hat doch die göttliche Weltordnung die Menschen gemacht", sagte ich zu meinem Freund, und erschüttert von dem Eindruck, den der Vorfall auf ihn gemacht, erwiderte er:

„Diese zwei Kopeken bilden das Tagesbüdget eines jüdischen Bettlers in Wilna."

---

## Briefkasten.

**H. G. E.** Besten Dank für den freundlichen Hinweis, daß der in dem Artikel über die Hannoversche Landesbank in Nr. 25 der „Mitteilungen" erwähnte Oehlmann doch Reichstagskandidat gewesen ist. Und zwar kandidierte er bei der Nachwahl 1891 in Hildesheim.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 27. Berlin, 6. Juli 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genalt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Wie lange noch?

Wieder ist eine Pückleroersammlung aufgelöst worden. Der frumme und bibelfeste Christ hal seine Zuhörer aufgefordert, auf die Juden Jagd zu machen und sie zu erschießen wie Hasen und Kaninchen. Das schien dem überwachenden Polizeibeamten denn doch über die dem edlen Grafen gerichtlich erlaubte „Bilderfprache“ hinauszugehen, und er erklärte daher die Verfammlung für aufgelöst. Der Polizeibeamte wird, wie wir annehmen, gewußt haben, was er tat. Wir unsererseits müssen offen gestehen, daß wir einen klaffenden Widerspruch finden zwischen der Haltung der Polizei gegenüber den auf der Straße an Jung und Alt gratis verteilten gedruckten und den an Erwachsene nur gegen Eintrittsgeld mündlich verzapften Pücklerreden.

Gewiß ist die Aufforderung, Menschen wie Kaninchen und Hasen zu erschießen, eher eines Hererohäuptlings, und zwar eines noch ungetauften, als eines deutschen christlichen Grafen, dem die Bibelverse nur so abgehen, würdig. Gewiß kann unter normalen Verhältnissen die Polizei eines Kulturstaates eine so menschenfreundliche Aufforderung nicht ruhig mit anhören; denn diese ist in der Tat nach jeder Richtung hin polizeiwidrig. Aber in den Pücklerversammlungen sind ja die Verhältnisse nicht normal. Wir mögen die Zuhörer des Grafen Pückler moralisch und intellektuell noch so niedrig einschätzen, so borniert ist keiner unter ihnen, daß er nicht wüßte, die Befolgung der Pücklerschen Aufforderung, Juden gleich Hasen oder Kaninchen niederzuschießen, müßte ihm in Falle des Gelingens den Kopf und im Falle selbst des gänzlichen Mißlingens eine längere Freiheitsstrafe kosten. Die Zuhörer nehmen den Grafen gar nicht für voll. Ob sie seine Sprache für bildlich, ob sie ihn für gerichtlich verantwortlich halten, oder nicht, wissen wir nicht. Sie halten ihn für einen Monomanen, für einen geschwätzigen Alten, dem es eine diebische Freude macht, den Leuten Im Sale zu sagen, was die melsten von ihnen gern hören, was manche von ihnen zum Lachen reizt, und der an seinem eigenen Wortschwall sich bezecht.

Die Polizel mag aus formalen Gründen, aus Gründen des polizeilichen Anstandes Pücklerversammlungen auflösen zu müssen glauben, aber die mündlichen Entleerungen des Grafen Pückler sind schließlich nicht übermäßig gefährlich. Die zu ihm wallfahren, erwarten nichts anderes, nichts besseres. Im Gegenteil! Sie würden enttäuscht sein, wenn sie eine vernünftige Rede zu hören bekämen. Sie würden Skandal machen; sie würden vielleicht gar ihr Eintrittsgeld zurückverlangen, was den Herren Bruhn und Genossen schon gar nicht passen könnte. Bileam ist ausgeschickt zu fluchen, und er segnet? Das wäre noch besser.

Ganz anders verhält es sich mit den auf der Straße oerteilten Pücklerschen Reden. Die fallen Kindern, unreifen Mädchen, Knaben und Jünglingen in die Hände. Diese Jugendlichen wissen noch nicht, Gules von Bösem, Vernünftiges von Unoernünftigem zu unterscheiden. Sie wissen nicht, daß diese Reden nur für ein gewisses Publikum zurechtgemacht sind. Sie haben wohl vom Grafen Pückler gehört, aber sie wissen nicht, wes Geistes Kind er ist, daß er in „Bildern“ zu sprechen liebt, daß sie eine Ninusteinrhetorik vor sich haben. Für sie ist Graf Pückler ein deutscher Graf, ein ehemaliger preußischer Offizier, ein nach ihrem Glauben und Urteil gebildeter Mann. Seinen gratis auf der Straße oerteilten Reden müßte daher oon den zuständigen Behörden größere Beachtung geschenkt werden. Man sage nicht, die gedruckten Reden dieses Grafen seien harmloser, seien korrigiert und gemäßigter. Wir wollen darum eine Stelle aus der am 24. Juni gehaltenen und bald darauf auf der Straße oerteillen Rede hier wiedergeben. Sie lautet wörtlich:

> „Und fürwahr, meine Herren, um Rache schreit der Bauer, der vertrieben ist von seiner geliebten Scholle; um Rache schreit der Handwerker, der gequält und geschunden wird in den Ramschbazaren; um Rache schreit der Kaufmann, dessen Geschäft von den Juden ruiniert und verdorben ist; um Rache schreien die unglücklichen Nähmädchen, die nicht mehr genug verdienen, um anständig leben zu können; um Rache schreien die vielen, von den jüdischen Wucherern ruinierten Existenzen; um Rache schreit das Blut des unglücklichen Winter; um Rache schreien die Geister der **von den Juden ermordeten Knaben und Mädchen**; um Rache schreien **die von den Juden geschändeten Frauen und Mädchen**; Rache! hört man rufen auf den Straßen und auf den Plätzen; Rache! Rache! erschallt es in der Stadt und auf dem Lande, im Osten und Westen, im Norden und im Süden des deutschen Vaterlandes; um Rache schreit das ganze deutsche Volk, alt und jung, groß und klein und donnernd erschallt der Ruf: „Fort mit den Juden, nieder mit Israel!“

Angesichts solchen Nachegeheuls ist es eigentlich sehr verwunderlich, daß die Staatsanwaltschaft dagegen nicht einschreilet. Daß es sich hier nicht um eine „bildliche“ Sprache handelt, ist doch ebenso klar, wie daß eln öffentliches Interesse vorliegt, solchem Unfug ein für allemal ein Ende zu machen.

Das meinen wir nicht erst nach dieser letzten Rede, sondern schon lange. Wir wissen, daß viele christliche Mütter

an diesen ihren Kindern auf der Straße aufgedrängten Unflatreden Aergernis genommen haben. Diese haben wahrlich Mühe genug, ihre Kinder vor den Unholden zu warnen, die, wie man weiß, den Kindern der Großstadt auflauern. Sie können sie nicht auch vor den Zettelverteilern warnen; sie versuchen es erst garnicht, weil es doch nichts nützen würde und weil die Zettel der Animirkneipen beispielsweise doch erst indirekt schaden, wenn nämlich den Jugendlichen das nötige Geld zur Verfügung steht. Die Pücklerschen Reden hingegen verderben direkt das Kindergemüt Wie sollen Kinder das obige Rachegeheul des sich so christlich geberdenden Grafen vereinen mit den christlichen Lehren, die sie in der Religionsstunde erhalten? Wo, wann haben Juden Knaben und Mädchen in so auffallender Zahl ermordet, daß nur deren Blut um Rache schreit, und daß der Jude den Kindern gewissermaßen als der „schwarze Mann" hingestellt werden darf? Und schreien nur die Geister von Juden gemordeter Kinder, schreien nur von Juden geschändete Frauen und Mädchen um Rache? Soll das bedeuten, daß von Christen Kinder ungestraft gemordet, Frauen und Mädchen ungerächt geschändet werden dürfen?

Die gräßlichen Ritualsteinreden enthalten noch manche andere für Kinder echt bedenkliche Dinge. Pechrabenschwarz, wie nach dem Grafen Pückler die Juden sind, noch viel pechrabenschwärzer, noch viel schlimmer sind nach ihm die Höflinge, die er, wie man annehmen darf, wahrscheinlich besser kennt, als die Juden, da er ihnen jedenfalls unendlich viel näher steht. Auch könnten Gymnasiasten selbst aus des Grafen Gegenüberstellung der römischen Kaiserzeit mit der unserigen auf gar seltsame Gedanken kommen; denn es ist in der Pücklerschen Rede nicht gesagt, wo die Aehnlichkeit anfängt, und wo sie aufhört, ob sie beispielsweise sich auch erstreckt auf den von dem Grafen Pückler genannten Kaiser Caligula, auf die gleichfalls genannte Gemahlin Neros, die Kaiserin Poppäa, „die eo ipso in jeden Itzig verliebt war, den sie auf der Straße traf". Kinder sind nicht in der Lage die Unterschiede zu prüfen, sie lesen nur: so war es in der römischen Kaiserzeit, und mit dieser hat unsere Zeit „eine erschreckende Aehnlichkeit". Und der es sagt, ist ein deutscher Graf, ein Redner, dessen Reden für wichtig genug gehalten werden, auf der Straße umsonst Jedem in die Hand gedrückt zu werden. Von dem dahintersteckenden Geschäftsgeist hat das Kind ja keine Ahnung; wissen ja sogar Erwachsene nicht, wie viel für eine gewisse Reichstagsfraktion davon abhängt, daß der deutsche Graf gegen Entree sich hören läßt.

Wie lange noch, fragen wir, soll dieses gemeingefährliche Treiben fortdauern, an dem so viele bereits berechtigten Anstoß genommen haben? Wir bitten um, wir fordern Schutz für unsere Jugend gegen diese sie demoralisierende, sie verhetzende, sie mit Lügen fütternde, die rohesten Instinkte wachrufende Gratisgassenrhetorik. Wie lange noch wird man diesen Unfug dulden? Wir sagen nicht, daß ein Catilina unsere Geduld mißbraucht; weit entfernt ein Catilina zu sein, wird Graf Pückler wahrscheinlich von catilinarischen Existenzen ausgenutzt. Aber die Behörden, die für die Sauberkeit, für die Sicherheit unserer Straßen zu sorgen haben, sie sollten nicht dulden, daß die Unflatblätter noch länger unsere Straßen beschmutzen, damit jüdische wie christliche Eltern nicht länger zu fürchten brauchen, daß in der „Metropole der Intelligenz" die Kinder auf der Straße den Pesthauch von Kischinew einatmen und an den Folgen zu Grunde gehen.

Wie lange noch wird die Geduld aller anständigen Einwohner, aller gesitteten Gäste der deutschen Reichshauptstadt mißbraucht werden? Wie lange noch??

## Die Furcht vor den Juden.

Die erste Erscheinung des Antisemitismus ist bereits in der Bibel erwähnt und in lapidarischer Kürze motiviert und mit ihren Folgen geschildert. Nach dem ersten Kapitel des zweiten Buches Mosis sprach der neue Pharao, der von Joseph, d. h. dem Wohltäter und Retter Egyptens nichts wußte, zu seinem Volke: „Siehe, des Volkes der Kinder Israel ist viel und mehr denn wir. Wohlan, wir wollen sie mit List dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden. Denn wo sich ein Krieg erhöbe, möchten sie sich auch zu unseren Feinden schlagen und wider uns streiten" ꝛc. Die Folgen dieser Furcht vor den Juden sind Jedem bekannt.

Es gibt Forscher und Menschenkenner, welche behaupten, daß die menschliche Natur sich nicht verändert habe, die Menschen seien im Grunde heute genau so wie sie in Athen, in Rom, im alten Egypten gewesen. Die Zeiten und Verhältnisse ändern sich, die Menschen scheinen infolgedessen manchmal anders zu sein, sind aber, wenn man genauer hinsieht, dieselben geblieben. Die uralte Ursache des Antisemitismus, die Furcht vor den Juden, ist im Grunde die Hauptursache des Antisemitismus zu jeder Zeit gewesen, wenn sie auch viele Jahrhunderte hindurch eine religiöse zu sein schien, und ist es noch heute, wenn sie auch in den meisten Ländern jetzt eine wirtschaftliche oder politische oder nationale zu sein scheint. — Alter aber schützt eine Erscheinung und ihren Grund nicht davor als töricht befunden zu werden.

Unsere deutschen Antisemiten — und das ist das einzig ehrliche an ihnen — gestehen rund heraus ein, daß sie die Juden fürchten. Sie, die sich auf ihr Deutschtum so viel zu gute tun, die nicht aufhören „Deutschland über Alles" zu singen und „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst Niemand auf der Welt" zu sagen, gestehen mit derselben Naivetät wie der Pharao der Bibel, ihre Furcht vor den Juden ein, nur daß sie vielleicht nicht sagen, die Juden seien so zahlreich, daß sie mit dem Feinden des Landes gemeinsame Sache machen könnten, aber sie seien darauf bedacht, sich zu Herren der Finanz und Industrie, der Presse, der Schulen, der Regierung und damit zu den Herren des Landes und den Beherrschern des Volkes zu machen. Die rumänischen Antisemiten, wie sie der bekannte französische Nationalökonom Leroy Beaulieu in Rumänien und unter seinen rumänischen Hörern kennen gelernt hat, sind noch ehrlicher und sagen: Wir sind träge, die Juden aber sind fleißig, arbeiten viel zu viel, sind strebsam; emanzipieren wir sie, lassen wir ihnen freie Hand, dann sind sie in Kurzem die Besitzer des ganzen Landes.

Da man sich aber nun doch etwas geniert, seine Furcht vor einem numerisch so unbedeutenden Gegner einzugestehen und dem Volke vernünftig erscheinen zu lassen, schreibt man diesem Gegner allerlei finstere Pläne und mysteriöse Kräfte, Eigenschaften und Machenschaften zu. Da sollen die Juden untereinander zusammenhängen und von den übrigen Bewohnern des Landes sich abschließen, sollen sie den Reichtum des Landes an sich ziehen, um die Interessen ihrer Rasse wahrzunehmen, sollen sie keine Vaterlandsliebe kennen, sollen schlechte Bürger sein, endlich durch ihr Trachten nach irdischem Besitz und sinnlichen Genüssen das Volk verderben. In älteren Zeiten fügte man noch hinzu, daß sie die Brunnen vergiften, Hostien schänden und — was allerdings selbst germanische Antisemiten mit ihren slavischen Gesinnungsgenossen noch im zwanzigsten Jahrhundert zu behaupten sich nicht scheuen — Christenkinder schlachten.

Man hat diese Furcht vor den Juden, in gewissem Grade mit Recht, in Parallele gestellt mit der Furcht der Protestanten vor den Jesuiten und der Furcht der Katholiken vor den Freimaurern. Wir halten natürlich die Furcht vor den Jesuiten für ungemein übertrieben; man macht den

ganzen Orden verantwortlich für den zu weit gehenden Eifer, vielleicht auch die Schurkereien einiger Ordensmitglieder. Die Furcht vor den Freimaurern ist in ethischer Hinsicht gänzlich unbegründet und erklärt sich nur aus dem Gegensatz zwischen der katholischen Weltanschauung, dem blinden katholischen Glauben und dem aufgeklärten Freimaurertum. Aber der Vergleich hinkt doch; denn man wird Jesuit und Freimaurer mit vollem Bewußtsein, während man Jude ohne sein Zutun wird. Man kann aufhören Freimaurer oder Jesuit zu sein, ohne sich zu einer bestimmten Ueberzeugung zu bekennen, man kann nicht aufhören Jude zu sein, ohne ein bestimmtes Glaubensbekenntnis anzunehmen, ja gilt den Antisemiten trotzdem weiter als Jude.

Es ist schwer, nahezu unmöglich, die Beschuldigungen zu widerlegen, mit welchen die Antisemiten ihre Furcht begründen. Beweisende Tatsachen, daß die Juden nicht patriotisch sind, können nicht beigebracht werden. Es könnte höchstens angeführt werden, daß hier und da einzelne Juden keine Patrioten gewesen seien; aber das könnte von einzelnen Angehörigen jeden Volksstammes gesagt werden. Die verschiedenen Verräter, die nicht Juden waren, sind doch gewiß keine Patrioten. Dagegen könnten in allen Ländern Beispiele des jüdischen Patriotismus in Hülle und Fülle aufgezählt werden; ja es ist oft erstaunlich, wie sehr Juden selbst dann ihr Vaterland lieben, wenn dieses sie, wie beispielsweise Rußland, mißhandelt. Daß manche patriotisch scheinende Tat von Juden nicht einer patriotischen Gesinnung entstammt, sondern einer klugen Berechnung, mag auch sein. Aber ganz genau dasselbe kann viel eher von denen gesagt werden, die für patriotische Betätigung häufiger und besser belohnt werden als Juden in den meisten Ländern belohnt zu werden pflegen.

Der Vorwurf, daß die Juden zusammenhalten, sich von den übrigen Bürgern abschließen und einen Staat im Staat bilden, ist zum Teil ganz unbegründet, zum Teil übertrieben, zum Teil endlich erst die Folge der Behandlung, die ihnen zu teil wird. Wohl halten vielleicht die jüdischen Familienangehörigen mehr zusammen, als es bei anderen Leuten zu geschehen pflegt. Aber das sollte wahrlich nicht als Fehler angesehen werden, da ja die fürstlichen Häuser, die adeligen Familien und gerade auch die besten Bürgerfamilien dasselbe tun. Wenn die Juden im Uebrigen zusammenhalten, so geschieht dies eher weniger als mehr denn bei jeder unterdrückten und verfolgten Minorität der Fall ist und sein muß. Wenn man den Unterschied der religiösen Vorschriften — die indessen wenig mit der eigentlichen Religion zu tun haben — für Christen und Juden und den im täglichen Leben sich wenig hindernd bemerkbar machenden Unterschied zwischen den katholischen und evangelischen Religionsgebräuchen bedenkt, dann ist die Abgesondertheit der Katholiken viel größer als die der Juden. In Ländern, in welchen die Juden die volle politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung genießen, sind sogar die Mischehen zwischen Christen und Juden auffallend häufig. So kommt auf je vier jüdische Ehen in Australien eine Mischehe, und in dem unter ganz anderen Bedingungen stehenden Skandinavien, wo gleichfalls vom Antisemitismus keine Spur vorhanden ist, sind die Mischehen auch sehr zahlreich. In der Tat macht die Zunahme der jüdischen Mischehen der jüdischen Geistlichkeit in verschiedenen Ländern bereits ernste Sorge, da in der Regel die Nachkommenschaft aus solchen Ehen nicht nur für das Judentum, sondern auch für die Judenheit verloren ist.

Es ist geradezu lächerlich, den Juden die bürgerlichen Tugenden abzusprechen, trotzdem allgemein zugegeben wird, daß sie nüchtern und sparsam, gute Gatten, Eltern und Kinder sind und sich alle denkbare Mühe geben, im Leben vorwärts zu kommen. Das Streben nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit und wenn möglich materieller Unabhängigkeit hat man den Juden als Trachten nach Mammon und nach den für Geld zu erkaufenden Genüssen ausgelegt. In unserer Zeit amerikanischer Milliardäre sollte man doch längst aufgehört haben, von den par excellence reichen Juden zu sprechen. Die Juden trachten nicht mehr nach Geld als Engländer und Amerikaner, Franzosen, Russen und — schrecklich aber wahr — Deutsche. Wenn sie verhältnismäßig vielleicht eher und in größerer Zahl zu Besitz gelangen, so ist dies in der Hauptsache dem Umstande zuzuschreiben, daß sie zu Beginn ihrer Laufbahn sich gern größere Entbehrungen auferlegen, sich mehr beherrschen und sparsamer sind. Daß jüdische Parvenus mit ihrem Gelde manchmal widerwärtigen Luxus treiben, muß ebenso zugestanden werden, wie nicht geleugnet werden kann, daß es auch nichtjüdische Parvenus gibt, die gleichfalls zu den unangenehmsten Menschensorten gehören.

Wie man es auch dreht und wendet, alle die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und anderen Gründe, mit welchen man die Furcht vor den Juden vor sich selbst zu rechtfertigen sucht, sind unhaltbar, mindestens übertrieben und jedenfalls erklärlich, wie auch derartig, daß sie mit Aenderung des Verhaltens den Juden gegenüber über kurz oder lang verschwinden müssen. Wie Kinder und Narren sich Schreckgespenste einbilden, so schafft die antisemitische Phantasie die Juden erst zu Schreckgespenstern um, um sie fürchten zu können, oder man beschönigt die eigene Feigheit, indem man den Juden allerhand Schreckliches anfabelt.

Wie will das deutsche Volk es wagen, einen Platz an der Sonne zu beanspruchen, wie kann es versuchen, auf dem Weltmarkte im Wettbewerbe mit großen, reichen, geschickten Völkern zu siegen, ja nur überhaupt zu bestehen, wenn es eingestandermaßen daheim die wenigen Juden, die aus der jüdischen Bevölkerung überhaupt in betracht kommen, fürchten soll? Wenn die Furcht vor den Juden so beständig, so eifrig gelehrt wird, dann wird man das Gruseln überhaupt lernen und es nicht weit bringen. Man darf wohl sagen, ein Volk, das die Juden wirklich fürchtet, ist kein Volk, das zu den herrschenden Völkern sich zählen darf.

Tatsächlich denkt aber der unternehmende, kräftige Teil des deutschen Volkes nicht daran, die Juden zu fürchten. Die sie fürchten, das sind die Schwächlinge, die Schiffbrüchigen, die Geistesträgen, die Entarteten. Sie alle bilden heutzutage das verhältnismäßig noch anständige Gefolge der Geschäftsantisemiten, die auf die Schwäche ihrer Mitmenschen spekulieren. Diese Schwächlinge sind die ehrlichen Antisemiten. Der übrige Teil der antisemitischen Menge, das ist „der aufgegebene" Teil des Volkes. Jene sind durch feige Furcht allein — sich fürchterlich. Sie fürchten, was nicht zu fürchten ist, die Anderen fürchten nichts, weil sie nichts zu verlieren haben, nicht Besitz, nicht Ehre, nicht Gewissen. Jene sind feige aus Neurasthenie, diese sind auch Feiglinge anderer Art. Sie würden es mit Jedem aufnehmen, wenn sie es wagten; sie nehmen es mit denen auf, mit denen sie am ehesten, am leichtesten fertig werden zu können glauben. Leid können einem beide Kategorien tun, die neurasthenisch Schwachen, wie die mit dem robusten Hyänengewissen.

---

## Gnade und Recht.

Wie die verwirrende Judenfrage im ewigen Chaos von atavistischen Gefühlen und schiefen Gedanken alle Begriffe auf den Kopf gestellt hat, so auch die Begriffe Gnade und Recht.

Gnade und Recht sind zwei Begriffe, die wohl einander nicht ausschließen, aber selten einander ganz decken. Recht ist etwas Objektives, Reelles, etwas, was man auf Grund der Natur oder auf Grund gewisser Leistungen fordern kann. Gnade ist etwas, was man gewähren kann, ohne dazu verpflichtet zu sein. Gnade kann eintreten, wo das

Recht nicht ausreicht, darf aber nie als Aequivalent für Recht gelten. Ein Recht zu fordern, ist männlich, um Gnade zu flehen, sklavisch. Gnade gewährt man den geistig, sittlich oder körperlich Schwachen, also den Kindern, Kranken, Verbrechern. Den reifen Bürgern gibt man ihr gutes Recht. Ein stolzer Mann wird nie auf sein Recht verzichten, aber auch nie um Gnade flehen. Wo diese beiden Begriffe verwechselt werden, da kann eine gesunde Einsicht nicht gedeihen.

Und doch beruht die ganze Behandlung der Juden in Deutschland im Grunde darauf, daß man ihnen das klare, greifbare Recht nimmt, und dafür das zweifelhafte Surrogat Gnade gewährt. Entstanden ist dieses System im Mittelalter. Damals, als die Juden überall vogelfrei waren, war es ein Gnadenakt, wenn man Leuten, die seit Jahrhunderten im Lande weilten, ein Privileg oder einen Schutzbrief gab. Freilich kosteten diese Gnadenakte schweres Geld, aber man mußte sie dennoch als Gnadenakte bezeichnen, weil das Wort Recht in Verbindung mit Juden einfach unmöglich war. Und die Juden selber gewöhnten sich daran, nur um Gnade zu bitten, weil Recht für sie zu einem toten Buchstaben geworden war. Welches Recht sollten sie auch verlangen? Menschenrechte gab es nicht, und Bürger waren sie nicht. So baute sich dieses System der eigenartigen Gnade immer mehr aus. Brauchte man Geld, dann nahm man es von den Juden und gab ihnen dafür irgend ein schwankendes Privileg, das als Gnade galt und stets widerrufen werden konnte. Man spricht so häufig von den jüdischen Schacherern im Mittelalter, schlimmer aber ist nie geschachert worden, als es die Fürsten und die Regierenden mit den geknechteten Juden damals taten.

Nun war das im rohen Mittelalter, wo alle Rechte unsicher und alle Verträge nur zeitlich waren, noch begreiflich. Daß sich aber dieses System in die neue Zeit hinüber gerettet hat und noch heute in vielen Ländern allherrschend ist, das ist nur dadurch zu erklären, daß die Auffassungen eines großen Teiles der Völker von den Juden noch heute echt mittelalterlich ist.

Jeder Mensch, der auch nur eine Ahnung von staatsrechtlichen Dingen hat, weiß, daß Bürgerrechte nicht auf lyrischen Empfindungen, sondern auf realen Gegenleistungen beruhen. Wenn ein Chinese sich heute in einem deutschen Staat naturalisieren läßt, so wird er mit diesem Moment trotz aller inneren Differenzen ein voller Staatsbürger, das heißt, er übernimmt alle Bürgerpflichten und es werden ihm dafür alle Bürgerrechte gewährleistet. Und doch haben die Juden, nachdem sie schon lange vorher alle Bürgerpflichten tragen mußten, schwer zu kämpfen gehabt, bis endlich der letzte Rest der Ghettomauern fiel und sie zu Bürgern wurden. Und auch heute noch glauben unsere Antisemiten, daß die Emanzipation der Juden eine unerhörte Großmut war. Sie begreifen gar nicht, daß eine liberale moderne Staatsverfassung ohne diese Emanzipation einfach undenkbar gewesen wäre. Ja, es ist beschämend, aber wahr, auch heute spukt noch der Begriff Gnade in den Köpfen herum und es hat sich trotz der Verfassung das alte System in etwas neuer Form erhalten.

Ein Recht haben die Juden, Offiziere zu werden, wenn ihre Fähigkeit sie dazu qualifiziert; ein Recht haben sie, Staatsämter zu bekleiden, wenn ihre geistigen und sittlichen Qualitäten sie dazu befähigen; ein Recht haben sie, ihre Ehre, die Ehre ihrer Gesamtheit und ihrer Religion geschützt zu sehen. Ja, das Recht hätten sie, denn klar und deutlich steht in der Verfassung, daß alle Unterschiede der Abstammung und des religiösen Bekenntnisses wegfallen, daß es nur gleiche Bürger im gleichen freien Deutschland gibt. Dieses Recht aber wird ihnen sehr selten gewährt. Aber Gnade im reichsten Maße wird ihnen zuteil, Kommerzienratstitel und Orden und ähnliche Ehrungen, natürlich, wenn sie erst durch große Wohltätigkeit, durch patriotische und gemeinnützige, sehr kostspielige Veranstaltungen zeigen, daß ihr Vermögen für den Staat fruchtbar geworden ist. So mußten wir es erleben, daß der Vater den Justizratstitel führt und hohe Ehrenämter bekleidet, der Sohn aber als nicht würdig genug angesehen wird, die hohe Stufe des Reserveleutnants zu erklimmen. Wir erleben es, daß Väter und Großväter ihre Brust mit hohen Orden bedeckt haben, daß aber der Enkel als unbesoldeter Gerichtsassessor grau werden muß. Man könnte diese Fälle bis ins Unendliche ergänzen, wenn die Sache nicht gar so traurig wäre. Traurig nicht allein für die jüdischen Bürger, in denen die Erbitterung über das Unrecht immer mehr wächst, sondern auch für den ganzen Staat, dessen Grundsätze durch eine wunderliche Tradition illusorisch gemacht werden.

Die Affaire Mirbach, hat uns wieder diese blutende Wunde aufgedeckt. Denn Frhr. v. Mirbach ist ja eine Hauptfigur in diesem Gnadensystem, er hat ja die Schlüssel zu dieser herrlichen Gnadenkammer. Dieser Herr ist von einer ganz besonderen Toleranz befeelt. Er nimmt Geld für christliche Kirchen auch von Juden an. Ja, er wendet sich sogar in höflich und sehr liebenswürdig gehaltenen Briefen, in denen sich das Zarte mit dem Strengen paart, an jüdische Reiche um Gaben und wahrscheinlich ist er auch bereit, wenn die Gaben recht groß sind, Orden und Titel für diese Juden an hoher Stelle zu befürworten.

Ich bin sicherlich kein Fanatiker und habe nichts dagegen, wenn Juden zum Bau christlicher Kirchen beisteuern. In Rheinland und Westfalen wird fast keine katholische Kirche gebaut, wo nicht auch bei Juden gesammelt wird, und niemand schließt sich bei solchen Gelegenheiten aus. Wo es sich darum handelt, für Industrie- oder Landarbeiter ein Bethaus zu bauen, halte ich es sogar für die Pflicht des Großindustriellen oder Gutbesitzers, mag er selber glauben oder nicht glauben was er will, reichliche Mittel dafür zu gewähren. Auch wo es gilt, Kunstwerke zu errichten oder zu erhalten, ist es selbstverständliche Kulturpflicht eines jeden gebildeten Juden, sich daran nach Kräften zu beteiligen. So sind meines Wissens im Domverein in Köln und im Karl-Verein in Aachen viele jüdische Mitglieder, ja sogar Rabbiner sind darunter. Das alles sind Dinge, die niemand tadeln wird. Ueberhaupt ist die Wohltätigkeit etwas Freies und niemand hat das Recht Einem vorzuschreiben, wie und wo er sein Geld verwenden soll. Aber ich frage: mit welchem Rechte verlangt man von jüdischen Bürgern große Summen für Kirchen, also eine ganz besondere Großmut, zu einer Zeit, wo man ihnen das einfachste Recht des Bürgers verweigert? Den Vater bettelt man um hohe Summen an und den Sohn läßt man nicht einmal Reserveoffizier werden, ein Recht, das dem Sohne eines jeden Schutzmannes zusteht. Ach ja, man gewährt den reichen Juden Gnaden und gibt ihnen blinkende Orden, um den gelben Fleck zu verdecken, klingende Titel, um die ihnen zugefügte Schmach zu versüßen. Eine bitterere Ironie kann ich mir kaum denken. Und das Traurige dabei ist, daß es Leute gibt, die sich damit begnügen und aus Dankbarkeit sogar konservativ wählen. So ist dieses System dazu angetan, die Erziehung des freien Bürgerstums zu hemmen und die Juden in einem unsichtbaren Ghetto zu lassen. S.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Der beargwöhnte „Meister".** Daß die strammen Antisemiten selbst ihren forschen „Häuptlingen" nicht über den Weg trauen, läßt eine kleine Briefkastennotiz erraten, die sich in der Staatsbürgerztg." vom 26. Juni findet und die folgendermaßen lautet:

„W. G. Herr v. M. ist selbstverständlich weder mosaisch noch jüdischer Abkunft."

Unter dem so von schmählichem Verdacht gereinigten Herrn v. M. ist zweifellos der „Meister" des „Deutschen Volksbundes", Hans von Mosch, zu verstehen, der diese freche Verdächtigung wohl schwer verwinden wird.

Die unscheindare Notiz läßt aber klar erkennen, mit welcher Begeisterung und mit welchem Vertrauen die Antisemiten zu ihren „Führern" emporschauen.

**„Deutsch-Völkischer Wahnsinn".** Der von dem Antisemiten Th. Fritsch herausgegebene „Hammer" bringt in seiner Nr. 49 einen Aufsatz „Zum Stand der Rassenforschung" von einem gewissen John in Berlin, in welchem von den Bewohnern der Alpenländer nnter ausdrücklichem Hinweis auf die Süddeutschen gesagt wird:

„Fälschlich nennt man neuerdings vielfach auch den brachykephalen homo alpinus, der eigentlich Prä-Kelte heißen sollte, einen „Turanier", verführt durch die ähnliche Schädelbildung und dunkle Pigmentierung. Diese gefährliche Urrasse, die die Kelten und Italiker überwuchert hat, das germanische Element der romanischen Nationen verdrängt hat, auch bei uns von Süddeutschland her vordringt, ist vielleicht der schlimmste Widersacher unserer arischen Weltordnung und Herrschaft, vor allem, da sie einen Horst und Züchtungs-Mittelpunkt gefunden hat in der weltumspannenden Organisation der römischen Kirche.

Diese Kirche als Nachfolgerin der römischen Zäsaren ist mit ihrem Programm, dem Streben nach absolutem Imperialismus, nach Herrschaft über Leiber und Seelen, unlöslich verknüpft mit dem Geschick dieser ihrer Rasse, die ihre Vertreter bereits unter fast allen Kulturvölkern zählt, zäh und fruchtbar sich durchsetzt, ein merkwürdiges Beispiel atavistischen Rückschlags ohne Gleichen."

Hierzu demerkt das Münchener Antisemitenblatt des Herrn Wengg in einer Notiz mit der obigen Spitzmarke:

„Der verrückte Kunde, welcher diese Sätze geschrieben hat, ist, wie die erwähnte Wochenschrift („Der Hammer") bedauernd mitteilt, kürzlich gestorben, doch meint das Blatt, er dürfe „unbesorgt ruhen", „seine Lebensfunken werden in verwandten Geistern weiterflammen." Schöne Aussicht das!"

**Antisemitischer Konkurrenzneid.** Das agrarisch-antisemitische „Berliner Blatt" repliziert auf die Angriffe, die der in „Deutscher Mittelstandsbund" umgetaufte „Deutsche Antisemitenbund" gegen den kürzlich gegründeten „Bund der Handwerker" gerichtet hat, folgendermaßen:

„Es gefällt den Herren vom Antisemitenbunde — ach so! „Deutschen Mittelstandsbunde" nicht, daß der „Bund der Handwerker" in seine Organisation alle Teile des Reiches, die antisemitischen Wahlkreise nicht ausgeschlossen, einzubeziehen demüht ist. Das betrachtet Herr Bruhn und seine Gefolgschaft als einen Eingriff in seine „Rechte", und aus diesem parteipolitisch selbstsüchtigen Grunde fällt er einer Mittelstandsorganisation in den Rücken, bei deren Gründung keine andere als die „Staatsbürgerztg.", — allerdings irrtümlich — in die Welt hinausposaunte, daß sie die eigentliche Begründerin des Bundes sei. Da die Bemühungen der „Staatsbürgerztg.", eine offizielle Rolle lm „Bunde der Handwerker" zu spielen, keinen Erfolg hatten, so sind die Trauben plötzlich ungeheuer sauer geworden. Und da nun der „Bund der Handwerker" sich die mustergiltige Organisation des Bundes der Landwirte zur Richtschnur gemacht hat, so wird er als „verkappte Organisation des Bundes der Landwirte" bezeichnet. Wir sind es ja gewöhnt, daß manche Antisemiten mit größerem Eifer Gesinnungsfreunde bekämpfen ais Juden und Judengenossen, und darum erregt der Beschluß des Antisemitenbundes weiter keine Verwunderung bei uns."

**Wien,** 4 Juli. Bezeichnend für die hiesigen Zustände ist dle Antwort, die in der letzten Gemeinderatssitzung vom Bürgermeister der Stadt Wien erteilt wurde. Gemeinderat Dr. von Dorn richtete nämlich an den Bürgermeister dle Interpellatlon über folgenden krassen Fall: Im Amtsdlatte der Stadt Wien ist in dem Vertrage mit dem Gremium der Apotheker wegen Beistellung der Apotheke zu dem neuen Verforgungshause zu Punkt 2 die Bedingung enthalten: Das Apothekergremium stellt das erforderliche christliche Personal bei. Da diese Bestimmung nicht nur eine aus den Steuergeldern sämtlicher Bewohner dieser Stadt ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses errichtete Anstalt betrifft, sondern auch zu den Bestimmungen der Staatsgrundgesetze, deren unverbrüchliche Beobachtung der Herr Bürgermeister gelobt hat, im krassen Widerspruch steht, so erlauben wir uns, an den Herrn Bürgermeister die Anfrage zu stellen: Ist derselbe geneigt, Vorsorge zu treffen, um eine entsprechende Abänderung der oben angeführten Bedingung des zwischen der Gemeinde Wien und dem Gremium der Apotheker abgeschlossenen Vertrages herbeizuführen? Bürgermeister Dr. Lueger: „Da in der Apotheke, welche im neuen Verforgungsheim ihre Unterkunft finden soll, wohl zumeist oder beinahe ausschließlich Personen christlichen Bekenntnisses verkehren, so werden Sie es begreiflich finden, daß diejenigen, welche dort angestellt sind, auch der christlichen Religion angehören müssen. Darüber darf sich kein Mensch beschweren. Was die Staatsgrundgesetze betrifft, möchte ich folgendes bekanntgeben: In den Staatsgrundgesetzen steht nur, daß die geehrten Herren des israelitischen Bekenntnisses angestellt werden können, angestellt werden dürfen, aber daß sie angestellt werden müssen, steht nicht darinnen." Daß diese äußerst witzige Antwort des Dr. Lueger von seinen Untergebenen mit gebührendem Beifall aufgenommen wurde, ist selbstverständlich.

## Vermischtes.

**Graf A. von Bernstorff über den Antisemitismus.** In der letzten Nummer des evangelisch-orthodoxen Wochendlattes „Auf der Wacht", das sich die „Förderung und Pflege der Reichsgottesarbeit In allen Landen" zum Ziele gesetzt hat, sucht der Leiter der Zeitschrift, Graf A. von Bernstorff, seine Leser über das Wesen des Antisemitismus aufzuklären. Nach einigen einleitenden Worten über die traurige Lage im Mittelalter und nach dem Geständnis: „Die Christenheit hat sich viel an diesem Volke versündigt" kommt er auf die Zeiten der Emanzipation zu sprechen. Er erkennt rückhaltlos an, daß die freisinnigen Parteien sich stets der bedrängten Juden angenommen haben. Dieser Judenfreundlichkeit der liberal denkenden Männer stellt Graf Bernstorff den Haß gegenüber, der die Bildung einer antisemitischen Partei veranlaßte. Er wirft nun die Frage auf: „Was ist das Richtige?" und kommt dann, nachdem er eine Art Sonderstellung der Juden „didisch" begründet zu haben meint, zur Aufstellung folgender Regeln für jeden evangelischen Christen:

„Daß wir ihnen (den Juden) volle Freiheit der Ausübung ihrer Religion lassen, daß wir ihnen den Schutz der Gesetze gewähren, ja die gleichen staatsbürgerlichen Rechte, betrachten wir in unserer Zeit als selbstverständlich. Evangelische Christen sollten stets auf seiten voller Religionsfreiheit stehen."

Nachdem Graf Bernstorff noch den Ursprung des Antisemitismus gestreift hat, faßt er seine Ansicht über diese „Bewegung" in folgenden Worten zusammen:

„Aber der Weg des Antisemitismus ist sicherlich nicht der richtige. Es ist niemals christlich, nationalen Haß zu schüren, am wenigsten gegen das Volk, dem der Herr so große Verheißungen gegeben hat und welches berufen ist, in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden noch eine große Rolle zu spielen.

Wir faßten bisher unter dem Begriff Christen alle diejenigen zusammen, die, wenn auch nur äußerlich, zur christlichen Kirche schwören. Kommen wir nun aber schließlich zu den Gläubigen, so werden wir sagen müssen, daß ein solcher unseres Erachtens niemals Antisemit sein kann.

Der Gläubige wird mit warmem Interesse das Volk verfolgen, das nach den Verheißungen der Schrift noch eine große Zukunft hat — er wird das Volk herzlich lieben, von dem unser Heiland dem Fleisch nach abstammte".

**Deutsche Studenten- und Schülerherbergen.** Man schreibt uns: „Mit dem Sitze in Hohenelbe besteht eine Vereinigung für „deutsche Studenten- und Schülerherbergen", deren Ziel es ist, das Fußreisen der Studierenden durch Gewährung freier Unterkunft zu fördern. Die Ausweiskarten hierfür sind durch die Rektorate und Direktionen höherer Lehranstalten umsonst erhältlich, aber nur für Schüler „deutschen Stammes". (Keine Slaven?) Sie werden in Deutschland auch jüdischen Schülern gegeben, eventuell mit einem wohlgemeinten Hinweise darauf, um ihnen Umstände zu ersparen. In Oesterreich bekommen sie, soviel ich weiß, jüdische Schüler nicht. Mit dem dort herrschenden Antisemitismus rechnend, scheint sich die „Hauptleitung deutscher Studenten- und Schülerherbergen in Hohenelbe" absichtlich undeutlich auszudrücken." —

Hierzu möchten wir Folgendes bemerken:

Der betreffende Satz des Aufrufes zum Besuch der „Deutschen Studenten- und Schülerherbergen" lautet wörtlich: „Die Bewerber um Ausweiskarten müssen einer Hochschule, einem Obergymnasium, einer Oberrealschule oder einer diesen gleichgestellten Lehranstalt angehören, deutschen Stammes und mindestens 16 Jahre alt sein."

Sie sollen „deutschen Stammes" sein, d. h. es sollen vor allem keine Tschechen an dieser Vergünstigung teilnehmen. Deutschen Juden sind bisher noch keinerlei Schwierigkeiten gemacht worden. Sie erhalten als Studierende die Ausweiskarten, die namentlich lauten, ohne weiteres an allen deutschen Hochschulen, unter anderem z. B. an der Berliner Universität, wo wir Erkundigungen eingezogen haben.

Außerdem wird eine bestimmte Anzahl Ausweiskarten an alle oben erwähnten höheren Lehranstalten in Deutsch-Oesterreich, im Königreich Sachsen und in der Provinz Preußisch-Schlesien verteilt. Diese Karten werden den Direktoren der betreffenden Anstalten überwiesen; ihnen wird auch die Verteilung überlassen.

Die verschiedenen Klassenlehrer übernehmen dann die Austeilung der Karten an die Schüler, ohne daß die Hauptleitung der Herbergen irgend welchen Einfluß darauf ausübt. Falls also wirklich eine Zurücksetzung eines jüdischen Schülers irgendwo vorgekommen sein sollte, muß sie dem Direktor oder dem betreffenden Klassenlehrer der Anstalt zur Last gelegt werden.

Die österreichischen Verhältnisse sind uns nicht bekannt, aber irgend welcher Antisemitismus liegt der Herbergsleitung fern. Vorkommende Fälle sind auf das Konto der Kartenverteiler zu setzen.

**Konfessionelles aus Badeorten.** Nicht blos Juden werden in Badeorten boykottiert. Die „Köln. Volksztg." schreibt:

„Katholische und protestantische Badegäste. Unter dieser Ueberschrift liest man im Dienstag-Vorabendblatt der „Münch. Neuest. Nach." von einem Anschlag am schwarzen Brett des Badekommissariats zu Kissingen, der zu freier geselliger Zusammenkunft katholischer Babegäste in reservierten Räumen der Villa Rosenhügel einladet. Das liberale Blatt nimmt daran gewaltigen Anstoß. Dagegen hat es kein Wort der Kritik für eine Einladung in Nr. 27 der Wartburg vom 1. Juli, die nicht nur für einen Ort und einen Abend der Woche, sondern für elf Städte in Oesterreich, darunter Salzburg, Innsbruck, Karlsbad, Graz, Triest, regelmäßige Zusammenkünfte der evangelischen Touristen und Sommergäste bekannt gibt. Die Einladung ist überschrieben: „Schwarzes Brett für die Reisezeit!" und beginnt: Evangelische Glaubensgenossen treffen sich und bitten durchreisende Freunde um ihren Besuch an folgenden Orten." Gegen diese evangelibündlerische Organisation ist die Kissinger Einlabung die reinste Unschuld."

**Der Berliner Wagnerverein und das Judentum in der Musik.** In antisemitischen Kreisen hat man, wie wir einem Wiener Antisemitenblatt entnehmen, großes Aergernis daran genommen, daß die vereinigten Wagner-Vereine von Berlin und Potsdam im Frühjahr dieses Jahres das „Trunkene Lied" von Oskar Fried, einem jüdischen Komponisten, zur Aufführung gebracht haben. Der Berliner Korrespondent des Verganischen Blattes ist ganz entrüstet über diesen Richard Wagner angetanen „Affront", und seine Entrüstung hat sich noch gesteigert, als er in einem Schreiben des Schatzmeisters des Berliner Wagnervereins, des Musikalienhändlers Thelen, lesen mußte, daß der Verein es nur bedauere, daß ihm nicht solche Summen, wie von antisemitischer Seite fälschlich verbreitet wurde, zur Verfügung gestellt werden, „um noch mehr wie bisher jungen Talenten den schweren Weg zur Entwicklung ihrer Kunst zu ebnen."

„Von welchem unwagnerianischen Geiste, jammert das Wiener Antisemitenblatt, muß also der Vorstand dieser liierten Vereine erfüllt sein, wenn er es wagt, das Judentum in der Musik in solcher Weise zu unterstützen! .... Denn so wenig für uns Deutsche Goethe nur ein Dichter, Bismarck nur ein Staatsmann, so wenig ist Richard Wagner nur ein Opernkomponist. Wohl gehört es dabei auch zur Aufgabe der Wagner-Vereine, junge Talente zu fördern, aber — die Einschränkung versteht sich eigentlich von selbst — nur solche deutscher Abstammung, die im Geiste des Bayreuther Meisters, und nicht nach seiner Schablone schaffen!"

Die deutschen Wagner-Vereine werden es sich wahrscheinlich, und mit Recht, höflichst verbitten, daß ein Wiener Antisemitenblatt niederster Sorte ihnen Vorschriften machen will, welche musikalische Talente sie fördern sollen.

Die Abneigung Wagners gegen die Juden haben diese selbst ihm übrigens niemals entgelten lassen; im Gegenteil, sie haben feurige Kohlen auf das Haupt ihres Feindes gesammelt. Man darf wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß zu der großen Gemeinde der Wagner-Verehrer in Deutschland die Juden heut relativ das stärkste Kontingent stellen. Daß der verstorbene Münchener Generalmusikdirektor Levi vielleicht einer der feinsten Interpreten des großen Tonmeisters gewesen ist, braucht ein antisemitisches Hetzblatt, das mit dem Namen Richard Wagner nur parteipolitische Geschäfte machen will, natürlich nicht zu wissen.

**Das Ritualmordmärchen von Rixdorf.** Das „Kl. Journal" (3. Juli) schreibt: „Eine bösartige Verdächtigung ist gegen eine achtungswerte jüdische Familie in dem benachbarten Rixdorf erhoben worden. Die gedachte Familie R., welche aus Böhmen stammt, hatte bisher stets von dorther ihre Dienstmädchen bezogen. Das letzte Dienstmädchen ist nun nach ihrem Weggange mit der Behauptung aufgetreten, daß die R.'schen Eheleute zu nächtlicher Stunde ihren Schlafraum betreten hätten, und daß sie der Meinung sei, es wäre dies in der Absicht geschehen, ihr, dem Mädchen, Blut abzuzapfen. Die Aussreuungen des Mädchens kamen auch zu Ohren eines Schneidermeisters, der sich beeilte, den „Ritualmordversuch" der Polizei zur Anzeige zu bringen. Die Behörde hat nun in umfassender Weise Erhebungen angestellt und, wie es heißt, sollen auch eine größere Anzahl früher im Dienste der

N.'schen Eheleute beschäftigte Dienstmädchen vernommen worden sein. Ueber den Gang der Untersuchung, welche streng geheim geführt wird, verlautet wenig. Es liegt auf der Hand, daß es sich nur um Wahnideen eines hysterischen Mädchens handeln kann. Dieser Vermutung muß umsomehr Raum gewährt werden, als es feststeht, daß das Mädchen mit einem Leiden behaftet ist, das sehr häufig eine Schwächung des Gesamtorganismus hervorruft. Wie wir ferner hören, hat Herr N., der sich des besten Leumunds erfreut, gegen die Verbreiterin dieser unwahren Behauptungen bereits Strafantrag gestellt."

## Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Bruchhausen (Bad. Schwarzwald).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Ettlingerweiler (Bad. Schwarzwald).
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sansfouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Kiausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montaoon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroeders Haus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schlierfee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (Schweiz). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

## Der Jud'.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von H. Frenz.

Auf sonderbare Weise war der kleine Moritz Freudenstein nach dem stockkatholischen niederschlesischen Bauerndorfe verschlagen worden, wo er mit seiner Mutter ein wenig freudenreiches Dasein führte.

Früher freilich war es anders gewesen, als sein Vater noch lebte, ein bescheidener in sich gekehrter Tuchhändler, der mit seinem alten maroden Handelskarren, der von einem ebenso altersschwachen Schimmel gezogen wurde, die großen Dörfer der schlesischen Niederung besuchte.

Vorn auf dem Bock trieb der alte Freudenstein das magere Pferd an, während hinten im geschützten Wagen die Mutter mit dem kleinen Jungen sich zwischen den mächtigen Tuchballen wohnlich eingerichtet hatte.

Von hier aus schaute der kleine Moritz dem Handeln und Feilschen der Bauernmägde zu, von hier aus erblickte er die rotziegeligen Bauernhäuser, die dunklen Nadelwälder, die saftgrünen Saaten, die buntblumigen Wiesen.

Der alte Freudenstein war ein unzugänglicher, mürrischer Mann, dem schon manche Stürme über den Scheitel dahingebraust waren und an dem das Schicksal gar manchen Zahn sich locker gebissen hatte. Trotzdem erfreute er sich einer gewissen Beliebtheit bei dem Bauernvolke, das sonst jedem Juden mit fanatischem Hasse begegnete. Aber das ruhige Wesen des alten Freudenstein und seine einwandsfreie Handelstätigkeit nötigten ihnen eine gewisse Achtung ab. Nur im Kreise der Seinen verlor der Tuchhändler den düsteren Ernst aus den Zügen, und selbst ein Lächeln konnte um seine Lippen spielen, wenn er den harmlosen Spielen seines Kindes zuschaute.

Doch viel Muße blieb ihm nicht, das Glück eines ruhigen Familienlebens zu genießen. Mit der Hucke auf dem Rücken, mußte er, nachdem der Wagen in irgend einem kleinen Gasthofe eingestellt worden war, schon am frühen Morgen den beschwerlichen Hausiergang nach entlegenen Gehöften und an der Berglehne klebenden Dörfern gewinnen. Und

auch die Mutter mußte oft gar selbst die schwere Last auf den schwachen Rücken bürden, wenn das Brot immer kleiner wurde und der Verdienst fehlte.

Der kleine Moritz blieb dann allein als Hüter der zurückbleibenden Vorräte in dem Gefährte, das nur durch ein kleines Seitenfenster schwache Strahlen des Tageslichtes in sich aufnahm.

Hier verträumte er die ersten Jahre seines Lebens. Da brachte man ihm eines Tages den Vater auf einer Bahre angeschleppt. In der Scheuer des Wirtes ließen die Männer ihre traurige Last nieder. Ein Messerstich hatte dem Leben des Alten ein Ende gemacht. Die fehlende Geldkatze erklärte alles. — —

Am Abende kehrte das ahnungslose Weib von ihrem beschwerlichen Gange heim und brach bei der Leiche des Ernährers zusammen.

Der Mord blieb ungesühnt. S' war ja nur ein Jude! — —

Die beiden Verlassenen blieben in dem Bauerndorfe, wo eine elende Giebelstube im letzten Hause der langen Straßenlinie sie aufnahm. Was sollte die Schwache auch anfangen ohne Hilfe und Rat! Sie war froh, daß ihr ein gutmütiger Bauer das kleine Stübchen einräumte und ihre Näh- und Flickarbeit mit Kartoffeln und anderen Wirtschaftsprodukten lohnte. Die Spitzenklöppelei, in der sie es zu einiger Geschicklichkeit gebracht hatte, half ihr über die ärgste Not hinweg.

Der kleine Moritz lebte still für sich und vermißte den Verkehr mit Altersgenossen keineswegs. Seine einzige Freude war eine halbblinde Katze, die von allen verfolgt hier im Judenstübchen eine Zuflucht gefunden hatte.

Eine Umwälzung in seinem Leben begann für Moritz erst mit dem Eintritt in die Schule, mit dem seine Leiden ihren Anfang nahmen. Die katholische Schule, die er besuchen mußte, wurde bald für ihn eine Stätte der Qual und der Demütigung. Verachtet von Lehrern und Mitschülern, führte er, „der Jud", wie er bald nur genannt wurde, ein kummervolles Leben voll Angst und Schmerzen. Geschlagen und gestoßen, von allen gemieden, wuchs die vaterlose Waise auf.

Traurig schaute er den lustigen Spielen seiner Altersgenossen zu. Ihn forderte niemand auf mitzuspielen, während doch selbst der schmutzigste Betteljunge beim Spiel sich durch Geschicklichkeit und Schnelligkeit die Bewunderung der anderen erringen konnte.

Warum mied man ihn? Warum sahen selbst die Lehrer unwillig nach ihm hin?

Vergebens zerbrach er sich den Kopf darüber, bis er seinen Weg zum Herzen der Mutter fand. „Du bist ein Jude, mein Kind", sagte sie ihm, „und das Volk hier haßt uns, weil wir nicht von seinem Stamme sind. Sie verfolgen und knechten uns, weil wir wehrlos sind, mein armer Junge", weinte die Mutter. „Von ihnen kannst Du nie Gutes erwarten. Nur wenn sie Dich fürchten müssen, dann werden sie Dir schmeicheln und Deine Gunst suchen. Darum wehre Dich beizeiten, mein Kind, schlage wieder, wenn Du geschlagen wirst".

„Auch Deinen Vater haben sie hingemordet", fuhr sie nach kurzer Pause fort, und ein Zug des Hasses trat in ihr glühendes Auge, „um ein paar elender Groschen willen. Kind, vergiß nicht, daß das Blut Deines Vaters die verruchte Erde hier getränkt hat! Und keine Hand hat sich gerührt die Mörder zu fangen."

Mit heißen Wangen lauschte der Knabe den Worten der Mutter. Verschwommen nur stand ihm das Bild seines Vaters aus der Kinderzeit vor Augen. Was hatte er ihnen getan, daß sie ihn mordeten, den bleichen, stillen Mann? — Und die Worte der Mutter fielen auf fruchtbaren Boden. Er floh nun nicht mehr vor seinigen Peinigern, und jeden Schlag gab er wieder. Und gar bald ließen sie nach, die Schmähungen; und die Püffe und Stöße wurden seltener, seit der Jud' nichts mehr geduldig hinnahm, sondern Gleiches mit Gleichem vergalt.

Nur wenn die rotbäckigen Bauernbürschlein im sicheren Hort des väterlichen Hauses sich befanden, oder wenn der breite Marienaltar am Toreingange des Hofes sie schützte, flogen noch die Steine hinter dem Jud' her, wurden noch die Hunde durch zischende Hetzlaute zur Verfolgung angetrieben.

Franzl, der Sohn des reichen Müllers, entwickelte einen besonderen Jagdeifer auf das waidwunde Wild. Stets war er hinter ihm her mit Hunden und Steinen. Der Müller schaute lachend dem Treiben seines Aeltesten zu und streichelte ihm wohl gar lobend den Kopf, wenn er den Jud' mit einem ganz besonders schweren Stein getroffen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Winter war's. Die Dorfjugend tummelte sich auf dem Eise. Einige Vorwitzige wagten sich weit hinaus auf die schwankende Decke des Dorfangers. Da, ein Schrei, ein Krachen und Knirschen des Eises, und zwei Knaben verschwinden in den eisigen Fluten. Entsetzt schreien die Kinder auf; kein Erwachsener ist in der Nähe, und zum Dorfe sind's mindestens fünfzehn Minuten. Doch der eine der Verunglückten klammert sich fest an eine mächtige Scholle und erreicht wirklich nach mühseligem Ringen das rettende Ufer. Der andere dagegen kämpft noch verzweiflungsvoll mit den Wellen — der Franzl ist's. Doch keiner kann ihm helfen. — —

Immer schwächer wird sein Rufen, immer unbeholfener seine Bewegungen. — — —

Auch Moritz schaut dem aufregenden Schauspiel zu. Dort kämpft sein Feind mit dem Tode. Das ist die kommende Rache für des Vaters Ermordung, fährt es flammend durch seine Seele.

Doch herzzerschneidend dringt das letzte verzweifelte Aechzen des Versinkenden an sein Ohr. — Die Stiefeln sind herunter von den Füßen, und schon taucht er, ein gewandter Schwimmer, nach dem Körper des Verunglückten. An den Haaren zieht er ihn empor. Mit schwachen Kräften sucht er den Bewußtlosen ans Ufer zu schleppen. Alles geht gut; nur wenige Meter trennen ihn noch von dem rettenden Strande.

Da erwacht der Halbgerettete aus der Umnachtung der Sinne. Verzweiflungsvoll klammert er sich an seinen Retter an und lähmt dessen Bewegungen. Vergebens sucht dieser freie Hand zu bekommen; die Kräfte des anderen, durch die Verzweiflung verzehnfacht, umschlingen ihn polypenhaft und reißen ihn nieder in den eisigen Strudel.

Einige Stunden später brachte man zwei Leichen ins Dorf.

Und drei Tage darauf nahm ein prächtiger Trauerzug von der Mühle aus seinen Weg. Lautes Wehklagen erfüllte die Lüfte, die von Weihrauchwolken geschwängert sind. Das ganze Dorf folgte der kranzbedeckten Bahre. Schallend lassen die Glocken ihre metallene Stimme ertönen. Rotröckige Knaben schwingen die Rauchfässer, und weißgekleide Priester schreiten dem Zuge voran. — — —

Ein Berg von Kränzen türmt sich auf dem frischen Hügel unter dem Lindenbaume auf und goldbefranste Seidenschleifen rufen dem Ruhenden Abschiedsgrüße zu.

Wenig später ging noch ein anderer Leichenzug der Gräberstätte zu. Doch kein Glockengeläute ertönt; kein Weihrauchdampf erfüllt die Luft. Zwei dürftige Kränze schmücken die Bahre, der eine tiefgebeugte Mutter wankend folgt — sonst schreitet niemand hinter dem schmucklosen Kasten. Es ist ja nur der Jud', der hier zu seiner Ruhestätte am Friedhofszaune geschleppt wird. — — — — —

Von weitem kriecht mühselig eine blinde Katze kläglich miauend dem düsteren Zuge nach.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 28. Berlin, 13. Juli 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Anthropologie und Antisemitismus.

Nichts ist so widerlich im Kulturleben, als die Hatbheit und Hohlheit, die sich mit Phrasen schmückt. Halbbildung ist viel unsympathischer als Unbildung, weit sie anspruchsvoller, protziger auftritt. Mir war daher stets der rohe Antisemitismus des ungebildeten Volkes noch viel erträglicher, als der sogenannte vornehme, wissenschaftliche. Wenn ein Antisemit ehrlich sagt: „Ich hasse die Juden", so ist das zwar nicht der Standpunkt der Ethik und der Vernunft, denn beide verwerfen die Herrschaft des Instinkts, aber das ist wenigstens ein begreiflicher Gefühlsantisemitismus. Wenn man sich aber mit dem Nimbus der Wissenschaft umgibt und so tut, als wenn man aufgrund einer wirklichen Forschung zu antisemitischen Resultaten gelangt ist, dann ist die Sache widerlich. Wer die Wissenschaft für politisch reaktionäre Zwecke ausnützt, der bekundet dadurch, daß ihm sogar die Achtung vor der Wissenschaft, die erste Bedingung der Forschung, fehlt.

Mit allen möglichen Wissenschaften hat der Antisemitismus bereits kokettiert und gar manche Körbe heimgeführt. Jeder Versuch, den Antisemitismus wissenschafttich zu begründen, mußte schon nach kurzer Zeit zum Bankrott führen. Die Statistik hat gänzlich versagt, und als man ihr Zwang antun wollte, sträubte sie sich energisch dagegen. Die Geschichtsforschung hat das Gegenteil von dem bewiesen, was die Antisemiten wollen. Nun haben sie sich in letzter Zeit mit aller Gewalt auf die Rassenlehre geworfen.

Was will diese Rassenlehre? Die Völker nach ihren Blutarten einteilen und ihre Haupteigenschaften und den Gesamtcharakter aus dem Rassenmitieu erklären.

Diese Lehre befindet sich bis heute noch im Vorhof der Wissenschaft, und feste Resultate fehlen noch überall. Bis jetzt sind nur Bausteine herbeigebracht worden, die vielleicht einst zu einem herrlichen Bau führen werden. Wir sind überzeugt, kommt es einmat zu einer wirklich genauen wissentschaften Analyse der Rassen, dann werden die Juden dabei nicht schlecht fahren. Es wird sich dann zeigen, daß das Gute an ihnen meistens ursprünglich, das Schlechte aber nicht tn ihrem Wesen liegt, sondern im Ghetto durch Not und Elend künstlich erzeugt worden ist. Zu dieser Annahme berechtigt einerseits die Höhe der altjüdischen Kultur in ethischer unb geistiger Hinsicht und andererseits der stete Rückgang derjenigen Fehler, die man als spezifisch jüdisch zu bezeichnen pflegt. Allein, kein Volk hat soviele Wandtungen durchgemacht, ist mit so vielen Kulturen in Berührung gekommen wie Israel, — es ist hier daher noch schwieriger als bei jedem anderen Volke, zu sagen, was urfprünglich, also Rasse ist. Eine gründliche Analyse gehört hier fast zu den Unmögtichkeiten.

Politisch kann man gerechterweise nie aus Rassenlehren Kapital schlagen. Denn heute deckt sich Volk nirgends mit „natio". Rechte im Staatsleben, Rechte realer Natur, beruhen auf Pflichten, nicht auf Blut. Schließlich haben wir für das Nationate gar keinen zuvertässigen Maßstab, und in tetzter Reihe entscheidet der Wille des Individuums, ob es sich zu dieser Nation zugehörig fühtt oder nicht. Kein Mensch wird Adalbert von Chamisso als nicht deutsch national betrachten, trotzdem er Franzose von Geburt war. Dagegen kann einer aus reinstem germanischem Blute sein und doch sehr wenig deutsch empfinden. Beispiele dafür fehlen nirgends. Alle Achtung vor der Forschung, nur sollen weder von antisemitischer, noch von jüdisch-chauvinistischer Seite Schlüsse für die Gestaltung der Zukunft daraus gezogen werden. Wie die Judenheit sich politisch entwickeln wird, das hängt von vielen, zumeist uns gänzlich unbekannten Faktoren ab.

Bis heute haben alle anthropologischen Forschungen in ihrer Anwendung auf politische Dinge zu Lächertichkeiten geführt, und sie müssen in den Händen von Ignoranten sich ganz komisch gestatten. Wenn man Forschungen mit einer gewissen Tendenz anstellt, so kann nur Schiefes herauskommen. Wenn man Rassenstudien betreibt, um zu beweisen, daß die semitische Rasse alle ihre Angehörigen dazu verdammt, Wucher zu treiben und mit alten Hosen zu handeln, so kann man keine guten Früchte erwarten. Die Naivetät, mit der hier Hypothesen aufgestellt und ganze wissenschaftliche Paläste in der Luft aufgebaut werden, ist wirklich bewunderungswürdig. Ein zweiter Dickens könnte einen neuen Pickwickroman daraus machen.

Einen sotchen Heiden will ich heute den Lesern dieses Blattes vorführen. Er zeichnet bescheiden nur mit dem Buchstaben „v. C." und er öffnet doch der Menschheit neue Bahnen. Er macht gänzlich neue Entdeckungen in dem ebenso ästheiisch erhebenden wie wissenschaftlich vertiefenden Organe Liebermann von Sonnenbergs. Der Artikel ist überschrieben: „Beobachtungen über den Typus der Juden." Also, wohtgemerkt: es sind keine bloßen Theorien, sondern empirische Wahrheiten, die uns hier verkündet werden. Und in der Tat, wir erleben hier Ueberraschungen auf Ueberraschungen. Schon der erste Satz, die Einteitung, ist eine Sensation ersten Ranges. Es heißt nämlich am Anfang:

„Denn im allgemeinen hat man bei uns in Deutschland wenig Blick und Verständnis für den jüdischen Typus und wird durch die europäische Kleidung, Haar- und Bartfrisur getäuscht."

In diesem Satz wird der Kenner den zarten Duft verborgener Melancholie über das verlorene Paradies des Mittelalters und die keusche Sehnsucht nach der Erneuerung der „alten, guten Zeit" herauslesen. Ja, es wäre doch herrlich, wenn die Juden jetzt noch mit dem gelben Flecken umherliefen, auf daß sie jeder erkennt und sich an ihnen nach Wunsch belustigt. Da brauchte man keine zweibeinigen Stierkämpfer, keine Pücklerversammlungen und keine Ahlwardt-Vorstellungen. Man hält einfach einen Juden auf der Straße an, quält ihn, solange man will, befriedigt seine perverfen Gelüste der Grausamkeit durch diese edle Beschäftigung und geht mit dem Bewußtsein, ein echter Germane zu sein, an den Stammtisch. Es gäbe dann wenigstens eine Gattung von Menschen, über die jeder Herr wäre, eine süße Lust für das Tier in der menschlichen Brust. Nun ist aber diese Zeit geschwunden, und — zum Leidwesen aller Reaktionäre — für immer geschwunden. Dagegen ist nichts zu machen, man muß sich nun mit den Abfällen der alten, goldenen Zeit, mit Ritualmord, Brunnenvergiftung, Schächtfrage u. s. w. behelfen. Das alles ist verständlich, aber wie? fragen wir: haben bis jetzt nicht alle antisemitischen Theorien behauptet, daß man einen Juden schon aus der Vogelperspektive erkennt? Und nun müssen wir vernehmen, daß man leider oft in Deutschland keinen Blick für den jüdischen Typus hat und erst eine gründliche Anleitung haben muß, um einen Juden zu erkennen! Wir sehen schon im Geiste die Zeit kommen, wo jeder Antisemit mit einem neuen Bädeker in der Hand jeden Menschen auf der Straße studieren wird, um an gewissen Merkmalen den Juden zu erkennen. O tempora, o mores, was soll daraus werden, wenn man den Juden überhaupt nicht mehr erkennt? Was hilft dann die Lehre Pücklers, wenn man Gefahr läuft, statt eines Juden einen waschechten Antisemiten auf der Straße durchzuprügeln? Dazu kommt noch, daß die Theorie unseres Autors ein wenig kompliziert und umständlich ist.

Zunächst verweist der Verfasser auf den kürzeren Daumen bei den Juden. Ich muß gestehen, daß mir das noch nie aufgefallen ist. Wahrscheinlich stehen Nase und Daumen in einem reziproken Verhältnisse zu einander: je länger die Nase, desto kürzer der Daumen. Die Natur verschenkt nichts, und wenn sie bei der Nase zu freigebig war, so rächt sie sich auf eine andere Weise. Vielleicht kommt auch der kurze Daumen davon, daß die Juden viel mit den Händen reden und dabei den Daumen stark abnützen Das schlimmste ist, daß die Wirklichkeit so hartnäckig ist, sich dieser geistreichen Theorie nicht beugen zu wollen. Ich bin ein echter Jude, wenigstens für zehn Generationen nachweislich. Und bei einer Messung, die ich in einer großen Gesellschaft vornahm, stellte sich heraus, daß mein Daumen so breit ist, länger als der vieler Christen zu sein. Und selbst, wenn das zutreffen würde, scheint mir dieses Merkmal nicht so sehr in die Augen zu fallen, daß man daran den Juden erkennen könnte. Für die Praxis also ist diese wundervolle Entdeckung von keinem allzugroßen Wert.

Der findige Forscher zitiert weiter:

„Dabei ist noch zu bemerken, daß man auffallend häufig findet, wie der Muskel, den wir die Maus nennen, sehr dick und fleischig ist. Nach einer guten Photographie war Gambetta ein Beispiel."

Auch das scheint mir kein glücklicher Fund zu sein. Daß Gambetta jüdischer Abstammung war, ist nichts weniger als sicher, noch unsicherer wahrscheinlich die Güte jener Photographie. Wenn ich mich recht erinnere, ist dieser Muskel bei vielen Antisemiten, namentlich bei Ahlwardt, sehr dick. Ich will damit nicht behaupten, daß dieser Heros jüdischer Abstammung ist. Ich bin nicht unbescheiden und überlasse Ahlwardt, Pückler, und wenn es sein muß, auch Liebermann von Sonnenberg und Bruhn neidlos der arischen Rasse. Jedenfalls aber hat sich die Natur hier einen schlechten Witz erlaubt, wahrscheinlich rächen sich auch dann diese Herren an ihr und treten häufig sehr unnatürlich auf.

„Was die Figur betrifft, so ist das Gesäß meist glatt und nach hinten hängend." So lautet die Weisheit unseres Anthropologen. Dann hätten also die Juden etwas weibliches an sich, während man ihnen doch sonst alles Weiche und Zarte abspricht. Aber ganz davon abgesehen, scheint mir die Zumutung, diesen Körperteil stets zu messen, und zu beobachten, etwas zu kühn.

„Sehr verbreitet ist die jüdische Fettsucht, was vielleicht auch mit der Unmäßigkeit der Juden im Essen zusammenhängt. Sie lieben Süßigkeiten und Kuchen. Ihre Art zu essen ist für unser Gefühl widerlich und hat fast etwas Tierisches." Auch das ist keine Wahrheit, trotzdem es vielfach geglaubt wird. Bei jüdischen Männern habe ich bis jetzt die Fettsucht weniger verbreitet gefunden, trotzdem sie mehr Accent auf Essen, als auf Trinken legen. Die Vorliebe für Süßigkeiten findet man bei allen südlichen Völkern, auch bei den waschechten Ariern. Auch die Art zu essen ist mir nicht aufgefallen. Freilich setze ich mich mit jüdischen Viehhändlern ebensowenig zu Tisch, wie mit christlichen Bauern. Die Aesthetik dürfte bei Beiden gleich stark ausgebildet sein. Aber ich meine, wir Deutsche, über deren Sitten die Ausländer so sehr klagen, sollten doch in solchen Dingen etwas toleranter sein. Was Einem persönlich nicht zusagt, das braucht deswegen noch nicht unschön oder gar unanständig zu sein. Feine Manieren ist das Resultat einer langen Erziehung, und sie haben in der Regel mit Religion ebenso wenig wie mit der Abstammung etwas zu schaffen.

Eine wunderbare Leistung ist folgende Stelle: „Charakteristisch ist das Auge. Mag dessen Farbe schwarz, (die Regel), braun, grau, blau sein, nie kann man tief hineinsehen. Die jüdischen Augen sind wie von Glas, seelenlos. Der Ausdruck ist, je nachdem, frech, oder lauernd. Der Augapfel ist oft auffallend groß und aus den Augenhöhlen herausstehend, dann wieder ganz tiefliegend, wie auf der Lauer. Mitunter kommt es vor, daß beide Augen nahe aneinanderstehen, wie bei den Affen. Die fast die Regel bildende krumme Nase ist doch nicht allgemein. Bei dem Stamme Levi findet man oft gerade und schön gebildete Nasen."

Nun wissen wir es ganz genau: die Augen der Juden können schwarz, braun, grau oder blau sein; der Ausdruck kann frech oder auch lauernd, die Lage des Augapfels bald tief, bald herausstehend sein. Wenn das keine wissenschaftliche präzise Beschreibung ist, dann gibt es keine mehr. Also, merke Dir, lieber Arier, der Du jede Berührung mit einem Semiten scheust! So Du einen Mann mit schwarzem Auge siehst, — das ist ein Jude. Blickt Dich ein braunes Auge an, — weiche fort, es ist ein Semit, oder noch schlimmer, eine Jüdin. Strahlt Dir ein stahlgraues oder himmelblaues Auge an, — o Entsetzen, es ist ein Hebräer, der auf einen Ritualmord lauert und die Vernichtung der ganzen arischen Rasse im Schilde führt. Vor allem merke Dir genau den Ausdruck: er ist bei den Semiten „je nachdem (es hängt wohl vom Wetter ab) frech oder lauernd." Vergiß aber auch die Lage des Auges nicht. Das Auge ist groß und aus den Augenhöhlen herausstehend? — es ist ein Sohn Israels ohne Zweifel, der die Herrschaft der Welt in der Tasche trägt. Das Auge ist klein und liegt tief? Wende Deinen Blick ab, es ist ein Hebräer, der direkt vom roten Meere kommt und geraden Weges zur Börse eilt, um der Welt die Gesetze seiner Willkür zu diktieren. Am besten tust Du, — Du meidest sie alle, alle — die Augen haben. Ach, sie sind trügerisch, all die Farben. Und klammerst Du Dich in Deiner Verzweiflung an der Nase, auch da läßt Dich alles im Stich, denn o weh, die Kinder des Stammes Levi haben gerade und schöngebildete Nasen, und wenn man

nicht zufällig Herr o. C. ist, weiß man ja nicht, wie man den Stamm Leoi herausfinden kann. Da gibt es nun einen Ausweg, — Du gehst nach Borkum, nach Klein-Tschirne oder nach Kamerun hin, da gibt es keine Juden; sonst ist alles in der Welt verjudet.

Unser anthropologischer Bahnbrecher zitiert weiter: „Eine besondere Eigentümlichkeit ist folgende: Wenn wir durch irgend etwas überrascht werden, z. B. durch ein unerwartetes Geräusch, so wenden wir wohl ganz plötzlich den Kopf nach der Seite oder nach oben, sonst drehen wir in der Regel den Kopf ruhig und langsam. Die Juden machen alle Bewegungen mit dem Kopfe ruckweise, wie die Vögel."

Auch das ist wieder zu subtil. Wahrscheinlich ist das wiederum die Eigenschaft eines besonderen Stammes, des Stammes Ephraim oder Manasse. Bis jetzt ist mir nicht aufgefallen, daß die Juden den Kopf anders bewegen, wie die andere Menschheit. Als ich selbst das Experiment der ruckweisen Kopfbewegung versuchte — bekam ich bald heftige Kompfschmerzen und mußte den Versuch aufgeben. Ich wüßte auch nicht, wie Kopfbewegungen ein Charakteristikum einer Rasse bilden soll. Schließlich ist das doch mehr Sache des Temperaments.

Aber nun kommen wir endlich zum Ausgangspunkt aller Rassenlehren, zur Beschreibung der Schädelbildung. Hier müssen wir wohl einen Ausweg aus dem Labyrinth finden, hier müssen wir eine feste Norm zur Beurteilung des Juden gewinnen. Aber — der Mensch denkt, und Herr v. C. lenkt. Er schreibt:

„Bei seiner Schädelbildung ist dem Juden die europäische Kopfbedeckung, namentlich der Hut, unbequem. Am bequemsten ist es ihm, wenn er den Hut, die Mütze, auf dem Hinterkopf trägt. Sonst setzt er beides vorn, tief in die Stirn gedrückt auf, letzterenfalls oft schief. Vor einigen Jahren brachte der Londoner „Punch" eine sehr gute Karrikatur hierauf, wie denn überhaupt die Zeichner des „Punch" in Betreff der Juden eine sehr feine Beobachtung zeigen. Deshalb wechseln die Juden damit häufig und setzen den Hut bald nach vorn, bald nach hinten, was man auf der Straße beobachten kann. Unsere Studenten tragen die zu kleine Mütze auf dem Hinterkopf und das Haar vorn in die Stirn gestrichen. Sie wissen nicht, daß sie sich damit jüdisch tragen, daß ihnen die abscheuliche Mode von dem jüdischen Modemagazin oktroiert ist und sie auf diese Weise von den Juden persifliert werden".

Enttäuscht fragen wir: soll das das Resultat aller Forschungen sein, daß den Juden die europäische Kopfbedeckung unbequem ist? Wenn man nicht gerade hinten in der Polackei lebt, wird man wohl nicht viele Juden finden, die den Hut auf dem Hinterkopf oder tief in der Stirn tragen. Wären nur diejenigen Juden, die die Hüte so tragen, — dann wäre es bald mit dem antisemitischen Geschäft alle, und die Herren Volksbeglücker müßten dann irgend eine andere Antipartei bilden. Und daß die Burschenschaften und die Korps, die auserlesene germanische Jugend, gerade diese Judentracht annehmen mußten, — das ist ganz fatal. Ja, diese Juden! sogar den antijüdischen Korps drängen sie ihre Mode auf.

Also, auch hier zwar sehr scharfsinnige Beobachtungen, aber nicht viel Greifbares. Etwas festeren Boden wähnen wir unter unseren Füßen zu fühlen, wenn wir zu der Betrachtung über die Haare kommen, aber, von allzugroßer Sicherheit erweist sich auch dieser Boden nicht, er scheint unterwühlt zu sein, denn er fängt ganz bedenklich zu schwanken an. Herr v. C. schreibt:

„Charakteristisch ist endlich Haar- und Bartwuchs. Wenn man mitunter bei den Juden einen wollartigen Haarwuchs findet, so muß, vielleicht in egyptischer Zeit, eine Vermischung mit Negern stattgefunden haben. Backen- und Kinnbart sind nach vorn gerichtet, was wohl bekannt ist. Weniger bekannt und beachtet, obwohl besonders kennzeichnend, ist folgendes: Während bei den europäischen Völkern der Backenbart dicht oder nahe am Ohr beginnt, beginnt er bei den Juden etwas entfernter davon, so, daß zwischen dem Ohr und dem Bart ein stark fingerbreiter Raum bartlos ist, und der Beginn des Bartes bildet eine ganz scharfe Linie, die sich bis zum Halse fortsetzt. Auch wenn der Bart rasiert ist, und man sieht den Mann halb von hinten, so kann man schon allein an diesem Merkmal erkennen, daß man einen Juden vor sich hat".

Also, in Egypten haben sich die Juden mit den Negern vermengt. Ja, wo giebt es in Egypten Neger? Und ferner, wenn sie sich vermengt haben, dann sind sie ja gar keine reinen Semiten mehr. Ganz egal! die Bärte und Kopfhaare sind den Negern gegen das Pfand der Liebe entliehen. Backen- und Kinnbart sind nach vorn gerichtet, was „bekannt" ist. Ja, wem bekannt? Menschen ohne antisemitische Brille wahrlich nicht. Noch weniger bekannt ist mir freilich, daß bei den Juden der Bart erst unten anfängt. Ich habe in den russischen Ghettis, wo doch der urwüchsigste Typus der Juden vertreten ist, Männer getroffen, die einen so starken Bart- und Kopfhaarwuchs hatten, daß das Gesicht sich darin wie ein im dichten Walde verstecktes Häuschen ausnahm.

Unser Gewährsmann schreibt weiter: „Während bei uns die Kopfhaut, wenn auch blaß, doch ein wenig gerötet ist, was bei kahlen Platten sichtbar wird, ist die Kopfhaut des Juden von einer leichenhaften Bläße. Wenn in einem Saale eine Versammlung tagt, und man befindet sich auf einem Balkon und sieht auf die Versammlung herab, so kann man schon allein daran die jüdischen Köpfe herauserkennen. Auch im Theater kann man das beachten."

Nun, noch an den kahlen Platten Studien zu machen, das ist schon ein wenig boshaft. Ich glaube auch, daß das Ganze Täuschung ist. Die jüdischen kahlen Platten sind nicht immer blaß, sie erbleichten nur, weil sie sich von so einem gewaltigen Anthropologen, wie Herr o. C., beobachtet fühlten.

Doch genug des grausamen Spiels. Es wird Einem so wirr im Kopfe, wie in einer — Pückler-Versammlung. Wenn der Herr o. C. keine karnevalistische Rede halten wollte, dann verdient er eine Professur an der Universität Dalldorf. Das Komische und doch wiederum Traurige dabei ist, daß Tausende diesen kompletten Blödsinn als Wissenschaft betrachten. Ja, warum nicht auch? Im Grunde ist zwischen dieser „Anthropologie" und der Rassentheorie des Herrn Chamberlain nur der Unterschied, daß jener viel gelesen hat und sehr geistreicheln kann. Der wissenschaftliche Gehalt ist bei beiden der gleiche. Ich glaube, man kommt all' diesen Torheiten am besten bei, wenn man sie als das nimmt, was sie sind: als Torheiten und Krankheiten unserer Zeit, und darüber lacht. Mir wenigstens geht es so, daß ich mich über all' die Produkte der Narrheit nicht mehr ärgere. Ich lache darüber und nicht einmal gistig. Nur über eins kann ich nicht lachen, — wenn die Antisemiten anfangen Witze zu machen, denn über antisemitische Witze ist wahrlich nicht zu lachen.

F. S.

---

## Das Reich und die konfessionellen Bäder und Sommerfrischen.

Seit längerer Zeit ist der Besuch von Bädern und Sommerfrischen nicht mehr das Privilegium der begüterten Klassen. Das Reich hat durch seine humane Sozialgesetzgebung dafür gesorgt, daß auch die Armen, die zu einer Krankenkasse gehören, ins Bad oder in eine Sommerfrische geschickt werden können. Die Krankenkassenärzte machen auch von Jahr zu Jahr nicht nur im Interesse der Patienten,

sondern auch im wohlverstandenen Interesse der Kassen und des Reichs davon immer mehr Gebrauch. Natürlich müssen sie dann, je häufiger sie den in den Krankenkassen Versicherten die Wohltat zuteil werden lassen, desto mehr darauf sehen, daß den Kassen nicht noch unnötige Kosten entstehen. Weder hat der Kassenarzt das Recht, sich nach der Konfession des Patienten zu erkundigen, noch hat der Patient die Pflicht, dem Arzte über seine Konfession Auskunft zu geben. Aber selbst wenn der Arzt das Glaubensbekenntnis des Patienten wüßte, hätte er lediglich, weil es einer protestantischen, katholischen und am allermeisten einer antisemitischen Clique paßt, den Frieden der Erholungszeit zu stören, nicht wohl das Recht, die Kostenlast der Krankenkasse zu vermehren und den Patienten in ein fernes und vielleicht auch sonst teureres Bad zu schicken, um so den Patienten vor den Erfolg der Kur möglicherweise beeinträchtigenden Brutalitäten zu sichern.

Demnach hat das Reich nicht mehr nur ein ideales, sondern auch ein sehr großes materielles Interesse daran, daß Kurgäste in den Bädern nicht von Rüpeln behelligt und in ihrer Kur oder Erholung gestört werden. Es schwillt sonst der Reichszuschuß — es müssen ja auch die Invaliden in Betracht gezogen werden, deren Zahl sich vermehrt, wenn die Kranken nicht ungestört ihrer Kur oder Erholung leben können — noch mehr an, wodurch der ganze stolze Bau unserer Arbeiterversicherungsgesetzgebung geradezu gefährdet wird. Auch das große Publikum hat ein lebhafteres Interesse daran, daß dem Unfug der konfessionellen Verhetzung in den Bädern ein Ende bereitet werde.

Man macht immer so viel Aufhebens, wenn einmal bekannt wird, daß in einem Krankenhause mit allzu großem Eifer für das Seelenheil eines Patienten gesorgt wird; unseres Erachtens mit Recht, denn im Krankenhause ist der Patient in erster und letzter Reihe nur Patient. Aber das muß man doch anerkennen, daß der religiöse Ueberetfer der Krankenpfleger gut gemeint ist. Wenn also dagegen das Publikum schon sich so ereifert, um wie viel ernster, energischer, nachdrücklicher müßte es Stellung nehmen dagegen, daß der Frieden in der Heilung und Erholung geweihten Stätten durch Ungezogenheiten schlimmster Art gebrochen wird. Solche barbarische Zustände dürften in keinem Kulturlande geduldet werden. Die Behörde in Karlsbad ist mit gutem Beispiele vorangegangen, indem sie dem Treiben des antisemitischen Gastwirts entgegentrat, und wa ein Wille ist, wird überall ein Weg sich finden lassen.

Das gesittete Publikum in Deutschland aber hat genug eigene Mittel, den Badedirektionen zu zeigen, daß es die Verkonfessionalisierung der von der konfessionslosen Natur gegen die konfessionslosen Krankheiten gütig geschaffenen Bäder und Sommerfrischen nimmermehr dulden will, eben so wenig wie es dulden würde, daß etwa konfessionelle Apotheken sich auftun.

---

## Zur Judenfrage in Rußland.

Der Wiener Schriftsteller Dr. Hugo Ganz hat als Frucht einer längeren Studienreise durch Rußland eine Sammlung von Essats über russische Zustände erscheinen lassen, in denen er auch die Judenfrage in Rußland berührte.

Drei Gründe sind es vornehmlich, schreibt Ganz, von denen allerdings jeder einzelne schon genügt, die Juden in eine üble Lage zu brlngeu, aber auch das russische Regime in seiner ganzen für Westeuropäer fast unverständlichen Verworfenheit zu kennzeichnen.

Der erste ist der große Einfluß der reichen russischen Wucherer auf die Behörden. Auch der Jude wuchert, wo er kann — wer sollte sich bei der gewollten Demaralisation des Pserches darüber wundern! — aber er hält sich im Vergleich zu seinen russischen Kollegen in den bescheidenen Grenzen, zu denen ihn seine Lage zwingt. Es muß ihm lieber sein, den Schuldner zahlungsfähig zu erhalten, als ihn von seinem Hab und Gut zu drängen, das er, der Jude, ja ohnehin nicht erstehen kann. Der russische Wucherer aber braucht kein Erbarmen zu kennen, weil er seinem Opfer gelassen den Acker wegnimmt und entweder verpachtet oder mit Nutzen wieder verkauft oder auch seinem eigenen Grund und Boden zufügt. Denn ein großer Teil der russischen Wucherer gehört der Gilde der Dorfwucherer an. Diese Leute beeinflussen mit ihrem Gelde die subalternen Behörden; die großen Spekulanten aber, die Wuchermillionäre von Moskau und Petersburg, die gleichfalls die billiger arbeitende jüdische Kankurrenz zu befürchten hätten, sind mächtig genug, auch Senatoren und Minister nach ihren Wünschen zu beeinflussen. So ist der russische Wucherer der erste Ankläger und Feind der Juden.

Der zweite, mächtigere, ist der Geist Pobjedonoszews, des Fanatikers der Uniformität. Dieser juristisch-theologische Scholastiker ist zu dürr an geistigem Vermögen, um eine Staatskonzeption zu bewältigen, die irgend einer konfessionellen oder nationalen Mannigfaltigkeit der Reichsbewohner Rechnung trüge. Vor allem aber würde jedliche Toleranz die drei Grundpfeiler untergraben, auf denen seiner Auffassung nach das russische Reich einzig ruhen kann: Autokratie, Orthodoxie, Russentum.

Die dritte Ursache der Judenverfolgung ist in der unmenschlichen Politik Plehwes zu suchen, der dem humanen Zaren und vielleicht mehr noch der westeuropäisch denkenden Zarin den Nachweis liefern will, daß es ohne die Juden in Rußland überhaupt keine Opposition gäde und zu dem Zweck die Juden nicht nur genauer in den Registern der Polizei führen läßt, wenn sie sich irgend ein potittsches Vergehen, als die Teilnahme an einer verbotenen Versammlung zu schulden kommen lassen, sondern sie auch direkt provoziert, um sie in die Reihen der Revolutionäre zu treiben und diese damit zu kompromittieren.

Als persönliche, aber darum nicht minder wirksame Ursache der Judenverfolgungen muß noch der Judenhaß der Zarenmutter und des Großfürsten Sergius, Generalgouverneurs von Moskau, erwähnt werden. Bruder und Gattin Alexanders III. konservieren dessen Gesinnungen. Diesem unglücklichen Menschen war van schuldbewußten Leuten eingeredet worden, jüdische Lieferanten hätten die Niederlagen der Russen im türkischen Krieg verschuldet, und so schwer etwas in seinen Kopf hineinging, so schwer ging es auch wieder hinaus.

Ein letzter Grund der Judendrangsalierungen, der von manchen als der wichtigste betrachtet wird, ist die sichere Rente, die für jeden gewissenlosen Beamten die Judengesetzgebung bedeutet. Die meisten der gegen die Juden gerichteten Gesetze sind überhaupt nicht durchführbar oder werden doch nur in ganz mangelhafter Weise durchgeführt dank der Bestechlichkeit der russischen Beamtenschaft. Der Absolutismus gemildert durch Korruption, auf die Situation der Juden paßt dies bittere Wort am besten. Aber was ihnen die Lage einigermaßen erleichtert, erschwert sie ihnen auf der anderen wieder und es ist recht die Frage, ob das Loskaufsgeld der einen Generation nicht zum Einkaufsgeld für die andere wird.

Es ist selbstverständlich, daß, wer nur immer es vermag, sich aus dem Elend des Ghettos zu retten versucht. Einige schmale Pförtchen hat ja auch die russische Gesetzgebung offen gelassen, und durch diese quetschen sich strebsame Juden mit dem Aufgebote aller Kraft, und — Schlauheit. Da entwickelt sich nun ein Kampf zwischen Brutalität und Pfiffigkeit, der auch der Komik nicht entbehrt. Die judenfeindlichen Behörden suchen natürlich zu verhindern, daß allzu viele Juden dem Ghetto entrinnen und sich in Städten ansiedeln, die man möglichst „judenrein“ erhalten möchte;

die Juden aber versuchen immer wieder die Verbote und rechtswidrig ausgelegten Verordnungen zu umgehen und sich dort einzunisten, wo ihnen die Möglichkeit eines Erwerbes gegeben ist. Solche Städte sind beispielsweise Petersburg und Moskau. Es streift auch ans Tragische, welchen Martern sich Juden und Jüdinnen unterziehen, um das Aufenthaltsrecht in diesen Städten zu erlangen. Studieren darf eine nicht zuständige Jüdin dort nicht, wohl aber als Prostituierte dort wohnen. So hat sich ein junges unschuldiges Mädchen, um die Universität in Petersburg besuchen zu können, als Prostituierte einschreiben lassen wollen, ohne zu ahnen, welchen Förmlichkeiten sie sich dabei zu unterziehen habe. Bei der ärztlichen Untersuchung wurde aber der Sachverhalt sofort durchschaut und das junge Mädchen wegen versuchter Irreführung der Behörden bestraft und abgeschoben. Ein bekannter Orientalist, ein 70jähriger Greis, hatte Geschäfte in Moskau zu erledigen; es gelang ihm aber nicht, vor Nacht damit fertig zu werden. Kein Hotel hätte ihn aufgenommen, keinen seiner Freunde durfte er in Gefahr bringen, denn wenn bei den öfteren nächtlichen Streifungen in jüdischen Wohnungen ein jüdischer Gast ohne Paß erwischt wird, so verliert der Ansässige die Aufenthaltsberechtigung. In seiner Not fragte der Alte einen Bahnbediensteten, wo er denn die eisige Nacht verbringen könne. Da gab ihm dieser den guten Rat, die einzige Stätte aufzusuchen, wo man ohne Paß ein Zimmer nehmen und übernachten dürfe — ein Bordell. Und so mußte der 70jährige Mann, um nicht zu erfrieren, die Nacht mit einer betrunkenen Dirne in einem Zimmer weilen, wo er auf einem Stuhle sitzend, bis zum Morgen im Gebete verharrte. Der mir diese Geschichte mitteilte, war ein russischer Schriftsteller von edlem, weit gekanntem Namen.

Wer fünf Jahre in einer Gemeinde des Pferchs die Steuern erster Gilde gezahlt hat, erhält die Erlaubnis, den Pferch zu verlassen und sich anderwärts anzusiedeln. Aber er muß für jedes einzelne Glied seiner Familie unter den schwierigsten Formalitäten die gleiche Erlaubnis erlangen; wehe ihm, wenn ihm nun ein Kind nachgeboren wird! Dies hat keinerlei Zuständigkeit, und es kann dem Vater wohl geschehen, daß er zurück muß in den Pferch, weil die Tendenz der Gesetzgebung nicht dahin geht, Recht zu sichern, sondern die Juden in den Pferch zu bannen. Ein jüdischer Kaufmann erster Gilde in Moskau ersucht um das Recht, ein solches Kind in die Schule zu schicken. Die Aufnahme wird ihm verweigert, weil er nicht die nötigen Papiere besitzt. Der Vater appelliert an den Reichsrat in Petersburg und ersucht bis zur Fällung des dortigen Urteils um die provisorische Zulassung seines Kindes zum Schulunterricht. Aber Justizminister Murawiew legt Verwahrung dagegen ein, und so muß der Vater sich entweder Privatlehrer halten, oder das Kind ohne Unterricht aufwachsen lassen.

Wer als Gehilfe bei einem Dentisten gearbeitet und dort ein Zeugnis erlangt hat, darf sich ein Atelier eröffnen, für das nur die Vorschrift besteht, daß es gut eingerichtet sei und niemand darinnen schlafe. Diese Erleichterung ist gewährt mit Rücksicht darauf, daß in Rußland ein großer Mangel an Zahnärzten und Zahntechnikern herrscht. Nun kommt ein jüdischer Dentist zum Advokaten und klagt ihm, er habe sein Atelier eingerichtet und bei der Polizei sein Gesuch eingereicht, praktizieren zu dürfen. Die Polizei ließ sich erst drei Monate Zeit, kommt dann und erklärt, da er drei Monate lang sein Metier nicht ausgeübt habe, müsse er sofort Moskau verlassen! Er mußte sofort seine Wohnung räumen und die Nacht umherirren, weil er nirgends Unterkunft fand! Eine andere jüdische Dentistin wollte ihr Examen machen; man verlangte von ihr ein Zeugnis ihrer politischen Unbescholtenheit. Als sie um dieses anfuchte, verweigerte man es ihr, da sie kein Wohnrecht habe, also auch kein Zeugnis verlangen könne! . . .

Auszahlen muß er können, der Jude, dann geht es ihm nicht schlecht in Rußland, wo, wie gesagt, ein Volksantisemitismus gar nicht existiert und die natürliche Gutmütigkeit der Menschen das Leben sehr erleichtert! Aber wehe dem Armen, der nicht auf Schritt und Tritt zahlen kann! Wehe dem Strebsamen, der sein Los verbessern will, und wehe dem Rechtliebenden, der für seine Rechte oder gar für das öffentliche Wohl zu kämpfen sich erfrecht! Es steht unter dem Ausnahmegesetz für Juden, daß ihn jeder ungestraft treten und beleidigen darf, er ist unter den unglücklichen Untertanen des Zaren der unglücklichste. Seine Intelligenz, sein Rechtsgefühl sind Verbrechen gegen die heilige Ordnung, die Dummheit und Gehorsam verlangt, und so geschieht das geradezu Unbegreifliche, daß ein großes Reich aus Mangel an wirtschaftlichen Intelligenzen dem unvermeidlichen wirtschaftlichen Bankerott zugesteuert, während es fünf Millionen geborene Unternehmer besitzt, die in einem Menschenalter Rußland auch in eine wirtschaftliche Großmacht verwandeln könnten!

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Graf Pückler** soll sich mit der **Staatsbürgerzeitungs-Clique überworfen** haben. Nach der letzten aufgelösten Radauversammlung kam es nämlich, wie das „Kl. Journal" erzählt, zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem Dreschgrafen und seinem Protektor Wilhelm Bruhn. Letzterer machte dem Grafen ernste Vorhaltungen ob seiner „blutrünstigen Sprechweise" und betonte, daß man unter diesen Umständen davon absehen müsse, den gräflichen Redner künftig „auftreten" zu lassen. Der Graf überschüttete seinen bisherigen Parteigänger Bruhn mit köstlichen Redeblüten, unter denen Wendungen, wie „Feigling" die mildeste Form im Ausdruck bildeten. Wutschnaubend verließ der Kaltgestellte daraufhin das Lokal und sann nach Rache. Diese sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn bereits am nächsten Tage fand sich in der Person des Schneidermeisters Donner vom „Allgemeinen Verein der Gewerbetreibenden" ein anderer Unternehmer antisemitischer Versammlungen, der seine Bereitwilligkeit erklärte, den Grafen sprechen zu lassen. Darob ist die „Staatsbürgerztg." arg verschnupft und sperrt, wie sie es einst ihrem Freunde Ahlwardt gegenüber getan, alle Mitteilungen über Pücklers ferneres Erdenwallen.

Daß das Zerwürfnis auf die „blutrünstige Sprechweise" des Grafen zurückzuführen ist, bezweifeln wir. Denn diese ist sich immer gleich geblieben. Und niemals haben die Bruhn und Konsorten daran Anstoß genommen. Vorläufig schweigen sich beide Teile über die Ursachen der Trennung aus. — Aus einer der letzten unter dem Protektorat der Staatsbürgerzeitungs-Clique gehaltenen Reden des Grafen Pückler, die dieser Tage auf den Straßen Berlins verteilt worden ist, verzeichnen wir nachträglich folgende Stilblüten:

Nach kräftigen Schimpfworten über „das grünköpfige, hundsgemeine, niederträchtige, verfluchte orientalische Scheusal, den roten Manasse", meint der Redner u. a.: „Die Judenfrage ist nur zu lösen durch frisches und energisches Draufgehen und nicht auf gesetzlichem Wege; dieses alberne und törichte Gesetz der Judenemanzipation, das ist unser Unglück; an diesem Gesetz müssen wir zugrunde gehen, wenn wir es nicht endlich hinter den Ofen werfen; schmeißen wir die verdammten Gesetze auf eine Weile in die Ecke und regieren wir mal ohne Gesetze und ohne Rechte, ich glaube, die Sache wird auch gehen; jedenfalls sind wir dann die Juden los, das wird gehen wie ein Donnerwetter. Wir dürfen nicht warten, bis wir angegriffen werden von der jüdischen Demokratie, von Herrn Singer und Genossen. Auf, ihr roten Brüder, die Zeit zum Angriff ist gekommen. Der Sieg liegt in der forschen

und in der schneidigen Initiative. Rastlos vorwärts, rastlos vorwärts".

Wenn die Judenwirtschaft noch lange dauere, werde der liebenswürdige Ballin — „der Kerl studiert immer feste darauf los auf den Reichskanzler" — auch noch Kanzler werden: „Wenn aber dieses kleine, schwarze Männchen einzieht in die Wilhelmstraße, dann packe ich meine Sachen und gehe nach Amerika oder sonst irgend wohin, die heilige Versicherung kann ich Ihnen geben; dann sage ich après moi le déluge, dann kann der Teufel das Deutsche Reich holen, ich rühre dann jedenfalls keinen Finger mehr für Deutschlands Ruhm und Ehre. Es ist herrlich weit gekommen mit unserem Vaterlande, und es ist gegenwärtig kein großes Vergnügen, Deutscher zu sein, man hat nur Plagerei und Schinderei, Plagerei mit den scheußlichen Judenkerls und Schinderei und Quälerei mit den Behörden. Wir sind der reinste Judenstaat geworden. Nichtswürdig ist aber eine Nation, die nicht ihr alles setzt in ihren Ruhm und ihre Ehre und in ihre Freiheit. Nichtswürdig ist eine Nation, die sich beherrschen läßt von einem hergelaufenen Gesindel, nichtswürdig ist ein Volk, das nicht mehr Herr ist im eigenen Lande; nichtswürdig sind die Minister und Staatsmänner, die alle unsere Handwerker und Bauern ruinieren".

**Wegen Veröffentlichung eines antisemitischen Weihnachtsflugblattes** ist der Redakteur Hübbe von der „Deutschen Hochwacht" vom Landgericht I in Berlin wegen groben Unfugs zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Das Schöffengericht hatte ihn freigesprochen. Es handelte sich um eine sogenannte Weihnachtsbeilage, in der es unter anderem hieß: „Verflucht sei jedes Stück, und Unheil bringe es dem Hause, jedes Stück unter dem Weihnachtsbaum, das bei Juden gekauft ist." Das Urteil lautete nach dem Antrage des Staatsanwalts auf 30 Mk. Geldstrafe. In der Urteilsbegründung wurde ausgeführt, daß zweifellos die Möglichkeit vorliege, daß auch Nichtjuden sich durch das Weiblatt beunruhigt fühlten.

**Antisemiten unter falscher Flagge.** Die Gründung eines nationalen Wahlvereins für das Königreich Sachsen wird gegenwärtig von dem Führer der „Deutschen Reformpartei" in Sachsen, dem Reichs- und Landtagsabgeordneten Oswald Zimmermann, versucht. Wie aus der in Flugblattform verbreiteten Aufforderung zum Beitritt hervorgeht, ist es der Reformpartei darum zu tun, über den engeren Rahmen der Partei hinaus um Unterstützung in jeder Form zu werben. Die Mittel, die der „Nationale Wahlverein" aufbringt, sollen verwendet werden für Bildung eines nationalen Reichstagswahlfonds im Königreich Sachsen und für Werbe- und Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift gegen die Sozialdemokratie — und zwar dergestalt, daß der dritte Teil der Mitgliedsbeiträge für reformerische Reichstagskandidaturen in Sachsen aufgebraucht wird, während die anderen zwei Drittel zur Deckung der Verwaltungskosten, zur Verbreitung von Flugblättern, für Werbereisen u. s. w, sowie zur eventuellen Unterstützung von Kandidaturen befreundeter Parteien verausgabt werden. Zwar bedingt die Mitgliedschaft zum Wahlverein nicht die Mitgliedschaft zum Wahlverein nicht die Mitgliedschaft zur Reformpartei, aber trotzdem unterliegen alle Beschlüsse des Wahlvereins der Genehmigung des Vorstandes des Landesvereins der Deutschen Reformpartei.

Dazu bemerkt das „Vaterland", Organ des konservativen Landesvereins im Königreich Sachsen:

„Man sieht, es handelt sich bei der beabsichtigten Gründung in der Hauptsache darum, eine geeignete Farm zu finden, um konservative, nationalliberale und andere ordnungsparteiliche Staatsbürger zu veranlassen, Geld zu reformerischen Parteizwecken herzugeben. Daß man das Nashängeschild „Nationaler Wahlverein" gebraucht, ist in mehr als einer Beziehung interessant. Einerseits läßt die neue Bezeichnung die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß die Führer der Reformpartei die alte Firma nicht mehr als genügend zugkräftig ansehen, und andererseits gewinnt es Anschein, als wollten die Reformer durch die Annahme eines allgemeinen Sammelnamens in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie sich gegenüber anderen Parteien die Führung aneignen, auf die Anspruch zu erheben ihnen wohl kaum zusteht. Die konservative Partei Sachsens verhält sich deshalb der verfuchten Neugründung gegenüber reserviert".

## Vermischtes.

**Antisemitische Glossen zur Rothschildschen Zehnmillionenstiftung.** Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul — das lehrt die Spruchweisheit aller Völker. Eine Zehnmillionenstiftung verdiente sogar schon eine gewisse Anerkennung, zumal der Stifter nicht zu der Carnegieschen Weisheit sich bekennt, nach der es eine Schande sei reich zu sterben. Da es sich aber um eine Rothschildsche Stiftung handelt, d. h. um eine Schenkung von Juden, müßten die Antisemiten nicht Antisemiten sein, wenn sie nicht ihre hämischen Glossen dazu machen, ja allerlei Böses dahinter wittern sollten.

Die gutartigsten sagen: nun ja, die Rothschilds haben es ja dazu; das soll heißen, sie verdienen keinen besonderen Dank. Daß es sehr viele reiche, sehr reiche Leute gibt, die es auch dazu haben, aber nicht geben, davon schweigt der antisemitischen Sänger Höflichkeit.

Ein sehr geschmackvolles Motiv dichtet die „Kreuzztg." den Rothschilds an. Sie wollen für sich in alle Ewigkeit mit der Stiftung Reklame machen. „Jedesmal — so schreibt der Kreuzzeitungsdichter — wenn in Paris ein Bauplatz gekauft und ein Haus zur Verfügung der Arbeiter gestellt werden wird, wird der Name Rothschilds als der eines Wohltäters der Menschheit im allgemeinen und des vierten Standes im besondern genannt werden. Für eine so ununterbrochene, über den Tod der drei Stifter hinaus währende Reklame für die Dynastie Rothschild und die jüdische Hochfinanz kann man schon zehn Millionen opfern."

Den Vogel aber schießt, wie stets, die edle „Staatsbürgerztg." ab, die behauptet, die Rothschilds wollen mit ihrer Stiftung Geld verdienen. Wir begreifen zwar sehr wohl, daß ein solcher Gedanke dem geschäftsantisemitischen Blatte besonders nahe liegt, aber die Rothschilds haben es doch wahrhaftig nicht so nötig, überall Geschäftchen zu machen. Fast müßten Juden sich scheuen, durch eine größere Schenkung sich hervorzutun, damit es ihnen von antisemitischer Seite nicht falsch ausgelegt werde oder sie nicht noch zum Dank obendrein beschimpft werden. Zum Glück lassen sich die jüdischen Wohltäter durch das Gebelfere der antisemitischen Meute nicht in ihrem Tun beirren.

**Eine derbe Abfertigung der antisemitischen Turnvereine Böhmens.** Die deutsch-völkischen Turnvereine in Böhmen hatten an die reichsdeutschen Turnvereine eine Einladung zu einem am 31. Juli bei der Wiesenbaude im Riesengebirge stattfindenden Bergfest gesandt. Der Einladung war ein Zettel beigefügt, wonach nur „Turner arischen Stammes" zugelassen werden. Die gebührende Antwort ist den österreichischen antisemitischen Hetzaposteln schon zuteil geworden. Sofort hat der Turnrat des reichsdeutschen Riesengebirgs-Turngaues an alle Gauvereine ein Schreiben erlassen, in dem er ersucht, der auch vom Deutschen Turntag in Berlin verurteilten Sonderbündelei keinen Vorschub zu leisten und dem Bergfest fernzubleiben. Das Beilegen des Zettels sei direkt eine Beleidigung der reichsdeutschen Turnvereine. Verschiedene größere Turnvereine des Gaues haben bereits im Sinne des Gauturnrats Beschluß gefaßt. Der Riesengebirgs-Turngau hält zu den deutsch-freiheitlichen Turnvereinen Oesterreichs, die den bekannten Arier-Paragraphen nicht angenommen haben.

**In Dr. Herzl,** der vor kurzem im Alter von nur vierundvierzig Jahren gestorben ist, hat der Zionismus mehr als seinen Stifter, Hauptführer und geschicktesten Agitator verloren. Eine so großartige Idee, wie die Sammlung eines über alle Länder der Erde zerstreuten Volksstammes, die Bildung eines Staates aus sprachlich und kulturell so heterogenen Massen, eine Idee, die nur in der Theorie bestricken kann, praktisch aber auf die unüberwindlichsten Schwierigkeiten stößt, kann dauernd nur Einen zu rastlosem, enthusiastischem Tun anspornen, den Urheber der Idee selbst, ihn und keinen Andern, keinen Adepten, keinen Nachfolger. Man kann wohl begreifen, wie ein gebildeter, idealistischer Mann, ein Jude, erschreckt durch und empört über die Orgien und geistigen Verwüstungen des Antisemitismus auf die sonderbare Idee kommen konnte, und daß ein Teil der jüdischen Jugend von ihr wie durch einen wunderschönen Traum, die gedrückte Judenschaft in den halb- oder ganz asiatischen Ländern durch sie, wie die in der Wüste Verschmachtenden durch eine Fata morgana, beglückt und mit neuer Hoffnung und neuem Lebensmut erfüllt worden sind. Aber es ist schließlich nur ein Traum, eine Luftspiegelung. Man rühmt den Juden viel praktischen Sinn nach. Nun, er hat sichgezeigt, da die meisten gereisteren Juden, die orthodoxen sowohl wie die reformierten Rabbiner, die ernste jüdische Geschäftswelt den Zionismus bekämpfen.

**Der Jude wird nicht verbrannt!** In Reichenberg entstand, wie der „Zeit" berichtet wird, vor einiger Zeit ein Zweigverein des Wiener Vereins der Freunde der Feuerbestattung „Flamme", dem auch einige Juden als Mitglieder beitreten wollten. Der Vereinsausschuß, der nahezu gänzlich aus Antisemiten besteht, beschloß, die Juden von der Verbrennung auszuschließen. Doch hielt man es für nützlich, auf die Mitgliedsbeiträge der Abgewiesenen nicht ganz zu verzichten. Sämtliche jüdischen Anmeldungen wurden daher an den Wiener Zentralverein abgetreten, der die Reichenberger Juden als Mitglieder aufnahm, ohne daß sie gewollt hatten. Jedenfalls gilt für Reichenberg das Machtwort: „Der Jude wird nicht verbrannt!"

**Wien,** 10. Juli. An die juristische Fakultät der Wiener Universität trat die Aufgabe heran, dem Unterrichtsministerium einen Vorschlag behufs Besetzung einer der Lehrkanzeln für römisches Recht zu machen. Herr Professor Lenel aus Straßburg ist unbestritten einer der allerersten Kapazitäten auf dem Gebiete des römischen Rechtes; Herr Professor Lenel ist aber ebenso unbestritten nicht arischer Abstammung. Es war ein „Liberaler", der die Nicht-Opportunität, einen Nicht-Arier vorzuschlagen, vertritt — diesen Fortschritt hat der Antisemitismus Herrn Hofrat Professor Czyhlarz zu verdanken. Dieser sah sich nämlich veranlaßt, im Professoren-Kollegium auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß Herr Professor Lenel jüdischer Abstammung sei. Und Herr Hofrat Czyhlarz meinte, es sei doch schwer, einen Juden für die Lehrkanzel des römischen Rechtes in Vorschlag zu bringen. Das Professoren-Kollegium aber fand dieses Argument des Herrn Hofrates nicht stichhaltig. Mit allen gegen vier Stimmen ward Herr Professor Lenel in Vorschlag gebracht. Da erschien Prinz Alois Liechtenstein beim obersten Chef der Unterrichtsverwaltung, Herrn Dr. Hartel, um in offizieller Mission im Namen der christlichsozialen Partei dagegen zu protestieren, daß eventuell die Unterrichtsverwaltung einen Gelehrten nichtarischer Abstammung an die Wiener Universität berufe. Die Antwort des Ministers lautete dahin: der Straßburger Professor trage gar keine Sehnsucht, die Bekanntschaft des Wiener Antisemitismus zu machen.

**Der Antisemitismus des Wiener Magistrats** treibt merkwürdige Blüten. Vor einiger Zeit machte sich der Magistratssekretär Dr. Demel in der Spiritusausstellung dadurch bemerklich, daß er während eines Wortwechsels vor zahlreichen durch seine Reden empörten Zuhörer in seiner Erregung die Ansicht aussprach, man solle die Juden erschlagen, sie seien Betrüger und Fälscher, man solle ihnen die Augen ausstechen. In einem Ehrenbeleidigungsprozesse zwischen ihm und einem jüdischen Zuhörer stellte der Richter fest, daß Demel so und nicht anders gesprochen habe, so zwar, daß der Richter die Angelegenheit dem Strafgerichte zur Verfolgung Demels wegen Beleidigung einer Religionsgenossenschaft abtrat. Demel genießt aber trotzdem beim Bürgermeister Lueger und seinen anderen Vorgesetzten den wärmsten Schutz, und es wurde ihm erst jüngst die Ehre zuteil, als Kommissar des Wiener Magistrats in eine Versammlung der Wiener Kaufmannschaft gesendet zu werden. Darauf faßte jedoch diese Körperschaft den Beschluß, den Magistrat um Abberufung dieses behördlichen Vertreters zu ersuchen. Die Beschützer Demels ruhen aber nicht und der Direktor des Magistrats richtete an den Vorstand der Kaufmannschaft einen Erlaß, in welchem er um die Einsendung des Protokolls bittet und dem Präsidenten wie sämtlichen Mitgliedern der Repräsentanz, die für die Resolution gestimmt haben, die Amtsehrenbeleidigungsklage androht. Das geschieht wegen einer Stelle des Beschlusses, in der die Befürchtung ausgesprochen wird, daß ein Beamter wie Demel nicht die nötige Unparteilichkeit besitze.

**Konfessionelle Irrenanstalten** sind das Neueste auf dem Gebiete der konfessionellen Trennungsbestrebungen. Es wird darüber aus Westfalen berichtet:

Die westfälische Provinzialverwaltung baut eine fünfte und plant eine sechste Irrenanstalt. Nach der Vollendung beider Anstalten soll alsdann eine konfessionelle Trennung der Geisteskranken in der Weise durchgeführt werden, daß je drei Anstalten für die Katholiken und die Evangelischen eingerichtet werden.

**Die russischen Juden und der ostasiatische Krieg.** In der „St. Petersburger Zeitung" vom 1. Juli lesen wir:

Ein judenfeindlicher Ausfall des bekannten Herrn Heinze, der sich als Kriegskorrespondent der „Pet. Gaz." in den Fernen Osten begeben hat, wird von der „Ruß" gebührendermaßen zurückgewiesen. Herr Heinze hat gesagt, daß er „ruhig und guten Mutes" sei, hat durchblicken lassen, daß er auch den Tod nicht fürchte, und hinzugefügt: „Wie es scheint, wird meine Ansicht von einigen jüdischen Aerzten nicht geteilt, die ihrer medizinischen Geschäftmacherei mit Gewalt entrissen sind und die Reise angetreten haben, um den kranken und verwundeten Kriegern Hilfe zu leisten." Und ferner sagt er: „Unsere Offiziere sprechen die Ansicht aus, daß man nicht nur japanischen Kugeln, anderen Geschossen und Krankheiten, sondern auch der Gefahr ausgesetzt sei, einem jüdischen Arzte in die Hände zu fallen".

Hierzu bemerkt die „Ruß": „Natürlich sind das Lügen, sowohl über unsere Offiziere als auch über die jüdischen Aerzte. Obgleich unsere Armee hauptsächlich der nationalen Idee dient, hat es in ihr doch niemals jenes nationalistische Menschenhassertum gegeben, mit denen einige Zeitungen prunken. Im Gegenteil, unsere Armee hat es stets verstanden, alle Nationalitäten im Dienste für das gemeinsame Vaterland zu vereinigen. Es wäre an der Zeit, daß unsere Publizisten wenigstens einsähen und besonders jetzt dessen eingedenk wären, daß nach den statistischen Daten früherer Kriege kaum mehr als die Hälfte der in den Krieg ziehenden Aerzte — unabhängig von ihrer Nationalität — wohlbehalten heimkehren, die übrigen aber ihr Leben lassen für ihre Freunde. Darauf aber, daß die jüdischen Aerzte hinter den Aerzten anderer Nationalität auf dem Schlachtfelde nicht zurückstehen, ist in der Presse bereits direkt hingewiesen

worden. Um so unverzeihlicher sind so rohe Ausfälle, wie der oben angeführte!"

Ein unerhörter Vorfall, der für russische Verhältnisse so recht bezeichnend ist, wird, so lesen wir in der „Bresl. Ztg.", von beteiligter Seite unter Angabe sämtlicher Namen und Details, die wir verschweigen, mitgeteilt: Ein junger russischer Jude, der zurzeit seiner Militärpflicht genügt, ging mit seinem Regiment nach dem ostasiatischen Kriegsschauplatz. Die Eltern erhielten mehrfach Briefe, indessen seit einigen Wochen blieb jede Nachricht aus. Begreiflicherweise befanden sich die Eltern in Angst und Sorge. Vor wenigen Tagen wurde der Vater auf das Polizeiamt gerufen und ihm mitgeteilt, daß ein Telegramm, seinen Sohn betreffend, vorliege, daß man es ihm aber erst gegen Zahlung von zwanzig Rubeln aushändigen werde. Der arme Mann war nicht in dem Besitz des verlangten Geldes. Alle Bitten des geängstigten, in höchster Sorge befindlichen Vaters halfen nichts; er mußte wieder weggehen, und es gelang ihm mit Mühe und Not, in größter Hast die verlangte Summe aufzutreiben, die er dann dem Polizei-Kommissar übergab. Hierauf empfing er das Telegramm. Es war vom General-Kommando und enthielt die Nachricht, daß sein Sohn — gefallen sei.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Curhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montaoon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn t. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schlierfee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (Schweiz). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heideröse (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thierfee.
Travemünde. Villa „Mira More", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Wolchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

---

## Briefkasten.

R. in B. „Ein furchtbarer Reinfall" wird uns von der „Staatsbürgerztg." nachgesagt; mit unseren Behauptungen nicht sehr genau nehmen sollen wir es, weil wir neulich hinter dem Herrn v. M., über dessen etwaige jüdische Abkunft die „Staatsbürgerztg." angefragt worden sein will, nicht Herrn v. Mirbach, sondern Herrn v. Masch „gewittert" haben. Nun, so gar fern lag die Vermutung nicht. Die „Staatsbürgerztg." wird nicht bestreiten können, daß die Antisemiten schon häufig Herrn v. Masch im Verdacht gehabt haben, jüdischer Abkunft zu sein, wahrscheinlich wegen des Anklanges an Mases, wie denn in der Tat in England Moß für Mases gelegentlich gebraucht wird, wenn wir nicht irren, sogar in einem Roman von Thackeray gebraucht worden ist. Daß irgend ein Leser selbst nur der „Staatsbürgerztg." auf den Gedanken kommen könnte, nachzufragen, ob ein Oberhofmeister der deutschen Kaiserin, ein Freiherr v. Mirbach Jude oder auch nur jüdischer Abkunft sei, das konnten wir allerdings nicht entfernt vermuten.

---


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 29. Berlin, 20. Juli 1904 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Der Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

Der engere Vorstand des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, bestehend aus den Herren Dr. **Th. Barth**-Berlin, Kgl. Archiodirektor Dr. **Winter**-Osnabrück, Geh. Baurat a. D. **Benoit**-Karlsruhe, Stadtrat **H. Ilinsch**-Frankfurt a. M. und **Charles L. Hallgarten**-Frankfurt a. M., hat von der ihm seitens der Generalversammlung am 16. April d. J. erteilten Ermächtigung, sich im Wege der Kooptation in der Weise zu vervollständigen, daß möglichst alle Teile des Deutschen Reiches und Christen wie Juden gleichmäßig in dem Gesamtvorstand vertreten seien, Gebrauch gemacht und folgende Herren mit deren Zustimmung in den erweiterten Vorstand gewählt:

| | |
|---|---|
| **H. Art'l**, Landtagsabgeordneter | Dessau. |
| **Arnhold**, Kommerzienrat | Dresden. |
| **Aronsohn**, Stadtrat, Landtagsabg. | Bromberg. |
| **Battenberg**, Pfarrer | Frankfurt a. M. |
| **Dr. Boas**, Geh. San.-Rat | Berlin. |
| **H. Cahn** | Mainz. |
| **Dr. Cohn**, Landtagsabgeordneter | Dessau. |
| **L. Dannhauser** | München. |
| **Moritz David**, Bankier | Bonn. |
| **Eickhoff**, Professor, Reichs- u. Landtagsabgeordneter | Remscheid. |
| **A. Emminghaus**, Professor | Gotha. |
| **Ernst**, Schuldirektor, Landtagsabg. | Schneidemühl. |
| **Falkenheim**, Professor | Königsberg. |
| **B. Feilchenfeld** | Köln |
| **Dr. Fester**, Justizrat | Frankfurt a. M. |
| **Fischer**, Senator | Hannover. |
| **Förster**, Geheimrat, Prof., bisheriger Direktor der Kgl. Sternwarte | Berlin. |
| **Friedmann**, Justizrat | Glogau. |
| **Funck**, Landtagsabgeordneter | Frankfurt a. M. |
| **Gallinger**, Kommerzienrat | Nürnberg. |
| **Gallus**, Justizrat und Notar | Darmstadt. |
| **Grillenberger**, Hauptlehrer | Fürth i. Bayern. |
| **Dr. Walter de Gruyter** | Gr. Lichterfelde. |
| **Dr. H. Günther**, Professor | München. |
| **Dr. Hutfleisch**, Justizrat, Landtagsabgeordneter | Gießen. |
| **M. de Haas** | Pyrmont. |
| **Heilberg**, Justizrat | Breslau. |
| **Herz**, Geh. Kommerzienrat | Posen. |
| **H. Heß**, Bankier | Hildesheim. |
| **Dr. Hinrichsen**, Rechtsanwalt | Hamburg. |
| **Emil Hirsch** | Mannheim. |
| **Höck**, Pastor a. D., Reichstagsabgeord. | Hamburg. |
| **J. Holdermann**, Pfarrer | Rötteln i. Baden. |
| **Kindler**, Landtagsabgeordneter | Posen. |
| **Dr. Ferd. Krieger** | Königsberg. |
| **Küster**, Landgerichtsrat a. D. | Stettin. |
| **Wilh. Langenbach** | Darmstadt. |
| **Lenzmann**, Justizrat, Reichstagsabg. | Lüdenscheid. |
| **Josef Leoison** | Düsseldorf. |
| **von Liszt**, Geheimrat, Professor | Charlottenburg. |
| **Dr. Loeb**, Rechtsanwalt | Mainz. |
| **Löwensohn**, Kommerzienrat | Fürth i. B. |
| **Dr. Martin**, Gymnasialdirektor | Gnesen |
| **Dr. Heinrich Meyer Cohn**, Justizrat | Berlin. |
| **Ottomar Müller**, Oberlandesgerichtsrat | Köln. |
| **Muser**, Landtagsabgeordneter | Offenburg i. B. |
| **Dr. Paul Nathan**, Stadtverordneter | Berlin. |
| **Dr. H. Neumann** | Berlin. |
| **Dr. Nöldecke**, Landrichter | Hamburg. |
| **Dr. Osthoff**, Professor | Heidelberg. |
| **Payer**, Rechtsanwalt, Reichstagsabgeord., Präsident d. württemb. zweiten Kammer | Stuttgart. |
| **Pamperin**, Direktor | Elbing. |
| **Martin Philippson**, Professor | Berlin. |
| **Pohl**, Justizrat, Reichstagsabgeord. | Gleiwitz. |
| **Dr. Portig**, Pastor | Bremen. |
| **Albert Rathenau**, Rentier | Berlin. |

| | |
|---|---|
| **Raßbach**, Stadtverordneter | Magdeburg. |
| **H. Reß**, Rechtsanwalt und Notar | Alsfeld. |
| **Reinbacher**, Justizrat | Schöneberg-Berlin. |
| **L. H. Reiß** | Frankfurt a. M. |
| **Dr. Rosenthal**, Oberstabsarzt | Magdeburg. |
| **Dr. Max Rothfels**, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar | Cassel. |
| **S. Salinger**, Rentier | Berlin. |
| **Dr. Schücking**, Sanitätsrat | Pyrmont. |
| **Reinhart Schmidt**, Reichs- und Landtagsabg. | Elberfeld. |
| **Dr. Seligsohn**, Rechtsanwalt | Wiesbaden. |
| **A. M. Simon**, Konsul | Hannover. |
| **Max Simon**, Stadtverordneter | Elberfeld. |
| **Moritz Simon** | Wiesbaden. |
| **Ph. Simson** | Danzig. |
| **Steinhauer**, Hofbesitzer | Obermühle bei Köslin. |
| **Dr. H. Stern**, Justizrat | Würzburg. |
| **Stoddart**, Kommerzienrat | Danzig. |
| **J. Tews**, Lehrer | Berlin. |
| **J. Treukner**, Oberlehrer | Otterndorf. |
| **Victorius**, Kommerzienrat | Graudenz. |
| **Emil Waldstein** | Gnesen. |
| **Moritz Warburg** | Hamburg. |
| **K. Weiß**, Kgl. Stadtschulinspektor | Nürnberg. |
| **Dr. Wendorf**, Gutspächter | Toitz bei Grimmen. |
| **Dr. J. C. Witte**, Fabrikbesitzer | Rostock. |
| **Carl Wolff** | Darmstadt. |
| **Dr. Wolffberg** | Breslau. |
| **Wolgast**, Landtagsabgeordneter | Kiel. |

## Abwehr des Antisemitismus.

Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus hat sich eine Aufgabe gestellt, die sein Name bezeichnet. Er hat von seinen intimen Feinden den Beinamen „Judenschutztruppe" erhalten, und diesen Namen betrachtet der Verein als einen Ehrentitel, denn es ist eine Ehre, eine in niedrigster Weise angegriffene Minderheit in Schutz zu nehmen: parcere subjectis et debellare superbos.

Aber es ist nicht zu leugnen, daß Schwächliche und Leisetreter, sogar Juden, vielfach der Meinung sind, es wäre besser, sich nicht so viel mit den Antisemiten herumzuschlagen, weil man dann eher Ruhe haben würde. Daß wir diese Ansicht, wie wir die Antisemiten kennen, für eine verkehrte halten, brauchen wir nicht erst zu sagen. Wir stehen indessen mit dieser Ansicht keineswegs allein da. Sie wird sogar von Ausländern, von Christen, von Geistlichen geteilt.

Wie man weiß, werden die Juden in Limerick von der aufgehetzten katholischen Bevölkerung boykottiert, und man wollte sogar planmäßig verhindern, daß ihnen Schulden abbezahlt werden. Die Protestanten in Irland haben in edelmütiger Weise sich der verfolgten Limericker Juden angenommen. Das aber hat die Katholiken noch mehr gegen die Juden aufgebracht. Die Limericker Juden baten daher ihre protestantischen Wohltäter, sie möchten alle antisemitischen Angriffe unbeantwortet lassen und auch die für sie veranstalteten Geldsammlungen einstellen. Mit dieser schwächlichen Haltung war aber der protestantische Geistliche Hallowes ganz und gar nicht einverstanden. Er richtete an den Ausschuß des anglojüdischen Vereins einen Brief, in welchem es heißt: „Man kann die Lage nicht noch schlechter machen als sie ist, und das einzige, was dahin zielt, sie besser zu machen, ist, fortwährend nachzuweisen, wie den Juden Unrecht geschieht, und wer die Uebeltäter sind. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, anders zu handeln. Jede andere Haltung würde nämlich als ein Zeichen der Schwäche angesehen werden und die Bedrücker der Juden nur ermutigen, mit ihrer Verfolgung fortzufahren. Nichts scheuen und fürchten die Feinde der Juden so sehr als die Veröffentlichung von Tatsachen. Ich möchte diese nachdrücklichst dem Ausschusse empfehlen."

„Die Veröffentlichung von Tatsachen" haben die „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus" sich von Anfang an zur Aufgabe gestellt. Daher die große Feindschaft, mit welcher die „Mitteilungen" und der hinter ihr stehende Verein von den Antisemiten beehrt werden. Wie man weiß, hat auch der verstorbene Mitbegründer unseres Vereins, der große Historiker Mommsen, die Veröffentlichung von Tatsachen als das geeignetste Mittel zur Bekämpfung des Antisemitismus empfohlen. Das ist auch richtig. Durch Tatsachen werden am besten Märchen widerlegt, Wahrheit ist die Todfeindin der Lüge, und Licht vertreibt die Finsternis.

Wir werden daher weder durch unsere Feinde noch durch wohlmeinende Schwächlinge uns beirren und von unserem Programm abbringen lassen.

## Schlafen die Wächter der Stadt?

Es ist wirklich wahr: Graf Pückler und der Reichstagsabg. Bruhn sind nicht mehr ein Herz und eine Seele. Nicht, daß der Dreschgraf sich noch verschlechtert oder Herr Bruhn sich gebessert hätte, aber der Zeitungsmann hat etwas mehr Empfinden für die Windrichtung als der vorsintflutliche Graf. Herr Bruhn hält sogar seine „Staatsbürgerztg." für zu gut, die mündlichen Entleerungen des Grafen Pückler auf die Straße zu tragen und sie dort auszugießen, und ein anderer auf Verdienst erpichter Herr hat das Abfuhrgeschäft übernommen. Werden die Wächter der Reichshauptstadt noch länger die Straßen Berlins in eine geistige Kloake verwandeln lassen? Muß erst eine moralische Typhusepidemie ausbrechen und ein gerichtliches Nachspiel à la Gelsenkirchen stattfinden?

Daß der Rau- und Hau-Graf sich nicht geändert hat, das beweist die nicht mehr von Herrn Bruhn verbreitete, bei Hermann Mitsching gedruckte allerneueste Rede des Dreschgrafen. Da wird geradezu geschwärmt von den mittelalterlichen Judenmassakres in Frankfurt a. M. Und die besonderen Redensarten würden jedem Kannibalen alle Ehre machen. Darauf, wie auf die unsinnigen Widersprüche gehen wir weiter nicht ein; es verlohnt sich nicht, und wir bekämpfen ja auch nicht den Redner, der von anderen Leuten behandelt werden muß. Wir fragen vielmehr nur, ob es heilsam und gestattet ist, Schulkindern auf der Straße Flugschriften unentgeltlich in die Hand stecken zu lassen, in welchen gelehrt wird, daß „die verfluchte Humanität" stets unser Unglück gewesen sei, „daß der Teufel die verdammte Humanität holen möge", „daß man zum Knüppel greifen und alles kurz und klein dreschen solle, was Juden gehört und Juden betrifft". Es wird sogar der Wink gegeben, daß Ziegel und Feldsteine nicht allein zum Bauen da seien, sondern daß es noch eine andere Verwendung gebe. Welche? das liegt so nahe, daß selbst der dümmste Bauernjunge, auch wenn er nicht in dem Pücklerschen Kl.-Tschirne aufgewachsen ist, nach der Lektüre des Vorausgegangenen und des darauf Folgenden es, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, errät.

Sollen Berliner Lehrer, Väter, Mütter, Vormünder länger dulden, daß auf offener Straße Kinder Lehren erhalten, die so schnurstracks den in der Schule und zu Hause erhaltenen Lehren widersprechen? Sollen die verwahrlosten

Kinder der Rowdies in ihren Neigungen noch aus gräflichem Munde bestärkt werden? Wollen die Wächter der Stadt noch länger diesen tollen Unfug dulden, der selbst Herrn Bruhn zu starker Tabak ist?

Man sage nicht, Kinder lesen die Reden nicht, weil sie ihnen zu langweilig seien. Sie lesen sie im Gegenteil mit derselben Wonne, wie sie die Lederstrumpferzählungen lesen; je grausamer die Bleichgesichter behandelt werden, desto besser. Noch jetzt sind, wie man weiß, Indianergeschichten nicht ganz ungefährlich. Aber schließlich sind die Indianer schlimmster Sorte selbst heutzutage nicht mehr so schlimm, wie gewisse Antisemiten, und dann sind die Indianer weit, weit weg. Die Menschen hingegen, auf die Graf Pückler hetzt, wohnen in unserer Mitte. Die Roheiten, zu welchen der Dreschgraf in durchaus unbildlicher Sprache auffordert, können jeden Tag von jedem Gassenbuben verübt werden. Empfiehlt der Herr Graf ja sogar ausdrücklich, seine Flugblätter „an die Radaubrüder, Penner und Sozialisten in deren Kneipen" zu verteilen. Sind die Wächter der Stadt etwa der Meinung, daß unsere „Penner und Radaubrüder", nachdem sie sich gesättigt an den blutrünstigen Schilderungen des Frankfurter Ghettos, da es doch in Berlin kein Ghetto gibt, wenn sie nach Pücklerschem Rezept zu handeln sich anschicken, erst lange die Häuser, in denen Juden wohnen, sich aussuchen werden? Glauben sie, daß die „Penner und Radaubrüder" nicht auch christliches Gut nehmen und daß sie christliches Blut schonen würden?

Und wenn die Wächter der Stadt keinen ernstlichen Friedensbruch befürchten zu müssen glauben, wenn sie auch keinen Schaden für die Kinderwelt besorgen zu sollen meinen, das ist doch gewiß, daß es in Berlin nicht einen, der die Pücklerschen Ergüsse liest, gibt und geben kann, der nicht sagte, kein Sozialdemokrat dürfte dergleichen oder nur annähernd ähnliches in einer öffentlichen Versammlung sagen, drucken oder verbreiten. Wollen die Wächter der Stadt sich wirklich wegen eines Pückler und seiner Reden dem Verdachte aussetzen, daß sie mit ungleichem Maße messen, daß sie einen gräflichen Demagogen schlimmster Sorte besser behandeln als Leute aus dem Volke?

Also ganz abgesehen von allem anderen, ganz abgesehen von ihrer Pflicht die Straßen reinzuhalten, auch von geistigem Peststoff, würden die Wächter der Reichshauptstadt gut tun, in diesem Falle dem Beispiele des Reichstagsabg. Bruhn zu folgen, um so mehr, als dieser gewiß nicht gern mit seinem gräflichen Patron gebrochen hat. Herr Bruhn ist, wenn auch widerwillig auf der richtigen Fährte, er hat Witterung. Die Wächter der Stadt sollen aufwachen und zusehen, daß die Stadt nichts Uebles erleide. Periculum in mora.

## Der Krieg in Ostasien und die Juden.

Anders als in anderen Köpfen malt sich in russischen die Weltgeschichte. Man kann das aus der Art ihrer Kriegsführung, ja schon aus der, man möchte sagen naiven Art ihrer Kriegsberichterstattung erkennen. Zwar daß die Juden wie an allem so auch an dem Krieg in Ostasien schuld seien, glauben sie wie andere Antisemiten auch. Es fällt den Antisemiten ebensowenig ein daran zu denken, wie sehr sie mit solchen Behauptungen die Juden bis fast zu göttlicher Macht hinauf überschätzen, wie es den russischen Generalen einfällt daran zu denken, daß sie sich und der Tapferkeit ihrer Truppen das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellen, wenn sie immer von den feindlichen großen und ihren geringen Verlusten berichten und dabei sich immer rückwärts konzentrieren.

Nach Ansicht der russischen Antisemiten sind die Juden nicht blos an dem Krieg, sondern auch daran schuld, daß Amerika und England mit den Japanern und nicht mit den Russen sympathisieren. Nach einer in Samara erscheinenden Zeitung werden sämtliche engliche Zeitungen von Juden herausgegeben oder sie stehen unter ihrem Einfluß. „Nicht nur sind alle Londoner Zeitungsherausgeber Juden, sondern auch alle Chefredakteure, Redakteure, Reporter und das ganze Expeditionspersonal sind jüdisch . . . . Neun unter zehn von den Zeitungsausrufern in den Straßen haben lange Nasen und fettige Schmachtlocken, wie die richtigen Juden. Sogar die Setzer sind Juden. . . . Ein gänzlich ungebildeter Jude, der kaum ein Wort englisch sprechen kann, erhält den Vorzug vor einem gebildeten Engländer, ja jeder Engländer, der Journalist werden will, muß erst Jude werden. . . . Fünf von den russenfeindlichsten täglich erscheinenden Zeitungen gehören einem Syndikat, das von Lord Rothschild kontrolliert wird, dessen russenfeindliche Ansichten bekannt sind. . . . Der Grund, warum die englischen Tageblätter nicht Sonntags erscheinen, ist, daß der Sonnabend den religiösen Zeremonien der Juden geweiht ist . . . Die „Times" hat tatsächlich ihren eigenen Rabbiner und einen jüdischen Arzt, die den geistigen und körperlichen Bedürfnissen ihrer Angestellten zu dienen haben."

Die meisten Leser werden über diesen haarsträubenden antisemitischen Unsinn lachen. Dennoch unterscheidet er sich nur wenig oder gar nicht von dem Unsinn, der in dem gebildeten Deutschland den Lesern tagtäglich in der antisemitischen Presse aufgetischt wird. Oder ist ein großer Unterschied zwischen dem Obenstehenden und der neulich gemachten Bemerkung der „Kreuzztg.", daß der landwirtschaftliche Wohlstand in den Vereinigten Staaten darauf zurückzuführen ist, daß die amerikanische Regierung nicht unter jüdischem Einfluß stehi? Gewöhnliche Menschenkinder finden noch einige andere Gründe sowohl für den Krieg in Ostasien als auch für das Gedeihen der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten, sogar ausschlaggebendere. Aber Papier und antisemitische Zeitungsleser können ungeheuer viel Unsinn vertragen.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Karl Sedlatzek und die Rothschilds.** Nicht alle antisemitischen Zeitungen sind über die Rothschildsche Zehnmillionenspende hergezogen. Der „Deutsche Generalanzeiger" des Herrn Sedlatzek rühmt nicht blos die „Hochherzigkeit" und die „Menschenfreundlichkeit" der Spender, sondern bringt sogar die Portraits der Barone Gustav, Alphons und Edmund v. Rothschilds, der Chefs des „berühmten" Bankhauses. Mehr kann man von einem antisemitischen Organ wirklich nicht verlangen. Wir wollen Herrn Sedlatzek aber nicht Unrecht tun. Bewußt hat er das Verbrechen nicht auf sich geladen. Er bezieht nämlich die zweite und dritte Seite seines Wurstblättchens aus einer Fabrik sogenannter Plattenzeitungen, und auf der dritten Seite der Nr. vom 13. Juli befindet sich die Verherrlichung des Hauses Rothschild in Wort und Bild. Der Herr „Chefredakteur" erfährt vielleicht erst durch diese Notiz von dem Malheur, das ihm zugestoßen ist. Die betr. Nummer des „Deutschen Generalanz." haben wir unserm Archio einverleibt.

**Zu dem Konflikt Pückler-Bruhn** bemerkt die antisemitische Magdeburger „Sachsenschau" (17. Juli), die, wie unsere Leser wissen, häufig ihre eigenen Wege wandelt:

„Es hat lange gedauert, bis man in Berlin zu der Einsicht gelangt ist, daß man mit einem Publikum keine Politik machen kann, welches des Gaudis wegen die Versammlungssäle stürmt. Vielleicht begreift man in Berlin auch noch einmal, daß der sog. Rassenkampf überhaupt keinen Sinn hat, da es in der arischen Rasse genug entartete Elemente gibt, welche es mit dem gerissensten Semiten in der Schwindelei aufnehmen, daß es hinwiederum wirklich anständige Juden gibt, welche sich neben manchem Arier oder Christen ruhig sehen lassen dürfen. Die sogen. Judenfrage wird nicht durch Ausnahme-

gesetze, sondern durch eine grundlegende wirtschaftliche Reform gelöst. Nur der Kampf gegen den Großkapitalismus und den Schwindel, welche unser Volk zu Grunde richten, vermag uns vorwärts zu bringen. Wenn das Toben und Schimpfen gegen die Juden Früchte zeitigen könnte, so dürfte es in ganz Berlin keinen einzigen Juden mehr geben. Sodiel ist dort schon gegen Israel getobt worden. Statt dessen ziehen immer mehr Juden nach Berlin. Es ist gerade, als ob die Pückterreden die Zuwanderung magnetisch anzögen. Wir müssen für uns in unserm Geschäft besonnen arbeiten, sparsam leben und daneben auf eine Reform unseres Wirtschaftslebens hinarbeiten, denn vermag auch der schlauste Jude einen Deutschen nicht aus seiner Stellung zu verdrängen. Wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß auch die große Stadt der Intelligenz noch einmal diesen Weg geht".

**Wilhelm Marr,** einer der begabtesten antisemitischen Schriftsteller, dessen Name vor einem Menschenalter viel genannt wurde, der aber seit längerer Zeit sich vom Parteileben fern gehalten hatte, ist am 17. Juli im Alter von 85 Jahren gestorben. Wie Marr über die Vertreter des heutigen Antisemitismus dachte, darüber hat er sich einst in einem Briefe folgendermaßen geäußert:

„Ich bin ein alter Parteigänger, aber nie habe ich mehr Erzschelmenbande gefunden als unter den heutigen Geschäfts-Antisemiten. Das aber dürfen Sie privatim erklären, daß ich nach 30jährigem Judenkrieg mich mit Ekel bis zum Erbrechen abwende von dem ganzen heutigen Geschäftsschwindel-Antisemitismus. Ich werde diese Behauptung nicht widerrufen."

**Die Liebermann von Sonnenbergschen deutschsozialen Antisemiten** rühmen sich zwar immer ihrer Toleranz gegen den Katholizismus, das hindert sie aber nicht, gelegentlich ihre Bosheiten auch gegen die Katholiken auszuspritzen. Das Zentrum geht jetzt mit der Absicht um, zur Stärkung seines Agitationsfonds Parteimarken auszugeben, wie es auch bei den Antisemiten üblich ist oder war. Das Geld dieser Briefverschlußmarken, deren man sich im privaten Briefwechsel bedieni, soll den politischen Organisationen des Zentrums zu gute kommen. Hierzu macht das Hamburger „Deutsche Blatt" der Herren Raab und Liebermann von Sonnenberg folgende giftige Bemerkung: „Ob sich auf diese Weise aus der Wolle der schwarzen Schäflein viel Seide spinnen läßt, bleibt abzuwarten."

**Die antisemitische „Deutsche Wacht" in Dresden** betreibt den Abonnentenfang mit Mitteln, die beinahe gegen das Gesetz über den unlautern Wettbewerb verstoßen. Kürzlich wurde das Blatt in verschiedenen Bezirken des 3. sächsischen Reichstagswahlkreises als Probenummer verbreitet. Am Kopf dieser Nummer prangte die Angabe: Auflage 70000. Die „Sächsische Arbeiterzeitung" bemerkt dazu: „Die Nichtsahnenden in der Lausitz dahinten sollen natürlich glauben, daß die Wacht überhaupt eine derartig hohe regelmäßige Auflage hat, während sich das Blatt natürlich Zweiflern gegenüber damit salviert, daß mit den 70000 nur die Auflage der Probenummer — was ja kein Mensch kontrollieren kann — gemeint ist. Bei jedem anderen Blatte würde die Wacht vorher ein solches Gebaren als jüdischen Geschäftskniff oder als unlauteren Wettbewerb bezeichnet haben. Jetzt bedient sich das Blatt skrupellos selbst solcher Mittel bei seiner Bauernfängerei. Wahrscheinlich muß es aus der Not eine Tugend machen."

Ermutigt durch seinen Sieg bei der Reichstagswahl im 20. sächsischen Kreise macht jetzt Herr Zimmermann, wie ja auch sein vor einigen Tagen erlassener Aufruf zur Gründung eines „Nationalen Wahlvereins" zeigt, gewaltige Anstrengungen, um seiner auf den Aussterbeetat gesetzten Partei wieder neues Leben einzuhauchen. Herr Zimmermann aber wird die von ihm einst am Narrenseil herumgeführten Mittelschichten schwerlich wieder um seine Fahne zu scharen imstande sein.

**Das katholisch-antisemitische Witzblatt „Der Grobian"** ist zwar von der katholischen Tagespresse als ein Preßerzeugnis, für das Katholiken die Verantwortung tragen, mehr oder minder entschieden abgelehnt worden, nichtsdestoweniger sucht es jedoch gerade in katholischen Kreisen Eingang zu gewinnen. Das Blatt ist kürzlich in Rottweil an verschiedene katholische Adressen verschickt worden; in der betreffenden, natürlich stark antisemitisch gefärbten Probenummer glaubt es sich selbst durch die Zusicherung bei den Katholiken empfehlen zu können, es wolle „auf dem Wege der Satire und des Humors für die Katholiken eintreten, im besondern zur Abwehr gewisser Witzblätter". Hierzu bemerkt der in Rottweil erscheinende „Schwarzwälder Volksfreund", ein katholisches Blatt:

„Wir halten denn doch unser katholisches Volk für zu gut für einen derartigen Lesestoff. Das Blatt hat alles, besonders Grobheit und Judenhaß, nur nicht Geist und Humor. Wir glauben, die katholische Presse kann nicht schnell genug das „katholische" Witzblatt zurückweisen. Hier fährt einer unter falscher Flagge."

---

## Vermischtes.

**Geh. Justizrat Theodor Lesse,** der langjährige verdiente Vorsitzende der Berliner Anwaltskammer und ehemalige liberale Parlamentarier, ist dieser Tage im 77. Lebensjahre gestorben. Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus wird dem Dahingeschiedenen, der an der Begründung des Vereins tätigen Anteil genommen hat, ein ehrendes Andenken bewahren.

**Zum Eintritt der Juden in die Unteroffizier-Vorschulen bezw. -Schulen.** An den Kriegsminister hat der „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" am 16. Mai d. J. nachstehende Eingabe gerichtet:

Ew. Exzellenz

haben uns am 5. März d. J. auf unsere Eingabe vom 8. Januar d. J. beschieden, daß Ihnen „keine Bestimmung bekannt ist, nach welcher Angehörigen des jüdischen Glaubens wegen ihres religiösen Bekenntnisses der Eintritt in die Unteroffizierslaufbahn verwehrt werden kann." Dies veranlaßt uns, Ew. Exzellenz ganz gehorsamst darauf aufmerksam zu machen, daß tatsächlich eine Bestimmung vorhanden ist, welche einen solchen Ausschluß zur Folge hat, und den Zweck unserer ergebensten Eingabe vom 8. Januar d. Js., geeignete jüdische Knaben dem Unteroffizierstande zuzuführen, vollständig vereitelt. In den vom April 1903 datierten, in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 12, gedruckten Nachrichten über den Eintritt in Unteroffiziervorschulen, wird unter § 7b bezw. 10b, ausdrücklich als Bedingung für die Aufnahme die Vorlegung des „Konfirmationsscheines oder eines Ausweises über den Empfang der ersten Kommunion" verlangt. Diese Forderung beweist, daß Juden von vornherein ausgeschlossen werden. Die durch den Bescheid vom 5. März d. J. bei uns bestärkte Ueberzeugung, daß Ew. Exzellenz einen solchen grundsätzlichen Ausschluß von Kindern patriotisch gesinnter deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens von dem Unteroffizierberufe nicht billigen, gestatten wir uns an Eure Exzellenz die gehorsamste Bitte zu richten,

die Bestimmungen über den Eintritt in Unteroffizier-Vorschulen bezw. Schulen dahin ändern zu lassen, daß der „Konfirmationsschein oder der Ausweis des Empfangs der ersten Kommunion nur von Bewerbern christlichen Bekenntnisses erfordert wird", uns aber geneigtest von der betreffenden Verfügung Kenntnis zu geben, damit wir unsere Glaubensgenossen darauf mehr und mehr verweisen können, in immer freudigerer Beteiligung am Heeresdienste das beste Mittel zur Ueberwindung kränkender Vorurteile zu erblicken.

Darauf ist dem Verein nachstehender vom 23. Juni datierter Bescheid zugegangen:

Auf die Eingabe vom 16. Mai 1904 wird dem Zentral-Verein folgendes ergebenst erwidert:

Die Ziffern 7b der Anlage 4 bezw. 10b der Anlage 3 der Dienstvorschrift für die Infanterieschulen enthalten überhaupt keine Bedingungen für die Aufnahme in eine Unteroffiziervorschule oder Unter-

offizierschule, sondern nur eine Aufzählung der Anmeldepapiere; die Bedingungen sind ausdrücklich für die Vorschuten in Ziffer 6, für die Schulen in Ziffer 6—9 jener Anlagen bezeichnet.

Eine Anweisung junger, zum Diensteintritt sich meldender Leute jüdischen Glaubens wegen Fehlens der Konfirmationsscheine ꝛc., also wegen ihrer Religionsangehörigkeit hat daher auch nach den angestellten Erhebungen in keinem Falle stattgefunden.

Da hiernach die Auffassung des Zentral-Vereins in der Eingabe vom 16. Mai 1904 irrig ist, liegt ein Anlaß zur Abänderung der in Rede stehenden Bestimmungen nicht vor.

gez. v. Einem.

**Dem im Hererofeldzug gefallenen jüdischen Leutnant Bendix** widmet Oberst Leutwein in Nr. 79 des „Militär-Wochenblatts", vom 5. d. M. den folgenden ehrenden Nachruf:

„Windhuk, den 24. April 1904. Am 13. März, im Gefecht bei Owikokoreru, fiel der Leutnant der Reserve, Bendix, vom Königl. Bayerischen 3. Pionier-Bataillon. Leutnant Bendix gehörte als Ingenieur zur Otowibahn-Gesellschaft und war erst seit wenigen Monaten im Lande, als der Aufstand ausbrach. Derselbe stellte sich freiwillig zur Verfügung und leitete zunächst den Wiederherstellungsbau der Eisenbahn. Zur Feldtruppe versetzt, fand er dann einen schnellen ruhmvollen Tod. Seine hervorragende Tüchtigkeit in seinem Zivilberuf und sein gefälliges, liebenswürdiges Wesen sichern ihm ein dauerndes Andenken bei der Schutztruppe. Im Namen der Offiziere und Sanitätsoffiziere der Schutztruppe: Leutwein, Oberst und Kommandeur der Kaiserl. Schutztruppe für Südwestafrika."

**Juden auf dem Schlachtfelde.** Dem im Jahre 1895 verstorbenen Naturforscher Franz Neumann hat seine Tochter Louise Neumann ein interessantes Memoirenwerk gewidmet, dem wir folgende Aufzeichnungen des Verstorbenen aus seinen persönlichen Erlebnissen in den Befreiungskriegen am Anfang des vorigen Jahrhunderts entnehmen:

„Zwei Juden waren unter den Jägern der Kompagnie. Der eine von ihnen, Löwenthal, wurde auch viel geneckt, vielleicht nur darum, weil er die Neckereien schwer ertrug. Sie reizten ihn stets zur Grobheit und eine Forderung war dann die Folge. Die Forderungen mehrten sich, er wies sie aber alle bestimmt zurück mit den Worten: „Dazu bin ich nicht in den Krieg gegangen." Seitdem wurde er fast täglich gefordert, und das ging halb im Scherz, halb im Ernst, bis wir die Nähe des Feindes erreicht hatten. Als später in äußerst exponierter Stellung auf uns herabgeschossen wurde und es hieß: „Jetzt vorwärts," rief Löwenthal: „Alle, die mich gefordert haben, können mir nun folgen, jetzt fordere ich und gehe voran!" Es dauerte nur wenige Minuten, da lag er, von mehreren feindlichen Kugeln getroffen, auf offener Straße. Später habe ich ihn in Berlin wieder gesehen, an zwei Krücken gehend. Der andere Jude war von einnehmendem Aeußern. Er hatte etwas Vornehmes in seinem Wesen. Die Kanonen fingen an zu donnern, die Kugeln sausten über unsern Köpfen, da wandte er sich zu uns um und sagte: „In meinem Tschako ist mein ganzes Vermögen; wenn ich falle, so nehmt ihn." Wir rückten dem Feinde näher, der Jude war der erste, der fiel. Für seinen Tschako hatte aber niemand Sinn."

**Die Juden und die Burschenschaften.** Zu diesem in den letzten Nummern der „Mitteil." mehrfach behandelten Thema liefert Geh. Sanitätsrat Konrad Küster in seiner „Allgemeinen Deutschen Universitätsztg." aus seinen eigenen Erlebnissen noch einige interessante Beiträge. Er weist darauf hin, daß in den 50er, 60er und 70er Jahren in den Burschenschaften und auch in den Korps jüdische Mitglieder nichts Seltenes und daß dieselben durchaus tüchtige Mitglieder waren und fährt alsdann fort: „Sie zeichnen sich durch Eifer und treues Festhalten sogar aus. So haben die Breslauer Raczeks und die Bonner Frankonen eine Reihe jüdischer Mitglieder gehabt, die später bedeutende Männer geworden sind. Heinrich von Treitschke schloß in seiner Bonner Frankonen-Zeit gerade mit einem jüdischen Mitgliede eine sehr enge Freundschaft und blieb diesem bis zu dessen Tode unentwegt treu. Bei der Totenfeier, die von Kollegen veranstaltet wurde — der betreffende war Professor der Chemie —, hielt v. Treitschke auf seinen „Pud" — er nannte ihn nur mit diesem Kneipnamen — eine ergreifende Rede. Es lag damals allen studentischen Verbindungen fern, Jemand nach der Konfession zu fragen. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde der Antisemitismus durch die „Vereine deutscher Studenten" auch in die Studentenschaft eingeführt. Seitdem haben die jüdischen Studenten es schwer, aufgenommen zu werden. Eine rühmliche Ausnahme machen die Reform-(A. D. B.) Burschenschaften, welche grundsätzlich sich gegen den Antisemitismus erklärt haben. Aber auch hier sind vereinzelte Burschenschaften wenigstens verschämt antisemitisch, sie nehmen nicht gern Juden auf, um nicht als „verjudet" verschrieen zu werden. Ueberhaupt sind die meisten Farbenverbindungen vielfach nur verschämt antisemitisch; sie schämen sich öffentlich zu bekennen, antisemitisch zu sein; selbst von Mitgliedern der Vereine deutscher Studenten sind solche Erklärungen bekannt geworden, aber in Wirklichkeit nehmen sie keine jüdischen Mitglieder auf, aus Rücksicht auf die „zeitlichen und örtlichen Verhältnisse."

Die Deutsche Burschenschaft (A.D.C.) faßte gegen Ende der neunziger Jahre den Beschluß, keine Juden mehr aufzunehmen. Eine Reihe Burschenschaften, darunter die Bonner Frankonia, erhob dagegen Einspruch als einen nicht zulässigen Eingriff in die inneren Angelegenheiten einer Burschenschaft. Man nahm deshalb von einem allseitigen bindenden Beschluß Abstand. Aber in Wirklichkeit wird kein Jude mehr aufgenommen. Man erreicht dies auf andere Weise, als durch einen bindenden Beschluß. Man hat bei den Mitglieder-Listen der Deutschen Burschenschaft die Rubrik „Religion" eingeführt. Hierdurch wird kontrolliert, ob nicht doch zuweilen jüdische Mitglieder, wenn auch mit unverfänglichen Namen, vorhanden sind. Der Abgeordnete, Professor Dr. Eickhoff, der in so sachlicher und dadurch so ernster Weise die Regierung wegen der Judenfrage interpellierte, ist alter Burschenschafter (Bonner Frankone), ein Beweis, daß der Antisemitismus trotzdem und alledem bei den Burschenschaften nicht rechten Grund und Boden gefunden hat. In den jugendlichen Gemütern der Studenten spiegeln sich die Zeitauswüchse nur zu leicht ab; die Studenten besitzen nicht den moralischen Mut, gegen den Strom zu schwimmen, in späteren, reiferen Jahren schwinden diese Ausartungen aber meist wieder."

**Ja Bauer, das ist etwas anderes.** In Galizien, wird der „Staatsbürgerztg." mitgeteilt, und wohl auch — versteckter — in den preußischen Ostprovinzen macht gegenwärtig unter den polnischen Feldarbeitern ein „Volkslied" die Runde, in dem es u. a. heißt:

„Brüder nehmt die Sensen in die Hände,
Polens Knechtschaft hat ein Ende,
Unser Feind, der Deutsche, falle!
Plündert, raubet, brennet, senget,
Laßt die Feinde qualvoll sterben!
Wer die deutschen Hunde hänget,
Wird sich Gottes Lohn erwerben.
Denn der Prabst verspricht Euch
Fest dafür das Himmelreich!"

Nun fragen wir, worin unterscheidet sich dieses Herero-gedicht von den Graf Pücklerschen Reden, welche die „Staatsbürgerztg." gratis auf der Straße zu verbreiten sich so angelegen sein ließ? Und wenn die rohen Auf-

forderungen des galizischen „Volkspoeten“ ihre Entrüstung wachrufen, wie kommt es, daß sie so viel Nachsicht hatte mit den Taten der Herrschaften in Kischinew, die nicht nur entsprechend den liebenswürdigen Aufforderungen des galizischen Volksdichters handelten, sondern noch darüber hinausgingen, indem sie Frauenschändungen hinzufügten. „Ja Bauer, das ist etwas anderes“ wird die ehrenwerte „Staatsbürgerztg.“ sagen. „Ja Deutscher, das ist etwas anderes“ muß die „Staatsbürgerztg.“ schon dem galizischen Bildersprachenkundigen zu erwidern gestatten. Die höchst ehrenwerte „Staatsbürgerztg.“ muß sich eben abgewöhnen, mit ungleichem Maße zu messen und, zumal sie sich so viel auf ihr Deutschtum zu gute tut, an das gut deutsche Wort „was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu“ denken und danach handeln.

**Wirsitz,** 13. Juli. Der Pächter der Königlichen Domäne Julienfelde bei Wissek hatte kürzlich auf großen Holztafeln am Anfang der zum Dominium führenden Wege folgendes oermerken lassen:

„Handelsjuden, Reisenden usw. ist der Zutritt zu dem Hofe bei Strafe oerboten.

Der Gutsoorstand.

Einige Zeit darauf ließ der Domänenpächter bei dem Worte „Handelsjuden“ die Endsilben „juden“ überstreichen und darunter die Silben „leute“ setzen, doch blieben die ersteren Silben in der Nähe erkennbar. Neuerdings aber hat der Landrat des Wirsitzer Kreises infolge wiederholter Beschwerden aus Nakel das Distriktsamt oeranlaßt, das Anstößige auf der Tafel vollständig zu entfernen.

**Jülich.** Aus Anlaß der feierlichen Einweihung der Pfarrkirche durch den Kardinal und Erzbischof Dr. Antonius Fischer fand im Glareminschen Saale ein Festmahl statt, an welchem sich die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden beteiligten. Wie die „Kölnische Volkszeitung“ berichtet, hielt Herr Kardinal Fischer die erste Tischrede und dankte zunächst der Bürgerschaft und besonders den Vertretern der Stadtoerwaltung für den ihm zuteil gewordenen herrlichen Empfang. Er freue sich, daß die Katholiken, Protestanten sowie die Israeliten in Jülich so einmütig zusammenarbeiten, und hoffe, daß ein solch' schönes Verhältnis immer in Jülich herrschen werde.

**Theodor Haase.** In Oesterreich feierte in diesen Tagen ein Mann seinen 70. Geburtstag, der als einziger evangelischer Theologe des Reichsrats nicht nur den Protestantismus im österreichischen Parlament mit Ehren repräsentiert, sondern auch oon jeher den Antisemitismus auf das Entschiedenste oerurteilt.

Theodor Haase, seit längeren Jahren Superintendent und Pfarrer oon Teschen, früher von Bielitz, Doktor der Heidelberger Unioersität und schlesischer Reichsratsabgeordneter verabscheut aus vollster Seele den Antisemitismus, dieses Gemisch von religiöser Borniertheit und politischer Heuchelei. Er hält diese ethische Krankheit, die epidemisch und sporadisch auftaucht und untergeht, für das was sie ist, nicht für eine verhängnisvolle Naturnotwendigkeit, sondern für eine freigewollte Versündigung gegen Gottes Ordnung, gegen das Christentum und die Idee der Menschheit.

Dr. Theodor Haase ist der **einzige** christliche Geistliche im österreichischen Abgeordnetenhause, der zu wiederholten Malen und in der eindrucksoollsten Weise den Gegensatz zwischen Christentum und Antisemitismus zum Ausdruck gebracht hat. Wohl hat er mit seinem edlen Feuer noch andere geistliche Politiker mit sich gerissen, so den katholischer Prior Posselt, der Haases berühmter Rede gegen den Antisemitismus im März 1886 demonstratioen Beifall zollte; wohl haben noch hie und da aus geistlichen Kreisen oereinzelte schüchterne Stimmen sich gegen den unchristlichen Judenhaß erhoben; aber mit seiner ganzen Persönlichkeit sich gegen die antisemitische Bewegung in die Schanze gestellt zu haben, dieses Verdienst gebührt Dr. Haase ganz allein; er hat es mit keinem der oielen christlichen Priester, die dem österreichischen Parlamente angehören, zu teilen.

Als im Jahre 1881 Monsignore Greuter in Wien in der Debatte über das Wuchergesetz die Juden ein „herzloses Wucherooll“ nannte, da fuhr Haase, der damals in der Blüte seiner Manneskraft stand, mit donnernden Worten los: „Niemals,“ so rief er aus, „wird man ein Volk, welches durch die Schuld der christlichen Beoölkerung Jahrhundertelang gedrückt und gepeinigt worden ist, dessen Charakterschattenseiten zum größten Teil auch auf diese Verfolgung zurückzuführen sind, in Bausch und Bogen als ein herzloses Volk oerurteilen dürfen. Ich muß diese Bewegung als Schmach für das Christentum bezeichnen, aber auch als protestantischer Seelsorger als Schmach für den Protestantismus, oon dessen Metropole diese Bewegung ausgegangen ist. Ich hege die Hoffnung, daß das wahre Christentum die Grundsätze der Religion des großen Weltheilands Jesu Christi auch in der antisemitischen Frage zur Geltung bringen, und daß die Liebe endlich den Haß überwinden wird.“

Im März 1886 gelangte ein Antrag des Abgeordneten Türk auf Einführung einer Börsensteuer zur ersten Lesung, und die Motioierung des Antragstellers bewegte sich im Rahmen der bekannten antisemitischen Argumente: an der Börse gibt es oiele Juden, ergo müssen sie besteuert werden. Damals stand Haase bereits mitten im Kreuzfeuer der antisemitischen Schmähruse, als er gegen diese Auffassung Protest erhob; aber es scheint, daß die zündende Kraft seiner Worte durch den lauten Widerspruch nur noch verstärkt wurde. „Der Antisemitismus,“ so sagte er, „ist nicht blos religiöse Intoleranz; der Antisemitismus ist der Rassenhaß gegen das Judentum, ist der unter Aufrufung der niedrigsten Leidenschaften geführte soziale Krieg gegen einen ansehnlichen Teil der eigenen Beoölkerung; der Antisemitismus ist die Verleugnung der Kultur und Zioilisation unserer Zeit, er ist die Verleugnung der allgemeinen Menschenliebe, die Verleugnung der Sittlichkeit und Christlichkeit, deren sich auch die Antisemiten rühmen.“

Man darf nicht glauben, daß solche Worte wirkungslos oerhallen. Wenn auch das antisemitische Programm in der folgenden Zeit immer größere Massen an sich zog, so bleiben doch die Argumente Haases richtunggebend für alle guten, vornehmen, höherstehenden Geister in Oesterreich. Und wenn heute manche Symptome darauf hindeuten, daß der Antisemitismus doch nicht mehr die gleiche unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt wie in den Neunzigerjahren, so rührt das daher, daß die Gedanken, welche Haase im Jahre 1886 ausgesprochen hat, heute ebenso wahr und lebendig geblieben sind, wie sie es damals waren.

**Winter-Antisemiten.** Am Bahnhof eines berühmten steierischen Kurortes, der u. a. auch oon vielen Juden besucht wird, erwartet eine Menge Leute den Schnellzug. Eine Bürgersfamilie vom Orte ist auch darunter, die vollzählig den „Onkel Franz“ aus Wien erwartet. Endlich kommt der Zug und der Langersehnte, ein dicker Selchermeister, steigt aus. Nachdem die überaus herzliche Begrüßung auch von seiten der Neffen und Nichten zu Ende war, sieht sich der Herr Onkel staunend um, betrachtet die Menschenmenge und sagt zum lieben Schwager: „Aba Jud'n hadts ös viel! Ja, seids denn öt nöt Antisemit'n?“ „A wull,“ sagt der Angeredete eifrig, „oba nur im Winter!“

**Die Aufreizungen des „Brnenski drak“.** In jüngster Zeit erschienen zu wiederholten Malen in dem antisemitischen Brünner Hetzblatte „Brnenski drak“ Korrespondenzen aus Horitz in Böhmen, durch welche die dortigen Juden sich in hohem Grade beunruhigt fühlten. In einer dieser Korrespondenzen wurde behauptet, daß sich alljährlich zur Osterzeit eine Anzahl fremder Rabbiner bei dem jüdischen Gastwirte Adel zu Horitz versammeln und Gefäße mit sich tragen, die weder für Wein noch für Wasser bestimmt sein können. Eine zweite Zuschrift enthält die Behauptung, daß in der jüdischen Synagoge zu Horitz Menschenknochen gefunden wurden und daß ferner jeder geheimnisvolle Vorfall, insbesondere das Verschwinden einzelner Personen, sich in unmittelbarer Nähe der Synagoge ereigne. Die „Oesterreichisch-israelitische Union“ hat sich am 19. Mai d. J. mit einer mündlichen Beschwerde gegen diese Hetzereien an den Ministerpräsidenten als Leiter des Justizministeriums und am 21. Mai mit einer schriftlichen Anzeige an die k. k. Staatsanwaltschaft in Brünn gewendet. Am 21. Juni hat die Union neuerdings eine schriftliche Eingabe an Dr. v. Koerber gerichtet, in welcher es heißt:

„Die Absicht, welche mit der Verbreitung dieser nichtswürdigen Lügen verfolgt wird, liegt klar zutage: es soll die christliche Bevölkerung von Horitz gegen die jüdische aufgereizt werden. In diesem Zwecke werden zahlreiche Exemplare des genannten Blattes nach Horitz gesendet, und wir haben uns durch persönliche Wahrnehmung überzeugt, daß die Berichte unserer Glaubensgenossen, welche von einer wachsenden Erregung der dortigen christlichen Bevölkerung sprechen, vollkommen auf Wahrheit beruhen. Es ist unbegreiflich, daß die k. k. Staatsanwaltschaft Brünn die Hetzereien des „Brnenski drak“ seit Jahren ungestört und ungestraft passieren läßt. Er ist unbegreiflich, daß die genannte k. k. Behörde, obwohl sie rechtzeitig auf das bevorstehende Erscheinen der in beiliegender Nummer abgedruckten Korrespondenz aufmerksam gemacht worden war, nichts dagegen getan hat.

Wir erheben hiemit im eigenen, sowie im Namen unserer Horitzer Glaubensgenossen vor Euerer Exzellenz nachdrücklichste Beschwerde gegen die Zulastung solcher Hetzereien. Ist es denn noch nicht genug der unseligen Wirkungen, welche die Duldung solch schändlicher Preßerzeugnisse in Oesterreich bereits angerichtet hat? Sind denn die k. k. Behörden durch die Polnaer Affaire und durch die blutigen Folgen, welche dieselben an zahlreichen Orten gezeitigt hat, noch nicht hinreichend gewitzigt und bedarf es erst eines neuerlichen Unglücks, um die kompetenten Amtsorgane an ihre gesetzliche Pflicht zu erinnern?

Wir richten an Eure Exzellenz die dringende Bitte, ungesäumt den Staatsanwalt in Brünn anzuweisen, daß er die vorliegende Nummer des „Brnenski drak“ nachträglich konfisziere und daß er in Zukunft diesem Blatte größere Aufmerksamkeit zuwende und die Ausstreuung unwahrer und eben deshalb doppelt gefährlicher Gerüchte rechtzeitig verhindere“.

Nach den Zusicherungen, die die „Oesterreichisch-israelische Union“ auf diese Eingabe erhielt, hofft sie, daß der Brünner Staatsanwalt doch endlich den „Kampf mit dem Drachen“ aufnehmen wird.

**Die amerikanische Präsidentenwahl und die Juden.** Wie man weiß, ist man in Amerika schon längst darüber empört, daß amerikanische Juden trotz des bestehenden Vertrages auf Grund ihrer Pässe nicht nach Rußland gelassen werden, und schon lange wird dafür agitiert, daß Amerika auf Anerkennung seiner Pässe bestehen solle. An der Agitation beteiligen sich keineswegs blos Juden, sondern es wird als eine allgemeine Ehrensache angesehen, daß Rußland seine den Ver. Staaten gegenüber eingegangene Verpflichtung erfülle. Da bisher alle diplomatischen Bemühungen dieses Ziel zu erreichen vergeblich waren, hat die republikanische Konvention diese Forderung jetzt als eine Programmforderung erklärt, auf die der zu wählende Präsident der Ver. Staaten verpflichtet werden soll. Rußland wird übrigens jetzt vermutlich eher mit sich reden lassen. Falls Amerika diese Forderung durchsetzen sollte, wird die russische Regierung natürlich der deutschen Regierung, welche die gleiche Forderung zu stellen hat, diese nicht abschlagen können, und eine Rückwirkung auch auf die Lage der russischen Juden ist dann unausbleiblich.

Die obenerwähnte in das republikanische Parteiprogramm aufgenommene Erklärung besagt, es sei die unabweisliche Pflicht der Regierung, allen ihren Bürgern, ohne Unterschied, das Recht zu verschaffen, in befreundeten Ländern reisen und sich aufhalten zu können, und daß die Partei bereit sei, alle dahingehenden Schritte der Regierung zu unterstützen.

**Cohn beim Orakel.***)

Ein deutscher Bürger namens Cohn
Befragte das Orakel neulich:
„Der Antwort harr' ich lange schon,
Und meine Neugier ist verzeihlich:
Erkläre doch zu dieser Frist
Mit klaren Worten mir zuliebe,
Wie meine eig'ne Stellung ist
In unserm deutschen Staatsgetriebe.“

Drauf das Orakel: „Dieser Fall
Läßt sich nicht leicht in Worte kleiden,
Denn nach Rubriken überall
Muß man im Leben unterscheiden.
Gesetzt, du willst ein Richter-Amt,
Ob Cohn, ob Levy, ob Manasse,
So bist zum Warten du verdammt,
Denn du bist Bürger zweiter Klasse.
Willst du zum höh'rem Staatsdienst gar,
So scheitert dies an deiner Rasse,
In dieser Hinsicht offenbar
Bist du ein Bürger fünfter Klasse.
Beim Militär tu' deine Pflicht,
Gemeiner kannst du da wohl werden,
Jedoch die Knöpfe kriegst du nicht
Und Leutnant wirst du nie auf Erden;
Erstrebst du da noch etwas mehr,
Nur Ueberhebung wär' es, krasse,
Kurzum, Herr Cohn, beim Militär
Bist du ein Mensch der elften Klasse.

Du stutzt? Du denkst, es müßte sein,
Daß man 'nen Extra-Storch dir brate?
Du Schafskopf siehst wohl noch nicht ein,
Wie du bevorzugt wirst im Staate?
Das weiß doch Jeder lange schon,
Man rechnet stark auf deine Kasse:
Als Steuerzahler, lieber Cohn,
Sowie als Kirchenbau-Patron
Bist du ein Bürger erster Klasse!“

A. Moszkowski.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bonfin.
Bozen. Café Schgrosser, „zur weißen Rosen“, „zum Neußen“.
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhoven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsdruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz“, „zum goldnen Adler“ und „zum rothen Adler“.
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue

*) Aus der „Welt am Montag“.

Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egerta, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montaoon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Edenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (Schweiz). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.
Traoemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientierung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive **Porto** gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum.** à Mk. 0,30.

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch**

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

**Berlin, Magdeburgerstr. 14.** **Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 30. Berlin, 27. Juli 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Versand des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genelt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Wilhelm Marr und die Antisemiten.

Dem jüngst verstorbenen antisemitischen Publizisten Wilhelm Marr haben die antisemitischen Blätter überaus ehrende Nachrufe gewidmet. Um so peinlicher berührt sie die von uns veröffentlichte Reminiscenz, in welcher Marr als Gegner des heutigen Geschäftsschwindel-Antisemitismus vorgeführt wurde. Die „Deutsche Hochwacht" macht gute Miene zum bösen Spiel und findet sich mit der drastischen Bemerkung des „grundehrlichen" Antisemiten wie folgt ab: „Freunde, sorgen wir dafür, daß dieses harte Urteil eines Berufenen nie wieder Berechtigung erlange. Lassen wir uns das Wort eine beständige Mahnung sein, selbstlos dem Vaterlande zu dienen. . . . Geschäftsantisemiten sind in der Tat schlimmer als Juden." — Andere Blätter, wie die „Staatsbürgerztg." hüllen sich in Schweigen, während das Organ der Abgg. Liebermann von Sonnenberg und Raab, das Hamburger „Deutsche Blatt" („Deutschsoziale Blätter") sich höchst erregt geberdet und die von uns zitierte Aeußerung Marrs als „zusammengeschwindelt" bezeichnet.

Diese Unver—frorenheit nötigt uns, etwas ausführlicher auf die Sache einzugehen.

In Jahre 1892 erschien eine Broschüre „Ein Jahr im Zentrum der deutschsozialen Partei", von Hermann Lucko, vormaligem Chefredakteur des deutschsozialen Parteiblattes „Leipziger Tagesanzeiger" (Neue deutsche Zeitung). Dieses Schriftchen brachte allerlei Enthüllungen über Vorgänge in der antisemitischen Parteileitung und auch Aeußerungen aus Briefen Wilhelm Marrs. Es sind die folgenden:

„Ich bedauere den Teil unserer deutschen Jugend und unseres Mittel- und Kleinbürgerstandes, welcher durch die heutigen „Parteiführerschaften" aus dem semitischen „Regen" in die **geschäftsantisemitische** „Traufe" zu geraten scheint."

* * *

„Im Uebrigen, nachdem wir von haec und hoc geplaudert haben, lassen Sie mich in Ruhe mit der „Judenfrage".

Der **modeene Antisemitismus** — recte **Fabelkgeschäftsschwindel-Antisemitismus** ist für mich „gegenstandslos" geworden.

Er belügt sich selbst, um andere zu belügen und zu beschwindeln.

Er bläht sich auf, wie der Frosch in der Fabel und wird wie dieser platzen.

Sei ihm die Erde so schwer als möglich, daß er sabald nicht wieder aufstehen kann.

Mit rechtschaffenem deutsch-antisemitischem Gruß

W. Marr.

Hamburg, im Juli 1891.

Marr schreibt in einem seiner Briefe an Sonne:

„Ich bin ein alter Parteigänger, aber nie habe ich mehr **Gezschelmenbande** gefunden als unter den heutigen **Geschäfts-Antisemiten.** Das aber dürfen Sie privatim erklären, daß ich nach 30jährigem Judenkrieg **mich mit Ekel bis zum Gebeechen abwende von dem ganzen heutigen Geschäftsschwindel-Antisemitismus.** Ich werde diese Behauptung **nicht** widerrufen."

„Sie verlangten vielleicht einen Hungerlohn für Ihre Arbeiten. Und damit darf man den modernen Geschäfts-Antisemiten nicht kommen." (Sonne hat bekanntlich weiter nichts bekommen, als einige kräftige Schmähungen vonseiten des Parteivorstandes).

Wilhelm Marr sandte im April 1893 der „Freis. Ztg." folgende Erklärung mit der Bitte um Veröffentlichung zu: „Auch ich — an Kampfjahren der älteste antisemitische Schriftsteller unserer Zeit! — **sage mich los von der antisemitischen Bewegung.** Faktisch und stillschweigend habe ich es schon seit Jahren getan. Die Motive zu diesem Schritt wird man in meinem „litterarischen Nachlaß" nach meinem Tode ersehen."

Ein Brief aus dem Jahre 1894 bestätigte Marrs Sinnesänderung. Er stand im „Fr. Blatt" und lautete:

Kopie eines Schreibens an einen Mitantisemiten.

Lieber Freund!

In kurzen und großen Zügen hat meine Abschwenkung von der antisemitischen Bewegung folgende Gründe: 1. Gallo viejo ya no entra mas en la peleo (Ein alter Hahn tritt nicht mehr auf den Kampfplatz) sagt der Spanier und ich bin bald 75 Jahre alt und körperlich meine Auflösung täglich erwartend und ersehnend; 2. ich kann keine Landesväter in aufdringlicher polizei-captatia benevolentiae Weise anhurrahen und beschmeicheln (das haben nicht einmal die alten Egypter getan, als König Pharao seine famosen Krougesetze einführte!); ich kann als Freidenker und Verehrer von Arthur Schapenhauern nicht mehr mit dem Christentum und der christlichen Kirche kakettieren, wie es die modernen Antisemiten tun; 4. mir widerstredt die „Teutomanie" der Antisemiten, welche unserem deutschen Volke Eigenschaften und Tugenden andichten, die es — generell — nie besessen hat, und statt ihm die Wahrheit zu sagen, die Rolle der Volkshöflinge und Volksschmeichler agieren, ich hasse den entnervenden Byzantinismus nach unten und nach oben; 5. somit bin ich seit einer Reihe van Jahren vollständig auf den Standpunkt zurückgekehrt, den ich in meiner Schrift: „Der Sieg des Judentums über das Germanentum" manifestiert habe. Und ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich mich nach dieser Manifestation noch verleiten ließ, teilzunehmen an einer Bewegung, zu deren Verlauf ich immer vornehmer die Achseln zucken mußte — — —.

Verlasse Dich darauf! Meinen Antisemitismus wird die Nachwelt ganz anders beurteilen als die antisemitischen und jüdischen Schreier der Gegenwart! (Barausgesetzt, daß mein litterarischer Nachlaß durch meine Erben an die Oeffentlichkeit gelangt.)

Vailà tout! Ich füge nur noch hinzu, daß ich bereits seit 4½ Jahren keine Zeile habe mehr drucken lassen; weder in der Judenfrage, noch in anderen politischen Fragen.

Ora e sempre

Hamburg, 16. Februar 1894. Dein W. Marr.

Wenn auch der litterarische Nachlaß Wilhelm Marrs nicht an die Oeffentlichkeit gelangen sollte, so hat er doch, wie wir gezeigt haben, schon bei Lebzeiten seine Auffassung über die antisemitische Bewegung der Gegenwart mit der ihm eigenen Derbheit vertreten.

## Graf Pückler und der Königsberger Prozeß.

Unseres sehr edlen Freundes, des Grafen Pückler, ist auch im Königsberger Geheimbund- und Hochverratsprozesse wiederholt gedacht worden, nämlich zur Illustrierung russischer Verhältnisse, von welchen dort vor Gericht so erschütternde Darstellungen gegeben wurden, daß Rufe des Entsetzens aus dem Zuhörerraum ertönten. Es war erwähnt worden, daß in Kischinew mit der Bewilligung der Regierung 45 Personen getötet und 600 verwundet worden sind. Die Saat hatte das berüchtigte Blatt „Bessarabetz" ausgestreut, und die russische Regierung hatte nichts zur Unterdrückung dieses Hetzblattes getan. Mit Bezug darauf sagte der Verteidiger Haase: „Wenn in Deutschland Graf Pückler in einer Broschüre zur Ermordung aller Juden auffordert, so ist das seine Sache. Er steht nicht unter der Zensur. Aber wenn in Rußland zu diesen Mordtaten aufgefordert wurde, so geschah es unter Billigung der Zensur und der Regierung."

So ganz frei von jeder Verantwortung für etwaiges durch die Pücklerschen Broschüren entstehendes Unheil sind die Berliner Behörden denn doch nicht; bei uns wird ja noch manches zensuriert, selbst manche ganz harmlose Schrift, ja wirkliches litterarisches Kunstwerk. Den Pücklerschen Broschüren hingegen werden die Straßen der Reichshauptstadt freigegeben. — Uebrigens ist dem Grafen Pückler in Königsberg großes Unrecht geschehen, das ihn empfindlich kränken könnte. Es wurde nämlich vor Gericht gesagt, daß die skandalöse Demagogie des „Bessarabetz" mit schlimmeren Mitteln und heftigeren Ausdrücken gearbeitet hätte als in Deutschland Graf Pückler. Das bestreiten wir entschieden. Die Demagogie und die Ausdrücke des Grafen Pückler sind prima Sorte und sind auch nicht von denen eines Kruschewan übertroffen worden. Nur daß es in Berlin sehr viele Leute gibt, die denn doch heller sind als die Kischinewer Russen, schwächt die Wirkung wesentlich ab, womit nicht gesagt ist, daß nicht steter Redeguß schließlich den Schädel höhlt.

Bei der Gelegenheit möchten wir auf noch ein im Gerichtssaale zu Königsberg gefallenes Wort aufmerksam machen. Hat ja auch der Erste Staatsanwalt Geheimer Justizrat Dr. Schütze sein Plaidoyer eingeleitet mit den Worten: Groß ist das Interesse, gewaltig das Aufsehen, welches dieser an der östlichen Grenze Deutschlands verhandelte Prozeß nicht nur hier, sondern in ganz Europa, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus erregt. In der Tat ist dem so, und das Aufsehen ist auch berechtigt. Es wäre schade, wenn irgend etwas, was da zur Sprache kam, unbeachtet bliebe. Da sagte u. a. der Reichstagsabg. Dietz von dem russischen Revolutionär Burzew, dieser werde „von allen als kompletter Narr betrachtet", er sei rein pathologisch zu beurteilen. Dazu bemerkte der Staatsanwaltschaftsrat Dr. Caspar mit Recht: „Die Gefährlichkeit seiner Schriften wird dadurch nicht kleiner." — Ein Verrückter kann allerdings für sein Reden und Tun nicht zur Verantwortung gezogen werden. Wohl aber muß er bewacht werden, bezw. muß man dafür sorgen, daß er durch sein Reden und Tun nicht Schaden anrichte.

## Die Juden als Schachspieler.

Von Oberlehrer J. Trenkner in Otterndorf.

Die bis zum Ueberdruß wiederholte Behauptung der Antisemiten, daß die Juden lediglich auf Gelderwerb erpicht seien, wird u. a. durch die eifrige und verständnisvolle Pflege, die manche Israeliten dem Schachspiele widmen, schlagend widerlegt. Sehen wir von den meist nichtjüdischen Berufsschachspielern ab, so handelt es sich in diesem geistvollsten aller Spiele um die Ehre, den Gegner durch scharfsinnige Berechnung der Züge und Positionen zu überwinden, nicht um Geldgewinn. Auch die jüdischen Schachspieler huldigen dem Schachsport nicht des schnöden Mammons wegen, sondern deshalb, weil ihnen die Feinheiten der Spielentwicklung und der Reichtum der Kombinationen ein edles geistiges Vergnügen gewähren.

Tatsächlich hat denn auch das Judentum anerkannte Schachautoritäten hervorgebracht: Der von israelitischen Eltern stammende Meister Steinitz, dem eine besondere Spielart, das Steinitzgambit seinen Namen verdankt, war lange Zeit die tonangebendste Koryphäe der Schachwelt. Zuckertort, Dr. Tarrasch, Dr. Lasker zählten bezw. zählen zu den anerkannten Schachgrößen der Jetztzeit und die beiden Hamburger Schachmeister Bier und Fahrni, welche gleichfalls jüdischer Abkunft sind, werden im „niederelbischen Schachbunde", zu dem sie gehören, fortgesetzt als erstklassige Schachkapazitäten verehrt. Als Verfasser von Schachaufgaben hat der Lustspieldichter Dr. Oscar Blumenthal, dessen „Miniaturen" in der Schachwelt rühmlichst bekannt sind, Hervorragendes geleistet. Die genannten Juden waren und sind von idealster Begeisterung für das Schachspiel durchglüht. Der antisemitische Einwand, es handle sich in diesem Spiele um Feinheit der Berechnung und die Juden seien ja bekanntlich geborene Rechner, verschlägt nichts. Denn er enthält gegen die Israeliten keinen wirklich begründeten Vorwurf. In der höheren Mathematik z. B. handelt es sich auch um Feinheit der Berechnungen, und doch wird kein vernünftiger Mensch einem Mathematiker den Scharfsinn seiner Berechnungen zum Vorwurf machen wollen.

Daß die Antisemiten nur ein Lied auf ihrer Walze haben, zeigt sich eben auch im Schachsport, von welchem sie die Juden am liebsten ganz fernhalten möchten. Habe ich doch einst persönlich beobachtet, daß ein antisemitisch gesinnter Schachspieler eine prächtige Aufgabe blos deshalb nicht lösen wollte, weil sie von Dr. Blumenthal verfaßt war.

Eine unbegreifliche Verblendung, die vergißt, daß der Wert eines Kunsterzeugnisses nicht durch die Abstammung des Künstlers bedingt wird, und daß die Fähigkeit, Kunstwerke hervorzubringen, nicht an bestimmte Rassen geknüpft ist! Der sich in jüdische Mitglieder besitzenden Schachklubs zuweilen ereignende Fall, daß der nichtjüdische Verlierer seinen Aerger über den Verlust einer Partie an der Herkunft oder an der „Rechenfähigkeit" des jüdischen Gewinnpartners auszulassen sucht, zeugt natürlich stets von grober Taktlosigkeit des Verlierers. Dies um so mehr, als Schachgewinnmonopole nicht vorhanden sind, und alle sonstigen sozialen Unterschiede des Ranges, der Rasse usw. im praktischen Schachspiel keinen irgend wie begründeten Anspruch auf Beachtung haben. In ihm gilt nur das bessere Können, weiter nichts. Der Vorwurf der größeren Rechenfähigkeit des Juden verrät im praktischen Leben wie im Schachspiel einen hohen Grad von Kurzsichtigkeit und Gedankenlosigkeit. Wäre es doch um manchen Arier besser bestellt, wenn er das wüste Schimpfen auf die Juden aufgäbe, besser rechnen lernte und das „Rechnenkönnen" nicht als einen Vorwurf, sondern als einen Vorzug betrachtete. Wie würde sich der Volkswohlstand heben, wenn die Ueberzeugung vom Worte der „Rechenfähigkeit" überall durchdränge und durchgehends entsprechendes Handeln erzeugte!

## Der Krieg in Ostasien und die Juden in Rußland.

Man schmeichelt sich vielfach mit der Hoffnung, der Krieg in Ostasien werde einen günstigen Einfluß auf das Schicksal der Juden in Rußland ausüben. Manche Maßregel

der russischen Regierung, manche offiziöse Andeutung, hier und da selbst eine Art von Versprechen könnten die Welt in dieser Annahme bestärken. Man glaubt ja so gern, was man wünscht, und was so nahe liegen sollte. Aber wir fürchten, daß man da eine gründliche Enttäuschung erleben könnte. Die verschiedenen in letzter Zeit in Rußland hinsichtlich der Juden getroffenen Maßnahmen waren meist derart, daß man nicht einmal recht wußte, ob sie zugunsten oder zum Schaden der Juden angeordnet worden sind. Wenn in einem Gouvernement wirklich eine anscheinend judenfreundliche Anordnung getroffen wurde, dann beeilte man sich gewiß in einem anderen Gouvernement eine zu treffen, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß sie nicht die Juden erfreuen solle.

Was Andeutungen und Versprechungen in Rußland bedeuten, gar in Kriegsnot gemachte russische Versprechungen für einen Wert haben mögen, kann sich jeder leicht selbst sagen, wenn er bedenkt, wie Rußland mit feierlich verbrieften Versprechungen, mit Vertragsbestimmungen umspringt. Auch andere Regierungen haben sich vor einem Kriege gemachte Versprechungen lange und schwer genug abringen lassen; was soll man von Rußland nach seinem rechtswidrigen Vorgehen in Finnland, nach dem jüngsten Dardanellenschwindel usw. erst hinsichtlich der Erfüllung von halben Versprechungen erwarten, die es den Juden gemacht hat? Man könnte fast den Verdacht hegen, die Versprechungen würden nur gemacht, um nicht gehalten zu werden und blos um die armen Teufel just während des Krieges bei etwas besserer Laune zu erhalten.

Viel wahrscheinlicher ist, was auch Fürst Uchtomski, der bekannte Panslavist und Redakteur der „Petersb. Wjedomosti" einem amerikanischen Zeitungsberichterstatter gesagt hat, daß nämlich der Krieg auf die Behandlung der Juden gar keinen Einfluß haben werde und haben könne. Er glaubt auch nicht, daß irgend eine radikale Veränderung in ihrer Lage in naher Zukunft eintreten werde. Vielleicht daß man sich zu einer kleinen Verbesserung entschließt, falls die wirtschaftliche Lage es ratsam erscheinen läßt. Welches auch immer der Ausgang des Krieges sein möchte, auf die allgemeine Lage der Juden werde es keinen Einfluß haben. Jede bedeutendere Aenderung könne erst im Laufe der Zeit eintreten, sei eine Frage vieler Jahre, und werde nur eintreten als Folge eines Wechsels der allgemeinen Politik. Sollte der Krieg überhaupt auf das Schicksal der Juden Einfluß haben, dann würde das höchstens in dem Falle eines günstigen Ausganges sein.

In diesem Falle nämlich würden unter russische Herrschaft Völker kommen, deren Temperamente, Eigenheiten, Sitten, Sprachen usw. weit entfernt sind von denen der jetzt unter russischer Herrschaft befindlichen Völkerschaften. Da könnte man gar nicht mehr hoffen, auch wenn man es noch so sehr wünschte, sie alle wirklich zu assimilieren. Die russische Politik müßte dann auf eine breitere Basis gestellt werden, müßte sich der neuen Lage mehr akkommodieren, und dann könnte es vielleicht geschehen, daß den Juden ein bedeutender Vorteil aus dieser allgemeinen Aenderung erwüchse.

Im Ganzen — und das ist ein interessantes Eingeständnis, das auch mit den Beobachtungen des berühmten französischen Nationalökonomen Leroy-Beaulieu übereinstimmt — herrsche bei der großen Masse des russischen Volkes keine Feindschaft gegen die Juden. Wo antisemitische Ausschreitungen stattfinden, seien sie stets durch Parteiinteressen hervorgerufen, in einigen Ortschaften wohl auch durch wirtschaftliche Verhältnisse. Möglicherweise werde man in betreff der Zulassung amerikanischer Juden eine Konzession machen, aber das würde weiter nicht die allgemeine Lage der Juden beeinflussen.

---

## Zur Judenfrage in Rußland.

Von Dr. Hugo Ganz.

Unter den über dieses Thema veröffentlichten Aufsätzen des Wiener Schriftstellers (s. Nr. 28 der „Mitteil.") entwickelt der nachstehende in der „Frankf. Ztg." zum Abdruck gelangte ein wichtiges Problem:

Der Besuch Rußlands bietet Gelegenheit zu einem äußerst interessanten Studium. Man kann in rascher Reihenfolge Städte mit einer fast ganz oder zur Hälfte oder doch zu einem starken Prozentsatz jüdischen Bevölkerung und dann solche kennen lernen, in denen den Juden der Aufenthalt fast verboten ist, die also — im antisemitischen Jargon zu reden — fast judenrein sind. Im Westen gibt es weder das eine noch das andere. Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn solche ethnologische Unika dem aufmerksamen Beobachter nicht Aufschluß erteilen würden, den er anderwärts vergebens sucht. Und in der Tat ist mir in den judenreinen Städten eine Erkenntnis aufgegangen, die ich des Mitteilens für wert halte: das Judenproblem ist nichts als ein relatives Uebervölkerungsproblem, die Juden werden unerträglich nur da, wo sie sich selbst Konkurrenz zu machen gezwungen sind.

Zu dieser Erkenntnis bin ich auf folgende Weise gekommen. Der jüdische Proletariat Polens hat auf mich den abstoßendsten Eindruck gemacht. Die Lässigkeit im Gehaben, der Schmutz, die Verschmitztheit, die stetige Bereitschaft zur Uebervorteilung konnten nicht anders, als den Westeuropäer ungeachtet aller historischen Schulung und alles Gerechtigkeitswillens mit sehr schmerzlichen Gefühlen und unerquicklichen Gedanken erfüllen. Der böse Wunsch stieg auf, daß doch auf irgend eine schmerzlose Art die Welt von diesen unerfreulichen Erscheinungen befreit werden möge, oder der ebenso unmenschliche Gedanke, daß es doch eigentlich gar nicht schade wäre, wenn dieser Teil der polnischen Bevölkerung gar nicht existierte. Man schämte sich solcher Gedanken, aber man schafft sie damit noch nicht aus der Welt. Entweder müssen wir auf unsere Reinlichkeits- und Redlichkeitsbegriffe verzichten oder einen großen Teil der östlichen Hebräer durchaus unerfreulich finden. Da ersteres nicht möglich ist, wird letzteres immer der Fall sein. Die Vergleichung mit dem noch schmutzigeren, noch unsittlicheren, noch verwahrloseren polnischen Proletariat hilft über diese Gedanken nicht hinweg. Der Jude hat außer seinem Schmutz und seiner geschäftlichen Pfiffigkeit noch immer etwas, was an zioilisatorischen Adel erinnert, sodaß er mit dem ersten besten Lazzaroni oder Strolch nicht verwechselt werden kann. Er ist nicht er selbst, sondern die Karikatur eines Kulturmenschen, und als solcher wirkt er ärgerlich.

In den judenreinen Städten hört das plötzlich auf. Die Juden, die man dort kennen zu lernen Gelegenheit hat, akademisch gebildete, Kaufleute erster Gilde, zünftige Handwerker und Nachkommen der jüdischen Soldaten Nikolaus I. sind ganz anderen Kalibers, als ihre polnischen Brüder. Sie sind von den Russen überhaupt nicht zu unterscheiden. Man ist immerfort geneigt, den dortigen russischen Kutscher oder Kaufmann für einen Juden, den intelligent dreinblickenden Juden aber für einen Europäer zu halten. Und dann erfährt man, daß diese jüdischen Advokaten, Aerzte, Kaufleute und Handwerker von den Russen selbst als durchaus ihresgleichen behandelt werden, ja daß sie als relativ redlicher in Handel und Wandel einen gewissen Vorzug genießen. Dagegen weist der Russe, wo er in Massen einem einzigen Erwerb obliegt, wie etwa in den großen Kaufhäusern oder Bazaren alle die Eigenschaften auf, die uns im Westen als spezifisch jüdisch bezeichnet werden. Er ist zudringlich bis zur Gewalttätigkeit, unsolide bis zum offenen Betrug. Die deutschen Hansastädte verboten ihren Kaufleuten aufs strengste, Russen Waren auf Kredit zu geben, Geld zu leihen oder von ihnen Geld zu borgen,

alles unter Androhung sofortiger Strafe. (Liv.-Esth. und kurländisches Urkundenbuch Reval 1852—64 Nr. 576, 588 und urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa, Hamburg 1830 II. Nr. IX. S. 27 beide zitiert bei Lanin, Russische Zustände I, 142.) Bei den kleinsten Einkäufen macht man die Erfahrung, daß von einer kaufmännischen Reellität keine Rede ist, daß es keine fixen Preise, kein Worthalten, nichts gibt, was uns im Westen längst als selbstverständlich erscheint. Ganz wie im Orient der Spaniole im Vergleich zu den spitzbübischen Griechen und Armeniern, so gilt ebenso der allerdings sehr dünn gesäte russische Jude als weit zuverlässiger und solider. Nun ist aber der russische Jude kein Spaniole mit stolzer westlicher Vergangenheit. Er ist ganz wie der polnische aus dem Rhein- und Maintal zur Zeit der Judenverfolgungen nach dem Osten geflohen, konserviert heute noch in seinem schauderhaften Jargon das Mittelhochdeutsche seiner ehemaligen fränkischen Nachbarn, wenn auch in äußerster Verwahrlosung, und ist durchaus identisch mit dem polnischen Juden. Man kann sich also nicht zur Erklärung seiner höheren Artung auf einen ethnologischen Unterschied berufen. Er ist einfach unter ganz anderen wirtschaftlichen Existenzbedingungen ein ganz anderer geworden, und Dr. Poljakow aus Moskau ist in der Tat ein anderer als etwa sein Großvater Pollak aus Warschau.

Mit diesen Konstatierungen nähern wir uns schon dem eigentlichen Prdblem. *Uebersüllung eines Berufs* erzeugt Schmutzkonkurrenz bei Christ wie bei Jude, bei Ariern wie bei Semiten; die Juden aber leben in der ganzen Welt in übersüllten Berufen, infolge historischer Gesetze der Anpassung auch da, wo ihnen andere nicht übersüllte Berufe gar nicht verschlossen sind, und so entsteht die fatale Erscheinung der Verjudung gewisser Metiers, die nichts anderes ist, als die Schädigung des Berufs durch die Praktiken der Schmutzkonkurrenz. Wo dem wirtschaftlichen Leben keine Fesseln angelegt sind, überwindet der gesunde Organismus im Laufe der Zeit diese lokalen Entzündungen, wie man mit einem aus der Pathologie genommenen Ausdruck das Zuströmen abnorm vieler Zellen einer bestimmten Art zu einem nicht dafür geeigneten Orte bezeichnen könnte. Die Berufung auf Selbsthilfe, das Sinken des Ertrags im übersüllten Metier führt zu einem Abfluß der überschüssigen Elemente, und schließlich hat der Gesamtorganismus die Assimilationskrise überwunden, indem er jedem Partikelchen den Platz anweist, wo es ökonomisch am wertvollsten ist. In Deutschland dürfte die Ausgleichung nicht mehr allzuferne sein; die Tatsache des unerhörten wirtschaftlichen Aufschwungs in den letzten 15 Jahren, der durchaus gesteigerte Wohlstand in allen Branchen beweist wenigstens, daß Deutschland durch seine kaum 50 Jahre alte Judenemanzipation wirtschaftlich in keiner Weise geschädigt worden ist.

Auch in Rußland wäre es natürlich das klügste, einfach die *Aufhebung aller Beschränkungsgesetze* auszusprechen und den Juden das Innere des Reiches, wie alle Berufe, denen sie sich widmen möchten, zu erschließen. Der Segen für Rußland wöre ein enormer, denn gerade die Juden als Cerebralmenschen und Glieder einer uralten Kulturrasse brächten der russischen Materie das, was ihr fehlt, den *intelligenten, kulturfähigen Mittelstand*. Der Prozentsatz der Juden wäre auch durchaus nicht zu hoch für Rußland, sodaß daraus etwa eine Gefahr für den nationalen Charakter der Gesellschaft entstehen könnte. Auf zirka 130 Millionen Russen kommen zirka 5 Millionen Juden, das sind knapp 4 Prozent. Ungefähr so viel weisen auch die „judenreinen" Städte *Moskau* und *Petersburg* auf, ohne daß ste dort wahrnehmbar wären. Man muß zugeben, daß es eine der Annehmlichkeiten dieser Städte bildet, daß sie nicht wie etwa Warschau überschwemmt sind mit schmierigen Kaftanjuden. Würde es also gelingen, die Juden in der Höhe von 4 Prozent über das ganze Reich zu verteilen, so wäre damit für alle Teile unendlich viel gewonnen und die Menschheit von einem Problem erlöst, das je länger mehr den Stand unserer Ethik und Humanität bedroht.

Doch daran ist vorläufig nicht zu denken. Zur Großherzigkeit und weitsichtiger Duldung hat die russische Regierung nicht die geringste Veranlassung — im Gegensatz zur *russischen Gesellschaft*, die durchaus frei von Antisemitismus ist —, und so wird jede Erweiterung der jüdischen Wohn- und Berufsrechte mit dem Hinweis auf die alsdann drohende Verseuchung aller Städte und lukrativen Berufe abgelehnt. Wenn aber die russische Regierung sich zur Höhe eines weitsichtigen Liberalismus, der mit Jahrhunderten und nicht mit Jahrzehnten rechnet, nicht aufschwingen kann, wenn sie bei ihrem System der Bevormundung verharrt, warum entschließt sie sich dann nicht zu einer Maßregel, die allen Uebergangskrisen vorbeugen und doch der Landkalamität abhelfen könnte, *warum eröffnet sie den Juden nicht das Reich und sämtliche Berufe zu jenem Prozentsatz*, den die jüdische Bevölkerung bildet und der ohne Schaden für den nationalen Typus reforbiert werden kann? Das Bevormunden will sie doch nun einmal nicht lassen, Berufsstatistiken werden sorgfältig geführt, der Eintritt in jegliche Art von Erwerb ist ohnehin an bestimmte, von der Behörde zu erteilende Konzessionen gebunden. Warum erteilt man dann nicht allerorten im ganzen Reiche die Erlaubnis zu jeglicher Berufstätigkeit, Landwirtschaft mit inbegriffen, zu jenem erträglichen Prozentsatz? Die Erschließung nur ganz bestimmter Berufe im sonst „judenreinen" Innern, mit der man sich jetzt behilft, führt ja genau wieder zum gleichen Mißstand, wie er in universeller W.ise und in jüdischen Gouvernements obwaltet, zur Uebersüllung und „Verjudung" dieser Berufe, was umso natürlicher ist, als die Juden durch ihre lange Entwöhnung von der menschlichen Haupttätigkeit, dem Ackerbau, ohnehin die Neigung haben, sich ganz bestimmten, spekulativen Metiers zuzuwenden, wo ihre schon erworbenen üblen Eigenschaften durch die Gewohnheiten der Schmutzkonkurrenz noch gestärkt werden.

Da wäre es wirklich die Aufgabe gerade eines patriarchalischen Regimes, das die Freizügigkeit ohnehin nicht kennt und nicht duldet, die arge Einseitigkeit der jüdischen Betätigung durch Erschließen des ganzen Reichs zu beheben und eine neue gesunde Gliederung der jüdischen Massen zu erwirken. Eine Monopolisierung des Handels, der Börsen, der Advokatur, der Journalistik durch die Juden ist natürlich ein Mißstand, wenn auch lange nicht die Kalamität, die man davon befürchtet, weil sie doch nur ganz vorübergehend stattfinden könnte. Welch ein Segen aber wäre es für das jüdische Proletariat, wenn es sich bis zur Höhe von 4 Prozent in die Handwerkerposttionen des ganzen Reichs ergießen, vor allem aber auch in allen Gouvernements bis zu 4 Prozent des Grundes und Bodens erwerben und damit langsam zum *Ackerbau* zurückkehren könnte. Man sage nicht, daß die Juden von der Landwirtschaft nichts wissen wollen. Man gebe ihnen nur die Gelegenheit, sie gründlich zu erlernen ohne Gefahr für Leib und Leben, man gestatte nur die Gründung von Ackerbauschulen und die Pachtung genügenden Landes für die Zöglinge dieser Schulen, und man wird sehen, in welchen Scharen das Proletariat des Pferchs in diese „Sanatorien" strömen wird. Die zionistische Bewegung hat ja doch unzweifelhaft das eine Gute gewirkt, daß in die jüdischen Massen wieder das Verständnis für bodenständige Existenz, für den Wert landschaftlicher Beschäftigung erweckt worden ist. Selbst die mystische Hoffnung auf eine einstige Verwertung der ökonomischen Kenntnisse im Lande Zion ließe sich verwerten, und welch eine Wohltat für die Welt, wenn einmal das polnisch-russische Judenelement, seßhaft gemacht, vier vom Hundert der russischen landwirtschaftlichen

Bevölkerung bilden würde. Vier Millionen jüdischer Ackerbauer und nur noch eine Million in den übrigen Berufen, die Erlösung vom „Geschäft", vom Leben in den Stadtpferchen, die Rückkehr zur Natur — das alles könnte die russische Regierung erwirken, ohne darum den Gottseibeiuns, den Liberalismus in ihr Land einlassen zu müssen — sie brauchte nur unerbittlich auf der Ziffer von vier Prozent für jeden Beruf, jede Stadt und jede Landschaft zu bestehen, die den Juden neu eröffnet wird und in 50 Jahren würde es überhaupt keine Judenfrage mehr geben, weder in Rußland noch anderwärts. Denn es gibt in der Tat nur eine Ortsjudenfrage mit schmerzhaften Ausstrahlungen nach allen Enden der Welt. Diese zu lösen hat allein Rußland die Macht. Darum wird sie ungelöst bleiben noch auf länger hinaus, denn wen sollte der russische Beamte schröpfen, wenn nicht mehr den gequälten, verängstigten, wehrlosen Juden?

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Stöcker.** Das Dunkel über den geheimnisvollen Mittelsmann, dessen sich Herr Stöcker bei der letzten Reichstagsnachwahl in Straßburg-Land bediente, um die orthodoxen Protestanten zur Stimmabgabe für den klerikalen Kandidaten, den fanatischen Verteidiger des Famecker Kirchhofskandals, Hauß, zu veranlassen, hat sich jetzt gelüftet. Der bekannte elsässische Klerikale Delsor ist es gewesen, von dem Stöcker seine Informationen über die politischen Verhältnisse des Wahlkreises bezog, und der die Verhandlungen zwischen den Klerikalen und Stöcker wegen Unterstützung der klerikalen Kandidatur Hauß vermittelt hat.

Wie große Erbitterung dieser Liebesdienst Stöckers gegen den Klerikalismus gerade in protestantisch-orthodoxen Kreisen hervorgerufen hat, zeigt auch noch nachträglich eine charakteristische Veröffentlichung der „Reformation", von der auch bezeichnenderweise die „Kreuzztg." Notiz nimmt. Die genannte evangelische Kirchenzeitung berichtet nämlich, daß der Verlag, in dem sie erscheint, Ende vorigen Monats eine Postkarte folgenden Inhalts erhalten habe:

„Wegen des Verhaltens von H. Hofprediger Stöcker in der Wahl Straßburg-Land sehe ich mich genötigt, unser Abonnement auf 60 Exemplare der Pfennigpredigten abzubestellen . . ."

Daß sich Herr Stöcker bei seinem durch nichts motivierten Vorgehen gegen den Volksparteiler Blumenthal — was ging ihn der Wahlkreis Straßburg-Land an? — sogar bei seinen eigenen Leuten in die Nesseln gesetzt hat, wird ihn in Zukunft wohl etwas zurückhaltender machen.

**Im Reichstagswahlkreise Schaumburg-Lippe** ist infolge des Ablebens des bisherigen Vertreters, des nationalliberalen Abg. Deppe, eine Ersatzwahl nötig geworden. Die Antisemiten scheinen die Absicht zu haben, einen eigenen Kandidaten aufzustellen. Bei der im Jahre 1902 stattgehabten Nachwahl brachte es ihr Kandidat Graf Reventlow auf 3016 Stimmen, im Jahre 1903 erhielt ihr Zählkandidat 375 Stimmen. Die freisinnige Volkspartei, welche das Mandat schon wiederholt besaß, hat bereits einen Kandidaten in der Person des Genossenschaftsanwalts Dr. Crüger nominiert. Die übrigen Parteien dürften die Kandidatenfrage ebenfalls bald erledigen.

**Die Beobachtung des Geisteszustandes des Grafen Pückler.** Schon seit einigen Wochen ist Graf Pückler, wie die „Zeit am Montag" (25. Juli) erfährt, Gegenstand psychiatrischer Beobachtung, und in den letzten Tagen ist der Zustand dieses Herren ein so bedenklicher geworden, daß die Ueberführung desselben nach einer amtlichen Beobachtungsstation sehr bald erfolgen dürfte. Zur Verschlimmerung des Zustandes des gräflichen „Volksredners" hat offenbar die Hitze beigetragen, die den Grafen nicht hinderte, in jeder Woche zwei große Versammlungen abzuhalten, während der ihm hierbei zuteil gewordene Beifall ihn vollends um den Verstand gebracht zu haben scheint. Denn in jeder Versammlung wurden die Reden Pücklers um mehrere Grade schlimmer, bis die letzte, die er am Freitag abend in der Tonhalle zum Besten gab, den vollständigen Durchbruch der Gehirnkrankheit offenbart hat. Ein Irrenarzt, welcher an dieser Versammlung teilnahm, gab darüber folgende Erklärung ab: „Wollte man an die letzte Rede, welche der Graf gehalten hat, den Maßstab normaler Geistestätigkeit anlegen, so hieße dies den gesunden Menschenverstand verhöhnen. Ich spreche daher nur von der allgemeinen Haltung Pückers, betreffs deren jeder ärztliche Fachmann schon in dem blöden Lachen, welches der Redner nach jedem seiner Ausfälle gegen die Juden ausstieß, alle Kennzeichen des Irrsinnigen feststellen konnte. Die schnelle, ungeordnete und oft ganz apathische Redeweise, mit welcher der Graf die unglaublichsten Unflätigkeiten vorbrachte, ging sehr häufig in die querulantenmäßige Vielrederei geistig Gestörter über. Ebenso zeigte der unsichere und geistlose Blick des Redners die Abnormität der Gehirntätigkeit. Es ist daher ganz richtig, wenn die überwachenden Polizeibeamten in den letzten Versammlungen den Redner gar nicht weiter störten, sondern ihn ruhig aussprechen ließen, um dadurch das Material zu bekommen, das zur völligen Ueberführung des Kranken erforderlich ist." — Um eine kleine Vorstellung von dem zu geben, was die neuesten Pückler-Vorträge bieten, sei folgendes erwähnt: Der Graf erklärte, es sei nunmehr Zeit, das Totschlagen und das Hinaustreiben der Juden aus Deutschland im einzelnen zu organisieren. So müsse sich jeder wackere Deutsche ein halbes Dutzend Juden vornehmen und mit diesen kurzen Prozeß machen. In jedem Laden eines Juden müsse einer hineingehen und den Juden oder dessen Frau in gemeiner Weise beleidigen. Sobald sich dann der Jude aufgebracht zeige und den Herausforderer hinausweisen wolle, müsse dieser „in der Notwehr" den Juden mit einem Stock niederhauen oder mit dem Revolver erschießen. Wie dies zu machen sei, dafür gab der Graf die bewußten Einzelvorschriften. Sodann forderte er auf, eine allgemeine Jagd, besonders gegen diejenigen Juden zu veranstalten, deren Namen dem Tierreich entnommen seien. Jeden Löwen, Bär, Wolf, Fuchs usw. dürfe jeder Deutsche niederschießen etc.

**Ein Jünger Pücklers.** In welcher Weise die Hetzereien des Grafen Pückler auf die große Menge einwirken können, und wie dann die darin ausgesprochenen Gedanken von dieser in Taten umgesetzt werden, das zeigte eine am 25. d. M. vor der 133. Abteilung des Berliner Schöffengerichts I verhandelte Anklage wegen groben Unfugs und Bedrohung bezw. Beleidigung. Der Malergeselle Max H., ein bisher unbestrafter junger Mensch, war am 6. Juni d. J. in etwas angeheiterter Stimmung vor den Laden des jüdischen Kaufmanns F. in der Langestraße gekommen und hatte Straßenschmutz hineingeworfen. Als ihm dies von dem Inhaber des Geschäfts verwiesen wurde, drang er auf den im Laden befindlichen Kaufmann F. mit den Worten ein: „Verfluchter Jude! Pückler hat gesagt, wir sollen die Juden totschlagen, die Juden haben den Jesus ans Kreuz geschlagen! Den rotköpfigen Judenlümmel muß ich hier noch totschlagen!" Zu einem tätlichen Angriff ist es allerdings nicht gekommen; der Jünger Pücklers hat sich mit dem Ausstoßen dieser blutigen Drohungen zufrieden gegeben. Man sieht also, welche Folgen die polizeilich geduldeten „oratorischen Leistungen" des „Dreschgrafen" auf die Gemüter von unerfahrenen Leuten ausüben, die den Mann noch immer für ernst nehmen. Der Jünger Pücklers hat sein rohes Gebaren mit 25 Mark Geldstrafe eventuell 5 Tagen Gefängnis zu büßen.

## Vermischtes.

**Immer die Juden!** Wenn die Handlungsweise des Frhrn. v. Mirbach hauptsächlich von kirchlichen Organen getadelt wird, so gibt es ehrliche Blätter, die schreiben, daß Herr v. Mirbach von jüdischen Zeitungen gehetzt werde. Wenn Minister Dr. Schönstedt Mißerfolge über Mißerfolge einheimst und das Vertrauen ziemlich aller Parteien verliert, so daß er fallreif wird, gibt es ehrliche Blätter, die schreiben, er ist ein hochverdienstlicher Mann; Beweis, er wird von den Juden angegriffen. Diese russische Art erhält zu rechter Zeit ein amüsantes Gegenstück. Die „Nowoje Wremja" hat ihren russischen Lesern erzählt, oder auf Befehl der Regierung, die ebenso wahrheitsliebend ist, erzählen müssen, „nur die radikalen und jüdischen Zeitungen lärmen über die Beschlagnahme der Post des „Prinzen Heinrich" durch den „Smolensk." Der Protest der deutschen Regierung ist lediglich eine Formalität!" — Hierin entdeckt die „Kreuzztg.", die sonst die Juden auch gern für alles verantwortlich macht, plötzlich eine Fälschung der Wahrheit. „Allerdings lärmt man nicht bei uns, aber die gesamte deutsche Presse ist darin eines Sinnes, daß die Wegnahme der Post des „Prinzen Heinrich" Remedur und Satisfaktion verlangt. Daß aber der Protest der deutschen Regierung keine bloße Formalität ist, weiß man an keiner Stelle besser als in Petersburg." — Diesmal sind die Juden in Deutschland noch gerettet; aber die Juden in Rußland bleiben unter dem Verdachte, daß nur ihre Stammesbrüder in Deutschland gegen Rußland lärmen, und man weiß, was das für Folgen haben kann.

**Gehen die Juden mit der Macht?** An die Kabelmeldung der „Frankf. Ztg.", daß der bekannte Demokrat Straus, früher amerikanischer Gesandter in der Türkei, ein Jude, sich für Roosevelt erklärt habe, knüpft die „Kreuzztg." die Bemerkung, Juden liebten es ja, mit der Macht zu gehen. Ja, sie suggeriert allerlei durch den Hinweis, daß Straus als Nachfolger Herzls genannt wird. Wahrscheinlich will sie zu verstehen geben, Straus trage sich mit dem Gedanken, durch seinen Uebertritt Roosevelt bewegen zu können, daß er die amerikanische Macht für die Eroberung Palästinas einsetzen werde.

Interessant und bezeichnend für den ganzen geistigen Habitus der Kreuzzeitungsmänner ist, daß in denselben wenigen Zeilen, in welchen den Juden „unglaubliche Nervosität" vorgeworfen wird, welche sie stets zu den extremsten Schritten nach der einen oder anderen Seite verleite, daß sie nie eiskaltes Blut bewahren, sondern entweder „himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt seien," der unglaublich kühne Schluß gezogen wird, daß, weil ein einzelner Mann, Straus, sich für Roosevelt erklärt, (was bei der politischen Bedeutungslosigkeit Parkers durchaus nicht zu verwundern ist) die Juden mit der Macht zu gehen lieben.

Sonst wirft die „Kreuzztg." den Juden immer vor, daß sie mit der Opposition gehen. In denselben wenigen Zeilen erwähnt sie, daß die Juden die Avant- und Arrièregarde der freisinnigen Partei bildeten. Repräsentiert diese Partei in Deutschland die Macht? Gehen die geknechteten Juden Rußlands mit der Macht, oder hat ihnen nicht Plehwe sogar — allerdings auch mit Unrecht — vorgeworfen, daß sie das Hauptkontingent der Revolutionäre stellen?

**Verrannt.** Im Eifer, den Juden etwas anzuheften hat sich ein Gewährsmann der „Staatsbürgerztg." gründlich verrannt. Er hat sich in Ems darüber entrüstet, daß am 13. Juli, dem Tage, an welchem Kaiser, richtiger König Wilhelm den französischen Botschafter Benedetti so würdevoll abgefertigt hat, die Morgenmusik nur die „Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz", sonst aber keine patriotischen Lieder gespielt hat. Dagegen haben am 4. Juli, an welchem Tage bekanntlich die Amerikaner die Unabhängigkeitserklärung feiern, „zum Ermüden fade amerikanische Sachen vorgeyankeedudelt."

„Sechs oder acht Amerikaner — so klagt der Einsender weiter — ich glaube es waren Juden, klatschten selbstredend jedesmal frenetischen Beifall. Also ein uns Deutschen unendlich gleichgiltiger Tag wird etwa 1½ Stunden gefeiert und dem deutschen Michel zugemutet, dieses amerikanische Gedudele nicht nur anzuhören, sondern auch auf diese Weise den Tag gleichsam feierlich mitzubegehen. Aber den Geburtstag des Deutschen Reiches zu feiern wagt man in einem deutschen Badeorte kaum. Wo war der Pariser Einzugsmarsch, der Hohenfriedberger, das Werk von Saro und die anderen patriotischen Sachen? Hatte man Sorge, daß einige französische Juden hieran Anstoß nehmen könnten?"

Da wird also in dem antisemitischen Blatte den amerikanischen sowohl wie den französischen Juden großer Patriotismus zugeschrieben, ein größerer sogar als der germanischen Badedirektion und dem germanischen Kapellmeister in einem deutschen Bade. Warum, so möchten wir fragen, traut der „geschätzte" Einsender nur ausländischen Juden so großen Patriotismus zu, während den deutschen Juden fortwährend Patriotismus abgesprochen wird? Dafür gibt es nur zwei Erklärungsmöglichkeiten, wenn man nicht zu der Annahme gezwungen sein soll, daß den deutschen Juden wider b.sseres Wissen Patriotismus abgesprochen wird. Entweder ist es das böse Gewissen, das sich sagt, die antisemitische Behandlung der Juden in Deutschland ist eine solche, daß Patriotismus nicht gut von ihnen zu erwarten ist, oder es sind die Juden in Deutschland bereits so germanisiert, daß sie sogar schon von ihren germanischen Mitbürgern gelernt haben ihren Patriotismus nicht bei jeder Gelegenheit zur Schau zu stellen und diesen nur zeigen, wenn es wirklich darauf ankommt.

**Der Anteil der einzelnen Konfessionen an dem Besuche der höheren Schulen in Preußen.** Den Statistischen Mitteilungen über das höhere Unterrichtswesen in Preußen entnehmen wir folgende Daten über die Anteilnahme der verschiedenen Konfessionen an dem Besuche der höheren Lehranstalten für das Schuljahr 1902—1903:

Die letzte Volkszählung vom 1. Dezember 1900 ergab für den preußischen Staat eine Gesamtbevölkerung von 34462696 Einwohnern. Hiervon waren 21817577 Evangelische, 12113670 Katholiken, 139127 Dissidenten und 392322 Juden. Die Evangelischen machten somit 63,31%, die Katholiken 35,15%, die Dissidenten 0,40% und die Juden 1,14% der Bevölkerung aus. Die amtliche Statistik führt nun an, daß im Wintersemester 1902—03 im ganzen 653 höhere Lehranstalten bestanden, welche insgesamt von 174467 Schülern besucht wurden und zwar von 120010 Evangelischen, 41800 Katholiken, 441 Dissidenten und 12216 Juden.

Die Reifeprüfung bestanden im Schuljahr 1902—03 insgesamt 5988 Schüler, davon 3933 Evangelische, 1625 Katholiken, 11 Dissidenten, 419 Juden. Von 5988 Abiturienten sind demnach 65,68% evangelisch, 27,14% katholisch, 0,18% dissidentisch und 7% jüdisch.

**Die Juden in Italien.** Obwohl Italien eines der ersten, wenn nicht das erste Land Europas ist, in das die Juden eingewandert sind, hat es doch nur eine sehr schwache jüdische Bevölkerung. Sie überschreitet kaum 1 vom Tausend der gesamten Einwohnerzahl, von etwa 34 Millionen Italienern sind 35617 Juden. Was ihre Verteilung anbetrifft, so haben sie sich mehr im Norden als im Süden des Landes niedergelassen. Am stärksten sind sie in Toskana, mit etwa 2500 Seelen, die stärkste toskanische

Gemeinde ist Livorno. Alsdann folgt Piemont mit 1640 Juden, darauf Ligurien und die Lombardei. Ganz vereinzelt finden sie sich im Süden der Halbinsel und auf den Inseln. Auf dem Lande wohnen weit weniger als in den Städten; in den Hauptorten der 69 Provinzen wohnen 85 Prozent der gesamten jüdischen Bevölkerung. Die größte jüdische Gemeinde befindet sich in Rom, mit 7121 Mitgliedern, in weitem Abstand folgen Mailand mit 3012 und Turin mit 2800 Juden. In Genua wohnen 1050 Juden, in Neapel, der volkreichsten Stadt des Landes, nur 327. Größere Gemeinden gibt es noch in den Mittelstädten Mantua (1068 Juden) und Ferrara (1227 Juden). Während die Gesamtbevölkerung des Königreiches von 1871 bis jetzt von 25 Millionen auf 34 Millionen gewachsen ist, haben sich die Juden so gut wie gar nicht vermehrt. Früher waren die Juden an verschiedenen Orten (Rom, Venedig und selbst in Piemont) Bedrückungen und Beschränkungen ausgesetzt. Als Piemont die liberale Politik, die zur Einigung des Landes führte, eröffnete, wurde den Juden volle Freiheit gewährt. Heute genießen sie alle staatsbürgerlichen Rechte ohne jede Einschränkung. Im italienischen Heer befinden sich 173 jüdische Offiziere, unter ihnen der General Ottolenghi, Kommandeur des ersten Armeekorps in Turin und Kriegsminister im vorigen Kabinet Zanardelli. Auch im diplomatischen Dienst sind einige Juden tätig. Von hervorragenden Politikern möchten wir den jetzigen Schatzminister Luzzatti, eine Autorität auf ökonomischem Gebiet, und den Abgeordneten Sidney Sonnino, dem in erster Linie Italien seine wirtschaftliche Gesundung verdankt, erwähnen. Unter Anderem ist die Reform des Notenbankwesens Sonninos Werk. Der größte Philologe Italiens, Professor Ascoli in Mailand, der den Zusammenhang der ariischen und semitischen Sprachen mit der Zigeunersprache nachgewiesen hat, ist Jude, desgleichen zahlreiche andere Universitätsprofessoren von Ruf, wie Lombroso in Turin und Achille Loria, der den Einfluß der wirtschafttichen Verhältnisse auf die Geschichte in einem umfassenden System darstellte.

### Herrn Dr. Lueger ins Stammbuch.

(Dr. Lueger hat einem armen Wiener Studenten, der sich weigerte, das Ehrenwort zu geben, daß er niemals Sazialdemakrat werden würde, die Erwerbung eines Stipendiums unmöglich gemacht.)

So manchesmal, wenn am Begriff
Des Anstands Du gerüttelt,
Hat jeder Mensch van Ehr und Schliff
Verdutzt das Haupt geschüttelt.

Sa manchesmal, wenn als Bildungsfeind
Du plötzlich Dich gerieret,
Hat jeder wahre Fortschrittsfreund
Dich strenge kritisieret.

Dach diesmal, da Du Herr Dich fühlst
Und Dich kannst sa vergessen,
Daß Du 'nem armen Teufel willst
Ein Ehrenwart erpressen:

Nein, diesmal schüttl ich nicht das Haupt,
Laß Kritik sein und Zweifel,
Für diesmal sei mir nur erlaubt
Ein kräftiges: „Pfui Teufel!"

(Jugend.) **Austriacus.**

---

## Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chlemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Helligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oetzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Floreuz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schlierfee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thierfee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).

Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwalge Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

In die Liste sind mehrere Villen bezw. Hotels in Binz eingefügt. Wir haben nämlich folgende Zuschrift einiger dort sich aufhaltender Berliner und Charlottenburger Herren erhalten:

„In dem wohl an Reizen unübertroffenen Ostseebade Binz auf Rügen ist in diesem Jahre die Frequenz eine so enorme, daß es zu den größten Schwierigkeiten zählt, ein passendes Logis zu finden. Hierzu kommt noch ein Umstand, der ganz dazu angetan scheint, einem die Lust zum Hierbleiben überhaupt zu nehmen

Um möglichst in der Nähe des Strandes zu wohnen, gingen wir in die Villa „Glückspilz". Angelockt durch den äußeren Reiz dieses Hauses, wurden wir in der Tür der Villa auf ein Schild aufmerksam mit der Aufschrift: „Vermietung nur an Christen". Die Wirkung eines derartigen Textes braucht man wohl kaum zu schildern. Wir gingen weiter, . . . und schon im nächsten Hause, Villa „Quisisana" ist das gleiche Schild. Villa „Seeblick" kleidet diese Tendenz in eine bezentere Form und schreibt an seine Pfosten: „Christliches Haus." Auch Potenbergs Hôtel nimmt nur Christen an.

Da man durch diese Lektüre an einzelnen Türen nicht gerade in die froheste Badelaune versetzt und auch das Wohnungssuchen hierdurch erschwert wird, begaben wir uns zum Badekommissar, um diesem unsere peinlichen Erfahrungen mitzuteilen. Dieser Herr drückte uns sein lebhaftes und aufrichtiges Bedauern aus, daß es ihm trotz wiederholter Versuche, die Inhaber der Villen zum Entfernen des Schildes zu veranlassen, nicht möglich sei, einen Erfolg zu erzielen, auch versicherte er, daß ein diesbezügliches Verbot leider nicht im Bereich seiner Macht stehe.

Interessant ist folgender Vorfall, den uns der Herr Kommissar selbst erzählte:

„In der Villa „Quisisana" hatte in Abwesenheit des Besitzers, eines Regierungsrats von Körber, eine jüdische Familie auf 4 Wochen gemietet. Als der Herr Regierungsrat dieses später erfuhr, forderte er seine Kastellanin, Frau Spierer bei Verlust ihrer Stellung auf, die Familie zu entfernen. Selbstverständlich beharrte die Familie nicht auf ihrem Mietsrecht, um die Kastellanin nicht um ihre Stellung zu bringen."

Herr L. N. aus Frankfurt a. M., z. Z. in Binz, macht uns auf ein Inserat der Villa „Sonnenschein" aufmerksam, worin es heißt: „Es werden nur Gäste aus christlichen Familien aufgenommen".

## Briefkasten.

**S. G. in Erfurt.** Besten Dank für die Einsendung des „Generalanzeigers". Der angestrichene Passus ist einer Erwähnung nicht wert.

**A. S. in Berlin.** Von Ihren Angaben über die Personalien des Redakteurs H. haben wir Kenntnis genommen.

**Justizrat Dr. B. in F.** Wie Sie sehen, ist Ihr Manitum bereits berücksichtigt.


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientierung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 31. Berlin, 3. August 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Verein des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genalt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zur Ermordung Plehwes.

Die Nachricht von der Ermordung des russischen Ministers Plehwe war nur wenige Stunden in Berlin verbreitet, man wußte noch nichts von dem Mörder, und schon deutete die „Staatsbürgerztg." ihren Lesern so deutlich als nur möglich an, ein Jude, oder vielleicht noch richtiger: die Juden haben den Mord auf dem Gewissen. Ihr war angeblich schon vor längerer Zeit aus Petersburg gemeldet, daß Plehwe fast täglich Erpresserbriefe erhalte, in denen ihm die Wahl gestellt wurde: Gewährung aller jüdischen Sonderwünsche, oder die Sprengbombe. Zwei Tage später war, obwohl man immer noch nicht einmal den Namen des Mörders wußte, dieser in der „Staatsbürgerztg." bereits ein Jude.

Für uns ist damit nur gesagt, daß man in der Redaktion des Antisemitenblattes auch der Meinung zu sein scheint, daß von allen Untertanen des Zaren die Juden diejenigen sind, die am ehesten Ursache hätten, selbst zu dem stets verwerflichen Mittel des politischen Mordes ihre Zuflucht zu nehmen. Denn im allgemeinen machen — von Ritualmorden abgesehen — selbst Antisemiten den Juden nicht Mordlust zum Vorwurf, am allerwenigsten Verbrechen, die — man mag sonst sie verdammen wie man will — so viel persönlichen Mut erfordern. Aber in diesem Falle paßt es den Antisemiten so, da schreiben sie eben so. In Rußland waren bekanntlich noch viele andere mit dem Plehweschen Regime unzufrieden. Sind ja doch in letzter Zeit zahlreiche andere Attentate verübt worden! Indessen wollen wir keineswegs die Möglichkeit in Abrede stellen, daß auch ein Jude den Mord verübt habe. Gehörten Juden zu den Revolutionären, dann mußten sie sich auch dem Lose unterwerfen, das einen von ihnen zur Ausführung des Attentates bestimmte, und das Los fragt nicht nach Rasse und Religion.

Man macht den Juden auch zum Vorwurf, daß sie sich ganz besonders gefreut haben, als die Nachricht von dem Tode Plehwes eintraf. Dem Pariser Berichterstatter der „Staatsbürgerztg" war es „leicht, auf gewissen Gesichtern die Freude über das Attentat zu lesen. Auf der Börse herrschte unter Israel eine förmliche Feststimmung."

Die Möglichkeit solchen Beobachtens zugegeben — wer aber hat dem antisemitischen Beobachter gesagt, daß die Freude anläßlich des Attentates Freude über das Attentat gewesen ist? Der Jubel, die Salute, die Beglückwünschungen anläßlich eines Thronwechsels gelten doch nicht dem dahingegangenen König, sondern dem neuen Herrscher. Dem „Le roi est mort!" folgt ja unmittelbar das „Vive le roi!". Nicht darüber, daß Plehwe ermordet worden ist, sondern darüber, daß die Russen, die Juden, die Finen, die Polen glauben hoffen zu können, daß ihnen jetzt eine Erleichterung ihres harten Loses werde zuteil werden, können sie sich gefreut haben. Denn Plehwe war ja der wahre Urheber der gegen die freiheitlichen Regungen der russischen Intelligenz ergriffenen brutalen Maßnahmen, der von der ganzen Welt verurteilten Erdrosselung Finlands, der von der ganzen Welt verabscheuten Greuel von Kischinew. Wenn anerkanntermaßen die nicht beteiligte zivilisierte Welt noch niemals ein blutiges Attentat mit so geringen Aeußerungen der Sympathie für den Ermordeten begleitet, die Katastrophe gewissermaßen als ein selbstverständliches, fast notwendiges Resultat der unglückseligen Politik hingenommen hat, ist es da gar so sehr zu verwundern, daß diejenigen, welche unter dieser Politik besonders schwer gelitten haben, weniger über den Tod des Repräsentanten dieser Politik trauerten, als der Freude sich hingaben, daß nun ein anderer kommen müsse, der hoffentlich nicht ein russischer Herzog Alba sein würde?

Wir können nicht umhin, hier eine Stelle aus einem in der „Voss. Ztg." veröffentlichten Petersburger Stimmungsberichte herzusetzen, der uns zu Gesicht kam, nachdem das Vorstehende geschrieben war. Am Abend vor dem Morde hatte A. Georgi in sein Tagebuch geschrieben: „Dennoch wird der eine (Witte) einen friedlichen Tod sterben, während der andere — vielleicht morgen schon — einem seiner Feinde zum Opfer fällt." Das beweist, wie Plehwes Schicksal als etwas Selbstverständliches erwartet wurde. Die betreffende Stelle aber lautet:

„Plehwe war der am grimmigsten gehaßte Mann von der Weichsel bis zum Jalu und vom Eismeer bis an den Fuß des Himalaya. Dennoch hatte ich es niemals für möglich gehalten, daß ein Verbrechen, wie das heutige, eine derart große freudige Erregung unter den Gebildeten aller Volkskreise hervorrufen könnte. Es geht wie ein Aufatmen nach langem schweren Druck durch die Gesellschaft. Beamte des Kaisers scheuen sich nicht von den „wohltätigen Mördern" zu sprechen. Die Freude, die noch vor sechs Wochen der Tod Bobrikows erregte, mußte unterdrückt werden, da leicht bei irgend jemandem die nationale Eitelkeit verletzt werden konnte, — heute spricht jeder unbefangen seine Gedanken aus, niemand fürchtet den andern zu verletzen, wenn er sich freut."

Als charakteristisch wollen wir nur noch erwähnen, daß Plehwe, der so gern den Stockrussen herausbiß und überrussische Politik trieb, römisch-katholisch getauft war, jung zur reformierten Kirche übergetreten ist und im späten Mannesalter den griechisch-katholischen Glauben angenommen hat. Er entstammte einer polnisch-kurländischen Familie. Die antisemitische „Deutsche Wacht" leistet sich den „Scherz", von seiner jüdischen Abstammung zu sprechen.

## Graf Pückler und die antisemitische „Reformpartei".

Die „Staatsbürgerztg." sagt über ihre jetzige Stellung zu dem Grafen Pückler, sie erblicke in dem Grafen einen von heiliger Begeisterung für sein deutsches Vaterland getragenen Mann, dem es mit der Lösung der Judenfrage bitter Ernst ist. Ob zwischen der „Staatsbürgerztg." und dem Grafen Pückler vielleicht Meinungsverschiedenheiten über die Methode des Kampfes, sowie über die Formen der Agitation und Ausdrucksweise vorhanden seien, tue nichts zur Sache. Wenn aber heute jemand den Geisteszustand des Grafen Pückler anzweifeln sollte, so könne dahinter nur Böswilligkeit oder Unkenntnis und völlige Verkennung oder Verdrehung seiner edlen Ziele stehen, und sie würde dem auf das entschiedenste entgegentreten.

Hierzu bemerkt die antisemitische „D. Hochwacht": „Hier wird zum ersten Male in der „Staatsbürgerztg." ausgesprochen, daß zwischen ihr und dem Grafen Pückler Meinungsverschiedenheiten über die Form der Agitation bestehen. Es muß also in den Kreisen der „Staatsbürgerztg" ein Wandel des Geschmacks eingetreten sein; denn die Kampfesweise des Grafen Pückler ist noch durchaus dieselbe, wie zu der Zeit, da Herr Bruhn mit dem Grafen zusammen Versammlungen abhielt."

Ueber die Entdeckung, daß in den Kreisen der „Staatsbürgerztg." ein Wandel des Geschmacks eingetreten sei, werden diese selbst nicht wenig erstaunt sein.

Ergötzlich ist, was die „Deutsche Wacht" bei dieser Gelegenheit schreibt:

Sie könne nur die Erklärung wiederholen, die schon im Jahre 1901 auf dem Eisenacher Parteitage gegeben wurde, daß Graf Pückler der Reformpartei nicht angehört und auf eigene Faust seinen Kampf gegen das Judentum führt.

Das heißt denn doch die Wahrheit auf den Kopf stellen. Niemand hat behauptet, daß Graf Pückler zur „Reformpartei" gehöre. Aber nicht auf eigene Faust hat er agitirt, sondern Schulter an Schulter mit den Herren von der „Reformpartei". Die Radauversammlungen, in denen er gesprochen hat, waren von der Staatsbürgerzeitungsklique veranstaltet, die sich auch der Mühe unterzog, die Eintrittsgelder einzusammeln. Den Pücklerschen Redeergüssen hat die Staatsbürgerzeitungsklique die weiteste Verbreitung zu verschaffen gesucht. Die Staatsbürgerzeitungsklique hat aber die Führung in der „Reformpartei".

Wer sind gegenwärtig die parlamentarischen Vertreter dieser Partei? Die Reichstagsabgg. Bruhn, Böckler, Werner, Gräse, Zimmermann. Die ersten drei Herren, welche also die Mehrheit bilden, sind Verleger bezw. Redakteure der „Staatsbürgerztg." Sie sind die Genossen des Grafen Pückler, mit ihm sind sie in zahlreichen Versammlungen zusammen „aufgetreten". Auch der frühere Abgeordnete der „Reformpartei" Bindewald war ein Kumpan des Dreschgrafen.

Ohne die Unterstützung der „Reformpartei" wäre Graf Pückler nicht imstande gewesen, sein Unwesen jahrelang zu treiben. **Der Agitator Pückler ist das ureigenste Produkt der „Reformpartei".** Und deshalb zeugt der Versuch des Dresdener Organs des Herrn Abg. Zimmermann, diesen antisemitischen Heros von den Rockschößen der „Reformpartei" abzuschütteln, von einer unerhörten Dreistigkeit.

Mit bezug auf Ahlwardt hat man einst dieselbe Komödie gespielt. Aber alle Ableugnungs- und Vertuschungsversuche sind vergeblich: Der Ahlwardt und der Pückler gehören auch zum Ganzen.

---

## Antisemitische Milieustudien.

Es ist ein besonderes Verdienst unserer Zeit, daß wir uns mehr mit dem inneren Menschen zu befassen angefangen haben. Wir fragen nicht nur nach den Geschehnissen, sondern auch nach ihrem Entstehen. Wir forschen nach dem Wie und Warum des Lebens; wir wollen wissen, wie der Mensch zu dem geworden ist, was er ist, und warum er so handeln mußte. Wir haben die Phantasie, die früher allherrschend auf dem Gebiete des Romans war, entthront und die Psychologie auf ihren Platz erhoben. Wir haben die Seelenanalyse, die früher ein trockenes, gelehrtes Fach war, ins Leben, in die Litteratur hineingetragen. Und Hand in Hand mit der Verwertung der Psychologie für die Litteratur tauchte auch die Erkenntnis auf, daß der Mensch, wie jedes organische Wesen, nur ein Teil einer großen Welt ist und daher nur aus dem Milieu heraus zu verstehen ist. So spielen die Milieustudien im modernen Roman, im modernen Drama eine Hauptrolle, ja sie sind zum Charakteristikon des Modernen überhaupt geworden.

Je mehr aber die Kunst sich dem Leben nähert, je mehr sie aufhört, blos Unterhaltung, ein bloßes Spielzeug zu sein, und das Leben selbst repräsentieren will, desto mehr gelangen wir dahin, auch alle Erscheinungen des Lebens psychologisch und aus dem Milieu heraus zu erfassen. Das politische Leben ist lange Zeit für den Psychologen ein braches Feld gewesen. Man glaubte, die Politik habe mit dem inneren Menschen nichts zu schaffen. Das war im Grunde genommen eine Herabwürdigung nicht blos der Politik, sondern des ganzen öffentlichen Lebens. Erst in neuerer Zeit fängt man allmählich an, auch die Politik mit dem Auge des Psychologen anzusehen, auch hier das Milieu zu berücksichtigen. Das ist sicherlich der geeignetste Weg, um das öffentliche Leben in seinem Wesen und in seinen Beweggründen zu erfassen. Vollends dürfte bei einer so eigenartigen Bewegung, wie der antisemitischen, es wohl angebracht sein, das Milieu zu erforschen, um so die verschiedenen Arten und die verschiedenen Formen, in denen sich diese Strömung manifestiert, zu begreifen. Denn keine politische Richtung, nicht einmal die sozialdemokratische, hängt so sehr mit dem Gefühlsleben zusammen, wie die antisemitische. Daher wird auch hier eine Einheit im eigentlichen Sinne des Wortes nie zu erzielen sein. Der Antisemitismus mag als Weltanschauung eine große Masse beherrschen, als Partei wird er stets ohne Kraft und ohne Bedeutung sein, denn in die Formen einer Partei läßt sich dieses Chaos von Gefühlen und Empfindungen nicht zwingen. Im Grunde ist heute jeder Antisemit eine Partei für sich. All' die Programme und Parteigebilde, die mit jedem Tage auftauchen und wieder verschwinden, sind nur für den Schein. Innerlich kracht es in diesen Organisationen an allen Ecken und Kanten. Man kann die einzelnen Anhänger des Antisemitismus, soweit sie überhaupt wissen, was sie wollen, allenfalls noch nach Ständen, nach Leuten mit gleicher Lebensart und gleicher Lebensgewohnheit, aber nicht nach Parteien gruppieren.

Ich werde also versuchen, einige Typen von Antisemiten in ihrem Werden und in ihrem Sein vorzuführen, zu zeigen, wie sie das geworden sind und wie sich ihr Antisemitismus äußert.

### I.

### Der feudale Antisemit.

Der Adel spielt im modernen Leben eine merkwürdige Rolle. Er existiert und existiert wiederum nicht, je nach der Gestaltung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Daran ist in erster Reihe die Verfassung selbst schuld, weil sie keine radikale Arbeit verrichtet hat, und mitten im Wege stehen blieb. Wir gingen bei der Umgestaltung des Feudalismus in Liberalismus nicht konsequent vor, wir machten

den sogenannten Stimmungen zu viele Konzessionen. Man hat dem Adel seine Vorrechte genommen, ihm aber seinen Nimbus gelassen. So hat der Adel nur de jure, aber nicht de facto aufgehört, ihm ist der Heroenschein geblieben. Der heutige Adel ist ein Löwe ohne Zähne, ein Adler ohne Flügel, und er wird doch auch so noch gefährlich genug. Er hält sich heute noch für den ersten und höchsten Stand, und er betrachtet es als Raub, als Unverschämtheit, wenn man ihm seine Vorrechte nicht einräumen will. Der Adel wird sich innerlich nie mit dem Geist der Neuzeit aussöhnen, er wird stets das Mittelalter als Paradies betrachten. Das kommt daher, weil wir ihm den Schein, den Namen, gelassen haben. Dieser Glaube an die mystische Vornehmheit des Adels wird noch genährt durch seine tatsächliche Bevorzugung im Staate und in der Gesellschaft. Mit Vorliebe werden bei uns in Deutschland die Vertreter des Adels in die Ersten Kammern „gewählt", mit Vorliebe werden aus ihren Reihen die höchsten Offiziere und Staatsbeamten genommen. Das muß natürlich auch auf das Volk eine Wirkung ausüben. Das Volk hält heute noch viel vom Adel. Es giebt viele, die in der Theorie sich über die Junker lustig machen, und doch im praktischen Leben vor dem „Herrn Baron" eine sehr tiefe Verbeugung machen. Der größte Stolz unserer Reichen ist, einen Renommiergrafen, und sei es auch in dritter Güte, im Salon zu haben. Der höchste Traum vieler unserer Geldgrößen ist, einst geadelt zu werden. Es werden ja auch die Verdienste eines Menzel, eines Helmholz, eines Werner Siemens durch die Nobilitierung gekrönt. Das muß unwillkürlich im Volke das Gefühl hervorrufen, daß der Adel noch höher steht als Kunst und Wissenschaft.

Das ist keine harmlose Spielerei, sondern eine gefährliche Sache für die Volkserziehung. Denn die liberale Weltanschauung beruht darauf, daß es keine Klassen- und Standesunterschiede gibt, und daß die Persönlichkeit allein ausschlaggebend ist. Rechte, die mit der Geburt verbunden sind, besitzen nur die Landesfürsten und der Kaiser. Konsequent wäre es daher gewesen, wenn man mit der neuen Verfassung den Adel gänzlich abgeschafft und, wie in Norwegen, die Führung des Adelsprädikats bei Strafe verboten hätte. So hätte der Adel allmählich seine Vergangenheit vergessen, hätte gelernt, durch Arbeit Werte zu schaffen und durch Tüchtigkeit im Kampfe ums Dasein zu wetteifern. Er wäre so von der Hohlheit geheilt und hätte sich zu einem nützlichen Teil des Volkes entwickelt. Das Volk aber hätte gewußt, daß es keine höhere Würde geben kann, als freier Bürger und nützliches Glied der Gesellschaft zu sein. Die heutige Lage wirkt ungünstig auf den Adel, weil er glaubt, für gewisse Arbeiten zu gut zu sein, weil er sich einbildet, zum Herrschen berufen und für die Vornehmheit auserkoren zu sein. Es gibt im Grunde nichts Traurigeres, als ein verarmter Adel, der die Vornehmheit als Schmach mit sich durch Leben schleppen muß, der stets bemüht sein muß, die Armut zu verdecken und mit leerem Magen den heiligen Schein aufrecht zu erhalten. Das Volk hat aber in der Gestalt des Adels einen Fetisch, zu dem es verzückt hinaufblickt. Das knechtische Element findet darin Befriedigung, diesen Scheinübermenschen — nicht im Sinne Nietzsches — zu dienen.

Aus diesem kranken Milieu konnte nichts Gesundes ersprießen Wo aber irgend etwas Sieches wuchert, da ist ein guter Boden für die Reaktion. So ist tatsächlich der antisemitische Adel entstanden, oder richtiger, er hat sich aus der Zeit des Raubrittertums in das Zeitalter der Elektrizität hinübergerettet. Der feudale Antisemit bildet heute eine stehende Figur im antisemitischen Tohuwabohu.

Freiherr von D. ist von uraltem Adel und er besitzt viel mehr Ahnen, als Taufendmarkscheine, Von seinen Eltern hat er die Fähigkeit geerbt, viel Geld mit Grazie auszugeben, und die Unfähigkeit, Geld zu verdienen und zu erhalten. Seine Begabung ist mäßig, sein Horizont eng. Er hat seine Erziehung zu Hause von irgend einem Philologen oder Theologen genossen, ist mit Not und Mühe durch die Klippe der Maturitas gegangen und hat dann, wie es sich gehört, seine Jugend als Offizier in irgend einem vornehmen Regiment verbracht. Da hat er die Freude des Lebens, wie es sich für seinen hohen Stand geziemt, gründlich genossen. Bei dieser Gelegenheit sind die Trümmer seines Vermögens ganz zusammengeschmolzen. Eine eigentliche Neigung für den militärischen Beruf besaß er nie und die Wonnen dieses Standes empfand er nur in den dienstfreien Stunden und in den außeramtlichen Zerstreuungen. Er hat es dennoch bis zum Hauptmann gebracht und mußte dann abgehen. Nun ist er Landwirt ohne Liebe zur Sache und muß täglich wahrnehmen, wie schwer es ist, dieses Geld zu verdienen, das man doch so leicht ausgeben kann. Ja, dieses verdammte Geld! Sein Nachbar, der Rittergutsbesitzer und Kommerzienrat Levy hat es in Fülle, er, der eigentlich dazu verpflichtet wäre, mit alten Hosen zu handeln oder zu hausieren, — und er selbst, der Sproß eines alten Geschlechtes, muß bei jeder Flasche Sekt an den Gerichtsvollzieher denken. Das ist skandalös. Seine Ahnen hetzten einst die Hunde auf die Juden, wenn sie den Hof betreten wollten, oder ließen sie hineinkommen, um sich an ihnen zu belustigen. Und nun muß er froh sein, wenn er mit den Nachkommen dieser Juden Geschäfte machen kann. Ja, — noch schlimmer — er muß sogar mit ihnen in der Gesellschaft verkehren. Ist das nicht empörend? Bei diesen jüdischen Kommerzienräten wird der raffinierteste Luxus entfaltet, dort findet man die ausgesuchtesten Leckerbissen, die teuersten Weine und die pikantesten Frauen, und er? Wie armselig ist sein Leben dagegen! Das ist doch eine Gemeinheit, ein Raub. Nachmachen kann er es ihnen nicht. Er versteht es nicht, Industrien zu gründen und Geschäfte großen Stils zu machen, er versteht es nicht, die Konjunktur der Zeit auszunützen und die Errungenschaften des modernen Lebens sich anzueignen. Dazu ist er „zu vornehm, zu wenig Schacher- und Handelsgeist." Eine reiche Jüdin zu heiraten, das ist zwar nicht mehr ganz so selten, aber die verdammten Antisemiten kontrollieren alles und bringen es an die große Glocke. Und die lieben Verwandten, an denen nicht zu viel gelegen ist, auf die man aber Rücksicht nehmen muß, — die rümpfen die Stumpfnäschen über die Judennase. Das geht also auch nicht. Also muß man das vornehme Elend weiter mit sich tragen und mit verbissenem Grame der verkehrten Welt zuschauen.

So entwickelt sich in ihm ein bitterer Haß gegen die neue Welt. Er haßt den Fortschritt, der alles das mit sich brachte; er haßt das Neue, das die ganze Welt verdreht hat. Mit Wehmut sehnt er sich in die vorigen Jahrhunderte zurück, wo es der Adel materiell und moralisch so gut hatte. Als typisch aber für die Metamorphose der Zeiten ist ihm **der Jude.** In ihm sieht er am besten, wie alles sich geändert hat. Im Worte Jude liegt für ihn der höchste Gipfel der Verachtung und des Hasses. Protzentum, Raub des alten Adelsglanzes, Macht des Mammons, Plebejertum, unverschämte Intelligenz, — alles das drückt er mit dem einen Worte Jude aus.

Zur Vergrößerung des Uebels kommt noch hinzu, daß er viel Zeit hat und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Ja, wenn man kostspielige Reisen im Winter an die Riviera mit Abstecher nach Monaco, im Sommer nach Ostende machen könnte! Wenn man wenigstens die langen Winternächte in der Residenz beim elektrischen Schein, beim Klange der Zigeunermusik, in Gesellschaft kleiner Hexen zubringen könnte! Aber dazu langt es eben nicht. Ein brauner Lappen bedeutet am Anfang des 20. Jahrhunderts herzlich wenig und doch dauert es so lange, bis man ihn dem Wucherer abschmeichelt. Es ist ein Jammer.

Einige seiner Standesgenossen befassen sich mit der Politik und spielen Vaterlandsretter und agitieren zugleich für möglichst hohe Kornzölle und möglichst niedrige Volksbildung. Langweiliges Geschäft das, aber immerhin etwas. Aber die Zeiten haben sich geändert, und heute wird auch vom Politiker eine große Dosis Intelligenz und Arbeitskraft verlangt. Ja, sogar die konservative Partei fordert von ihren Politikern ein gewisses Maaß von Geist und Arbeit. Sich aber mit Theorien oder gar mit trockenen Zahlen befassen? Pfui Deibel, Plebejerbeschäftigung. Halt, da ist eine Rettung! In der Kreisstadt ist ein neuer antisemitischer Verein entstanden, und der Gutsinspektor, der zum Vorstande gehört, hat den Herrn Baron schon oft um die Ehre seiner Anwesenheit gebeten. Da könnte man einmal hingondeln. Er geht hin, und wird aufs Podium gebeten und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Gräßliche Plebejer, Schuster, Schneider und kleinere Beamte, — aber sehr artig, ehrerbietig, Herr Baron vorn, Herr Baron hinten, und all' die tiefen Verbeugungen. Der Herr Baron wird gebeten, die Versammlung mit einer kleinen Ansprache zu beehren. Verdammte Sache das, — auch so eine neue, komische Einrichtung, Reden halten. Geht halt schwer, aber es geht schließlich, und die Versammlung ist entzückt, klatscht Bravo wie toll und zollt dem Herrn Baron das Tribut höchster Verehrung. Immerhin Zeitvertreib, wenn es nichts besseres gibt, — und ganz ohne Anstrengung. Na, über Juden kann man schon ein Wörtchen mitsprechen, Kerls sind ja an allem schuld.

Am folgenden Tage steht ein langer Leitartikel im Lokalblättchen über die gestrige imposante Versammlung. Besonders wird die schneidige Rede des Herrn von D. rühmend hervorgehoben. Der Herr Redakteur, der seine paar Phrasen auswendig gelernt hat und sie nun endlich verwerten will, spricht bei dieser Gelegenheit über Vaterland, Sozialdemokratie, Mittelstand, Schutz der Landwirtschaft, — kurzum über alles, wovon er nichts versteht. Es habe sich gezeigt, daß im Adel noch die Urkraft des Deutschtums ruht und daß Adel und Volk einig sind, wenn es gilt, die höchsten Güter der Nation zu verteidigen. So geht das weiter, bis ins Unendliche. Der Herr Baron sei als Redner und Politiker eine vielverheißende Kraft, ein Mann aus echtem Schrot und Korn, und allgemein sei der Wunsch erwacht, solche Männer als Volksvertreter im Reichstage zu sehen. Der Herr Baron liest diese Tiraden schmunzelnd. Na, also, kennen den Klimbim, wird gemacht. Warum nicht auch? Was Schuster und Schneider können, das wird unsereiner auch noch fertig kriegen. Kurze Zeit darauf tritt der Herr Baron auch in großen Volksversammlungen auf und erntet überall Lobeeren. Er wird in den Parteiausschuß hineingewählt, und wenn ein Mandat in Sicht ist, ist der Herr Baron natürlich der Berufenste dazu.

So ist die natürliche Verwandlung vom rückschrittlichen Krautjunker in den berühmten Antisemitenführer fertig, zum Ruhme des Adels und zum Segen des Vaterlandes. Die antisemitischen Volksmänner vergessen dann, daß sie noch vor kurzem revolutionär waren und mit ihren demokratischen Phrasen hausieren gingen, — und der Herr Baron geruht zu vergessen, daß ihm im Grunde dieses Bürgerpack zuwider ist und daß ihm ein feudales Souper mit Sekt viel lieber wäre, als diese ganze Politik. Solche adlige Gönner findet man heute in fast allen antisemitischen Vereinen und sie spielen hier eine hervorragende Rolle. Für die antisemitische Partei reicht diese Intelligenz unter Null gerade aus, und für die adligen Herrn bieten die Vereine eine Stätte zur Bestätigung ihrer „vaterländischen Gesinnung auf Kündigung". Man rächt sich so nebenbei am Judentum. Viel praktischen Nutzen verspricht man sich freilich von dieser Politik selber nicht, aber es füllt doch das Leben mit einem Schein von Wert aus — und das genügt Vielen. F.

---

## Der Fall Chamberlain.

Man weiß, welchen breiten Raum seit einigen Jahrzehnten in der Litteratur, in der Unterhaltung, in der Presse das Rassenthema einnimmt. Man hat früher in einem Jahrhundert nicht so viel das Wort Rasse gelesen oder gehört, wie jetzt in einem Monat. Aber während die älteren Rassentheorien verhältnismäßig harmlos waren, sind die modernen politisch und sozial zugespitzt, wenn nicht gar ad hoc ausgeheckt und trotz des mit Ostentation entfalteten wissenschaftlichen Apparats so unwissenschaftlich als nur irgend möglich und durchweg tendenziös. Was man so den Geist der Zeiten nennt, ist der Herren eigener Geist. Jeder Rassentheoretiker verherrlicht speziell seine eigene Rasse, d. h. die Rasse, der er anzugehören sich einbildet, in der Voraussetzung, daß er selbst von dem der Rasse, der er sich andichtet, angedichteten Glanze mitbestrahlt wird.

Wirklich feststeht von allen Rassentheorien — nichts. Weder die Farbe der Haut, noch der Haare, noch der Augen, nicht die langen, nicht die kurzen Schädel, nicht die Sprache, nicht die Kultur, nicht die Begabung, am allerwenigsten das mystische Rassengefühl, von dem so viel gefabelt wird, sind maßgebend. Mit Recht sagt daher Nietzsche, der selbst eine zeitlang rassengläubig war: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen! Gesetzt nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Borneo und Horneo hat." „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat." (Friedrich Nietzsche, Nachgelassene Werke, Großoktavausgabe Band XIII 1903, Seite 356). Und einer der größten Sprachforscher und Ethnologen unserer Zeit, Friedrich Müller, sagt kurz: „Rasse ist Schwindel".

Aeltere Leser erinnern sich vielleicht, wie herzlich man bei uns gelacht hat, als ein Franzose eine eigene — preußische Rasse entdeckt hatte, die natürlich so elend als möglich sein mußte. Seitdem haben wir es selbst herrlich weit gebracht. Dem Rassenfex Driesmans genügt nicht mehr die arische, die germanische Rasse, diese edelsten Rassen werden weit übertroffen von der alleredelsten, der — preußischen Rasse. Und die Preußen, diese „Idealmenschen", sind noch eine ganz junge Rasse, die ihre Entstehung und ihre unübertroffenen Vorzüge Friedrich Wilhelm I. und seinem — Exerzierreglement verdanken: „Die Parole „Brust heraus — Bauch herein" war das Zaubermittel, durch welches die Preußen die „lachenden Löwen" geworden sind und in den Stand gesetzt, gesteigerte Energie und Tatkraft zu entfalten und ihre großen Errungenschaften zu erzielen.

Man glaube ja nicht, daß diese Rassentheorie die lächerlichste Leistung unserer Rassentheoretiker ist. Wer in verhältmäßig kurzer Zeit sich über ein gut Teil des ausgeheckten Rassenunsinns informieren will, der lese „Moderne Rassentheorien" von Friedrich Hertz (Wien 1904 C. W. Stern, Buchhandlung L. Rosner, Verlag.) Es ist dies ein sehr amüsantes Buch. Das scheint ein sonderbares Lob für ein ernstes Werk eines sehr begabten Gelehrten. Das Amüsante liefern aber nur die zitirten Rassentheorien. Sonst sagt man wohl: So viele Köpfe, so viele Sinne. Hier kann man nicht einmal sagen: So viele Köpfe, so viele Unsinne. Denn jeder einzige dieser Rassentheoretiker liefert unzählige Unsinnigkeiten. Man würde aus dem Lachen gar nicht herauskommen, wenn man sich nicht immer wieder erinnern müßte, zu welchen ernsten Zwecken der Unsinn aufgetischt wird, zu welchen verderblichen Folgen für die Einzelnen, für den Staat, für die Nation, für die ganze menschliche Gesellschaft dieser filtrierte Blödsinn führen kann, geführt hat. Ist ja der Antisemitismus eine, aber nur eine Folge, jener Theorien, die uns zurückwerfen können, z. T. auch wollen in die Zeiten der Sklaverei, der Rassenkriege, des empörendsten Kastenwesens.

Der Verfasser der „Modernen Rassentheorien" widmet den größten Teil seines 354 Großoktavseiten umfassenden Werkes der Bekämpfung des durch seinen Erfolg und seinen glänzenden Stil bekanntesten und gefährlichsten der modernen Rassenfexe: Houston Stewart Chamberlain. Die Wahrheit des Wortes, daß der schnelle Erfolg eines ernste Fragen behandelnden Buches immer Mißtrauen gegen dasselbe erwecken sollte, wird durch Chamberlains „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" von neuem illustriert. In der Tat hat das Buch nur Erfolg gehabt bei nichtwissenschaftlichen Lesern, während die Gelehrten ziemlich schnell die Wertlosigkeit des Buches erkannt haben. Die glänzende Schreibweise des Verfassers, seine große Belesenheit, die götzendienerische Anbetung der germanischen Rasse haben die „Gebildeten" geblendet, die Gelehrten aber nur selten über die vollendete Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit des Werkes hinwegtäuschen können, und diejenigen vom Bau, die es dennoch tolerierten, taten es vielleicht nur, weil der Verfasser sich selbst nur als Dilettanten bezeichnete, und sie sich denken mochten, für einen Dilettanten ist es immerhin eine respektable, wenn auch für die Wissenschaft wertlose Leistung.

Wie unseren Lesern bekannt ist, haben wir uns bereits wiederholt mit dem Chamberlainschen Werke beschäftigt. Insbesondere erinnern wir an die darüber von Dr. Heinrich Meyer-Cohn veröffentlichte Studie, auf die sich auch der Verfasser der „Modernen Rassentheorien" mehrfach stützt. Da aber Friedrich Hertz sein ganzes großes Werk fast ausschließlich der Bekämpfung der Chamberlainschen „Grundlagen" widmet, halten wir es für angezeigt, den Lesern eingehend über das Hertzsche Werk zu berichten und kurz zusammenzustellen, was alles gegen die vielgepriesene und protegierte Dilettantenarbeit gesagt werden kann.

Friedrich Hertz, der selbst über eine außerordentliche Belesenheit verfügt und dem Grundsatze: „auf einen Schelmen anderthalb" zu folgen scheint, wirft Chamberlain das Schlimmste vor, was dem Verfasser eines wissenschaftlichen Werkes überhaupt vorgeworfen werden kann, und er — beweist seine Vorwürfe. Von diesen ist wohl der allerschlimmste: Fälschungen.

Klug genug einzusehen, daß die Rassendiagnose sich nicht auf äußere Merkmale stützen könne, verwirft Chamberlain kurzer Hand überhaupt diese Methode und beruft sich auf den Instinkt des Züchters, der angeblich Rasse erkennt, ohne sie beschreiben zu können. Kleine Kinder, die noch nicht von den Vorurteilen der Erwachsenen — und besonders der Gelehrten — besessen sind, haben die wunderbare Fähigkeit, Juden zu riechen, sie instinktmäßig zu erkennen. Leider erwies sich die Geschichte, mit der Chamberlain dies beweisen wollte, als Fälschung. Den aktenmäßigen Beweis hierfür findet man in der „Gesellschaft" 1900, S. 357.

Aus dieser einen Stelle schon — ganz abgesehen von der Fälschung — erkennt man die Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit Chamberlains. Denn tatsächlich haben auch Kinder Vorurteile, wenn auch nur die ihrer Eltern, Ammen, Gouvernanten, Gespielen. Und — bemerkt Hertz mit Recht — mit der hier ergriffenen Methode der Rassenbeurteilung läßt Chamberlain das Ammenmärchen über die Wissenschaft, das unkontrollirbare Gefühl über die Vernunft usw. triumphieren.

Auf Seite 455 der „Grundlagen" Chamberlains heißt es: „Der Talmud sagt: Wie aus der Uebertretung des Gesetzes Deine Zertretung erfolgt, so wird Gehorsam gegen das Gesetz dadurch belohnt, daß Du selber gebieten wirst. (Aboth IV, nach Montefiore.)" Dagegen schreibt in Wirklichkeit Montefiore: „Gerade das Zeremonialgesetz wurde um seiner selbst willen und aus Liebe zu Gott befolgt. Nackte zu kleiden, Hungrige zu nähren, hat seinen Zweck zum Teil im Erfolg; aber den Sabbathsegen zu sprechen, die Gebetriemen anzulegen, das Haus vor Ostern von Gesäuertem zu reinigen, birgt Ziel und Genugtuung nur in der Ausführung der Akte selbst. Man fühlte einen geistigen Segen in der Ausführung eines göttlichen Befehls, religiöses Entzücken bei der Beobachtung der scheinbar lächerlichsten Gebräuche. Das Gesetz brachte den Himmel auf die Erde, und brachte die Gegenwart Gottes der Seele zum Bewußtsein. Die Fülle der religiösen Befehle ist das hohe Privilegium Israels. Wie der Lohn der Sünde Sünde ist, so ist der Lohn des Gebotes das Gebot."

Wenigstens viermal (Seite 223, 224, 328, 411) bringt Chamberlain als besonderen Beweis jüdischen Rassenhochmuts vor, selbst der freisinnige Philo — Chamberlain hält nämlich Philo für einen irreligiösen Freidenker — habe erklärt, „einzig die Israeliten seien Menschen im wahren Sinne." Das entscheidende Wort „einzig" ist von Chamberlain frei erfunden. Dies beweist aber weiter, daß Chamberlain von dem größten Repräsentanten des vorchristlichen hellenistischen Judentums keine Kenntnis hat, obwohl er ihn später ganz verständnislos beschimpft. (S. 569.)

Den schwärzesten Unbank sollen nach Chamberlain die Juden in Spanien bekundet haben. „Gerade unter der Regierung desjenigen Westgothenkönigs, der sie mit Wohltaten überhäuft hatte, rufen sie die stammverwandten Araber aus Afrika herüber, ohne Haß, nur weil sie dabei zu profitieren hoffen, verraten sie ihren edlen Beschützer" (S. 334), worauf sie später den Ruin des Maurenstaates herbeigeführt.

Nach Hertz, der sich auf den gewiß unverdächtigen Felix Dahn stützt, enthält dieser Satz beinahe so viele Fälschungen als Worte. Wer sich näher davon überzeugen will, lese Urgeschichte der germanischen und römischen Völkerschaften Felix Dahns nach (I. Band, S. 410, 510, 514).

Köstlich geradezu ist der von den Antisemiten stark kolportierte Nachweis Chamberlains von der nichtjüdischen Abstammung Jesu.

Hertz stellt Chamberlains Urteile über diesen Punkt in ihrer Aufeinanderfolge zusammen:

Zuerst (S. 214) erklärt Chamberlain, „es liege nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien der Rasse nach Juden gewesen." Vier Seiten später wird schon etwas energischer gesagt: „Wer die Behauptung aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge." (Ueber die „Dummheit" und „Lüge" mögen sich die bibelgläubigen Christen mit Herrn Chamberlain auseinandersetzen, die doch wissen, daß im neuen Testament die Abstammung Jesu auf den Judenkönig David zurückgeführt wird, was nach Chamberlain also dumm oder gelogen ist.) Schon die nächsten Sätze lauten: „Die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, daß er keinen Tropfen jüdischen Bluts in den Adern hatte, ist so groß, daß sie einer Gewißheit fast gleichkommt." Weiter heißt es, die Wahrscheinlichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaums sei groß, dagegen könne als sicher betrachtet werden, daß Jesus Christus der jüdischen Rasse nicht angehörte. — Im II. Nachtrag S. 67 liest man: „Christus war kein Jude, das läßt sich ohne jede Möglichkeit einer Gegenrede historisch nachweisen 2c." Auf Seite 248 dagegen findet man plötzlich: „Diese Grundanschauungen lassen Christum als moralisch zu den Juden gehörig erkennen." „Christus ist ein Jude."

Wir sind mit den Fälschungen Chamberlains einigermaßen fertig, nicht aber mit seiner groben Unwissenheit, seinen zahlreichen Widersprüchen und den verschiedenen anderen Momenten, die ihn so wenig als möglich geeignet

erscheinen lassen, Fachgelehrte und Völker nach seinem Ermessen abzuurteilen und gar der Welt als Erzieher und Lehrer empfohlen zu werden.

Wir kommen in einem zweiten Artikel auf andere Chamberlainsche Sünden zurück.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Für Wilhelm Marr** will der Reichstagsabg. Raab ein Denkmal auf einem Hamburger Friedhof errichten. In dem zu diesem Zwecke veröffentlichten Aufruf gibt er zu, daß Marr „auch gelegentlich gegen uns ein hartes, selbst ungerechtes Wort gesprochen und geschrieben" habe. Das Raabsche „Deutsche Blatt", welches die von uns zitierte Aeußerung Marrs eine „zusammengeschwindelte" genannt hat, ist, nachdem wir die Authentizität nicht blos dieser, sondern auch einiger anderer Kraftäußerungen Marrs nachgewiesen, nicht ehrlich genug, seinen unbegründeten Vorwurf zurückzunehmen. Das ist antisemitische Moral!

## Vermischtes.

**Die Juden sind an allem schuld.** Die Sommerredaktion, die augenblicklich bei dem konservativen „Reichsboten" tätig ist, scheint die Zeit ihrer Stellvertretung dazu benutzen zu wollen, um den rabiatesten Antisemiten den Rang abzulaufen. In einer seiner letzten Nummern leistet sich das Blatt zwei geradezu klassische Beispiele dafür, wie man mit unlauteren Mitteln den Antisemitismus züchten kann. In einem Artikel über Plehwe, der übrigens für Rußland eine Politik wider Tyrannei empfiehlt, findet sich der in seiner Unsinnigkeit geradezu vorbildliche Satz: „Die Judenfrage ist der Kern der ganzen revolutionären Strömung in Rußland." Wahrscheinlich waren der Finländer Schaumann, der Bobrikow ermordete, und der Armenier, der das Attentat auf Andrejew verübte, lediglich Werkzeuge der Alliance Israélite! In einem anderen Artikel, der die Konitzer Affaire bespricht, heißt es wörtlich:

„Das Rätsel von Konitz ist von jeher weniger ein Rätsel der Tatsachen als der Rechtsbehandlung gewesen. Zusammen mit dem neuesten Morde an Plehwe ist es geeignet, von den letzten Sympathien für ein gewisses östliches Judentum . . . zu heilen."

Schlimmer als hier das konservative Blatt hat auch kaum je ein antisemitisches Rabaublatt die Justiz in dem Konitzer Fall verdächtigt. Als wenn die preußische Justiz den Konitzer Mord im Interesse des Judentums absichtlich nicht aufgeklärt hätte! Wie übrigens die Nichtermittelung des Winterschen Mörders die „letzten Sympathien für ein gewisses östliches Judentum" zerstören kann, ist uns ein Rätsel. Oder glaubt der „Reichsbote" auch an den Ritualmordblödsinn?

**Die Juden im Justizdienst.** Einen bemerkenswerten Beitrag zu dem im preußischen Justizministerium zur Zeit herrschenden Kurs liefert folgende Mitteilung: Ein Berliner Justizrat, der auf tragische Weise ums Leben kam, hinterließ zwei Söhne, die beide Juristen sind und die Richterlaufbahn eingeschlagen haben. Aber während der ältere etwa $10^1/_2$ Jahre auf seine Anstellung warten mußte, ist der jüngere nach $1^1/_2$ Jahren oder — unter Hinzurechnung seiner Militärdienstzeit — nach $2^1/_2$ Jahren als Richter angestellt worden. Und welches ist der Grund dieser so verschiedenartigen Behandlung zweier übrigens gleichbegabter Brüder? Der ältere Bruder ist noch Jude, während der jüngere getauft ist. Dies ist die berühmte Gleichheit vor dem Gesetz, die den Juden angeblich gewährleistet ist.

**Anläßlich des Säkulartages Ludwig Feuerbachs** werden wir daran erinnert, daß die Antisemiten diesen Philosophen für sich in Anspruch genommen haben. Daß sie hierzu nicht berechtigt sind, ist im Antisemitenspiegel (1900, S. 354—355) nachgewiesen. In seinem Werke „Das Wesen des Christentums" (3. Aufl., Leipzig 1849, S. 163 ff.) hat Feuerbach ausführlich dargelegt, daß die jüdische Religion eine utilistische ist. „Der Gott der Juden ist der Egoismus in der Form der Religion." Welche Art Egoismus Feuerbach meint, hat er selbst klargelegt. („Vorlesungen über das Wesen der Religion", Lpz. 1851, S. 63):

„Ich verstehe unter Egoismus die Liebe des Menschen zu sich selbst, d. h. die Liebe zum menschlichen Wesen, die Liebe, welche der Anstoß zur Befriedigung und Ausbildung aller der Triebe und Anlagen ist, ohne deren Befriedigung und Ausbildung er kein wahrer, vollendeter Mensch ist und sein kann; ich verstehe unter dem Egoismus die Liebe des Individuums zu Individuen seinesgleichen; denn was bin ich ohne sie, was ohne die Liebe zu Wesen meinesgleichen?"

Feuerbach als Antisemiten hinzustellen, ist daher falsch. Er nennt sich selbst einen „Atheisten", der sich zur „Naturreligion" bekenne (s. Vorlesungen über das Wesen der Religion, Lpz. 1851, S. 44). So gesellen sich zu jenen Aeußerungen über das Judentum wirklich scharfe Angriffe gegen das Christentum. „Das heilige Mysterium der Trinität löst sich auf in Täuschungen, Phantasmen, Widersprüche und Sophismen." (s. das Wesen des Christentums, 3. Aufl., Lpz. 1849, S. 317). „Die Abendmahlslehre ist Sophistik" (ebenda S. 331). „Alle Greuel der christlichen Religionsgeschichte sind, weil aus dem Glauben, aus dem Christentum entsprungen." (Ebenda S. 345). Und schließlich ist ihm das Christentum nur „geistliches Judentum." So schreibt er im „Wesen des Christentums" (Lpz. 1849, S. 171 f):

„Israel ist die historische Definition der eigentümlichen Natur des religiösen Bewußtseins, nur daß dieses hier noch mit der Schranke eines besonderen, des Nationalinteresses behaftet war. Wir dürfen daher diese Schranke nur fallen lassen, so haben wir die christliche Religion. Das Judentum ist das weltliche Christentum, das Christentum das geistliche Judentum." . . . „Das Christentum hat den Egoismus des Judentums zur Subjektivität vergeistigt — obwohl sich auch innerhalb des Christentums diese Subjektivität wieder als purer Egoismus ausgesprochen — das Verlangen nach irdischer Glückseligkeit, das Ziel der israelitischen Religion, in die Sehnsucht himmlischer Seligkeit, das Ziel des Christentums verwandelt."

Feuerbach ist ein Bewunderer Spinozas gewesen, über den er schreibt (Vorlesungen über das Wesen der Religion a. a. O. S. 9):

„Er ist der Einzige unter den neueren Philosophen, der die ersten Elemente zu einer Kritik und Erkenntnis der Religion und Theologie gegeben hat; der Erste, der in positiven Gegensatz mit der Theologie trat; der Erste, der es auf eine klassische Weise ausgesprochen, daß die Welt nicht als eine Wirkung oder ein Werk eines persönlichen nach Absichten und Zwecken wirkenden Wesens angesehen werden könne; der Erste, der die Natur in ihrer universellen, religionsphilosophischen Bedeutung geltend machte. Ihm habe ich daher meine Bewunderung und Verwunderung mit Freuden dargebracht."

Die Antisemiten hätten es sicherlich unterlassen, Feuerbach zu einem Gesinnungsgenossen zu stempeln, wenn sie gewußt hätten, daß seine Gattin, mit der er in überaus glücklicher Ehe lebte, eine Jüdin war.

**Der Konitzer Mord.** Das Vorverfahren gegen die Familien Berg, Roß und Masiaff wegen vorsätzlicher Tötung des Gymnasiasten Ernst Winter, resp. wegen Begünstigung hierzu, ist eingestellt worden. Unter dem 23. v. M. nämlich ging, wie das „Konitzer Tageblatt" meldet, den Betreffenden seitens der Konitzer Staatsanwaltschaft folgendes Schreiben zu: „In Gemäßheit des § 168 Abs. 2 der Strafprozeßordnung werden Sie hierdurch benachrichtigt, daß das gegen Sie wegen vorsätzlicher Tötung eingeleitete Vorverfahren durch diesseitige Verfügung vom heutigen Tage eingestellt worden ist. Der I. Staatsanwalt. Schweigger."

**Wien.** Am 24. Juli gelangte durch den Oesterreichischen Schwimmsport Ausschuß das „Meisterschaftsschwimmen von Oesterreich im Donaustrom"

auf der 9000 Meter langen Strecke Klosterneuburg-Wien zur Austragung. Im vorigen Jahre hatte diese Konkurrenz einen sensationellen Verlauf genommen, indem der scheinbar unbesiegliche Donaumeister Milella von dem jüdischen Studenten Leopold Mayer geschlagen wurde. Auch heuer gab es wieder eine große Ueberraschung. Der altbewährte Schwimmer der „Austria" S. Orlik, (Sohn des jüdischen Fleischhauers) brachte in mächtigem Ringen den ersten Preis an sich, während Edmund Bernhardt, Mitglied desselben Klubs, als Zweiter, und der Arier Alois Anderle als Dritter ans Ziel kamen. Hier zeigte es sich neuerdings, daß die jüdischen Jüngiinge auf keinem Gebiete des Sports und der körperlichen Uebungen ihren christlichen Konkurrenten gegenüber minderwertig sind.

**Prag.** Das „Prager Tagblatt" schreibt: Ein Herr, der in Mukarow bei Nican eine Sommerwohnung gemietet hatte, teilt uns mit, daß er die Wohnung in Folge antisemitischer Hetzereien und Demonstrationen Knall und Fall aufgeben mußte, trotzdem sein Hauswirt — ein katholischer Geistlicher war. Der geistliche Herr war der wüsten Bande gegenüber, die dort ihr Unwesen treibt, nicht imstande, seinen Mieter zu schützen. — Aus Tschernoschitz an der Westbahn wird uns mitgeteilt, daß es den Juden verwehrt wird, die dortige öffentliche Badeanstalt zu benutzen. Was sagt die Bezirkshauptmannschaft zu solchen Vorgängen?

**Der „St. Petersburger Herold"** schreibt in seiner Nr. vom 22. Juli:

„Einmal wollen wir uns doch auch an dieser Stelle mit der in einem Rechtsstaate geradezu unverständlichen Tätigkeit beschäftigen, die der bekannte **„Dreschgraf"** Pückler in Berlin anscheinend ganz ungehindert entfalten darf."

Es folgen dann Zitate aus einer der als Flugblatt verteilten unflätigen „Reden" des Grafen, woran das Petersburger Blatt die Bemerkung knüpft:

„Wir fragen: Gibt es in Berlin keinen Staatsanwalt, der den Mut hat, den Grafen Pückler anzuklagen, obschon ihn bereits einmal ein preußisches Gericht unter der Motivierung freigesprochen hat: die Ausdrucksweise des Herrn Grafen sei nur „bildlich" zu verstehen? Wir fragen: Wozu gibt es in Preußen Gefängnisse oder staatliche Irrenanstalten, wenn der hochgeborene Herr Graf nicht da hineinspaziert?"

So spricht sich ein russisches Blatt aus!

**Ein neuer charakteristischer Beitrag zur russischen Judenpolitik** wird der „Königsb. Hartungsch. Ztg." aus Petersburg gemeldet. Dort erschienen bis vor kurzem vier Zeitungen in hebräischer Schrift, zwei davon in hebräischer Sprache, zwei in jüdischem Idiom. Seit dem 1. (14.) Juli sind alle diese vier Zeitungen gezwungen worden, ihr Erscheinen einzustellen. Die Ursache liegt darin, daß die russische Regierung die jüdischen Schriftsetzer als Künstler (!) erkiärt hat, die nach dem Ansiedelungsgesetz sich nicht im Innern Rußlands, sondern nur in den Grenzrayons aufhalten dürfen. Sämtliche jüdischen Schriftsetzer haben infolgedessen die Hauptstadt verlassen müssen, und da andere Setzer mit den hebräischen Lettern nicht umgehen können, haben die Zeitungen wohl für alle Zeit zu erscheinen aufhören müssen.

**Amerika und Rußland.** In Nr. 29 haben wir mitgeteilt, daß die republikanische Konoention in den Vereinigten Staaten eine Resolution angenommen hat zu Gunsten der amerikanischen Bürger jüdischen Glaubens, die nach Rußland reisen wollen und die, wie bekannt, jetzt an der russischen Grenze auf Schwierigkeiten stoßen, meist abgewiesen werden, obgleich sie ordnungsmäßige amerikanische Pässe haben. Vor kurzem hat nun auch die demokratische Konvention eine ähnliche Resolution angenommen. Demnach wäre die ganze große amerikanische Nation in dieser Frage einig. Beide große Parteien wollen bei der bevorstehenden Präsidentenwahl es dem künftigen Staatsoberhaupte zur Pflicht machen, den jüdischen Bürgern der Ver. Staaten ihr Recht zu verschaffen. Allerdings wird damit von Rußland nur verlangt, daß es seinen Vertragsoerpflichtungen, die es den Ver. Staaten gegenüber eingegangen ist, gerecht werde. Bekanntlich erfüllt Rußiand in dieser Beziehung auch Deutschland gegenüber seine Vertragsoerpflichtungen nicht.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Brauniage (Braunschweig).
Borkum.
Cadarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priefach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstendiick bei Tamdach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ridnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karisbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kiefersfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montaoon. Inner Barthoiomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hoiel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmafens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.

Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

## Briefkasten.

**R.** Der antisemitische Berliner Agitator Johannes Wilberg hat im Jahre 1901 geschrieben:

„Keine einzige Partei hat so viele Gaukler und Schaumschläger in ihren Reihen gezählt, wie die unsrige und keine Partei hat sich von Phrasenhelden und elenden Spekulanten so nasführen lassen, wie die antisemitische."

**F. K. in B.** Es wird Ihnen hoffentlich genügen, wenn wir die nachstehende Bemerkung des Verfassers, dem wir Ihre Beschwerde unterbreitet haben, wiedergeben:

In meinem Artikel „Anthropologie und Antisemilismus" in Nr. 29 dieses Blattes passierte mir leider eine Entgleisung, die zu Mißverständnissen führen könnte. Ich schrieb: „Freilich setze ich mich mit jüdischen Viehhändlern ebenso wenig zu Tisch wie mit christlichen Bauern." In dieser Generailisierung liegt ein Unrecht. Es muß natürlich heißen „mit jüdischen Viehhändlern ohne Bildung und Anstand." Es lag mir fern, dem ganzen Stand Bildung und Anstand abzusprechen, und es giebt selbstverständlich unter Viehhändlern wie unter Bauern sehr ehrenwerte und wohlerzogene Leute. F. S.


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientierung über die gesammte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich**

für ihre **Bekämpfung** ist der

# Antisemiten-Spiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 82. Berlin, 10 August 1904 14 Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Fenolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Ignoranz oder Perfidie?

Unser Bureau in Frankfurt a. M. schreibt uns:

Die „Kölnische Ztg." bringt in ihrer Nr. 581 nach der „Schlesischen Ztg." den Bericht eines schlesischen Landsmannes, der dem Blatte aus Bryheid in Transvaal unter dem 7. Mai schreibt:

„Am 3. d. M. wurde am Orte eine jüdische Synagage eingeweiht. Zu dieser Feier kam der erste Rabbiner von Johannesburg Dr. Landau hierher, um den feierlichen Akt zu vollziehen. In seiner Rede hob er u. a. die „Freiheit" hervor, welcher sich die Juden in englischen Ländern im Gegensatz zu andern Staaten erfreuten und erwähnte dabei, daß in Deutschland tausende Juden, Frauen, Kinder und Männer durch Deutsche hingemarbet wurden, Synagagen niedergebrannt, ihre Häuser zerstört, ihr Hab und Gut genammen wurde. Er sagte diese Warte vor einer großen Anzahl eingeladener angesehener Engländer und Buren außer den ansässigen, meist russischen Juden. Ich habe nachgedacht, aber kann mich nicht besinnen, daß sich dies je in Deutschland ereignet hätte. Ich vermute, dieser Herr, der, nebendei bemerkt, in Deutschland oder Oesterreich erzogen ist, und, wie mir einige Juden versicherten, einer der berühmtesten Rabbiner in der jüdischen Welt ist, meint wahl Rußland; um aber mehr im Gefalien der Engländer zu sprechen, läßi er es in Deutschland geschehen sein. Ich bin sicher, von den Anwesenden sind 90 Prazent, die den Worten des Rabbiners Glauben schenken und sich ja verkehrte Meinungen bilden. Nun frage ich: könnte der Geistliche nicht veranlaßt werden, daß er diese Worte widerruft, sollten seine Aussagen nicht den Tatsachen entsprechen?"

Dieser Artikel hat uns veranlaßi, einen authentischen Bericht einzuholen, aus dem wir die in Betracht kammende Stelle wörtlich hier anführen:

„. . . This week happens to be the anniversary of the cruel massacres of the Jews which took place in Germany during the first Crusade, when thousands of our people fell under the blows of their murderers crying: „The Lord our God is one . . ." when women killed tbeir tender babes and our brethren with their own hands burned their synagogues over their heads, to prevent their desecration by the furious mob . . ."*)

Wir würden die Möglichkeit eines Mißverständnisses, oder die Unfähigkeit des schlesischen Landsmannes, die englische Rede des Rabbiners Dr. Landau zu verstehen, der von dem ersten Kreuzzug sprach, für einen ausreichenden Grund halten, um uns auf die Richtigstellung des Irrtums zu beschränken, wenn nicht die „Schles. Ztg." der Zuschrift folgende Bemerkung anfügte, die die „Köln. Ztg." ebenfalls abdruckt:

„Es handelt sich um eine bewußte Unwahrheii, durch die der betreffende Rabbiner nach der Sitte seines Volkes den Engländern eine faustdicke Schmeichelei sagen wollte. Wie mag nur Dr. Landau über das neue englische Gesetz gegen die Einwanderung dan Juden denken?"

Einem angesehenen Manne in hervorragender Stellung, ohne jede Nachprüfung einer Behauptung, eine „bewußte Unwahrheit" ins Gesicht zu schleudern, ist echt antisemitischer Anstand, den die „Schles. Ztg." und die „Köln. Ztg." in diesem Falle offenbar nicht mißbilligen.

*) „. . . In dieser Woche war der Jahrestag der blutigen Niedermetzelungen von Juden, welche sich in Deutschland während des ersten Kreuzzuges ereigneten, wo Tausende unseres Volkes unter den Streichen ihrer Mörder fielen, indem sie ausriefen: „Der Herr unser Gott ist ein einiger . . .", wa Weiber ihre zarten Kinder töteten, und wo unsere Stammesbrüder mit eigener Hand die Synagagen über ihren Köpfen anzündeten, um ihre Entweihung durch den Pöbel zu verhindern."

### Schleiermacher und Spinoza.

Anläßlich der am 3. Juli erfolgten Enthüllung des Denkmals Schleiermachers vor der Trinitatiskirche in Berlin brachte das zweite Juliheft des „Freien Wort" einen Artikel über den freisinnigen Theologen, worin es (S. 313) heißt:

„Und Christus ist ihm nur ein religiöser Heros, nicht der größte, ja wa Schleiermacher den eigenilichen Ausdruck für das tiefste Wesen der Religion sucht, ba findet er ihn nicht bei Christus, ja überhaupt nicht in den Auszeichnungen der heiligen Schrift, von der ihm auch eben dasselbe gilt, was er allgemein mit den Worten ausspricht „ban allem, was ich als das Werk der reinen Religion preise und fühle, steht wohi wenig in heiligen Büchern," sandern er findet diesen reissten und reinsten Ausdruck des Wesens der Religion bei Benedikt Spinoza! „Ihn durchdrang der hahe Weltengeist, das Unendliche war sein Anfang und sein Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe, in heiliger Unschuld und tiefer Demui spiegelte er sich in der ewigen Weli und sah zu, wie auch Er ihr liebenswürdigster Spiegel war, voller Religian war er und voll heiligen Geistes; und darum steht er auch da, allein und unerreicht Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ahne Jünger und ohne Bürgerrecht." —

Schleiermacher steht mit der hohen Wertung Spinozas nicht allein, sondern begegnet sich darin mit Göihe, Lessing, Herder, während es Moses Mendelsohn einen tiefen Schmerz verursachte, daß Lessing Spinozist war. Das hindert natürlich nicht Hauston Stewart Chamberlain, Spinoza durch Fälschung eines Zitates als krassen Utilitaristen hinzustellen, was ihm Prof. Werner Sombart und in weiterer Folge der Sekretär der Handelskammer in Prag Dr. Schuster gläubig nachgeschrieben haben. Wenn Chamberlain mehr klassische Litteratur und namentlich mehr Göthe studiert

hätte, anstatt ihn lediglich als Garderobe zu betrachten, der man Zitatenflicken entnimmt, um seine geistige Blöße zu bedecken, so hätte er wissen müssen, daß Goethe Spinozist war.

Den anderen beiden Herren sei ihre Unwissenheit in Gnaden nachgesehen, weil sie sich nicht als Litteraturpäpste aufspielen, sondern nur Nationalökonomen sein wollen. Haben sie den gefälschten Ausspruch Spinozas als charakteristisch für jüdische Denkungsart zitiert, so mußten sie eigentlich auch den richtigen Spinoza als charakteristisch gelten lassen. Und die Tatsache, daß der bekannteste jüdische Philosoph Lehrmeister von Goethe, Lessing, Herder und Schleiermacher gewesen, sollte Veranlassung für unsere Schriftsteller sein, wenn sie Schmutzflecken bei Spinoza zu finden glauben, zu prüfen, ob diese wirklich vorhanden sind oder nicht vielmehr eine Täuschung ihres durch Vorurteile getrübten Blickes vorliegt.

---

## Antisemitische Milieus.

### II.

### Der Groschenrentier.

Es ist eine alte Erfahrung, daß jede durch Emanzipation oder durch natürliche Entwickelung neu entstandene Volksklasse gleich eine Unterschicht unter sich wünscht, um sich von dieser vorteilhaft abzuheben. Dieser neue Stand ist meistens am grausamsten gegen den untern Stand. Die Leute, die noch vor kurzer Zeit über die Herrschaft der höheren Stände gejammert haben, finden jetzt die göttliche Weltordnung ausgezeichnet und sie wachen darüber, daß keine Revolution von unten kommt, daß ihre Größe nicht zerstört wird. Für sie ist die Weltgeschichte mit dem erlangten kleinen Wohlstand zu Ende und alle Fragen sind gründlich gelöst. Sie halten sich in ihrer körperlichen und geistigen Behäbigkeit für die Tüchtigsten und schauen auf die anderen, die es zu nichts gebracht haben, mit Verachtung und Mißtrauen herab.

So ist der Groschenrentier, ein Typus des homo sapiens, den man in den norddeutschen Großstädten und namentlich in Berlin häufig findet, der ungenießbarste Mensch. Er verkörpert in sich die geschminkte Unbildung, die Talmi-Vornehmheit; und das unbeholfene Ringen nach Anerkennung, das Streben nach Aemtern und Würden äußern sich bei ihm in einer geradezu unerträglichen Gestalt. Das ganze Leben dieses Menschen ist grotesk, alles erscheint hier in komischer Manier. Dieser Groschenrentier bildet die dankbarste Figur für Operetten und Schwänke und oft auch für seine eigenen Angestellten und Dienstboten. Am komischsten aber erscheinen diese Herren Rentiers, wenn sie in die Politik eindringen. Kein Stammtisch und kein Bürgerverein bietet so viele kostbare Szenen kleinbürgerlicher Schrullen, wie ein Bezirksverein, in dem diese Herren eine hervorragende Rolle spielen.

Diese Erscheinung ist bei aller Komik begreiflich. Auch die Politik muß sich, wie alles im Leben, gefallen lassen, eine Form zur Befriedigung menschlicher Eitelkeit zu sein. Je kleinlicher eine Politik angelegt ist, desto kleinlicher werden ihre Anhänger sein. Warum soll sich ein biederer Philister nicht mit Politik befassen? Den Charakter kann sie nicht verderben, wo keiner da ist. Viel Kopfschmerzen verursacht sie nicht, sie ist also bequem, ehrenhaft und nützlich für die eigene werte Person und für den Staat. Schließlich sind die kleinlichen Menschen noch immer in der Majorität, sie bilden die größte Partei in jedem Reiche. Die großzügigen Menschen sind dünn gesät, und sie werden nicht einmal von allen verstanden, geschweige geliebt. Jede Partei daher, die diesen kleinlichen Naturen am meisten Rechnung trägt und ihre Schwächen am klügsten für sich ausnützt, wird diese Leutchen am leichtesten gewinnen. Der Antisemitismus kann es am besten, weil er nie mit dem Ballast von Prinzipien belastet war, weil er von vornherein für eine Welt voller Kleinlichkeiten zugeschnitten war. Die etwas größer und vornehmer angelegten Naturen spielen in den antisemitischen Parteichen eine tragikomische Rolle. Die kleinlichen Naturen passen am besten in diesen Rahmen hinein. So wurde der Antisemitismus zur natürlichen Domäne der Urspießer und der biederen Philister. Die Parvenüs flüchteten sich zur parvenüstischen Partei.

Herr August Müller ist ein Mann in den besten Lebensjahren, d. h. die „besten" Lebensjahre haben eigentlich erst vor kurzem für ihn angefangen. Er zählt 50 Lenze, ist also in einem Alter, wo selbst beim Schwaben längst die Vernunft gekommen sein muß. Ich betone es, weil es böse Menschen gibt, die noch immer daran zweifeln, daß Herr Müller ein sehr gescheiter Mann ist. Er besitzt die beiden äußeren Kennzeichen gesättigter Würde, Korpulenz und kahle Platte, im hohen Grade, und er trägt sie mit demselben Stolz, wie etwa der Leutnant den Säbel, der Bürgermeister die Amtskette. Sie bilden für ihn die Quittung über seine größten Taten für das Leben. Sein Ausdruck ist stets ernst, als wenn er über die schwierigsten Probleme nachdächte. Ein wenig stolz ist er auch, — das ist er seiner Bedeutung für's Vaterland schuldig. Seine Kleidung ist ausgesucht modern, ohne geschmackvoll zu sein. Kleider und Körper scheinen bei ihm nicht recht zusammen harmonieren zu wollen. Am Finger trägt er einen breiten Ring mit großem Brillanten und um die gewölbte Brust eine breite goldene Kette. Beide deuten zart an, daß Herr Müller kein Proletarier ist. Beim Militär gedient scheint er nicht zu haben, trotzdem er so gern am Stammtisch von der großen schönen Zeit von 1870/71 spricht, denn sein Gang ist etwas schwerfällig und schleppend. Aber ein guter Bürger kann dem Vaterlande auch auf andere Weise dienen, und Herr Müller ist ein staatserhaltendes Element im besten Sinne des Wortes, denn er ist ein ausgesprochener Gegner aller Umwälzungen und Neuerungen und er möchte alles Bestehende erhalten — mit Ausnahme der „liberalen Humanitätsdusseleien" natürlich. Herr Müller ist Rentier und Hausbesitzer, und er liebt es, diese seine Haupteigenschaft bei jeder amtlichen und privaten Gelegenheit schriftlich und mündlich zu betonen. Das tut er, wie er sagt, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Liebe zur Ordnung. Jeder Mensch soll nach seiner Ansicht wie jede Waare eine Marke, eine Etiquette tragen, das gehört zur Weltordnung.

Diese Herrlichkeit des Herrn Müller ist noch jungen Datums. Noch vor 5 Jahren war er Bierwirt in einem Kellerlokal der Vorstadt, hat in eigener werter Person Weißbier verzapft und Stullen geschnitten und in mannigfacher Form belegt. Ja, böse Zugen behaupten, er habe damals mit den „Roten" auf Du und Du gestanden und auf die Bouraeois blutig geschimpft. Er ist aus ganz kleinen Verhältnissen hervorgegangen und hat in derselben Budicke 30 Jahre hindurch verbracht, zuerst als Bierjunge mit wenig Essen und viel Prügel, dann 10 Jahre als Gehilfe mit 30 Mark monatlich und einer neuen Hose zu Weihnachten, und zuletzt, wo er die Tochter seines Chefs geheiratet und das Geschäft übernommen hat, 15 Jahre als Wirt. Das war ein Hundeleben, von morgens 6 bis 1 Uhr nachts hinter dem Schanktisch zu stehen und mit alten ruppigen Gästen fertig zu werden und — alles richtig anzukreiden. Aber das Geschäft warf etwas ab, Groschen zu Groschen wurde bei der völlig anspruchslosen Lebensart der Familie Müller zurückgelegt und die kleinen Summen vermehrten sich. Allmählich häuften sich die Ersparnisse, so daß Herr Müller schon als 45 Jähriger das Geschäft vorteilhaft verkaufen und sich ins höhere Privatleben hinüberretten konnte. Nun hat er sich ein Mietshaus in einer der besten Straßen der Vorstadt gekauft und den Rest des Vermögens in preußischen Konsols angelegt. Viel ist es gerade nicht, im Ganzen etwa 200000 Mk., und beim heutigen niedrigen Zinsfuß kann

man damit keine großen Sprünge machen. Aber der Mensch lebt ja nicht vom Gelde allein, und wenn man Idealist ist, dann gibt's höhere Freuden genug. Tatsächlich entdeckt Herr Müller, seitdem er Zeit und Muße hat, viele Talente in sich für die Oeffentlichkeit. Er fing an als Vorstandsmitglied des Rauchklubs „Weißer Dunst", gehörte dann dem Kegelklub „Germania" und dem Schützenverein „Vaterland" an, und so entwickelte er sich immer mehr zum Patrioten, saß beim Festessen am Kaisersgeburtstage oben an der Tafel und tat was er konnte, um die Größe des Vaterlandes zu schützen. Mit der Bildung hapert es freilich ein wenig. In die Geheimnisse von mir und mich vermag er immer noch nicht einzudringen und bei jedem Fremdwort kommt ihm der Schweiß ins Gesicht. Aber das liegt nicht an ihm, sondern an den Eigensinnigkeiten der Sprache, und was ein guter Bürger ist, fragt nicht viel nach solchen Kleinigkeiten. Die Hauptsache ist ja bei aller Weisheit die Erfahrung und die ausgereifte Meinung, und damit kann unser Herr Müller stets dienen.

So lebte Herr Müller 5 Jahre hindurch als Rentier und stieg in der Betätigung seines öffentlichen Interesses immer höher, bis es ihm eines Tages zur Gewißheit wurde, daß die Politik seiner harrt, — und wenn das liebe Vaterland ruft, da kann Herr Müller nicht widersprechen. Aber in welchen Bezirksverein soll er gehen? Welcher Partei soll er seine Kräfte weihen? Das ist ihm nicht so leicht zu entscheiden. Er kennt wohl alle Sorten Käse und kann alle Bierarten genau von einander unterscheiden, aber mit politischen Parteiprogrammen und Weltanschauungen oder gar mit sozialen Fragen sich abzugeben, dafür hat er in seinem arbeitsreichen Leben bisher noch keine Zeit gefunden. Seine Hofmieter sind so ziemlich alle Sozialdemokraten. Nun, das ist doch keine Partei für einen Rentier und Hausbesitzer, — er bekämpft ja diese Leute, die alles haben wollen, und stellt dem Marxismus seine wichtige Erfahrung entgegen, daß man erst etwas werden und etwas haben muß, bevor man eine Meinung äußern will. Ja, er ist wütend, wenn man ihn an seinen früheren Umgang erinnert. Im ersten Stock wohnt der Hauptmann von Protzenheim. Dieser ist Vorstandsmitglied des konservativen Vereins, und vor der Reichstagswahl war er sogar sehr liebenswürdig zu Herrn Müller und wollte ihn als wertvolles Mitglied für die konservative Partei gewinnen. Das wäre schon eine richtige patriotische Partei, und man könnte da sogar mit der Zeit den Kronenorden IV. Klasse erlangen. Aber da sind zu viele hohe Herren, Beamte und Offiziere darunter, da bedeutet der schlichte Bürger nicht viel, Herr Müller würde sich hier nicht behaglich fühlen. Im zweiten Stock wohnt der Gymnasiallehrer Dr. Schiller, der ist freisinnig. Aber nein, das ist eine ganz unpraktische, unmoderne Partei, beinahe so verhaßt wie die sozialdemokratische. Die reden auch so vom Fortschritt, von Volksbildung und von Freiheit und noch so einem Kram. Und dann sind so viele Juden darunter, und der Herr Hauptmann machte unlängst den großartigen Witz, daß man dort mit den Nasen statt mit den Händen abstimmt und in die Wahlzettel immer Knoblauch einwickelt. Herr Müller aber kann wohl Limburger Käse, aber nicht Knoblauch riechen. Und dann — sich durch den Freisinn den guten Ruf verderben? So dumm! Herr Müller wird sich hüten.

So steht Herr Müller am Scheidewege und vor vielem Nachdenken hat er sogar eines Abends am Stammtisch zwei Glas mehr getrunken und eine zart angehauchte Sarbinenpredigt der besseren Hälfte hören müssen. In dieser Not kam die Rettung — von oben. Im vierten Stock ist vor einigen Wochen der Rebakteur Ruppig eingezogen, ein privilegierter Patriot und patentierter Retter des Mittelstandes. Er hat sich oft erboten, Herrn Müller in den antisemitischen Verein einzuführen, und diese Einladung wurde für die politische Zukunft Müllers entscheidend. Er ging hin und es eröffnete sich ihm eine neue Welt. Hätte Herr Müller Latein verstanden, so hätte er „Veni, vidi, vici!" ausgerufen. Dort fand er trinkfeste, ehrbare Männer, die stets vom Vaterland sprechen und dabei so einfach und derb, daß man sie leicht begreift. Da sind keine aristokratischen Manieren und keine fein gedrechselten Sätze, sogar der hochgeborene Herr Graf Pückler spricht da ein Deutsch wie seine früheren Gäste in der Budicke. Das ist eine Partei für das Volk: modern, nicht schädlich und dabei populär und leicht, man braucht gar nichts zu lernen, nur höchstens den Satz, daß die Juden an allem schuld sind. Ein wenig Mauscheln und Judenwitze machen, das ist da wohl üblich, fällt aber auch nicht schwer. Da kann man auf alles in der Welt weidlich schimpfen, auf Sozialdemokraten, Freisinnige und Juden, ja sogar auf Minister und Reichskanzler, und — dabei doch guter Patriot sein. Na, schimpfen kann schließlich Herr Müller auch, wenn es sein muß. Schon bei der zweiten Versammlung wird der neue Gesinnungsgenosse, Herr Müller dem hochverehrten Vorstand vorgestellt, bei der dritten ist der geehrte Herr Müller oben am Vorstandstisch, — und so wird er bekannt und allgemein beliebt und in kurzer Zeit ist er eine wichtige Person, seine bewährte Ansicht wird gehört und sein Opfermut hoch geschätzt. Nach einigen Monaten schon hat sein Name einen guten Klang und er gehört zu den besten Stützen der Partei. Bei Gelegenheit seiner silbernen Hochzeit brachte sogar die „Staatsbürgerzeitung" einen langen Artikel über seine Verdienste, und in allen wichtigen Parteiangelegenheiten ist er heute eine Hauptperson. Er hält Reden, kurz, aber gediegen, und bei Ausflügen und Festlichkeiten werden seine Erfahrungen verwertet, und er hat das Parteiressort für Speise und Trank. Nächstens feiert er das Jubiläum der hundertsten antisemitischen Volksversammlung, da werden wohl schön klingende Ansprachen gehalten und eine Adresse überreicht werden. Wenn der Lorbeer bis dahin auf dem antisemitischen Markte noch etwas billiger wird, dann kriegt Herr Müller auch noch einmal seinen Kranz. Ja, unser Herr Müller ist allgemein bekannt, und wenn die Partei sich wieder einmal spaltet, was alle zwei Jahre mindestens einmal geschieht, dann wird er noch Parteichef und er kann dann ad oculos demonstrieren, wie der Patriotismus jeden Bürger erhebt und wie der Antisemitismus die beste Partei für den gesättigten Mittelstand ist, denn — sie macht Spaß, kostet nichts und fördert die Verbauung. F.

---

## Der Fall Chamberlain.

### II.

„Fälschung" ist allerdings wohl der schlimmste Vorwurf, den man einem Autor machen kann, der ausgeht, die Welt zu bessern und zu bekehren. Aber nur moralisch unbedeutender ist der Vorwurf grober Unwissenheit, den Hertz in sehr vielen Fällen Chamberlain nachweist. So weiß Chamberlain offenbar nicht, daß seine Schädellehre nicht durch die Tatsachen erhärtet wird, daß beispielsweise Bismarck, Schiller, Kant, Schopenhauer, Leibnitz und viele andere Männer allerersten Ranges nicht nur nicht lange, sondern fast runde, selbst extrem runde Schädel hatten. Chamberlain dichtet Kant einen germanischen Typus an, ein Blick auf sein Bild zeigt, daß dieses von der gebräuchlichen Vorstellung dieses Typus sehr weit entfernt ist.

Chamberlain spricht den unglaublichen Satz aus, die Juden seien seit den ältesten Zeiten Geldwucherer und Roßtäuscher, hätten niemals Vaterlandsliebe und kriegerischen Sinn gezeigt ꝛc. Mit Recht erinnert Hertz daran, daß der Ackerbau Jahrhunderte die Grundlage und einzige Lebensquelle Israels war, daß das von den Propheten gezeichnete volkstümliche Ideal war: „Jeder bei seinem Weinstock und

im Schatten seines Oelbaumes", daß Saul als König sogar pflügt. Die Geschichte Alt-Israels ist überreich an Kriegen und ihr Vaterland haben die Juden doch wahrlich tapfer selbst gegen das allmächtige Rom verteidigt.

Chamberlain ist hocherfreut über eine Mitteilung, „daß die neuere Forschung täglich mehr den rein fetischistischen, götzenanbeterischen Charakter aller ursprünglichen semitischen Religionsformen aufdecke." Als Autor, der über so etwas schreibt, hätte er wissen müssen 1. daß der Fetischismus bei den Semiten längst wissenschaftlich festgestellt ist, 2. daß gar kein Volk existiert, bei dem es nicht unter den ersten Religionsformen sich findet und 3. daß die Semiten diese Stufe nur viel schneller als andere Völker überwunden haben.

Chamberlain behauptet, Juden sei der heidnische Begriff der Sittlichkeit fremd gewesen. In Wirklichkeit hat Israel wie kein anderes Volk des Altertums das Wesen der Moral begriffen. Soll ja nach Chamberlain den Semiten das Rechtsgefühl vollständig gefehlt haben. Man braucht nur den Pentateuch zu lesen, um zu finden, daß das Recht ganz besonders berücksichtigt wird. Vielleicht ist sogar auf eine Uebertreibung des Rechtsgefühls mancher Fehler der Juden zurückzuführen. Chamberlain folgert aus ihrer Mißachtung der menschlichen Freiheitsrechte und ihrem „gräßlichen Zinswucher", daß den Semiten zur Rechtsbildung, im Gegensatz zu den Römern, der „maratische Untergrund" gefehlt habe. Treffend weist Hertz darauf hin, „daß es keinen Fachgelehrten gibt, der nicht die rücksichtsloseste Habgier als römischen Zug hervorgehoben hätte." Er hätte unseres Erachtens sagen können, daß es keinen deutschen Sekundaner gibt, der nicht wüßte, wie grausam nach dem von Chamberlain im Gegensatz zum semitischen belobte römische Recht die Schuldner und Sklaven behandelt werden dürften und wie „gräßlichen Zinswucher" selbst die römischen Catone zu treiben wußten.

Verglichen mit diesem römischen Recht, nach welchem Freiheit und selbst Leben des Schuldners in der Hand des Gläubigers lagen, ist das mosaische Recht, das selbst dem Sklaven einen freien Tag in der Woche verbürgt, das ihm die Aussicht auf Freiheit nach sieben Jahren läßt, das ein Wucherverbot kennt, welches die katholische Kirche und der Islam adoptiert haben, nicht nur streng gerecht, sondern äußerst human. Das alles aber weiß Chamberlain offenbar nicht.

Chamberlain spricht den Semiten wegen ihrer Untreue die Fähigkeit zu dauernder Staatenbildung ab. Wo aber, fragt Hertz, findet sich außer China und Aegypten ein Reich, das sich an Dauer mit Babylon messen kann? Und auch Karthago hat gar keine üble Rolle in der Geschichte gespielt.

Chamberlain erklärt den „großen" Diokletian als den „letzten Kaiser aus reinem Blute", dabei war dieser ein illyrischer Freigelassener dunkelster Herkunft und wird von Chamberlain selbst an einer anderen Stelle verächtlich als „illyrischer Schafhirte" bezeichnet.

Auf Unwissenheit beruht es, daß Chamberlain den Untergang Roms und sogar Griechenlands auf Rassenmischung zurückführt. Man lese bei Hertz nach, wie die Gesetzgebung und die Sitte in den beiden alten Kulturstaaten eine solche Annahme ganz ausschließen.

Wir könnten noch ganze Bogen füllen, nur mit Auszügen aus dem Hertzschen Werke, welche die Unwissenheit, die Widersprüche und Oberflächlichkeit Chamberlains beweisen. Aber nicht nur, weil es zu weit führen würde, sondern auch weil es für denkende Menschen im Grunde überflüssig ist, verzichten wir darauf. Kann man denn einen Mann ernst nehmen, der in seinem zitatenreichen Werk kaum ein richtiges Zitat hat? Kann ein Mann ernst genommen werden, der von dem Grundsatze ausgeht, daß „die reine Wissenschaft ein edles Spielzeug" sei, der schreibt: „überhaupt ist die Wissenschaft eine zwar herrliche, doch nicht ungefährliche Freundin, sie ist eine große Gauklerin und verführt den Geist zu toller Schwärmerei; Wissenschaft und Kunst sind wie die Rosse an Platos Seelenwagen, der „gesunde Menschenverstand" bewährt sich nicht zum wenigsten darin, daß er die Zügelkraft spannt und diesen edlen Tieren nicht gestattet, mit seinem natürlichen gesunden Urteil durchzugehen" (S. 271). Und einige Seiten später (S. 274) verwirft er ganz „die weitläufigen, wissenschaftlichen Untersuchungen, ob es unterschiedliche Rassen gebe? ob Rasse einen Wert habe? wie das möglich sei usw." Das alles stehe schon durch den gesunden Menschenverstand (aber die unmittelbare Erfahrung, wie er sagt) fest. „Euch, den Männern der Wissenschaft, kommt nur zu, das Wie und das Warum zu erforschen, nicht eurer Unwissenheit zuliebe die Tatsachen selbst abzuleugnen". — „Eine neue Variante, bemerkt dazu Hertz, eines Dichterworts: „Und die Wissenschaft absolut, wenn sie unsern Willen tut."

Für die Oberflächlichkeit Chamberlains kann es kaum einen eklatanteren Beweis geben, als daß er in einem Werke, das die Grundlagen des 19. Jahrhunderts behandelt, der Maschine auf tausendundzwei Seiten sage und schreibe, ganze neunundzwanzig Zeilen widmet. Der Maschine, die wie wenig andere Dinge das 19. Jahrhundert auf die verschiedenste Weise beeinflußt, ja dem Jahrhundert des Dampfes, der Elektrizität, der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und der Massenfabrikation ihren Stempel aufgedrückt hat. Der Volkswirtschaft überhaupt widmet er ganze siebzehn Seiten seines dickleibigen Werkes. Und das war für ihn vielleicht das Klügste, was er tun konnte, wenn es auch seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts nicht zur Empfehlung gereicht. Chamberlain klagt nämlich: Nichts auf der Welt sei schwerer, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden. Das dürfte für Chamberlain stimmen, aber er hätte die Grenzen seiner Kraft erst recht hinsichtlich der Rassentheorien erkennen sollen.

Ein noch treffenderes Selbstbekenntnis liefert Chamberlain an einer anderen Stelle seines Werkes. In einer Anmerkung auf S. 94 der II. Auflage heißt es: „Indem die eigenen Leistungen immer heraorgehoben, die Errungenschaften der anderen verschwiegen oder vertuscht, gewisse Dinge immer ins hellste Licht gestellt, andere im tiefsten Schatten gelassen werden, entsteht ein Gesamtbild, welches in manchen Teilen nur für das subtilste Auge von der nackten Lüge sich unterscheidet. Die Grundlage aller ersten Wahrheit: Die gänzlich uninteressierte Gerechtigkeitsliebe fehlt fast überall; daraus kann man erkennen, daß wir noch Barbaren sind."

Sehr richtig! Ein weiser Daniel! Wie Chamberlain das so genau weiß, aufs Haar trifft und richtig beurteilt. Wahrlich, er weiß, wie's gemacht wird.

Mit dem letzten Zitat schließt der Verfasser der „Modernen Rassentheorien" effektvoll sein Werk.

Wir sind mit Herrn Chamberlain fertig, und wir glauben, daß den meisten Lesern die wenigen Auszüge schon genügen werden, um auch mit Chamberlain fertig zu sein. Das wäre aber sehr schade, denn nur die Lektüre des ganzen Werkes kann ihnen die volle Ueberzeugung beibringen, daß es geradezu wunderbar ist, wie ein Werk wie das Chamberlainsche zu einem solchen Ansehen gelangen konnte. Aber noch mehr. Der Leser gewinnt durch das Hertzsche Werk einen vollen Einblick in das, was alles über Rassen gesabelt und gefaselt wird, und er ist dann nicht nur mit Chamberlain, sondern mit dem ganzen Rassenschwindel fertig. Unwillkürlich denkt man bei diesen so dreist auftretenden Rassenfexen an die Alchymisten und Astrologen früherer Jahrhunderte, die auch scheinbar sich mit der Wissenschaft beschäftigten, in Wirklichkeit aber besten Falls Afterwissenschaft trieben, betrogene Betrüger waren, meist jedoch in ihre Tasche arbeiteten. Die Rassenfexe mögen allerdings nicht immer direkte, pekuniäre Vorteile suchen, sie verfolgen

in der Regel noch — gemeinschädlichere Zwecke. Am meisten erinnern die Herren mit ihren modernen Rassentheorien an die — Wahrsager aus Kaffegrund oder die klugen Leute, die das in der Sylvesternacht gegossene Blei deuten. Mit kaum mehr „Wissenschaft" und mit ebensolcher Phantasie wie diese die Figuren sehen und deuten, erfinden die Rassentheoretiker und legen unter, was außer in ihrem eigenen Kopf in keines vernünftigen Menschen Kopf zu finden ist. Aber wie die Wahrsager und Zeichendeuter, so finden auch die Rassentheoretiker bei denen, die nicht alle werden, Glauben und Beifall und der beabsichtigte Zweck wird erreicht.

Etwas Wahres mag ja hier und da an dieser und jener Rassentheorie sein und vielleicht kommt man auch einmal zu irgend einer wirklich wissenschaftlichen Theorie, bis jetzt aber haben fast alle Erfinder der modernen Rassentheorien den Wald vor Bäumen nicht gesehen, das Nächstliegende nicht beobachtet und das Fernliegendste, ja was nie und nirgends geschehen ist, herbeigeschleppt. Wir sehen, daß Neger, Mongolen, Arier, Semiten anständig, vornehm, klug und tüchtig sein können, oder auch nicht. Wir sehen, daß Russen, Juden, Irländer ꝛc. ꝛc. in diesem Milieu gut, in jenem schlecht sind, und wir können vorläufig nur mit jenem Gelehrten übereinstimmen, der da sagte: Rasse in dem Sinne, wie sie die modernen Theoretiker aufstellen, ist Schwindel.

* * *

## Wie Chamberlain zitiert.

Erlauben Sie mir, sehr geehrter Herr Redakteur, zu den in der letzten Nummer Ihrer „Mitteilungen" S. 245 angeführten Chamberlainschen „Zitaten" einige noch hinzuzufügen; sie illustrieren am besten seine Ehrlichkeit.

Grundlagen I, S. 449, Note 2: „Von den Rabbinern wird auch ausdrücklich gelehrt, die Nichtjuden seien als solche vom Anteil an der zukünftigen Welt ausgeschlossen (vgl. Laible, Jesus Christus im Talmud, S. 53)." — In Wirklichkeit schreibt Laible (S. 53): „Da alle Nichtjuden nach Meinung vieler Rabbiner als solche vom Anteil an der zukünftigen Welt ausgeschlossen sind." — Zunz, der das jüdische Schrifttum noch besser kennt, sagt sogar: „So verkündet während eines Zeitraumes von 1800 Jahren unter einigen siebzig Stimmen die überwiegende Hälfte, aus den vollgültigsten Autoritäten bestehend, die Anerkennung einer göttlichen Liebe und Gerechtigkeit für alle Menschen und wir vernehmen diese Botschaft überall, wo man nur die Juden zu Atem kommen zu lassen beginnt." (Zur Gesch. u. Litteratur).

Ch. urteilt, die Juden „fressen die Völker" nach bestem Wissen und Gewissen und schreibt I 258: „sagten sie doch schon zu Lebzeiten des Moses von sich selbst, sie seien, „als wie die Heuschrecken." In Wirklichkeit heißt es num. 13, 33: „Und dort sahen wir die Nephilim (Riesengeschlecht), die Söhne des Anak von den Nephilim, und wir waren in unseren Augen wie die Heuschrecken (so klein) und so waren wir auch in ihren Augen." —

Die Juden scheuen die Arbeit — ist Ch.'s Meinung. Grundl. I, S. 454, Note 1: „Darum bildet es eine der schlimmsten Drohungen gegen die Juden, falls sie Jahoe's Gebote nicht hielten, würden sie „ihre Arbeiten selbst verrichten, anstatt sie durch Andere verrichten zu lassen" (Talmud Traktat Berachott K. VI nach Seligman Grünwald)." So weit Ch. Vor uns liegt das Büchlein: Grünwald: Glaubens- und Sittenlehre; auf S. 69 lesen wir jedoch etwas Anderes als Ch.: die Rabbiner lehrten, es heißt Jos. 1, 8: „Dieses Gesetzbuch soll nicht aus deinem Munde weichen." Da könnte man meinen, dieser Satz sei wörtlich zu verstehen, deshalb heißt es (Deut. 11, 14): „Du wirst — oder sollst — dein Getreide einsammeln," treibe es nach dem Brauche der Welt; Rabbi Simon, Sohn des Jochai, fragt dagegen: wenn man ackert zur gehörigen Zeit, ausfäet zur Zeit der Aussaat und zur Erntezeit erntet, was soll dann aus der Beschäftigung mit der Thora werden? und lehrte deshalb, wenn die Israeliten den heiligen Willen Gottes beobachteten, so werden ihre Arbeiten durch Andere verrichtet werden . . . beobachten sie aber den Willen Gottes nicht, so müssen sie ihre Arbeiten selbst verrichten." Simon ben Jochai — Einsiedler seinem Wesen nach — hält also das Studium der Lehre für die edlere Beschäftigung, die schlimmste „Androhung" aber nach ihm ist nicht, daß die Israeliten arbeiten müssen, sondern daß sie hiedurch nicht in der Lehre werden forschen können. Aehnlich denkt übrigens Aristoteles (Polit. VII, 2): „Es ist nicht möglich, die Werke der Tugend zu üben, wenn man das Leben eines Handwerkers oder Taglöhners führt." Wie hoch die jüdischen Weisen über den Wert der Arbeit dachten — anders als Plato und Aristoteles, hätte Ch. bei Grünwald S 124 fg. nachlesen können.

Das Ungeheuerlichste findet sich Grundl. I, S. 443, Note 1: „Auch andere Deutungen der zehn Gebote zeigen, wie der Begriff von Sittlichkeit nur hauttief in diese semitischen Ethiker eingedrungen war; so lehren die Rabbiner (Sanh. f. 86a): „Die Worte des achten Gebotes, du sollst nicht stehlen, beziehen sich nach der Schrift nur auf Menschendiebstahl!" und da eine andere von moralischer empfindenden Schriftgelehrten ins Feld geführte Belagstelle „du sollst nicht stehlen" aus Leo. 19, 11 sich ausdrücklich auf die Israeliten „Einer mit den Anderen" bezieht, so löst sich hier wieder das einfache, sittliche Gebot in einen Ozean der Kasuistik auf; zwar lehrt der Talmud nicht (so viel ich aus den mir zugänglichen Fragmenten entdecken konnte): du darfst den Nichtjuden bestehlen, er lehrt aber nirgends das Gegenteil." So weit. Eine Unzahl von Fälschungen. In Wirklichkeit lautet die Stelle: „Es lehrten die Weisen: „Du sollst nicht stehlen" (Exod. 20, 13). Aus dem Inhalte des Abschnittes (Du sollst nicht morden ꝛc) erkennst Du, daß es sich um Menschendiebstahl handelt. „Es wurde wieder gelehrt: „Ihr sollet nicht stehlen" (Levit. 19, 11). Aus dem Inhalte des Abschnittes (Raub, der Lohn des Tagelöhners) erkennst Du, daß es sich an dieser Bibelstelle um den Diebstahl des Geldes handelt." Sowohl der Diebstahl des Geldes wie der der Menschen ist also nach dem Talmud verboten, von Juden oder Nichtjuden ist hier gar keine Rede. In dem Ch. zugänglichen, von ihm zitierten Grünwaldschen Büchlein ist eine Stelle aus dem Talmud zu lesen: „wer seinen Nebenmenschen nur eine Kleinigkeit raubt (oder stiehlt), ist anzusehen als nähme er ihm das Leben . . . . aber nicht nur, wenn es unmittelbar geschieht, sondern wenn man auch nur die Veranlassung ist, daß einem anderen das Seinige entrissen wird, gilt dasselbe" (S. 137). Zum Schlusse noch eine zweite Stelle aus dem Talmud (daselbst S. 142): „Man soll niemanden täuschen, auch keinen Heiden." Hätte Ch diese Stelle gelesen und beherzigt, dann wären in seinem Buche weniger falsche Zitate, dafür aber mehr Ehrlichkeit.

Frankfurt a./O. Dr. J. Bergmann.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Für die am 1. September stattfindende Reichstagsersatzwahl in Schaumburg-Lippe** ist von konservativer Seite der sich als „politisch unabhängig" bezeichnende Amtsgerichtsrat Dr. Brunstermann als Kandidat aufgestellt worden, für den auch die Antisemiten eintreten. Die Aussichten des Kandidaten der freisinnigen Volkspartei, Dr. Crüger, haben sich erfreulicherweise dadurch bedeutend verbessert, daß die Nationalliberalen beschlossen haben, ihn zu unterstützen. Die Nominierung eines sozialdemokratischen Kandidaten steht noch aus. Hoffentlich

gelingt es, einen Sieg der verbündeten Konservativen und Antisemiten zu verhindern.

**Graf Pückler** hat sich, wie die „Zeit am Montag" meldet, vorläufig von seiner Wirksamkeit zurückgezogen; da der „Allgemeine Verein der Gewerbetreibenden", sein jüngster Bundesgenosse, ein weiteres Zusammenarbeiten mit dem Grafen nicht für tunlich hält.

**Zu der „Staatsbürgerztg."** hat, wie die „Deutsche Hochwacht" hört, ein Wechsel im Redaktionspersonal stattgefunden. Der Abg. Böckler soll nicht mehr an dem Blatte beschäftigt sein, sondern lediglich für den „D. A. B." arbeiten; und ebenso soll der Redakteur Kammer auf unbestimmte Zeit beurlaubt sein. Tatsächlich zeichnet seit einiger Zeit Herr Emil Keil den redaktionellen Teil der „Staatsbürgerztg." verantwortlich. Herr Keil war bisher zweiter Korrektor des Blattes; er ist bekannt als ehemaliger Besitzer einer antisemitischen Buchhandlung in der Friedrichstraße.

**Abg. Schönerer,** der österreichische Antisemitenführer, hat erklärt, er werde, falls die Stadtvertretung von Eger den Kaiser Franz Joseph einladet, die Stadt Eger auf der Rückreise von Marienbad zu besuchen, die Ehrenbürgerschaft der Stadt Eger niederlegen.

---

## Vermischtes.

**„Zellenantisemitismus".** Unter dieser Ueberschrift berichtet in einer Zuschrift an das „Leipziger Tageblatt" Jemand, der nichts weniger als Philosemit ist, über eine „schmerzliche Enttäuschung", welche er in jedem Jahre in den von ihm besuchten Seebädern erlebt, wie folgt:

„Als ich vor Jahren zum ersten Male mich in der Zelle eines Rügenschen Bades auskleidete, der Berührung mit den Wagen schon sehnsuchtsvoll und mit gespannter Freude entgegenlechzend, gewahrte ich an den Wänden des kleinen, sauber gehaltenen und frisch duftenden Raumes einige Bleistiftinschriften, die ich neugierig entzifferte. Im Laufe der Wochen bedeckten sich die Wände immer mehr und mehr. Sie wurden unsauberer, leider in jedem Sinne unsauberer. Seitdem betrete ich in jedem Jahre die Zellen mit einer fast nervösen Erwartung. Immer hoffe ich, daß sie rein werden; immer denke ich wieder aufs neue, meine Volksgenossen müßten, da inzwischen wieder 365 Tage in das Meer der Vergessenheit gesunken sind, in dieser Zeitspanne reifer und reiner geworden sein, und immer wieder schaudere ich angeekelt vor denselben Anblick zurück. Die meisten Leser werden wissen, was ich meine. Es handelt sich um die abscheuliche Abart von Antisemitismus, die an dieser Stätte der Erholung ihr Wesen treibt. Was da an Rohheit und Unsauberkeit geleistet ist, läßt den, der unter dem Eindruck dieser deprimierenden Lektüre steht, am Genius unseres Volkes, an der Möglichkeit, die Menschen zu veredeln, geradezu verzweifeln. Ich hätte nichts dagegen, wenn ein gewaltiger, heimwurzelnder Haß sich hier in elementarer Leidenschaftlichkeit austobte, aber davon kann gar nicht die Rede sein. Fast immer sind es schmutzige sexuelle Anspielungen, im äußersten Falle ist es eine Aufforderung, die Juden hier aber dort zu boykottieren. Nun will ich bei dieser Gelegenheit nicht das Problem des Antisemitismus aufrollen. Ich verkenne die unsympathischen Eigenschaften des Judentumes keineswegs; aber ich weiß auch, daß wir selbst an diesen Eigenschaften mitschuldig sind, und ich halte eine Assimilierung der wertvollsten Elemente für wünschenswert, ja für notwendig und keineswegs für unmöglich; aber ich verstehe durchaus, daß jemand Antisemit sein kann und den Standpunkt dieser Partei mit aller Energie vertritt. Der Zellenantisemitismus aber ist von so niedrigen Trieben eingegeben, entbehrt so jeder Größe des Empfindens und wirkt in seiner kleinbürgerlichen, engen Anschauungsweise so widerlich, daß alle Deutschen ihm mit Ernst entgegentreten sollten. Die meisten der Inschriften rühren von jungen Leuten her, und es wäre die Aufgabe der Väter und Erzieher, ihnen zu zeigen, wie verächtlich ihr Treiben ist. Ich habe mich danach erkundigt, ob in den Zellen des Damenbades die gleichen wüsten Ausschreitungen stattfinden, und eine angesehene Dame hat mir mitgeteilt, daß sie sich nicht traue, die Aufzeichnungen ihrer Geschlechtsgenossinnen zu lesen. Der Gegenstand ist peinlich, aber ich halte es doch für notwendig, daß dieses Gebahren einmal öffentlich gegeißelt werde, und dafür erscheint mir das „Leipziger Tageblatt", dem man konfessionelle Voreingenommenheit nach keiner Seite hin vorwerfen kann, besonders geeignet.

Der Schreiber dieser Zeilen ist nicht Partei. Er blickt auf einen nachweislich „makellosen" Stammbaum zurück, den selbst der spürwütigste Antisemit anerkennen müßte. Aber gerade darum darf und muß er seine Stimme erheben. Es wäre schön, wenn es gelänge, unser Volk in dieser Beziehung zu größerer Zurückhaltung zu erziehen. Dieser Antisemitismus, der jedes feinere Gefühl schwer beleidigt, ist sicher nicht imstande, dem jüdischen Geiste wirksam entgegenzutreten, und außerdem wollen wir nicht vergessen, daß der Kampf des germanischen mit dem jüdischen Geiste immer nur ein Kampf sein kann, in dem die höhere Kultur siegen wird und siegen soll. Die Gesinnungsäußerungen aber, die ich auch in diesem Jahre wieder in den Zellen meiner geliebten Ostseebäder fand, sind nicht geeignet, mich über den Kulturstand der deutschen Nation völlig zu beruhigen. Den jungen Rowdies, die sich dort betewigen, wäre mindestens eine ernste Strafpredigt zu wünschen, die sie erkennen ließe, daß ein Problem, welches fast, seit unser Kontinent historisch denkt, die Menschheit beschäftigt, mit erbärmlichen Witzeleien nicht abgetan werden kann."

**Die Antisemiten und die Warenhäuser.** Man schreibt uns: Wunderliche Blüten treibt der Haß der Antisemiten gegen die Warenhäuser. Unter der Spitzmarke „Ein neuer „Segen" des Warenhauses" erzählt das „Deutsche Blatt" in seiner letzten Nummer, daß ein kleiner Knabe aus einem Fenster des Warenhauses Eilduth in der Hamburger Straße in Barmbeck gestürzt sei und einen Schädelbruch erlitten habe. Ein an und für sich gewiß höchst bedauerlicher Vorfall, der sich bei mangelnder Vorsicht gerade so gut in jedem andern großen Hause ereignen kann. Aus einem solchen Vorkommnisse einen Beweis für die Schädlichkeit der Warenhäuser zu schmieden, das bringt eben nur — antisemitische Oberflächlichkeit fertig.

**Zur Revision des Dreyfus-Prozesses** macht die „Neue Freie Presse" einige interessante und neue Mitteilungen:

„Die republikanischen Journale beklagen sich, daß die Untersuchung gegen die vier, schwerer Fälschungen beschuldigten Offiziere des alten Generalstabes unter Einflüssen von dem Militärgouverneur von Paris nahestehenden Personen leide. Insbesondere General Plagnol, welcher in Rennes eine schändliche Rolle im Verein mit dem nationalistischen Deputierten Jules Auffray gespielt, bemüht sich, daß die Untersuchung dem Hauptmann Cassel abgenommen werde. Heute ist Auffray, der damalige Berater der Generalstabspartei von Rennes, Verteidiger von d'Autriche, und General Plagnot ist Chef des Generalstabs und Vertrauensmann des Gouverneurs von Paris, Generals Dessirier. General Dessirier, wird hervorgehoben, schenke den aus früheren Treibereien bekannten Offizieren seiner Umgebung Gehör, um auch in diesem Falle wieder die Wahrheit zu vertuschen! Wie es scheint, wird dies nicht möglich sein, da der die Untersuchung führende Hauptmann Cassel mit aller Energie vorgeht. Inzwischen sind die vier Offiziere vorläufig freigelassen worden. Durch den Zwischenfall wird der Abschluß des Revisionsverfahrens des Falles Dreyfus verzögert. Die Untersuchung des Kassationshofes ist noch nicht abgeschlossen und dürfte noch zwei Wochen in Anspruch nehmen. Da im August die Gerichtsferien beginnen, wird der Kassationshof nicht vor Ende Oktober die Sitzung der vereinigten Kammern abhalten können, in welcher über die Revision entschieden werden wird. Wenn die Revision ausgesprochen und eine neuerliche Verhandlung vor einem anderen Kriegsgericht angeordnet werden sollte, dann wird die Kriegsgerichtsverhandlung nicht vor Ende des Jahres stattfinden, in jedem Fall wird der Sommer keine Entscheidung in der Revisionsfrage bringen."

**„Jüdische" Bombenfunde.** Ein kleines Beispiel für die große Keckheit, mit der von gegnerischer Seite unwahre Nachrichten, die die Juden verdächtigen sollen, in die Welt gesetzt werden, können wir wieder einmal unseren Lesern vorführen. Bekanntlich haben kürzlich die Bombenfunde in Triest allgemeines Aufsehen erregt. Ein antisemitisches Blatt in Wien stellte sich alsbald mit

der Nachricht ein, daß der „jüdisch-irredentische Turnverein Societa ginnastica“ die Stätte dieser unheimlichen Funde sei. Die jüdische Presse sei bemüht, „diese Gegenstände als harmlose Feuerwerkskörper hinzustellen.“ Dem gegenüber wird der „Allg. Ztg. d. Judenth.“ von durchaus unterrichteter Seite aus Triest vom 27. v. Mts. folgendes mitgeteilt:

„Es ist eine freche Lüge, die Behauptung aufstellen zu wollen, daß jener Verein jüdisch sei, — sämtliche Verhaftete sind katholisch, die Leitung christlich, Beamte und Diener christlich. Der Verein ist allerdings nicht antisemitisch und es gehören auch Juden demselben an. Das ist alles, was man dem Verein als solchem nachsagen kann. Aber auch nicht ein einziger Jude ist bisher der Teilnahme an jenem Verbrechen beschuldigt.“

**Lissabon.** Eine eigenartige Gedenkfeier wird nächstes Jahr in der Hauptstadt Portugals begangen werden. In diesem Jahre werden 200 Jahre verflossen sein, als in dieser Stadt ein Jude, namens Antonio Jose, ein bedeutender Schauspieler und Dramatiker, von der Inquisition auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Antonio Jose war ein Liebling des Theaterpublikums und wurde allgemein „O Judeo“ (Der Jude) genannt. Zum Andenken an dieses unschuldige Opfer der Inquisition wird auf Anregung der hiesigen Presse an dem Tage, an welchem vor 200 Jahren Jose verbrannt wurde, eine imposante Gedenkfeier stattfinden, wobei ein Monument zu Ehren dieses Märtyrers errichtet werden wird.

**Russische Juden.** Daß die Juden in Rußland nicht blos lauter Revolutionäre sind, sondern auch auf Seite der bestehenden Ordnung ohne Furcht vor Gefahr ihre Pflicht tun, dafür folgende zwei Zeugnisse. Der mandschurische Korrespondent der „Daily News“, John F. Baß schreibt, er habe, als er nach der Schlacht am Yalu eines der japanischen Lazarethe besuchte, eine Anzahl verwundeter Russen gesehen. Diese wurden gefragt, ob sie deutsch sprächen. „Wir sind Juden, lautete die Antwort, und alle Juden sprechen deutsch.“ „Eine große Anzahl von diesen Männern, fügt Herr Baß hinzu, waren polnische Juden, die sich viel besser geschlagen haben als die sie befehligenden Offiziere.“

Nicht ohne gewisse Komik ist das Folgende: Der „Ruß“, dessen Redakteur ein Sohn des Redakteurs der bekanntlich judenfeindlichen „Nowoje Wremja“ ist, meldete: „Das erste Detachement des „Roten Kreuz“ hatte in Wafankau einen Arzt, der sich weigerte abzuziehen. Als man ihm Vorstellungen deswegen machte, sagte er: „Ich werde gehen, wenn ich allen Soldaten den Verband werde angelegt haben.“ Dieser Doktor stammt aus Kiew, und ich habe die Ehre, der „Nowoje Wremja“ mitzuteilen, daß er einer von den „schmutzigen Juden“ ist.“

Man sieht also, Juden tun wie andere Russen auch ihre Pflicht im Felde im Interesse ihres Vaterlandes, und andere Juden tun, wie wieder andere Russen, was sie für ihre Pflicht halten, indem sie an einer Verschwörung teilnehmen. Sie sind eben Kinder desselben Vaterlandes und handeln so oder so, nicht als Juden, sondern als Söhne Rußlands. Sie beanspruchen keine Sonderstellung, diese wird ihnen vielmehr aufgedrängt. Daß das ihre Stellungnahme mehr oder weniger mit beeinflußt, ist nur natürlich. Das Klügste wäre, diese Sonderstellung tunlichst schnell und gründlich zu beseitigen.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz“. Villa „Quisisana“. Villa „Seeblick“. Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein“.
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen“, „zum Reußen“.
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Laum.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ridnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz“, „zum goldnen Adler“ und „zum rothen Adler“.
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Kiausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn t. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Schliersee. Hofhaus.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder“.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.

Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montebello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

## Sprechsaal.

Des edlen Dreschgrafen würdiger Bruder. Vor der eigenen Tür sollte erst jeder kehren, ehe er sich zum Richter, zum parteiischen Richter aufwirft. Ganz besonders scheint uns dies die Pflicht desjenigen zu sein, der die Verwegenheit hat, sich als Reformator aufzuspielen, zumal wenn er zu diesem Amte so wenig als nur möglich befugt ist. Graf Pückler-Kl. Tschirne hätte wahrlich besser getan, ehe er seine zahlreichen unbewiesenen Klagen gegen die Juden erhob, die nach seiner Behauptung deutsche Frauen und Mädchen schändeten, darauf zu sehen, daß sein eigener Bruder nicht widernatürliche Unzucht trieb und deswegen mit dem Strafgesetzbuch in Kollision geriet. Dieser Tage wurde Major Graf Nikolaus Pückler in Halle zu sechs Monaten Gefängnis und Dienstentlassung verurteilt auf Grund des § 175 des Strafgesetzbuchs und auch wegen Amtmißbrauchs. Als Zeugen bezw. Zeuginnen waren Militärburschen, Kellnerburschen, Kellner, sein Kutscher, sein früheres Kammerfräulein und eine Hotelbesitzerin geladen. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt, und auch die Urteilsbegründung war nicht öffentlich. Hoffentlich hält es der Dreschgraf jetzt für angemessen, seine ganze Bibelkenntnis und seinen reformatorischen Eifer seinem lieben Bruder zu gute kommen zu lassen und die Juden nicht zu behelligen. Es könnte ihm sonst passieren, daß er in seinen öffentlichen Versammlungen über die schmutzige Familienaffaire in unliebsamer Weise interpelliert wird. Der Graf selbst ist ja auch nicht sehr rücksichtsvoll, er dürfte es nicht einmal übel nehmen. B.

## Briefkasten.

**Dr. G.** Der soeben verstorbene Prof. Karl Weigert in Frankfurt a. M war Jude.

**L. in W.** Die vom 1. Oktober ab neu erscheinende Tageszeitung „Das Reich" wird, wie das „Volk" erklärt, nicht von der christlichsozialen Partei herausgegeben, sondern soll das Organ der nationalen Arbeiterbestrebungen, wie sie auf dem Frankfurter Kongreß zum Ausdruck kamen, sein.


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientierung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre Bekämpfung ist der

# Antisemiten-Spiegel.

Neueste Auflage (500 Seiten).

**Preis: Broschiert 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 83. Berlin, 17. August 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

### Die antisemitischen „Mittelstandspolitiker".

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß die am vergangenen Sonntag in Berlin neugegründete „Mittelstandspartei" gerade von denjenigen politischen Richtungen am heftigsten bekämpft wird, die für sich in Anspruch nehmen, allein die wahren Interessen des Mittelstandes zu vertreten. Diese „gedorenen Mittelstandspolitiker", die sich zumeist aus Berufen rekrutieren, die mit dem sogenannten Mittelstand nicht das geringste gemein haben, erheben die Prätension, besser darüber unterrichtet zu sein, was dem Mittelstand frommt, als z. B. die große Masse der Handwerksorganisationen, die, wenn sie auch einem zünftlerischen Phantom nachjagen, doch mit Fug und Recht behaupten können, daß sie legimierte Vertreter eines Teils des Mittelstandes sind.

Es ist ergötzlich zu sehen, wie den Antisemiten der Schrecken in die Glieder gefahren ist durch die allerdings für sie sehr schmerzliche Aussicht, daß die neu gegründete Mittelstandspartei ihnen nicht nur einen großen Bestandteil ihrer Mitglieder, sondern auch vor allen Dingen die Mittel für die politische Propaganda entziehen könnte. Nach einander erheben die Preßorgane aller antisemitischen Schattierungen Protest gegen diesen „unlauteren Wettbewerb."

Die Dresdener „Deutsche Wacht", das Organ des Reichstagsabgeordneten Oswald Zimmermann, die im Namen der „Deutschen Reformpartei" spricht, kann „die Notwendigkeit einer solchen Parteigründung beim besten Willen nicht einsehen." Die „Deutsche Hochwacht", das Organ des Deutschen Volksbundes, dem die antisemitischen Reichstagsabgeordneten Kröfell und Frölich angehören, fragt entrüstet:

Wenn es sich um eine wirkliche, zusammenfassende „Mittelstandspartei" handeln soll: Warum hat man da nicht die übrigen Vertretungen des Mittelstandes mit herangezogen und — was sehr angebracht gewesen wäre — sich auch mit den bestehenden Parteien, die bewußte Mittelstandspolitik treiben, in Verbindung gesetzt?

Die deutschsozialen Antisemiten unter der Führung des Herrn Liebermann v. Sonnenberg hatten schon am Tage vor der Gründung der „Mittelstandspartei" sich über diese unbequeme Konkurrenz höchlichst entrüstet. Ihr Organ, das „Deutsche Blatt" in Hamburg, das bekanntlich seit etniger Zeit mit den Liebermann v. Sonnenberg'schen „Deutschsozialen Blättern" verschmolzen ist, spöttelt über das „Hirngespinst einer eigenen unpolitischen Mittelstandspartei." Das Blatt, dessen politische Inspiratoren bekanntlich in intimer Fühlung mit dem Bunde der Landwirte stehen, verweist die Gründer der neuen Mittelstandspartei warnend auf das Schicksal der agrarischen Mittelstandspolitiker par excellence:

„Die reinen Bundesmänner unterlagen (bei den letzten Reichstagswahlen) fast ausnahmslos, und je einseitiger andere Kandidaten sich als Bundesmänner statt als Parteimänner gerirten, desto schlechter schnitten sie ab."

Daß gerade das Organ des Herrn Liebermann v. Sonnenberg den agrarischen Bundeshäuptlingen ihr Fiasko bei den letzten Reichstagswahlen in so leidvolle Erinnerung bringt, zeugt von geringer Dankbarkeit für die Unterstützung, die die Antisemiten in so reichlichem Maße von dem Bund der Landwirte genossen haben.

---

### Jüdische Unteroffiziere.

In Nr. 45 der „Zukunft" nimmt zu der Frage der jüdischen Unteroffiziere ein höherer preußischer Militär das Wort. Der Aufsatz verdient Beachtung, da sein Verfasser, Oberstleutnant a. D. Karl von Wartenberg zweifellos von den landläufigen antisemitischen Vorurteilen frei ist und mit sachlichen Gründen — allerdings Scheingründen, wie man bald erkennen wird — den Ausschluß der Juden aus dem Unteroffizierkorps zu rechtfertigen sucht. Der Artikel hat folgenden Wortlaut:

„Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat sich neulich an eine der deutschen Heeresverwaltungen mit der Beschwerde darüber gewandt, daß Juden die Aufnahme in die Unteroffizierschulen verweigert werde. Die Abweisung sei von den militärischen Behörden mit der Tatsache begründet worden, daß der für die Aufnahme erforderliche Konfirmationschein — oder die Bescheinigung über den Empfang der ersten Kommunion — nicht vorgelegt werden konnte. Der Beschwerde wurde keine Folge gegeben, weil nach den amtlichen Feststellungen von den Unteroffizierschulen niemand wegen Mangels eines der beiden erwähnten Schriftstücke zurückgewiesen worden sei. Dennoch bleibt die Tatsache der verweigerten Aufnahme bestehen; und den Sachkundigen kann es nicht schwer fallen, die wirklichen Gründe dieser Weigerung zu erraten.

Das Verlangen unserer jüdischen Mitbürger, daß auch ihren Söhnen die Laufbahn des deutschen Unteroffiziers nicht verschlossen werde, ist an sich durchaus berechtigt; und jeder gerecht Urteilende muß verstehen, daß sie nach dieser Richtung energisch vorgehen. Haben sie nicht alle Pflichten des Staatsbürgers ohne Ausnahme zu erfüllen? Wie läßt sich da rechtfertigen, daß ihren Söhnen die vom Staat unterhaltenen Unteroffizierschulen verschlossen bleiben? Sieht es nicht fast aus, als seien sie Staatsbürger zweiter Klasse, deren Rechte den Pflichten nicht entsprechen? Theoretisch muß ohne Zweifel auch den jüdischen jungen Leuten der Eintritt in die Unteroffizierschulen gestattet werden. Aber wie selten decken sich Theorie und Praxis! Auch hier steht die Praxis im schroffsten Gegensatz zur Theorie. Die jungen Israeliten wollen durch den Besuch der Unteroffizierschulen die

Qualifikation zum militärischen Vorgesetzten erreichen. Dagegen sprechen aber sehr vernehmlich die Rücksichten auf die Disziplin unseres Heeres.

Der jüdische Soldat hat sich im Dienst durchaus nicht etwa als unzulänglich erwiesen. Ebensowenig kann ihm im allgemeinen die Befähigung zum Vorgesetzten abgesprochen werden. In meiner — ein ganzes Menschenalter ausfüllenden — Dienstzeit habe ich sehr viele Juden unter meinem Befehl gehabt. Wenige von ihnen ließen dienstlich zu wünschen übrig. Einzelne waren geradezu ideale Soldaten, die mich und auch andere Offiziere zu aufrichtiger Bewunderung hinrissen. Nur Voreingenommenheit kann daher die militärische Beaniagung der Juden leugnen. Unter den besten Truppenführern Bonapartes waren Juden. Ein Jude ist, wenn ich nicht irre, Kriegsminister des Königreiches Italien. Daran, daß sich trotzdem im deutschen Heer die Israeliten nicht als Vorgesetzte verwenden lassen, trägt das Widerstreben des christlichen Mannes die Schuld, einem Juden zu gehorchen. So fremd unserem einfachen Mann, wenn er nicht konfessionell oder religiös einseitig beeinflußt wurde, auch jede Gehässigkeit gegen Andersgläubige ist: gegen die Pflicht, jüdischen Vorgesetzten zu gehorchen, lehnt er sich innerlich auf. Ein jüdischer Soldat zeichnete sich im letzten Feldzug so aus, daß er in kürzester Zeit der Liebling aller Offiziere wurde und sie nicht eher ruhten, als bis sie seine Beförderung zum Unteroffizier durchgesetzt hatten. Kaum war er es aber, als die Schwierigkeiten mit den Mannschaften begannen; und so taktvoll sich auch bei jeder Gelegenheit der junge Unteroffizier benahm: sehr bald mußten die Offiziere bereuen, daß sie seine Ernennung vorgeschlagen hatten. Denn sie konnten nicht verkennen, daß unter der Zugehörigkeit des Unteroffiziers zum Judentum die Disziplin der Kompagnie litt.

Die Staatsraison steht aber über der Theorie. Verlangt sie, daß Soldaten jüdischen Glaubens nicht in die Charge eines Unteroffiziers vorrücken, so muß dieser Forderung unter allen Umständen genügt werden, mag sich das Rechtsgefühl noch so sehr dagegen aufbäumen. Die salis publica ist eben das höchste Gesetz. In Frankreich und Italien stellt sie auf konfessionellem und religiösem Gebiete an die Armee nicht so harte Forderungen wie bei uns; vielleicht, weil Franzosen und Italiener religiös weniger tief empfinden als wir Deutschen. So bedauerlich es ist: unsere jüdischen Mitbürger müssen der Eigenart des christlichen deutschen Soldaten Rechnung tragen und sich damit begnügen, den Rechtsanspruch ihrer Söhne theoretisch zu betonen. Das fordert übrigens auch ihr eigenstes Interesse. Welche Befriedigung kann diesen Söhnen ein militärisches Amt gewähren, indem sie stets auf dem Qui vive leben, bei jeder Berührung mit ihren Untergebenen einen Konflikt fürchten müssen? Ich kann deshalb das Verfahren der militärischen Behörde nur billigen, die sich nicht zu entschließen vermag, das Heer und junge jüdische Leute ernsten Unzuträglichkeiten auszusetzen."

Herr von Wartenberg wird mit diesen sicherlich ganz gut gemeinten Darlegungen schwerlich jemand überzeugen. Er schlägt seiner Beweisführung durch den Hinweis auf Frankreich und Italien, wo, was in Deutschland angeblich aus Gründen der Disziplin nicht möglich ist, seit Jahren ohne die geringste Schädigung der militärischen Interessen durchgeführt ist, selbst ins Gesicht. Daß Franzosen und Italiener — soweit die Religion in der Frage überhoupt mitspielt — religiös weniger tief empfinden als die Deutschen, ist eine durch nichts gerechtfertigte Behauptung.

Herr von Wartenberg jongliert über die tieferen Gründe des Ausschlusses der Juden auch sehr vorsichtig hinweg. Die Stimmung in den unteren Schichten des Heeres ist doch nur ein Reflex der oberen Schichten. Der Herausgeber der „Zukunft", der in dieser Frage doch wohl etwas schärfer sieht, als der militärische Kritiker, bemerkt mit Recht in einer Anmerkung zu dem Artikel, aus anderen Erfahrungen werde man dagegen einwenden, die Disziplin in der deutschen Armee sei so fest gefügt, daß es nur eines Machtworts bedürfe, um dem jüdischen Unteroffizier das dem Vorgesetzten unentbehrliche Ansehen zu sichern. Es kann auch in der Tat gar keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die einem Avancement der Juden überhoupt traditionell ungünstige Stimmung der höheren militärischen Schichten sich ändert, auch alle anderen militärischen Chargen bis zu den Gemeinen herab nach einem Worl des Fürst Bismorck „einschwenken" würden, „wie die Unteroffiziere".

Nach den Argumenten des Herrn von Warlenberg müßten übrigens fortan weniger die Offizierkorps als die Gemeinen befragt werden, ob die zu ernennenden Offiziere ihnen auch gefallen. Wieviel Angehörige des preußischen Junkertums hätten dann wohl noch Aussicht auf Beförderung zum Offizier?

In anderen wirtschaftlichen Verhältnissen, wo die Disziplin eine nicht geringere Rolle spielt, als im Heerwesen, ordnen Christen sich übrigens ohne irgend welche Komplikationen recht gut jüdischen Vorgesetzten unter. Man denke nur an die große Menge christlicher Angestellter in der Industrie, welche unter der Leitung von Juden stehen, ohne daß es zu Unträglichkeiten führt.

Gibt es denn nicht auch, wenn auch nicht viele, jüdische Reserve- und Landwehrunteroffiziere? Die „Bresl. Ztg." fragt mit Recht: Wie könnte die Heeresverwaltung das verantworten, wenn sie befürchten müßte, daß die Mannschaften diesen jüdischen Vorgesetzten gegenüber es on dem schuldigem Gehorsom fehlen lassen würden?" Es sei nur noch beiläufig darauf hingedeutet, daß die Auffassung des Herrn von Warlenberg überhaupt die Disziplin im deutschen Heere nicht im glänzendsten Lichte zeigt.

Ist hier nur von Unteroffizieren die Rede, so trifft alles natürlich nicht minder für die Offiziere zu. Besorgt Herr von Warlenberg auch, daß die Mannschaften jüdischen Offizieren nicht in wünschenswerter Weise gehorchen würden? Aber man hat ja früher auch Juden zu Reserveoffizieren gemacht, und es hat nichts von üblen Erfahrungen verlautet. Man gewähre den Juden im Heerwesen nur gleiche Rechte, wie den anderen Staatsbürgern — und mit der Theorie und der Billigkeit wird dabei die Staatsraison auch gut fahren.

---

## Antisemitische Milieus.

### III.

### Das verbummelte Genie.

Bismarck sprach einst das bittere Wort aus: „Journalisten sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben." In dieser Generalisierung liegt zweifellos ein großes Unrecht. Heute wissen wir, daß die Journalistik einen wichtigen Kunstzweig bildet und sich zur Schriftstellerei wie das Kunstgewerbe zur Kunst verhält. Die Journalistik ist in unseren Tagen zu einem ungemein wichtigen Foktor des öffentlichen Lebens geworden und sie erfordert mehr als irgend ein anderer Beruf vielseitige und gründliche Kenntnisse, viel Schwung, Geschmack und Talent. Daß sie mehr Nerven verzehrt und oft den ganzen Menschen verschlingt, das liegt in der Nervosität unserer Zeit und kann ihr zum Vorwurf nicht gemacht werden. Die Grenze zwischen Schriftstellerei und Journalistik ist so unbestimmt, daß das arrogante Höhnen mancher Gelehrten über die Journalisten den modernen Menschen fast komisch anmutet. Heute haben wir bereits in den Handelsakademien Abteilungen für Journalismus, und die Zeit ist wohl nicht mehr so fern, wo man auch an unseren Unioersitäten Lehrstühle für journalistische Fächer einrichten wird.

Daß aber in diesem Beruf auch heute noch ein Tummelplotz geschaffen ist für minderwertige Geister und niedrige Charaktere, daß hier ein Reservoir für die widerlichen Abflüsse des Lebens eingerichtet ist, — das ist leider wahr und das liegt in der Natur der Sache. Der journalistische Beruf ist eben nicht staatlich durch Titel, durch Prüfungen und Rechte geschützt, und es gibt Leute, die nur darum Journalisten werden, weil sie nichts anderes werden können. Das hat die Journalistik mit der Schauspielkunst gemein, daß in beide allerhand Elemente durch den Zufall hineingeschleudert werden, daß beide oft eine Stätte für gestrandete Charaktere bilden müssen. Dazu kommt noch, daß kein Beruf so sehr an Ueberproduktion leidet, wie die Journalistik, und daß viele Elemente tatsächlich nur durch die Politik des Ellenbogens und durch Charlatanerie es zu etwas in der Journalistik bringen. Eine gewisse Sorte von Journalisten

kann man tatsächlich zu den sogenannten verbummelten oder richtiger Bummelgenies zählen. Es sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, die keinen inneren Halt besitzen. Wollte man hier das Wort Beruf im Sinne einer inneren Bestimmung gebrauchen, dann müßte man freilich sagen: Diese Leute haben erst hier ihren eigentlichen Beruf entdeckt, denn dieser Beruf paßt ausgezeichnet zu ihrem Charakter.

Nirgends aber findet man so viel von dieser Sorte wie in den antisemitischen Zeitungen. Das ist begreiflich, denn hier bilden Ignoranz und Charakterlosigkeit wertvolle Tugenden, hier braucht man nur eine große Dosis von Unverfrorenheit und ein paar Dutzend Phrasen mitzubringen. Hier kann auch jede verkrachte Existenz leicht untertauchen, weil man hier nicht nach der Vergangenheit fragt. Man darf sogar getaufter Jude sein, wenn man sich durch derbe Judenschimpfereien legitimiert. Die meisten antisemitischen Blätter sind garnicht in der Lage, einen richtigen Journalisten zu bezahlen, und sie sind auf die zweifelhaftesten Elemente angewiesen, die Redner, Agitatoren, Redakteure, Sekretäre und Expedienten in einer Person spielen. Die paar antisemitischen Journalisten und Redakteure, die etwas können, sind bald aufgezählt, — der Rest besteht aus Leuten, die sich für alles gut halten, weil sie nichts verstehen. Wie viel Unheil diese Parasiten der Journalistik anrichten, — das wird der Kulturhistoriker der Zukunft, der objektiver auf all diese Dinge schauen wird, erst konstatieren können. Sie machen die Tagesschriftstellerei zum niedrigen Schacher und degradieren die politische öffentliche Meinung zu einer lächerlichen und widerlichen Komödie. Wenn der seelige Schmock heute vom Grabe auferstände, er würde sich schämen, wie wenig weit er es in seiner edlen Kunst gebracht hat. Ein heutiger antisemitischer Journalist schreibt nicht nur rechts und links, er schreibt auch loyal und revolutionär, fromm und ketzerisch, mild und derb, aristokratisch und demokratisch, agrarisch und industriefreundlich, warm und kalt, offen und diplomatisch, — wie es gerade kommt. Das geschieht ohne jeden Uebergang, ganz plötzlich mit einem salto mortalis. Das Rückgrat bricht er dabei nicht, weil er keines hat. Ja, der Schmockismus hat es heute bis zur höchsten Virtuosität gebracht, und ich sehe schon die Zeit kommen, wo sich diese „Künstler" wie die Momentmaler, Verwandlungs-Rede- und Reimkünstler auf der Variétébühne produzieren werden.

Diese Schaar macht mit jedem Tage qualitativ und quantitativ Fortschritte, und der Prozeß der litterarischen Versumpfung ist noch lange nicht zum Abschluß gelangt. Je schwieriger der Kampf um's Dasein wird, zu desto niedrigeren Mitteln greifen diese Agenten der Korruption. Je größer die Konkurrenz auf diesem Felde wird, desto mehr Tricks müssen diese Tintenkulis erfinden, um ihr Dasein zu fristen. Sie sind Meister der Charlatanerie, die Totengräber des Charakters.

Wilhelm Blasing ist eine Berühmtheit in den antisemitischen Vereinen von Berlin und Umgegend. Wer diesen Namen nicht kennt, der muß ein schlechter Germane sein. Denn es gibt keinen Verein, in dem nicht Herr Blasing schon eine seiner donnernden Berferkerreden losgelassen hat, keinen antisemitischen Kommers, in dem er nicht in bekannter Braoour schon einen Salamander exerziert hätte. Stark ist seine Lungenkraft, noch stärker sein unverfälschter germanischer Durst, daher gilt er im Reden wie im Trinken als unübertroffener Meister und wird von allen Füchsen, die bibere nicht gründlich konjugieren können, sehr beneidet. Er ist der prächtigste Typus eines „bemoosten Hauptes". Die Figur ist kurz und stämmig und nimmt in wagerechter Richtung immer mehr Ausdehnung. Der große Kopf sitzt mit der Würde eines echten Bernhardiners auf den breiten Schultern. Das Gesicht ist von der Blässe unserer Zeit noch nicht angekränkelt, es ist voll und rund, von blühender Farbe. Das Auge spricht häufig von schlaflosen Nächten, aber — nicht am Studiertisch. Eine größere Anzahl von Schmissen vollendet die heroische Dekoration des Antlitzes. Auf dem Kopfe will der plebejische Philisterhut nicht recht sitzen, man sieht, die Vorsehung hat diesen Kopf für die Studentenmütze geschaffen. Die Kleidung ist ein wenig nachläßlich. Unser Held hält nicht viel vom modernen Putz und ist ein ausgesprochener Gegner des Jugendstils, den er mit Vorliebe Judenstil nennt. Um gegen diesen Stil wirksam zu protestieren, geht bei ihm alles nicht in die Länge, sondern in die Breite, alles neigt zur Rundung. „Alle Kultur geht vom Magen aus". Dieses fridericianische Wort ist seine Maxime. Essen ist ihm ein wichtiges Hauptwort, noch wichtiger jedoch Trinken. Die Kleidung aber hält er für ein notwendiges Uebel, denn sie verursacht durch die späteren unangenehmen Besuche des Schneiders Unbehagen. Die Arbeit ist in seiner philosophischen Lebensanschauung dazu da, um die Pausen auszufüllen und Durst und Hunger zu steigern. Seine Sprache ist kurz und schneidig, als wenn er auf dem Exerzierplatze Soldaten kommandieren würde. Sein Auftreten verrät viel Selbstbewußtsein, das Merkmal des Teutonismus. Denn Herr Blasing ist Teutone durch und durch, in jeder Gebärde ein altgermanischer Held. Wäre es nicht gar so unbequem, so würde er sich mit einem Bärenfell bekleiden. Da das aber leider nicht angeht, so sucht er wenigstens, wie die alten Deutschen, „immer noch eins" zu trinken. Und mit jedem Glase steigt neuer deutscher Heldenmut und neue Kraft in ihm auf. Er wird immer eifriger, immer lauter und immer derber. So führt er ein Leben, geteilt zwischen Vergnügen und Pflicht. Nein, das ist falsch ausgedrückt, bei ihm ist alles Pflicht, und was er auch tut, es geschieht mit Ernst. Sein ganzes Leben ist ja der „guten Sache" geweiht.

Herr Blasing ist jetzt antisemitischer Redakteur. Er hat vor 6 Monaten die „Schriftleitung" der blutigen Wochenschrift „Die Wacht an der Panke" übernommen, und er redigiert sie schneidig und eigenartig. In jeder Nummer werden 3 Ritualmorde und 2 Dutzend anderer scheußlicher Verbrechen wissenschaftlich beleuchtet und mit geistreichen Randglossen versehen. Seinem Scharfsinn entgeht kein jüdisches Verbrechen, mag es in Rußland oder in Rumänien, in Persien oder Marokko passieren. Und die Hauptsache ist die Moral der Geschichte und die geht stets dahin: „So sind sie alle, alle ohne Ausnahme." Herr Blasing ist ein wissenschaftlicher Antisemit, denn er hat Dühring fleißig gelesen, ja Chamberlain durchblättert und auch bei manchen anderen etwas genascht. Die antisemitische Anthropologie ist ihm geläufig, und man munkelt davon, daß er einen besonderen jüdischen Bazillus entdeckt hat, die Menschheit hofft, daß er auch ein Serum gegen diesen Krankheitserzeuger erfinden wird. Seine Leitartikel sind auf dem Wege, weltberühmt zu werden, denn in Ton und Inhalt bilden sie ein ganz eigenartiges Produkt. Herr Blasing hat nämlich dem „verjudeten" Zeitungsdeutsch und der „fremden" Logik den ewigen Krieg geschworen. Sein Deutsch muß wohl urgermanisch sein, denn es ist von dem gewöhnlicher Sterblicher grundverschieden, Und auch seine Logik ist eine Antipodin der aristotelischen, und seine Gedanken gehen, wie es beim Genie immer der Fall ist, eigene Wege. Aber alles, was im deutschen Volke noch nicht verjudet ist, versteht und bewundert ihn. Schon die Titel seiner Leitartikel sind genial: „Höret Ihr Fürsten! Erwache deutscher Michel!" Es liegt in allem, was er schreibt, ein patriotisches Pathos, und seine Artikel haben in der Regel mehr Ausrufungszeichen als Kommata. Die Sprache ist eine gehobene, ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa, und sie bewegt sich gern in Superlativen. So sitzt er täglich in der Redaktion mit rollenden Augen und finsterem Gesicht, in der Rechten die gewaltige Schere und in der Linken den Maßkrug. Und ein Beben ergreift alle

seine Untergebenen, vom Berichterstatter bis zum Laufburschen, wenn sie den Meister schauen, denn was er sinnt, ist glühender Judenhaß, und was er spricht, ist Prophetie, und was er schreibt, ist patriotische Glut. Von dieser bescheidenen Redaktionsstube aus werden die Schicksale des Vaterlandes geleitet, hier laufen die Fäden zusammen. Und jeder Artikel wirkt wie eine Bombe, vernichtend, zerschmetternd. Und jeder neue Ruf an das Volk wirkt ermunternd und erstarkend. Das weiß Herr Blasing, und daher ist er nicht hochmütig, nein — aber doch selbstbewußt. Er weiß, was das deutsche Volk und das Vaterland an ihm haben. Er hat eigentlich nur vor Dühring hohen Respekt, all die anderen Theoretiker gelten ihm nicht viel. Im übrigen ist ihm alles in der Partei zu lau, zu wenig schneidig. Er hat es oft angedeutet, daß die große Zeit des Antisemtismus erst beginnen soll, daß die Epoche antisemitischer Herrschaft erst mit ihm anfangen wird.

Herr Blasing ist aber nicht nur Meister des geschriebenen, sondern auch des gesprochenen Wortes. Er ist der geborene antisemitische Agitator und Redner, denn er besitzt all die glänzenden Eigenschaften, die einen antisemitischen Führer auszuzeichnen pflegen. Er hat eine hervorragende Lungenkraft, und sein Bierbaß wirkt wie ein Donner, wie ein Kriegsruf. Er schreckt in seinem Mute vor keiner Behauptung zurück, und er hat viel Temperament. Daher wird er namentlich während der Wahlzeit als Redner mit großem Erfolg benutzt, denn ihn zu überschreien, — dieses Kunststück hat noch niemand fertig gebracht. So weiht er freudigen Herzens seine ganze Kraft dem lieben Vaterlande, und für alles das, erwartet er so wenig, nichts weiter als ein anständiges Auskommen und die gebührende Anerkennung.

Herr Redakteur Blasing ist erst 30 Jahre alt und hat doch schon, wie jeder richtige Antisemitenführer, eine lange und viel bewegte Vergangenheit hinter sich. Er ist in Sachsen, im klassischen Laude der „Helligkeit", des dicken Bieres und des dünnen Kaffees, zu Hause. Sein Vater war Pfarrer von bescheidenem Rufe und noch bescheidenerem Einkommen. Das Leben im Pfarrhause barg mehr himmlische als irdische Freuden, und die Süude der Ueppigkeit blieb ihm stets fern. Der Junge verriet gute Fähigkeiten, und der Vater hatte von vornherein eine große Schwäche für ihn. Er kam auf's Gymnasium, lernte leicht, und durch Protektion gelang es, ihm eine Freistelle zu verschaffen. Er wurde regelmäßig versetzt, meistens sogar mit „gut". Er wurde daher von seinem Vater und von deu Verwandten als Genie angepriesen, und er selber glaubte nicht nur daran, sondern betrug sich auch darnach. Er war hochfahrend und zanksüchtig und konnte sich nur mit wenigen Schülern auf freundlichen Fuß stellen. Die meisten Mitschüler mieden ihn, und in der Klasse ersand man viele Spitznamen für ihn. Es fehlte ihm an jeder Solidarität, er neigte stark zum Stredertum. Besonders hatten die jüdischen Mitschüler unter seiner Art viel zu leiden, und es kam oft zu häßlichen Szenen. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß man diesen „Judendengeln" Achtung und Rücksicht schuldig sei. Wilhelm fühlte sich schon früh als Größe und wollte mit anderen Normen als die gewöhnlichen Schüler gemessen sein. Gar häufig verrichtete er böse Streiche, die manchmal schon einen nicht mehr harmlosen Charakter hatten. Eine gewisse rohe Kraft kam schon früh zum Vorschein, sie machte sich im Trinken und Rausen geltend. Der Vater hatte für all diese Dinge Verzeihung, ja innerlich war er stolz darauf. Der Wilhelm schien ihm ein ganzer Kerl zu sein. Ein bischen Uebermut, du lieber Gott! was ist denn daran? Der Junge soll ja auch nicht Geistlicher werden, sondern einen weltlichen Beruf wählen und für's Leben passen. So hatte Wilhelm mit dem 18. Lebensjahre das Reifezeugnis in der Tasche und das Gefühl höchster Reife in der Brust, und voller Hoffnungen und großer Pläne bezog er die Universität. Für Medizin und Jurisprodenz reichten die Mittel nicht. Mit einigen Stipendien und Freitischen war es ihm aber möglich gemacht, klassische Philologie zu studieren. Das war der Wunsch des Vaters, und der bescheidene Pfarrer sonnte sich schon in den Strahlen des Ruhmes seines großen Sohnes. Freudig gab er daher jeden ersparten Pfennig für seinen Liebling hin.

Aber die akademische Freiheit und die Großstadtluft wurden dem Jungen zum Verhängnis. Der im Innern stets schlummernde Leichtsinn erwachte in aller Kraft und drach sich nun gewaltsam Bahn, gleichsam als wollte die gezügelte Natur sich für all die Entbehrungen der Jugend nun rächen. Er bekam allerhand ritterliche Passionen, Manieren, die weder mit seinem Studium, noch mit seinen Mitteln sich vertrugen. Dazu kam der ewige Durst, der in schreiendem Widerspruche zu seinem Wechsel stand. Herr Blasing mengte sich in alle Vereine und wollte in allen Bewegnugen eine Rolle spielen. Einem Korps anzugehören, verboten ihm die Mittel, so wurde er Mitglied des „Vereins deutscher Studenten", und da er sich durch seine Brandreden besonders auszeichnete, bildete er da bald eine Hauptfigur. So kam er immer mehr vom Studium ab und verbummelte schließlich derart, daß er keinen Ausweg mehr fand. Die Geldklemme wurde chronisch, und die sittliche Energie schwand immer mehr. Der Vater verzieh anfangs die Sünden seines Sohnes, zahlte mit schwersten Opfern die Schulden und hoffte immer noch auf eine Besserung. Als aber 6 Semester vorüber waren und der Sohn vom Studium noch keine Ahnung hatte und immer mehr jeden Halt verlor, mußte der arme Vater seine höchsten Hoffnungen zu Grabe tragen und den Sohn aufgeben. Die Stipendien hörten ebenfalls auf, und all die Quellen der „Pumpe" versiegten, so daß Blasing das Studium aufgeben und um Brot sich umsehen mußte. Das war hart für Einen, der für das Leben nicht gerüstet war, und dem die Energie schon frühzeitig gebrochen war. Es begann nun für ihn das Leben des geistigen Nomadentums. Er war Privatsekretär, Hauslehrer, Korrespondent, Reisebegleiter nacheinander. Alle diese Aemter dauerten nur kurze Zeit und endeten mit einen Skandal. Schließlich entdeckte er in sich den antisemitischen Journalisten und Agitator und fing an, sein Licht leuchten zu lassen. Das war nicht gar schwer, denn mehr Bildung und Begabung als die meisten antisemitischen Journalisten besaß er wohl. Er war ja überhaupt bis jetzt in seinem Wollen und Können gänzlich verkannt, er war eben nicht geschaffen, um simpler Gymnasiallehrer zu werden, — höhere Aufgaben harren seiner. Er fing an als Reporter und Zeilenschinder, bummelte sich langsam bis zu den höchsten Stufen durch, und dieses Leben behagte ihm außerordentlich. Und nun hat er nach langen Irrfahrten endlich einen Halt gefunden und eine wichtige Etappe auf der journalistischen Leiter erreicht, er ist Redakteur einer Zeitung und Agitator von Ruf.

So hat er endlich den Beruf gefunden, für den er von der Natur bestimmt war. Er schreibt jetzt seine Artikel mit der Wichtigkeit einer rettenden Tat. Ja, er will und muß das deutsche Volk retten, wenn es überhaupt noch zu retten ist. Spät genug ist er freilich zum Patienten gerufen worden, um so größer aber der Ruhm für den Heilkünstler. Mit der Miene eines Feldmarschalls vor einer großen Schlacht schreitet er täglich zur Redaktion, und wenn er zurückkommt, so ist er zweifellos der Sieger. Er verzehrt jeden Tag 10 Juden zum Frühstück und 20 zu Mittag, entdeckt jeden Tag neue Schlechtigkeiten der Juden. Abends darf er dann seinen wohlverdienten Schoppen trinken und sich in der Kneipe als Held bewundern lassen. Er gilt als der trinkfesteste unter allen Stammgästen, weil er eben der Deutscheste aller Deutschen ist.

Geliebt wird er eigentlich nicht so sehr, dazu ist er zu grob und zu hitzig, aber große Männer werden eben immer mißverstanden und beneidet. Gefürchtet aber wird er, — nicht von den Juden, wohl aber von den antisemitischen Parteiführern, weil sie in ihm einen Konkurrenten sehen. Das weiß er, das ficht ihn aber wenig an. Er wird bald seine große Tat vollbringen und die Bewegung zu Ruhm und Ehre führen, denn er hat das alleinige Judenvertilgungsmittel erfunden. Das ist seine hohe Mission, auf die er nicht wenig stolz ist. Vorläufig freilich kaufen die jüdischen Reisenden sein Blättchen am fleißigsten und lesen seine grimmigen Artikel und — lachen. Das stört ihn nicht, er weiß ja, wer er ist, und er fühlt sich als Genius des echten reinen Germanentums. Die Zukunft hat für ihn noch große Aufgaben bewahrt, denn noch steht der größte Teil des deutschen Volkes den hohen antisemitischen Idealen teilnahmslos gegenüber. Ja, er ist der Mann der Zukunft, und wenn es auch unsicher ist, ob er jemals ein Reichstagsmandat erhält, Chef der „Partei Blasing" wird er sicherlich. F.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Die deutsche Reformpartei** der Herrn Bruhn und Genossen hält ihren diesjährigen Parteitag in Dresden in der Zeit vom 10. bis 13. September ab. Die vom Vorstand veröffentlichte Tagesordnung enthält nur die üblichen Referate. Von der Stellungnahme zu den andern antisemitischen Richtungen hat man im Rahmen eines besonderen Referats abgesehen; wahrscheinlich wird diese Frage unter den Rubriken Organisation und Agitation zur Erörterung kommen.

**Eine neue antisemitische Organisation** zur „Abwehr des Denunziantenvereins" hatte zur Abwechselung vor einiger Zeit der Geschäftsführer des „Deutschen Volksbundes", Th. Hübbe, angeregt und jubelnd verkündete die „Deutsche Hochwacht" am Anfang vorigen Monats:

„Gestern abend ist unser Vorschlag, dem „Denunziantenverein" eine Abwehrorganisation entgegenzustellen, in die Welt geflogen, und heute früh liegen schon 23 zustimmende Zuschriften und Anmeldungen auf meinem Arbeitstische! Aus allen Kreisen unserer Bewegung — merkt's wohl, aus allen! Man fühlt es heraus, daß die Schreiber es eilig gehabt haben, um die Ersten zu sein, die ihre Hilfe zusagen. Da werden wir denn, neben aller Arbeit innerhalb unserer Verbände, mitten im Sommer, wo die Parteien baden gehen, ein friedliches, einiges und hoffentlich — nein, bestimmt fruchtbringendes Werk beginnen. So ist es."

Der Jubel des Herrn Hübbe war jedoch etwas verfrüht. In der großen Mehrzahl haben es die antisemitischen Retter des deutschen Vaterlandes gar nicht so eilig mit einer neuen antisemitischen Gründung wie die Schreiber der ersten 23 Zuschriften, die wahrscheinlich dem engsten Freundeskreise der Leitung des „Deutschen Volksbundes" angehören. In der letzten Nummer der „Hochwacht" sieht sich nämlich „die Schriftleitung" veranlaßt, den Aufruf noch einmal in Erinnerung zu bringen. Wenn die geplante Organisation „wirksam sein soll, so bedarf es noch weiterer Anmeldungen tatkräftiger Gesinnungsgenossen, und zwar aus allen antisemitischen Lagern. Wir bitten darum." — Das klingt nicht gerade sehr hoffnungsfreudig!

**Das Privatleben hochgestellter Fürstlichkeiten** steht fortgesetzt unter antisemitischer Kontrolle. Die antisemitische Presse verfehlt niemals, wenn der Kaiser eine ihr mißliebige Persönlichkeit empfangen hat, daran hämische Glossen zu knüpfen. Auch in den Erörterungen des Falles Mirbach hat die Gewinnung einiger jüdischer Finanziers zu Beiträgen für den Kirchenbaufonds durch den Oberhofmeister der Kaiserin der antisemitischen Hetzpresse erwünschten Anlaß zu hämischer Kritik gegeben. Das frühere Pückler-Blatt hat dabei sogar die Entdeckung gemacht, daß es in erster Linie auf den Einfluß des Oberhofmeisters der Kaiserin und seine Beziehungen zur Presse zurückzuführen sei, daß seit Jahren die Juden „bei Hofe so gut angeschrieben" seien. Die „Frankf. Ztg." bemerkt hierzu mit Recht:

„Man hat unseres Wissens nie gehört oder behauptet, daß Juden bei der Kaiserin gut angeschrieben seien oder sich des persönlichen Verkehrs der hohen Frau erfreuten. Die Konservativen und Antisemiten seit langer Zeit in den Gliedern liegenden persönlichen Beziehungen des Kaisers zu hervorragenden Vertretern des Handels und der Industrie, unter denen auch Juden sind, entspringen dem Interesse des Monarchen für Schiffahrt, Industrie und Technik. Sie gehen auch vielfach weiter, als die Oeffentlichkeit weiß, und wenn dabei überhaupt ursprünglich Vermittler in betracht gekommen sind, so ist daran jedenfalls der vielgenannte Oberhofmeister nicht beteiligt."

Die Taktlosigkeit der Antisemiten geht aber noch weiter: In dem Homburger „Deutschen Blatt" lesen wir:

„Unsere Kaiserin kauft nicht bei Juden. Um so bedauerlicher ist es daher, daß ihre Hofdamen sich nicht immer nach diesem Beispiel richten, wie kürzlich beobachtet wurde."

Die Hofdamen der Kaiserin werden also von dem antisemitischen Blatt denunziert, weil sie gelegentlich auch einmal bei Juden Einkäufe machen.

Desgleichen erfreut sich der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, bei den Antisemiten großer Zuneigung, weil sie in ihm — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt — einen Gesinnungsgenossen erblicken. Antisemitische Blätter registrieren nämlich mit großer Genugtuung folgendes Schreiben, in welchem die Kanzlei des Prinzen einen Erlaß des Fürsterzbischöflichen Ordinariats zum Schutze kirchlicher Altertümer begrüßt; in diesem Schreiben heißt es:

„Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit hoffen, daß der eingangs erwähnte Erlaß auch allseits sinngemäß gehandhabt werde, dies umsomehr, als es höchstdieselbe stets sehr unangenehm berührt, bei Juden und ausländischen Antiquitätenhändlern aus Kirchen stammende Kunstgegenstände zu finden. Im höchsten Auftrage der Flügeladjutant Karl v. Gelb, Oberstleutnant.

Puchberg, am 30. Juli 1904."

Mit dieser Stellungnahme des österreichischen Thronfolgers hat es übrigens nach der „Voss. Ztg." eine eigene Bewandtnis. Wäre in diesem merkwürdigen Schreiben lediglich von „ausländischen Antiquitätenhändlern" die Rede, so könnte man trotz der ungeschickten Ausdrucksweise, die den Hauptpunkt, die Herkunft jener Kunstgegenstände, auf die es dem Auslande gegenüber doch ankommt, zu betonen vergißt, immerhin vermuten, daß es sich dabei lediglich um jene Art von Patriotismus handelt, die die Kunstdenkmäler der Heimat erhalten will und die etwa in dem italienischen Ausfuhrverbot für derartige Objekte ihren prägnantesten Ausdruck findet. Aber da die „ausländischen Antiquitätenhändler" hier in Verbindung mit den „Juden" auftreten, als eine Doppelgruppe, vor der nach der bischöflichen und erzherzoglichen Meinung die kirchlichen Antiquitäten zu behüten wären, so ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß es sich bei dieser Mahnung „Verkauft nicht an Juden und Ausländer!" um die Betätigung und Erweckung einer abergläubischen Scheu handelt, die alte Werke kirchlicher Kunst, die längst der allgemeinen ästhetisch-historischen Würdigung und der wissenschaftlichen Forschung angehören, für entweiht hält, wenn sie etwa in die Hände Andersgläubiger, gleichviel ob Juden oder sonstige Nichtkatholiken, geraten. Es wäre nutzlos, einem Bischof von Gurk die Worte des Lessingschen Klosterbruders entgegenzuhalten: „Es hat mich oft geärgert, hat mich Tränen genug gekostet, wenn Christen gar so oft vergessen konnten, daß unser Herr ein Jude war." Aber

daß ein Erzherzog und Thronfolger des heutigen Oesterreich solche dunklen Wege mit beifälliger Aufmerksamkeit verfolgt und die Gelegenheit vom Zaune bricht, sich für derartige gehässige reaktionäre Kundgebung des Antisemitismus und sonstiger reaktionärer Feindseligkeit öffentlich auszusprechen, das erinnert an die Ueberlieferung jener Ferdinande des siebzehnten Jahrhunderts, die soviel Unglück über Oesterreich gebracht haben und, wie es scheint — trotz aller großen Versuche, den Staat im modernen Geiste zu verjüngen — auch in Zukunft wieder bringen sollen. Daß es sich zur Zeit nicht mehr wie bei jenen unglückseligen Ferdinanden um einen „spanischen Ratschluß" handelt, sondern allem Anschein nach um einen fanatisch slavisch-klerikalen Einfluß, der den nach verbürgten Mitteilungen ursprünglich politisch indifferenten, aber lenksamen Erzherzog seit seiner Vermählung mit einer Gräfin Chotek, beherrschen soll, ändert nichts daran, daß der mit der schwärzesten reaktionären Tinte geschriebene Brief des Thronfolgers ein trauriges Symptom des Geistes ist, der den „jungen Hof" von Oesterreich beherrscht, und an das Wort des alten Patrioten und Philosophen Carneri erinnert: „Armes Oesterreich!"

**Der antisemitische hessische Landtagsabgeordnete Köhler-Langsdorf** hatte vor einigen Monaten auf Grund von Altweibergeschwätz, das ja auch einen der besten Nährböden für Ritualmorde bildet, sich höchlichst entrüstet über das brutale Vorgehen eines Kreisphysikus und eines Staatsanwalts gegenüber einem „unschuldigen" Mädchen, das einen Kindesmord begangen hatte. Herr Köhler hatte nichts Eiligeres zu tun, als in seinem bekannten liebenswürdigen Stil eine geharnischte Interpellation an den Landtag einzureichen, in der er die Regierung aufforderte, die oben genannten Staatsbeamten mores zu lehren. Die Beleidigten stellten Strafantrag und es kam auch zur Verhandlung, aber nicht gegen Herrn Köhler, der die Immunität des Abgeordneten für sich in Anspruch nahm, sondern gegen den Redakteur der „Hugener Landpost", der diese Interpellation einen Tag nach ihrer Einbringung in der Kammer zum Abdruck gebracht hatte. Dieser wurde zu 500 Mk. Geldstrafe verurteilt, der Antrag, auf Gefängnis zu erkennen, aber abgelehnt, da Köhler der schuldigere Teil sei. Das Gericht hatte nur aus Zweckmäßigkeitsgründen davon Abstand genommen, Köhler vorführen zu lassen.

In der Sache selbst hatte das „unschuldige" Mädchen inzwischen eingestanden, geboren und das Kind getötet zu haben.

Die Beweisaufnahme ergab, daß die von Köhler erhobenen Vorwürfe vollkommen unbegründet waren. Der Oberstaatsanwalt bezeichnete das Vorgehen Köhlers als im höchsten Maße ungehörig. Es sei seine Absicht gewesen, Stimmung gegen die Behörden zu machen. Wohin sollte es führen, wenn ein Jeder in ein schwebendes Verfahren eingreifen wollte? Die Oeffentlichkeit sei aufgeregt, ehrenwerte und pflichttreue Beamte empfindlich beleidigt worden. Köhler sei der Hauptschuldige. Besonders bezeichnend für Köhler sei, daß er auch die „Frankf. Ztg." zur Aufnahme des beleidigenden Artikels zu veranlassen gesucht habe, mit der er sich im schärfstem politischen Gegensatze befinde!

Gegen Köhler wird voraussichtlich nach Schluß des Landtages verhandelt werden.

**Die Ermordung des russischen Minister Plehwe** wird natürlich von dem gesamten Chorus der antisemitischen Hetzpresse fortgesetzt auf das Konto der Juden gesetzt, obwohl notorisch der Mörder mit Juden in keinerlei Beziehungen gestanden hat. Das Münchener „Deutsche Volksblatt" des Herrn Wengg schreibt in einem gelinden Tobsuchtsanfall:

„Der Mord an Plehwe geschah nicht zur Befreiung des Vaterlandes von einem Tyrannen, sondern zur Befriedigung der Rache des Judentums, das sich von Plehwe erkannt und bedroht gesehen hat. Wer daran gezweifelt hätte, den konnte der unbeschreibliche Jubel eines besseren belehren, mit dem die Juden allüberall die Nachricht von dem gelungenen Attentate begrüßten, sie sogar durch Gottesdienste (!) in ihren Synagogen feierten, wie einst den Tod Hamans, eines anderen Widersachers Israels."

Man würde dem Münchener antisemitischen Winkelblatt zuviel Ehre antun, wollte man diese aberwitzige Behauptung ernsthaft widerlegen. In diesem kranken antisemitischen Gehirn ist sogar für die Vorstellung Raum:

„Wenn man Herrn Liebknecht — den Verteidiger des sozialdemokratischen Angeklagten in dem Königsberger Prozeß — hängen würde, würde man ja nicht den Mörder, aber einen der Gesinnungsgenossen und Spießgesellen desselben hinrichten."

Herr Wengg ist, wie man sieht, reif für die Bundesgenossenschaft mit dem Graf Pückler.

**Die Antisemiten und die geplante Juden-Reformgesetzgebung in Rußland.** Die Meldung, daß die russische Regierung dem Zaren eine weitgehende Reform der Judengesetzgebung unterbreiten will, und daß Kommerzienrat Alfred Fraenkel zum russischen Staatsrat ernannt wurde, begleitet das Hamburger „Deutsche Blatt" in seiner neuesten Nummer mit den klassischen Worten: „Dalles bricht alles". Natürlich — wenn Rußland à la Kischinew arbeitet, ist es der antisemitische Musterstaat par excellence. Wenn es aber, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, Miene macht, mit den grauenhaften Zuständen seiner Judenknechtung aufzuräumen — ob es wirklich dazu kommen wird, bleibt dabei noch immer sehr fraglich — kann es den Antisemiten aller Schattierungen gestohlen werden.

## Vermischtes.

**Konitzer Allerlei.** Ueber die „Lage in Konitz" bringt der Fritzsch'sche antisemitische „Hammer" einen von Beleidigungen und Verdächtigungen strotzenden Artikel, den der antisemitische „Bütower Anzeiger" nachdruckt. Aus Konitz wird da geschrieben:

„Der Ausschuß von angesehenen Männern aus Konitz und Umgebung, der sich gebildet hatte, um in der Erforschung des Winterschen Mordes behilflich zu sein, ist im Begriff sich aufzulösen, da seinem Wirken unüberwindliche Schwierigkeiten gegenüberstehen. Der Einfluß der Juden ist in hiesiger Gegend so groß, daß nur wenige Leute ein freies Wort sprechen dürfen (!!?)."

Den letzten Satz müssen wir, bemerkt dazu die „Ostd. Tagesztg.", als einen offenbaren Schwindel bezeichnen. Gerade jetzt, da der Einfluß der Antisemiten in der Konitzer Gegend zu schwinden beginnt, jetzt, wo durch die ärztlichen Gutachten der Heiligenschein eines unglücklichen Menschen zerstört worden ist, hört man eher ein freies Wort sprechen.

Insbesondere bereitet den Antisemiten die wachsende Verbreitung der „Ostdeutschen Tagesztg." schwere Pein, die, wie die Zeitschrift der „Hammer" jammert, „auch von vielen deutschen Micheln unterstützt" wird. Das scheint uns nur ein Beweis dafür zu sein, daß die Bevölkerung die antisemitische Verhetzung endlich satt bekommen hat. Leider wird von Zeit zu Zeit immer wieder von antisemitischer Seite Haß und Zwietracht zu säen gesucht, wie auch nachstehender Vorfall zeigt:

Die Stadt Konitz ist infolge der antisemitischen Vorgänge um eine Erbschaft gekommen. Ein in Berlin lebender früherer Konitzer Bürger Josef M. hatte in seinem Testament seine Vaterstadt mit 2000 Mk. und die Synagogengemeinde Konitz ebenfalls mit 2000 Mk. bedacht. Jetzt hat M. nun sein Testament dahin geändert, daß der Kommune Konitz die 2000 Mk. wieder entzogen und diese Summe ebenfalls für die Synagogengemeinde bestimmt wurde.

Kein billig denkender Mensch wird dem jüdischen Testator nach den bekannten Vorgängen in Konitz, die freilich

zumeist auf die antisemitischen Hetzereien auswärtiger Agitatoren zurückzuführen waren, die Abänderung des Testaments oerargen. Anders das antisemitische „Konitzer Tageblatt", das zu dieser Mitteilung die giftige Bemerkung macht:

„Eine graufige Geschichte! Ja, ja, um wieviele Erbschaften gekommen sind wohl schon Christen durch die geriebenen Hebräer und das speziell im Kreise Konitz! Wir aber verhüllen unser Haupt. Zweitausend Mark kapores! Waih geschrien!"

Es würde dem antisemitischen Blatte sicherlich sehr schwer fallen, wenn es den Beweis für diese Behauptungen erbringen wollte. Der erneute Ausbruch des Antisemitismus bei dem „Konitzer Tageblatt" ist um so unoerständlicher, als es in letzter Zeit den Anschein hatte, als wolle das Blatt seine frühere wenig ehrenoolle Vergangenheit durch eine anständigere Haltung mit der Zeit wieder vergessen machen.

**Die Antisemiten und die Warenhäuser.** Unter der Spitzmarke „Ob Cohn oder Manasse, es bleibt in der Rasse" berichtet das Hamburger „Deutsche Blatt", daß das Steiffenbergsche Warenhaus in Altona an die Kaufleute Katzenstein und Hirsch oerkauft worden sei. Allerdings ein todeswürdiges Verbrechen, welches demnächst das Weltgetriebe in seinen Grundfesten erschüttern wird! Nach antisemitischer Anschauung müssen eben alle Warenhäuser, insbesondere die jüdischen, auf dem Scheiterhaufen oerbrannt werden.

**Die Ausschließung der Juden von den Unteroffizierschulen.** Aus Baden wird uns zu diesem auch an anderer Stelle der oorliegenden Nummer behandelten Thema geschrieben: „Die in der Presse wiederholt zur Sprache gebrachte Ungehörigkeit, daß die Militärbehörden durch ihre Ausschreiben betreffs der Anmeldung junger Leute als Unteroffizierschüler den Juden den Weg zu den Unteroffizierschulen oersperren hat bei den höheren militärischen Stellen keine Beachtung gefunden. Das kann uns jedoch nicht hindern, immer wieder auf diese Umgehung des Gesetzes hinzuweisen. Nachstehende Bekanntmachung enthält das Heidelberger Amtsblatt wiederholt:

Bekanntmachung.

Nach einer Mitteilung der Inspektion der Infanterie-Schulen hat dieselbe für die diesjährige Herbsteinstellung noch Bedarf an jungen Leuten zwischen 17 und 20 Jahren, welche bei Unteroffizierschulen eintreten wollen.

Einstellung erfolgt am 15. Oktober ds. Js.

Gesuche sind entweder an das Kommando der betreffenden Unteroffizierschule direkt oder beim Bezirkskommando Heidelberg unter Beifügung

a) eines vom Großh. Bezirksamt ausgestellten Meldescheines;
b) eines Konfirmationsscheines bezw. Ausweises über den Empfang der ersten Kommunion;
c) etwa vorhandene Schulzeugnisse;
d) einer amtlichen Bescheinigung über bisherige Beschäftigungsweise, über früher überstandene Krankheiten und etwaige erbliche Belastung

baldigst einzureichen.

Bezirks-Kommando Heidelberg.

Es können sich mithin nur junge Leute für die Schule melden, welche einen Konfirmandenschein besitzen oder sich über Empfang der ersten Kommunion ausweisen.

In Baden werden die Juden nicht, wie in Württemberg oder in Sachsen-Weimar und Meiningen 2c., konfirmiert, mithin haben sie auch keinen Konfirmationsschein. Allerdings sind durch die Bekanntmachung nicht nur Juden sondern auch Konfessionslose und Angehörige oon anderen Religtonsgemeinschaften als der beiden Hauptkirchen ausgeschlossen oon der Anmeldung zur Unteroffizierschule und man wird daran zweifeln, daß etwa auch wirklich die Absicht des Ausschließens oorliegt."

**Jüdische Schüler in Simultanschulen.** Nicht wenige sind Gegner der Simultanschulen, weil sie deren „Verjudung" fürchten. Nun sind aber oon den rund 285 000 Schülern paritätischer Schulen im Ganzen etwas über 5000 jüdisch, d. h. 1,81 %. Nach der amtlichen Statistik oom 27. Juni 1901 gab es in Preußen 803 Simultanschulen, oon denen 403 in Westpreußen und 169 sich in der Prooinz Posen befanden. In diesem Ansiedelungsgebiete aber oerrichten die jüdischen Schüler, ohne es gerade zu beabsichtigen, schätzenswerte Germanisierungsdienste. Die 48 jüdischen Lehrer (1,22 %) werden auch nicht gleich die Arbeit der 3895 christlichen Lehrer und selbst die 45 jüdischen Lehrerinnen, d. i. ein größerer Prozentsatz, nämlich 5,40 % werden nicht das Werk der 823 christlichen Lehrerinnen unterwühlen, vernichten, über den Haufen werfen wollen oder können.

**Verjudung überall.** Unseren Antisemiten genügt es nicht über die „Verjudung" Deutschlands und insbesondere Berlins zu jammern, ihr Mitleid erstreckt sich auch auf die Verjudung im Auslande. „In wessen Händen ist Ungarn?" lautet eine allerneueste antisemitische Frage, und natürlich wird als Antwort erwartet: in den Händen der Juden. Warum? Weil ein neulich veröffentlichter Aufruf zur Gründung eines Vereins ungarischer Bierbrauer von einem Juden unterzeichnet ist, und sich zum Beitritt eine Anzahl Männer gemeldet hat, deren Namen den Antisemiten semitisch klingen. Wir sind in der Namendeutung nicht kompetent und wissen nicht, ob die Namen Glück, Albert Brecher — dieser Name sollte den Antisemiten eigentlich heilig sein, da ein Berliner Antisemitenhäuptling auf diesen Namen hörte — Martin Berkelheim, Deutsch, Herzog, Hiller, Wittenberg „auf den ersten Blick" jüdische Träger erkennen lassen.

Der Verein der ungarischen Essigfabrikanten soll gleichfalls lauter Juden zu Mitgliedern haben. Schrecklich, wenn es wahr ist. Offenbar haben sich die Juden oerschworen, die Essigfabrikation an sich zu reißen, um den Magyaren das Leben sauer zu machen, und die Vierproduktion, um sie an den Suff zu gewöhnen.

Geradezu ungeheuer ist die dominierende Stellung der Juden in dem russischen Kiew. Nach einem Gewährsmann der „Staatsbürgerztg." sind Handel und Industrie in Kiew oollständig in den Händen der Juden. „Die meisten Aerzte, Advokaten und Journalisten sind gleichfalls Juden. Die schönsten Häuser in den oornehmsten Stadtteilen gehören Juden. Die Schiffahrt auf dem Dniepr beherrschen die Juden. Der reichste Mann in Kiew ist der Jude Brodzky. Alle Maßnahmen der Regierung, dieser jüdischen Ueberwucherung Einhalt zu tun, erweisen sich als oergeblich. Die Schlauheit der Juden versteht es, alle Beschränkungsgesetze zu umgehen und illusorisch zu machen. Sogar das Gesetz, welches gewissen Kategorien von Juden den Aufenthalt in Kiew gänzlich verbietet, wird in der Weise umgangen, daß die betreffenden Juden sich in der Umgebung von Kiew ansiedeln, aber den ganzen Tag in Kiew zubringen und hier ihren Geschäften nachgehen."

Unter solchen Umständen ist es in der Tat unerklärlich, warum so die Juden myriadenweise aus Rußland auswandern, warum sie sich nach Zion sehnen, warum sie sich an der reoolutionären Bewegung beteiligen. Dumme, unpraktische Kerle diese Juden, oder die antisemitischen Behauptungen sind ebenso unwahr wie die, daß die Juden in Rußland, nicht zufrieden mit Rechten, — Vorrechte oerlangen.

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Outsisana". Villa „Seeblick". Potendergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. Café Schgraffer, „zur weißen Rosen", „zum Reußen".

Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priefach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Helden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolombardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberbozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thierfee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

Wir haben das Hofhaus in Schlierfee in der vorliegenden Nummer der „Mitteilungen" von der Liste gestrichen, nachdem uns von zuverlässiger Seite auf grund eines mehrwöchentlichen Aufenthalts daselbst versichert worden ist, daß den Inhabern jegliche antisemitische Gesinnung fern liegt.

Ueber Bansin enthält das Hamburger „Israelitische Familienblatt" folgende Angaben neueren Datums:

In dem von der „Baugenossenschaft Seebad Bansin" herausgegebenen Prospekt für 1904 wird diesem Ostseebad nachgerühmt, „daß nur 3—4 Prozent der Besucher Juden sind, was von den Gästen als Annehmlichkeit empfunden wird", daß ferner „die Pension Cancardia, Hôtel garni Aegir, Pension Strandhaus, Villa Strandklause nur christliche Gäste aufnehmen." In dem von der Gemeindeverwaltung des Ostseebades Bansin für das Jahr 1904 herausgegebenen Prospekt findet sich keine solche Mitteilung. Nach Auskunft eines Hauswirts in Bansin wollten die „Baugesellschaft Bansin" und die Besitzer einiger Häuser in Bansin Anzeigen ihrer Logis in diesem Prospekt bringen und dabei antisemitische Bemerkungen einfügen; es wurde ihnen aber rundweg erklärt, sie müßten entweder jede derartige Andeutung unterlassen oder gewärtigen, daß ihre Anzeigen überhaupt nicht aufgenommen werden. Die Gemeindeverwaltung sei nichts weniger als antisemitisch.

Zu dem Kapitel „Zellenantisemitismus" wird uns noch von geschätzter Seite geschrieben:

„Wenngleich die Besudelung von Badezellen, Bedürfnisanstalten und ähnlichen Lokalitäten sicherlich zu den Hauptvergnügungen der Antisemiten zählen und diese Aeußerungen roher Geister auch gewiß die Billigung der antisemitischen Führer einer gewissen Richtung finden, so möchte ich doch zur Ehre der Menschheit annehmen, daß es nur eine Minorität ist, die diesen Sport mit Vorliebe treibt; es genügt ja schließlich die Hand eines einzigen Buben, die den Bleistift führen kann, um einen ganzen Badeort zu besudeln!

Immerhin wäre es interessant zu wissen, wo man die traurigen Helden zu suchen hat, und da habe ich eine bezeichnende Beobachtung gemacht:

Meine Familie wohnte in einem kleinen Orte unweit von Zinnowitz. Trotzdem dieser Badeort als antisemitisch bekannt ist, zeigten sich in den ersten 14 Tagen keine Spuren bezeichneter Art. Da brachte eines Tages der Zug aus Sachsen die Sommergäste, die von Mitte Juli bis Mitte August die preußische Ostseeküste überschwemmen, und siehe da: am nächsten Tage schon trugen sämtliche Bänke und Tische in den herrlichen Wäldern und Anlagen das antisemitische Siegel: „Juden raus" und andere unflätige Bemerkungen.

Zum Lobe der norddeutschen, und besonders der Berliner Antisemiten muß ich sagen, daß sie wohl in einer Anwandelung von Schamgefühl diese niedrige Art, ihrem Antisemitismus Ausdruck zu geben, aufgegeben haben; wenigstens ist darin gegen die früheren Zustände eine ersichtliche Besserung eingetreten. Es wäre gut, wenn in den sächsischen Schulen auf die Dummheit hingewiesen würde, die in diesen antisemitischen und parnagraphischen Schweinereien liegt, und wenn man den sächsischen dummen Jungen einmal die Finger klopfte unter dem Hinweis auf das bekannte Wort:

Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.

A. S.

In die Liste ist neu aufgenommen Wenningstedt auf Sylt, wo, wie uns von geschätzter Seite mitgeteilt wird, an den Straßenecken angeschlagen steht: „Die Juden werden gebeten, Wenningstedt zu verlassen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 84. Berlin, 24. August 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Postrk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Gonolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## Das neue Programm der deutschsozialen Partei.

Die Antisemiten machen einem viel zu schaffen. Alle paar Wochen entsteht ein neues Fraktiönchen; in kurzen Pausen lösen sich ihre Häuptlinge ab, meist weil sie, — nicht gerade aus politischen Gründen — sich selber unmöglich gemacht haben; dann kommt einmal eine Einigung, der alsbald eine Entzweiung folgt; zu allem Ueberfluß muß man gelegentlich sich auch noch mit ihren Programmänderungen beschäftigen.

Die Deutschsozialen haben wieder einmal das Bedürfnis gefühlt, mit einem neuen Programm vor das Publikum zu treten. Wir haben keine Veranlassung uns mit demjenigen Teile des Programms zu befassen, der nicht auf die Juden Bezug hat. Charakterisieren können wir ihn aber als ein Flickwerk aus den Programmen aller anderen Parteien. Ein wenig ist es agrarisch, ein wenig bodenreformerisch; zünftlerisch ist es, konservativ, sozialistisch, mit dem Zentrum kokettierend, dem Mittelstand hofierend, und noch aus zahlreichen anderen Programmen parlamentarischer und im Parlamente nicht vertretener Parteien ist das deutschsoziale Sammelsurium zusammengeleimt.

Aber während die Partei bei ihrer Begründung noch auf „deutschnationalem, christlichem und monarchischem Standpunkt“ stand, steht sie jetzt nur noch auf christlichem und monarchischem. Warum sie das dritte Bein sich amputiert hat, ist uns nicht bekannt. Sie ist doch nicht etwa gar so verjudet, daß sie sich selbst nicht mehr für deutschnational hält? Bei ihrer Begründung wurde ihr von Dr. Förster vorgeworfen, daß sie Selbstverständliches und daher Ueberflüssiges betone. Alsdann wäre die Partei zu der Ansicht gekommen, daß der christliche und monarchische Standpunkt bei ihr nicht selbstverständlich sei. In der Tat ist keine antisemitische Fraktion christlich, kann es nicht sein. Und was den monarchischen Standpunkt anbetrifft, so sind in antisemitischen Blättern manchmal Andeutungen gemacht worden, die nichts weniger als auf einen monarchischen Standpunkt schließen lassen.

Doch zu der uns am meisten, sogar ausschließlich angehenden „pièce de résistance“ des Programms, die auf die Juden bezüglichen Grundsätze und Forderungen! Da scheinen in den zehn Jahren ihres Bestehens sogar die deutschsozialen Antisemiten etwas gelernt zu haben. Damals, in ihrer Maienblüte, erschien ihnen der Kampf gegen den jüdischen Geist, gegen die wachsende Verjudung „auf allen Gebieten des Lebens“ als eine wirtschaftliche, politische und sittliche Notwendigkeit. Nach dem neuesten Programm hat „das jüdische Volk“ nur im wirtschaftlichen, und, namentlich vermittels der Presse, im geistigen und politischen Leben eine Macht und einen Einfluß erlangt, „der außer jedem Verhältnis zu seiner Volkszahl steht“. Demgemäß sind auch die heutigen Forderungen der Partei nicht mehr so unverfroren wie ehedem, wenn auch noch immer anmaßend und absurd genug. Im Jahre 1895 wollte man noch „Aufhebung der Gleichberechtigung und Stellung der in Deutschland lebenden Juden unter ein besonderes Fremdenrecht, namentlich Ausschluß der Juden vom Beamten- und Soldatenstande, vom Aerzte- und Rechtsanwaltberuf, von kommunalen Körperschaften und Volksvertretungen“. Heute bescheidet man sich allergnädigst zu fordern: „Fernhalten der Juden von allen Berufen, in denen ihre Betätigung wegen ihrer Eigenart für unsere Kulturentwickelung als schädlich anzusehen ist, insbesondere Ausschluß von den gesetzgebenden Körperschaften, vom Richterstande und vom Berufe eines Lehrers der Geschichte oder der deutschen Sprache an öffentlichen Schulen, die von Kindern germanischen Stammes besucht werden, sowie Beschränkung der Zulassung zum Berufe eines Anwalts oder Notars.“ Die kommunalen Körperschaften und selbst der Soldatenstand, wenn auch nicht der Offiziersstand, sind also der Verjudung ausgeliefert. Jüdische Aerzte sollen in Deutschland praktizieren und selbst Christen und Germanen kurieren dürfen, und wenigstens eine beschränkte Zahl jüdischer Rechtsanwälte und Notare darf geduldet werden.

Vor einem Jahrzehnt wurde im deutschsozialen Programm noch gefordert „Aufstellung und dauernde Führung einer Statistik über die in Deutschland lebenden Juden unter Anwendung des Rassestandpunkts und Berücksichtigung der Verheiratung mit Jüdinnen.“ Heute wird nur verlangt „Führung einer Statistik über die im deutschen Reiche lebenden Personen jüdischen Stammes.“

Das Programm bedarf allerdings noch der Bestätigung durch den nächsten Parteitag, aber es wird, obgleich hier und da das Weggleiten über den Rassestandpunkt antisemitischen Raffeferen Beklemmungen bereitet, zweifellos mit vielleicht einigen unwesentlichen Abänderungen das Placet des Parteitages erhalten. Für uns hat das Elaborat nur insofern ein gewisses Interesse, als es zeigt, daß sogar Antisemiten etwas lernen können. Jetzt wagen wir zu hoffen, daß, wenn wieder ein Jahrzehnt vergangen sein wird, und es dann noch ein deutschsoziales Fraktiönchen gibt, es mit einem weiter abgeschwächten Programm seine Lern- und Besserungsfähigkeit dokumentieren wird.

## Theodor Fritsch über den „Rassenbegriff" und die heutigen Antisemiten.

Es ist ergötzlich zu sehen, wie die Antisemiten, die das Rasse[illegible]n am tiefsten erforscht zu haben vorgeben, sich sofort gegenseitig in die Haare fahren, wenn sie eine Definition der Rasse geben sollen. In einem offenen Brief an den Herausgeber der Sachsenschau" gibt jetzt der älteste antisemitische Publizist, der Begründer der „Antisemitischen Korrespondenz", Th. Fritsch, den neusten Beitrag „zur Klärung des Rassenbegriffs".

Fritsch hält nicht viel von den sogenannten Kulturvölkern, die „unter dem Einflusse des Christentums — vom Christentum will Herr Fritsch bekanntlich überhaupt nicht viel wissen — und der liberalen Humanitätsbegriffe dem Wahne einer allgemeinen Menschheitsverbrüderung verfallen" sind. Er ist aber andererseits doch auch nicht so verbohrt, wie die meisten anderen antisemitischen Rassentheoretiker, die alle nur irgendwie erdenklichen körperlichen und geistigen Vorzüge ausschließlich der germanischen Rasse zuschreiben, den übrigen Rassen aber überhaupt jeden Kulturwert absprechen. Fritsch erklärt nämlich mit anerkennenswerter Offenheit:

„Nein, erkennen wir doch endlich, daß jedes Volk je nach der Eigenart seines Blutes seine besonderen Sitten und Lebens-Auffassungen, auch seine besonderen Begriffe von Glück, Tugend, Ehre und Seligkeit haben muß und seien wir endlich so gerecht und bescheiden, fremdes Glück nicht zu stören. Seien wir so vernünftig, unsere Weisheit für uns zu behalten und erst einmal in den eigenen vier Pfählen gute Zucht und Ordnung zu schaffen — es bleibt da wahrlich nach viel zu tun übrig!" —

Wenn Theodor Fritsch, der die Antisemiten kennt wie nur einer, ein solches vernichtendes Urteil über seine eigenen Gesinnungsgenossen ausspricht, wer wollte da wohl noch zu widersprechen wagen?

Die Zuschrift ist aber auch insofern recht interessant, als dieser älteste „Bannerträger" des deutschen Antisemitismus in seinem Schlußwort ein persönliches Bekenntnis der Gründe ablegt, die ihn vor 10 Jahren bestimmt haben, sich aus der antisemitischen Bewegung zurückzuziehen. Fritsch schreibt nämlich:

„Die Beweggründe, die Sie — wie viele andere Gesinnungs-Genossen — mir dabei unterschieben, sind irrig. Vielleicht nehme ich später einmal Gelegenheit, diese Dinge klarzulegen. Einstweilen mag Ihnen genügen, daß ich damals im Uebereifer sowohl leiblich wie geistig und finanziell mich überanstrengt hatte und dringend der Ruhe bedurfte. Es kam hinzu, daß damals Elemente in der Bewegung auftauchten und auf den Schild gehoben wurden, von denen ich nur eine Schädigung der Sache befürchten konnte. Meine Warnungen wurden mißachtet und auf „Neid und Gehässigkeit" zurückgeführt. Heute wird manches anders darüber denken müssen, denn die Tatsachen haben mir Recht gegeben. Im übrigen tat der antisemitischen Masse diese Lektion not. Sie mußte erkennen lernen, daß der blaße Versammlungs-Rummel und wohlfeile Schlagworte in Reden und Zeitungen nicht ausreichen, um eine große Geistes-Bewegung durchzuführen. Dazu gehören tiefere Kräfte. Das wird man heute wohl allmählig einsehen gelernt haben. —

Auch in anderen Punkten verurteilen Sie Gesinnungen bei mir, die ich nicht besitze. Daß ich kein Schächtergegner bin, hoffe ich Ihnen noch öfters zu beweisen. Gegen die Verschrobenheit vieler unserer Gelehrten und gegen die „Alkahal-Seeligkeit der lieben Deutschen habe ich schon vor 15 Jahren in Wort und Schrift gekämpft. Wenn ich heute im „Haamer" einen Ton anschlage, den die meisten Antisemiten noch nicht verstehen, so werden sie mit der Zeit erkennen lernen, daß ich auch hier etwas weiter blicke, als die blinde Leidenschaftlichkeit. Ich lege mit Ihnen, geehrter Herr, das Hauptgewicht auf die erziehliche Wirkung. Sie werden mir aber Recht geben, daß der rohe Ton mancher antisemitischer Blätter und Versammlungs-Redner nichts Erzieherisches und Belehrendes in sich hat, oft eher etwas Abstoßendes. Und ich bin nach immer der Meinung, daß die Aufgabe des Antisemitismus nicht darin besteht, der Leidenschaft der Antisemiten zu schmeicheln, sondern die Nicht-Antisemiten über die Judenfrage zu belehren. Um das aber zu erreichen, muß man ganz andere Wege gehen, als die meisten Antisemiten-Blätter und -Agitatoren bis heute es tun."

Man sieht, die Erfahrungen Theodor Fritsch's mit den modernen Antisemiten decken sich vielfach mit denen Wilhelm Marr's, die wir kürzlich anläßlich des Todes dieses antisemitischen Publizisten zum großen Aerger der Antisemiten ihnen aus seinen Schriften wieder frisch in die Erinnerung gebracht haben. Marr und Fritsch sind als Veteranen des Antisemitismus zwei Zeugen von so durchschlagender Beweiskraft, daß ihre Kritik wie Peitschenhiebe auf die davon Betroffenen wirken muß.

## Die russische Juden-Reform-Gesetzgebung.

In den letzten Wochen ist wiederholt durch den offiziösen russischen Telegraphen die Absicht der Regierung, d. h. des Zaren, eine Reform der Juden-Gesetzgebung in die Wege leiten zu lassen, gemeldet worden; über die Einzelheiten dieser Reform lauteten die Nachrichten jedoch widersprechend. Jetzt will der Petersburger Korrespondent der „Voss. Ztg.", A. Georgi, in der Lage sein, Authentisches über die Absichten der russischen Regierung mitteilen zu können; wir nehmen daher von diesen Auslassungen referierend im Folgenden Kenntnis:

Am 31. Juli d. J. a. St. trat das Ministerkomitee unter dem Vorsitz von S. J. Witte zu einer Sitzung zusammen, in der das Projekt zu „einigen Aenderungen in der Judengesetzgebung" durchberaten und zur Vorlage beim Zaren bestimmt wurde. Am Dienstag, den 3./16. d. M., hatte Herr v. Witte Vortrag beim Zaren, in dem die erwähnten Aenderungen zur Sprache gelangten und, wie ich aus bester Quelle weiß, die Genehmigung des Monarchen fanden. Die neue Ministerialordnung umfaßt neun Punkte.

Sie macht es sich zur Aufgabe, eine ganze Anzahl von irrtümlichen Auffassungen der bestehenden Gesetze seitens der Verwaltungsbehörden zu beseitigen. § 1 gestattet den Israeliten mit höherer (Universitäts-)Bildung, Kaufleuten erster Gilde, Handwerkern und ausgedienten Soldaten, die noch vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gedient hatten, das Wohnrecht in den Dörfern der Gouvernements im sogenannten Ansiedlungsrayon. Der § 2 gestattet den obenbezeichneten Personen, sich Wohnungen zu mieten, sowie auch Räumlichkeiten, die zur Ausübung des Handwerks resp Handels notwendig sind. (!) § 3 gestattet Personen mit höherer Bildung, Handel und Gewerbe zu treiben, auch in den Gouvernements des Innern, ohne vorher Kaufmann im Rayon gewesen zu sein, wie es von den anderen Klassen der Israeliten laut Gesetz verlangt wird.

Die §§ 3 und 6 beschäftigen sich mit den Kaufleuten erster Gilde. Um den Inhalt der beiden Paragraphen verstehen zu können, sei vorausgeschickt, daß ein israelitischer Kaufmann in den Gouvernements außerhalb des Rayons nur dann die Gerechtsame der ersten Gilde erhält, wenn er fünf Jahre hinter einander im Rayon und zehn Jahre hintereinander außerhalb des Rayons den gesetzmäßig festgelegten Beitrag erlegt hat. In § 4 wird nun gestattet, daß diese Zahlungen unterbrochen werden können, ohne daß die schon geleisteten Beiträge nutzlos für den Zahler verfallen. Nach Erlegung sämtlicher Gebühren (im ganzen 9—12000 Rubel. Der Ref.) erhält der betreffende Israelit das Recht, nicht nur an dem Orte, wo er die Gildengebühr gezahlt hat, zu wohnen, sondern an allen Orten des russischen Reichs. In § 6 haben Kaufleute erster Gilde aus dem Rayon und deren Angestellte das Recht, bis

zu 180 Tagen, die Kaufleute zweiter Gilde ꝛc. bis zu 90 Tagen pro Jahr, außerhalb der Zone in Rußland zuzubringen. Die Zahl der Reisen ist unter Innehaltung der genannten Termine unbeschränkt, während bisher nur zwei Reisen nach den Gouvernements des Innern zulässig waren. § 5 gestattet allen Kommerz- und Manufakturräten überall in Rußland zu wohnen (wir haben von dieser bevorzugten Gattung fünf ganze Exemplare in Rußland) § 7 schenkt (!) den Frauen der Israeliten mit höherer Bildung das Recht, am Wohnort ihres Mannes sowohl zu dessen Lebzeiten wie auch nach dessen Tode verbleiben zu dürfen. § 8 bestätigt die Gesetzmäßigkeit einiger durch die Praxis hervorgerufener Formalitäen bei Ueberführung von Israeliten in Städte des Reichsinnern. § 9 schließlich stellt fest, daß die in den vorgenannten Paragraphen enthaltenen Bestimmungen nicht anwendbar seien auf solche Gegenden (z. B. Moskau und Sibirien. Der Referent), in denen Sondergesetze über die Stellung von Juden existieren.

Betrachten wir einmal ganz objektiv, was diese neuen Bestimmungen den Israeliten in Rußland tatsächlich bringen. Auf den ersten Blick scheinen sie die rechtliche Stellung der Juden sehr zu verbessern. Tatsächlich aber bleibt alles beim alten, bis auf einige unbedeutsame Vergünstigungen, die gerade dem kleinsten Teil der Juden zu gute kommen, während die Lage der großen Masse des jüdischen Proletariats unverändert bleibt. Vor allen Dingen ist kein Gesetz geschaffen, das die bestehenden unhaltbaren Lebensbedingungen von 4,5 Millionen russischer Untertanen von Grund aus änderte, — vielmehr hat man eine sog. „authentische Gesetzesauslegung" geschaffen. Das erklärt auch, warum die neuen Verordnungen nicht durch die Gesetzgebungsmaschine, durch den Reichsrat, sondern lediglich durch das Ministerkomitee zusammengestellt wurden. Die nunmehr seit 22 Jahren zu Recht bestehenden temporären Gesetze vom 3. Mai 1882 werden in keinem Punkt erleichtert. Darum sagt auch der § 1 nichts Neues; denn den darin genannten Personen stand auch bisher das Wohnrecht in den Dörfern des Ansiedlungsrayons zu, nur wurde es von den Provinzialbehörden willkürlich bestritten. Die Juden haben sich durch unzählige Beschwerden und Klagen gegen solche Willkür gewehrt und schon vor einiger Zeit einen Senatsbeschluß erreicht, der den beiden privilegierten Klassen (Studierten und Kaufleuten erster Gilde) ausdrücklich das Recht zusprach, in den Dörfern des Rayons zu wohnen, da ihnen das Gesetz „gestattete, überall im Reiche zu wohnen". Das Gleiche gilt von den übrigen Israeliten. Auch die Handwerker und ausgedienten Soldaten hatten schon unter den sogenannten Maigesetzen das Recht, überall im Reiche, also auch in den Dörfern des Rayons zu wohnen, wenn sie sich das Recht auch nicht durch einen Senatsbeschluß erstritten hatten. Ebenso wenig bringt der § 2 etwas Neues: er zeigt aber, welche Gesetzesauslegungen sich die Juden gefallen lassen müssen. Wenn jemand als Arzt oder Kaufmann das Recht genießt, irgend wo zu wohnen und Handel zu treiben, so scheint es doch selbstverständlich, wenn ihm ohne weiteres auch das Recht zusteht, sich Wohnung und Geschäftsräume zu mieten. Nein! Im Maigesetz steht lediglich von einem Recht zu wohnen, nicht aber von einem Recht, sich Wohnung zu mieten! Denselben Charakter tragen die §§ 3 und 7, die sich mit dem Wohnrecht für die Frauen der Studierten, und §§ 6 und 9, die sich mit den Kaufleuten beschäftigen. Wenn in ihnen irgend etwas Neues gefunden werden kann, so ist es die Erweiterung des Reiserechts im Innern des Reichs.

Das ist alles, was das neue Gesetz enthält!

Immerhin ist es interessant, daß ein solcher Erlaß im heutigen Rußland zustande kommen konnte. Die Initiative dazu hatte der Finanzminister Kokowzew schon im Dezember v. J. gegeben, als ihm in der Stellung eines Ministergehilfen die Aufgabe zufiel, sich um die kommerziellen Verhältnisse in den Westprovinzen zu sorgen. Er hat schon damals Plehwe gegenüber die Tatsache betont, daß die Zustände im Ansiedlungsrayon geeignet seien, die Regierung und damit die russische Finanzwirtschaft in den ärgsten Mißkredit zu bringen. Plehwe soll erst nach Beginn des Kriegs mit Japan, als die Plazierung der ersten Anleihe nicht so glatt vor sich ging, sein Einverständnis zu der Einbringung des Entwurfs gegeben haben.

Von den wenigen Persönlichkeiten, denen der besprochene Erlaßentwurf überhaupt bekannt ist, wird er für eine nutzlose Arbeit gehalten, einzig dazu angetan, den mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Persönlichkeiten Sand in die Augen zu streuen.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Die „Schlesische Zeitung"** weiß auf unsere Festnagelung ihrer Fälschung der Aeußerung des Johannisburger Rabbiners Dr. Landau nur mit Schimpfworten, entsprechend der sattsam bekannten Vergangenheit dieses „vornehmen" konservativen Blattes zu antworten; sie hütet sich aber weislich, den authentischen Text der Rede, wie es einfache publizistische Anstandspflicht gewesen wäre, ihren Lesern zu eigenem Urteil zu unterbreiten; damit bestätigt das Blatt nur, was wir schon in dem ersten Artikel angedeutet haben, daß es nämlich genau nach demselben Maßstabe gemessen werden will, wie die gewerbsmäßige antisemitische Verläumderpresse.

**Die Wiederauflebung des Kartells in Sachsen** spukt noch immer in einigen konservativen Köpfen, obwohl von nationalliberaler Seite unzweideutig genug erklärt worden ist, wie dies auch jetzt wieder in der „Nat. Ztg." geschehen ist, daß „tatsächlich in der nationalliberalen Partei bis in den rechten Flügel hinein keine Neigung für die Erneuerung des Kartells vorhanden" sei. Die Konservativen werden daher gut tun, sich in ihren Kartellwünschen auf den Bund der Landwirte und die Antisemiten zu beschränken, die ihnen ja auch schon entsprechende Zusagen gemacht haben; wenigstens glaubt die agrarische „Deutsche Tageszig." annehmen zu dürfen, „daß die konservative Partei sich voraussichtlich" bemühen werde, „mit dem Bund der Landwirte und den Antisemiten in einem möglichst guten Einvernehmen zu bleiben". Das entspricht auch in gleicher Weise den Wünschen der Antisemiten, die es allerdings nicht ungern sehen würden, wenn ein Kartell regelmäßig dann zustande käme, wenn die Antisemiten den Kandidaten der Kartellparteien zu stellen an der Reihe sind. Im Uebrigen muß aber auch die „Deutsche Wacht" anerkennen: „Das alte Kartell ist abgelaufen und gehört der Geschichte an. Die Erfahrungen, die damit gemacht würden, locken nicht zu einer allgemeinen Erneuerung."

**Zur Reichstagsersatzwahl in Schaumburg-Lippe.** Von den Antisemiten war ursprünglich in Aussicht genommen eine besondere Kandidatur Schack-Hamburg, diese ist jedoch nach einer jüngst, unter Leitung des antisemitischen Reichstagsabgeordneten Raab-Hamburg, abgehaltenen Vertrauensmännerversammlung der antisemitischen Partei wieder aufgegeben worden und die Antisemiten werden, wie bereits mitgeteilt, gleich direkt für den konservativen Dr. Brunstermann stimmen.

Der letztere wird bezüglich seines Verhaltens zum Antisemitismus dadurch gekennzeichnet, daß er bei der vorletzten Reichstagswahl für den damaligen antisemitischen Kandidaten Graf Reventlow eingetreten ist und bei der jetzigen Nominierung seiner Kandidatur sich der besonderen und persönlichen Empfehlung des antisemitischen Reichstags-Abgeordneten Grafen Reventlow erfreuen konnte. Herr Brunstermann hat auch erklärt, daß er im Falle seiner

Wahl sich der „Wirtschaftlichen Vereinigung", d. h. der bekannten antisemitischen Gruppe im Reichstage, anschließen würde.

**„Nicht zu intim mit Juden".** In dem Hauptorgan der schlesischen Konservativen, der „Schles. Morgenztg." war vor einigen Tagen in Anknüpfung an die Affaire Mirbach zu lesen:

„Schon im gewöhnlichen bürgerlichen Leben ist es wichtig, man wird mit seinen Mitbürgern jüdischer Abstammung nicht zu intim. Es hat immer einige unangenehme Folgen. Man könnte auch hier das Wort gebrauchen: Semper haeret aliquid. Am meisten aber müssen wir wünschen, daß unsere allerhöchsten Kreise von der in jüdischen Kreisen nun einmal herrschenden Atmosphäre unberührt bleiben. Gewisse Leute an dem Hofe und in der nächsten Umgebung unseres Kaiserpaares würden uns immer die allerunangenehmsten Bedenken einflößen. Uebrigens ist solche Erfahrung wieder eine gute Lehre, daß von manchen Stellen und Berufen in unserem Staatsleben das jüdische Element unbedingt fern zu halten ist. Mag die Judenpresse schreiben und — schreien, was sie will. Der Jude, so wie er nun einmal ist, gehört nicht in die Armee und die Verwaltung, auch nicht als Frauen unserer Offiziere und Beamten. Darauf sollte man mit allem Ernst halten."

Führer der schlesischen Konservativen und Hauptaktionär der „Schles. Morgenztg." ist Graf Limburg-Stirum, dessen Mutter eine Jüdin war. Es ist auch niemals bisher eine Aeußerung des Grafen Limburg-Stirum bekannt geworden, die auf eine Sympathie mit antisemitischen Bestrebungen schließen ließe. Um so seltsamer berührt es daher, daß das schlesische konseroative Blatt, das dem Grafen in mehr als einer Beziehung verpflichtet ist, sich derartige grobe antisemitische Taktlosigkeiten erlaubt.

**„Ritter Georg", der „Gutedel" von Schönerer** hat wirklich, wie er angedroht hatte, das Ehrenbürgerrecht der böhmischen Stadt Eger niedergelegt, weil die städtische Vertretung den Kaiser zum Besuch nach Eger eingeladen hatte und, als dieser Einladung nicht stattgegeben werden konnte, eine Huldigungsdeputation zum Kaiser nach Karlsbad schickte. Darin erblickt Schönerer eine Verletzung des alldeutschen Parteiprogramms, an der er nicht mitschuldig werden wolle. Und deshalb könne er nicht länger Ehrenbürger einer Stadt bleiben, die solches getan habe.

Wenn man diesen Schritt der Vertretung der Stadt Eger als den Beginn der Erkenntnis betrachten dürfte, welchen Schimpf sie sich und ganz Böhmen durch die Ernennung eines Mannes vom Schlage Schönerers zum Ehrenbürger zugefügt hat, so wäre das nur lebhaft zu begrüßen. Freilich, ganz rein von dem Schimpf könnte sie sich erst waschen, wenn sie Schönerer auch das politische Mandat zum Reichsrat, mit dem sie ihn seit Jahren betraut hat, entzöge. Zur Ehre der Stadt und ihrer Bevölkerung ist wohl anzunehmen, daß diese Maßnahme nur der erste Schritt ist auf dem Wege, der sie von Schönerer wegführt.

In den Kreisen der reichsdeutschen Antisemiten findet das Vorgehen Schönerers eine verschiedentliche Beurteilung. Blätter wie die Dresdener „Deutsche Wacht" und die „Deutsche Hochwacht" loben den Führer der österreichischen Antisemiten ob dieser „mannhaften Tat". Die „Staatsbürgerztg.", die im Herzen ebenfalls auf Seiten Schönerers stehen mag, fürchtet die übele Rückwirkung für die Partei:

Eine derartige persönliche Verletzung des Monarchen könne für eine politische Partei nur schädlich sein. Zudem sei dieser persönliche Kampf gegen die Krone durchaus unkonstitutionell und sachlich unberechtigt. Der Kampf dürfe sich nicht gegen die Person des Monarchen und nicht gegen die Dynastie richten.

Als ob die brave „Staatsbürgerztg." sich jemals Gewissensbisse darüber gemacht hätte, daß das monarchische Gefühl ihrer Leser darunter leiden könnte, wenn sie z. B. in der gehässigsten Weise gegen den König von England polemisierte, oder sich sehr mißfällig darüber aussprach, daß der Deutsche Kaiser Personen in seinen intimen Verkehr zieht, die den Antisemiten ein Greuel sind!

# Vermischtes.

**Gymnasial-Professor Dr. Albrecht in Oldenburg** hat in dem von ihm in den oberen Klassen der dortigen Realschule erteilten Religionsunterricht wiederholt Gelegenheit genommen, seine Schüler vor der blöden Ritualmordbeschuldigung der Juden zu warnen. Das Organ des Ritualmordmärchen-Spezialisten Herrn Krösell ist hierüber sehr ungehalten und erwartet, daß die Oldenburgische Schulbehörde sich die Religionsstunden des Prof. Albrecht „etwas näher ansehen" und ihn anweisen werde, „solche jüdische Sachen" zu unterlassen. Wir hoffen im Gegenteil, daß sich noch viele andere Pädagogen Herrn Prof. Albrecht zum Muster nehmen werden, nicht etwa um den Juden einen Dienst zu erweisen, wie die antisemitische Presse sie vielleicht schmähen würde, sondern im Interesse der Volksaufklärung.

**Das „Deutsche Blatt"** in Hamburg hält die von ihr berichteten schweren Ausschreitungen der Bewohner von Port-au-Prince gegen die Juden dieser Stadt für Akte berechtigter Notwehr. Die Zerstörung der jüdischen Geschäftsläden durch Steinwürfe sowie die Mißhandlungen und Verwundungen vieler Juden entschuldigt das Antisemitenblatt durch den Hinweis auf das angeblich unlautere Geschäftsgebahren der betreffenden Israeliten. Mit den Worten „sie bleiben sich eben überall gleich", gleitet das Antisemitenblatt ohne jede Entrüstung über die Pöbelhaftigkeit dieses neuesten Judenkrawalls hinweg. Die dortigen Israeliten sollen den einheimischen Geschäftsleuten eine „erdrosselnde, unsolide Konkurrenz" gemacht haben.

Also deshalb der ganze Lärm! Gemeiner Konkurrenzneid wie so oft, so auch hier die Triebfeder dieses überseeischen antisemitischen Radau's! Daß die Konkurrenz der haitischen Juden eine unsolide ist, wird behauptet, aber nicht bewiesen. Einen bequemeren Sündenbock als die einheimische Judenschaft gibt es für die „legitime" Geschäftswelt von Port-au-Prince natürlich nicht. Im Uebrigen kennt man die aufgeregte Natur des leichtentflammten und zu allem fähigen haitischen Pöbels zu gut, um sich über diesen schnell entstandenen und ebenso schnell wieder verflackernden Straßenunfug sonderlich zu wundern.

**Sind die russischen Juden Propagandisten der Tat?** Anläßlich des Attentats auf Plehwe, und auch schon früher, wurde vielfach behauptet, die Juden seien die Hauptattentäter. Hieß es doch auch, der Mörder Plehwe's sei ein Jude, und als diese Behauptung nicht mehr gut aufrecht erhalten werden konnte, sollte wenigstens ein entkommener Mitverschworener, der eine Bombe in die Newa versenkt haben soll, ein Jude sein. „Der Israelit" veröffentlicht nun eine offiziellen Quellen entnommene Namensaufstellung der Personen, welche an den hauptsächlichsten Dynamitverschwörungen in Rußland gegen die drei Zaren Alexander II. und III. sowie Nikolaus II teilgenommen haben. Aus der vollständigen Liste der mit ihrer Konfession bezeichneten Personen, welche schuldig befunden wurden, an dem letzten Attentate gegen Alexander II. teilgenommen zu haben, geht hervor, daß nur eine Jüdin, die Helfmann, die indessen nur Werkzeug ihres mitverschworenen Geliebten Sabline gewesen sein dürfte, sich unter den zwölf Verschwörern befand, die den Tod Alexanders II. herbeigeführt haben. Während der sechsundzwanzig Regierungsjahre Alexanders II. kamen sechs Attentate vor. Sämtliche zwölf Beteiligte waren griechisch-katholisch. Das Leben Alexanders III. war ebenfalls zwei Mal bedroht. Die zwei Lokomotivführer, welche nach dem Attentat bei Borki verschwanden, und die zwei in das Petersburger Attentat verwickelten Personen waren griechisch-

katholisch. Auf den jetzigen Zaren wurde ein Mal ein Attentat gemacht und zwar von einem Japaner.

Sonach befindet sich unter den neunundzwanzig Personen, die versucht hatten, den gegenwärtigen Kaiser, bezw. seinen Vater und Großvater zu ermorden, nicht ein Jude und nur eine einzige Jüdin, von der es noch fraglich ist, ob sie sich durch politische Beweggründe hat beeinflussen lassen. Wenn etwa an den Attentaten der jüngsten Zeit sich Juden beteiligt haben sollten, dann würde das nur Zeugnis ablegen gegen das Plehwe'sche Regiment, das selbst Juden in die Reihen der politischen Mörder getrieben hat.

**Die russische Regierung** sieht sich jetzt genötigt, die Tatsache, daß neuerdings antisemitische Exzesse in zwei Gouvernements vorgekommen sind, zu bestätigen. Der „Telegraph" verbreitet folgendes amtliche Communiqué der russischen Regierung:

„In der amerikanischen Presse war behauptet worden, in Ostrowez, Gouvernement Radom, und in Partschew, Gouvernement Sjedlez, seien Judenmassakres vorgekommen; in Ostrowez seien am 13. August 20 Personen getätet, in Partschew am 12. August 100 verwundet worden; die Zahl der in Partschew Umgebrachten sei nicht bekannt. Eingezogene Erkundigungen haben folgendes ergeben: Am 4. August ereigneten sich in Ostrowez antisemitische Unruhen, die vier Stunden dauerten. Ein Jude wurde schwer verwundet und starb am folgenden Tage; 22 wurden leicht verwundet. Die Unruhen waren dadurch entstanden, daß ein jüdischer Knabe einen strenggläubigen Katholiken geschlagen hatte, was das Gerücht hervorrief, ein Christ sei durch Juden ermordet worden; nun wollten die Arbeiter an den Juden Rache nehmen. Was die Vorgänge in Partschew betrifft, so hatte die Polizei am 5 d. M. einen Haufen Juden ohne Gewaltmaßnahmen auseinander getrieben. Der Grund des Auflaufes war die Absicht der Juden, einen in Ljublin getauften Juden zu verbergen. Bei dem Zusammenstaß mit der Polizei wurden 20 Personen leicht, aber niemand schwer oder tötlich verwundet."

Es wäre der russischen Polizei natürlich ein leichtes, solche Bluttaten überhaupt zu verhindern; aber es steckt Methode in diesen Exzessen, sie stellen gleichsam den Blitzableiter dar, dessen Plehwe bedurfte, um die immer mehr zunehmende Gärung unter den russischen Bauern von der Regierung abzulenken.

**„Der Renommierjude".** Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die Münchener „Jugend" folgende beißende Satire auf das Los der Juden in Rußland:

„Um den Amerikanern zu beweisen, daß die russische Regierung durchaus nicht antisemitisch sei, hatte Minister v. Plehwe noch kurz vor seinem Tode angeordnet, daß sich ein jüdischer russischer Beamter, ein Herr Wilenko, nach den Vereinigten Staaten begebe. Er hatte den Auftrag, die Amerikaner von dem Wohlbefinden der russischen Juden zu überzeugen.

Unser amerikanischer Spezialkorrespondent interviewte Herrn Wilenko und drahtete uns hierüber folgendes: Ich traf Herrn Wilenko im Grand-Hotel, im teuersten Zimmer des vierzehnten Stockwerkes. Herr Wilenko trug einen tadellosen neuen Smoking, dessen Anfertigungskosten die russische Regierung bestritt.

Ich: Ich habe das Vergnügen mit Herrn Wilenko?

Er: Machen Se kain Stuß. Se wissen's doch.

Ich: Sie sind jüdisch?

Er: Sind Se blind? Zu was sticheln Se eso?

Ich: Sie sind trotz Ihres Glaubens russischer Beamter?

Er: Gott sei's geklagt: ich bin's. Man hat mer die Wahl gelassen, entweder Ausweisung oder Beamter. Hab ich das kleinere Uebel gewählt.

Ich: Und es geht Ihnen gut?

Er: Es muß mir gut gehen. Zu was bin ich nach Amerika geschickt worden? Ich sag' Ihnen, so ebbes Tolerantes, wie die russische Regierung, war noch gar nicht da: Wir sollen jetzt nur noch nach jüdischem Ritus geschlachtet werden.

Ich: Also Rußland ist durchaus nicht antisemitisch!

Er: Gott soll behüten! Es behandelt die Kinder Israel, als wären's die eigenen Kinder. Genau so schlecht!

Ich: Sie fühlen sich also durchaus wohl. Gestatten Sie, daß ich das in den Zeitungen bekannt mache?

Er: Tun Se's nur! Und vergessen Se nicht zu bemerken, daß meine Frau und Kinder in Kischinew ermordet worden sind. Meine alten Eltern kamen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren davon! Gott, geht mir's gut, bin ich e glücklicher Mensch! Es lebe Plehwe!"

**Den Mädchenhandel von Odessa** legt das „Deutsche Blatt" in Hamburg unter Wiedergabe eines Artikels der Odessaer „Deutschen Zeitung" den Juden dieser Stadt zur Last. Zum Beweise seiner Behauptung zählt es einige jüdische Mädchenhändler Odessas namentlich auf. Diese aus „russischen" Quellen stammende Sensationsgeschichte beweist garnichts. Sowohl am Mädchenhandel als auch an der Bekämpfung dieses verbrecherischen Geschäftsbetriebs sind bekanntlich Christen wie Juden gleichmäßig beteiligt. Wenn die Antisemiten daher für den Mädchenhandel das gesamte Judentum verantwortlich machen, so zeigen ste nur, doß sie wieder einmal falsch generalisieren und von den elementorsten Gesetzen der Logik keine Ahnung haben.

**Jüdische Auswanderer aus Rumänien.** Unter dem Titel „Heimatlos" veröffentlicht das von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Eduard Bernstein herausgegebene „Neue Montagsblatt" folgendes Erlebnis eines seiner Leser: „Am frühen Morgen eines Junitages dieses Jahres erblickte ich auf der westfälischen Umsteigestation Löhne auf dem Bahnsteig eine größere Ansammlung von Männern, Frauen und Kindern, welche trotz der warmen Witterung in dicke Schafspelze und Wintermäntel gehüllt waren. Es waren Auswanderer, welche in ihrem Geburtslande nicht bleiben konnten, weil sie dort ihre Existenz verloren hatten, und nun den weiten Weg über den Ozean nicht scheuten, sich eine neue Heimat zu gründen. Der ganze Eindruck der sich eng zusammenhaltenden Leute war ein jämmerlicher und bemitleidenswerter. Angehörige der besitzenden Klassen reisen bequemer und auch schneller. Meine Neugierde trieb mich, in Erfahrung zu bringen, welcher Nation diese nach Amerika Auswandernden angehörten. Das Bahnpersonal zuckte mit den Achseln, aus Unwissenheit oder aus Bequemlichkeit, also ging ich selbst hin, um zu hören, woher diese Leute kämen. Auf meine bezügliche Frage antwortete mir ein junges Mädchen in gutem, fließenden Deutsch: „Wir sind aus Ungarn, aber die anderen dort sind Juden aus Rumänien und reisen nach Amerika." „Darf ich vielleicht wissen, was Sie zum Auswandern nach Amerika treibt", fragte ich einen älteren Mann, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß mir die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände Rumäniens bekannt seien, erzählte er mir in gebrochenem Deutsch seine Lebens- und Leidensgeschichte. „Fast 25 volle Jahre habe ich auf einem Gute in der Provinz Piatra unter Anspannung aller meiner Kräfte als Arbeiter in der Landwirtschaft meine volle Pflicht zur besten Zufriedenheit meines Arbeitsherrn erfüllt, worüber mir die besten Zeugnisse zur Seite stehen. Volle 25 Jahre habe ich mit meiner Familie im Frohndienst hart arbeiten müssen. Reichtümer haben wir bei dieser Arbeit naturgemäß nicht sammeln können, aber wir lebten innerhalb unserer Familie glücklich und zufrieden. Neun gesunde Kinder, wovon fünf Knaben und vier Mädchen, haben wir während dieser Zeit zu arbeitsamen Menschen groß gezogen, welche später auch mitverdienten, und es wäre alles gut, wenn nicht der rumänische Staat — unser Vaterland — uns als Fremde — als Schutzlose behandelt und uns das Wohnen und somit auch das Arbeiten auf dem Lande einfach verboten hätte. „Wir,

die wir in Rumänien geboren und seit Generationen in diesem Lande ansässig sind und unserer Militärpflicht, wie jeder andere vollwertige Rumäne in vollstem Maße Genüge geleistet haben — hier stelle ich Ihnen — auf einen neben uns stehenden, knochigen und festgebauten Menschen zeigend — einen perfekten, ausgeblenten, rumänischen Soldaten vor — dürfen nicht, wie jeder andere rumänische Arbeiter und Bauer, durch Landarbeit unser Dasein fristen. Uns will die vaterländische Regierung in den Städten des Landes aushungern lassen. Denn während auf dem Lande für kräftige Menschen noch lohnende Arbeit vorhanden, ist in den Städten infolge der großen erdrückenden Konkurrenz Arbeit zu bekommen überhaupt unmöglich. Und was soll ich als Landarbeiter in der Stadt anfangen? Welche Arbeit kann ich da suchen? Die politischen Zustände wurden immer drückender. So habe ich denn vor einigen Jahren meine beiden ältesten Söhne mit dem großen Auswandererstrom mit über's große Wasser nach Canada geschickt, und die beiden Kinder haben es mir ermöglicht, jetzt mit meiner ganzen Familie ihnen in die Neue Welt zu folgen. — Dort dürfte uns vielleicht das Glück einer neuen Heimat noch blühen, denn in Rumänien waren wir trotz unserer Vaterlandsliebe heimatlos und vogelfrei. Und was ich von mir erzähle, gilt auch von den übrigen Auswanderern." Es wurde Zeit zum Einsteigen, wir nahmen kurz Abschied, und langsam setzte sich der Zug mit den vielen Heimatlosen in Bewegung zum nächsten Hafen, wo sie sich nach Canada einschiffen sollten . . ."

---

### Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.

Augustusbad bei Radeberg.
Bonsin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cadarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priefach in Oberstelermark.
Edds und Ecl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gosthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hohnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gosthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Café Sanssouci. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Marienbaderstr. Haus Italia, Schloßberg Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl Krone, Egerstr. Haus Schubert, Porkstr.
Kiefersfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Edds.
Oberaudorf a. Inn.
Oberdozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Rensch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen.
Thiersee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Voiderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildthl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johanneser Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

In der vorliegenden Nummer ist das Café Schgraffer in Bozen gestrichen worden; es ist von einem neuen Besitzer übernommen worden, der, wie uns ein Leser der „Mitteilungen" schreibt, nicht den Eindruck macht, als ob er jüdischen Besuch ungern sähe.

Die Dresdener „Deutsche Wacht" des Herrn Oswald Zimmermann ist sehr ergrimmt über die von einem Leser der „Mitteil." festgestellte Tatsache, daß in einem Dorfe unweit Zinnowitz der antisemitische Unfug, Bänke und Tische mit die Juden verletzenden Aeußerungen zu besudeln erst begonnen habe, als „die Sachsen" ihren Einzug in die Badeorte der Ostsee hielten. Das Dresdener antisemitische Blatt behauptet, „die politisch organisierten Antisemiten Sachsens" hätten nie ein Hehl daraus gemacht, „wie ernst sie Schmieralien", wie die in der Zuschrift erwähnten, „verurteilten." Das Blatt kann nur annehmen, „daß Leute, die in ihrer Heimat gar judenfürchtig sich aufspielen, draußen ihrem Judenhaß so kindisch Luft machen."

Mit dieser ganz haltlosen Verdächtigung politisch Andersgesinnter ist natürlich nicht das Mindeste für die „Unschuld" der Antisemiten bewiesen. Aus der lendenlahmen Erwiderung der „Deutschen Wacht" geht für uns nur das Eine hervor, daß die sächsischen Antisemiten in einer Anwandlung von Scham — ein Gefühl, das sonst bei Antisemiten nicht gerade häufig in die Erscheinung tritt — die Thäterschaft bestreiten. Im Uebrigen ist aber doch festzustellen, daß die Antisemiten im Allgemeinen zu derartigen groben Unfug sehr geneigt sind. An demselben Tage, an dem die Dresdener „Deutsche Wacht" dies bestritten hat, nahm die edle „Staatsbürgerztg." mit großem Behagen Notiz von einigen Proben antisemitischer „Poesie" in den Badezellen des Ostseebades Neukuhren am samländischen Strand, und sie hofft auch auf „Fortsetzung". Daraus mag die „Deutsche Wacht" selbst ermessen, welchen Wert ihre Reinwaschungsversuche der Antisemiten in Wirklichkeit beanspruchen können.

## Ein Stündchen im Prager Ghetto.

Wer das interessante und betriebsame Prag besucht, sollte nicht verabsäumen, seine Schritte nach dem Stadtteil zu lenken, der heute Josefstadt (Josefov) heißt. Zwar giebt es dort keine Denkmäler, keine Prunk- und Prachtbauten aus alter und neuer Zeit zu sehen, an denen sonst in Prag kein Mangel ist, aber dennoch bietet eine Wanderung durch die Gassen dieses Stadtteils kulturhistorisch viel des Interessanten. Denn die jetzige Josefstadt ist die alte Judenstadt, das alte Ghetto Prags. Allerdings hat ein großer Teil dieses Stadtviertels schon längst das alte ausgesprochen jüdische Gepräge verloren, einmal dadurch, daß man seit einigen Jahren auf Grund eines besonderen Gesetzes an der Arbeit ist zu „assanieren", d. h. die schmalen, schmutzigen Gassen vom Erdboden verschwinden zu lassen, um an ihrer Stelle schöne, breite Straßenzüge mit großen, luftigen Häusern zu errichten. Ein Teil der alten Prager Judenstadt hat auf diese Weise schon einen ganz modernen Anstrich bekommen. Was aber bis jetzt noch stehen geblieben ist, gibt doch ein ziemlich charakteristisches Bild von den Aufenthalts- und Wohnungsverhältnissen, unter denen die Juden in Prag, wie vielfach auch anderwärts, durch Jahrhunderte hindurch abgesondert von der übrigen Bevölkerung ihr Leben zubringen mußten. Will man die charakteristischen Reste dieses traurigen Denkmals von Inhumanität und Schmach vergangener Zeiten kennen lernen, so muß man sich beeilen; denn in nicht zu ferner Zeit werden auch die letzten winkeligen und stinkenden Gassen der alten Judenstadt der „Assanierung" zum Opfer gefallen sein.

Aber auch in anderer Hinsicht hat das ehemalige Ghetto seinen spezifisch jüdischen Charakter eingebüßt. Schon längst wird die Josefstadt nicht mehr ausschließlich von Juden bewohnt. Die arme und allerärmste Bevölkerung hat hier ihr Quartier aufgeschlagen, und, wie auch in anderen Städten in versteckten, winkeligen, schmalen, düsteren Gassen, hat das Laster hier seinen Einzug gehalten. Ist es nicht der reine Hohn, daß zahlreiche Gebäude in diesen Gassen, die so oft stumme Zeugen schmachvollster Greuel und Schandtaten gewesen, jetzt den Zwecken der Freudenhäuser dienen müssen?

Ein gewaltiger Kontrast ist es, wenn man Prag, dem schon Goethe nachrühmte, daß es „in der Mauerkrone der Erde der kostbarste Stein" sei, mit seinen prächtigen Kirchen- und Profanbauten, seinen Türmen und Brücken durchwandert hat und dann, vom Rudolfsquai kommend, in die Josefstadt mit ihren teilweis noch vorhandenen Ghettogassen und -Häusern einbiegt. Ein Schauer überläuft einen, wenn man in solch einer engen und dumpfigen Gasse steht und sich ausmalt, daß bis vor noch gar nicht allzu langer Zeit hier auf einem verhältnismäßig kleinen Raum die Juden in sicherlich weit größerer Zahl, als die jetzige zum größten Teil nichtjüdische Bevölkerung ausmacht, aufs engste zusammengepfercht hausen mußten. Kein Wunder, daß jedes Fleckchen für Baulichkeiten ausgenutzt wurde, daß die Gassen so schmal wie möglich angelegt wurden, und daß von irgendwelcher Rücksichtnahme auf hygienische Forderungen natürlich nicht im mindesten die Rede sein konnte. War es damit überhaupt in früheren Zeiten in fast allen Städten und Stadtteilen aufs traurigste bestellt, so war es in den Judenvierteln, denen eine räumliche Ausdehnung allenthalben so gut wie unmöglich gemacht war, am ärgsten. Noch heute sind die Zustände in den alten Gassen der Prager Josefstadt, trotzdem die Polizei sich um manches kümmert, ein wahrer Hohn auf die Forderungen der modernen Hygiene. Ich bin in einigen Häusern gewesen und habe Umschau im Innern gehalten. Von der schmutzigen Gasse, auf der auch heute noch häufig, wie im Orient, der tagsüber in den Häusern aufgesammelte Unrat abgeladen wird, kommt man durch einen niedrigen, muffigen Gang in den fast stockdunklen Flur, von dem aus eine wurmzerfressene, klapprige Holztreppe nach den oberen Wohnräumen führt. Bricht hier ein Feuer aus, ist an Rettung nicht zu denken. Einen Hof kann man den Schacht im Innern kaum nennen. Nur dämmeriges Licht dringt herein und schreckliche Dünste steigen empor. Bleiche Kinder in armseligen, zerrissenen Gewändern tummeln sich in dem engen Raum beim Spiel, dem aber die rechte kindliche Fröhlichkeit und Ausgelassenheit fehlt. Elende, erbärmliche Wohnstätten sind es, denen man wahrhaftig keine Träne nachzuweinen braucht, wenn sie so bald als möglich abgerissen werden. Ein düsteres Bild rollt sich vor dem Menschenfreunde auf, wenn er, zeitlich rückwärts schauend, daran denkt, daß in dieser Hinsicht es zur Zeit des Ghetto sicherlich noch weit schlimmer gewesen ist. Man lese die erschütternden Schilderungen, die Hermann Heijermans in seinem neuen Roman: „Diamantstadt" vom heutigen Judenviertel in Amsterdam entwirft, und man wird einen Begriff davon erhalten, wie sich das Leben, das kaum mehr als ein Vegetieren ist, unter solchen Verhältnissen und Bedingungen abspielt. Auch dort diese schmalen, dumpfigen Gassen, diese engen, schmutzigen Höfe, die lichtlosen, menschenüberfüllten, elenden Wohnungen, in denen die Armen der Aermsten ihr freudloses, kümmerliches Dasein fristen.

Als ich in solchen Betrachtungen versunken dastand, näherte sich mir ein ärmlich, aber sauber gekleideter ältlicher Mann, der mich mit freundlicher Miene fragte, ob er mir die „Sehenswürdigkeiten" der Judenstadt zeigen dürfe. „Wenn es solche gäbe, jawohl!" erwiderte ich. Und so führte mich das Männchen, immer in einem etwas sonderbaren Deutsch (im böhmischen Prag ist die deutsche Sprache bekanntlich verpönt) plaudernd, durch Gassen und Gäßchen vorbei an uralten von der Last der Jahre zusammengedrückten Häusern und Häuschen mit verbogenen Balken und verschobenen Türen und Fensterrahmen. Eine Gasse hieß, wie ich behalten habe, „Rabbinergasse"; natürlich befand sich, wie in ganz Prag, nur die czechische Bezeichnung auf dem Straßenschilde: „Rabínská ulice." Wir kamen auf unserer Wanderung vorbei an dem alten Judenrathause, in dem, wie mein Männchen mir erzählte, die jetzige Prager jüdische Gemeinde einen Teil ihrer Kanzleien hat. Das, von einem Turm gekrönte Gebäude zeichnet sich architektonisch nicht besonders aus, höchstens dadurch, daß es durch seine Größe die andern alten Gebäude überragt.

Aufrichtig dankbar war ich meinem Führer, daß er mich zwei wirkliche Merkwürdigkeiten sehen ließ: die sogenannte Altneuschule und den alten Judenfriedhof. Beide liegen mitten im alten Ghetto.

Die Altneuschule ist eine Synagoge, von denen es in der Prager Judenstadt 22 giebt. Sie soll die älteste über-

haupt existierende Synagoge sein und in ihrer eigenartigen Gestaltung aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammen. Ich bin zu wenig Sachkenner des jüdischen Ritus, um die Einzelheiten der Einrichtung und Anlage wiedergeben zu können. Die Erklärungen, die mir in freundlichster und entgegenkommendster Weise ein dort anwesendes Mitglied der jüdischen Gemeinde im fließendsten Deutsch machte, waren aber hochinteressant. Der kleine Raum, in dem nicht allzuviel Gläubige Platz haben, birgt eine Fülle von Raritäten und Antiquitäten. Auf eine derselben sind die Prager Juden noch heutigen Tages stolz, und das mit Recht, weil sie für alle Zeiten ein „gewichtiges" Beweismittel ist zur Entkräftung jener Schmähungen und Vorwürfe, die den Juden von den Antisemiten wegen ihrer „Feigheit" gemacht werden. An einer Säule mitten in der Synagoge hängt eine mächtige, standartenartige Fahne; an dem armdicken Schaft sind auf halber Höhe, in Scharnieren beweglich, noch 6, 8 oder 10 dünnere Stangen angebracht, mittels deren von ebenso vielen Männern dem Fahnenträger das Tragen der schwer wiegenden und schwer zu balancierenden, großen, steifen Standarte erleichtert wird. Diese Fahne ist ein Geschenk Kaiser Ferdinand III. an die Prager Judenschaft als Zeichen der Dankbarkeit für die im Jahre 1648 von den Juden bei der Belagerung Prags durch die Schweden bewiesene Tapferkeit und Treue. Man sieht, daß in Böhmen schon vor mehr als zweieinhalb Jahrhunderten die militärischen Verdienste der Juden an maßgebenden Stellen mehr Anerkennung fanden als heutzutage bei uns.

Von dem alten, jüdischen Gotteshause mit seinen tiefliegenden düsteren Räumen zum alten jüdischen Gottesacker sind es nur wenige Schritte, die ich unter Leitung meines alten Freundes zurücklegte, der mich — wohl in Erwartung einer kleinen Liebesgabe — beim Verlassen der Synagage mild lächelnd wieder in Empfang genommen hat.

Vor einer Tür steht ein Mann, der mir die im Bureau der jüdischen Gemeinde erhältliche Karte abnimmt und mich dann in den Friedhof hineinläßt.

Ueberrascht hemme ich die Schritte. Das ist der eigenartigste Friedhof, den ich je in meinem Leben gesehen! Geradezu märchenhaft ist diese Stätte des Todes! Und ein solches idyllisches Ruheplätzchen gibt es mitten in dem Häusermeer, ein solches Wundereiland mitten in dem an die umgebenden Mauern brandenden Leben, Hasten und Jagen?! Ein paar Minuten muß ich erst betrachtend stehen bleiben, um das eigenartige Bild aufnehmen zu können. Auf der nicht zu großen Fläche sehe ich dicht aneinandergedrängt, z. T. aufrechtstehend, z. T. halb oder ganz umgestürzt, Hunderte — was sage ich — Tausende von größeren oder kleineren Leichensteinen, bedeckt mit hebräischen Inschriften und sonderbaren Merkmalen, Zeichen und Zeichnungen. Dazwischen sprießt üppiges Gras und zahllose Blumen; Gestrüpp wuchert an den Denksteinen empor, die vielfach mit buntfarbiger Moosschicht überzogen sind, und an denen entlang sich blühende Schlingpflanzen ranken. Mächtige Hollunderbüsche lassen aus dem grünen Blättermeer die blendend weißen Blüten hervorleuchten. All das gewährt einen geradezu märchenhaften Anblick; ganz weltenfern komme ich mir vor, zumal ich ganz allein auf diesem Erbenfleckchen bin, das wie ein seit Hunderten von Jahren verzauberter Garten anmutet. Unwillkürlich denke ich: „So muß es in Dornröschens Schloßgarten ausgesehen haben, als alles in Schlaf versunken war. Hier liegt ja auch alles im Schlaf, im ewigen Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gibt." — — Und die hier liegen . . deren Schlaf wird nicht gestört. Seit 1780 wird an diesem Platz nicht mehr begraben; es wäre auch schon unmöglich; denn jedes Fleckchen ist ausgenützt worden. Ja, da die Prager Judenschaft groß und ihre letzte Ruhestätte nur klein war, so wurden die Leichen im Lauf der Zeit vielfach übereinander geschichtet; daher auch die im Verhältnis zum vorhandenen beschränkten Platze so unendlich große Zahl von Grabdenkmälern. Diese Leichensteine, meist in Tafelform, preisen vielfach die Verdienste derer, zu deren bleibendem Gedächtnis sie errichtet sind. Besonders in die Augen fallend ist das Denkmal des großen Rabbi Löw und das prächtige Monument einer jüdischen Frau, die von Ferdinand II. unter dem Namen von Treuenberg in den Adelsstand erhoben worden ist. Auch das ist ein dokumentarischer Beweis, daß schon zu Zeiten, als die Juden in ihrer großen Masse noch verachtet und geknechtet waren, Verdienst und Würdigkeit seine Belohnung fand.

Mehr aber als all diese Einzelheiten, die für den jüdischen Forscher von hohem Interesse sein mögen, wirkt auf den Laien der Gesamteindruck, und der ist für einen für Stimmungen empfänglichen Menschen an diesem Erdenfleckchen wirklich weihevoll.

Nach längerem Verweilen wobei ich das Alleinsein wohltuend empfand, verließ ich diesen, in seiner Art wohl einzig dastehenden Friedhof. Draußen stieß ich wieder auf meinen lächelnden freiwilligen Führer. Er brachte mich aus dem Gassenlabyrint auf den Weg, den ich nehmen wollte. Mit einem metallischen Händedruck verabschiedete ich mich von ihm, und wie zum Anfang unserer Bekanntschaft so lächelte er auch beim Schluß — jetzt aber erst, nachdem er sich durch einen schnellen Blick überzeugt hatte, was ich ihm in die Hand gesteckt hatte.

Ich strebte der alten Karlsbrücke zu, die über die Moldau führt, und die auf beiden Seiten mit zahlreichen Statuen und Gruppen von Heiligen geschmückt ist. In der Mitte fiel mir ein Kruzifix mit einem ewigen Lämpchen auf; darunter befand sich eine hebräische Inschrift und folgender Text:

„Dreymaliges heylig, heylig, heylig
zu Ehren Christi des gekreuzigten
aus Straffgeld eines wider das heylige Kreuz schmähenden Juden
von einem hochlöbl. Tribunal Apellatorium aufgerichtet 1606."

Da ich eben aus der Judenstadt kam, las ich dieses Menetekel mit doppeltem Interesse.

Die Sonne ging unter. Ich stand oben auf der Terrasse des Hradschin und genoß in der Abendbeleuchtung den herrlichen Blick über die Stadt. Dieses Prag, das weit über Neunzig Prozent Czechen in seinen Mauern birgt, und in dem alles Deutsche gehaßt und verfolgt wird, macht von oben gesehen mit seinen prächtigen, mittelalterlichen gothischen Bauten und Türmen einen ganz deutschen Eindruck. Beim Blick über die Stadt begreift man, warum es gepriesen wird als das Goldene, das Hunderttürmige Prag.

E. B.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hasselbläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 35. Berlin, 31. August 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herren Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W, Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## Die Juden und die revolutionäre Bewegung.

Die „Kreuzztg." ist nicht zufrieden damit, daß der internationale sozialistische Arbeiterkongreß zu Amsterdam nur den jüdischen Arbeitern in Rußland seine volle Anerkennung ausgesprochen hat, er hätte sie auch den jüdischen Agitatoren aller Länder aussprechen sollen, denn „ohne den jüdischen Geist hätte die sozialrevolutionäre Bewegung nicht annähernd einen so ausgesprochen internationalen und intransigenten Charakter erlangt". Der in der Geschichte Rußlands wohlbewanderte Mitarbeiter der „Kreuzztg.", Prof. Schiemann, hat der Redaktion vermutlich verraten, daß in Rußland auch andere und namentlich auch den Kreuzzeitungsherren näher stehende Elemente das Revolutionieren bis zum Zarenmord inklusive betreiben und schon zu einer Zeit betrieben haben, als es kaum noch einen politisierenden russischen Juden gegeben hat. Vielleicht auch weiß der Kreuzzeitungsschreiber von seiner Quartanerzeit her, daß es im Alterium schon in Ländern, in denen nicht ein Jude vorhanden gewesen sein dürfte, Revolutionen in Menge gegeben hat. Das Blatt macht daher die Juden mehr für den intransigenten und internationalen Charakter der heutigen revolutionären Bewegung verantwortlich.

Ob die heutigen Revolutionäre wirklich unversöhnlicher sind als in früheren Zeiten, scheint uns sehr fraglich. Wir sollten meinen, daß die Leistungen in dieser Beziehung zu allen Zeiten und in allen Zonen selbst sehr hohen Ansprüchen vollauf genügen konnten. Allerdings hat man früher nicht mit Dynamitbomben operiert, aber doch nur, weil das Dynamit noch nicht erfunden war. International ist allerdings heutzutage die revolutionäre Bewegung, aber sollte es der „Kreuzztg." so schwer fallen, andere dabei mitspielende Faktoren als den „jüdischen Geist" ausfindig zu machen? Bei nur geringem Nachdenken dürfte sie finden, daß Eisenbahn, Presse, Litteratur, der wachsende Verkehr und noch viele andere Momente die Internationalität der revolutionären Bewegung begünstigen.

Der „jüdische Geist" das ist das neueste Schreckgespenst und gleichzeitig der neueste Sündenbock, auf den man bequem alle Schuld lädt, um selbst nichts zu tun zu brauchen, als höchstens gegen ihn zu hetzen; ohne Erfolg, denn der sogenannte jüdische Geist ist zwar nicht der Herren eigener Geist — diese Herren haben nämlich überhaupt keinen Geist — aber ein Geist, der überall zu finden sein wird, auch wo nie ein Jude hingekommen ist.

Ueber diesen „jüdischen Geist" faselt ein Gelehrter der „Nowoje Wremja":

„Seit die Schranken des Ghettos gefallen sind, überflutet der breite Giftstrom des jüdischen Geistes unbehindert das gesamte europäische Kulturleben. Der jüdische Geist glaubt an nichts und leugnet alles. Nichts ist ihm heilig oder ehrfurchtgebietend. Deshalb ist er der Feind jeglicher Autorität und der Bahnbrecher des Anarchismus. Wenn man dem Ursprunge aller anarchistischen, revolutionären und sozialistischen Bewegungen nachforschen könnte, so würde man sich überzeugen, daß der Gifthauch des jüdischen Geistes hierbei eine Hauptrolle spielt."

Gut gebrüllt! Der „jüdische Geist" glaubt an nichts, darum haben die Juden auch mehr als zwei Jahrtausende so viel wie kein anderes Volk für ihren Glauben gelitten. Er leugnet alles, nur das nicht, dessen Ableugnung den Juden Gut und Blut gelostet, ihnen Ruhe und Frieden, Ehren und Macht eingetragen hätte. Nichts ist ihm heilig — nur der unsichtbare Gott seiner Väter; nichts ehrfurchtgebietend — aber die jüdische Religion schreibt Ehrfurcht vor, selbst vor fremden Majestäten und Größen, ja vor schlichten alten Leuten. Und der „jüdische Geist" endlich soll, seit die Schranke des Ghetto gefallen, in allen anarchistischen, revolutionären und sozialistischen Bewegungen die Hauptrolle spielen. Hatte der „jüdische Geist" etwa auch bei den deutschen Bauernkriegen die Hauptrolle gespielt? In England und Amerika sind die Schranken des Ghetto am gründlichsten gefallen, und in diesen Ländern gerade spielt die Sozialdemokratie gar keine Rolle und auch von revolutionären Bewegungen hört man dort wenig oder nichts. Mit den Revolutionen in den süd- und zentralamerikanischen Republiken dürften die gefallenen Ghettoschranken gleichfalls nichts zu schaffen haben. Dagegen hört man fortwährend von revolutionärer Bewegung und von terroristischen Gräueln in dem einzigen großen europäischen Reiche, in welchem das Ghetto noch existiert, in der Heimat der „Nowoje Wremja", in Rußland.

Darum ist es ein so verkehrter Schluß, wie ihn nur die „Staatsbürgerztg." ziehen kann, daß aus der Anerkennung, die der iniernationale Sozialistenkongreß in Amsterdam den jüdischen Arbeitern ausgesprochen, „die leitenden Kreise erkennen müßten, es sei im Interesse von Staat und Gesellschaft dringend geboten, den verderblichen Einfluß des jüdischen Geistes abzuschwächen und seine Träger in möglichst enge Schranken zurückzuweisen". Genau das Gegenteil ist das richtige, wie gerade aus der Geschichte der zeitgenössischen Juden von Jedem ersehen werden kann, der mit Verstand zu sehen vermag.

Ja es bedarf nicht einmal besonderen Verstandes, es bedarf nur des guten Willens, die Dinge zu sehen, wie sie

sind, ohne Vorurteil und ohne, obendrein geschwärzte, Parteibrille. Wenn es wahr ist, daß Plehwe kurz vor seinem Tode zu einem seiner ersten Beamten gesagt hat: „Würden die Juden des Westens auch nur einen kleinen Einblick erhalten in die schreckliche Demoralisation des Gros' unseres jüdischen Proletariats, ich bin sicher, sie würden sich von ihren schlimmen Stammesgenossen mit Abscheu abwenden. Ein deutscher Rabbiner würde diesen Elementen gegenüber selbst zum Antisemiten werden", dann würde er verraten haben, daß er nicht eine Spur von einem Staatsmanne an sich hatte. Die Juden des Westens wissen ganz gut, daß es um die Moral sehr vieler jüdischer Proletarier in Rußland schlimm steht. Sie sehen aber auch die Ursachen, die nicht in der Rasse und Religion liegen — sonst wären ja die deutschen Juden nicht besser und könnten die Demoralisation gar nicht sehen — sondern in der russischen Judenpolitik, welche die Juden einpfercht, im Erwerbe nach Möglichkeit einschränkt, sie zum Hungern verdammt und ihnen obendrein Schulbildung versagt. Wie man den Unterschied zwischen russischen und deutschen Juden sehen und nicht ohne weiteres auf die richtige Abhilfe verfallen kann, zumal man von allen Seiten unaufhörlich darauf gestoßen wird, dazu muß man ganz vernagelt, ganz in Vorurteilen befangen sein, oder man ist bösartig und verfolgt andere Zwecke. Die Welt wundert sich längst, daß die revolutionäre Bewegung in Rußland nicht zum allgemeinen elementaren Ausbruch gekommen ist; man erklärt dies mit dem indolenten Charakter des russischen Volkes, der es länger, als in anderen Ländern möglich gewesen wäre, sein schweres Joch geduldig tragen läßt. Die Juden in Rußland tragen ihr noch entsetzlicheres Los, weil sie schon zu sehr unter dem verhängnisvollen russischen Regiment degeneriert und demoralisiert sind, und weil die jüdische Religion so antirevolutinär als irgend möglich ist. Den jüdischen Geistlichen soll man noch suchen, der, wie etwa Geistliche anderer Religionen und Konfessionen, jemals zum Aufruhr angestachelt hätte. Aber schließlich krümmt sich selbst der Wurm, und darum ist es höchste Zeit für Rußland, seine Politik radikal zu ändern und so die Ursache der revolutionären Bewegung zu beseitigen.

## Aus alten Zeiten.

Für die Bewohner der Stadt Konitz und ihrer Umgegend muß es als Angehörige des früheren Königsreichs Polen geradezu beschämend wirken, daß sie sich anläßlich der beklagenswerten Ermordung des Gymnasiasten Winter in einen so öden und blind-fanatischen Antisemitismus haben hineinführen lassen, wenn sie sich der privilegia Judaeorum erinnern, die der König Kasimir der Große von Polen im Jahre 1334 für ganz Polen erlassen hat und die im Jahre 1357 abermals bestätigt wurden. Sie legen Zeugnis von einer für die damalige Zeit ganz ungewöhnlichen Toleranz ab, die leider heute, im aufgeklärten 20. Jahrhundert, in manchen Gebieten des früheren Polen noch gänzlich unbekannt ist. Wir lassen einige wichtige Bestimmungen des Judenstatuts König Kasimirs folgen. Sie lauten

Art. 1. In einer Geld- oder Vermögensfrage oder in einem Falle der peinlichen Gerichtsbarkeit, welcher Person oder Vermögen eines Juden betrifft, soll kein Christ außer zusammen mit einem Juden, als Zeuge zugelassen werden.

Art. 9. Wenn ein Christ einem Juden eine Wunde beibringt, so soll der Schuldige uns und unserm Palatin die Strafe zahlen und dem Verwundeten die Kurkosten ersetzen, wie es die Gesetze unseres Landes erfordern.

Art. 10. Wenn ein Christ einen Juden tötet, so soll ihn gerechte Strafe und gänzliche Konfiskation des Vermögens treffen.

Art. 15. Wenn einer den jüdischen Gottesdienst verlästert, so soll er unserm Palatin zwei Talente Pfeffer zahlen.

Art. 31. Gemäß den Bestimmungen des Papstes verbieten wir auf das entschiedenste, die Juden unserer Territorien zu beschuldigen, als ob sie sich Menschenbluts bedienten, da alle Juden ihrer Gesetzesvorschrift nach sich jeglichen Blutes enthalten müssen. Wenn aber ein Jude durch einen Christen der Tötung eines Christenkindes beschuldigt wird, so soll er durch drei Christen und ebensoviel Juden überführt werden, ist er überführt worden, dann soll der Jude die auf das Verbrechen gesetzte Strafe erleiden. Wenn aber die obengenannten Zeugen und seine Schuldlosigkeit ihn freisprechen, so soll der Christ die Strafen, welche der Jude würde haben erleiden müssen, für die Verleumdung wohlverdienter Weise verbüßen.

Art 34. Wir verbieten unsern in unserm Lande angestellten Münzmeistern, sich nicht zu unterstehen, Juden mit falschem Geld allein und ohne unsern Auftrag oder den des Palatins und ohne ehrbare Bürger auf irgend welche Weise festzunehmen und festzusetzen.

Art 36. Wir verordnen endlich, daß die Juden alles frei kaufen und verkaufen können und Brod aufessen dürfen ebenso wie die Christen. Diejenigen aber, welche sie daran hindern, sollen von unserm Palatin in Strafe genommen werden.

Die übrigen Artikel dieses interessanten Statuts beziehen sich auf Angelegenheiten des Handels und Verkehrs. Das Statut ist den Bestimmungen nach gebildet, die Herzog Friedrich der Streitbare im Jahre 1244 den Juden seines Landes als besonderes Privileg gegeben hatte, und wurde schon 1264 von Bolesiaw dem Frommen für Großpolen erlassen. Von ganz besonderer Bedeutung ist der Artikel 31, den sich gerade die Bewohner der polnischen und österreichischen Gebiete ansehen und einprägen sollten, da sie sich durch gewissenlose Hetzer das alberne Märchen von durch Juden verübten „Ritualmorden" in Wort und Schrift so oft haben aufbinden lassen, bis der blinde Pöbel daran glaubte, wodurch dann so viel unsägliches Elend entstanden ist.

## Einige Glossen zu dem Artikel „Zellenantisemitismus".

Man schreibt uns:

Die von dem „Leipziger Tageblatt" unter der Ueberschrift „Zellenantisemitismus" veröffentlichte und von den „Mitteilungen" in Nummer 32 wiedergegebene Zuschrift enthält meines Erachtens einige recht bedenkliche Wendungen. Allerdings ist der Einsender gleich in den einleitenden Zeilen als ein Mann vorgestellt worden, der nichts weniger als Philosemit ist. Das nun braucht er nicht zu sein, aber er hat sich offenbar durch seinen großen Ekel vor dem antisemitischen Gewürm, der ja sehr begreiflich ist, und dem in diesen Blättern schon öfter namentlich auch in Bezug auf den in Bädern und Sommerfrischen getriebenen Unfug Ausdruck gegeben worden ist, verleiten lassen zu Wendungen, die ihm sicherlich nicht ernst, sondern nur so in die Feder geflossen sind. Wir wollen nicht weiter mit ihm rechten über die „unsympathischen Eigenschaften des Judentums", die er „keineswegs verkennt", zumal er ja eine Mitschuld der christlichen Bevölkerung an diesen eingesteht. Hoffentlich weiß er aber auch, daß auch andere Rassen, Klassen und Massen „unsympathische Eigenschaften" haben. Vielen sind, um nicht gleich zu Chinesen, Persern, Russen zu gehen, Eigenschaften der Franzosen, der Engländer, der Amerikaner usw. unsympathisch. Ja es soll sogar Millionen Franzosen, Engländer, Amerikaner, selbst Russen geben, denen — unglaublich, aber wahr — die Eigenschaften der

Deutschen, ja der Deutschen, auf das höchste unsympathisch sind. Wer je, wenn auch nur kurze Zeit, in den betreffenden Ländern gelebt hat, wird das ohne weiteres zugeben. Uebrigens braucht man nur eine Zeitlang die Zeitungen oder die bessere Litteratur der betreffenden Länder zu lesen, und man wird vollgiltige Beweise für die Richtigkeit des hier Gesagten finden. Sympathien lassen sich nicht erzwingen, Antipathien oft nur schwer bekämpfen. Solche Antipathien berechtigen aber noch niemand zu einem Antisemitismus, wie ihn der Verfasser der hier in Rede stehenden Zuschrift „begreifen" würde. „Ich hätte, schreibt er, nichts dagegen, wenn ein gewaltiger, tiefwurzelnder Haß sich hier in elementarer Leidenschaftlichkeit austobte."

Ich muß gestehen, ich hätte sehr viel dagegen, und jeder rechtschaffene Bürger sollte sehr viel dagegen haben. Der Verfasser jener Zuschrift scheint sich nicht darüber klar geworden zu sein, daß er, nur in zivilisierterer Form, ausdrückt, was Graf Pückler auch sagt, daß er nichts dagegen hätte, wenn sich bei uns ereignete, was sich in Kischinew, Hamel und leider Gottes, nur in etwas abgeschwächterem Maße, auch bei uns hier und da zugetragen hat, und was, wenn es nach den Pückler, Ahlwardt und Konsorten ginge, jeden Tag sich bei uns wiederholen würde. Ob der verehrte Herr auch nichts gegen das „Austoben des Hasses in elementarer Leidenschaftlichkeit" bei den Hereros, oder bei den chinesischen Boxern, oder bei den Negern in Haiti einzuwenden hätte? Und doch wäre das elementare Austoben des Hasses bei den hier aufgezählten exotischen Völkern noch eher erklärlich. Den Hereros in Afrika kann man einen „elementaren Ausbruch leidenschaftlichen Hasses" natürlich eher verzeihen als christlichen Germanen in Europa, die immerhin doch durchweg eine gewisse Schulbildung genossen haben und, wenn auch nur einen noch so geringen, Hauch vom Geiste ihrer nationalen Dichter und Denker verspürt haben.

Es heißt, man solle das eine tun und das andere nicht lassen. Man kann aber manchmal auch das eine nicht tun und das andere lassen. Man braucht nicht die Zellen in antisemitischen Bädern zu beschmieren und kann darum doch etwas dagegen haben, wenn „ein gewaltiger Haß sich in elementarer Leidenschaftlichkeit austobt". Man soll im Gegenteil darauf hinarbeiten, daß der Haß aufhört, zumal er, wie jeder Haß gegen eine Gemeinschaft, in die man hineingeboren wird, und von der jeder doch nur eine verschwindende Minderheit kennen und beurteilen kann, ungerecht ist. Kann man aber den Haß nicht beseitigen, dann haben alle darauf hinzuarbeiten, daß er *nicht* sich elementar austobt, denn das hat Nachteile für alle Beteiligten und nicht zum wenigsten schließlich für das Vaterland.

Ich würde einzelnen Wendungen in einer uns sonst sympathischen und jedenfalls wohlgemeinten Zuschrift nicht eine solche Bedeutung beigelegt haben, zumal ich fest überzeugt bin, daß der Schreiber nur mit ihnen entgleist ist, wenn nicht, gerade wegen der anständigen Gesinnung des Verfassers, Gefahr vorhanden wäre, daß viele, solange sie sich nur von dem ekelerregenden Zellenantisemitismus fernhalten, sich berechtigt halten, ihren Judenhaß gelegentlich austoben zu lassen. Heute sind ja so viele mit Vorliebe „Uebermenschen", allerdings auf anderer Leute Kosten, zu anderer Leute Schaden und nur zu eigenem Nutzen oder Vergnügen. Sobald sie lesen, daß ein Herr, dem der Zellenantisemitismus, anscheinend nur weil er der „Größe" entbehrt, „kleinbürgerlich und eng" ist, widerlich erscheint, der Ansicht ist, daß der tobende Antisemitismus toleriert werden könne, dann werden sie sich mit dem Antisemitismus der Tat womöglich noch als „Größen" vorkommen, während sie in Wirklichkeit doch nur Barbaren sind. Dem Antisemitismus gegenüber muß man sehr vorsichtig sein; nicht die geringste, nicht die allergeringste Konzession darf man ihm machen, denn viel eher als der Teufel nach der ganzen Hand, sobald er nur einen Finger hat, geht der Antisemitismus zum Aeußersten über, wenn ihm das übrigens immer ungerechtfertigte Zugeständnis gemacht wird, daß dies oder jenes an ihm garnicht so unberechtigt sei. Daß Juden auch Fehler, selbst sehr große Fehler, unsympathische Eigenschaften haben, wer wäre solch ein Narr das zu leugnen! Mit dem Judentum oder der Judenheit aber haben diese Fehler nichts zu tun, und so weit sie damit zu tun haben, sind sie durch die bisherige Behandlung der Juden verschuldet und werden verschwinden, je mehr wir uns von dieser Behandlung entfernen. Man braucht, um die Richtigkeit des hier Gesagten zu erproben, nur die Juden der verschiedenen Länder mit einander zu vergleichen, ja in *einem* Lande wird man den Unterschied herausfinden, ob diese schon längere oder jene erst kürzere Zeit in einem Lande mit zivilisierten Gesetzen wohnen.

Da der Verfasser der Zuschrift über den Zellenantisemitismus selbst die Assimilierung der wertvollsten jüdischen Elemente für wünschenswert, ja notwendig und keineswegs für unmöglich hält, sollte er im allseitigen Interesse eher darauf hinarbeiten, daß nicht nur der widerwärtige, sondern auch *der* Antisemitismus aufhört, der ihm einer gewissen „Größe" nicht zu entbehren scheint. Vom ästhetischen Standpunkt mag ja das elementare Austoben wilder Tiere großartiger scheinen als das Würgen der Schlange, das Belästigen durch Fliegen, Mücken, Wanzen und sonstiges Ungeziefer. Aber man wolle und soll bedenken, daß Ungeziefer und sonstiges Gewürm abgeschüttelt und ignoriert werden kann, während „gefährlich ist's den Leu zu wecken, verderblich ist des Tigers Zahn, doch das *Schrecklichste der Schrecken* ist der Mensch in seinem Wahn".

Im Laufe der Jahrhunderte haben wir der Beispiele hierfür genug gehabt. Wir wissen aus der Geschichte, wir haben es in unserer Zeit noch oft genug schaudernd miterlebt, wie wenig dazu nötig war, welch' augenscheinlicher Lügen es nur bedurfte, um das Austoben elementarer Leidenschaftlichkeit zuwege zu bringen. Es hatte aber nie etwas Großes an sich, sondern es war stets gemein und brutal, schmachvoll und empörend. L.

## Zur Abwehr.

**Pfarrer Dr. Frank †.** Aus Bayern kommt die betrübende Nachricht, daß der frühere langjährige katholische Reichs- und Landtagsabgeordnete Dr. Frank in Königshofen, wo er zuletzt als Spitalpfarrer amtierte, gestorben ist. Der Tod dieses unermüdlich für die Aufklärung wirkenden Mannes bedeutet, wie unsere Leser wissen, zugleich auch einen schmerzlichen Verlust für den Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Durch Wort und Schrift ließ Pfarrer Frank es sich insbesondere angelegen sein, das blöde *Ritualmordmärchen*, das dank der antisemitischen Verhetzung unter der Landbevölkerung leider noch immer Gläubige findet, zu zerstören. Das wertvollste Quellenmaterial, das über die Ritualmordbeschuldigung früherer Jahrhunderte vorhanden ist, ist von Pfarrer Frank auf Grund eingehender Spezialstudien gesammelt und gesichtet worden und hat sich als ein vortreffliches Rüstzeug gegen die antisemitische Ritualmordlüge bewährt. Dem Einflusse seiner Aufklärungsschriften ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die überwiegende Mehrheit der katholischen Presse — wenigstens soweit die Ritualmordfrage in Betracht kommt — jetzt den Antisemiten mit Entschiedenheit entgegentritt.

Nun ist der, auch nach seinem Rücktritt vom parlamentarischen Leben in dem stillen Königshofen rastlos im

Dienste der Humanität Schaffende dahingegangen; seine Mitstreiter im Verein zur Abwehr des Antisemitismus werden das Andenken dieses edlen Mannes in Ehren halten, der die in seiner letzten Schrift ausgesprochene Hoffnung, daß er es noch erleben werde —

„daß das christliche Volk sich ebenso des unchristlichen Antisemitismus wie des schmachvollen Ritualmord-Aberglaubens schämt, und daß beide, der Antisemitismus und der Ritualmord-Aberglaube, dort bei einander liegen, wohin sie schon längst gehörten, — im Grabe der Vergessenheit."

leider nicht mehr hat in Erfüllung gehen sehen.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Der General-Anzeiger für Schaumburg-Lippe** scheint es angesichts der bevorstehenden Reichstagsersatzwahl für vorteilhaft zu erachten, sich auf die Seite der Antisemiten zu schlagen. In einer seiner letzten Nummern (27. 8.) benutzt er die von uns kürzlich mitgeteilte Kundgebung aus der Kanzlei des österreichischen Thronfolgers, die sich mißbilligend über den Verkauf von kirchlichen Kunstgegenständen an „Juden und ausländische Antiquitätenhändler" ausspricht, zu folgender nichtsnutziger Anrempelei gegen „das auserwählte Volk":

„Die Kundgebung des Thronfolgers enthält blos die Konstatierung einer offenkundigen, nicht zu leugnenden Tatsache, nämlich der, daß überall, wo Schacher getrieben wird, Juden in erster Linie anzutreffen sind."

Wir möchten statt jeder weiteren Entgegnung hier nur folgende Sätze anfügen aus dem Schlußkapitel der Schrift des leider soeben verstorbenen katholischen Pfarrers Dr. Frank „Die Kirche und die Juden:

„Giebt es denn nur jüdische Wucherer? Giebt es nicht auch Christen, die vielleicht noch schlimmere Halsabschneider sind als die Semiten? Mir fällt da unwillkürlich ein altes Geschichtchen ein. In ein Kloster kam von Zeit zu Zeit ein Mann und brachte ein kleines Almosen; bei dieser Gelegenheit wiederholte er jedesmal die Bitte, die Prediger möchten recht scharf und eindringlich und recht oft gegen den Wucher ihre Stimme erheben, denn nichts sei abscheulicher und gefährlicher und verderblicher als der Wucher. Und was hat sich später herausgestellt? Dieser Mensch war selbst der ärgste und gefährlichste Wucherer, der nur deshalb gegen den Wucher gepredigt haben wollte, damit die anderen Wucherer sich bekehren sollten, und er dann ohne Konkurrenten sein verderbliches Geschäft betreiben könnte. Fast möchte es scheinen, als ob auch unter den Antisemiten gar manche nur deswegen gegen die jüdischen Wucherer sich ereifern und dieselben aus dem Deutschen Reiche vertrieben wissen wollen, weil sie ohne die lästige jüdische Konkurrenz ihre sauberen Geschäfte mit um so größerem Erfolg betreiben möchten."

Zu dem Briefe aus der Kanzlei des österreichischen Thronfolgers wird übrigens dem rechts-nationalliberalen „Leipz. Tagebl." aus Oesterreich noch geschrieben: „Diese Aeußerung hat gegenüber der Vorurteilslosigkeit, die gewisse höfische Kreise hinsichtlich ihrer Sammlungspolitik an den Tag legen, einen recht pikanten Beigeschmack. Sie ist aber, hiervon ganz abgesehen, psychologisch und politisch interessant und zeigt, was Oesterreich von dem künftigen Thronfolger zu erwarten hat. Denn wie man auch den Einfluß des Judentums bewerten möge, das geht doch wohl selbst in dem in so vielen Beziehungen mittelalterlichen Oesterreich nicht an, daß man die Juden, wie es in der Aeußerung des Erzherzogs geschieht, gewissermaßen unter Fremdenrecht stellt. Nichts anderes nämlich ist in dem Brief geschehen. Die Juden, mögen sie noch so patriotische und loyale Oesterreicher sein, werden auf eine Stufe mit den Ausländern gestellt. Wir glauben nicht, daß diese Anschauung irgendwie haltbar ist; vor allem aber glauben wir nicht, daß die Kundgebung politische Begabung verrät. Sie entfremdet dem Thronfolger die Sympathien eines ziemlich weiten, materiell und geistig höchst einflußreichen Kreises in Oesterreich, und gerade dieses Land kann es weniger als irgend ein anderes vertragen, daß eine ganze Schicht von Staatsbürgern ohne jeden Anlaß brüskiert und von dem Staatsgedanken abgespittert werde. Wenn der Erzherzog versuchen will, Oesterreich nach den Prinzipien des klerikalen „Vaterland" und nach den Leitartikeln irgend eines Pater confusionarius zu regieren, so werden ihn die Ereignisse zu seinem eigenen Schaden darüber belehren, daß die Zeiten der spanischen Ferdinande endgültig vorüber sind."

**Professor Dr. Albrecht in Oldenburg** gibt zur Abwehr der bekannten antisemitischen Angriffe gegen ihn in einem, an den Herausgeber des Breslauer „Jüdischen Volksblattes" gerichteten Schreiben, folgende Schilderung der mit seiner Lehrtätigkeit zusammenhängenden Vorgänge, die zu der antisemitischen Preßhetze gegen ihn geführt haben:

„Im Religionsunterricht — es war in Prima oder Obersekunda der hiesigen Oberrealschule — kam ich auch auf die sogenannte Blutbeschuldigung zu sprechen und wies darauf hin, daß, wie den Christen in den ersten Jahrhunderten (epulae Thyesteae), so auch den Juden noch in unserer Zeit der Vorwurf gemacht werde, daß sie Blut zu rituellen Zwecken benutzten. Ich machte die Schüler in ruhiger nicht „eifernder" Weise auf die Lächerlichkeit dieser Beschuldigung aufmerksam, indem ich vor allem betonte, wie streng den Juden jeder Bluigenuß verboten sei. Blutaberglaube finde sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei den Juden aber verhältnismäßig selten, eben wegen dieses scharfen Verbotes; Blutritus gebe es nicht, Geheimschriften existierten nicht, die angeblich geschichtlichen Tatsachen seien entweder erfunden oder tendenziös umgestaltet, oder es seien Geständnisse durch die Folter erpreßt. Das ist alles. Die Schüler hörten meinen Auseinandersetzungen mit Interesse zu, und ich glaube auch klärend auf sie gewirkt zu haben, da mein Verhältnis zu den Schülern stets vorzüglich gewesen ist und auch noch ist. Einige Zeit darauf erhielt ich von einem hiesigen Glasermeister — das sind die Oldenburger Bürger — einen sackgroben Brief, indem mir zwar unorthographische und stillose, aber recht deutliche Vorschriften gemacht wurden, wie ich mich im Unterrichte zu verhalten habe. Ich war töricht genug, den Mann für belehrbar zu halten, und schrieb ihm ein paar Worte zu der Frage, darauf erhielt ich einen noch gröberen Brief. Ich antwortete noch einmal, nur um die Schmähungen des letzten Briefes (gegen Strack und mich) zurückzuweisen, ließ dann aber die Sache auf sich beruhen. Im Unterricht habe ich dann bei Gelegenheit noch einmal, ohne die Briefe zu erwähnen, die Frage kurz besprochen, und nun erfolgt dieser Wutausbruch des Herrn Glasermeisters (Lampe heißt er) in der Staatsbürgerztg, von der er mir bei dem ersten Briefe einige Exemplare beilegte. Natürlich habe ich meinem Direktor, dem Herrn Prof. Krause, sofort die Sache vorgetragen, er gab mir vollkommen recht, meinen Kollegen und andern Herrn diente sie zur Erheiterung; auch mich ärgert sie nur mäßig und stört mich garnicht. . ."

**Antisemitismus im Anwaltsstand.** Die „Frkf. Ztg." erhält folgende Zuschrift:

„Zur Vertretung in Anwaltschaft und Notariat suche ich einen christlichen Assessor." „Rechtsanwalt, Christ, sucht sich zu assozieren." Derartige Anzeigen sind zur ständigen Rubrik auf dem Titelblatt der „Juristischen Wochenschrift" geworden. Hoffentlich sind die Herren, die ihr

Bureau in unverfälschter konfessioneller Reinheit erhalten wollen, so konsequent, auch nur christliche Mandate anzunehmen. Es gibt Skeptiker, die das bezweifeln und an das Goethesche Wort erinnern: „Doch seine Weine trinkt er gern." Indessen die Ansichten, die in diesen Inseraten widerspiegeln, sind Privatsache. Ich anerkenne die Freiheit jedes einzelnen, die Grenzen seiner sozialen Anschauungen so eng abzustecken, als ihm beliebt. Aber nicht mehr Privatsache ist es, daß das offizielle Organ des Deutschen Anwaltsvereins, das die Würde des Standes nach außen und innen zu vertreten hat, derartigen Anzeigen seine Spalten öffnet. Ein Stand, der als Element des Fortschrittes in unserem öffentlichen Leben gelten will, der seine Solidarität gegenüber den vielfachen Angriffen der Gegenwart so entschieden zu betonen pflegt, darf auch in dem fachgenössischen Anzeigeteil seines Organes sich nicht kompromittieren."

Derartige Inserate, durch welche jüdische Hilfsjuristen oder Teilhaber geflissentlich ausgeschlossen werden sollen, sind den antisemitischen Blättern, wie z. B. dem Hamburger „Deutschen Blatt" natürlich sehr sympathisch. Uns ist es jedenfalls völlig unerfindlich, was die christliche Konfession mit der Rechtsanwaltschaft, oder die christliche Religion mit dem Amt eines Assessors und mit dem Notariat zu schaffen hat.

Aus obiger Annonce leuchtet der antisemitische Pferdefuß so unverhüllt hervor, daß von einer Berechtigung solcher Annoncen in dem offiziellen Organ des deutschen Anwaltsvereins schlechterdings nicht die Rede sein kann.

**„Das Judengeld"** mit dem Herr v. Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, angeblich den Bau protestantischer Kirchen unterstützt hat, spukt noch immer in der antisemitischen Presse. Der Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen, Dr. Braun, sieht sich demgegenüber zu folgender Richtigstellung veranlaßt:

„Mit Judengeld ist die Gedächtniskirche gebaut" — so einst und jetzt der Ruf. — „Der Schandbau sollte niedergerissen werden", so läßt sich eine Stimme im Rahmen eines kirchlichen Blattes vernehmen. Mit 5 Millionen wird jene Kirche gebaut. Davon haben patriotische Katholiken 56 000, Israeliten 19 000 gegeben, also „Judengeld" $^1/_{250}$. — Sollte man diese Gaben für eine evangelische Kirche, die ein nationales Denkmal für den geliebten Kaiser zu sein bestimmt ist, zurückweisen? Ich sage nein. Für den Kölner Dom haben Evangelische viele Millionen gegeben — und alle finden es mit Recht in der Ordnung. Ich wundere mich eher darüber, daß von jenen Seiten so wenig dargeboten ist. Mir hat in meiner ersten Gemeinde eine ehrenhafte jüdische Familie von ihrem Reichtum zu allen guten Zwecken gegeben und ich habe es gern und dankbar genommen. Wenn in christlicher Umgebung eine arme jüdisch-gläubige Gemeinde sich ein Bethaus bauen wollte, wäre es unanständig, wenn ein Christ ihr dazu eine Gabe spendete? Kann er sein wahres Christentum ihnen nicht sonst genügend dokumentieren!? — Also hinweg mit jener Legende! Sie ist so unwahr als sittlich-häßlich."

**„Jüdische Rechtsanschauung".** Den deutschen Antisemiten genügt nicht der Unsinn, den sie selber leisten, sie müssen noch welchen importieren, und zwar aus dem hierzu geeignetesten Lande, aus — Rußland. Soll da hinten weit im Moskovite.reiche, in Odessa, der Verteidiger eines unter Anklage des Raubes stehenden Juden als Milderungsgrund den Umstand angeführt haben, daß der Angeklagte Jude ist, und „nach den jüdischen Begriffen die Erlangung eines Vorteiles auf unrechtmäßigem und unsittlichem Wege durchaus nicht zu den verpönten Dingen gehört". Er fordert die Geschworenen auf, dieser erblichen Belastung des Angeklagten durch die Rasseneigentümlichkeit besonders Rechnung zu tragen. — Das Antisemitenblatt, das diesen Blödsinn unter der Spitzmarke „Jüdische Rechtsanschauung" verbreitet, weiß ganz genau, daß findige Rechtsanwälte zu Gunsten hart bedrängter Klienten gar manches sagen, was sie nicht verantworten können. Falls die Meldung überhaupt auf Wahrheit beruht, spricht sie mehr gegen die Rechtsanschauung russischer Verteidiger bezw. des betreffenden Odessar Anwalts als gegen die jüdische Rechtsanschauung. Räuber sind jedenfalls bei Juden so selten, daß von einer erblichen Belastung sogar noch einigermaßen zurechnungsfähige Antisemiten lieber nicht reden sollten. Wenn man in Rußland von den Räubern auf die von ihnen ererbte Rechtsanschauung und Anlage schließen dürfte, dann fürchten wir, käme die griechisch — katholische Kirche und die slavische Rasse sehr schlecht weg. Wir machen solche von vorn herein verfehlte Rückschlüsse nicht. Aber selbst für Antisemiten sollten solche Scherze nachgerade zu dumm sein.

**Ueber neue antisemitische Unruhen in Bessarabien** wird der „Voss. Ztg." aus Bukarest vom 24. d. Mts. geschrieben:

Nachrichten aus verläßlicher privater Quelle besagen, daß in Bessarabien in den letzten 14 Tagen blutige antisemitische Ausschreitungen vorgekommen sind, bei denen mehrere Juden getötet und etwa 80 verwundet wurden. Die Haupthetzer sind die Geistlichen, die von der Kanzel herab blutrünstige Reden gegen die Juden halten, indem sie sie unter anderem beschuldigen, den Krieg mit Japan angestiftet haben. Zudem wird von berufsmäßigen Agitatoren unter den unteren Bevölkerungsklassen die Ansicht verbreitet, daß die russische Regierung den Juden volle Bürgerrechte gewähren wolle und daß die Juden dann die Herrschaft über das rechtgläubige Volk an sich reißen würden. Die Bewegung ist diesmal auf die Dörfer und kleinen Städten des flachen Landes beschränkt. Die antisemitischen Unruhen sind aber diesmal der russischen Regierung offenbar nicht erwünscht, da weitgehende militärische Maßnahmen getroffen wurden, um die Ruhe wieder herzustellen.

---

## Vermischtes.

**Ueber Mängel der germanischen Rasse** äußert sich Th. Fritsch in der neuesten Nummer des „Hammer" mit bemerkenswertem Freimut. Seine Gedankengänge decken sich vielfach mit Betrachtungen, die auch in diesem Blatte schon wiederholt angestellt worden sind und die eine gewisse geschäftliche Ueberlegenheit der Juden gegenüber den Christen gewissermaßen historisch begründen. Es will uns überhaupt scheinen, als ob gerade diese volkswirtschaftlichen Untersuchungen und ihre Ergebnisse auf antisemitische Kreise, die noch nicht ganz verbohrt sind, eines gewissen Eindrucks nicht entbehrt haben. Doch hören wir, was Fritsch, der Altmeister der antisemitischen Publizistik, über Mängel der Rasse, die nach seiner Ansicht auf Mängel der Erziehung zurückzuführen sind, zu sagen hat:

„Für die Jugend kommen nur zwei erzieherische Faktoren in Betracht: die Eltern und die Lehrer. Wie aber nun dann, wenn die Eltern und Lehrer selber nichts von praktischen und geschäftlichen Dingen verstehen? Wenn sie, weltfremd, in abstrakten Ideenkreisen erzogen sind? — Was weiß heute im Durchschnitt der Beamte, der Geistliche, der Offizier, der Gelehrte von praktischen Geschäfts-Dingen? Was weiß er von Volkswirtschaft, von Bank- und Börsen-Wesen und von den Gepflogenheiten des internationalen Handels? Ja, was versteht er von den einfachsten Geschäfts-Kniffen, deren sich jeder Hebräer bei einem Hosenhandel oder einem Geld-Darlehen bedient? Gewöhnlich soviel wie nichts; und darum wird er so oft das Opfer Jener von der anderen Rasse. Und auch die Lehrer, sowohl die von der Hochschule wie die vom Seminar, lernen bis heute von volkswirtschaftlichen, praktischen und geschäftlichen Dingen im allgemeinen nichts. Wer soll unsere Jugend also in dieser Hinsicht unterrichten? —

Wenn wir nun aber von unseren Vätern und Großvätern in diesen Dingen ohne jede Belehrung blieben, und diese wiederum von ihren Vätern und Großvätern auch dergleichen nicht lernen konnten, — darf man da nicht mit einem gewissen Recht sagen: Hier liegt ein Mangel des ganzen Geschlechts, der Nation, der Rasse vor? . . . .

Die Schwächen unserer Rasse wollen wir nicht erkennen, um sie als etwas Unabänderliches hinzunehmen, sondern — um sie zu überwinden. Ist es aber nicht schlimm, daß man sich wegen solcher Selbstverständlichkeiten erst nach rechtfertigen muß? Wie kommt es nur, daß wir Deutschen jeder freimütigen Aeußerung sofort allerlei schlechte Absichten unterlegen? Trauen wir unter uns Niemanden mehr zu, daß er klug, gerecht und selbstlos sein könnte? — Das wäre schlimm!

Und doch, wir erleben es immer wieder. Tadeln wir die Fehler unseres Volkes, so kommt sofort ein heißblütiger Volksfreund, der sich dadurch verletzt fühlt. Er verlangt, wir sollen nur Vorzüge an unserem Volke sehen und es durch Lob über alle anderen erheben. Preisen wir aber die Tugenden unseres Volkes, so kommt sofort ein Anderer und sagt: Ihr übertreibt! Unser Volk ist garnicht mehr so tugendhaft; ich kann euch eine ganze Menge nennen, die ausgemachte Bösewichte und Halunken sind. — Wie soll man's nun recht machen?

Nun, das ist sehr einfach: Man soll nicht einseitig loben und nicht einseitig tadeln; man soll Lob und Tadel im richtigen Maß mischen; das ist wahre Vernunft und Lebens-Klugheit. Wo Licht ist, ist auch Schatten, und man soll für beides nicht blind sein. Es scheint aber, daß viele Menschen von heute einäugig einäugig geworden sind: die einen sehen nur das Licht, die andern nur den Schatten."

Auch für dieses freimütige Wort wird Fritsch von der großen Mehrzahl der antisemitischen Hetzblätter wenig Dank ernten.

**Der Kampf der Deutschen und Polen um die Provinz Posen.** Unter diesem Titel hat der Landesökonomierat Wendorff, der politisch den Konservativen nahe stehen dürfte, kürzlich eine Broschüre veröffentlicht, in der er die Bedeutung des Judentums in der Provinz Posen für die Förderung des Deutschtums rückhaltlos anerkennt. In einem Rückblick auf die historische Entwicklung der Städte schreibt der Verfasser:

„In den Städten war am frühesten das deutsche Element zu Kraft gekommen, der deutsche Einfluß ward dann gebrochen und die Städte zerfielen zu dem traurigen Zustande, den sie bei der Besitznahme durch Preußen zeigten.

Durch Zollmaßnahmen Rußlands ging auch die einzige größere Industrie, die Posen gehabt hat, die Tuchmacherei, zurück und die deutschen Tuchmacher der Provinz mußten ihr Gewerbe nach Lodz und anderen Orten innerhalb der russischen Grenzen verlegen.

Immerhin blieb ein Teil der Städter deutsch und das zunächst wieder aufblühende Handwerk war gerade in den wichtigeren Gewerken deutsch oder jüdisch.

In den Städten wohnten auch die zumeist deutschen Beamten und so boten die Städte denn das Bild, daß die obere wohlhabendere Schicht überwiegend deutsch-jüdisch, die Arbeiter- und Dienstbotenbevölkerung zumeist polnisch war.

Die jüdische Bevölkerung ist in rapider Abnahme begriffen. Unter 1000 Einwohnern der Provinz waren

| | Protestanten | Katholiken | Juden |
|---|---|---|---|
| 1849 | 308 | 635 | 57 |
| 1871 | 324 | 637 | 39 |
| 1900 | 303 | 678 | 19 |

Im Regierungsbezirk Posen ist der Rückgang des deutschen und jüdischen Prozentsatzes stärker als in Bromberg.

In Posen waren

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1849 | 266 | 675 | 54 |
| 1871 | 276 | 684 | 40 |
| 1900 | 245 | 736 | 19 |

In Bromberg waren

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1849 | 388 | 558 | 54 |
| 1871 | 409 | 553 | 38 |
| 1900 | 403 | 578 | 19 |

Die jüdische Bevölkerung, die sich doch zu den Deutschen hält, ist also in der kurzen Zeit von fünzig Jahren auf ein Drittel zusammengeschmolzen, an Stelle der Juden sind die Polen getreten und da nun neuerdings auch der deutsche Handwerkerstand sichtlich zurückgeht, wird auch seine Stelle durch Polen eingenommen."

Welches die Gründe für den Rückgang der Zahl der Juden in der Provinz Posen sind, ist schon so oft auf das Ueberzeugendste nachgewiesen worden, daß es überflüssig erscheint, hierauf noch einmal näher einzugehen. Auch der Verfasser vermeidet eine Bezugnahme hierauf, wahrscheinlich um an gewissen Stellen, welche sich dadurch betroffen fühlen könnten, nicht anzustoßen. Im übrigen sind die oben mitgeteilten Zahlen auch insofern sehr lehrreich, als sie die antisemitische Legende, daß das durch die aus der Provinz Posen fortziehenden Juden entstehende Manco sofort wieder durch die Einwanderung russischer Juden ausgefüllt werde, gründlich zerstören.

**In dem bayerischen Generalstabsarzt II. Klasse, mit dem Range eines Generalmajors, Dr. Moritz Neuhofer,** der in voriger Woche in München im 83. Lebensjahre gestorben ist, hat die bayerische Armee einen ihrer ältesten Sanitätsoffiziere verloren.

Dr. Neuhofer wurde im Jahre 1821 zu München als Sohn eines Goldarbeiters geboren, studierte an der dortigen Universität, wo er als einer der ersten Juden dort inskribiert war, Medizin mit solchem Erfolge, daß ihm Staatsstipendien zur weiteren ärztlichen Ausbildung in Paris und Wien bewilligt wurden. Nach vollendeten Studien trat er im Jahre 1848 als Unterarzt 2. Klasse beim 1. bayer. Jägerbataillon ein und machte als solcher 1849 den badischen Feldzug mit. Er war dann später in verschiedenen bayerisch-pfälzischen Garnisonen tätig. Während des bayerisch-preußischen Krieges wurde er 1866 zum Regimentsarzt befördert und dem Hauptfeldspital in Würzburg zugeteilt. Im deutsch-französischen Kriege 1870/71 war er dirigierender Arzt des 8. Feldaufnahmespitals. Für seine Verdienste wurde ihm damals das goldene Sanitätsehrenkreuz und das Ritterkreuz 1. Klasse des bayer. Militärverdienstordens mit Schwertern verliehen. Im badischen Feldzuge hatte er schon als 1. Orden die Tapferkeitsmedaille erhalten. 1872 wurde er zum Oberstabsarzt des 2. Infanterie-Regiments ernannt. 1882 kam er dann, unter Beförderung zum Korpsarzt, zur Stadtkommandantur München. 1889 endlich kam er um seine Pensionierung ein und wurde dann nach 45jähriger Dienstzeit als Generalstabsarzt 2. Klasse mit dem Range eines Generalmajors aus dem bayer. Armeeverband entlassen. Am Leichenbegängnisse, das sich zu einer imposanten Trauerkundgebung gestaltete, nahmen u. a. teil: Der bayerische Kriegsminister Frhr. von Asch, General v. d. Tann, General v. Steinling, Generaloberst Graf Verri de la Bosia und mehrere andere Generäle.

**Auf den höchsten Richterposten Oesterreichs** wird demnächst ein Mann gesetzt werden, der aus niedrigen Anfängen zu einer hervorragenden Höhe wissenschaftlicher und staatsmännischer Bedeutung sich erhoben hat: Dr. Emil Steinbach. Die Stelle des Ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofes ist durch den Rücktritt ihres gegenwärtigen Inhabers frei geworden und wird nun dem Dr. Steinbach verliehen. Das ist ein merkwürdiger Mann, von einem besonderen Bildungsgang und einer besonderen Entwicklung. Er ist armer Leute Kind, begann als Realschüler, ging dann zu den humanistischen Studien über, wurde Professor der Nationalökonomie an der Wiener Handelsakademie, ward dann ins Justizministerium berufen, wurde unter Taaffe Finanzminister und hat als solcher die Valuta-Regulierung vorbereitet, dann war er Senatsvorstand des Obersten Gerichtshofes und wird nun erster Präsident

dieses obersten Reichstribunals. Dr. Steinbach gilt in Oesterreich als „der Wortführer der juristischen Moderne", die ihr Hauptziel darein setzt, das moderne Recht mit dem modernen Wirtschaftsleben in Einklang zu bringen. In seiner politischen Haltung war Dr. Steinbach, wie seine Zugehörigkeit zum Kabinett Taaffe erwies, kein Liberaler und kein Anhänger deutsch-freiheitlicher Parteiprogramme, er neigte vielmehr der Rechten zu, doch mit stark sozialpolitischen Neigungen, die ihn niemals zu einem Genossen der Reaktionäre machen konnten. Er hat es seit seinem Rücktritte aus dem Ministerium aufgegeben in die Politik einzugreifen und lebt ganz und gar seinem richterlichen Berufe und seinen schriftstellerischen Neigungen. Daß ihn seine jüdische Abstammung in seiner Entwicklung nicht gehindert und in seinem Fortkommen nicht geschadet hat, lehrt die Erfahrung. Uebrigens ist, wie dem „Hamb. Fremdenbl." geschrieben wird, in diesem Jahre der Fall vorgekommen, daß ein Offizier jüdischen Glaubens, der auch bei seinem Glauben verblieben, zum General-Major avanziert ist und gegenwärtig als Brigadier in einer Stadt Ober-Ungarns funktioniert. Dies in dem als rückständig verschrienen Oesterreich!

**Der neue Gouverneur von Hongkong.** Ein Londoner Blatt enthielt vor einigen Tagen folgende Notiz aus Hongkong, datiert vom 29. Juli d. J.:

„Sir Matthew Nathan, der neue Gouverneur von Hongkong, landete heute morgen um 10 Uhr und wurde am Pier von Regierungsbeamten, Richtern, Zivil- und Militärbeamten sowie einer großen Menge von Bürgern empfangen.

Die Schiffe trugen Flaggenschmuck und Salutschüsse wurden abgegeben. Die von dem Derbyshire Regiment gestellte Ehrengarde war zugegen, und der Weg vom Regierungsgebäude wurde von Militär und Polizisten eingefaßt.

Bei der Zeremonie der Eidesleistung machte Sir Nathan einen günstigen Eindruck durch eine ausgezeichnete Rede."

Hierzu wird uns aus London geschrieben: „Diese Notiz wirft ein charakteristisches Licht auf den Unterschied zwischen den hiesigen und dortigen Verhältnissen. Der neue Gouverneur von Hongkong, Nathan, ist ein guter Jude. Er sollte vor einigen Jahren englischer Militär-Attaché in Berlin werden, wurde jedoch seiner Religion wegen von der preußischen Regierung nicht angenommen.

Es ist schade, wenn ein Land die Talente, welches es besitzt, nicht benutzen darf."

---

**Antisemitische Bade-, Kur- und Erholungsorte.**

Augustusbad bei Radeberg.
Bansin.
Binz. Villa „Glückspilz". Villa „Quisisana". Villa „Seeblick". Potenbergs Hotel. Villa „Sonnenschein".
Bozen. „Zur weißen Rosen", „zum Reußen".
Braunlage (Braunschweig).
Borkum.
St. Blasien (bad. Schwarzwald). Pension „Kehre wieder".
Cabarz in Thüringen.
Chiemsee. Die Fraueninsel.
Cuxhaven. Nordsee-Hotel.
Einöd. Luft- und Wasserkurort bei Priesach in Obersteiermark.
Ebbs und Erl am Inn.
Fürstenblick bei Tambach in Thüringen.
Gaisenstein.
Garmisch. Gasthof zum Lamm.
Gehlberger Mühle bei Oberhof in Thüringen.
Graal bei Ribnitz.
Hahnenklee. Pension Bergfriede.
Heiligenhafen.
Herzberg am Harz.
Innsbruck. Die Gasthöfe „zum weißen Kreuz", „zum goldnen Adler" und „zum rothen Adler".
St. Johann bei Heiden in Appenzell.
Juist.
Karlsbad. Hotel Morgenstern. Hotel National. Hotel de Russie. Residenz-Hotel. Haus Grillparzer, Alte Wiese. Haus Römischer Feldherr, Neue Wiese. Haus Oelzweig, Martenbaderstr. Haus Italia, Schloßberg. Haus Florenz, Schloßberg. Haus Stadt Warschau, Kaiserstr. Haus Malta, Kaiserstr. Haus Rosenstock, Kaiserstr. Haus Brandenburger Thor, Kreuzstr. Haus Germania, Schloßberg. Haus Preußische Krone, Egerstr. Haus Egeria, Egerstr. Haus Diamant, Egerstr. Haus Engl. Krone, Egerstr. Haus Schubert, Parkstr.
Kieferfelden a. Inn. Gasthof zur Gräfin von Kufstein.
Kissingen. Logirhaus Renner.
Kitzbühel (Tirol).
Königsfeld im Schwarzwald.
Klausen. Gasthof zur Post.
Kufstein. Gasthaus zur Schanz bei K. Sandwirth zum Sparchen bei K.
Lakolk auf Röm.
Langhampfen.
Ligau bei Dresden.
Metlisalp. (Berner Oberland).
Mezzolembardo. Rest. Gröbner.
Montavon. Inner Bartholomä und Bandaus (Voralberg).
Mühlenthal. (Ferienheim bei Wernigerode).
Mühlgraben bei Oberaudorf (Tirol).
Müllheim in Baden. Hotel zum Löwen.
Münchweiler, Bez. Pirmasens.
Müritz.
St. Nicolai bei Ebbs.
Oberaudorf a. Inn.
Oberdozen.
Oberweiler. Kurhaus im Schwarzwald.
Pyrmont. Richters Pension.
Prag. Altstadt, Katholisches Kasino.
Renfch bei Bozen.
Rupolding in Oberbayern.
Salzbrunn i. Schl., Dachroedens Hof, christliches Logirhaus.
Schierke (Harz). Hotel Hoppe und Haus Tannenheim.
Schärding am Inn. Kuranstalt Dr. Ebenhecht.
Sellin.
Sermione a. Gardasee. Hotel promessi sposi.
Swinemünde. Beckers Strandhotel (Bes. Ww. Becker). Villa Seeschloß (Bes. Geschwister Schnür). Villa Heiderose (Bes. F. Böttcher). Villa Hedwig (Pensionat und Logierhaus, Bes. Wwe. Hübner).
Tabarz (Großtabarz und Kleintabarz) in Thüringen. Hotel Schießhaus.
Thierfee.
Travemünde. Villa „Mira Mare", Kaiser-Allee.
Unterriß (Bayern) Forsthaus.
Vilm, Insel im Rügenschen Bodden.
Volderbad bei Hall in Tirol.
Walchsee.
Wenningstedt auf Sylt.
Westerland auf Sylt. Pension Lambeck (Bes. Krome und Frau geb. Lambeck).
Wildbad im Schwarzwald. Villa Montobello.
Wildbihl (Tirol).
Zellerfeld im Harz. Johannefer Kurhaus.
Zinnowitz.

Für etwaige Berichtigungen bezw. Ergänzungen der vorstehenden Liste sind wir unseren Lesern dankbar.

* * *

Es entspricht nicht den Tatsachen, wie man uns schreibt, wenn man Groß- und Klein-Tabarz in Thüringen ganz allgemein als antisemitisch bezeichnet. Nur für das Hotel „Schießhaus" in Groß-Tabarz ist das zutreffend, das „nur christlichen Familien" Aufnahme gewährt. Wir haben in der vorstehenden Liste dementsprechend Vermerk genommen.

Unter den antisemitischen Gasthöfen bezw. Café's in Karlsbad ist in der vorliegenden Liste das Café „Sanssouci" gestrichen worden. Der Besitzer erklärte einem Abonnenten der „Mitteilungen", daß er selbst sehr erstaunt darüber sei, daß sein Café in den Verruf des Antisemitismus gekommen sei. Er selbst wisse nichts davon, seine Ladenmieter seien Juden. Juden gehörten — wie unser Gewährsmann sich überzeugt hat — zu seinen besten Gästen. Der Wirt glaubt, daß nur durch Konkurrenzneid dieses Gerücht entstanden sei, und bat um Richtigstellung.

Ueber den antisemitischen Charakter von Wenningstedt sind die Ansichten jüdischer Badegäste, die dort geweilt haben, noch geteilt. Aus unserem Leserkreise wird darauf aufmerksam gemacht, daß Wenningstedt Eigentum der Gemeinde Westerland ist und daß in Westerland selbst irgend welche Animosität christlicher Badegäste oder der Badedirektion selbst gegen jüdische Gäste nicht zu spüren ist. Das stimmt mit unseren eigenen Wahrnehmungen überein, schafft aber die Tatsache nicht aus der Welt, daß in Wenningstedt kürzlich, wie bereits mitgeteilt, an den Straßenecken Plakate angeheftet waren mit der Aufforderung an Juden, Wenningstedt zu verlassen. Vielleicht sorgt die Badedirektion von Westerland dafür, daß in Zukunft derartige antisemitische Publikationen unterbleiben; bis auf weiteres lassen wir jedoch Wenningstedt auf unserem Index stehen.

In Baden hat der Oberverwaltungsgerichtshof in der Frage der Zulässigkeit von Aufschriften an Schildern der Gasthöfe, welche jüdischen Besuch ablehnen, eine bemerkenswerte Entscheidung getroffen.

Im Jahre 1901 ließ der Gastwirt J. Albiez in Oberlauchringen auf dem Firmenschild seines Gasthofes „Zum Wutachtal" die Worte anbringen: „Judenreines Haus". Dieses Firmenschild befand sich auf dem Dach des Hauses und war weithin und namentlich auch von der Eisenbahn, in deren Nähe der Gasthof stand, sichtbar. Auf erhobene Beschwerde beim Großherzogl. Bezirksamte Waldshut forderte das Bezirksamt den Wirt zur Beseitigung der Worte „Judenreines Haus" auf. Der Wirt weigerte sich jedoch, worauf das Amt anordnete, daß die Aufschrift zwangsweise entfernt und der Wirt die Kosten dieser Maßregel tragen sollte.

In der Begründung der Entscheidung des Bezirksamts heißt es:

„Besonderen Anlaß zu dem Vorgehen des Albiez hat die landsässige jüdische Bevölkerung nicht gegeben, weshalb sie sich um so mehr beschwert erachte!"

Ferner:

„Der durch die Aufschrift geschaffene Zustand ist ein rechtswidriger, weil die damit abgegebene Erklärung eine Beleidigung enthält, wenn sie auch strafrechtlich nicht verfolgbar ist, indem (durch die Aufschrift „Judenreines Haus") die Juden als schmutzig und das Haus verunreinigend bezeichnet und dies als die Ursache kundgegeben werde, weshalb der Wirt im Interesse seiner übrigen Gäste sie ausschließe."

Gegen diese Verfügung des Bezirksamts Waldshut erhob der Gastwirt Klage vor dem Verwaltungsgerichtshof, das zwar anerkannte, daß der Wirt berechtigt sei, ihm mißliebige Gäste auszuschließen, aber auch eine Beleidigung der Juden, Störung der öffentlichen Ordnung und des Friedens der Konfessionen 2c für vorliegend erachtete und die Beschwerde des Wirtes abwies.

Nun ließ dieser auf sein Firmenschild schreiben „Judenfreies Haus". Auf eine hiergegen ebenfalls erhobene Beschwerde wurde nach einiger Zeit von dem Ministerium des Innern dem Gastwirt, wie wir der „N. B. L. Ztg." entnehmen, folgende Eröffnung gemacht:

Die von Gastwirt J. Albiez in Oberlauchringen . . . angebrachte Aufschrift „Judenfreies Haus" bringt sowohl nach Inhalt wie nach Form unseres Erachtens die gleiche Gesinnung zum Ausdruck wie die Bezeichnung . . . . „Judenreines Haus". Die Beseitigung dieser Aufschrift dürfte deshalb aus gleichen Gründen . . . im öffentlichen Interesse geboten sein.

Ministerium des Innern
(folgt Unterschrift).

Nunmehr verfügte das Großherzogliche Bezirksamt auch die Entfernung der Aufschrift „Judenfreies Haus".

Daß das badische Ministerium die beiden überaus taktlosen Inschriften als dem öffentlichen Interesse zuwiderlaufend betrachtet und deshalb für ihre Beseitigung gesorgt hat, finden wir völlig in der Ordnung. Einen sachlichen Unterschied zwischen den Ausdrücken „judenreines Haus" und „judenfreies Haus" vermögen wir um so weniger zu entdecken, als beide Bezeichnungen in gleichem Grade geeignet sind die Juden in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und verächtlich zu machen.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung à M. 0,40.**
2. **Die Antisemiten und das Christentum à M. 0,30**

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 86. Berlin, 7. September 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genzit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## Antisemitische Milieus.

### IV.

### Der Mittelstandspolitiker.

Wie einer einzelnen Person, so können auch einem ganzen Stande seine berühmten Vorfahren und seine große Vergangenheit zum Verhängnis werden. Das selbständige Handwerk hat heute zweifellos einen schweren Kampf ums Dasein zu führen und es muß die schwere Hand der Großindustrie und des Großkapitals fühlen. Es hätte sich aber, der Not gehorchend, mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt, es hätte langsam den Weg zur Umwandlung der veralteten Produktionsform in eine neue, einträglichere gefunden, — wenn es nicht an seiner längst verflossenen Größe krankte. Nur Wenige von den heutigen Handwerkern Deutschlands haben die Blütezeit des Handwerks miterlebt, aber fast jeder Handwerker wird noch heute von dem Gedanken gequält: Du warst einst groß, machtgebietend, man hat dir deine Größe und deine Macht geraubt. Du mußt den Weg finden, um den alten Glanz wieder hervorzuzaubern. Ja, der Staat, wenn er gerecht sein will, muß für dich sorgen.

Das heutige Handwerk in seinem zünftlerischen Bestandteil ist ein Petrefakt, ein in der Entwickelung zurückgebliebener Stand. Es verstand nicht, sich der Neuzeit und ihren Forderungen anzupassen. Ja, es verneint mit kindischem Starrsinn jede Entwickelung, sein ausgesprochenes oder wenigstens erträumtes Ideal ist die Rückkehr zum Mittelalter mit seinem Glanz und seiner Macht, mit seinen patriarchalisch-romantischen Verhältnissen und seiner Ständewirtschaft. Dieser Teil des Handwerks will die Zeit zurückschrauben, — das ist das Naive und zugleich das Tragische an ihm. Ein Stand, der immer rückwärts und und nicht vorwärts schaut, kann keinen homogenen Teil der modernen sozialen Struktur bilden. Man kann ihm nicht helfen, weil er seine Hilfe von außen und nicht von innen erstrebt, weil er seine Forderung mit längst abgestorbenen alten Mitteln erkämpfen möchte. Jede Partei, die ihm die Wahrheit sagt und ihm auf die Bahn der Selbsthilfe verweist, wird von ihm als Feindin des Mittelstandes verschrieen. Wer ihm Recht gibt und ihm alles Mögliche verspricht, wird als Retter gepriesen. Es schwebt ihm eben immer noch eine goldene Zeit vor, in der jede Zunft ein Reich und jeder Meister ein kleiner Fürst war. Jeder Handwerksmeister dieser zünftlerischen Richtung fühlt sich als entthronter Prinz, als ein beraubter Held. Sein Sehnen geht dahin, wieder seine alte Herrlichkeit zu erlangen. Wie er es anfangen soll, seine Träume in Wirklichkeit umzusetzen, — das weiß er nicht, denn es fehlt ihm nicht nur der Weg, sondern auch die Richtung, die zum Ziele führen könnte. Aber — er sucht, daran zu glauben, sich mit aller Gewalt an dieses Trugbild zu klammern, weil darin sein ganzer Nimbus, seine eingebildete Würde ruht.

Es gibt im modernen Leben kaum einen Stand, dessen Hoffnungen dem Geiste der Zeit so sehr diametral entgegengesetzt sind, wie diese Kategorie von Handwerkern. Sie rechnen mit Faktoren, die nicht existieren; sie erstreben Dinge, deren Erfüllung undenkbar ist. Sie verschwenden ihre Kraft auf Klagen, Petitionieren, Agitieren und nicht auf Selbsthilfe. Die Oekonomie der Kräfte spielt im Leben des Volkes eine gewaltige Rolle. Wer seine Kraft nutzlos vergeudet, der steht dem schweren Kampf ums Dasein geschwächt gegenüber. Wer stets nach der Polizei schreit und in der Gesetzgebung allein sein Heil sieht, zeigt schon dadurch seine Schwäche. Leben heißt Kämpfen, wer nicht mehr kämpfen kann, dessen Lebenskraft ist dahin. Dieser Handwerker will nicht Arbeiter sein und kann nicht Kaufmann sein, — darin liegt das größte Hindernis seiner Entwickelung. Er hat sich den Begriff Mittelstand erdacht und sein System begründet, daß jeder Staatsorganismus, der keinen Mittelstand hat, krank sein müsse. Mittelstand aber ist ein sehr schwankender Begriff, er bedingt einen höheren Stand über und einen niedrigen unter sich, er ist also in seiner Gestaltung von diesen beiden Schichten abhängig und kann nicht konstant sein. Der obere Stand ist heute, nicht wie im Mittelalter, das Patriziertum, sondern der Großkapitalismus; und der niedere Stand ist nicht mehr der Geselle, sondern der Industriearbeiter. Es ist also ein Unding, wo der oberste und der unterste Stock eine gründliche Umwälzung erlitten haben, den mittleren Stock in seiner alten Gestalt erhalten zu wollen. Einen Mittelstand in der Form des Mittelalters als fest gefügte Macht vermag niemand mehr heraufzubeschwören. Unser Mittelstand muß ein anderer sein, weil unsere Stände überhaupt anders geworden sind.

Dieser sozialen Haltlosigkeit entspricht auch das unsichere Innenleben der gekennzeichneten Kategorie des Handwerkerstandes. Es ist hier eine Art Rumpelkammer, in der alte Erinnerungen und mittelalterliche Vorstellungen ohne Ordnung aufgestapelt sind. Es fehlt hier jede systematische Grundlage, jede sichere Weltanschauung. Eine Harmonie kann hier nicht entstehen, weil der Stand eine ewige Tragik mit sich trägt, die Tragik einer Vergangenheit ohne Zukunft.

Es muß daher hier eine Erbitterung Platz greifen gegen alles Fortschreitende, gegen die höheren und niederen Stände. In der Tat ist niemand so sehr innerlich mit der

ganzen Welt unzufrieden, wie diese Kategorie von Handwerkern. Sie hassen die Reichen, weil sie die Macht besitzen, die ihnen fehlt. Sie hassen die Arbeiter, weil sie das sein wollen, was sie sind. Sie hassen die liberale Politik, weil sie ihnen nichts zu versprechen vermag. Sie hassen die Regierung, weil sie nach ihrer Ansicht nichts für sie tut. Sie hassen die ganze Kultur, die dieses neue Leben hervorgerufen hat.

Wo aber eine starke Abneigung gegen Kultur und Fortschritt vorhanden ist, da entsteht mit fast mathematischer Genauigkeit der Antisemitismus. Wer an die Kraft der Natur nicht glaubt, der gelangt leicht dahin, sich irgend einem Kurpfuscher anzuvertrauen. Und wer in abenteuerlichen politischen und sozialen Mitteln sein Heil sucht, der mündet mit seinem Denken und Empfinden häufig in das uferlose Meer der antisemitischen Reaktion. Daher strömen die Handwerker in den letzten Jahren zahlreich dem Antisemitismus zu und spielen da eine merkwürdige Rolle. Wie lange sie darin bleiben, vermag niemand zu sagen, vorläufig aber geben sie die Statisten dieser politischen Komödie ab.

Herr Johann Schultz hat einen gar hohen Beruf, er macht simple Menschen zu „Leuten", er macht sie modern, er macht sie elegant und vornehm, — denn er ist Kleidermacher. Wir würden aber niemand raten, ihn so zu nennen, denn Herr Schultz führt den Meistertitel auf dem Schild und wünscht mit Recht, auch so angesprochen zu werden. Das ist für ihn kein leeres Wort, sondern eine konkrete Bezeichnung seiner Würde, ungefähr das, was für den hohen Beamten der Titel Hofrat bedeutet. Man soll auf seine Ehre nicht verzichten — das ist sein Grundsatz. Und Herr Schultz nimmt es mit den Grundsätzen sehr ernst im Leben. Das Essen und das Trinken, das Arbeiten und das Feiern, — alles ist bei ihm nach feststehenden Normen geregelt. Er haßt die moderne Anarchie, er kann sich eine Welt nur in strengster Ordnung denken. Das Wort Individualität ist ihm ebenso fremd wie der Begriff. Herr Schultz ist nicht nur Schneidermeister, er bekleidet sogar eine höhere Würde, er ist Vorstandsmitglied der Schneiderinnung und ist als solcher unter seinen Kollegen nicht unbekannt. In seinem Fache ist er kein hervorragender Künstler, aber ein guter Schneider, und er läßt nie eine unsoubere Arbeit aus seiner Werkstätte heraus. Seine Kundschaft ist eine mittelmäßige, eine, die keine zu hohen Preise zahlt, dafür aber auch zahlt. Es sind meistens Beamte und Kommis, kleine Kaufleute und Handwerker, die bei ihm ihren äußeren Menschen verschönern lassen. Sie zahlen in Raten oder mit kleinen Kundenwechseln, die in der Regel eingelöst werden. Er arbeitet mit 2 Gesellen und 2 Lehrlingen und hat fast immer zu tun. Wenn das Jahr herum ist, hat er nicht viel erübrigt, aber er ernährt seine Familie anständig, hat keine Schulden, und hat also keine Ursache zu klagen.

In seinem Familienleben ist alles in Ordnung. Er ist 50 Jahre alt, verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder. Auch der Verkehr mit den Gesellen hat sich mit der Zeit leidlich gestaltet. Manchmal möchte er noch aufbrausen und, wie in den guten alten patriarchalischen Zeiten, grob werden, da aber die Gesellen „modern verdorben" sind und antikniggesche Komplimente sich nicht gefallen lassen, hat er sich mit der Zeit darein finden müssen, mit ihnen nicht kollegial — nein, Gott bewahre! — aber doch im ruhigen Tone zu sprechen. Nur die Lehrlinge bilden noch den natürlichen Blitzableiter, mit ihnen geht er auf altväterliche Weise um und prügelt sie zuweilen durch. So „verdorben" ist unsere Zeit doch noch nicht, um dem Meister auch dieses „heilige Recht" zu nehmen. Schließlich gehört es ja zum Anschauungsunterricht, und den Jungen schmeckt das Essen nachher um so besser. Darauf aber hält der Meister streng, daß die Buben gut zu essen kriegen und etwas lernen, das ist Tradition. Auch sonst genießt Herr Schultz die Achtung seiner Mitmenschen, lebt mit allen in Frieden und hat selten Ursache, sich zu ärgern.

So könnte Herr Schultz ein friedliches, gottgefälliges Leben führen, wenn er nicht — immer rückwärts schauen würde. Ja, er krankt an einem historischen Leiden, er krankt an der Vergangenheit seines Standes. Die einstige Herrlichkeit drückt die Gegenwart zu einem Martyrium herab, die erträumte Größe läßt ihm die Wirklichkeit furchtbar klein erscheinen. Er spricht gern von der großen Vergangenheit des Handwerks und glaubt, daß in den alten Herrlichkeiten sein Glück und seine Hoheit ruhen. Im Grunde aber schleppt er diese Vergangenheit wie einen unseligen Schatten mit sich. Diese tote Vergangenheit verdirbt ihm durch ihren Modergeruch jede Lebensfreude. Herr Schultz ist nämlich kein gewöhnlicher Schneider, sondern ein Sproß des alten Schneideradels. Er ist der Sahn eines angesehenen Schneidermeisters in einer größeren Provinzstadt und er hat eine kleinbürgerliche, aber doch sorgfältige Erziehung genossen. Sein Vater erfreute sich einer gewissen Wohlhabenheit, nannte ein schönes Haus mit großem Garten sein eigen und spielte in der Stadt eine große Rolle. Er war Innungsmeister, Vorstand der freiwilligen Feuerwehr, Mitglied der Honoratiorenkegelgesellschaft und 15 Jahre hindurch auch Stadtverordneter. Das warf natürlich seine Strahlen auch auf die Kinder Sie genossen eine gute Schule, lernten nachher in der väterlichen Werkstätte das alte biedere Handwerk, brauchten sich also nicht bei fremden Leuten herumzudrücken, und all die Leiden der Lehrlingszeit blieben ihnen erspart. Sie fühlten sich als Kinder eines angesehenen Hauses und träumten von einer großen Zukunft nach dem Bilde des Vaters. Denn noch gab es keine Kleiderfabriken und keine Warenhäuser, keine gefährliche Konkurrenz und keine pumpende Kundschaft, noch hatte das Handwerk etwas Festes und Sicheres.

Als dritter Sohn aber konnte Johann nicht zu Hause bleiben. Nach Vollendung seiner Lehrzeit zog er als Geselle in die Fremde, um Arbeit zu suchen. Er fand zwar Arbeit, aber — verbunden mit viel Anstrengung und Entbehrung und wenig Poesie und Romantik. Das erschütterte seinen Glauben an die Zukunft nicht, denn auch der Vater sprach stets mit Stolz von den Freuden und Leiden der Wanderjahre. Das gibt ja erst der späteren Meisterschaft den richtigen Hintergrund, von dem er sich um so leuchtender ausnimmt. Aber diese Herrlichkeit wollte sich eben nicht einstellen. Er arbeitete als Geselle und verdiente sein Brot, ja konnte sich auch noch mit der Zeit etwas ersparen, aber er fühlte sich verkannt, weil das Leben mit ihm gar keine Ausnahme machte, weil er nicht mehr wie jeder andere Geselle in der Welt bedeutete. So wartete er ungeduldig auf die Meisterschaft. Und auch diese Zeit kam herangerückt, aber ahne die erwarteten Freuden und Würden. Er verheiratete sich und machte sich selbständig, aber er lebte eben in Berlin, wo der Kampf ums Dasein schwer ist und wo das Heroorragen aus der Menge noch schwieriger ist. Die Zeiten hatten sich inzwischen zu Ungunsten des Handwerks ein wenig geändert. Schultz mußte die Kundschaft aufsuchen oder, wie der Berliner sagt „poussieren", er mußte danach streben, sie zu befriedigen und seinen Verpflichtungen nachzukommen. Die Kunden in Berlin sind eben anspruchsvoller, die Gesellen nach weit mehr, und es gilt, stets das Geschäft im Auge zu behalten und fleißig zu arbeiten. So verbrachte er die ganze Zeit im Hasten und Jagen und für Ideale blieb wenig übrig. Ja, soll das die Herrlichkeit des Handwerkerlebens sein? Es wurde ihm eine glänzende Stelle angeboten als Leiter einer Werkstatt in einer großen Fabrik. Das schlug er mit derselben Würde aus, wie etwa ein Landrat aus adligem Geschlecht, dem zugemutet würde, den Posten als Syndikus eines Bankhauses anzunehmen. Er muß natürlich

Meister bleiben. Nun ist er Meister, aber von Herrschen und Glänzen ist wenig zu merken, die alte Würde ist geschwunden, und wenn die Woche herum ist, so hat er eigentlich kein besseres Leben als seine Gesellen geführt.

Das machte ihn stutzig. Das schien ihm gegen alle Weltordnung zu sein. Woran liegt das, daß er es anders hat wie sein Vater? Er hat ja dasselbe gelernt und leistet auch dasselbe! Die Zeiten haben sich geändert, sagen die gelehrten Leute. Ach, lari fari! was sind die Zeiten? Wir sind eben in einer verkehrten Welt. Die Warenhäuser, die großen Fabriken — die sind unser Verderben. Die bestehen einmal? Dumme Antwort, sie sollen eben nicht bestehen! Gewerbefreiheit? Das ist eben auch eine Verrücktheit. Jeder bleibe bei seinem Leisten und bringe den Befähigungsnachweis, bevor er einem gelernten Meister das Brot wegnimmt. Das muß der Staat machen, sonst muß die ganze Welt mit ihrer Ordnung aus den Fugen gehen. All' diese Dinge gehen Herrn Schultz im Kopfe herum und sie rauben ihm seine Ruh.

Die soziale Lage, — die wäre schließlich noch zu ertragen. Schlimmer aber ist, daß der Meister gar nichts mehr auf Erden bedeutet, daß man ihm seinen Glanz genommen und seine Hoheit geraubt hat. Er erfährt es ja an sich selbst. Wer sieht ihn in Berlin an? Was ist er? Nichts mehr als irgend ein anderer Schultz. Das wurmt. Er weiß, was ein Meister einst bedeutet hat, was noch sein Vater war, und ihm erscheint sein eigenes Leben fad, ohne höhere Poesie. Er muß sogar auf jeden Kunden Rücksicht nehmen, er muß jedem nach dem Munde sprechen, kurzum er ist nichts. Das ist doch ein schreiendes Unrecht. Wer hat diese Welt so umgewandelt? Doch nur die verrückten neuen Ideen. Diesen also muß man entgegentreten, sie sind die Gefahr, die man bekämpfen muß. Der Staat muß unbedingt etwas dagegen tun, wozu ist er denn da? Die Arbeiter verlangen Schutz und Hilfe, die Agrarier schreien unaufhörlich, ja sie drohen sogar und fordern gebieterisch die Hilfe des Staates. Da kann doch der ehrsame Stand der Handwerksmeister auch schon etwas verlangen. Freilich, die Arbeiter haben es nicht besser als er, — das ist in der Ordnung. Aber daß der Fabrikant und der Großkapitalist es weit besser als er haben und viel mehr in der Welt bedeuten, — das ist gegen die göttliche Ordnung.

Diese Gedanken quälen ihn, und er kann nimmer eine Lösung für all diese Fragen finden, ja er kann sie nicht einmal in ein System zwingen. Er versuchte anfangs, einige Vorträge nach dieser Richtung hin von liberaler Seite zu hören. Da erfuhr er manches von der Umwälzung der Zeiten, von neuen Formen, von neuen sozialen Dingen. Das war ihm zu gelehrt, lauter theoretische Dinge, lauter gelehrtes Zeug, das nicht in den Kopf mag. Dann wurde von Genossenschaften zum Ein- und Verkauf gesprochen. Auch solche verdrehte Sachen! Wann hätten seine Vorfahren jemals an so etwas gedacht? Ach was, er will allein wirtschaften, das ist sein Ruhm und sein Stolz. Die Sozialdemokraten behaupten, der Stand der selbständigen Handwerker müsse mit der Zeit aufhören. Nun ja, das paßt zu ihrem System; ohne Gott, ohne König und ohne Stände. Schmach, daß man so etwas hören muß! Und diese Sozialdemokraten machen die Gesellen immer anspruchsvoller und rebellischer. Schließlich wollen sie überhaupt nicht mehr beim Meister arbeiten und ziehen es vor, in die Fabrik zu gehen. Die Polizei mengt sich auch noch hinein und stellt allerhand Bedingungen für den Arbeitsraum und für die Gesundheit der Arbeiter. Wo hat man solches früher gekannt? Nein, das ist keine Ordnung, so kann es nicht bleiben.

Von der Natur aus hat Herr Schulz wenig Neigung für Politik und er hat sich auch nie mit öffentlichen Fragen befaßt. Seines Vaters politische Beschäftigung bestand darin, daß er an Kaisers Geburtstag das Festessen im Rathause mitmachte, im übrigen glaubte er, alles der Regierung überlassen zu dürfen, die doch wohl alles am besten wüßte. Und auch der Sohn konnte dem politischen Leben lange keinen Geschmack abgewinnen. Aber nun ist er in der Innung, in der mehr von Politik als von Standesinteressen die Rede ist. Der Innungsmeister hatte nachgewiesen, daß das ganze Elend des Handwerks der liberalen Gesetzgebung zu verdanken sei und daß eine Besserung nur von einer großen Mittelstandspartei zu erwarten sei, die eine vernünftige Mittelstandspolitik in die Wege leiten solle. Das ist doch einleuchtend. Ja, die Liberalen sind an allem schuld. Also müsse man aus Pflicht und im eigenen Interesse diesen Liberalismus bekämpfen. Konseroativ zu werden aber erscheint auch nicht vorteilhaft, denn die konseroative Partei hat zwar viel versprochen, namentlich vor der Reichstagswahl, aber eigentlich noch nie viel für den Handwerker getan. In der letzten Zeit, wo es Mode geworden ist, der Poiitik die neue Würze des Judenhasses zuzusetzen, wurde in der Innung viel von den Antisemiten gesprochen. Man hat mit so viel schönen, schwungvollen Worten bewiesen, daß die Juden das Unglück des Mittelstandes sind und alles Unheil verursachen. Daran hat zwar Herr Schultz bis jetzt nicht gedacht, aber die Sache hat entschieden etwas für sich. Wer sind denn die Besitzer dieser neuen Warenhäuser und Ramschbazare? Meistens Juden. Freilich sind die kleinen jüdischen Ladenbesitzer die ersten, die unter dieser unerträglichen Konkurrenz leiden. Das aber geht doch den Handwerker nichts an. Das sollen die Juden unter sich in der Synagoge ausmachen. Und wer hat denn all das Geld? Doch die Juden. Das steht ja täglich in den Zeitungen. Daß auf jeden jüdischen Reichen tausend jüdische Arme kommen, — das wird von den Liberalen behauptet, man braucht das aber nicht zu unterschreiben. Die Juden gehen besser gekleidet, geben ihren Kindern eine bessere Erziehung, das kostet doch Geld. Daß sie aber für Alkohol fast gar nichts ausgeben, in ihrem Geschäft die größte Ausdauer entwickeln und dennoch oft um ihre Existenz schwer kämpfen müssen, — das entzieht sich der Kenntnis des Herrn Schultz, denn davon wird in den Vereinen nie gesprochen.

So entsteht bei ihm die Meinung, daß man mit dem antisemitischen Werkzeug die Herrlichkeit des Handwerks wieder herstellen könne. Eine Rede nach der anderen hört er in dieser Richtung, und es entwickelt sich bei ihm ein merkwürdiges Chaos. „Liberale Wirtschaft, Judenherrschaft, Schutz des Handwerks!" — das sind die Schlagworte, die ihm geläufig werden. Nun kommen die atavistischen Gefühle und bilden den Verbindungsstoff und machen aus all diesen unverdauten Phrasen einen Brei, den man Mittelstandspolitik nennt. Noch bäumt sich der letzte Rest des gesunden Menschenverstandes zuweilen in seinem Innern dagegen auf. Er hat eigentlich persönlich noch keine Schlechtigkeiten der Juden erlebt. Seine Kunden und Lieferanten waren häufig Juden, und er hatte sich über sie selten zu beklagen. Aber wenn es gilt, den ganzen Stand zu retten, da gebietet ja schon die Pflicht der Solidarität, diese antisemitische Mittelstandspolitik mitzumachen. Schließlich spricht ja keine Partei so viel vom Schutz des Mittelstandes, wie die antisemitische. Daß diese Allerweltsretterin einen ganzen Schaukasten von Lockartikeln hat, um die Leute zu ködern, das merkt der gute Herr Schultz in seiner Naivität nicht. Die antisemitische Partei hat es schwarz auf weiß in ihrem Programm, daß sie das Handwerk schützen will, das genügt. Wie sie es machen will, das weiß niemand, aber man sieht doch das warme Interesse für den Mann aus dem Volke. Es kommt auch noch die liebe Eitelkeit hinzu, etwas zu bedeuten und eine Rolle zu spielen. Sie wird unbewußt zur Triebkraft der politischen Charlatanerie:

So wird Herr Schultz ein häufiger Gast der antisemitischen Versammlungen und zuletzt auch ein eifriges

Mitglieb ber Partei. Da hört er echt volkstümliche Reden, die immer mit Pathos vorgetragen werden und patriotisch gesalbt sind. Manchmal kommen ihm die Reden etwas wild vor, und die Würze der Grobheit scheint ihm zu scharf, aber das gehört, wie man ihm sagt, einmal zur Politik, und je mehr man donnert, desto germanischer ist man. Die Hauptsache ist ja der Kern, der Schutz des Hondwerks. Die Besteuerung der Warenhäuser, die Vernichtung der Börse, die Einführnng des Befähigungsnachweises, die Abschaffung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit, diese antisemitischen Rezepte müssen ja unbedingt das kranke Handwerk wieder zu einem Riesen machen. Das geht nicht? Ja warum nicht? Was der Staat eingeführt hat, das kann er wieder abschaffen. Diese neuen Politiker werden schon diese notwendigen Reformen abtrotzen. Man muß nur erst den schrecklichen Liberalismus begraben und daher zuerst seine Hauptstütze, das Judentum, bekämpfen. Allmählich werden diese Phrasen Herrn Schultz Glaudenssätze. Er hält sie für selbstverständlich und spricht davon bei jeder passenden Gelegenheit.

Die antisemitischen Macher, die nun gerade einige Renomierhandwerker brauchten, wählten den Herrn Schultz vor einiger Zeit in ben Vorstand. Das schmeichelte seiner Eitelkeit und stärkte seinen Eifer für die „gute Sache". Diese neue Würde verleiht seinem Dasein einen Glorienschein und füllt die innere Leere mit einem gewissen Etwas aus. Herr Schultz hat in letzter Zeit — horribile dictu — sogar angefangen antisemitische Reden zu halten. Das war nicht leicht, aber wenn man erst eine Rede kann, so hat mon ja genug, sie sind doch alle nach demselben Schnitt. Ein wenig anstrengend ist diese Beschäftigung, — aber was tut man nicht alles fürs deutsche Volk? Er gehört jetzt zu den fleißigsten Agitatoren der Stadt, und sein Eifer wird allerseits anerkannt. Er wird, wie man ihm versichert, in der Partei hochgeschätzt und ist noch für große Dinge bestimmt.

So ist dos winzige Schneiderlein, ohne daß es wußte wie, ein großer Politiker und ein überzeugter Antisemit geworden. Er ist jetzt eine gewichtige Person im Bezirksverein, eine Autorität in allen Fragen des Handwerks, und wenn zu den 27 antisemitischen Mittelstandsparteien nächstens noch eine 28te neue gegründet wird, dann hat unser Herr Schultz die Anwartschaft, Führer zu werden. F.

## Antisemitische Einkehr?

Wir haben schon kürzlich bei Besprechung des neuen Programmentwurfs der Deutschsozialen konstotieren können, daß selbst in den Köpfen so reaktionärer Wirtschaftspolitiker, wie es die Antisemiten sind, die Erkenntnis sich leise zu regen beginnt, daß die Nöthe der Zeit doch wohl auf andere Ursachen als auf „das Judentum" zurückzuführen sind und daß die wirtschaftlichen Zustände in Deutschlond noch keineswegs so trostlose sind, wie die antisemitische Presse sie schildert. In der letzten Nummer der „Deutschsozialen Blätter" finden wir eine Kritik des Programmentwurfs, welche diesem Pessimismus noch mit weit größerer Entschiedenheit entgegentritt und das ganze Kartengebäude der bisherigen antisemitischen „Wissenschaft" umstößt.

Der antisemitische Kritiker des Parteiprogramms in den „Deutschsoz. Bl." vertritt den Standpunkt, daß zu dem „hoffnungslosen Pessimismus", zu dem sich die Grundsätze des Programms der deutschsozialen Partei bekennen, „denn doch wirklich kein Anlaß" vorliegt. Man erhalte „beim Durchlesen dieser Grundsätze den Eindruck, als ob spätestens übermorgen der wirtschaftliche Zusammendruch Deutschlands eintreten müßte". Die Zuschrift an die „Deutschsoz. Bl." hält einen „so übertriebenen Pessimismus" sowohl für taktisch falsch: „Wer mag sich einer Partei anschließen, die in allen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens unaufhaltsame Zersetzung erblickt?" — als wie auch das Gesamturteil für völlig unbegründet. Es sei „gar kein Zweifel, daß sich die wirtschaftliche Lage Deutschlands seit 30 Jahren ungeheuer gehoben hat". Gerade das bestreiten aber die Antisemiten stets.

Besonders schildern die Antisemiten den Mittelstand als unrettbar verloren. Der antisemitische Kritiker in den „Deutschsoz Bl." jedoch ist der Ansicht, daß „nicht der Mittelstand schlechthin" schwer bedroht ist, denn z. B die sogen. freien Berufsarten und das mittlere Beamtentum seien ebenfalls im Aufsteigen begriffen und die Lage des selbständigen Mittelstandes müsse hervorgehoben werden als „eine Ausnahme der im allgemeinen günstigen Entwickelung". Mit Recht hebt der antisemitische Kritiker des Antisemitenprogramms hervor, daß dte jetzige Fassung des Programms „einseitig dem selbständigen Mittelstand auf den Leib zugeschnitten ist" und ihm damit eine Bedeutung für die Gesamtnation zuweist, „die er einfach nicht mehr besitzt und die er nie wieder erringen wird".

Mit diesem Urteil wird, wie eine freisinnige parlamentarische Korrespondenz mit Recht hierzu bemerkt, der Grundpfeiler des Parteiprogramms der deutschsozialen Partei eingerissen, zumal noch die ganze Mittelstandspolitik der Antisemiten, wie folgt, ausdrücklich als verfehlt gebrondmarkt wird: „Es entspricht in keiner Weise den tatsächlichen wirtschaftlichen Machtverhältnissen, daß das Wohl und Wehe der Kleingewerbetreibenden den Angelpunkt unseres politischen Systems bildet. Und was die Grundsätze des Programms als Heilmittel für diese Bevölkerungsschicht anführen, ist meines Erachtens in der Hauptsache verfehlt." Dieses antisemitische Urteil über die antisemitische Mittelstandspolitik entspricht der Kritik, die der frühere antisemitische Reichstagsabgeordnete Paul Förster schon im Jahre 1897 bei seinem Austritt aus der Antisemitenfraktion ausgesprochen hat: „Mittelstand und Mittelstand — darauf sitzen wir fest, ohne daß recht ersichtlich wird, was wir wollen und was wir nicht wollen".

Das antisemitische Programm fordert eine staatliche Organisation der einzelnen Berufszweige. Von dem Kritiker des Programmentwurfs in den „Deutschsoz. Bl." aber wird statt deren auch eine tatkräftige Förderung des freien Berufsvereinswesens gefordert. „Der Himmel bewahre uns vor den absurden Vorschlägen, die Fritsch neulich im „Hammer" erhob: er forderte für die einzelnen Gewerbebetriebe geschlossene Gilden und will jeden Geschäftsbetrieb von einer Konzessionserteilung abhängig machen".

Ferner wird in den „Deutschsoz. Bl." — Wunder über Wunder — der Kampf gegeu den Kapitalismus getadelt und ganz im freisinnigen Sinne gefordert: „Hebung des Personalkredits der Kleingewerbetreibenden auf genossenschaftlichem Wege, Eingehen auf das Bedürfnis des Publikums nach konzentrierter und gefälliger Kaufgelegenheit durch Gewerbehollen, kaufmännische Organisation der Erzeugung und des Absatzes durch Rohstoff-Bezugs- und Verkaufsgenossenschaften. Also keine Abwehr, sondern Anpassung an die kapitalistische Betriebsweise!" Die kritischen Auslassungen der „Deutschsoz. Bl." weisen darauf hin, daß einzelne Betriebe, „die mon gemeinhin als Handwerk zu betrachten pflegt", es gar nicht mehr sind, „sondern nur noch Verkäufer fabrikmäßig hergestellter Waren. So ist aus dem Kürschner der Pelzhändler geworden, aus dem Hutmacher der Huthändler, aus dem Kammmacher der Inhaber eines Bürstengeschäfts, aus dem Uhrmacher der Uhrenhändler."

Allen antisemitischen Traditionen ins Gesicht schlägt der antisemitische Kritiker in den „Deutschsoz. Bl." mit der Erklärung: „Im Zeitalter der Geldwirtschaft ist eine kapitalistische Wirtschaftsstufe eine Notwendigkeit. Sie ist in nnendlich vieler Beziehung ein Segen. Die Lebenshaltung des ganzen Volkes hat sich unter ihrem Einfluß gehoben. . . . Eine Verwerfung der kapitalistischen Unter-

nehmungsweise schlechthin ist ein Unding." Bemerkenswert ist in dem Urteil in den „Deutschsoz. Bl." auch das Geständnis, daß den Grundsätzen des Programms der deutschsozialen Partei „ein freudiges Bekenntnis zur Industriellen Entwickelung, eine gerechte Anerkennung der Bedeutung" fehlt, „die Maschine und Technik für unsere Volkswirtschaft besitzen."

Kurz, der Antisemit in den waschechten „Deutschsozialen Blättern" des Antisemitenführers Liedermann von Sonnenberg übt an dem Parteiprogramm der deutschsozialen Partei eine so vernichtende Kritik, wie sie nur dem von Gegnern der Antisemiten von jeher ausgesprochenen Verdammungsurteil entspricht. Programmrevisionen haben politische Parteien schon vielfach vorgenommen. Eine Revision des Programms der deutschsozialen Partei in dem in den „Deutschsozialen Blättern" ausgesprochenen Sinne würde aber gleichbedeutend sein mit Selbstmord. Das Urteil in den „Deutschsozialen Blättern" ist vielfach durchaus zutreffend, die Antisemiten können das aber unmöglich öffentlich zugeben, ohne ihrer ganzen Vergangenheit ins Gesicht zu schlagen.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Im „Deutschen Volksbunde"** kriselt es anscheinend wieder einmal. In der Magdeburger „Sachsenschau" lesen wir nämlich:

„Vom deutschen Volksbunde wußten Berliner Gesinnungsgenossen gelegentlich ihrer Angelegenheit auf dem Handwerkertage zu Magdeburg zu berichten, daß dessen Organ, die „Deutsche Hochwacht", am 1. Oktober nach Stettin übersiedelt, daß der Bundesredner Schäfer, welcher zuerst bei einer in Halberstadt am 1. Oktober dieses Jahres zu begründenden Zeitung die Geschäftsführung übernehmen sollte, in die Redaktion des „Mittelstand", des zu Pyritz erscheinenden Organs des Pfarrers Kröfell eintritt, nachdem der bisherige Redakteur Kemper dort seine Stellung aufgegeben hat.

Falls sich die Meldung von der Uebersiedelung nach Stettin bewahrheitet, so wäre damit eine neue Etappe für die Geschichte des Volksbundes angebrochen. Das Blatt begann seine Wirksamkeit zu Breslau, siedelte dann nach Hamburg über, wich aber dort dem Einflusse Raabs und ging nach Berlin, um von dort nach Pommern zu gehen. Schäfer hat seine Stellung in Pyritz bereits am 1. September angetreten, da aus der Halberstädter Gründung nichts geworden ist."

**Stöcker** rühmt in seinem diesjährigen Sedan-Artikel in einem Rückblick auf die kriegerischen Ereignisse in Deutsch-Südwest-Afrika die Tapferkeit des deutschen Offizierkorps:

„Da ist nicht, wie einst bei bei Sedan weltgeschichtlicher Ruhm und allgemeine Bewunderung zu holen; es gilt, im Stillen und Verborgenen seinen Mann zu stehen, auch wohl durch die Kugel oder den Spieß eines Herero zu sterben. Aber hier zeigt sich eben die Bedeutung der Ehre, der Manneszucht, der Opferfreudigkeit. Im ganzen französischen Krieg ist kein Offizier von der Garde du Corps gefallen; drüben in Afrika haben schon zwei aus diesem Regiment ihr Leben geopfert; ausgezeichnete Männer, die sich freiwillig gemeldet hatten. Ein anderer Tapferer, ein Reserveleutnant, ging hinüber, um das Land zu bereisen; da er seine Kameraden in Not sah, trat er ohne weiteres ein und starb den Heldentod."

Der letzterwähnte war bekanntlich der jüdische Leutnant der Reserve Bendix, dem hier der Vater der antisemitischen Bewegung in Deutschland — wahrscheinlich ohne es zu beabsichtigen — ein solches, allerdings sehr berechtigtes ehrendes Zeugnis ausstellt.

**Die Stettiner Stadtverordnetenversammlung** hat am 1. d. M. einer Vorlage des Magistrats zugestimmt, wonach am 1. April 1905 ab für die jüdischen Schüler, welche die dortigen städtischen höheren Schulen besuchen, ein Religionsunterricht eingerichtet werden soll und die Stadt die Hälfte der personellen Kosten übernimmt. Zu Grunde liegt der Vorlage ein Antrag der jüdischen Gemeinde, der vom Provinzial-Schulkollegium befürwortet worden ist, mit dem Hinweis darauf, daß der Staat in solchen Fällen auch die Hälfte der personellen Kosten trage und daß auch im Stettiner Marienstiftsgymnasium, das dem Staate untersteht, ähnlich vorgegangen werde. Die Beitragshöhe wird in den anderen Städten, bei denen der Magistrat Umfrage gehalten hat, verschieden geregelt; z. Th. zahlt man dort mehr, als der Staat und als in Zukunft in Stettin gezahlt werden soll, z. Th. auch weniger. Kaum war die Vorlage in den Stettiner Zeitungen angekündigt, so erschienen auch die Antisemiten auf dem Plan und Herr Hans v. Mosch kündigte eine große „Protestversammlung" an, über deren Verlauf der „Ostsee-Ztg." folgender Bericht zugeht:

„Es war den Herren Antisemiten offenbar nur darum zu tun, ihren Anhängern wieder einmal einen „vergnügten Abend" zu machen, denn ihre „Protestversammlung" fand statt, als die Vorlage, gegen die protestiert werden sollte, tatsächlich bereits erledigt war. Herr Sepke erklärte denn auch den erschienenen Männlein und Weiblein frank und frei, man habe es mit der Abhaltung der Versammlung nicht so eilig gehabt, „denn Derjenige, der die Verhältnisse in unserer Stadtverordnetenversammlung kennt," fügte er gewissermaßen entschuldigend zu, „wußte von vornherein, daß jener Antrag ohne weiteres durchgehen würde." Da der Beschluß aber der Verfassung widerspreche, habe man die Hoffnung auf die Regierung gesetzt, sie werde dem Beschluß unserer sagenannten Stadtväter — leider hätten sie diesen Namen — nicht zustimmen. Herr Hans v. Mosch, der nun zum Wort kam, war aber anderer Meinung als sein Gesinnungsgenosse; für ihn war es gar keine Frage, daß die Regierung dem Beschlusse zustimmen werde, eine Ablehnung sei ganz ausgeschlossen, weil das Judentum in Deutschland heute bereits so mächtig sei, daß die Regierung mit ihm rechnen müsse. Und nun hielt er seinen Gesinnungsgenossen eine geharnischte Philippika, warum sie es erst so weit hätten kommen lassen. Es gäbe bereits so viel Antisemiten wie Sand am Meer, aber das seien bis auf ein halbes Dutzend Führer nur Maul-Antisemiten; keiner wage es, den Juden auf die Füße zu treten. Vom deutschen Volke hänge es ab, Wandel zu schaffen, aber von der jetzigen Generation verspreche er sich gar nichts. Von der Jugend erwarte er, daß sie die Juden, wenn auch nicht ins rote Meer, so doch in die Ostsee triebe. In diesem Tone ging es dann anderthalb Stunden lang fort. Schließlich wurden zwei mitgebrachte Resolutionen angenommen, von denen in der einen dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung ob ihres Beschlusses die „schärfste Mißbilligung" ausgesprochen wird, während in der anderen die Regierung ersucht wird, dem Beschlusse der städtischen Behörden auf Grund des Artikels 14 der preußischen Verfassung die Genehmigung zu versagen."

Von einem Antisemitenführer wäre es natürlich zu viel verlangt, daß er sich vorher genau unterrichte über Dinge, über die zu seinen Gläubigen zu sprechen er sich für befugt hält. Die Herren Sepke und von Mosch hätten sonst nämlich erfahren, daß, wie bereits gesagt, die Vorlage des Stettiner Magistrats durchaus im Einklange steht mit der Auffassung der Schulaufsichtsbehörde und mit den im preußischen Staate auch sonst geltenden Grundsätzen. Artikel 14 der Verfassung, auf den sie sich berufen, widerspricht diesen Grundsätzen selbstverständlich in keiner Weise. Indessen darauf kommt es den Herren auch weiter nicht an; die Gefolgschaft, auf welche sie spekulieren, nimmt das nicht so genau.

**In Italien hat der antisemitische Klerus,** wie erinnerlich, vor einiger Zeit den Ritualmord auf die Bühne zu bringen versucht.

In einem geistlichen Institute der Stadt Verona hatte man im häuslichen Kreise ein Theaterstück aufgeführt, in welchem Juden ein Christenmädchen zu sich locken und abschlachten.

Der Vorfall wurde in weiteren Kreisen bekannt und erregte unliebsames Aufsehen. Die Affaire kam auch in der

Depuliertenkammer zur Sprache. Der Minister erklärte, er habe dem Institute für alle Zeiten die Unterrichtskonzession entzogen, die Anstalt gesperrt und den Direktor sowie den Autor des Stückes dem Landgerichte eingeliefert.

## Vermischtes.

**Heinrich Heine und die Stadt Köln.** In der „Köln. Ztg". lesen wir: „Die Rheinländer sind im allgemeinen nicht nur sehr dichterisch veranlagt, denn es werden wohl kaum irgendwo anders so viele Verse gemacht wie an den Ufern des Rheins, sondern sie sind auch überaus willig, den kleinsten Lokalpoelen üppige Lorbeerkränze zu reichen. Aber nur ihrem weitaus größten Dichter, der wie kein anderer den Ruhm des Rheins in die Welt gesungen hat, will es immer noch nicht gelingen, so recht bei seinen Landsleuten in Ehren zu kommen, obwohl er schon längst im Grabe ruht, was menschlich schwach an ihm war, niemanden mehr ärgert und der große künstlerische und kulturgeschichtliche Wert seiner Erscheinung von Tag zu Tag in glänzenderes Licht tritt. Wir meinen Heinrich Heine, den Vielgepriesenen und Vielverfolgten. Hat da die Stadt Köln irgendwo in der Neustadt ein Viertel zu einer Art Dichterwinkel eingerichtet, in dem man Gellert, Uhland, Eichendorff, Freiligrath, Kinkel und anderen deutschen Poeten durch Straßenbenennungen eine kleine Ehrung erweisen will. Da war nun eine neue Querstraße zu benennen, und die Stadtverwaltung kam auf den Gedanken, es wäre nicht vom Uebel, wenn man sich bei dieser Gelegenheit auch einmal mit Heinrich Heine abfände. Ein Zentrumsmitglied machte dagegen in der Sitzung den Vorschlag, angesichts des Umstandes, daß gerade in dieser Straße ein israelitisches Krankenhaus errichtet werden solle, die Straße nach dem berühmten Naturforscher Professor Röntgen zu benennen. Auf eine Anfrage, ob man etwa an dem Namen Heines, der doch besser in das Dichterviertel passe als der Röntgens, Anstoß nehme, antwortete der Zentrumsredner, er habe Heines Name überhaupt nicht genannt, er übe nur das Recht jedes Stadtverordneten aus, eigene Vorschläge machen zu dürfen. Darauf stimmten die Zentrumsmitglieder der Stadtverordnetenversammlung geschlossen für die Benennung Röntgenstraße. Daß es nun gerade wieder Heinrich Heine war, der diesmal sogar dem Umstande weichen mußte, daß in der Straße, die man nach ihm benennen wollte, ein israelitisches Krankenhaus zu stehen kommt, das ist allerdings eine wunderliche Ironie des Schicksals. Der große Düsseldorfer Judensohn hat nun einmal Pech in seiner Heimat, die er so sehr geliebt und zu deren Ehren er so viel getan hat. Ueber Geschmack und persönliche Rechte ist freilich nicht zu streiten, und das Kölner Zentrum hat ja auch nur für den durchaus würdigen, hochberühmten Gelehrten Röntgen Sympathien gezeigt, aber mit keiner Silbe irgend etwas geäußert, was auf Mißgunst gegen Heinrich Heine schließen ließe. Nur die Israeliten mit ihrem Krankenhaus tragen natürlich die Schuld an seiner Zurücksetzung!"

Aus einem Interview, das ein Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" mit dem langjährigen Mitarbeiter des Fürsten Bismarck, Geh. Rat von Rottenburg, der bekanntlich lange Jahre hindurch Chef der Reichskanzlei unter dem ersten Reichskanzler war, in diesen Tagen in Norderney hatte, erfährt man jetzt zum ersten Male etwas Autentisches über die Stellung des Fürsten Bismarck zu dem Dichter.

In der Zeit, als der Streit um das Heine-Denkmal in Deutschland tobte, wendete sich die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich an den Fürsten Bismarck mit der Bitte, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß das Denkmal in Heines Vaterstadt Düsseldorf errichtet würde. Die Majorität des Düsseldorfer Stadtrates, aus klerikalen Zentrumsleuten bestehend, hatte ihr Votum gegen das Denkmal abgegeben. Ein Mitglied dieser Mehrheit übersandte dem Fürsten Bismarck eine anonym verfaßte Denkschrift, in welcher der Protest gegen das Heine-Denkmal des langen und breiten motiviert war. Der Fürst bat Rottenburg, dies Memorandum durchzulesen, und dieser trug ihm dann die wesentlichsten Punkte desselben vor. Man klagte den Dichter an, daß er von Hohenzollerns Aar gesagt, es möchten ihm die Nägel beschnitten werden, da er so viel zusammengerafft hätte.

Da meinte Bismarck: „Hat denn Heine so unrecht gehabt?" Können wir leugnen, daß der Rechtstitel Friedrichs des Großen auf Schlesien nicht einwandfrei war?"

Man klagte Heine an, daß er Napoleon I. verherrlicht. „Ich kann es ihm nicht verargen", meinte Fürst Bismarck. „Ich hätte, wäre ich an seiner Stelle gewesen, kaum anders gehandelt. Hätte es mir, wenn ich wie Heine als Jude geboren wäre, gefallen können, daß man um 8 Uhr abends die Tore der Judenstadt abgesperrt, überhaupt die Juden unter die schwersten Ausnahmegesetze gestellt hat? Ein Heine mußte naturgemäß in dem Manne, der die französische Gesetzgebung in die Rheinlande brachte, die Ausnahmegesetze insgesamt aufhob, einen Erlöser von martervollem Drucke preisen."

Am Schlusse des Vortrages bemerkte der Fürst: „Und vergessen die Herren denn ganz, daß Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf und daß das Lied gerade eine spezifisch deutsche Dichtungsform ist?"

So konnte sich denn Fürst Bismarck mit vollster Ueberzeugung auf die Seite der Kaiserin Elisabeth stellen und für die Errichtung eines Heine-Denkmals eintreten. Das Vorurteil erwies sich freilich stärker, als selbst eine Kaiserin und ein deutscher Reichskanzler. „Heine", bemerkte Dr. v. Rottenburg, „hat — traurig genug — noch heute nicht sein Denkmal in Deutschland, und das ihm in Newyork aufgerichtete ist von schnöden Buben nächtlicherweise beschädigt und besudelt worden."

**Durch den „jüdischen Geist"**, so kann man oft in konservativen und antisemitischen Blättern lesen, hat das deutsche Volk angeblich schon ein gut Teil seiner nationalen Gesinnung eingebüßt. Die Sozialdemokratie gilt diesen Parteien schon als völlig antinational, da ihre Begründer Marx und Lassalle zwei Juden waren. Da ist es denn nicht uninteressant, daß ein die Sozialdemokratie prinzipiell so scharf bekämpfendes Preßorgan, wie die „Nat. Korrespondenz", das offizielle Organ der nationalliberalen Partei, jetzt anläßlich des 40jährigen Todestages von Lassalle schreibt:

„Je mehr das Charakterbild des unzweifelhaft bedeutenden Toten schwankt, um so mehr ist es Pflicht auch der bürgerlichen Presse, anzuerkennen, daß ein Zug in dem Wesen Lassalles auch noch heute als vorbildlich bezeichnet zu werden verdient. Es ist der nationale. Und dieser mangelt verschiedenen der heutigen Führer der Partei, die dem Verstorbenen jetzt ebenso gerecht zu werden sucht, wie sie ihn vor vierzig Jahren und vorher wie nachher mit Haß und Verachtung bedachte."

Es ist übrigens auch recht bemerkenswert, daß die Sozialdemokratie selbst und besonders ein Organ, das auf den linkesten Flügel der Partei steht, die „Leipziger Volksztg.", ebenfalls großen Wert auf das deutsche Element in Lassalle und Marx legt. Ein den beiden Begründern der Partei gewidmetes Feuilleton beginnt mit folgenden einleitenden Bemerkungen:

„Der deutsche Philister und seine Zeitungsschreiber lieben es, Marx und Lassalle als „Juden" anzusprechen und damit für die deutsche Oeffentlichkeit abzutun; gelegentlich wird auch der „Jude Engels", der Sohn stockprotestantischer Eltern aus dem Wuppertal, bei dieser Prozedur gleich mit „erledigt". Marx und Lassalle waren allerdings nach Abstammung und Rasse Juden; aber

der deutsche Bulgärphilister fallte darüber lieber nicht die Nase rümpfen; denn so paradox es klingen mag: beide waren und blieben all ihr Lebtag gute Deutsche, bessere Deutsche, als es der patriatische Narmalphilister überhaupt jemals wird, und sie wurden es wesentlich dadurch, daß sie — Juden waren.

Bei Lassalle ist dieser Zusammenhang geradezu typisch, während er bei Marx, der einmal in deutsch-bürgerlichen Verhältnissen aufwuchs und später in langen Jahren des Exils außer dem deutschen Geistesleben noch die Elemente der ramanischen und englischen Kultur in sich aufnahm und sich so völlig aneignete, daß er deutsch, französisch und englisch geläufig dachte und schrieb, die deutsche Geistesrichtung zurückzutreten scheint. Dagegen hat sich an Lassalle die Erfahrung bewährt, die vorzugsweise bei geistig hochstehenden Juden zu beobachten ist, wenn sie in ihrer Jugend erst den Bann der Synagoge brechen mußten und dann in einer höheren modernen Kultur eine zweite geistige Heimat gefunden haben, die sie nicht dem Zufall der Geburt, sondern der eignen geistigen Arbeit verdanken. In diesem Deutschtum Lassalles drückt sich eine persönliche Dankbarkeit gegen die höhere Stufe deutschen Geisteslebens aus; seine Begeisterung für Sickingen und seine Verehrung für Fichte haben solche psychalogische Wurzeln, und insofern ist es durchaus zutreffend, daß Lassalle viel intensiver als Deutscher fühlte als der durchschnittliche deutsche Bildungsphilister."

**Religiöses Empfinden und Politik.** Graf York von Wartenburg, der im November 1900 verstorbene Oberst im Generalstabe des Oberkommandos in Ostasien hat eine, in diesem Jahre in achter Auflage erschienene „Weltgeschichte in Umrissen" herausgegeben, in der er sich, wie der bekannte konservative Reichs- und Landtagsabgeordnete Graf Limburg-Stirum in einem Geleitwort zu dem Werke schreibt, bemüht, durch geschichtsphilosophische Forschung die Gesetze der historischen Entwickelung auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes anzuwenden und den Nachweis zu führen, daß dieser Entwickelungsgang sich vollkommen gesetzmäßig vollzieht. Der Verfasser ist offenbar mit größter Objektivität an diese schwierige Aufgabe herangegangen, man wird manchen seiner Deduktionen nicht zustimmen können, Immerhin bietet das Buch eine anregende Lektüre. Interessant ist die Darstellung des persönlichen Verhältnisses zwischen König Salomo und seinem Volke, wobei auch einige scharfe Schlaglichter auf die moderne Zeit fallen:

„Es ist wohl Salomos Herrschaft drückend empfunden worden, er spannte die Kräfte des Volkes für seine Bauten hoch an, scheint aber dafür das Land auch gut geordnet, unter anderem auch mit regelmäßigen Garnisonen versehen zu haben. Wie gesagt, ein auf seinem Thron sich sicher fühlender legitimer Herrscher.

Aber Israel fühlte eben durchaus anders, die staatlichen Instinkte dieses Volkes waren so schwach wie die religiösen stark entwickelt und so vermochte es nicht, sich in die Notwendigkeiten, welche die Festwurzelung eines starken Königstumes mit sich gebracht hätte, zu fügen. Gerade für uns Deutsche ist dies ein Punkt des Nachdenkens. Auch bei uns sind die partikularistischen Interessen stark, streben die Stämme des Volkes sehr auseinander und erweisen sich einer gegen den anderen oft widerhaarig, auch das Haus Hohenzollern hatte und hat noch zu kämpfen mit dem Rufe: „Was haben wir denn teils an David oder Erde am Sohne Isai!" Auch bei uns erkennt das Volk wie das alte Israel zu wenig den Wert der Staatseinheit und des gemeinsamen Volkskönigstumes und überschätzt die damit verbundenen Lasten und notwendigen Uebelstände Und auch darin besteht die Aehnlichkeit, daß auch unser Volk schließlich doch in seinem Innersten erst dann erregt wird, wenn es sich um religiöse Fragen handelt, daß unsere Kriege meist auch Religionskriege waren; das macht, daß noch heute Deutsche die treuesten Diener des römischen Stuhles sind, daß wir der Mahnung Germanias:

„Bin ich wirklich Eure Mutter, wollt Ihr meine Kinder sein,
Liebt mich mehr als Papst und Luther, geht zu Gottes Kirche ein",

so taube Ohren leihen, daß unsere politischen Interessen als Deutsche so oft hinter unser gereiztes religiöses Empfinden zurücktreten müssen. Der tiefste Grund dieser Erscheinung ist des Menschen göttlichste Eigenschaft, das Gewissen. Ich betonte schon, daß das sittliche Gefühl der Verantwortung für seine Taten sich in den israelitischen Schriften in ungleich höherer und anderer Weise ausspricht als in denen der Aegypter, Babylonier 2c. So ist es auch deutsche Art, die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen schärfer brennend zu fühlen als Andere, ja nicht selten bis zu einem Grade, wo sie Hindernis für schnelle kühne Tat wird. Haben wir mit dem alten Israel diese Reizbarkeit des Gewissens, diese Lebhaftigkeit des Empfindens der Verantwortung vor Gott gemein, so aber auch die Eigenwilligkeit, welche die Forderung des individuellen Gewissens ohne jede Rücksicht auf das große Ganze durchzusetzen gewillt ist."

**Der amerikanische Jude als Soldat.** Mark Twain, der auch in Deutschland populär gewordene amerikanische Humorist und Essayist, läßt sich in einem seiner Werke auch über die amerikanischen Juden aus und spricht über den amerikanischen Israeliten als Soldaten in nachstehenden Ausführungen:

Als ich kürzlich die offiziellen Statistiken der Vereinigten Staaten durchblätterte, fand ich, daß die Juden zu dem Bürgerkriege, dem Feldzug von 1812 und dem Mexikanischen Kriege viele Soldaten und hohe Offiziere gestellt haben.

Im Bürgerkriege kämpften sie im Heere und auf der Flotte, sowohl auf Seiten der Nordstaaten, als auch auf der der Südstaaten, und zwar beteiligten sie sich mit zehn Prozent ihrer numerischen Stärke an diesen Kämpfen, also mit demselben Prozentsatz, den die christlichen Amerikaner stellten. Die Tatsache sagt mehr, als sie zu sagen scheint; sie sagt klar und deutlich, daß der Patriotismus der Judeu noch den der Christen übertraf. Denn wenn ein christlicher Freiwilliger ins Feldlager kam, so wurde er mit Beifall und Freudensbezeugungen begrüßt, während der Jude gewöhnlich beschimpft und beleidigt wurde.

Man wünschte seine Gesellschaft nicht und ließ ihn das deutlich genug fühlen. Daß er trotzdem seinen verwundeten Stolz bezwang und sein Blut trotzdem für seine Fahne darbrachte, erhebt seinen Patriotismus über den des Mittelmaßes heraus. Im Felde hat er, wie irgend ein anderer Soldat, Fähigkeiten, Treue und Tapferkeit gezeigt. Das gilt von den jüdischen Soldaten, wie von den jüdischen Offizieren.

Major — General O. O. Howard spricht von einem seiner jüdischen Stabsoffiziere in Ausdrücken wie: „der tapferste und beste"; und von einem anderen, der bei Chancellorsville getötet wurde, sagt er: „er war ein treuer Freund und ein tapferer Offizier." Ebenso lobt er zwei seiner jüdischen Brigadiers. Schließlich sagt er noch: „Es gibt in der Tat keine Soldaten, die mehr Patriotismus zeigen, als die hebräischer Abkunft, ob sie nun in höherer Stellung waren oder als gemeine Soldaten dienten".

Vierzehn jüdische Familien schickten allein 51 Soldaten in den Krieg, unter diesen war ein Vater mit drei und ein Vater mit vier Söhnen.

---

## Das Judenhaus.

Von H. Frenz.

Am äußersten Ende des lang sich hinziehenden schlesischen Gebirgsdorfes, wo schon ein prächtiger Kiefernwald seine grünen Nadeln umherstreut, steht ein altes verfallenes Häuschen, dessen morsche Lehmmauern notdürftig von ein paar hölzernen Eckpfeilern zusammengehalten werden.

Altersgrau schauen die wurmzerfressenen Pfosten drein, und leer gähnen schmale Fensteröffnungen der sandigen Dorfstraße zu. Ein moosbewachsenes Strohdach wölbt sich

über die berstenden Umfassungsmauern, während der Frist altersschwach über die rechte Giebelwand herabhängt.

Müde birgt er seine geschnitzte Zierde in mattverstaubten Epheublättern, die breitwuchernd in langen grünen Seilen sich bis zur äußersten Spitze der schmalen Holzfläche hinaufgeschlungen haben.

Kosend haben sie ein kleines dünnscheibiges Fenster umkränzt, zu dem die jungen saftgrünen Sprossen gern neugierig hineinschauen, bis ein neckischer Windstoß sie spielend nach außen hin fortzieht.

Sie blicken oft hinein in das kleine Stübchen, wo die Alte haust mit dem kleinen Enkel, die Alte, deren vergrämte Züge so selten ein schwaches Lächeln umspielt. Sie wohnt allein in dem weiten Hause, allein mit dem hinterlassenen Knaben ihrer Tochter.

Freilich, früher stand es anders da, das kleine Häuschen am Walde, da sehnte es noch nicht daseinsmüde einen endlichen Einsturz herbei. Da ging noch die schmucke Tochter der Alten geschäftig umher in Stuben und Ställen und vergaß auch der alten Mutter nicht im Kämmerlein, die des kleinen schreienden Bübchens wartete.

Und kam dann gar der Gatte heim von beschwerlichen Handelsgange in gebirgiger Umgegend, da fand man selten wohl glücklichere Leute als im „Judenhause", wie die fanatische Dorfbevölkerung die Heimstätte der vom Schicksal verschlagenen Judenfamilie nannte.

Ein entfernter Anverwandter hatte der Alten einst das fast wertlose Häuschen hinterlassen. Und sie hatte voll froher Hoffnung nicht gezögert, hier einzuziehen mit Tochter und Schwiegersohn und Enkel.

Doch sie hatte nicht des Hasses des umwohnenden dumpf grollenden Bauernvolkes gedacht, eines Hasses, der das kleine traute Häuschen am Walde mit seinen Bewohnern fluchend verfehmte.

Und doch hatte das Glück geblüht in den bescheidenen Mauern, die von den Dörflern mit scheelen Blicken betrachtet wurden, bis ein Tag kam, ein Tag, an dem den beiden Frauen das Blut kalt wie eine giftige Kröte zum Herzen kroch und ihnen den Atem zu rauben drohte, ein Tag, an dem man ihnen den Mann, den Sohn, heimbrachte, blutend auf dürftiger Bahre von grünen Tannenreisern, die die Träger schweigend vor dem Hause niederließen.

Bis hierher hatten sie den Juden geschleppt, die verstockten, hartherzigen Bauern. Keiner aber dachte daran, den Frauen den Schicksalsschlag schonend beizubringen. Sie scheuten sich, die verhaßte Schwelle zu übertreten. Nur einer, in dessen Herzen sich ein gewisses Reuegefühl regen mochte, klopfte mit dünnem Finger an den geschlossenen Fensterladen.

Dann gingen sie.

Langsam troff das Blut von den feinkantigen Nadeln herunter, bis sich am hartgefrorenen Winterboden eine kleine Lache bildete. Ahnungslos trat das Weib an die Leiche des ermordeten Gatten.

Grell warf ihr Kienspan flackerndes Licht auf die groteske Szene, seltsam fahle Schatten auf die bleichen Züge des Toten malend.

Lautlos brach sie zusammen, bis die Alte erschien und mit stieren Augen den Jammer schaute.

Keine Träne rann über ihre gefurchten Wangen; kein Schluchzen erschütterte befreiend ihre Brust. Starren Auges blickte sie drein, als man den Mann ihres Kindes an der Kirchhofsmauer verscharrte; tränenlos stand sie dabei, als auch die Tochter wenige Wochen später in die kalte Grube gesenkt wurde.

Der Mord blieb ungesühnt! Wer trat auch für den Juden ein? Er hatte keine Freunde und Beschützer.

Die Alte oben im Stübchen ruht im sonnenverblichenen Lehnstuhl. Eine dünne graue Strähne hat sich losgelöst von ihrem alten müden Haupte und verdeckt ein wenig ihre gefurchten gramerfüllten Züge.

Ein Sonnenstrahl lugt jetzt durchs Zimmer und wirft seinen goldigen Glanz auf das welke Antlitz der Alten und wirft ein schwaches Lächeln auf ihre Lippen. Denkt sie vergangener, glücklicher Tage?

Klirrend fliegt ein Stein gegen das Fenster. Die Alte schreckt empor. Sie muß sich erst zurückreißen in die grausame Wirklichkeit; und hart werden wieder ihre Züge, hart wie Menschenherzen.

Wieder schlagen Steine gegen den Sims des Fensters, und wüstes Geschrei tönt von der Dorfstraße herauf. Zitternd faßt die Alte nach ihrem Stecken, um sich aufzuraffen von ihrem Stuhle, da geht schon die Tür auf, und ein kleiner schwacher Knabe tritt scheu herein.

Eine rote Stirnwunde klafft zwischen seinen dunklen Haarbüscheln hervor.

Stöhnend nimmt die Alte das bebende Kind an der Hand, um die blutende Wunde zu kühlen. Keines spricht ein Wort dabei. Dies Bild zeigt sich oft im Judenstübchen.

Draußen aber tönt das Johlen und Schreien der übermütigen Dorfjugend noch weiter, und prahlend schildert ein von allen beneidetes rotbäckiges Bauernbürschchen, wie trefflich sein Steingeschoß das waidwunde Wild niedergeworfen hat.

Und mit glühenden Augen schaut die Alte hinunter auf die lärmende Schar, während das Kind sich scheu an ihre Seite drückt; sie schaut hinunter mit glühenden Augen, aber weinen, weinen kann sie nicht.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 37. Berlin, 14. September 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 55, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Die russischen Judenreformen.

Der kürzlich signalisierte Erlaß des Zaren, der eine Reform der Judengesetzgebung anordnet, ist inzwischen publiziert worden; er deckt sich inhaltlich mit den Angaben der „Voss. Ztg.“, die wir in Nr. 34 der „Mitt.“ ausführlich wiedergegeben haben.

Aus dem Wortlaut des Erlasses geht deutlich hervor, daß die jüdischen Volksmassen, welche unter den am 3. Mai 1882 geschaffenen Beschränkungen gegen die Juden am meisten litten, von der Wohltat dieses Erlasses völlig unberührt bleiben. Für sie sind die Dörfer im Niederlassungsgebiete nach wie vor verbotenes Land. Was nun die Juden sogenannter privilegierter Kategorien betrifft, so hat der Erlaß ihnen das zurückgegeben, was Alexander III. ihnen genommen. Jüdische Untermilitärs, welche von Alexander II. das Recht erhielten, überall im Reiche wohnen zu dürfen, wurden bekanntlich unter Alexander III. dieses Rechtes für verlustig erklärt. Der jetzige Erlaß räumt ihnen dieses Recht nur in Bezug auf das flache Land im Ansiedlungsrayon ein; ob es aber auch auf das ganze Reich Anwendung findet, ist aus dem Wortlaut nicht ersichtlich. Das den auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze befindlichen jüdischen Soldaten eingeräumte unbeschränkte Wohnrecht im ganzen Reiche ist an die Bedingung ihrer Auszeichnung durch die militärischen Behörden geknüpft, erscheint somit etwas problematisch. Die wirklichen Erleichterungen, welche der Erlaß den Juden gewährt, beschränken sich somit auf das lebenslängliche Wohnrecht von Frauen und Kindern privilegierter Juden im ganzen Reiche auf die Nichtannullierung von Verfügungen der Kontrollhöfe über den Beitritt von Juden zum Kaufmanns- und Kleinbürgerstande in den Städten der inneren Gouvernements, selbst wenn sie ungesetzlich erfolgt sein sollten, und noch auf einige unwesentliche Kleinigkeiten. Die lex Ignatiew in Bezug auf die jüdischen Volksmassen in Rußland hat der Erlaß demnach nicht aufgehoben, und gerade dieses Gesetz lastet am schwersten auf den jüdischen Volksmassen.

Das Gesetz vom 3. Mai 1882, welches vom damaligen Minister des Innern, dem bekannten Grafen N. P. Ignatiew, dem Botschafter Rußlands in Konstantinopel vor dem Kriege vom Jahre 1877 und dem Vorsitzenden der Petersburger Slavischen Wohltätigkeitsgesellschaft, geschaffen wurde, hat das den Juden unter Alexander II. eingeräumte Wohnrecht außerhalb der Städte und Flecken im sogenannten Niederlassungsgebiete aufgehoben und den Juden blos die Städte und Städtchen im Ansiedlungsrayon zum Aufenthalte geöffnet. Dadurch wurde der ökonomischen Lage und der moralischen Stellung der Juden in Rußland die tiefste Wunde geschlagen. Das Gesetz, welches den Juden den Aufenthalt und den Ankauf von Grund und Boden in den im jüdischen Niederlassungsgebiete liegenden Dörfern untersagte, wurde durch die Rücksichtslosigkeit der russischen Beamten so gehandhabt, daß im Laufe von zwei Jahrzehnten Tausende von jüdischen Familien, welche auf dem flachen Lande redlichen Erwerb fanden, aus den Dörfern vertrieben und ihrer Existenz beraubt wurden. Die brotlos gemachten Familien verstärkten die Cadres der jüdischen Proletarier in den Städten im Ansiedlungsrayon und führten einen erschreckenden Zustand herbei. Die Folgen des grausamen Ignatiewschen Gesetzes vom 3. Mai 1882 nahmen besonders in den letzten Jahren einen bedrohlichen Charakter an. Dieser äußerte sich in der wachsenden Armut, in der physischen Degenerierung und in der erschreckenden Zahl der Erkrankungen der Juden im Niederlassungsgebiete, welche auf dem medizinischen Kongresse in Petersburg als Folge der ungenügenden Nahrung und der unmöglichen Verhältnisse der Juden bezeichnet wurden. Diese Zustände erreichten einen solchen Höhepunkt, daß viele Gouverneure, darunter Graf Pahlen in Wilna und General Trepow in Taurien, den Minister v. Plehwe auf die Gefahren der immer mehr wachsenden Notlage der Juden aufmerksam machten und die Aufhebung der unter Alexander III. geschaffenen Beschränkungen gegen die Juden verlangten. Aber auch nationalrussische Publizisten, wie Inschakow und Stolypin, traten für die Aufhebung der Lex Ignatiew vom 3. Mai 1882 ein und wiesen nach, daß die russische Regierung durch ihre verkehrte Politik ihre Unfähigkeit bekunde, die Nützlichkeit der Juden zu verwerten. Den ersten Schritt zur Erleichterung der Lage der Juden in Rußland tat die Regierung dadurch, daß sie hundert Ortschaften auf dem flachen Lande den Juden zum Aufenthalte öffnete. Unlängst hob sie auch das Gesetz auf, welches den Juden den Aufenthalt in den in einer Entfernung von 50 Werst von der Grenze liegenden Distrikten untersagte.

Die Verordnung des Ukases, daß Juden mit höherer Bildung nebst ihren Frauen und Kindern, Kaufleute erster Gilde mit ihren Familien, Handwerker und verabschiedete Militärs außerhalb der Städte und Flecken im Niederlassungsgebiete wohnen dürfen, bedeutet die Wiedereinführung der bezüglichen Gesetzbestimmungen aus der Regierungszeit Alexanders II. Neu ist in dem Ukas das den Juden mit höherer Bildung eingeräumte Recht, überall Handel und Gewerbe treiben zu dürfen. Bis jetzt durften die Juden dieser Kategorie nur ihrem Berufe nachgehen. Neu ist auch das den auf dem Kriegsschauplatze in Ostasien befindlichen

jüdischen Soldaten eingeräumte Recht, im ganzen Reiche wohnen zu dürfen, desgleichen die Verfügung, daß Frauen von Juden mit höherer Bildung und von solchen mit dem Titel Kommerzienrat oder Manufakturrat das Wahlrecht im ganzen Reiche lebenslänglich erhalten, während bis jetzt dieses Recht mit dem Tode des Familienoberhauptes erlosch.

Diese neuen Bestimmungen finden keine Anwendung auf Gegenden, wo für die Juden besondere Beschränkungsmaßnahmen bestehen, das heißt, auf Sibirien, den Kaukasus und das Dongebiet. Sibirien war den Juden zum freiwilligen Aufenthalt niemals geöffnet worden, der Kaukasus war ihnen ebenfalls seit seiner Vereinigung mit Rußland zur Ansiedelung verboten, während der Aufenthalt im Dongebiet den Juden nur mit Zustimmung der autonomen Kosakengemeinden gestattet werden darf.

Ob der Ukas des Zaren die Lage auch nur der sogenannten beoorrechteten Juden in Rußland in der Tat erleichtern wird, hängt nun in erster Linie von der Ausführung dieses Erlasses durch die Organe der Exekutive ab. Die bestgemeinten Erlasse des Zaren bleiben in dem klassischen Lande des Absolutismus wirkungslos, wenn die Verwaltung sie ignoriert.

Es ist in dieser Beziehung recht bemerkenswert, daß selbst ein so ausgesprochen antisemitisches Blatt wie die „Kreuzztg." sich sehr skeptisch über die Wirkungen des Erlasses äußert:

„Wer die russischen Verhältnisse einigermaßen kennt, so wird dem konservativen Blatt geschrieben, muß in der Tat lächeln, wenn er sieht, daß im Erlasse fast nur von den wohlhabenden und gebildeten Schichten der jüdischen Bevölkerung die Rede ist, die arme, ungebildete Masse aber kaum flüchtig gestreift wird. Was sonst will das sagen, als daß es sich darum handelt, die Zitrone so lange zu quetschen, wie sie noch einen Tropfen Saft enthält. Reichtum und Bildung fällt bei den russischen Juden fast immer zusammen; es lohnt sich also, diese Elemente von den andern zu sondern, die nichts haben und deshalb auch nichts hergeben können. Um die letzteren bekümmert man sich nicht, nur der zahlungsfähigen Minderheit sind allerhand neue, nicht zu verachtende Rechte erteilt worden, die sie aber mit der größten Vorsicht und Zurückhaltung gebrauchen muß, wenn sich ihre Lage nicht sachlich verschlimmern soll, statt besser zu werden, wie der Erloß anzukündigen scheint. In Rußland darf als Regel gelten, daß, je mehr die Gesetzgebung sich mit gewissen Verhältnissen und Personen befaßt, umsomehr die Unklarheit wächst und der Mißbrauch überhand nimmt. Die Juden könnten deshalb in der Tat nichts Besseres wünschen, als übersehen und vergessen zu werden. Das blüht aber nur den armen und ungebildeten Juden. Der reiche jüdische Mitbürger wird überall besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt; Polizei und Verwaltung lassen ihn nicht aus den Augen und wissen sich erforderlichenfalls in Erinnerung zu bringen. Versteht er das System und seine Träger richtig zu behandeln, so lebt er in Rußland wie der Herrgott in Frankreich, d. h. er darf sich jede Willkür erlauben und ist sicher, der Strafe zu entgehen, oder doch mit einem blauen Auge davon zu kommen.

Besonders charakteristisch für die russischen Zustände erscheint es, daß den Juden der Aufenthalt in den Grenzgebieten erleichtert wird, wo sie bisher, ihrer Neigung zum Schmuggel wegen, nicht geduldet wurden. Wie erklärt sich diese großmütige Anwandlung? Sie erklärt sich sehr einfach aus dem Bedürfnisse nach Beute, das zu den besten Ueberlieferungen des Tschinowniktums gehört und zu deren Bedauern keinen rechten Ertrag bringt, so lange die Betreibung verbotener Geschäfte durch Sonderbestimmungen gesetzlich erschwert wird. Dürfen sich aber die Juden in den Grenzgebieten niederlassen, so tritt das Umgekehrte ein. Sie widerstehen der Versuchung zum Schmuggel nicht, werden auf frischer Tat ertappt, und die Einnahmen der Zolldeamten steigen, da ihnen an dem Verkaufe der beschlagnahmten Waren ein gewisser Anteil zusteht. An entscheidender Stelle ist man sich dieser Wirkung der neuen Bestimmungen natürlich nicht bewußt. Weiter unten aber erkennt man den „tieferen Sinn" der anscheinend trockenen Vorschriften ganz genau und weiß sich danach zu richten. Mit den sogenannten humanitären Ideen haben die den Juden gewährten Aufenthaltserleichterungen jedenfalls nichts zu tun; sie sind vielmehr höchst realistisch gemeint und werden sich in der Ausführung erst recht so erweisen".

Wie die russische Bevölkerung den Erlaß des Zaren aufgenommen hat, darüber verlautet bisher noch nichts Bestimmtes. Wenn etwa die neuerlich wieder aus verschiedenen Gegenden gemeldeten Exzesse gegen die Juden die Stimmung der Bevölkerung bezw. des Beamtentums gegenüber dem kaiserlichen Ukas widerspiegeln sollten, so wäre das als ein in hohem Grade ungünstiges Symptom anzusehen. Einigermaßen verdächtig ist es, daß diese neuen Judenverfolgungen in einer Reihe von Städten nahezu gleichzeitig erfolgt sind, wie in der Grenzstadt Sosnowice und in Smela, Gouvernement Kiew. Aus letzter Stadt wird dem „Vorwärts" telegraphisch berichtet:

„Die jüdische Bevölkerung von Smela ist von einem großen Unglück betroffen worden. Ganz unerwartet infolge eines Streites zwischen einer Jüdin und einer Russin wegen eines Tuches, das diese bei der Jüdin gestohlen hatte und das ihr wieder weggenommen wurde, begannen Ausschreitungen, die fast den ganzen Sonntag, die ganze Nacht und Montag bis 11 Uhr morgens dauerten; bis das Militär aus Tscherkassy (die Kreisstadt befindet sich ca. 25 Werst von Smela, mit der sie durch eine Eisenbahnlinie verbunden ist) angekommen war, dauerte es 1½ Tage. Ganz Smela ist ausgeplündert; es sind übrig geblieben vier Läden, die von den Russen selbst losgebeten wurden, die Kowalewka (so wird ein Stadtviertel genannt, in dem etwa ein Zehntel der gesamten jüdischen Bevölkerung lebt) und unsre Straße von der Feuerwehr ab; das haben die hiesigen jungen Leute mit noch 60 aus Tscherkassy, die mit Revolvern bewaffnet waren, gerettet. Die Plünderung ist um so bemerkenswerter, als der Metropolit beim Beginn der Verheerung hier durchreiste. Als er über den Markt fuhr, hielten ihn die Juden auf und baten ihn, zu der Menge hinauszugehen (es war blos eine Bande von etwa 50 Burschen). Er antwortete nichts und fuhr weiter. Man kann eigentlich sagen, daß dank ihm die Verwüstung so groß wurde; denn die gesamte Polizei war neben ihm und niemand störte die Plünderer in ihrer Arbeit. Als man die Polizei um Hilfe bat, antwortete man, daß sie den „Wladyka" (Wladyka = Herrscher; so wird der Metropolit gewöhnlich genannt) nicht verlassen dürfe, sie blieben denn auch bei ihm, während die Geschäfte und Häuser geplündert wurden.

Gestern ist der Gouverneur angekommen. Er fuhr durch die Stadt und schrie den Juden zu: „Fort, nach Hause!" Darin bestand seine ganze Tätigkeit und Hilfe. Einer jüdischen Deputation hat er versprochen, am andern Tage die nötigen Anordnungen zu treffen, er ist jedoch während der Nacht nach Kiew ausgerissen. Die Polizei schreitet sehr ungern ein; die Haussuchungen werden nicht mit der erforderlichen Energie ausgeführt, diejenigen, bei welchen Waren gefunden werden, bleiben in Freiheit; auch die Führer der Menge sind nicht verhaftet. Kurz, diese Verheerung wird ungestrafter als alle bisherigen bleiben. Wir hatten an die Redaktionen der „Nowosti" und anderer Zeitungen telegraphiert, daß sie diese Greuel bekannt machen möchten, bekamen aber die Antwort, daß die Zensur es nicht erlaube."

Dieses Verhalten der Gerichte, der Behörden und der Presse läßt allerdings auch für die Zukunft nichts Gutes für die große Masse der russischen Juden erhoffen. Die Juden in Rußland haben von jeher den Prügelknaben für die Sünden anderer abgeben müssen, und diese Vorstellung ist so tief in allen Schichten der Bevölkerung eingewurzelt, daß eine Wandlung zum Bessern nur von einer Hebung des gesamten Kulturniveaus des russischen Volkes zu erwarten ist, und mit dieser hat es, falls nicht etwa die kriegerischen Verwickelungen mit Japan auch innere Umwälzungen zur Folge haben sollten, leider noch gute Wege.

## Gedanken eines Christen bei der Einweihung der jüdischen Synagoge zu Königshofen i. Gr. am 29. Juli 1904.*)

Der römische Geschichtschreiber Lampridius erzählt van dem Kaiser Alexander Seaerus, der von 222—235 das römische Weltreich regierte, die Christen hätten unter seiner Regierung ein Grundstück in Rom erwarben, um auf demselben eine Kirche zu erbauen. Dagegen hätten die Gastwirte in Rom Einspruch erhoben, weil der Platz zu einem Wirtshause sehr geeignet sei. Diese Einsprache habe jedoch der heidnische Kaiser abgewiesen mit den Warten: „Es ist immerhin besser, daß ein neues Gatteshaus gebaut wird, gleichaiel auf welche Weise die Gattheit in demselben verehrt wird, als daß man ein neues Wirtshaus baut." — Als im Herbste 1902 die Varbereitungen zu einem Neubau gegenüber dem hiesigen St. Elisabethenspitale getraffen wurden, und auf meine Anfrage mir gesagt wurde, daß für die Juden daselbst eine Synagage erbaut werden solle, erinnerte ich mich unwillkürlich an den Kaiser Alexander Seoerus und dachte bei mir: „Es ist immerhin besser, daß eine Synagage hier erbaut wird, in welcher der wahre Gatt verehrt wird und die zehn Gebote erklärt werden, als wenn man ein Wirtshaus oder ein Theater errichten würde, in welchen erfahrungsgemäß besonders in heutiger Zeit Gatt aftmals beleidigt und der Christenheit und dem Judenvolke Aergernis gegeben wird."

Im Jahre 32 der christlichen Zeitrechnung haite die römische Besatzung, die in der jüdischen Handelsstadt Capernaum am galiläischen Meere lag, einen Mann zum Befehlshaber, der ein sehr braoer Saldat und, obwohl er ein Heide war, dach ein graßer Freund des Judenvalks gewesen sein muß. Daß er ein braver Saldat aar, geht daraus hervar, daß er gar liebevall für seinen kranken Bedienten sargie, und daß er ein Freund der Juden war, können wir daraus entnehmen, daß er aus seinem eigenen Vermögen den Juden eine neue Synagage baute. — Die Zeiten sind varüber, in welchen die Andersgläubigen auf ihre Kosten den Juden Synagogen bauen, die Juden sind gegenwärtig auf sich selbst angewiesen, wenn sie sich ein neues Bethaus baueu und einrichten wollen. Aber um sa ehrenvaller ist es auch, daß die hiesige israelitische Kultusgemeinde nach sa viel Liebe zum väterlichen Glauben und so viel religiösen Eifer hat, um den rühmlichen Entschluß zu fassen, dem Herrn ein Haus zu bauen; um so ehrenvaller ist es, daß Männer und Frauen und Jungfrauen, Jung und Alt zum Bau und zur inneren Einrichiung mitgeapfert und mitgehalfen haben mit demselben Eifer, wie einst ihre Ahnen in der Wüste zur Errichtung der Stiftshütte mitgeapfert und beigetragen haben. Um sa mehr dürfen sie sich aber auch des schönen Werkes freuen. Die Synagoge ist in romanischem Stil aus weißem Sandstein, nach dem Piane des kürzlich verstarbenen Metsters Michel in Marktbreit, unter Leitung des kunstverständigen Baumeisters Tratt von hier erbaut, die sämtlichen Arbeiten und die innere Einrichtung sind ein Werk der hiesigen Meister und Arbeitsleute, und Meister und Gesellen dürfen staiz sein auf das, was sie geleistet haben. Die Kosten für den Bauplatz, den Bau und die innere Einrichtung werden wohl die Höhe van 40000 Mk. erreichen, aber die israelitische Kultusgemeinde wird es gewiß niemals bereuen, aus eigenen Kräften den Bau hergestellt zu haben, der ein bleibendes Denkmal ihres Glaubens und ihrer Gottesliebe ist. Ich glaube, keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich sage, daß der geschmackvalle, elegante, formgerechte Bau es auch verdient, ein Schmuck für Königshofen und eine Zierde des ganzen Grabfeldes genannt zu werden.

Eine anmutige Sage ist es, die schan aar alelen Jahrhunderten ihren Weg van Asien nach Eurapa gefunden hat — die Sage von dem Ursprunge der Trauerweiden. Ein Teil der Weidenbäume hat bekanntlich Aeste, die sich, wie van tiefer Schwermut gebeugt, zur Erde niedersenken, und stille zu klagen scheinen, wenn ein leiser Luftzug durch ihre Biätter zitteri. Man nennt diese Weidenbäume die Trauerweiden. Es sind die Nachkammen jener Weidenbäume, an welchen die Israeliten ihre Harfen aufhängten, als sie in der Gefangenschaft an den Flüssen Babylons saßen und weinten, wenn sie Zians gedachten. Zum Vergnügen ihrer Zwingherren sollten sie jene fröhlichen Festgesänge anstimmen, die sie in der Heimat einst gesungen hatten, und dazu die Harfen rauschen lassen, die in wohlklingenden Akkarden die Meladien der Sänger und Sängerinnen begleiteten. Dach die Israeliten weigerten sich, die Lieder des Herrn zu singen im fremden Laude und in die Saiten der Harfen zu greifen zur Freude der Götzendiener, sie beteuerten vielmehr, daß ihnen die Zunge lieber am Gaumen aukleben falle, als daß sie nicht mehr mit Schmerz und Wehmut Zians gedächten und Jerusalem nicht für ihrer Wonne Höchstes hielten. — Seitdem schien auch der meladische und harmonische Gesang bei den Juden und selbst die Anlage dazu ganz acrschwunden zu sein. Wenn man die Juden in ihren Synagogen aber Schulen singen härte, glaubte man eine Totenklage aber einen Streit van Männern zu vernehmen, weil die Töne arbunngslas und wild durcheinander schwirrten. Im Munde des Valkes pflegte man deshalb auch ein wirres Durcheinander ais „Judenschule" zu bezeichnen. Es scheint jedoch, daß eine Aenderung hierin eingetreten ist. Am 29. Juli d. J. bei der Einweihung der neuen Synagage dahier habe ich zum ersten Male in meinem Leben gehört, wie ein Gesangeschar van Israeliten die hebräischen Psalmen in dreistimmigem Satze und auch ein vierstimmiges deutsches Lied in durchaus gelungener Weise zum Vartrage gebracht hat. Die israelitischen Sänger verdienen für ihre Leistungen alles Lab, aber auch ebenso der christliche Lehrer, Herr Fort von Ipthausen, der sie eingeschult hat; der Larbeerkranz, der ihm gespendet wurde, ist wahlverdient.

Als die Israeliten in die babylonische Gefangenschaft abgeführt wurden, verkündete ihnen der Praphet Jeremias — 29,7 — im Auftrage Gattes das Gebot: „Suchei den Frieden der Stadt, wahin ich euch abführen ließ, und betet für sie zu dem Herrn, denn ihr Friede wird euer Friede sein." — In herzlicher Weise hai dieselbe Mahnung auch der Herr Bezirksrabbiner Dr. Kahn der israelitischen Kultusgemeinde bei der Einweihung der neuen Synagage wieder in Erinnerung gebracht, und gewiß hat die Gemeinde diese Mahnung bisher befolgt, denn außerdem hätte Herr k. Bezirksamtmann Thomas gewiß nicht zu seiner Freude es labend anerkannt, daß alle Glaubensbekenntniffe dahier in Liebe und Frieden und in schönster Eintracht miteinander leben. Ein Beweis hiefür ist die Tatsache, daß neben den HH. Beamten auch die kathalische Geistlichkeit und die Lehrer und alle Klassen der Bevölkerung bei der Einweihung der Synagoge zugegen waren. Es scheint auch, daß die Juden ihren Aufenthalt bei uns nicht mehr als Verbannung betrachten, denn sie weigern sich nicht mehr, zu singen, wie ehedem in der babylonischen Gefangenschaft, und weil sie die Harfen nicht mehr schlagen können, haben sie die Regimentsmusik van Meiningen bestellt, damit sie bei dem Balle spielte, der zum Schlusse der Einweihungsfeier veranstaltet wurde. Möchte es doch dahin kammen, daß die Israeliten ihren Aufenthalt bei uns nicht blas als keine Gefangenschaft betrachten, fondern auch unser Land in der Weise als ihr Vaterland erkennen, daß sie gar keine Sehnsuchi mehr nach Jerusalem bekammen. Möchten sie erkennen, daß bei uns

*) Wir entnehmen diesen letzten litterarischen Beitrag unseres verstorbenen Mitkämpfers Pfarrer Dr. Frank der Nr. 46 des „Archivs für den Amtsbezirk Königshofen i. Gr."

ihnen Alles bereits geboten ist, was sie in der Zukunft noch erwarten. Dann wird in dem Heiligtum der neuen Synagoge statt der Gesetzesrollen der Gesetzgeber selbst seine Wohnung nehmen, und dann wird voll und ganz jene Verheißung sich erfüllen, die Gott bei der Einweihung des Tempels zu Jerusalem gegeben hat: „Meine Augen und mein Herz sollen hier sein alle Tage." — 2 Chron. 7,16 —. Ich halte nicht gar viel auf Vordedeutungen, obwohl ich schon manches höchst Auffallende erlebt habe, aber zu meiner Freude muß ich doch noch zum Schluß erwähnen, was ich als Augen- und Ohrenzeuge nicht lange vor der Einweihungsfeier gesehen und gehört habe: Eine mir unbekannte Frau ging an der neuen Synagoge vorüber, schaute in dieselbe hinein und rief ganz erstaunt aus: „O Gott, das ist ja eine Kirche!" —

Königshofen, 1. August 1904.

Dr. Frank, Spitalpfarrer.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**„Die Zurückdrängung des Judentums ist nicht Lebenszweck der Partei."** Also schreibt die „Staatsbürgerztg." in einem dem Parteitage der Reformpartei gewidmeten Begrüßungsartikel, in dem es alsdann weiter heißt:

Der antisemitische Gedanke war nur Ausgangspunkt, nicht das Endziel der Bewegung. Und das Judentum wollte die Partei bekämpfen, weil es in den 70er Jahren auf wirtschaftlichem, geistigem und sittlichem Gebiete die entsetzlichsten Verwüstungen in Deutschland angerichtet hatte."

Bis zu den 70er Jahren also war, wenn wir einmal der Annahme des Antisemitenblattes folgen wollen, an dem Judentum nichts sonderlich auszusetzen; denn der antisemitische Gedanke hatte bis dahin ja keinen Anlaß in gewissen Köpfen aufzudämmern. Und nach den 70er Jahren scheinen die Verwüstungen aufgehört oder doch sich abgeschwächt zu haben und jetzt eine solche Besserung eingetreten zu sein, daß die Bekämpfung des Judentums als Lebenszweck nicht mehr ausreicht. Wie aber steht es mit den nach nach den 70er Jahren von den Juden „geschächteten Christenkindern"? Und wie lange ist es her, daß die „Staatsbürgerztg." den Grafen Pückler die Juden en masse verhauen und niederschlagen ließ? Indessen, wir wollen die zurückweichenden Feinde nicht aufhalten, das Blatt aber auch gleich nach auf einen anderen „Irrtum" aufmerksam machen, der es zu einer groben Taktlosigkeit gegen die Juden verleitet hat.

Am Vorabend des Tages, an welchem der anfangs erwähnte Artikel erschien, druckte es aus einem Berliner Blatte das folgende Inserat ab:

Zu den vorstehenden jüd. Feiertagen halte meine neue Bade-Anstalt, Brunnenstraße bestens empfohlen."

und bemerkte dazu

„Im Interesse der Verbesserung der sanitären Verhältnisse Berlins kann man nur wünschen, daß dieses, zweifellos einem dringenden Bedürfnis entsprungene Inserat, guten Erfolg hat."

Wir können der „Staatsbürgerztg." verraten, daß das Baden vor den hohen Feiertagen bei den Juden eine religiöse Vorschrift ist, die in der Tat sowohl symbolisch schön als auch in der Tat nützlich ist. Diese Praxis verdient eher Nachahmung als Spott und herabsetzende Insinuationen. Durch letztere stellt sich die „Staatsbürgerztg." auf den Pharisäerstandpunkt der von ihr so gehaßten Britten, die von Ausländern behaupten, daß sie nicht baden. „Foreigners dont wash", sagen die Engländer und meinen sogar oder vielleicht ganz besonders auch — Antisemiten.

**Zum Dresdener Parteitag der deutschen Reformpartei,** über den wir ausführlich in der nächsten Nummer der „Mitteilungen" berichten werden, da die Verhandlungen bei Redaktionsschluß noch nicht beendet waren, hat der Landesverband Kurhessen folgenden Antrag gestellt:

Der Parteitag wolle beschließen: In den Wahlkreisen Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl, Alsfeld-Lauterbach-Schotten, Gießen-Grünberg-Nidda schon jetzt eine planmäßige Agitation zu entfalten, um dieselben bei den nächsten Wahlen zurückzuerobern. Die Anstellung eines geeigneten Redners mit dem Sitze in Frankfurt a. M. ist in Erwägung zu ziehen. Insbesondere erscheint es auch notwendig, daß unsere jetzigen Abgeordneten in den genannten Wahlkreisen abwechselnd Werbereisen unternehmen.

Der Wunsch des kurhessischen Verbandes ist sehr begreiflich, haben doch die Antisemiten bei der letzten Reichstagswahl in Hessen nicht weniger als drei Mandate verloren. Es wird sich jedenfalls aber für den entschiedenen Liberalismus empfehlen, seinerseits nichts zu vernachlässigen, damit diese antisemitische Aktion ein negatives Resultat zeitigt.

**Herr Raab, ein antisemitisches Universalgenie.** Der antisemitische Abgeordnete Raab ist ein agitatorisches Universalgenie. In der Einladung zu einer Versammlung gegen die Warenhäuser, die am Donnerstag voriger Woche in Kassel stattfand, wird behauptet, Herr Raab sei selbst kleiner Geschäftsmann. Auf dem Fuldaer Handwerkertag trat der Abg. Raab als Handwerker auf. Bei dem Bekanntwerden seiner Kandidatur in Schmalkalden-Eschwege feierte das ihm nahestehende Stöckersche „Volk" ihn seinerzeit als „christlich-nationalen Arbeiter". Während der Wahlbewegung ließ er sich damals auch als Bauernfreund feiern und genoß die Unterstützung des Bundes der Landwirte. In Hamburg, wo er zu gleicher Zeit zur Bürgerschaftswahl kandidierte, ließ er dagegen erklären, daß er nie für höhere Zölle im Reichstage gesprochen habe. Man wird zugeben müssen, daß eine solche Vielseitigkeit nicht leicht zu übertreffen ist.

**Der Dreschgraf von Klein-Tschirne,** dem seine früheren politischen Freunde in Berlin nachetnander den Lustspaß gegeben zu haben scheinen, macht jetzt wieder in seiner engeren Heimat von sich reden. Am Mittwoch und Sonnabend voriger Woche manövrierte er zum allgemeinen Gaudium, als sich die Manöovertruppen dem Dorfe Schönau näherten, mit. Seine Reiterschar, die übrigens gegen früher bedeutend zusammengeschmolzen ist, voran der „Feldherr" mit dem Signaltrompeter, ritt so manche schneidige Attacke. Ob sie den „bösen Feind" in die Flucht geschlagen hat, ist uns, schreibt der „Niederschl. Anz." hinzu, nicht bekannt.

**Die Münchener Antisemiten** glauben wieder Morgenluft zu wittern. Ihr von dem Magistrat kürzlich einstimmig zurückgewiesener Antrag auf Erlaß einer Verordnung gegen die Einwanderung von Juden ist von einem Mitglied der Zentrumspartei in dem städtischen Kollegium wieder aufgenommen worden. Herr Wenng hat daraufhin flugs eine neue Protestversammlung gegen den Beschluß der „verjudeten" städtischen Körperschaften Münchens einberufen. Er hielt eine unheimlich lange und auffallend zahme Rede, in der er vornehmlich gegen den Magistrat, das Stadtbauamt und das Gemeindetollegium polemisierte und den „Beweis" führte, daß die Münchener Stadtverwaltung totalunfähig ist und daß der finanzielle Bankerott der Gemeinde vor der Tür steht. Nur eine antisemitische Vertretung im Rathause könne hier Wandel schaffen und die Bürgerschaft vor dem Niedergange bewahren.

Es wurde dann von der Versammlung eine Resolution angenommen, die auf das entschiedenste gegen die Zurückweisung des Gesuches der christlichsozialen Vereinigung um Maßnahmen zur Beschränkung der Judeneinwanderung protestiert. Auch verpflichteten sich die Anwesenden, dafür zu sorgen, daß bei den nächsten Gemeindewahlen nur „wahrhaft

bürgerfreundliche" und im christlichsozialen Sinne tätige Gemeindevertreter gewählt werden.

Es fragt sich nur, ob alle diejenigen, die sich zu einer solchen Aktion „verpflichteten", bei der Wahl auch Wort hielten werden; die erstmalige Beteiligung der Antisemiten bei der letzten Gemeinderatswahl hat bekanntlich ein geradezu klägliches Resultat für Herrn Wengg und seine antisemitischen Mitbewerber ergeben; einigermaßen gespannt darf man aber doch sein, ob die Zentrumsmitglieder in den städtischen Körperschaften jetzt zu dem antisemitischen Antrage eine veränderte Stellung einnehmen werden.

**Konservative Judenriecherei.** In der „Berl. Ztg." lesen wir: „Es ist gerade scherzhaft, zu beobachten, wie die Konservativen, wenn sie mit sachlichen Argumenten am Ende sind, immer noch einen Haupttrumpf auszuspielen wissen: „Ein Jude war es." Ob der Betreffende im Einzelfalle wirklich ein Jude war oder nicht, macht dabei für die konservative Beweisführung gar keinen Unterschied. Der „Reichsbote" leistet sich in den letzten Nummern gleich zwei derartige Stücklein. Auch in der Redaktion des „Reichsboten" hat man vermutlich längst gelesen, daß der Mann, der gegen Plehwe die Bombe schleuderte, der Sohn eines russischen Kleinbürgers, ein Slawe namens Sasonow ist. Trotzdem schreibt das Blatt, daß der Minister „durch die von jüdischen und revolutionären Händen geworfene Bombe in die Luft flog". Ist's auch nicht wahr, was schiert das das orthodoxe Pastorenblatt? Es macht doch Stimmung gegen die Juden! Und der Entschluß der Jungliberalen in der Schulfrage wird dadurch zu diskreditieren versucht, daß mitgeteilt wird, der Korreferent Rechtsanwalt Falk sei Jude. Kein Wort sachlicher Kritik steht in der betreffenden Notiz. Nur die eine Mitteilung: „Falk ist Jude." Das genügt — für konservative Leser. Ob die Mitteilung sachlich richtig ist, wissen wir nicht. Aber selbst wäre sie's — was ist das für eine Kampfesweise, wenn man einen Beschluß von 60 Stimmen, die fast sämtlich zweifellos Urgermanen sind, mit der einen Bemerkung abtun zu können glaubt: „Ein Jude war Korreferent!"

---

## Vermischtes.

**In Hermann Staub,** dem geistvollen Interpreten des deutschen Handelsrechts, der vor einigen Tagen im blühenden Mannesalter ins Grab sinken mußte, hat die deutsche Anwaltschaft eine Zierde ihres Standes verloren. Es ist nicht zutreffend, wie anläßlich seines Todes in verschiedenen Berliner Zeitungen zu lesen war, daß er an das Reichsgericht berufen, bezw. daß ihm eine ordentliche Professur an der Berliner Universität angetragen werden sollte, unter der Voraussetzung, daß er vorher seinen Glauben wechseln und sich taufen lassen werde. Die letztere Zumutung hat man auch schon aus dem Grunde nicht gewagt, an den charaktervollen Mann zu stellen, weil man vornherein gewärtigen mußte, sich eine energische Zurechtweisung zu holen. Aber auch schon die Tatsache, daß eine so anerkannt hervorragende juristische Kraft nicht in den Staatsdienst berufen worden ist, ist überaus bezeichnend für die Anschauungen der preußischen Justizverwaltung. Das Reichsgericht freilich weiß Staubs „Kommentar zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch" sehr wohl zu schätzen, denn es hat nicht nur die Ausführungen dieses Kommentars bei allen künftigen Entscheidungen als wichtigste Grundlage betrachtet, sondern hat sich auch in mehrfachen Fragen unter Aufgabe seiner eigenen früheren Ansicht den besseren Gründen Staubs angeschlossen.

**Theodor Fritsch** setzt im „Hammer" seine „Aufklärungs"-Tätigkeit über den Rassenbegriff fort und er sagt seinen Gesinnungsgenossen wieder bittere Wahrheiten:

„Ist es nicht eine kühne Anmaßung von uns, daß wir unsere Anschauungen und Sitten für die einzig richtigen halten und fremden Völkern aufzwingen wollen — Völkern, die sich in ihrer Sitte und Lebensweise vielleicht völlig glücklich fühlen und vortrefflich dabei gedeihen? — Daß wir ihnen „Kultur" bringen wollen, ihnen, die vielleicht durch sichere Lebensnormen in ihrer Art mehr „Kultur" haben als wir? —

Nein, erkennen wir doch endlich, daß jedes Volk je nach der Eigenart seines Blutes seine besonderen Sitten und Lebens-Auffassungen, auch seine besonderen Begriffe von Glück, Tugend, Ehre und Seligkeit haben muß, und seien wir endlich so gerecht und bescheiden, fremdes Glück nicht zu stören. Seien wir so vernünftig, unsere Weisheit für uns zu behalten und erst einmal in den eigenen vier Pfählen gute Zucht und Ordnung zu schaffen. — Es bleibt da wahrlich noch viel zu tun übrig! — (Der letzte Absatz ist die wörtliche Wiedergabe einer bereits früher von Fritsch getanen Aeußerung. D. R d. M.)

Erkennen wir also endlich, daß die Geistesart eines Volkes durch sein Blut, seine Rasse bedingt ist, und daß es eine anmaßende ethnologische Pfuscherei bedeutet, alle Völker über unseren Leisten schlagen zu wollen. Ist es nicht dummdreist, von Jemand zu fordern, er solle unsere Stiefel tragen, auch wenn sie ihm nicht passen? Beschränken wir uns doch darauf, uns in unserer eigenen Art zu vervollkommnen, und verschonen wir fremde Völker mit zudringlichen Wohltaten. Ein Volk dient der Menschheit am besten, wenn es sich in seiner Art zu vorbildlicher Höhe erhebt. Wird unser Beispiel dann die Anerkennung und Bewunderung anderer Völker erwecken, so steht es ihnen frei, uns nachzuahmen. Wir können ihnen, wenn sie es wünschen, auch mit Rat und Tat beistehen, aber die ungebetenen Kulturbringer sollten wir nicht spielen. . . .

„Nun meinen Sie, fährt Fritsch in seiner in die Form einer Antwort an einen „Anders-Meinenden" gerichteten Epistel fort, wenn ich Sie recht verstanden habe: ein Rassen-Unterschied zwischen Deutschen und Juden bestehe nicht, weil auch der Deutsche die geschäftlichen Talente des Hebräers erwerben könne. — Hier ist doch wohl eine kleine Begriffs-Verwirrung untergelaufen. Fertigkeiten und Kenntnisse, die das einzelne Individuum erwerben kann, haben mit dem Rasse-Charakter im allgemeinen nichts zu tun, — denn sie vererben sich nicht. Solche Fertigkeiten geben keinen Maßstab für die Rassen-Zugehörigkeit. Schließlich finden sich in jeder Rasse Individuen, die gewisse Fertigkeiten, z. B. auch künstlerische, erlernen können. Aber dadurch wird das Rassen-Prinzip nicht durchbrochen. So ist z. B. die Begabung für Musik eine auffällige Rassen-Eigentümlichkeit der Zigeuner; jedoch auch der Deutsche, der Engländer, der Chinese, der Neger kann Musik erlernen. Darf man deshalb sagen: zwischen diesen Völkern bestehe kein Rassen-Unterschied mehr?

Uns scheint, als ob die „kleine Begriffs-Verwirrung" hier weit eher Herrn Fritsch als seinem Gegner untergelaufen ist. Mit der zunehmenden Rassenvermischung — wo giebt es denn unter den Kulturvölkern überhaupt noch ganz unverfälscht gebliebene Rassen? — findet auch immer mehr ein Ausgleich und Austausch der Rasseneigentümlichkeiten statt. Auf die Gesamtheit trifft hier genau ebenso zu wie für das einzelne Individuum das Wort, das Franz Dingelstedt dem Dichter von „Salas y Gomes", Chamisso, an der Bahre zugerufen hat:

> Ein Fremdling warst Du unserem deutschen Norden
> In Sitt' und Sprache anderer Stämme Sohn
> Und wer ist heimischer als Du ihm worden?

**Die Erfahrungen eines jüdischen Vizefeldwebels.** Die Zeitschrift „Im deutschen Reich" veröffentlicht einen charakteristischen Beitrag zu dem Kapitel „Die Juden im Heere" durch den Abdruck der Militärpapiere eines jüdischen Vizefeldwebels, der vom 1. Oktober 1890 bis zum 1. Oktober 1891 bei der 6 Kompagnie des 11. Infanterie-Regts, v. d. Tann in Regensburg gedient hat.

In einem Führungs-Attest vom 1. Oktober 1891 wird ihm bestätigt, daß er sich während der Dienstzeit „sehr gut geführt hat, sehr gut beanlagt, fleißig, willig, strebsam und verwendbar, bescheidenen Charakters, moralisch tadellos" ist, keine gerichtlichen Strafen erlitten und keine Disziplinarbestrafungen mit strengem Arrest. In einem Befähigungszeugnis vom 30. September 1891 heißt es: „besitzt reges Ehr- und Pflichtgefühl, er hat sich diejenige Sicherheit in der persönlichen Ausführung des Dienstes und in der Kenntnis der Vorschriften erworben, welche für das richtige Auftreten als Vorgesetzter erforderlich ist. Nach seinen Leistungen und seinem Auftreten

als Vorgesetzter verspricht er, bei weiterer Ausbildung ein brauchbarer Reserve-Offizier zu werden."

Am 12. Juni 1892 wurde X. während einer Uebung Vizefeldwebel. Der Hauptmann sandte ihm nach dieser Uebung „mit bestem Gruß" folgenden Brief: „Da es mir in der Hitze des Gefechts unmöglich war, mich persönlich zu verabschieden, so wünsche ich Ihnen auf diesem Wege ein herzliches Lebewohl und danke Ihnen bestens für Ihre ersprießliche Dienstleistung." Auch die sogenannte Uebung B machte er mit Erfolg sowie drei andere von 11 Offiziersaspiranten. Der Reglmentskommandeur gab den vier ihren Erfolg selbst bekannt, indem er sie als Kameraden begrüßte und ihnen zu ihrem Erfolg gratulierte. Den Rat, seinen Wohnsitz sormell nach Bayern zu verlegen, konnte der Vizefeldwebel nicht befolgen. Die Folge war, daß das Hamburger Bezirkskommando ihn auf Anfrage beim Regensburger Beztrkskommando als ungeeignet zur Beförderung bezeichnete. Als der Vizefeldwebel am 19. März 1894 anfragte, ob er höheren Orts zur Beförderung zum Reserve-Offizier vorgeschlagen sei, er beabsichtigte eine längere Reise nach Holland zu machen und möchte sich gern nach seinen militärischen Verpflichtungen einrichten, erhielt er nämlich die Antwort, daß seine Reise nach Holland keiner Beanstandung unterliege und ein Beförderungsvorschlag bis jetzt nicht bestätigt worden sei. Am 22. April 1894 wurde ihm dann vom Bezirkskommando mitgeteilt, daß er zur Verwendung als Offiziersstellvertreter „nicht geeignet befunden und demgemäß aus der Liste der Offiziersaspiranten gestrichen wurde."

Daß in Regensburg die Absicht bestand, ihn zum Reserve-Offizier zu befördern, ist zweifellos, weil man solche Herren, die man nicht befördern will, da man sich vorher genau orientiert, die Uebung B schon „ohne Erfolg" ableisten läßt. Auf eine Anfrage, ob er selbst daran Schuld trage, daß er dem Offizierkorps nicht zur Wahl vorgeschlagen worden sei, oder ob er die Ursache in seinen privaten Verhältnissen zu suchen habe, — er habe noch zwei Brüder, welche demnächst ihrer Militärpflicht zu genügen hätten, und es sei sein Wunsch, ihnen durch die Kenntnis der Ursache seiner Nichtbeförderung helfen zu können — erhielt X vom Bezirksoffizier in Regensburg am 25. Mai 1894 die Antwort, daß seine Wahlstellung zum Reserve-Offizier gemäß Entschließung des Bezirkskommandos Regensburg unterblieben sei Auf eine Anfrage des Vaters erwiderte das bayerische Kriegsministerium am 3. März 1895, daß bezüglich der Streichung seines Sohnes von der Liste der Offiziersaspiranten Erhebungen im Gange seien. Am 16. April 1895 teilte das Kriegsministerium weiter mit, daß nach eingehenden Erhebungen kein Anlaß bestehe, die Streichung des Sohnes von der Liste der Offiziersaspiranten rückgängig zu machen. Darum war das Kriegsministerium gar nicht ersucht worden. Das letzte dieser lehrreichen amtlichen Schriftstücke bildet die Mitteilung vom 16. April 1903, daß dem Vizefeldwebel der Landwehr die zweite Klasse der Landwehr-Dienstauszeichnung verliehen worden ist.

**Was die Konfession mit der Fleischbeschau** zu tun hat, so lesen wir in der „Freien deutschen Presse", wird manchem nicht klar sein. Der Magistrat in Münder aber hat einen Zusammenhang zwischen Konfession und Fleischbeschau konstruiert. Wie uns mitgeteilt wird, hat sich vor einigen Wochen ein Tierarzt infolge einer Anzeige in der „Tierärztlichen Rundschau" unter Einsendung seiner Zeugnisse um die vom Magistrat der Stadt Münder am Deister ausgeschriebene Stelle eines ordentlichen Fleisch beschauers beworben. Darauf erhielt er folgendes vom 8. September datiertes Schreiben des Magistrats: „Auf Ihr Gesuch vom 25. v. Mts. teilen wir Ihnen mit, daß wir beschlossen haben, Ihnen die ordentliche Fleischbeschau für den Bezirk der Stadt Münder zu übertragen, falls Sie nicht mosaischer Konfession sind. Wir fragen bei Ihnen an, ob Sie die Wahl annehmen. Ihrer Antwort sehen wir umgehend entgegen." Hierauf teilte der Tierarzt dem Magistrat in Münder am 9. September mit, daß er mosaischer Konfession sei. Die Antwort vom 10. September lautete: „Auf Ihr Gesuch vom 25. d. Mts. teilen wir Ihnen mit, daß die Wahl auf einen Anderen gefallen ist."

Diese Antwort läßt darauf schließen, daß der Magistrat in Münder nicht gesonnen ist, sein Geheimnis preiszugeben, welcher Zusammenhang besteht zwischen Konfession und Fleischbeschau.

---

## Der Antisemit.*)

Eine Charakterstudie.

Von G. v. Forell (Luzern).

Er war ein gewaltiger Antisemit vor dem Herrn.

Jeden Morgen, zum Frühstück, während er die „Staatsbürgerztg." las, verspeiste er in Gedanken ein halbes Dutzend Juden, indem er innerlich mit ingrimmiger Freude die zu diesem Ritualmord gehörigen Flüche murmelte.

Er war so recht eigentlich ein Don Quixote des Antisemitismus. In den letzten zehn Jahren — er war jetzt vierzig Jahre alt — hatte er eigentlich nur noch antisemitische Schriften gelesen — von Drumont bis Ahlwardt — und auf diese Weise in diesem Punkte seinen gesunden Menschenverstand eingebüßt.

Hinter allem witterte er die Juden. Nur für sie war das Deutsche Reich errichtet; denn durch sie wurde es ja ausgebeutet. Der französische Krieg war nur geführt worden, damit die Juden die fünf Milliarden einstreichen konnten. Bismarck war schließlich auch nur ein Werkzeug in ihren Händen und hatte darum so „kläglich geendet".

An fond ein harmloser Mensch, nicht ohne Gutmütigkeit, sogar feinfühlig, litt auch er unter der Unvollkommenheit der Welt, suchte auch er nach einer Erklärung für die soziale Frage und fand sie, nationalökonomisch völlig ungebildet wie viele Juristen, allein im Vorhandensein der Juden und der alliance israélite, dieser herrlichsten Blüte des Judentums, welche die schöne Aufgabe hatte, das gesamte Christentum dereinst im Milliardenfäckel verschwinden zu lassen.

Die Judenfrage war ihm die soziale Frage.

Sohn eines höheren, bürgerlichen Beamten, der aber kein Vermögen besaß, hatte er nur mit großen Entbehrungen seine Studien vollenden können und lebte jetzt, im Ministerium angestellt, als Junggeselle von seinem Beamtengehalt, immer sich einschränkend, um den Rest seiner Schulden abzutragen.

Gefragt, ob er sich nicht verheiraten wolle, erwiderte er stets: „Wozu soll ich alter Esel noch heiraten? Die Juden fressen uns doch alle auf — uns und unsere Kinder!"

Unter einer halben Million würde er auf keinen Fall heiraten. Dann wollte er die Judenfrage energisch in die Hand nehmen, da von den antisemitischen Führern, den armen Schluckern, doch nur wenig zu erwarten wäre. Am Ende wären sie auch schon korrumpiert! Wer konnte es wissen, gemunkelt wurde manches.

Eigentlich hatte er wenig Fühlung mehr mit der Partei, in deren Vorstand er früher gewesen. Es waren ihm zu viele „dunkle Ehrenmänner" darunter, die bloß von der Judenfrage lebten. Er konnte nur mit anständigen Leuten verkehren

So hatte er sich, angeekelt von dem Treiben dieser Welt, allem Phrasendrehen und Liebenswürdigtun abhold, ganz und gar zurückgezogen; er lebte fast ausschließlich auf seiner „Bude" und verkehrte nur mit einigen Gesinnungs-

*) Aus der „Frankfurter Zeitung".

genossen, natürlich ebenfalls Beamten, die er bei Siechen traf. Und wenn er dort aus vollem Herzen auf die Juden schimpfen konnte, fühlte er sich so recht als anständiger Mensch und vornehmer Mann — als Aristokrat. Als Christ nur so nebenher.

Aus dem Bürgertum rekrutiert sich die große Zahl der Antisemiten, für welche die Juden sozusagen der Sockel sind, von dem aus sie sich in die Reihen der „Vornehmen" schwingen.

Trotzdem entsprang sein Judenhaß keineswegs unlauteren Eigenschaften, sondern vielmehr einer gewaltigen Unwissenheit in vielen Dingen, gepaart mit dem Drange, irgendwie seinen Haß gegen das Schlechte zu betätigen, das für seine verbohrte Phantasie mit dem Judentum identisch geworden war. Gewiß, es gab ja auch niederträchtige Christen, aber wenn erst die Juden ausgemerzt, ausgerottet wären, würde es schon besser, die ganze Welt anders werden.

Als Beamter war er von allem politischen Treiben so gut wie ausgeschlossen — wenigstens sollte seiner Meinung nach ein Beamter sich aller Politik enthalten —, aber dennoch wollte sich sein Drang nach Besserung der Welt, dieser faustische Drang, der in jeder höheren Seele — vor allem in der deutschen — schlummert, doch irgendwie Luft machen, und das einzige Ventil dafür war bei ihm der Antisemitismus. Den konnte er sich auch als Beamter leisten.

Im Grunde also stammte dieser Haß wie so mancher andere aus verhaltenen Kräften des Geistes und Gemütes, die von früher Jugend auf in Schule und Haus verkrüppelt und verstümmelt worden waren.

An einem schönen Herbstnachmittage, die Bäume fingen bereits an, sich zu färben, wandelte er durch den Tiergarten, in Gedanken versunken, und er murmelte, indem er an die schöne Reise dachte, die er dieses Jahr, faute d'argent, wiederum nicht hatte machen können. „Verdammtes Judenpack! Diese Kerle, die von Kunst und Litteratur keine Ahnung haben, fahren alle Jahre nach Italien, bloß um damit zu prahlen. Und ich, der „klassisch" Gebildete, habe noch nicht einmal von ferne das gelobte Land gesehen! Empörend"! Er ballte die Faust.

In diesem Augenblicke kreuzten einige Leute in der Nähe des Luisen-Denkmals seinen Weg. Mürrisch sah er auf und bemerkte in Begleitung einer Dame einen Herrn, dessen Gesicht ihm bekannt schien. Aber da er allen Leuten, mit denen er nicht mehr unmittelbar zu tun hatte, aus dem Wege ging, sah er sofort zur Seite und heuchelte Gleichgültigkeit. Indes, da der Herr seinen Hut zog, lüftete er notgedrungen den seinen auch, wollte dann aber schnell weiter gehen.

Da redete ihn jener an:

„Wir kennen uns doch!"

„Verzeihung", erwiderte er, „ich weiß im Augenblicke nicht —"

„Waren Sie nicht bei meiner Batterie Reserve-Offizier, Herr Regierungsrat?"

„Tausendmal Vergebung, Herr Graf, habe Sie wirklich im Augenblick nicht erkannt!"

„Ja, ja," lachte der Graf, „habe mich etwas verändert."

„Darf ich bitten, mich vorzustellen?"

Inzwischen waren noch zwei Damen herangekommen, eine ältere und eine jüngere. Der Graf stellte vor:

„Ein alter Kamerad meines Regiments, Regierungsrat Märkgraf, meine Frau, meine Schwiegermama und meine Schwägerin. Wo gehen Sie hin?"

„Siegesallee!"

„Wir auch."

Unser Antisemit, so menschenscheu er auch war, fühlte sich doch durch das Wiedererkennen von seiten des Grafen angenehm berührt, ja selbst geehrt, da er den Adel stets von einem besonderen Nimbus umgeben sah und in ihm, wenn auch unbewußt, eine höhere Klasse Menschen erblickte, durch deren Gegenwart er gleichsam selbst geadelt würde. So ging er denn, ganz stolz, noch etwas weiter mit, als er eigentlich beabsichtigt hatte. Beim Auseinandergehen drückte ihm der Graf freundschaftlich die Hand und gab ihm seine Visitenkarte.

„Nicht wahr, Herr Regierungsrat, Sie machen uns das Vergnügen?"

Feierlich holte der Antisemit seine Karte ebenfalls heraus.

„Werde nicht verfehlen, Herr Graf."

Ohne es sich gestehen zu wollen — im Gegenteil mit dem Versuch, die Begegnung als lästig zu bezeichnen —, war er erfreut und ging in erhobener Stimmung zum Abendschoppen bei Siechen, wo man bereits auf ihn wartete und ihn fragte, ob er vielleicht durch die schönen Augen einer Jüdin so lange aufgehalten worden sei. Schweigsamer noch als gewöhnlich trank er drei halbe mehr als sonst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage trat ihm immer wieder das Bild der Gräfin vor Augen. Und er dachte: „Wo mag der Graf wohl diese pikante Schönheit aufgetrieben haben?" Das war auch eine Spezialität von ihm, sich über die schönen Frauen Anderer zu ärgern.

Natürlich konnte er sich nicht entschließen, den versprochenen Besuch zu machen. Seit Jahren nur in der „Kneipe" verkehrend, war ihm „Familiensimpelei" peinlich. Man würde ihn ja doch nur einfangen wollen — für irgend eine „abgestandene" alte Jungfer. Er kannte das. Plötzlich war man verlobt — man wußte selbst nicht wie.

Worüber sollte er auch reden? Ueber die Judenfrage? Damit hatte er sich schon einigemale in die Nesseln gesetzt — beim deutschen Michel. Die „sogenannte" Gesellschaft war ja durch und durch verseucht.

Visiten machen, mit engen Lackstiefeln womöglich, — gräßlich! Da kletterte man drei Treppen hinauf und konnte noch froh sein, wenn die Gnädige nicht zu Hause war.

Was ging ihn überhaupt schließlich der Graf an? Da war er doch wohl nur Staffage.

„Ach was, Adel!" pflegte er zu sagen. „Wir sind alle aus demselben Holze geschnitzt!" Eine solche Stimmung hielt aber in der Regel nur zehn Minuten vor; denn im Grunde fühlte er sich als Regierungsrat natürlich als Aristokrat.

In dieser Hinsicht machte er es, wie alle die Menschen, die sich nicht entschließen können, sich eine eigene Meinung zu verschaffen, weil sich sich dann zu einer bestimmten Partei schlagen müssen: er hielt sich Ansichten mit doppeltem Boden. Vierzehn Tage nach jener Begegnung erhielt er vom Grafen eine Einladung zum Diner, die von einigen liebenswürdigen Zeilen begleitet war: „Er habe ihn zwar noch nicht besucht, aber unter alten Kameraden usw."

Das rührte unseres Antisemiten hart gewordenes Herz, ohne daß er es sich eingestehen wollte. Im Gegenteil: er murmelte etwas von Leuten, die sich aufdrängen usw., setzte sich indes am nächsten Tage in die Droschke, ausgerüstet mit neuem Zylinder und neuen Glacés. Er wußte doch auch noch zu leben!

Wie er so im Wagen lehnte, die Beine übereinander geschlagen, den kleinen, dunklen Schnurrbart aufgesträubt und leicht gekräuselt, den Hut ein klein wenig auf die Seite gerückt, hatte er wirklich etwas Vornehmes, zumal er die Lippen recht pöbelverächtlich — was er als Antisemit ausgebildet hatte — zu verziehen verstand. Er sah gut aus, hatte einen aristokratisch schmalen Kopf, eine leicht gebogene

Nase, volles dunkles Haar. Und seine ehrlich offenen Züge, sowie seine fast fanatisch düstern Augen verrieten, daß hier Geisteskräfte brach lagen, die zu wecken sich wohl der Mühe lohnen würde.

Als er vor dem schönen Hause des Grafen in der Händelstraße vorfuhr, fiel ihm ein, daß sein ehemaliger Vorgesetzter kein sehr großes Vermögen gehabt, nach der Wohnung zu schließen also eine sehr gute Partie gemacht haben müsse.

Die Gräfin empfing ihn sehr liebenswürdig und mit großer Natürlichkeit. Trotzdem dauerte es lange, ehe er seine Verlegenheit überwunden hatte. Er bemerkte jetzt erst mit Schrecken, wie fremd ihm der leichte Umgangston der Gesellschaft geworden. Und mit geistreichen Frauen war er überhaupt noch nie zusammengekommen. In den Beamten-Familien, in denen er verkehrt hatte, war das Heroortreten der Frau nicht üblich.

Und die Gräfin war geistreich, ohne daß sie es besonders hervorkehrte. Im Gegenteil, da sie sofort begriff, weß Geistes Kind er war, drückte sie den ihren auf das Niveau des seinen herab. Nur das lebhafte Mienenspiel und die zuweilen aufblitzenden Augen verrieten, daß ihr lebhafter Geist sich nur mühsam in die Situation hineinschraubte.

Die Gräfin war mittelgroß, voll, nicht eigentlich schön. Dafür war ihr Gesicht zu scharf geschnitten, die Nase zu kühn gebogen. Aber um so interessanter erschien es. Und die Augen, die immer etwas zu suchen schienen — was denn nur — ein Ideal? — waren gewiß schon manchem gefährlich geworden. Sie hatte ohne Frage etwas exotisches, vielleicht spanisches Blut in den Adern; das tiefschwarze Haar und der leicht gelbliche Teint waren schwerlich germanischen Ursprungs.

Der Graf, erinnerte sich der Regierungsrat, war viel gereist.

Aber wie kam er nur zu dieser Frau, da er, wenn auch gerade kein dummer, so doch ein rechter Durchschnitts-Mensch war. Der Grafen-Titel spielt ja allerdings in unserer demokratischen Zeit noch immer eine große Rolle. Vielleicht war die Gräfin eine Amerikanerin? Die Amerikanerinnen sollen ja schrecklich wappennärrisch sein.

Ja, ja, die Aristokratie war nicht so leicht auszurotten, wie die Herren Demokraten hofften. Auch der Bürgerliche braucht die Vornehmen, um sich an ihnen zu erbauen.

Trotz aller Gewandheit der Gräfin drohte die Unterhaltung auf den toten Strang zu gerinnen. Da trat der Graf ein. Auf den ersten Blick fiel dem Besucher auf, welch ungleichartiges Paar doch die beiden Gatten abgaben: der Graf erschien ihm wie ein Landjunker, der sich mit einem guten Abendessen, einer Partie Whist und einem schönen Mondscheinabend im Park vollauf zufrieden gibt.

Da war am Ende die Einladung auf die Gräfin, weniger auf den Grafen zurückzuführen. Sollte sie vielleicht in ihn verliebt —. Unser Antisemit war eitel genug, um auf den Gedanken zu kommen, aber doch nicht närrisch genug, ihn gleich zu Ende zu denken. Auch muß zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er selten mit Frauen zusammen kam.

Immerhin: warum sollte die Gräfin nicht kokett sein? Ausgefüllt wurde ihr Leben durch diesen Mann schwerlich, und von der Korruption in den obersten Kreisen wurde ja so viel geredet.

Nachdem er noch einige höfliche Redensarten mit dem Grafen getauscht, verabschiedete sich der Regierungsrat, froh, so schnell losgekommen zu sein, und stellte sich gleich vor das nächste Schaufenster, um zu sehen, welchen Eindruck er gemacht haben könne.

Wahrhaftig, er sah erst jetzt so recht, wie gut er gewachsen war, hoch und breit. Und er freute sich, daß er noch eine tadellose Figur und nicht den üblichen Bierbauch hatte, der bei Siechen Signatur der Stammgäste und Philister war, Zeichen von Wohlhabenheit und Würde.

Seine lebhafte Phantasie, die ihn ja auch im Judenhaß zum Extrem geführt hatte, fing an, ihm allerlei vorzumalen: Nein, nein, ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau, das wäre eine Gemeinheit, noch obendrein mit der eines Kameraden!

Ach, er hatte so wenig Abenteuer in seinem Leben gehabt. Erst beim Militär, als er diente, hatte man seinen ihm angeborenen natürlichen Respekt vor der Frau an sich zerstört. O diese Dienstzeit! wie viele junge Leute hatte die wohl schon auf dem Gewissen? Als Student hatte er ja kaum zu essen, geschweige denn Geld für Frauenzimmer übrig gehabt, und ohne Geschenke war doch die Liebe schlechterdings auf die Dauer nicht zu denken.

Allerdings später, als besoldeter Assessor, hatte er ein Verhältnis gehabt, auf die Treue seiner Dulcinea gebaut, bis er, durch die Lektüre Schopenhauers in Zweifel versetzt, herausbekam, daß sie ihn hinterging.

Dann hatte er sich zwei Jahre lang vom weiblichen Geschlecht zurückgezogen, bis er für ein armes, aus sehr guter Familie stammendes, jedoch von ihm ganz verschiedenes Mädchen, eingefangen war, — wie — wußte er eigentlich selbst nicht. Mit der war er dann fünf Jahre verlobt gewesen — aus Anstand, immer den Tag der Entlobung hinausschiebend, bis schließlich allerlei Intriguen ihm diesen Schritt erleichtert hatten.

Seitdem hatte er die entsetzlichste Angst, daß er hereinfallen könne: unglückliche Ehen war ihm ein Greuel, und an glückliche glaubte er kaum noch. Am meisten waren ihm natürlich Mischehen von Juden und Christen verhaßt Seiner Ansicht nach müßte ein Adliger, der eine Jüdin ehelichte, sofort den Adel ablegen.

Es war auch das ein Grund für ihn gewesen, nicht mehr in der Gesellschaft zu verkehren, daß er dort so oft an Christen verheiratete Jüdinnen traf, die er mit: „Gnädige Frau!" anreden mußte. „Gnädige Frau!" Lächerlich! Selbst der älteste Adel verschmähte nicht mehr solche Verbindungen! Ja! ja! Die Welt war reif zum Untergang!

Was mochte die Gräfin für eine geborene sein? Sollte sie etwa auch jüdisches Blut haben? Aber dieser Gedanke, der ihn erschauern ließ, konnte nur einen Augenblick sein Haupt erheben; ihre Mutter war ja ein rein germanischer Typus. Und dann — jüdische Frauen traten doch immer herausfordernd auf.

Aber wie klug und belesen sie war! Als er nach Hause kam, musterte er gleich seine Bibliothek. Wahrhaftig, viel Geld hatte er nicht hineingesteckt. Die Klassiker natürlich — ebenso sämtliche antisemitische Schriften! Daneben Treitschke, sein „Orakel", an dem er sich immer wieder erbaute, „Rembrandt als Erzieher", Gustav Freytag und als einsam ragender Turm unter diesen: Schopenhauer. Der gehörte zur Bildung, wenigstens einiges aus ihm.

Nein, viel war es nicht! Aber was brauchte der, der „klassische" Bildung besaß, noch mehr? Die Gräfin hatte ihn gefragt, ob er schon das neue Stück im Schauspielhaus gesehen, das gegen die Nietzscheaner geschrieben war. Das Schauspielhaus war das einzige Theater, das er zuweilen besuchte — weil wenig Juden hinkamen. Aber leider hatte er das Stück nicht gesehen. Auch wußte er nichts von Nietzsche. Das war sehr unangenehm. Jetzt mußte er ihn lesen; wenn er ihn auch nicht verstünde. Er ging also auf dem Wege zum Abendschoppen zu Nikolai und abonnierte.

(Fortsetzung folgt.)

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 38. Berlin, 21. September 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3675.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Goethe und Richard Wagner als Juden.

Vor kurzem erschien eine Schrift von Hans Herrmann, das Sanatorium der freien Liebe, welche S. 138—140 aus der Physiognomie, dem Charakter und den Schriften Goethes den Nachweis versucht, daß dieser Semit gewesen sei. Es heißt dort:

„Daß Herr Professor Flesch versucht, **Goethe** als Vertreter des Germanentums hinzustellen, zeugt zum mindesten von einem außerordentlichen Mangel an kritischem Urteil. Gaethe war keineswegs ein Vollblut-Deutscher, sondern ein Mischling von **hervoreagend semitischem Typus.**

Aber da sitzen nun die gelehrten Häupter an ihrem Schreibtisch und orakeln herüber und hinüber: „Warum ist Gaethe nicht populär?" Und doch brauchten sie ihm nur einmal forsch ins Gesicht zu sehen, dann würde sich ihnen dies schwierige Rätsel von selbst lösen. Gaethe konnte niemals papulär werden, er mußte dem deutschen Volke stets fremd bleiben, weil der Grundzug seines Wesens, Lebens und Schaffens absolut undeutsch war. Mit Schiller verhält es sich ganz anders; dieser ist wohl der populärste aller deutschen Dichter. Aber er war auch durch und durch ein deutscher Mann, und es ist eine Schande für die deutsche Nation, wenn sie es duldet, daß dieser, unser größter Dramatiker, ein Mann von reinster und idealster deutscher Gesinnung, beständig von einem in jeder Hinsicht semitisierten Goethe in den Schatten gedrückt wird, zumal dieser, ohne den starken Antrieb, den er, wie er selbst eingestanden hat, durch Schillers feurig-reinen Geist erhielt, es überhaupt nie zu irgend nennenswerten Schöpfungen gebracht haben würde.

Sieht man nun Goethe an: diese vorquellenden, dunkelbraunen Augen, **diese an der Spitze gekrümmte Nase,** diesen langen Oberleib mit den kurzen Beinen, welchen selbst ein leicht wehmütiger Zug nicht fehlt, dann haben wir ganz das **Urbild eines Nachkommen Abrahams** vor uns. Goethe war Mischling durch das Blut seiner Mutter und nicht nur in seinem Aeußern prägt sich seine Abstammung von den alttestamentarischen Helden ab, sondern auch in seinem gesamten Wesen. Seine glühende Sinnlichkeit und ewige Verliebtheit, seine unsittliche Lebensweise und fragwürdige Ehe, der er erst ganz heimlich die Weihe geben ließ, als Napoleon, der gewiß kein Abstinenzler und Tugendbold war, sich eine etwas ironische, bezügliche Frage gestattet hatte; sein Servilismus gegen Fürsten, der seinem steifnackigen, deutsch gesinnten Vater so zuwider war, sein völliger Mangel an Vaterlandsliebe, seine Feigheit den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit gegenüber und noch manche andere Züge, die selbst Lewis, der seine Vergötterung Gaethes in jeder Zeile, die er schreibt, zu erkennen gibt, nicht verschweigen kann, reden eine zu deutliche Sprache, als daß ein Mensch von unbefangenem Urteil sich der Ueberzeugung verschließen könnte, daß Goethe weit mehr Semit als Deutscher war, ja, daß der germanischen Eigenart, die uns bei Schiller sofort in die Augen springt, ein deutsches Gemüt erwärmt und hinreißt, nur sehr wenig besitzt. Goethes dichterische Erzeugnisse sind zum größten Teil durchtränkt von Sinnlichkeit, orientalischer Lüsternheit; im zweiten Teil des „Faust" paaren sich talmudische Spitzfindigkeit mit phantastischer Verschwommenheit, während selbst seine bei den Deutschen beliebtesten Lieder, wie das „Haideröslein" und der ungetreue „Knabe", nicht aus seinem Innern geschöpft wurden, sondern nur Nachbildungen bereits vorhandener deutscher Lieder sind, und sich auch nur darum die Volkstümlichkeit erworben haben. Das deutsche Volk hat stets mit scharfem Instinkt herausgefühlt, daß Goethe nicht zu ihm gehörte, für deutsche Art und deutsche Gesinnung nicht das rechte Verständnis besaß, und ihn darum abgelehnt. Seine Bewunderer, obwohl sie nicht anders können, als an seiner stark ausgeprägten, undeutschen Sinnlichkeit einigen Anstoß zu nehmen, bedecken diese stets mit dem Mantel der Liebe, indem sie ihn in dieser Hinsicht als griechisch bezeichnen. Sie vergessen jedoch, daß die Griechen gerade in ihrer Sinnlichkeit den Beweis liefern, daß sie bereits völlig semitisiert waren, und ihr Untergang demzufolge auch schon besiegelt war".

* * *

Neuerdings ist vielfach die Behauptung aufgestellt worden, Richard Wagner sei der Sohn eines Juden. Für uns hat die Frage, ob die diesbezüglichen Behauptungen eine tatsächliche Unterlage haben, keine Bedeutung. Wir sind der Meinung, daß Erziehung und Umgebung stärker sind, als Abstammung, und daß die „Nationalität" nicht im Geblüte, sondern im Gemüte steckt. Allerdings aber kann man von Wagner und noch mehr von Siegfried Wagner behaupten, daß sie in ihrem Außern starke Anklänge an das haben, was man jüdisch zu nennen pflegt, und von Richard Wagners Musik hatte neben Anderen (wie z. B. Dr. Heinrich Pudor zur Zeit, da er noch Antisemit war) kein Geringerer, als Gustav Freytag*) behauptet, daß sie alle Kennzeichen dessen trage, was Wagner in seiner Schrift über „das Judentum in der Musik" als bezeichnend für das jüdische Element in der Musik hinstellt.

* * *

Wagners Auffassung, was als wirklich deutsche Musik zu betrachten sei, ist nicht leicht zu erkennen. Alexander Moszkowski hat (in Nr. 12 der „Lustigen Blätter") aus zwei Schriften Wagners wörtlich folgende Zitate zusammengestellt:

*) Vergleiche Antisemitenspiegel S. 357 ff.

| | |
|---|---|
| „Meyerbeer war so deutsch, daß er bald in die Fußtapfen seiner alten deutschen Vorfahren geriet" | und sich als „ein weit und breit berühmter jüdischer Tonsetzer unserer Tage mit seinen Produktionen einem Teile unserer Oeffentlichkeit zugewendet hat, in welchem die Verwirrung des musikalischen Geschmackes von ihm weniger erst zu veranstalten, als nur noch auszubeuten war". |
| „Meyerbeer schrieb Weltgeschichte, Geschichte der Herzen und Empfindungen" | „und dieses namentlich damit, daß er jenen von uns näher charakterisierten Jargon seiner gelangweilten Zuhörerschaft als modern pikante Aussprache aller der Trivialitäten aufheftete, welche ihr so wiederholt oft schon in ihrer natürlichen Albernheit vorgeführt worden war." |
| „Und hier (in der Verschwörungsszene der Hugenotten) sehe man die Einfachheit der Mittel, die Meyerbeer anwendet, um sein Ziel zu erreichen; wie klar und einfach, edel und gehalten ist jenes Hauptthema", | welches uns beweist, daß es „zwecklos ist, den Aufwand künstlerischer Mittel näher zu bezeichnen, deren er sich zur Erreichung seiner Lebensaufgabe bediente: genug, daß er es, wie wir aus dem Erfolge ersehen, vollkommen verstand, zu täuschen." |
| „Er schrieb Taten der Musik, Musik, wie sie vor ihm Händel, Gluck und Mozart schrieben", | „heut zu Tage das sicherste Mittel, ohne Künstler zu sein, doch Künstlerruhm sich zu erwerben". |
| „Er hat sein deutsches Erbteil bewahrt, die Naivetät der Empfindung", | „wie überhaupt das Kaltlassende, wirklich Lächerliche, das Bezeichnende des Judentums für diejenigen Kundgebungen desselben ist, in welchen der berühmte Komponist sich uns in Bezug auf die Musik zeigt". |
| „Diese jungfräulich verschönten Züge tiefen Gemütes sind die Poesie, das Genie Meyerbeers; er hat ein unbeflecktes Gewissen", | ja „dieser täuschende Komponist geht sogar soweit, daß er sich selbst täuscht, und dieses vielleicht ebenso abschtlich, als er seine Gelangweilten täuscht." |
| „Er zerschlug die Schranken der National-Vorurteile, vernichtete die bewegenden Grenzen der Sprach-Idiome", | denn „als Jude hatte er keine Muttersprache". |
| „Wir müssen bei der Ansicht verharren, daß nach ihm so gut wie nach Händel, Gluck, Mozart, Beethoven das für die jedesmalige Periode erreichte Ideal als vollendet und als nicht mehr zu überbieten zu betrachten sei", | ein Ideal, welches dadurch charakterisiert wird, daß Meyerbeer „ein sentimal-gaunerlsches Allerlei haben wollte, um an ihm erst Stoff zum Auffinden einer ungeheuer kuriosen Musik zu gewinnen, — was ihm wegen des unbesiegslichen Lebers seines eigentlich musikalischen Naturells wiederum nie wirklich gelingen wollte". |

* * *

Wenn selbst Richard Wagner so auseinandergehende Urteile über das gefällt hat, was als deutsch in der Musik zu betrachten sei, kann man anderen Personen um so weniger Autorität in solcher Frage zugestehen. Man wende nicht ein, daß das für Meyerbeer freundliche Urteil aus jüngeren Jahren stammte, in welchen Wagner zudem noch von Meyerbeer Förderung und materielle Unterstützung erhielt. Was in der Musik als deutsch zu betrachten, war doch eine Frage nicht des Könnens, sondern des Empfindens. Hier sich zu entscheiden, war auch der jugendliche Musiker schon reif genug, der den Rienzi geschaffen. Und so ungünstige Meinung vielfach über Wagners Charakter herrscht, sicher ist, daß es mit seiner Kunst ihm bitter ernst war, und daß er niemals eine Musik deutsch genannt hätte, wenn er von ihrem deutschen Charakter nicht überzeugt gewesen wäre.

Und so bleibt denn als Ergebnis, daß man versucht hat, „die Deutschesten der Deutschen" — Goethe und Wagner — aus ihren Werken als Semiten zu erweisen, und daß umgekehrt Wagner den, den er in seiner bekanntesten Schrift als Juden dem deutschen Publikum verächtlich zu machen versucht hatte, früher gerade als deutschen Musiker gefeiert hatte.

Jetzt wissen wir also ganz genau, was als deutsch in Dichtkunst und Musik zu gelten hat.

## Ein antisemitischer Parteitag.

Der in Dresden vom 11.—13. September abgehaltene Parteitag der „Deutschen Reformpartei" nahm einen „harmonischen" Verlauf. Als die beiden antisemitischen Hauptgruppen noch verschmolzen waren, konnten ihre Jahresversammlungen ein größeres Interesse bieten. Wenn die Herren auch im Judenhaß einig waren, so gab es doch eine Reihe trennender Gesichtspunkte teils grundsätzlicher teils persönlicher Natur, deren Geltendmachung zur Belebung der Debatten wesentlich beitrug, während jetzt vollste Uniformität herrscht, ein nennenswerter Widerspruch sich kaum hervorwagt und eine grenzenlose Selbstbeweihräucherung den Verhandlungen ihren Stempel aufdrückt.

Eine Wiederannäherung der feindlichen Brüder ist einstweilen nicht zu erwarten. In seinem Rechenschaftsberichte betonte der Parteivorsitzende, Abg. Zimmermann, das Verhältnis zu anderen antisemitischen Gruppen sei schiedlichfriedlich gewesen, eine Wiedervereinigung mit den Deutschsozialen sei nach der bisherigen Entwickelung nicht wahrscheinlich. Mit dem „Deutschen Volksbund" scheint man engere Beziehungen zu pflegen, was daraus hervorgeht, daß außer den „reformerischen" Abgg. Zimmermann, Werner, Böckler, Bruhn, Gräse und den Exparlamentariern Lotze, Bindewald, Gäbel auch der Abg. Frölich vom „Deutschen Volksbund" dem Parteitag beiwohnte. Merkwürdig, daß Herr Frölich seinen Freund Kröfell nicht mitgebracht hat.

Die Tätigkeit der parlamentarischen Vertreter der Partei fand allgemeine Billigung, mit der Einschränkung, daß die Herren manchmal zu höflich gewesen wären, namentlich den Ministern gegenüber. Der Abg. Werner konnte die beruhigende Versicherung abgeben, daß man sich in Zukunft wieder einer echt deutschen Grobheit befleißigen werde.

Den breitesten Raum in den Verhandlungen nahm die Mittelstandsfrage ein. Es wurde ein, neben vernünftigen Vorschlägen die bekannten zünftlerischen und andere rückständige Forderungen enthaltendes Programm einer „großzügigen" Mittelstandspolitik angenommen, die Bildung einer neuen Mittelstandspartei verworfen und erklärt, daß man nicht das Zutrauen zu den leitenden Kreisen habe, daß sie der Mittelstands- und Judenfrage das nötige Verständnis entgegenbringen. An der Diskussion beteiligte sich in hervorragendem Maße der Berliner Schneidermeister Donner, derselbe, welcher, wenn auch ohne Erfolg, mit der Person des Grafen Pückler Geschäfte zu machen suchte, nachdem dieser mit Herrn Wilhelm Bruhn zerfallen war!

Mit welcher Gründlichkeit und mit wie hellem Verstande die biederen „Reformer" in dem schönen Elbflorenz herumreformierten, dafür einige Beispiele. Um die Notwendigkeit darzutun, daß die verbündeten Regierungen sich bei Abschluß der Handelsverträge das unbeschränkte Recht wahren, Ausländer aus dem Bundesgebiete auszuweisen, beödkerte Rechtsanwalt Schnauß-Leipzig die Stadt Leipzig mit nicht weniger als 6000 ausländischen Juden und das Reich gar mit 8 Millionen Ausländern. Das ist schon mehr als „orientalische" Uebertreibung. Wie viele Millionen dürfen wir wohl da abhandeln? Herr Schnauß fürchtet, daß Deutschland über kurz oder lang entnationalisiert werde, „denn wieviel Polen gebe es, die deutsche Namen haben." Aber die Regierung germanisiert ja gerade mit Vorliebe die polnischen Namen.

Einstimmig angenommen wurde ein Antrag, der gegen die auf deutschen Hochschulen studierenden, nicht-stammesverwandten Ausländer gerichtet ist. Daß unsere inländischen Studenten durch studierende Ausländer in keiner Weise benachteiligt werden, ist ein billiges Verlangen. Aber die Begründung, „daß die ausländischen Hörer an den technischen Hochschulen sich Kenntnisse erwerben, die sie in der Heimat zu unserem Schaden verwerten," ist ein Argument, auf das sich der Begründer des Antrags, Herr Lehrer Mehnert-Löbtau, ein Patent geben lassen sollte. Gehen denn nicht auch deutsche Jünglinge ins Ausland, um theoretisch und praktisch sich fortzubilden, ohne daß ihnen dort Schwierigkeiten bereitet werden? Der Wissenschaft heute nach Erfindung der Buchdruckerkunst und im Zeitalter des Verkehrs nationale Grenzen zu ziehen, ist ein köstliches Beispiel geradezu kindlicher Naivetät. Daß übrigens die ausländischen Studenten den Städten, auf deren Hochschulen sie studieren, indirekte Vorteile bringen und so das Land für die ausgelegten Kosten entschädigen, daran denken die Reformer nicht. Und das sind die Leute, die dem Mittelstande auf die Beine helfen wollen. Das könnte unseres Erachtens am besten dadurch geschehen, daß man den Mittelstand vor solchen Freunden schützt.

Den Antisemiten im 15. deutschen Turnkreise (Oesterreich) sprach der Parteitag für ihr „mannhaftes Auftreten" seine Zustimmung aus.

Gegen die Juden wurde natürlich bei den verschiedensten Gelegenheiten losgezogen; aber die „Judenfrage" selbst nicht eingehend erörtert. Auf der Tagesordnung stand die Durchsicht des Parteiprogramms und hierzu lag u. a. ein Antrag Bruhn vor, der dem Punkt 19 des Programms, welcher „Aufhebung der Gleichberechtigung der in Deutschland lebenden Juden" verlangt, folgende Fassung geben will: „Fernhalten der Juden von allen Berufen, in denen ihre Betätigung wegen ihrer Eigenart für unsere Kulturentwickelung schädlich ist, insbesondere Ausschluß von den gesetzgebenden Körperschaften, vom Richterstande, vom Offizierstande und vom Berufe eines Lehrers an öffentlichen Schulen für Kinder germanischen Stammes, Zulassung der Juden zu den Berufen des Rechtsanwalts oder Notars und des Arztes nur nach der Kopfzahl ihrer in Deutschland ansässigen Rassegenossen, Verhinderung der Aenderung jüdischer Familiennamen, Führung einer Statistik über die in Deutschland lebenden Personen jüdischen Stammes, Verbot der Einwanderung fremder Juden, Erlaß eines Schächtverbots, wissenschaftliche Prüfung der jüdischen Religionsvorschriften und deren Uebersetzung ins Deutsche." — Alles olle Kamellen!

Man beschloß, die Revision des Parteiprogramms dem nächsten Parteitage zu überlassen. Die Vorarbeiten dazu soll eine Zehner-Kommission unter Hinzuziehung der Reichstagsfraktion erledigen.

Der Antrag, in Hessen eine planmäßige Agitation zu entfalten, um die Wahlkreise Marburg, Alsfeld und Gießen bei den nächsten Wahlen zurückzuerobern, wurde der Parteileitung überwiesen, welche den früheren Abg. Bindewald als Agitationsredner mit dem Sitz in Frankfurt bestimmte.

In den Parteivorstand wurden gewählt: Zimmermann (1. Vorsitzender), Bruhn (2. Vorsitzender), Werner, Bindewald und Lotze. Nichts ist charakteristischer für das moralische Niveau der „Deutschen Reformpartei", als die Tatsache, daß der Pückler-Impresario Wilhelm Bruhn in Dresden das große Wort führen durfte und daß ihm eine leitende Stellung in der Partei anvertraut wurde.

---

## Gründlichkeit und Zuverlässigkeit antisemitischer Berichterstattung.

Die „Schlesische Zeitung" läßt sich aus Budapest unterm 10. d. M. über das jüdische Neujahrsfest und den Versöhnungstag einen Bericht schreiben, der überaus bezeichnend für die Gründlichkeit und Zuverlässigkeit der Gewährsmänner dieses konservatio-antisemitischen Blattes ist und seine Leser belehren könnte, wenn sie noch der Belehrung zugänglich wären, was sie von den Informationen dieses Organs über jüdische Angelegenheiten zu halten haben. Dabei braucht man in Breslau, das ja eine größere jüdische Gemeinde hat, durchaus nicht so riesige Unkenntnis an den Tag zu legen. Die Redaktion hat sich durch Aufnahme des Berichts gleichfalls ungewöhnliche Oberflächlichkeit zu Schulden kommen lassen. Oder wollte sie den Beweis liefern, wie wenig sie verjudet ist? Nach dem Bericht ist der Jom Kippur das Laubhüttenfest der Juden, und der gewissenhafte Antisemitenschmock berichtet, daß fast alle Pester Wirte für ihr Stammpublikum an den beiden jüdischen Neujahrstagen große Scheiben „Mazzes", „diesen ungesäuerten, gebackenen Teig" bereit halten. Um Nichtjuden den Unsinn einigermaßen verständlich zu machen, fügen wir hinzu, daß ungefähr dasselbe wäre, wenn wir berichten wollten, daß Himmelfahrt das Ostern ist und daß in allen Lokalen zu Ostern Weihnachtsbäume angezündet werden.

Es ist nun nicht zu verlangen, daß jeder nichtjüdische Zeitungsberichterstatter über die jüdischen Feiertage informiert sei. Aber wenn er über etwas berichtet, was nach seiner Behauptung in den Wirts- und Kaffeehäusern vorgeht, dann darf er dergleichen nicht schreiben. Nach dem Mitgeteilten wird man beurteilen können, wie viel man von den „Hunderttausenden jüdischer Einwohner Pests" abzuziehen hat, wird man wohl annehmen dürfen, daß doch nicht „fast alle Geschäftsläden in der Stadt an diesen Tagen geschlossen sind" und „Handel und Verkehr" nicht „vollständig ruhen".

Es ist indessen nicht nur bei uns antisemitische Gepflogenheit, über Juden oberflächlich an Zeitungen zu be-

richten, und weniger nach der Wahrheit als dem eigenen Bedürfnis zu genügen bezw. zu schreiben, wie es nach Annahme des Skribenten seinem Publikum gefällt.

Wenn auch nicht in England, so doch in Londoner kultiviren einige Blätter die Hetze gegen die Eingewanderten im allgemeinen und gegen die im Londoner Osten angesiedelten russischen Juden im Besondern. So schilderte ein in Sensation machender Journalist, ein gewisser Herr Begbie, in einem Londoner Blatte die Moral der Ostend-Juden in den abschreckendsten Farben und gelangte sogar zu dem Schlusse, daß er einen gefunden, den Schädel einschlagenden, die Börse wegreißenden Straßenräuber jenen vorziehen würde. Das heißt, Herr Begbie möchte lieber zu der Räuberbande, als zu der Judenbande, wie er sie schildert, gehören. Ob er auch lieber einem solchen Räuber als einem russischen Juden auf einsamer Landstraße begegnen möchte, das hat er nicht gesagt. Herr Begbie, der vermutlich das Judenquartier im Londoner Osten oberflächlich „interviewt" hat, wenn er es nicht nur so gesehen hat, wie der Korrespondent der „Schles. Ztg." Juden zu Neujahr in Lokalen „Mazzes"essen gesehen hat, kennt den Stadtteil jedenfalls lange nicht so gut, wie beispielsweise der geistliche Rektor von Spitalfields, der Reverend Davies, der vor der bekannten Kommission erklärt hat: Die Einwanderer (gemeint sind die jüdischen Einwanderer aus Rußland und Rumänien, die sich im Londoner Osten niedergelassen haben) haben ganze Bezirke purifiziert. „Ich kann, fuhr er fort, so viel zugunsten der Juden sagen: sie haben ganze Gebiete von Laster und Infamie gereinigt (they have wiped out whole areas of vice and infamy) . . . Es ist wunderbar, aber sie haben es getan". Und Arnold White beschreibt diese Leute als Menschen von Geist, Scharfsinn, als Mäßigkeit und Häuslichkeit liebende Männer mit einer großen Begabung, bei bescheidenster Lebensweise hohe Gedanken zu pflegen. (So übersetzen wir etwas frei: great capacity for low living and high thinking.)

Der oberflächliche, vielleicht gehässige Reporter achtet nicht weiter darauf, daß in dem von ihm so wegwerfend behandelten Stadtteil hundertundfünfzig wohltätige Gesellschaften und Vereine mit 20 000 Mitgliedern vorhanden sind. Wenn Herrn Begbie Straßenräuber, die einem die Börse wegnehmen und den Schädel einschlagen, lieber sind, so beweist das unseres Erachtens weiter nichts, als daß er einen sehr verwilderten Geschmack hat, abgesehen von seiner unzutreffenden, weil oberflächlichen Schilderung.

Aber Herr Begbie sowohl wie der Budapester Korrespondent der „Schles. Ztg." scheinen bei ihrer Berichterstattung nach dem Beispiel des Wiener Oberbürgermeisters zu handeln, der bei Begrüßung des internationalen Pressekongresses „beide Augen zudrückt" und nichts sieht. Aber die Herren vergessen, daß was bei dem Wiener Stadthaupt einfach Flegelei nur war, bei ihnen Gewissenlosigkeit ist. Dr. Lueger hat außerdem beide Augen zugemacht, um „Grüß Gott" sagen d. h. segnen zu können, die Zeitungsreporter aber drücken die Augen zu, um fluchen zu dürfen. Das ist zugleich gewissen- und gottlos.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Die „Kreuzztg." zürnt dem Präsidenten Roosevelt.** Präsident Roosevelt hat den ganzen Zorn der „Kreuzztg." erregt, weil er nach ihrer Meinung ein warmer Freund der Juden ist. Um bei der „Kreuzztg." als ein warmer Freund der Juden zu gelten, braucht man nur nicht ungerecht gegen sie zu sein. Behandelt einer die Juden, wie es Recht und Billigkeit verlangen, dann ist er bei dem frommen Blatte unten durch, und käme es auf die „Kreuzztg" an, dann hätte Roosevelt wegen seiner warmen Judenfreundfreundschaft nicht die geringste Aussicht mehr, weitere vier Jahre im Weißen Hause wohnen zu dürfen. Er hat nämlich die Ungeheuerlichkeit begangen, in dem Briefe, in welchem er sich mit seiner Aufstellung als Präsidentschaftskandidat einverstanden erklärt, zu schreiben:

> Das Staatsdepartement ist bis an die Grenze des diplomatischen Gebrauchs gegangen, um der Welt klar zu machen, daß es die innerste Ueberzeugung Amerikas ist, daß verschiedenartige Behandlung und Bedrückung der religiösen Ueberzeugungen Akte von Ungerechtigkeit sind, und das Staatsdepartement wird fortfahren, einen Druck in diesem Sinne auszuüben.

Die gute „Kreuzztg." ist namentlich ärgerlich darüber, daß Roosevelt die Judenfrage durchaus als religiöse Frage qualifiziert und nichts davon wissen will, daß sie „vornehmlich eine Rassenfrage" sei.

Wir begreifen sehr wohl, daß die ja auch in „Frömmigkeit" machende „Kreuzztg." nicht gern das Odium religiöser Intoleranz auf sich laden möchte. Aber sie läßt außer Acht, daß noch inhumaner als religiöse die Rassenintoleranz ist; denn aus seiner Religion kann ein Mensch noch heraus, sei es, daß er sich aus Ueberzeugung und durch Belehrung oder „der Not gehorchend" einer anderen Religion zuwendet, aus seiner Rasse aber kann Niemand heraus. Die edle „Kreuzztg." stellt sich auf den Standpunkt jener Amerikaner, die den noch so hochgebildeten Neger ächten, was beiläufig auch den Negern gegenüber die — Indianer tun, die sich jüngst gegen den gemeinschaftlichen Unterricht ihrer Kinder mit Negerkindern beschwert haben. Präsident Roosevelt aber steht, wie man weiß, zum Aerger rückständiger amerikanischer Gesinnungsgenossen des Berliner Junkerblatts auf einem ganz anderen Standpunkte, er kennt keinen Unterschied der Rasse, und von den Negern abgesehen — und diese Abweichung läßt sich ja historisch und aus anderen Gründen sehr wohl erklären, wenn auch nicht rechtfertigen — erkennt man in den Ver. Staaten einen Unterschied der Nationalitäten wie ja das Zusammenleben der verschiedensten Nationalitäten mit gleichen Rechten zur Genüge beweist, trotz der gegenteiligen Behauptung der „Kreuzztg.", nicht an.

Was die Juden betrifft, so hat Präsident Roosevelt nicht das Recht, von einer jüdischen Nation zu sprechen, nachdem schon vor mehreren Jahrzehnten die in Pittsburg versammelten Delegierten der Judenschaft feierlich erklärt haben, daß sie sich als eine besondere Nation nicht betrachten, und daß die Juden in den Ver. Staaten auf alle nationalen Aspirationen verzichten, an eine Rückkehr nach Palästina nicht mehr denken u. s. w. Im Uebrigen ist es nicht wahr, wenn es auch die „Kreuzztg." behauptet, daß die Untaten von Kischinew nicht gegen die Religion der Juden gerichtet waren. Die Herrschaften, welche die Tragödie inszeniert haben, mögen wohl an alles andere eher als an die Religion gedacht haben. Die Plehwe, Kruschewan und die anderen Regisseure hatten sicherlich andere Motive für ihr nichtswürdiges Handeln, aber unter dem Deckmantel der Religion wurde gekämpft. Darum wurde ja das Ritualmordmärchen aufgeputzt, die Osterzeit benutzt u. s. w. Man benutzt ja auch an anderen Orten und zu anderen Zwecken die Religion als Deckmantel. Sonach braucht es durchaus nicht, wie die „Kreuzztg." insinuiert, Heuchelei seitens Roosevelts zu sein, wenn er die Frage nach den Worten der „Kreuzztg." „um Wirkung zu erzielen, auf das religiöse Gebiet spielt".

**Lueger ein Abtrünniger?** Prof. Paul Förster sprach am vergangenen Sonnabend in einer Stettiner Antisemiten-Versammlung über die Preßzustände im Deutschen Reiche. Er ging auch, wie wir der „Deutschen Hochwacht" entnehmen, auf den kürzlich stattgehabten Wiener Preßkongreß ein und verurteilte aufs schärfste das Verhalten **Luegers**, der sich in den letzten 10 Jahren immer mehr

und mehr von jüdischem Einfluß umgarnen lasse, und nach Ansicht des Redners für alle Zeit für die deutsche Sache verloren sei. — Dem Wiener Bürgermeister wird es also von antisemitischer Seite übel genommen, daß er, wenn auch in unhöflicher Weise, den internationalen Pressekongreß überhaupt begrüßt hat. Das ist aber nicht sein erster „Verrat". Schon seit zehn Jahren soll er also unter jüdischem Einfluß stehen. Was sagen unsere antisemitischen Führer, die in der Verherrlichung Luegers sich zu überbieten pflegen, zu dieser Behauptung des Herrn Förster!

---

## Vermischtes.

**In einer Betrachtung über die Abwanderung der Juden aus der Ostmark,** die die „Nationalliberale Korresp." anstellt, finden wir eine Auslassung, die nicht unwidersprochen bleiben darf. Es wird da gesagt: „Rein volkswirtschaftlich kann man diesen Rückgang der jüdischen Händler (im Posenschen) nicht bedauern, denn das Geschäftsgebahren eines großen Teils war nichts weniger als reell. Auch vom nationalen Standpunkt aus wäre das Verschwinden der Juden an und für sich nicht zu bedauern, denn sie waren in ihrem Bestreben, es mit keiner Partei zu verderben, unsichere Kantonisten des Deutschtums." Eine solche allgemeine, durch nichts gerechtfertigte Beschuldigung, die einem Antisemitenblatte alle Ehre machen würde, in dem nationalliberalen Parteiorgan zu finden, ist höchst bedauerlich. Die „Korrespondenz" berichtigt sich unmittelbar darauf zwar selbst, indem sie schreibt, daß die berüchtigten jüdischen „Halsabschneider" immer mehr verschwinden, und daß man auch auf jüdischer Seite heute sein Deutschtum immer entschiedener betont — immerhin ist es noch genug Wasser auf die antisemitischen Mühlen.

Wer die Verhältnisse in den Ostmarken kennt, weiß, daß gerade der jüdische Teil der Bevölkerung eine starke, verläßliche Stütze des Deutschtums ist, was bei den Wahlen oft deutlich genug in die Erscheinung getreten ist. Das muß auch die „Natlib. Korresp." zugeben, denn sie kommt zu dem Schlusse: „Man sollte daher unseres Erachtens dieser Frage auf deutscher Seite mehr Aufmerksamkeit schenken und die nationale Mitarbeit der Juden, gegen die sich einige Parteien noch immer sträuben, gern annehmen. Denn Religion und Rasse dürfen in unserem nationalen Kampfe kein Hinderungsgrund sein, vielmehr müssen wir jeden aufrichtigen Mitkämpfer freudig willkommen heißen."

Diesem verständigen Gedanken gegenüber nimmt sich die oben angeführte Entgleisung um so sonderbarer aus.

**An die oberschlesischen Israeliten** stellt der „Gornoslazak" ein eigenartiges Verlangen. In der „Allg. Ztg. des Judentums" rät Arnold Wiener, die Juden sollten bei den Ersatzwahlen im Kreise Pleß-Rybnik für den Zentrumskandidaten eintreten. Der „Gornoslazak" schreibt hierzu u. a.: Die Juden müßten den polnischen Kandidaten unterstützen oder sich der Wahl völlig enthalten. Dieses Verhalten müßte ihnen der politische Verstand diktieren. Der „Gornoslazak" warne auf alle Fälle die Juden davor, die polenfeindliche Politik zu unterstützen. Ob sie ihre Stimmen auf den konservativen oder auf den Zentrumskandidaten vereinigen würden, in beiden Fällen würden sie gegen die Interessen des polnischen Volkes handeln, von dem sie lebten. Das Blatt würde schon die Namen der Juden erfahren, und sie würden auch wissen, für wen die Juden gestimmt hätten. Der „Gornoslazak" müsse schon heute betonen, daß die Polen zum rücksichtslosesten Kampfe gegen das Judentum gezwungen würden, falls die Juden im Wahlkreise Pleß-Rybnik den Ratschlägen Wieners folgen wollten. Nicht als Juden, sondern als Feinde des Polentums würden dann die Juden bekämpft werden. Hier wird also für die Ausübung des Wahlrechts vom „Gornoslazak" den oberschlesischen Juden der Boykott angedroht. Daß solche Mittel verwerflich sind und nur als politischer Terrorismus bezeichnet werden können, sieht Korfanty und seine Genossen nicht an.

**Christentum und Deutschtum.** Aus der in dem Leitartikel erwähnten Schrift Hans Herrmanns seien noch folgenden Stellen angeführt:

S. 150 . . . „Franzosen oder Italienern. . ., deren Blut dem deutschen Blut fast ebenso fremd gegenübersteht, wie das semitische."

S. 43. „Und nichts hat uns das sogenannte Christentum an Stelle unseres starken, schönen Heidenglaubens geboten, was man des Besitzes wert erachten könnte. Die besten Lehren, die man in der Bibel niedergelegt findet, sind überhaupt schon arischen Ursprungs und waren den Germanen geläufig, noch ehe die Judenchristen den deutschen Boden betreten hatten."

**Wien.** Es ist interessant, aus den Zeitungen zu entnehmen, daß das von den Antisemiten begründete Freiwillige Rettungkorps verkracht ist. Bekanntlich besteht hier seit langer Zeit eine Freiwillige Rettungsgesellschaft. Die ist aber verjudet. Und es geht doch nicht an, daß ein auf der Straße zusammengebrochener Greisler, ein versengter Milchmeier, eine von der „Elektrischen" niedergeworfene Dürrkräutlerin von den Nachkommen der Leute verbunden werde, die trockenen Fußes durch das Rote Meer gewandert sind; dem mußte durch Arier abgeholfen werden. Aber die Spekulation ist mißlungen. Das ist die Humanität und der Wohltätigkeitssinn unserer Antisemiten. — Die Kanzleidirektion des fünften Preßburger Korpskommandos, Kommandant Erzherzog Friedrich, hat vor einiger Zeit einen Korpsbefehl erlassen, in welchem ausdrücklich gefordert wird, daß die für das Korpskommando als Schreiber namhaft zu machenden Unteroffiziere Christen sein sollen. Wie nun die Zeitungen mitteilen, hat das Beispiel bereits Nachahmung gefunden; es haben auch andere Korpskommandanten Verfügungen ähnlichen Inhalts erlassen.

**Ein jüdischer Minister.** In Holland ist Professor Karl Asser, der berühmte Rechtslehrer der Universität Amsterdam, zum Staatsminister ernannt worden. Karl Asser stammt aus einer berühmten holländischen Juristenfamilie. In früheren Jahren und auch bis in die letzte Zeit nahm er Anteil am jüdischen Gemeindeleben, so war er beispielsweise noch bis 1888 Mitglied des Kuratoriums für das Rabbinerseminar in Amsterdam. — Der neue Staatsminister der Niederlande ist ein Neffe des gleichfalls jüdischen einstigen Justizministers Godefroi. Er wurde 1838 zu Amsterdam geboren und studierte daselbst. 1876 wurde er außerordentlicher Professor für internationales Handelsrecht an der dortigen Universität. Seit Jahrzehnten nimmt er teil an allen Konferenzen über internationales Recht. Wiederholt ist er zum Schiedsrichter verschiedener Staaten gewählt worden, so bei einem Streit zwischen Rußland und Amerika, ferner zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten. 1875 wurde er Staatssekretär und 1893 Mitglied des Staatsrats. Bei dem Friedenskongreß im Haag 1899 wurde er zum Vertreter Hollands ernannt. In dieser Stellung hat er wiederholt, auch von Rußland, verschiedene Auszeichnungen empfangen. Seine Werke über internationales Recht und über Handelsrecht erfreuen sich hohen Ansehens.

**Nachstehende Reminiscenz** veröffentlicht Prof. Martin Philippson: Im Jahre 1561 vertrieb Kaiser Ferdinand I. die Juden der altberühmten Gemeinde Prag und keine Vorstellungen auch von vornehmen christlichen

Persönlichkeiten, konnten ihn zur Rücknahme des Verbannungsbefehls bewegen. Da wandten die böhmischen Israeliten sich an den päpstlichen Hof mit der Bitte um seine Verwendung, daß sie, wie während so vieler Jahrhunderte in der Vergangenheit, noch weiter im Reiche des heiligen Wenzel geduldet werden möchten. Und nicht nur der milde Papst Pius IV., sondern auch sein sonst fanatisch strenger Kardinal-Nepot, der heilige Karl Borromeo, zeigten sich dem Flehen der geängstigten Juden geneigt. Borromeo beauftragte zweimal — am 14. Juli und am 21. August 1563 — den Nuntius Delfin in Wien, dafür tätig zu sein, daß „jene Aermsten bei ihren Majestäten (dem Kaiser und seinem ältesten Sohne, dem römischen Könige Maximilian II.) in Gnaden aufgenommen würden, damit sie von jenen irdischen Herrschern aus den ewigen erkannten, und nach so langwiertger Hartnäckigkeit gleichfalls das Kreuz unseres Heilands umarmten." Der Kaiser „möge die Juden in seinen Reichen dulden, wie so viele andere Könige sie geduldet hatten". Der Papst bitte darum „mit demselben Erbarmen, das die heilige Kirche veranlasse, für ihre Ungläubigkeit doch zu beten."*)

In der Tat erreichte die Verwendung des päpstlichen Hofes ihr Ziel: die Juden durften nach Prag und den übrigen böhmischen Städten zurückkehren.

So reihte sich Pius IV. der leider nicht allzugroßen Zahl derjenigen Päpste an, die sich in Barmherzigkeit und in einer gewissen Sympathie für das Volk, aus dem der Stifter der christlichen Religion entstanden ist, der Juden annahmen. Es scheint, als ob auch sein gleichnamiger Nachfolger Pius X. eine den Juden günstige Gesinnung hegt, die sich hoffentlich bald in Taten, im Bekämpfen des katholischen Antisemitismus geltend machen wird.

---

## Der Antisemit.

Eine Charakterstudie.

Von G. v. Forell (Luzern).

(Fortsetzung.)

Er hatte seinen Geist in letzter Zeit arg vernachlässigt. Aber was sollte man lesen? Lohnte sich denn das „neue Zeug"? Für „die Alten" gab er bereitwillig alle „Neuen" hin. Der Ruhm, den diese Neuen erwarben, beruhte er nicht auch auf Judenmache? Allerdings gab er ehrlich zu, daß er sie nicht gesehen hatte. Jetzt blieb ihm nichts anders übrig, als es nachzuholen, wenn er sich nicht blamieren wollte. In den nächsten vierzehn Tagen verschlang er alles, was er auftreiben konnte: Nietzsche, Ibsen, Strindberg. Dühring. Die Folge war, daß ihm ganz wüst im Kopfe wurde.

„Verrückt! Verrückt!" murmelte er fortwährend.

Aber es wurde ihm doch sonderbar zu Mute. Diese Leute waren doch offenbar alle innerlich verbunden; sollten sie in manchen Punkten recht haben? Sie konnten sich doch den ganzen Unsinn nicht alle aus den Fingern saugen!

Und nun erhob sich sein Verstand, der auf dem Gymnasium unterdrückt worden. Es gärte und arbeitete in ihm mit ganz neuen Vorstellungen. Natürlich durfte niemand ahnen, was in ihm vorging: als Beamter konnte man nicht vorsichtig genug sein.

— — — — — — — — — — — — — — —

In diesem höchst unbehaglichen Zustande erschien er beim Diner des Grafen.

Es waren erst zwei Herren dort, ein Graf so und so und ein Baron Dingsda, die sich bereits sehr eifrig mit der Gräfin über Nietzsche unterhielten.

Der Graf stellte ihn als alten Kameraden vor.

Dann nahm man das Thema wieder auf.

Alle priesen den Stil Nietzsches. Die Schwiegermutter des Grafen sagte: „Ich bewundere seinen glänzenden Stil auch; aber ein glänzender Stil ist gefährlich und verführerisch. Die Wahrheit ist aber weder glänzend noch verführerisch."

„Die Wahrheit ist eine Deutsche!", fiel prompt unser Antisemit ein.

Alle sahen ihn an.

„Bravo!" sagte der Graf.

Unser Antisemit glänzte. Dank seines Antisemitismus oder Chauvinismus hatte er einen Triumph davongetragen. Mit einem Schlage hatte er sich eine Stellung in dem Kreise erworben.

Aber er spielte den Bescheidenen und suchte ein möglichst harmloses Gesicht zu machen. Das gelang ihm auch vortrefflich.

Indes fühlte er wohl, daß er seinen billigen Sieg der Schwiegermutter zu verdanken hatte. Er war starr über diese Frau, die mit wenigen Worten eine in gewisser Hinsicht schlagende Kritik Nietzsches gegeben hatte.

Nun erschien noch ein Herr von so und so, Schriftsteller von dem er nur Gutes, auch als Mensch gehört hatte. Dann ein bekannter Bildhauer, auch von Adel, mit einer bildhübschen, aber puppig aussehenden Frau. Darauf zwei Komtessen, alte Jungfern, die offenbar beide blaustrümpfelten, so altklug sahen sie aus mit ihren Kneifern und gelehrten Mienen. Zuletzt kam ein Herr, der zweifellos Schauspieler war, glattrasiert, mit unverkennbar theatralischem Gang und ebensolchen Gesten. Bei seinem Anblick erschrak der Regierungsrat und überlegte, wo er denn eigentlich sei: Einen Schauspieler hatte er noch nie in Gesellschaft getroffen. Gehörte denn der dahin? Sollte die Gräfin vielleicht eine ehemalige Schauspielerin sein? Heutzutage war ja alles möglich — besonders in den höchsten Kreisen.

Der Diener meldete, daß angerichtet sei. Unser Regierungsrat führte die Schwägerin des Grafen zu Tisch. Das war ihm angenehm; denn er hatte bemerkt, daß sie — ganz im Gegensatz zu ihrer Schwester — still und sehr zurückhaltend war. Da brauchte er sich nicht anzustrengen.

Ihm schräg gegenüber nahm die Schwiegermutter Platz.

Auch das freute ihn. Und er hatte sich nicht getäuscht, denn sie bestrebte sich, die Unterhaltung allgemein zu machen. Da konnte er ab und zu einen Brocken dazwischen werfen, im übrigen schweigen und zuhören. Dies letztere besorgte er nach Kräften; seine Nachbarin machte offenbar keine Ansprüche an ihn.

Er staunte. War das der hohe Adel? Man sprach ja fast nichts als von den armen Leuten; von Arbeitslöhnen und Streiks — es war gerade der Streik der Pferdebahnschaffner gewesen — von Sozialismus und Kapitalismus und allen diesen Sachen, die so entsetzlich langweilig und so furchtbar ernst waren, und von denen man nur sagen sollte: „O, rühret, rühret nicht daran!"

Der Streik war ja glücklich zu Ende, Dank dem Minister! Wozu noch davon reden? Aber da rechnete — horribile dictu! — einer von den altadeligen Herren vor, was so ein Schaffner zum Leben brauche.

Eine von den Komtessen lispelte: „Ich glaube, damit können diese Leute sehr gut leben!" Und dann erzählte sie eine Geschichte von ihrer Waschfrau, die mit einem Schaffner verheiratet war.

Die Schwiegermutter des Grafen sagte: „Ich glaube, es wird sehr schwer zu entscheiden sein, wieviel ein Mensch zum Leben braucht. Da müßten die Herren von der Gesellschaft ihre Angestellten selbst fragen, was sie aber schwerlich tun werden. Dagegen werden sie unbedingt daran denken, möglichst hohe Dividenden herauszuwirtschaften. Und da fragt es sich, ob eine allgemeine Verkehrseinrichtung nur persönlichen Zwecken dienen darf!"

*) S. Steinherz, Nuntiaturberichte aus Deutschland 1560 bis 1572, III. (Wien 1903), 365.

Unser Antisemit war wieder baff! Wo hatte die Frau das her? Dagegen konnte selbst er nichts sagen. Aber was würde sein Minister dazu meinen? Jedenfalls hütete sich unser Antisemit, seinen Senf dazu zu geben. Er hörte lieber zu.

Anscheinend tat seine Nachbarin das auch.

Sie war entschieden ein sehr sympathisches Mädchen, besonders mit den beiden Komtessen verglichen, die so entsetzlich gebildet taten. Aber erst zum Schluß — als Sekt erschien, fing er an, sich etwas mehr mit ihr zu unterhalten. Sie erzählte ihm, daß sie mit ihrer Mutter ein Landhaus am Rhein bewohne, daß sie aber diesen Winter in Berlin verbringen wollen und eine Etage in der Händelstraße bezogen hätten.

Er sagte: „Ich bringe meinen Sommerurlaub regelmäßig in Borkum zu; da sind keine Juden!“

„Ei wirklich?“ erwiderte sie.

In diesem Augenblick erhob sich der Schauspieler und trug ein Gedicht vor: über das soziale Elend. Das Gedicht, von einem der Anwesenden verfaßt, war sehr gut. Die Damen wurden sehr gerührt.

„Wer ist denn der Schauspieler?“ fragte der Antisemit.

„Gott, den kennen Sie nicht? Er ist doch einer unserer berühmtesten, der Schauspieler X., vom Deutschen Theater.“

„Ach der,“ log der Antisemit, „ja natürlich kenne ich den. Ich habe ihn nur nicht wiedererkannt.“

In Wirklichkeit war er noch nie im Deutschen Theater gewesen, weil dort so gräßlich viele Juden waren. Aber er schämte sich doch, das einzugestehen.

Auch mit der sozialen Frage hatte er sich noch wenig befaßt; erstens gehörte das nicht in sein Ressort — er war im Kultusministerium — und dann, wozu? Es war ja doch nichts zu ändern. Es war auch geradezu gefährlich, man konnte so leicht für einen Sozialdemokraten gehalten werden, und last not least war alle Sozialreform doch bloß: „travailler pour le roi des juifs, prince de Rothschild.“

Er kam sich daher sehr deplaziert vor. Wo war er denn eigentlich? Beim Diner oder in einer sozialen Versammlung? Wollte man ihn vielleicht kapern?

Oho, so leicht war das nicht. Am meisten staunte er über seinen Grafen. Mein Gott, was aus dem Menschen werden konnte! Der Graf sagte zwar nicht viel, aber was er sagte, ließ erraten, daß er auch schon bedenklich „aufgeklärt“ sei.

Hatte das die Frau gemacht? Jedenfalls.

„War das Gedicht nicht hübsch?“ fragte seine Nachbarin.

Er zögerte mit der Antwort.

„Gewiß!“ sagte er dann.

Wenn das der Minister gehört hätte! Aber gleich darauf schämte er sich seiner Aengstlichkeit. Zum Donnerwetter! konnte er nicht auch mal eine Ansicht haben?

Bald danach wurde die Tafel aufgehoben. Nun plauderte man gemütlich bei der Zigarre, wobei sich der Schauspieler als ein sehr angenehmer Gesellschafter zeigte, der unsern Antisemiten mit besonderer Rücksicht behandelte.

So fühlte der sich wieder ganz behaglich. Und als eine Stunde später alles aufbrach, konnte er nicht umhin, ganz gegen seine Gewohnheit, der Gräfin einige Komplimente über den höchst angenehmen Abend zu sagen.

„Ich bewundere diese Herren,“ sagte er, „die sich trotz ihrer Stellung der Armen annehmen!“

„War dies nicht von seinem Ursprung her die Aufgabe des Rittertums?“ erwiderte die Gräfin.

Markgraf war über diese Antwort so bestürzt, daß er nichts zu sagen wußte und sich schnell empfahl.

Draußen fragte er einen der Herren nach dem Namen der Schwiegermutter des Grafen.

„Meyer“, lautete die Antwort. Er war baff! Meyer, mein Gott, wie kann man so heißen! Also doch eine Mesalliance!

Sollte Nietzsche am Ende Recht haben, wenn er sagt, daß wir in einer Zeit der Dekadence leben?

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin hatte den Regierungsrat zu ihrem jour fixe, der alle vierzehn Tage stattfand, aufgefordert. Er hatte sich gesagt: „Einmal kannst du ja hingehen, gleichsam als Verdauungsvisite, aber dann läßt du den Verkehr einschlafen.“

Er fand sich also das nächste Mal ein und war, da er sehr pünktlich kam, wohl eine halbe Stunde mit den Damen allein. Er hatte sich darauf vorbereitet, hatte das neueste Stück von Ibsen, sowie von Hauptmann gesehen, verschiedene sozialistische Broschüren gelesen und mehrere Sätze daraus seinem Gedächtnis eingeprägt. So ausgerüstet, vermochte er wenigstens einer kurzen Diskussion Stand zu halten, indem er sich vorsichtig in der Defensive hielt.

Er war sehr froh, als die andern Gäste erschienen: Er, Mann und Beamter, konnte sich doch nicht von Frauen unterkriegen lassen!

Er verhielt sich im ganzen meist passiv, beobachtend, und unterhielt sich gelegentlich mit der Schwägerin, deren stilles, ernstes Wesen ihm außerordentlich bequem und anziehend war.

In ihrer Nähe fühlte er sich wohl. Er brauchte ihr gegenüber nicht um jeden Preis geistreich zu sein. Mit ihr konnte er plaudern, wie es ihm am besten lag, und dabei fühlte er, daß sie ihn am besten verstehe, von der ganzen Gesellschaft.

Wie konnte man nur Meyer heißen?

— — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage später war er wieder auf dem Wege zum jour fixe. Beinahe wäre er an der Tür noch umgekehrt. Was sollten sie von ihm denken, daß er schon wieder kam?

Inzwischen hatte er ordentlich studiert: National-Oekonomie. Was waren die Griechen und Römer doch noch für Kinder gewesen! Was hatte die Menschheit nicht alles gelernt seitdem! Davon hatte er sich ja garnichts träumen lassen! Er begann dunkel zu ahnen, warum er bisher so unzufrieden gewesen; sein Geist war ja von dieser Seite vollkommen unentwickelt geblieben. Und der horror vacui hatte ihn jetzt erfaßt. Mit Lust sog er sich nun voll, und sein Drang nach Wissenschaft konnte kein Ende finden. Hier sah man doch einmal „wo und wie“. Und nun wollte er sich doch auch aussprechen.

Er freute sich, die Gräfin schon im Gespräch zu finden. Er wandte sich daher gleich an die Schwester und hielt ihr einen Vortrag, dem sie wirklich aufmerksam folgte. Sie schien sich lebhaft für alles zu interessieren. Er war selig. Die wollte doch nicht alles besser wissen; die konnte doch noch zuhören; die wußte sich doch noch unterzuordnen und begriff, daß der Geist des Mannes eo ipso dem der Frau überlegen ist.

Seitdem war er regelmäßig Stammgast bei dem jour fixe. Und zu jedem bereitete er sich vor, als ob er zum Examen ginge. Und immer fand er die Schwägerin bereit, ihn zu „überhören“. Sie war gleichsam sein Repetitor geworden.

Von der National-Oekonomie, die mit einem Mädchen zu verhandeln doch etwas langweilig wurde, ging er zu seinen persönlichen Verhältnissen über und schüttete ihr sein vierzigjähriges volles Herz aus. Alles was er durchgemacht an bösen Tagen, wie er alle seine deutschen Ideale eingebüßt und seinen Glauben an das Bessere im Menschen.

Sie schien ihm gern zuzuhören. Nur einmal fiel ihm auf, daß sie nicht auf seine Reden einging.

Er hatte schon gemerkt, daß er in dieser Gesellschaft mit seinem Antisemitismus nicht weit kommen werde. Hier und da hatte er sogar Juden hier getroffen. Aber einmal übermannte ihn der alte Zorn, und der alte Judenhaß machte sich Luft. Da hatte sie kein Wort erwidert und war nur bald darauf hinausgegangen, ganz blaß im Gesicht.

Warum nur? War sie doch vielleicht philosemitisch?

War sie vielleicht in ihn verliebt? Lächerlich! Eine alte Jungfer — denn über die dreißig war sie sicher hinaus. Die verliebte sich doch nicht mehr, wenigstens nicht, wenn sie so vernünftig war — die angelte höchstens, und das war bei Hilda Meyer ausgeschlossen.

Tagelang zerbrach er sich den Kopf, warum sie so blaß geworden. Hatte sie geheimen Kummer? Donnerwetter! was ging ihn das an? Er interessierte sich doch wohl nicht für sie? Aber er vernachlässigte den Abendschoppen und machte sorgfältige Toilette, bestellte sich einen neuen Anzug, ohne ihn eigentlich nötig zu haben, und er ging viel im Tiergarten spazieren, wobei er unwillkürlich in die Nähe der Händelstraße geriet.

Er fand die Kaiser Friedrich-Kirche so schön und das Kaffeelokal daneben so gemütlich. Und wenn er sich dann bei dem Gedanken an die Schwägerin ertappte, sagte er sich: Aber die Gräfin ist doch viel hübscher, viel interessanter, viel temperamentvoller. Wirklich traf er auch die Damen verschiedene Male, wagte es aber nicht, sie anzureden, respektive, er hielt es nicht für korrekt.

— — — — — — — — — — — — — —

So ging der Winter hin. Der Frühling kam. Und beim vorletzten jour fixe erfuhr unser Freund, daß Mutter und Tochter jetzt in ihre Villa am Rhein übersiedeln würden.

Als er an diesem Abend nach Hause kam, fing er an, ernstlich über sich nachzudenken: eigentlich zum ersten Mal in seinem Leben. Was war er denn eigentlich für ein Mensch? Was wollte er denn? Wozu sich auf die alten Tage noch mit Studien und Weibern plagen? Es war ganz gut, daß sie abreisten; denn man hatte ihn bloß aus seiner Ruhe gerissen und ihn in ein Meer des Zweifels gestürzt. Er fing schon an, die Langeweile des endlosen Aktenstöberns zu empfinden. Wo sollte das hinführen? Für einen Beamten war es am besten, wenn er seine Pflicht tat und damit basta. Zum Weltverbessern war er nicht da.

Die ewigen Sticheleien seiner antisemitischen Schoppen-Freunde war er auch leid. Er sei wohl unter den hohen Adel gegangen; ob er etwa Ordens- oder gar Adelsgelüste habe, oder ob etwa „où est la femme" dahinterstecke?

So kam der letzte jour fixe heran.

Im Augenblick, da er hinfahrrn wollte, wurde er telephonisch von seinem Bruder angerufen: „Komm sofort zu Siechen, bin auf der Durchreise hier, eine dringende Angelegenheit!"

Immer kam ihm der in die Quere, wenn er etwas Wichtiges vorhatte. Der Regierungsrat war sehr ärgerlich, fuhr aber doch zu Siechen.

Sein Bruder fiel ihm gleich mit der Türe ins Haus.

„Man munkelt, Du wolltest Dich verloben; wie steht es damit?"

„Unsinn! Denke nicht daran!" erwiderte er kurz, wurde aber feuerrot, was jedoch der Bruder nicht beachtete. Beruhigt reiste dieser nach ein paar Stunden weiter.

Am nächsten Tage sollten die Meyerschen Damen abreisen. Markgraf sah im Kursbuch nach dem besten Zuge und fuhr um die Zeit der Abreise nach dem Bahnhof Friedrichstraße.

Richtig, da waren sie schon! Als Hilda ihn kommen sah, lächelte sie, wie wenn sie ihn erwartet hätte.

Er entschuldigte sich, daß er den Tag vorher nicht hatte kommen können.

Inzwischen ging der Graf mit der Schwiegermama fort, um das Gepäck zu besorgen.

Er blieb mit der Tochter allein. Beide schwiegen befangen. Endlich sagte sie:

„Wann besuchen Sie uns mal am Rhein?"

„Sie sind sehr liebenswürdig, ich — ich," erwiderte er verlegen. Er vollendete den Satz nicht.

Die Frage seines Bruders kam ihm in dem Sinn. Stumm saßen sie nebeneinander auf der Holzbank; plötzlich fragte er fast ärgerlich:

„Warum bleiben Sie nicht in Berlin?"

Sie sah ihn groß an, antwortete aber nicht.

„Es ist gräßlich!" stöhnte er.

„Was?" erwiderte sie.

Und nun fing er an, erst langsam und stockend, dann lebendiger, aufzuzählen, was sie ihm gewesen. Sie wäre die einzige, die sich interessiert hätte für das, was ihn bewegte. Jetzt da er angefangen hätte, aufzuleben, sich wieder als Mensch zu fühlen, als voll empfindender, da reise sie ab.

„Sie werden bald darüber hinwegkommen," meinte sie.

„Nein, im Gegenteil!" stieß er hastig hervor. Dann schwieg er.

Plötzlich sagte er mit einem energischen Ruck:

„Wie wäre es, wenn wir uns heirateten?"

Sie war wie mit Flammen übergossen. Einen Augenblick schwieg sie, dann sagte sie sehr langsam:

„Wenn Sie es nicht bereuen werden, eine Jüdin geheiratet zu haben."

Er wurde kreidebleich, er wollte etwas erwidern, aber die Worte versagten ihm.

Da kamen die andern zurück.

Er flüsterte ihr noch zu:

„Ich werde Ihnen schreiben!" Dann empfahl er sich und verschwand so schnell als möglich, den Dienst vorschützend.

— — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

## Briefkasten.

**S.** Das „Volk" schreibt: „Paul Singer, der Liebedebüstige, ist, wie der „Vorwärts" mitteilt, von einer schmerzhaften Venenentzündung betroffen worden.. — Waih geschrien, welches große Unglück für den sozialdemokratischen Parteitag, wenn er ohne den großen Paul tagen müßte, es würde ihm entschieden die echte internationale Weihe fehlen."

Sie wundern sich über das „Mauscheln" in dem Stöckerschen Organ. Haben Sie denn vergessen, daß Stöckers Intimus, der „liebedebürftige" Frhr. v. Hammerstein diesen Jargon ins Parlament verpflanzt hat?

**M. 10.** Der dieser Tage in Berlin verstorbene spiritistische Schriftsteller Karl Wald hat sich früher auch als antisemitischer Versammlungsredner betätigt.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 39. Berlin, 28. September 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genalt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Die Abwanderung der Juden aus der Ostmark.

Ein in der Provinz Posen gebürtiger und infolge seiner dort genossenen Erziehung sowie seines Berufes mit den Verhältnissen der Ostmark vertrauter Leser schreibt uns:

Die „Nationalliberale Korrespondenz" brachte vor kurzem einen in den „Mitteilungen" bereits erwähnten Artikel, in welchem sie die starke jüdische Abwanderung aus den gemischtsprachigen preußischen Landesteilen als einen der „interessantesten sich dort vollziehenden Vorgänge" bezeichnete. Die Abwanderung beschränkt sich keineswegs blos auf die in dem genannten Organ angeführten Ortschaften Wreschen, Kurnik und die Stadt Posen, sondern erstreckt sich auf fast alle Städte namentlich der Provinz Posen; ja sie dürfte in manchen Städten sogar noch bedeutender sein. Lissa war beispielsweise einst eine sehr große jüdische Gemeinde, die jetzt bis auf ein Drittel zusammengeschrumpft ist. Aehnliches läßt sich von Nakel, Rogasen, Wongrowitz 2c sagen. In kleinen Orten, in welchen noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Synagoge gebaut und ein Kultusbeamter gehalten werden konnte, hat sich die jüdische Gemeinde so verringert, daß die Synagoge geschlossen ist und ein Kultusbeamter nicht mehr besoldet werden kann. Nach einem zweiten Artikel der „Natlib. Korrsp." hat die Zahl der Juden in den zehn Jahren von 1895—95 um 16 000 Seelen abgenommen. Aber die Abwanderung der Juden hat schon vor 1885 begonnen und seit 1895 nicht abgenommen. Die Provinz Posen zählt jetzt 40 000 Juden und dürfte 50 000 verloren haben.

Indessen ist die Erscheinung durchaus nicht wunderbar und keineswegs nur, wie das genannte Organ glaubt, auf das Anwachsen des polnischen Mittelstandes zurückzuführen. Die „Nationalliberale Korrespondenz" verwechselt hier vielleicht Ursache und Wirkung. Der polnische Mittelstand mag von dem Marcinowski-Verein geschoffen worden sein, das schnelle Anwachsen haben Antisemiten und Regierung sowie der Kastengeist in bedauerlicher Kurzsichtigkeit selbst verschuldet. Neben dem polnischen „Kauft bei keinem Deutschen!" erscholl der Ruf der Antisemiten „Kauft bei keinem Juden!" und die Folge war, daß die Juden polnische und deutsche Kunden verloren und ihr Geschäft mit der Zeit nicht mehr aufrecht erhalten konnten. Mit der polnischen Konkurrenz hätten es die gewandten jüdischen Geschäftsleute noch aufnehmen können, mit dieser und der polnischen sowie deutschen Abstinenz dazu war es unmöglich. Die klügeren und stärkeren Elemente zogen sich bei Zeiten zurück, es blieben die in einer oder der anderen Weise minderwertigen oder auch ganz starken zurück, und die aufs kräftigste von ihren Landsleuten unterstützten Polen hatten leichtes Spiel. Den reichen und wohlhabenden Juden fehlte auch jeder Anreiz, in der Provinz zu bleiben. Was in aller Welt sollten sie in Posen mit ihrem Gelde anfangen? Gesellschaftlich hielten sich die Polen geschlossen und die Deutschen, Offiziere, Beamte, Kaufleute getrennt fern von ihnen. Landschaftliche Reize besitzt die Provinz nicht, an Kunstgenüssen hat sie wenig zu bieten. Selbst die religiösen Bedürfnisse konnten nicht mehr, ordentlich wie früher überall befriedigt werden, nachdem die Abwanderung einmal größere Dimensionen angenommen hatte. So zogen denn auch die Reicheren, denen die polnische Konkurrenz nichts hätte anhaben können, oder die sich bereits vom Geschäft zurückgezogen hatten, in die Großstädte, wo sie wenigstens etwas Genuß von ihrem Vermögen sich verschaffen, wenn nicht gar es noch vermehren, während sie an dem Ort ihrer bisherigen Tätigkeit weder Genuß noch Ansehen noch materiellen oder geistigen Gewinn groß erhoffen können.

Daß es ein Fehler war, die Dinge so weit kommen zu lassen, das hat allmählich auch der Ostmarkenverein eingesehen und sogar die „Nationalliberale Korrespondenz", das offizielle Organ der nationalliberalen Partei, beginnt es einzusehen. Ob aber der Fehler sich noch wird gut machen, das Versäumte wird nachholen lassen, ist schwer zu sagen.

In Wirklichkeit waren und sind noch heute die Juden die besten Stützen des Deutschtums in der Ostmark. Sie, die beweglichen Geschäftsleute und Handwerker — in der Ostmark hat es nämlich stets auch sehr zahlreiche jüdische Handwerker gegeben — fördern tatsächlich das Deutschtum mehr und besser, als selbst der westfälische oder irgend ein anderer germanischer Ansiedler, der doch an seine Scholle gebunden, mit polnischen Arbeitern fertig zu werden suchen muß und wenig Zeit, Stimmung und oft selbst nur Interesse und Willen hat für das Deutschtum Propoganda zu machen.

Da ist der jüdische Kaufmann viel geeigneter dazu. Er, sowie auch der Handwerker sind unabhängiger als der Ansiedler, sie haben einen weiteren Blick und sind beim polnischen Volk mehr Autorität als der germanische Bauer, dem der Pole natürlich mehr Mißtrauen entgegenbringt. Selbst wenn der jüdische Kaufmann es für vorteilhaft hält, politisch neutral zu bleiben und zu scheinen, in Wirklichkeit weiß und wußte er gerade als Kaufmann und als von den Polen, schon weil er nicht katholisch ist, doch nicht für voll angesehener Bürger, die Vorteile deutscher Ordnung und Gesetzlichkeit wohl zu schätzen im Vergleich zur „polnischen Wirtschaft" und Schlachzizenherrschaft. Mit seiner deutschen Sprache, mit seinem Bildungsdrang war er der beste Agitator für das Deutschtum, und vielleicht sogar wirkte er manchmal am besten, wenn er sich vom Propagandamachen möglichst fern hielt, was übrigens sehr viele angesehene Juden nicht taten, die im Gegenteil bei den Wahlen und bei allen patriotischen Veranlassungen offen Farbe bekannten und in den vordersten Reihen kämpften. Ohne die Juden wäre beispielsweise die ganze Zeit von einem deutschen Theater oder sonst von deutscher Kunst selbst in der großen Stadt Posen keine Rede gewesen. Sie haben durchaus nicht alle das Theater im Interesse des Deutschtums gefördert, sondern weil sie sich amüsieren und bilden wollten. Aber sie wirkten so für das deutsche Vaterland, für die deutsche Sprache usw. Die Deutschen germanischer Abkunft hätten weder das deutsche Theater noch die Gymnasien und andere höhere Schulen in der Provinz so auf der Höhe halten können, wie es Dank dem allgemein bekannten und anerkannten Bildungsbedürfnis der jüdischen Bevölkerung in jener Gegend der Fall ist.

Die „Nationalliberale Korrespondenz" ist daher trotz der bei ihr beginnenden Dämmerung doch sehr auf dem Holzwege, wenn sie meint, „das Verschwinden der Juden aus der Ostmark wäre an und für sich vom nationalen Standpunkt nicht zu bedauern, denn sie seien in ihrem Bestreben, es mit keiner Partei zu verderben, unsichere Kantonisten des Deutschtums gewesen". Umgekehrt! selbst das Verschwinden der etwaigen unsicheren jüdischen Kantonisten ist vom nationalen Standpunkt zu bedauern, denn an ihre Stelle sind, wie die „Nationalliberalen Korrespondenz" selbst zugibt, Polen getreten, die nicht unsichere Kantonisten, sondern ganz entschiedene Gegner des Deutschtums sind. Auch das ist ein Irrtum, daß „der Rückgang der jüdischen Händler vom volkswirtschaftlichen Standpunkt nicht zu bedauern" sei, „weil das Geschäftsgebahren eines großen Teiles nichts weniger als reell" gewesen sei. Gewiß hat es jüdische unreelle Händler gegeben, wie es unreelle christliche Händler gegeben hat und gibt in der Ostmark wie in allen Teilen des Reichs. Mit der wachsenden Intelligenz der Polen, die dem deutschen Schulunterricht und der militärischen Dienstzeit zu verdanken ist, mit der Erleichterung des Verkehrs und der gesteigerten Konkurrenz an Ort und Stelle sowohl wie von außerhalb, hört die Unreellität von selbst auf, soweit sie etwa überwiegend vorhanden gewesen sein sollte. Daß in einem Distrikt mit notorisch leichtsinniger, schlecht wirtschaftender und gern auf Borg kaufender Bevölkerung der geschäftliche Verkehr ein anderer ist, wie in Landesteilen mit gebildeter und solider Bevölkerung, das sollte die „Nationalliberale Korr." selbst wissen. Wir wollen aber mit dem Preßorgan weiter nicht rechten, es hat wohl geglaubt mit diesen Bemerkungen sowie mit dem Hinweis auf die „berüchtigten jüdischen Haisabschneider" eine Verbeugung nach rechts machen zu müssen.

Es genügt einstweilen, daß das offizielle Organ der nationalliberalen Partei anerkennt, daß man auf jüdischer Seite heute sein Deutschtum entschiedener betont, und daß sie ihren Artikel schließt:

„Man sollte daher unseres Erachtens dieser Frage auf deutscher Seite mehr Aufmerksamkeit schenken und die nationale Mitarbeit der Juden, gegen die sich einige Parteien noch immer sträuben, gern annehmen. Denn Religion und Rasse dürfen in unserem nationalen Kampfe kein Hinderungsgrund sein, vielmehr müssen wir jeden aufrichtigen Mitkämpfer freudig willkommen heißen."

Hierzu sei uns gestattet nur noch folgendes zu bemerken. Die Juden betonen vielleicht ihr Deutschtum jetzt deshalb mehr, weil sie weniger befürchten zu müssen glauben, daß sie in Stich gelassen werden und zwischen dem germanischen und dem polnischen Stuhl durchfallen. Die „Nationalliberale Korrespondenz" und der Ostmarkenverein schlagen vor, die Juden in der Ostmark als vollwertige Bürger zu betrachten. Wie stellen sie sich aber zu den Juden draußen im Reiche? Wollen sie auch, wie jetzt politische Mode bei uns ist, ihnen im Reiche abwinken, daß sie sie ja nicht „Unter den Linden" grüßen? Eine solche Politik mit doppeltem Boden ist sehr wenig empfehlenswert, nicht etwa blos, weil etliche Juden das übel nehmen und im nationalen Kampfe geringeren Eifer entwickeln möchten, als vielmehr weil die Polen die Gegnerschaft der im feindlichen Lager draußen selbst mißachteten Juden niedriger einschätzen und mit ihr auch wohl leichteres Spiel zu haben hoffen würden. Sollen die Juden Vorkämpfer des Deutschtums mit sein, dann müssen sie auch als Volldeutsche angesehen werden und danach behandelt werden. Sonst halten die Polen sie nur für Mietssoldaten, und diese werden heute in jeder Beziehung gering geachtet. Die Bundesgenossenschaft Minderwertiger ist auch von nur geringerem Nutzen, mitunter selbst schädlich. Wenn man also schon einander grüßen will und soll, dann bitte auch „Unter den Linden". Und dazu könnte und sollte man sich endlich um so eher entschließen, als die differentielle Behandlung der Bürger schließlich nicht nur die als Bürger zweiter Klasse behandelten, sondern alle Bürger, das Vaterland schädigt.

---

## Die russische Regierung und die Juden.

Der neue Minister des Innern, Fürst Swiatopolk-Mirski, hat eine jüdische Deputation empfangen, welcher er erklärt hat, daß er den Juden gegenüber Gerechtigkeit werde walten lassen. Nach der bisherigen Tätigkeit des Ministers als Gouverneur von Wilna wird man allerdings annehmen dürfen, daß er die bestehenden Gesetze ehrlich anwenden lassen wird, soweit dies mit der ihm unterstellten unehrlichen Beamtenschaft möglich ist. Offene Rechtsbrüche, wie in dem Untersuchungsverfahren gegen die Mörder von Kischinew, sind unter dem jetzigen Minister jedenfalls unwahrscheinlicher, als unter dessen Vorgänger. Man wird aber schwerlich auf eine Aenderung der Judengesetze rechnen können, falls Rußland nicht weitere Niederlagen auf dem Kriegsschauplatze erleidet.

Wie wenig die bisherigen Bestimmungen bedeuten und europäischem Empfinden entsprechen, die man als Reformen Europa hat darstellen wollen, ergibt z. B. folgender Punkt:

Unter den neu Priviligierten befinden sich Soldaten, welche in der Mandschurei gefochten und sich tadellos geführt haben. Das Aufenthaltsrecht für diese bezieht sich indessen nur auf Gebiete, für welche nicht besondere Aufenthaltsgebote bestehen. Derartige Gebiete sind z. B. Moskau, Sibirien, die Mandschurei und die Kurorte in der Krim. Der jüdische Soldat hat danach zwar das Recht, sich in der Mandschurei zum Krüppel schießen zu lassen, er wird aber nicht das Recht haben, auch jetzt, nachdem der Zar über den Juden seine Gnade hat leuchten lassen, nach Beendigung des Krieges in der Mandschurei zu wohnen oder von der Schädigung, die seine Gesundheit durch den Feldzug erleidet, in einem russischen Kurorte Heilung zu suchen.

Es ist bezeichnend, daß die Lage der Juden sich bessert, je kritischer die Lage des russischen Staates sich gestaltet. Mit der angeblichen Abhängigkeit des russischen Staates von der haute finance hat das nichts zu tun; Geld pumpen muß Rußland immer, auch in Friedenszeiten. Der Unterschied ist nur der, daß das Publikum jetzt, nachdem Rußland kriegerische Mißerfolge erlitten hat, für russische Papiere weniger leicht zu haben ist, und da die Bankhäuser Anleihen nicht übernehmen, um sie zu behalten, sondern um sie schließlich mit Gewinn an das Publikum abzustoßen, ist es in letzter Linie die öffentliche Meinung, auf welche der geldsuchende Staat Rücksicht nehmen muß. Bis zum Kriege war die öffentliche Meinung in Europa für Rußland nicht ungünstig, wozu die nicht unwohlwollende Haltung der gesamten Presse, einschließlich der „Judenpresse", wesentlich beigetragen hat. Inzwischen hat der Krieg von der Korruption in Rußland derartig deutliche Beweise gegeben, auch sind Zufälligkeiten, wie der Königsberger Prozeß ꝛc. dazu gekommen, sodaß die Stimmung in Deutschland und Europa zur Zeit eine wesentlich unfreundlichere ist. Es ist daher nicht Rücksicht auf die jüdische Hochfinanz, sondern Rücksicht auf das christliche Publikum, welches die Russen zwingt, sich halbwegs wie ein zivilisierter Staat zu geberden.

Daß gerade jetzt die Stellung der Juden, wenn auch in geringem Maße, erleichtert wird, gibt auch nach anderer Richtung hin zu denken. Rußland befindet sich in einem Zustand, in welchem der Patriotismus gerade stärker die Gemüter beseelt. Konnte also in solcher Zeit eine Regierung es über sich gewinnen, die Lage der Juden zu erleichtern, so ergibt sich, daß die Bedrückung der Juden zur Friedenszeit nicht durch die Rücksicht auf das Staatswohl geboten, sondern auf die Brutalität und den Uebermut der regierenden Klassen zurückzuführen war. Sind die Juden Schädlinge, so müßten sie erst recht jetzt unterdrückt werden, wo es sich für das russische Reich darum handelt, alle guten Kräfte zum Wohl des Staates wirksam werden zu lassen und alle Schädlinge zu unterdrücken.

In der Mandschurei befinden sich viele Tausende von jüdischen Soldaten und viele Hunderte von jüdischen Aerzten. Im Frieden darf der Jude nicht Militärarzt sein, aber im Kriege nimmt man ihn. Da die Bedeutung der Militärärzte gerade im Kriege ihren Höhepunkt erreicht, so ist dies ein Beweis, daß der jüdische Militärarzt auch in Rußland seiner Aufgabe vollkommen gewachsen ist. Ebenso bedeuten die Tausende jüdischer Soldaten, die man auf den Kriegsschauplatz geschickt hat, daß die Redereien über die Vaterlandslosigkeit der russischen Juden Lügen sind. Rußland hat genügendes Menschenmaterial; wenn also sein Heer zu einem ansehnlichen Prozentsatz auch aus Juden besteht, so ist das ein Beweis, daß an ihrer Zuverlässigkeit im Feldzug nicht gezweifelt wird.

---

## Der erste Sklavenbefreier — ein Jude.

Ein jüdischer Gutsbesitzer auf der Insel Jamaika machte am 28. Juni 1838, dem Krönungstage der Königin Viktoria, zu deren Reich Jamaika gehörte, den Anfang mit der Sklavenbefreiung. Der Bericht des „Jamaika Despatch and Kingston Chronicle" vom 6. Juli des genannten Jahres über die aus diesem Anlasse veranstaltete Feierlichkeit und die Reden, welche der Gutsbesitzer Herr Daniel Hart und der Pfarrer Herr Atkins gehalten, verdienen wohl in unserer Zeit, wo man Juden alle guten Eigenschaften abspricht, reproduziert zu werden.

Der Bericht in dem genannten Blatte lautet:

„Um halb zwei Uhr versammelten sich die Neger auf der Piazza des Herrenhauses von Bowden, und nachdem sie regelmäßig aufgestellt waren, richtete ihr menschenfreundlicher Gutsherr folgende Rede an sie: „Ihr seid heute hier zusammenberufen worden, da dieser Tag der Krönungstag unserer jungen, tugendhaften und geliebten Königin Viktoria ist, um von meiner Absicht, euch mit vollständiger Freiheit zu krönen, unterrichtet zu werden. Ich mache euch aufmerksam auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen das löbliche Versammlungshaus, welches euch vom ersten August an die Freiheit zu geben beschlossen hat. Ich finde mich veranlaßt, euch eure Freiheit vier Wochen vor der gesetzlichen Zeit zu geben; dies geschieht zu Ehren Ihrer Majestät, da ich unter ihrer Regierung nichts von einem System wissen möchte, welches für Tausende die Quelle so vielen Elends gewesen ist.

Von nun an besitze ich weder ein Eigentumsrecht auf euere Personen, noch irgend ein Recht der Oberherrschaft oder Aufsicht über euch; solle es jedoch euch gefällig sein, bei eurer bisherigen Arbeit zu bleiben, so bin ich bereit, euch den Lohn dafür zu bezahlen, nach dem Maßstabe, der späterhin durch das Kirchspiel festgesetzt werden wird. Zugleich habe ich euch anzeigen wollen, daß eure sämtlichen Angehörigen, welche blind, kränklich oder gebrechlich sind, durchaus nicht gehalten sein sollen, sich von dem Gute zu entfernen, daß sie vielmehr sehr gerne im Besitze ihrer gegenwärtigen Häuser, Grundstücke usw. bleiben können und von mir auch jederzeit verpflegt werden sollen, selbst in dem Falle, wo mehrere von euch mich verlassen würden.

Ferner möchte ich euch auch die Notwendigkeit des Unterrichtes und der Religion ans Herz legen. Es würde mir angenehm sein, wenn ihr eure Kinder wenigstens drei Tage in der Woche in die Schule schicken wolltet, und wenn ihr dann für gut fändet, sie die anderen drei Tage leichte Arbeiten auf diesem Gute verrichten zu lassen, so bin ich bereit, sie dafür gehörig zu bezahlen. Um euch meine Bereitwilligkeit bei diesem Gegenstand ferner zu beweisen, ersuche ich hiermit euren Pfarrer, den ehrenwerten Herrn James Atkins, welchen ich zum Zeugen und Teilnehmer dieser Zeremonie eingeladen habe, sobald es seine Zeit erlaubt, das Gut mit mir zu umgehen, um einen zweckmäßigen Platz (zur Anlegung einer Schule) auszuwählen. Eure Wohlfahrt kann durchaus nicht gründlich verbessert werden ohne die Religion, und ich wünsche vor allen Dingen, daß eure Kinder eine religiöse Erziehung erhalten.

Mit vielem Vergnügen bemerke ich auch die Anwesenheit eures letzten Spezial-Gerichtskommissärs, des Herrn Major Baines, welcher bei jeder Veranlassung, wo Gegenstände vor ihn zur Entscheidung gebracht wurden, euch und mir gleiche Gerechtigkeit zugewandt hat. Ich glaube, Bowden hat weniger Züchtigung gesehen als jedes andere Besitztum in diesem Kirchspiel. Zum Schlusse habe ich noch zu erwähnen, daß, da die Sklaverei und Alles, was dazu gehört, nunmehr aufgehört hat, ich auch wünsche, daß alle alten Benennungen mit ihr begraben werden, da sie in den Ohren freier Männer, wie ihr jetzt alle seid, ungemein übel klingen würden. Laßt uns daher auf diesem Gute niemals mehr den Namen Treiber (driver) vernehmen, nehmen wir dafür den Namen Inspektor, und ich stelle euch hiermit Herrn Skerrt vor, welchen ich als solchen zu eurem Leiter gewählt habe, möge diese Benennung beständig hier gelten. Er ist mir angelegentlichst empfohlen und ich hoffe, daß er durch seine gleichmäßige Güte gegen jedermann eure Zuneigung erwerben und erhalten wird. Ich verlasse euch jetzt, indem ich euch Gesundheit und Glückseligkeit wünsche, um die großen Gaben zu genießen, die die göttliche Vorsehung euch verliehen hat; denn die Abschaffung der Sklaverei auf allen diesen Inseln muß als ihr Werk und nicht als Menschenwerk betrachtet werden. Ich schließe und fordere euren Pastor auf, euch ebenfalls auf eine ihm gefällige Weise anzureden."

Der ehrenwerte Herr Atkins eröffnete seine Rede, indem er verschiedene von den von Herrn Hart geäußerten Gesinnungen heraushob und seine aufrichtige Bewunderung

derselben zu erkennen gab. Er erklärte, daß es ihm eine hohe Befriedigung gewähre, der gegenwärtigen Zermonie beizuwohnen, nicht blos darum, weil die Freigelassenen seiner Kirche angehören und weil es gerade der Krönungstag der Königin ist, sondern hauptsächlich darum, weil er diesen Moment als den Anfangspunkt der Freiheit auf Jamaika betrachte und weil das große Geschenk durch Herrn Daniel Hart Esqu., einen Gentlemann vom israelitischen Glauben, gegeben sei. Der Wiederschein, den dieser Umstand auf mehrere Glieder der christlichen Kirche werfe, die beständig von ihrer Philanthropie prahlten — er wolle nichts darüber erwähnen, er überlasse es der Welt, den Eindruck davon zu empfinden. Er fordere nur noch alle auf, ein Preislied auf den Lenker des Weltalls, von dem alles Gute komme, anzustimmen und den alten 100. Psalm abzusingen."

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**„Deutscher Volksbund" und „Deutsche Reformpartei"** stehen gegenwärtig in einem eigentümlichen Verhältnis zu einander. Wir haben schon mitgeteilt, daß der als Kandidat des „Deutschen Volksbundes" gewählte Reichstagsabg. Frölich an den Verhandlungen des Dresdener Parteitages der „Deutschen Reformpartei" teilgenommen hat. Jetzt schreibt denn auch die „Deutsche Hochwacht" so ganz gelegentlich in einer Notiz über die infolge des Ablebens des Fürsten Herbert Bismarck notwendig gewordene Reichstagsersatzwahl im Kreise Jerichow, die „Deutsche Reformpartei", der ja auch unser Abg Frölich angehört, habe den Genthiner Rechtsanwalt Wohlfahrt als Kandidaten aufgestellt 2c. Wie es scheint, ist der Abg. Frölich zu den „Reformern" übergetreten, ohne erst den „Großen Rat" des „Deutschen Volksbundes" um Erlaubnis gefragt zu haben. Kaum aber ist diese Annäherung erfolgt, so droht die Freundschaft zwischen beiden Gruppen ein Loch zu bekommen. Der bekannte Herausgeber der „Sachsenschau" in Magdeburg, Carl Faßhauer, der sich schon mit den Antisemiten allen Schattierungen geschlagen und wieder vertragen hat, ist jetzt wieder einmal bei den „Reformern" angelangt, deren letztem Parteitage er beigewohnt hat. In Bezug hierauf schreibt die „Deutsche Hochwacht":

„Die „Deutsche Reformpartei" will das Prinzip der zentralen Organisation nun anscheinend auch auf die Provinz Sachsen ausdehnen. Wenigstens kündet in einem Magdeburger Wochenblatte ein Herr „C F." im Leitartikel an, daß er die Leitung des künftigen „Bundes deutscher Reformer" in die Hand nehmen werde. Uns ist diese Ankündigung ganz zufällig zu Gesichte gekommen. Wir haben weder in der „Deutschen Wacht", noch in der „Staatsbürgerztg." eine Ankündigung darüber gefunden. Daher erscheint es uns zweifelhaft, daß die Reformpartei ernstlich daran gehen wolle, dem „Deutschen Volksbunde" gewissermaßen den Krieg zu erklären, indem sie gerade da ansaßt, wo der D. V.-B. tätig ist, während es doch im lieben deutschen Vaterlande noch so viele Gegenden unter Feuer zu nehmen gibt, die nur darauf warten. Auch können wir uns kaum denken, daß die Partei sich als Leiter dieser Agitation gerade den Herrn aussuchen sollte, der, wie so mancher andere, gerade zur Genüge gezeigt hat, welches seine Umgangesormen sind, sobald er sich etwa einmal mit den Führern seiner Organisation entzweit hat."

---

**Der antisemitische Abgeordnete Werner** hatte im Reichstage in einer Rede die Versicherungsgesellschaft „Viktoria" scharf angegriffen. Auf diese Rede hatte der Rechtsvertreter der Gesellschaft in einem Plaidoyer Bezug genommen und sie als „bezahlte" resp. „bestellte" Arbeit bezeichnet. Dadurch hatte sich der Abg. Werner beleidigt gefühlt und Strafantrag gegen jenen Rechtsanwalt gestellt, der aber vom Berliner Schöffengericht dieser Tage freigesprochen wurde. Nun ist zuzugeben, daß eine solche Unterstellung einem Abgeordneten gegenüber ein schwerer Vorwurf ist, der geeignet ist, seine Ueberzeugungstreue, seine Sachlichkeit und seine Autorität als Gesetzgeber zu erschüttern. Ob dies gerade bei Herrn Werner zutrifft, könnte einigermaßen zweifelhaft erscheinen. Dieser antisemitische Abgeordnete scheint uns weder die geeignete Persönlichkeit zu sein, an anderen, wie hier bei der „Viktoria", wegen angeblich unlauteren geschäftlichen Verfahrens Kritik zu üben, noch der Mann, der ein Recht hätte, den Empfindlichen zu spielen. Denn ein Mann, dem ein deutscher Gerichtshof ausdrücklich attestiert hat, daß er, obwohl antisemitischer Abgeordneter, mit einem jüdischen Journalisten Geschäfte gemacht und, als er dies ableugnete, bewußt die Unwahrheit gesprochen habe, hat wohl alle Veranlassung, sich in puncto „Ehrenbeleidigungsklage" recht reserviert zu verhalten.

**Gegen den Rechtsanwalt Hertwig,** den ehemaligen antisemitischen Agitator, Reichstagskandidaten und Verteidiger Ahlwardts im Judenflintenprozeß, veröffentlicht der antisemitische Schriftsteller Plack-Podgorski eine Broschüre, betitelt: „Staatsanwalt Diogenes aus der großen Garnison Berlin und Rechtsanwalt Hertwig-Charlottenburg, eine Zierde des Anwaltstandes" (Verlag der „Charlottenburger Kritik"), aus deren Inhalt die antisemitische „Deutsche Hochwacht" einige Proben zum Besten gibt, um dadurch, dem Wunsche des Verfassers entsprechend, seine gerichtliche Verfolgung herbeizuführen. Die Schrift enthält die ungeheuerlichsten Beschuldigungen nicht blos gegen den Rechtsanwalt Hertwig, sondern auch gegen Staatsanwälte und Richter.

**Als Förderer der Sozialdemokratie** werden in einer Wiener Korrespondenz der „Deutschen Tagesztg." die **österreichischen „Deutschnationalen"** bezeichnet. Die Deutschnationalen ständen zum Teil noch so stark unter dem jüdischen Einflusse, daß sie sich auch im Widerspruche zu ihrem Programm zu Helfershelfern der Sozialdemokratie erniedrigen. „Bei den vor einigen Tagen in Steiermark stattgefundenen Landtagswahlen hat sich das wieder in der betrübendsten Weise gezeigt. Dort wählte die neugebildete allgemeine Wählerklasse in acht Bezirken. Scheidet man die zwei slovenischen Bezirke aus, so bleiben sechs Kreise übrig, in denen sich die Deutsche Volkspartei, die christliche Volkspartei, die Bauernbündler und die sozialdemokratische Partei gegenüberstanden. Das naheliegendste wäre wohl gewesen, wenn die drei bürgerlichen Parteien ein Wahlkompromiß abgeschlossen hätten; allein davon wollte die deutsche Volkspartei nichts wissen, d. h. ihre Leitung; denn die Tatsache; daß in Graz 70 pCt. der Wähler zu Hause blieben, zeigt am besten, daß die deutschnationale Bevölkerung mit der Haltung der deutschnationalen Parteileitung nicht einverstanden war. Das Ergebnis war denn auch, daß in Graz der Sozialdemokrat durchdrang, während in drei weiteren Landbezirken die tschechische Volkspartei siegte. In zwei Wahlkreisen kam es zur engeren Wahl, und auch da änderte die Leitung der deutschen Volkspartei ihre Taktik nicht, sondern verhalf in dem einen Bezirke durch Wahlenthaltung dem Sozialdemokraten zum Siege, während sie in dem anderen Bezirke durch die Wahlenthaltung der Sozialdemokraten ein Mandat gewann. Auf diese Weise sind zwei Mandate den Sozialdemokraten zugefallen, um die sie sich vergeblich bemüht hätten, wenn die Leitung der deutschen Volkspartei in Steiermark nicht in „Freisinn" gemacht hätte. Daß es gerade der Jude Dr. Schacherl ist, dem die programmgemäß antisemitische deutsche Volkspartei in Loeben zum Siege verhalf, ist eine Pikanterie, die das Buch der Torheiten der genannten Partei bereichert."

# Vermischtes.

**Ein antisemitischer Gastwirt** ist Herr W. Großmann, Besitzer des Posthotels in Wildbad, der sich in einem Briefe an einen jüdischen Herrn L. in Paris, welcher bei ihm gewohnt hatte und mit ihm in Streit geraten war, als „keinen großen Freund der Leute Israels" bezeichnet. Da Herr Großmann mithin wohl lieber sieht, wenn jüdische Badegäste bei ihm nicht einkehren, so wird er uns für die Weiterverbreitung seiner Aeußerung gewiß dankbar sein.

**Ist die Bezeichnung „Jude" eine Beschimpfung?** Es ist sehr interessant, die schweizerische Rechtsprechung mit der unsrigen hinsichtlich einer in den letzten Jahren oft ventilierten Frage, nämlich der: Unter welchen Umständen liegt in der Bezeichnung eines Israeliten als „Juden" eine Beschimpfung? zu vergleichen. Die III. Appellationskammer des züricherischen Obergerichts sprach sich jüngst in einem Strafurteil wie folgt aus: „Es ist der Vorinstanz (Bezirksgericht Zürich) darin beizupflichten, daß in der Bezeichnung eines Israeliten als „Juden" unter Umständen eine gewollte Beleidigung liegen kann, je nachdem der Ausdruck gebraucht wird. Dagegen geht die Vorinstanz zu weit, wenn sie sagt, daß in dem Gesellschaftskreise, welchem der Angeklagte angehöre — gemeint ist die nichtjüdische Gesellschaft — der „Jude" als ein „im Punkte der persönlichen Ehrenhaftigkeit nicht vollwertiges Subjekt der menschlichen Gesellschaft gelte." Wenn man einen israelitischen Geschäftsmann kurzweg als „Juden" bezeichnet, wird in der Regel nicht angespielt auf dessen persönliche Ehrenhaftigkeit, auf seine inferiore Stellung in der menschlichen Gesellschaft, sondern auf dessen G.bahren speziell im Geschäftsverkehr, auf die sprichwörtliche Schlauheit, die Gewinnsucht, den Mangel an Loyalität ꝛc, Eigenschaften, die nach vulgärer Auffassung dem Israeliten speziell als Geschäftsmann anhaften. Kränkend kann es nun für einen israelitischen Geschäftsmann sein, in diesem Sinne als Jude bezeichnet zu werden, wenn er, vulgär gesprochen, gar nichts von einem „Juden" an sich hat, d. h. wenn er im Geschäftsverkehr sich eines tadellosen Verhaltens befleißigt. Hat er sich aber in seinem Geschäftsgebahren Inkorrektheiten zu schulden kommen lassen, die man geneigt sein kann, auf Rechnung seiner Abstammung zu schreiben, so kann er sich darüber nicht beklagen, wenn man ihm dies zu verstehen gibt. Eine solche Kritik seines Geschäftsgebahrens, wie sie eben landläufig ist, muß er sich eben gefallen lassen." (Siehe „Blätter für Züricherische Rechtsprechung" III. Bd. Nr. 104.)

**Rosheim.** Als ein Gegenstück zu der bekannten Friedhofsgeschichte in Famek kann das Benehmen der katholischen Bevölkerung in Rosenweiler betrachtet werden, welches diese bei Beerdigung der Frau Kaufmann Weill aus Rosheim, auf dem dortigen israelischen Friedhof gezeigt hat. Am Eingang des Ortes kam der Bürgermeister mit dem gesamten Gemeinderat und vielen Bürgern dem Trauerzuge entgegen, um sich ihm anzuschließen, während auf der Dorfstraße die Bevölkerung in stiller, würdevoller Haltung den Zug vorbeiziehen sah. Auf dem Friedhofe hob der Rabbiner, Dr. Goldstein, in beredten Worten die von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte Duldsamkeit der katholischen Bevölkerung von Rosenweiler gegen Andersgläubige gebührend hervor, denn während in den meisten Orten Elsaß-Lothringens in früheren Jahrhunderten den Israeliten die letzte Ruhestätte verweigert wurde, blieb Rosenweiler dem guten Beispiel seiner Ahnen getreu und überließ seit mehr als 500 Jahren den Israeliten einen Teil ihrer Gemarkung zur Bestattung ihrer Verstorbenen. Zum Schluß dankte der Redner dem Bürgermeister, dem Gemeinderat und den anwesenden Bürgern von Rosenweiler für ihren neuen Beweis freundschaftlicher Liebe und Duldsamkeit, die leider heutzutage selten noch anzutreffen sei.

**Wien,** 26. September. Der gestern abgehaltene **Kreisturntag des Turnkreises XV** (Deutsch-Oesterreich) beschloß mit mehr als Zweidrittelmehrheit seinen Austritt aus der Deutschen Turnerschaft und die Umwandlung in einen selbständigen Turnkreis. Damit ist die Turnfehde wegen des sogenannten Arierparagraphen nach außen hin zum vorläufigen Abschluß gelangt, allein innerhalb des Turnkreises ist die Fehde noch nicht beendet, da die Vertreter der einzelnen Turngaue teils für, teils gegen den Austritt stimmten. Die Abstimmung ergab 97 Stimmen für und 34 gegen den Austritt. — Bekanntlich hat der letzte, in Berlin abgehaltene Turntag entschieden, daß neben dem Turnkreise XV ein neuer Turnkreis XVa zu schaffen sei. Auf diese Weise wollte man, ohne die am Arierparagraphen festhaltenden deutschösterreichischen Turnvereine zu verletzen, auch jenen Vereinen, die diesen Paragraphen ablehnen und demnach Juden zu ihren Mitgliedern zählen, die Möglichkeit des Anschlusses an die Deutsche Turnerschaft bieten. Der jetzige Beschluß des Kreisturntags XV ist die Antwort auf die damalige Entscheidung.

**Budapest.** Der Erzbischof von Eger, Dr. Josef Samassa, war zur Einweihung der dank seiner Munifizenz erbauten neuen Kirche persönlich nach Nyiregyhaza gekommen. Bei dieser Gelegenheit empfing der Kirchenfürst zahlreiche Deputationen, darunter auch die vom Oberrabbiner Dr. Adolf Kelemen geführte gemeinsame Deputation der Nyiregyhazaer israelitischen Status quo-Gemeinde und der autonomen orthodoxen Gemeinde. Der Sprecher der Deputation, Oberrabbiner Dr. Adolf Kelemen, hielt an den Erzbischof eine Ansprache, welche auf den Ausspruch des Psalmisten: „Haben wir doch alle einen Vater, hat uns doch ein Gott geschaffen! Warum sollen wir treulos handeln einer an dem anderen und den Bund unserer Väter entweihen?" basiert war und die aufrichtigsten Segenswünsche für die neue katholische Kirche enthielt. Auf diese Rede antwortete der Erzbischof: „Die geoffenbarten Wahrheiten müssen Gemeingut der Menschheit werden; sie sind es, die die beiden geoffenbarten Religionen aneinander knüpfen. Wohl ist es wahr, daß das Werk der Liebe noch nicht vollständig ist. Vom Berge Sinai ist die erodernde Kraft des Rechtes, des Gesetzes und der Wahrheit zum Heile des Menschengeschlechtes ausgegangen. In allen Lagern ist dagegen oft und viel gesündigt worden, aus verständlichen Gründen: die Menschen sind eben schwach! Ich selbst bin ein alter Mann, zähle 76 Jahre, 66 davon in Arbeit verbracht. Mich kann Lob nicht mehr erhöhen, Tadel und Verkennung nicht mehr schrecken. Mir gaben meine Religion und Liebe zum Vaterlande die Kraft zum Kampfe des Lebens; wen diese beiden Gefühle beseelen, der wird diesen Kampf siegreich bestehen. Ich danke für Ihr freundliches Erscheinen. Gott segne Sie!"

**Ueber die Juden in Spanien** erfährt man selten etwas näheres. Um so interessanter dürften folgende Notizen sein, die der gut unterrichtete Mitarbeiter eines englischen Blattes veröffentlicht hat. Das Dekret, durch welches gestattet ist, Juden in Spanien zu naturalisieren, datiert vom 14. August 1871 und ist unterschrieben vom König Amadeus und kontresigniert von dem Ministerpräsidenten Zorilla. Die größte Mühe um das Zustandekommen dieses Dekrets hat sich ein Neffe von Moses Montefiore, Haim Guedalla, gegeben. Er hat 1868 schon seinen Einfluß auf den damaligen Diktator Spaniens Marschall Prim geltend gemacht. Dieser wollte auch die Erlaubnis geben, indes wurde er bekanntlich 1870 ermordet. Im Jahre 1880 setzte Guedella seine Bemühungen fort; aber erst am 27. Juni des folgenden Jahres waren diese von Erfolg gekrönt. Der

Ministerpräsident Sagasta schrieb ihm einen Brief, in welchem es heißt: „Ich teile Ihnen mit, daß Artikel 1 der spanischen Konstitution die entschiedenste Widerrufung des Verbannungsdekrets gegen die Juden aus dem Jahre 1492 ist." Aber dabei beruhigte sich Guedalla nicht. Er verlangte von Sagasta eine ausdrückliche Erklärung und dieser verwies ihn auf Artikel 11 der Konstitution, durch den alle Bürgschaften gegeben seien. Gegenwärtig liegt die Sache so, daß Juden in Spanien naturalisiert werden können, entweder durch Heirat mit einer Spanierin, oder durch Begründung eines wichtigen Unternehmens, durch Landbesitz, oder durch besondere Dienste, die sie dem Staate leisten. Der erste bekannte naturalisierte Jude in Spanien ist Mr. Cunningham Graham, ein sozialistischer Abgeordneter. So gingen 23 Jahre vorüber, bis die Lage der Juden in Spanien eine sichere wurde. Infolgedessen ist ihre Zahl nur eine geringe. Man schätzt sie auf 2500, also ein Prozent der Gesamtbevölkerung. Eine ziemlich große Gemeinde ist in Sevilla, während in Madrid selbst und in Hueloa, sowie in Barcelona höchstens zu den Feiertagen eine kleinere Zahl von dort Wohnenden sich zum Gottesdienst vereinigt. Es ist bekannt, daß in früheren Jahren, nach den russischen Verfolgungen, wiederholt von Spanien selbst aus Versuche gemacht worden sind, die Juden dort einzubürgern, aber sie haben bis jetzt keinen Erfolg gehabt. In jedem Falle ist die Freiheit, dort zu wohnen und ihren Kultus zu pflegen, ihnen jetzt in dem Lande völlig gewährt, aus dem sie vor mehr als vier Jahrhunderten in so schmählicher Weise vertrieben wurden.

**Judenmißhandlungen in Rußland durch Reservisten.** Aus Jekaterinoslaw, 23. September, wird dem „Berl. Tgbl." geschrieben:

Am 2./15. September wurde hier die Mobilisation der Reservisten begonnen. Dieses Ereignis genügte schon, um Exzesse gegen die Juden hervorzurufen.

Sonnabend am 4./17. September von 8 Uhr früh, begannen die Reservisten einzelne Juden auf den Straßen anzugreifen, prügelten sie, verlangten Geld und Wertsachen, nahmen dieselben mit Gewalt und versetzten ihnen zum Dank tüchtige Hiebe, so daß mehrere schwer verwundet davongetragen wurden. Es wurde auch ein Tempel überfallen, man stieß aber dort auf Widerstand. Die jüdischen Geschäfte waren wohl am Bazar, wo die Hauptszenen sich abspielten, geschlossen, es wurden aber mehrere Läden dortselbst und in den benachbarten Straßen erbrochen und beraubt, wobei die Besitzer meistens auch schwer verwundet wurden.

An den Hauptstraßen hat man sofort alle jüdischen Läden geschlossen, da auch dort mehrere Juden überfallen wurden. Zufällig haben auch einige Christen schwere Wunden bekommen und wurden beraubt, da sie das Unglück hatten, für Juden gehalten zu werden.

Die Polizei war untätig, sie fürchtete sich, die Leute anzugreifen. Auch das herbeikommandierte Militär war untätig und schaute den Plünderungen ruhig zu, da die Offiziere dies als kriegerische Vorübungen betrachteten.

Erst Abends hat der Polizeimeister, nachdem er selbst Hiebe erhalten hatte, strengere Mittel ergriffen, Kosaken abkommandiert und mit Peitschen die Reservisten zerstreut. Einige wurden verhaftet, sie freuen sich jedoch sehr darüber, da sie nicht in den Krieg zu gehen brauchen.

Am anderen Tage (Montag) sowie auch am Dienstag wurden wiederum mehrmals Versuche gemacht, die Plünderungen fortzusetzen. Die Reservisten vereinigten sich mit den sonstigen Vagabunden, passierten die jüdischen Straßen unter Pfeifen und wildem Geheul; sie zerschlugen Fenster und Türen, wurden aber bald von den Kosaken mit Peitschen zerstreut. Auch wurde eine kleine Selbstverteidigung organisiert, die an manchen Stellen guten Erfolg gehabt hat.

In manchen anderen Ortschaften haben die Reservisten gleichfalls schlimm gehaust, besonders in Linelnikowo, Alexandria (besonders stark), Alexandrowo 2c.

**Eine jüdische Ackerbaukolonie.** Der Betriebs-Direktor der Uruguayana-Bahn Herr Gustav Vanthier gibt folgende interessante Mitteilungen über eine im Munizip Santa in der Anlage begriffene, von jüdischen Ackerbürgern bebaute Kolonie:

„Die Kolonieländereien sind unweit Santa Maria in der Ortschaft Pinhal, der ersten Station der Eisenbahnlinie Santa Maria — Passo Fundo, gelegen. Gegründet ist die Kolonie von der „Jewish Colonisation Association", mit Sitz in Paris und Zweigstellen in verschiedenen Hauptstädten Europas, wovon die bedeutendste in Brüssel der Leitung des Herrn Franz Philippson, eines der Direktoren der belgischen Eisenbahnpächter-Gesellschaft in unserem Staat, untersteht. Die „Association" ist kein geschäftliches Unternehmen, sondern verfolgt humanitäre Ziele. Ihr Gründer war der verstorbene Baron Hirsch. Er hatte bei Lebzeiten selbst damit begonnen, die jüdische Kolonisation in Argentinien einzuführen, wo gegenwärtig mehrere israelitische Kolonien bestehen, wie z. B. in den Provinzen Buenos Aires und Entre Rios. Auch in Kanada giebt es Judenniederlassungen. Die erzielten Erfolge ermutigen die Leiter der „Jewish Colonisation Association", in Brasilien einen Kolonisationsversuch zu machen, und zwar wurde hierzu der Staat Rio Grande do Sul ausersehen, weil dessen Klima sich dem von Südwesteuropa am meisten nähert, und weil es dort dem einzelnen Kolonisten nicht schwer fällt, sich durch seiner Hände Arbeit eigenen Grund und Boden zu erwerben. Im Jahre 1900 wurde eine Sachverständigenkommission nach Rio Grande do Sul gesandt, um die Bedingungen für eine dort anzulegende Kolonie zu studieren. Die eingezogenen Erkundigungen waren die denkbar günstigsten, und schon im Jahre 1902 kam ein Vertreter der „Association" aufs neue nach hier. In der Gegend von Pinhal, 25 Kilometer entfernt von Santa Maria, schon auf der Serra, fand Dr. Lapine einen Landkomplex von ca. zwei Quadratleguas Flächeninhalt, der ihm besonders geeignet erschien. Er kaufte ihn daher an. Jetzt wird an der Vermessung des Landes in Kolonielose und an den Wegen gearbeitet. Der Koloniekomplex besteht aus Kampland. Es ist dies der erste größere Versuch, der in unserem Staate mit Kampkolonisation gemacht wird. Bisher hatte man Kolonien nur im Urwald angelegt. Die jüdische Kolonie wird nur Kampwirtschaft betreiben. Jeder Kolonist erhält allerdings auch auf seinem Lose ein Stück Wald, aber nicht um es niederzuhauen, sondern um sich sein Brenn- und Bauholz daraus zu holen. Die Kolonisationsgesellschaft liefert jeder Kolonistenfamilie ein Los von annähernd 25 Hektaren und ein Häuschen darauf, sowie Ackerbaugeräte, Sämereien und Zugtiere. Dadurch entstehen der Gesellschaft natürlich große Ausgaben, aber man hofft mit Recht, daß der Kolonist auf diese Weise viel schneller in der Lage sein wird, seinen bei Empfang des Kolonie-Loses eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Die „Association" spielt nur die Vermittlerin, bereitet alles vor und liefert das nötige Anlagekapital, damit der Kolonist sich sofort einer einträglichen Beschäftigung widmen kann. Die kontrahierte Schuld soll binnen einer bestimmter Anzahl von Jahren ratenweise abgetragen werden, und zwar erhebt die Gesellschaft nur sehr mäßige Zinsen und gewährt gewisse Erleichterungen in Fällen von schlechter Ernte oder sonstigem Mißgeschick. Aber die Hauptsache ist, daß der Kolonist alles, was er erhält, auch durch seiner Hände Arbeit bezahlen muß. Es ist schon bemerkt worden, daß die Gesellschaft nicht auf Gewinn ausgeht. Die Zinsen werden dann

auch nicht als Dividende verteilt, sondern dem Kapital der Gesellschaft zugeschlagen, die dadurch in die Lage kommt, ihre humanitären Ideen in größerem Maßstabe zu verwirklichen."

---

## Der Antisemit.

Eine Charakterstudie.

Von G. v. Farell (Luzern).

(Schluß.)

Wenige Tage später schrieb er folgenden Brief:

„Wohl noch niemals hat sich ein Mann in einer traurigeren, verzweifelteren Lage befunden, als ich. Seit drei Tagen habe ich keinen ruhigen Augenblick gehabt und ich darf wohl sagen: Ich habe in schweren Kämpfen mit mir selbst gerungen. Wie soll ich Worte finden, um Ihnen zu sagen, daß ich keinen Sieg über mich davon getragen habe, und daß ich den Antrag, den ich Ihnen gemacht, zurücknehmen muß. Nie habe ich tiefer empfunden, welch erbärmliches Geschöpf der Mensch ist! All mein stolzer Glaube an die Freiheit des Menschen ist dahin.

Ich bekenne Ihnen gegenüber offen, daß ich meine Schwächen habe, daß ich nichts vermag gegen meine Vorurteile und von dem Urteil anderer leider noch sehr abhängig bin.

Wie soll ich Ihnen erklären, daß ich nur deswegen zurücktrete, weil Sie Jüdin sind, während die Stimme in meinem Innern mir sagt, daß Sie gerade die am meisten für mich geschaffene Frau sein würden? Was habe ich mir nicht alles vorgehalten, um die Kraft zu gewinnen, gegen die Welt ankämpfen zu können! Aber was haben eine engherzige Erziehung und ein ängstliches Leben nach der Schablone aus mir gemacht! Tausendmal habe ich mir gesagt, daß ein Wesen wie Sie, mit so zarter Empfindung, entsetzlich unter dem allgemeinen Vorurteil gegen die Juden leiden muß. Und umso schrecklicher ist es mir, durch mein Geständnis Ihre Qualen noch vermehren zu müssen.

Ich fange an zu begreifen, daß das Schlimmste, was man den Juden zufügt, nicht die Verfolgungen sind, mit denen man sie heimsucht, sondern die Verachtung, der man sie preisgibt. Denn die moralische Atmosphäre für den Menschen ist die Achtung seiner Mitmenschen, ohne die er verkümmern muß.

Trotzdem diese Gedanken sich mir mit Gewalt aufdrängen, — oder vielleicht gerade deshalb — ist es mir unmöglich, eine Verbindung einzugehen, von welcher ich fürchten müßte, daß sie mich in den Augen meiner Verwandten und Freunde, die ja die gleichen Vorurteile haben, herabsetzen könnte.

Lassen Sie mich deshalb von Ihnen Abschied nehmen mit der Bitte, mir zu verzeihen. Seien Sie überzeugt, daß niemand mehr leidet, als ich, der durch Ihre Güte im Begriff war, meinem bisher so einsamen und verbitterten Leben entrissen zu werden, und der sich nun zurückgeschleudert sieht in das alte ewige Einerlei eines trivialen Daseins. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner ohne Groll, wie ich mich Ihrer stets erinnern werde als eines Wesens, das für leider nur kurze Zeit mein Leben mit hellem Glanz erfüllte."

— — — — — — — — — — — — —

Als der Brief fort war, fühlte er sich freier und ruhiger.

Zwar hielt er sich für sehr unglücklich und hatte ungeheuer Mitleid mit sich selber. Aber die „große Trösterin Zeit" würde auch ihnen beiden helfen. Er wollte sein altes Leben wieder aufnehmen, in dem er sich ja doch ganz behaglich gefühlt hatte.

Warum mußte man ihn überhaupt daraus aufscheuchen! Er hatte doch nichts verlangt. Konnten einem die Menschen nicht einmal sein bischen Frieden lassen?

Jetzt sollte ihm noch einer kommen.

Griesgrämig fing er wieder an, sich gänzlich in sich selbst zu verkriechen.

Nur zum Abendschoppen ging er wieder regelmäßig. Aber er konnte auch dort nicht mehr in Stimmung kommen. Die Kalauer seiner Biersreunde kamen ihm plötzlich trivial, selbst albern vor. Und ihre Judenwitze taten ihm fast weh, als ob sie auf ihn selber zielten. Er fehlte wieder häufiger.

Aber auf seiner „Bude" konnte er es schon gar nicht mehr aushalten. Wie entsetzlich leer und kahl und ungemütlich kam ihm jetzt seine Jungesellenwohnung vor.

Die Tyrannei seiner alten Wirtschafterin, die er nun schon so viele Jahre geduldig getragen, erschien ihm jetzt unerträglich und unwürdig. Auch ihr Essen schmeckte ihm nicht mehr, und er wagte sogar ein paar schüchterne Vorwürfe, die dann mit tagelangem Brummen ihrerseits bestraft wurden.

Und die Bücher, in denen er den letzten Winter doch ganz gern studiert — er nahm sie vor und warf sie dann in die Ecke. Was hatte es für einen Sinn, sich den Kopf zu zerbrechen, wenn er ja doch niemand hatte, mit dem er davon sprechen konnte.

Ueberhaupt — er hatte ja doch niemand auf der ganzen Welt.

Das Ende vom Liede war dann regelmäßig, daß er Hut und Stock ergriff, um sich müde und dadurch ruhig zu laufen. Aber in dem Tiergarten, wohin es ihn immer wieder trieb, wurde es noch schlimmer.

Hier sang und duftete es. Der Flieder schaute zwischen den grünen Zweigen hervor, die Vögel zwitscherten und riefen sich. Und in den Alleen wandelten unzählige Pärchen, die sich verliebte Augen machten. Mit wahrem Ingrimm wanderte er in dieser blühenden, treibenden Natur, die in ihrer lachenden Freude ihn zu verspotten schien. Verspotten? Warum? Ja, weil er nur jetzt auszuessen hatte, was er sich selber eingebrockt. Denn trotz aller Versuche, dem Schicksal die Schuld aufzuladen, konnte er im Grunde seiner Seele nicht anders, als zugeben, daß er sich selbst nur zürnen könne.

„Was für ein Narr, was für ein elender Tropf war ich!" murmelte er vor sich hin, während er auf einer einsamen Bank in der Nähe der Händelstraße saß, und kratzte wütend mit seinem Stock vor sich in der Erde. „Ich hatte die Gelegenheit zum Glück so bequem und so verlockend, wie wenig andere. Und ich habe sie selbst fortgeworfen und jetzt sitze ich hier wie ein abgelebter Stamm, der zu nichts mehr nütze ist in der Welt, als daß man ihn in den Ofen steckt!"

Statt dessen könnte er jetzt am Rhein sein, in einem noch weit schönerem Frühling und an seiner Seite sie, die die stille Güte in Person war.

Ihr Bild stand plötzlich zum Greifen deutlich vor seinen Augen.

Aber nicht wie er es zu sehen gewohnt war, mit dem ernsten Lächeln. Vorwurfsvoll und traurig, ja verächtlich fast sahen ihn ihre grauen Augen an. Himmel! Ja! Sie mußte ihn ja eigentlich verachten, den um elender Vorurteile willen sein und ihr Glück vernichtete.

Ihr Glück! Zum ersten Male wurde es ihm so ganz und gar bewußt, was er ihr zugefügt. Wie sie leiden mußte! Ja, er hatte ihrer beider Leben verdorben. Er allein!

Aber war es wirklich verdorben? Ganz unrettbar? Gab es keine Möglichkeit, wieder gut zu machen?

Wenn er jetzt ging und sagte: „Ich habe mich geirrt." Sollte sie nicht doch vielleicht verzeihen und begreifen können?

Die Natur um ihn her atmete und blühte so fröhlich, die Menschen sahen alle so zufrieden aus. Die Frühlingsluft umspielte ihn so neckisch.

Es war gar nicht möglich, dabei mutlos zu bleiben. Es mußte noch möglich sein, das Glück doch noch zu erzwingen.

Er sah, bis es anfing, dunkel zu werden, und erwog und prüfte ernsthaft alles.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Resultat war, daß er am nächsten Tage mit seinem Vorgesetzten sprach und noch denselben Abend im Nachtzuge nach dem Rhein fuhr.

Endlos erschien ihm die Nacht und endlos die Fahrt. Eine fiebernde Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, und wie ein Kreisel tanzten seine Gedanken immer um den einen Punkt: „Wird sie?“ — — —

Dann wollte er den Abschied nehmen und als freier Mann mit ihr leben — ein Mensch unter Menschen.

War denn das nicht des Daseins eigentlicher Zweck? Statt dessen hatte er so tief im Schraubstock des Kastengeistes gesessen, daß er gar nicht mehr den Menschen sah, sondern nur seine äußere zufällige Umrahmung von Geburt und Stellung.

Der Zug lief in den Bahnhof des kleinen rheinischen Städtchens ein, das Markgrafs Reiseziel war.

Er sprang aus dem Coupé und stürzte planlos in den nächststehenden Hotelomnibus und fort ging es über das holperige Pflaster.

Im Gasthof angekommen, gönnte er sich kaum Zeit, den Anzug zu wechseln und eine Tasse starken Kaffees hinunterzustürzen.

In einer halben Stunde war er wieder unterwegs und erkundigte sich nach der Meyerschen Villa.

Sie war nicht schwer zu finden. In zehn Minuten hatte er sie erreicht. Als er davor stand, sah er nach der Uhr. Zehn Uhr! Besuchszeit war das freilich nicht. Aber gleichviel! Seine Aufregung ertrug keine Verzögerung mehr. Er mußte Gewißheit haben.

Hastig riß er an der Klingel.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?“

„Die gnädige Frau liegt noch im Bett, sie ist nicht ganz wohl. Aber das gnädige Fräulein wird vielleicht —“ sagte das Mädchen mit erstauntem Blick in sein aufgeregtes Gesicht.

„Ja! Hier geben Sie ihr diese Karte!“ — — —

„Das gnädige Fräulein läßt bitten.“

Er trat durch die offen gehaltene Tür und befand sich in einem kleinen Salon.

Aber er sah nichts von seiner Umgebung.

Er starrte nur immer auf die Tür, durch die sie wahrscheinlich kommen würde.

Richtig: da stand sie!

Und das waren ja dieselben traurigen Augen, die er im Geiste gesehen. Nur der verächtliche Zug fehlte. Aber in ihrer Haltung lag etwas Müdes.

Er fühlte den letzten Rest seiner Fassung schwinden.

„Hilda,“ sagte er, und stürzte auf sie zu, indem er ihre beiden Hände ergriff. „Ich kann ja doch nicht leben ohne Sie. Jetzt weiß ich es! O, ich war ein Tor, ich kannte mich ja nicht! Aber jetzt kenne ich mich, und damit habe ich auch die Feigheit überwunden. Sie müssen mich anhören, mir verzeihen.“

Sie stand stumm da und sah ihn nur an. Es war, als wollten ihre Augen ihn ganz durchdringen, in seiner tiefsten Seele lesen.

Und sie sah wohl, daß er wußte, was er sprach.

Sie löste ihre Hände aus den seinen, glitt auf den Sessel, der neben ihr stand, und lehnte ihr Gesicht in das Polster.

Es kam zu plötzlich. Alles, was sie in der letzten Zeit gelitten, stürmte durch ihre Seele.

Da kniete er neben ihr auf der Erde und versuchte wieder ihre Hände zu fassen.

„Hilda!“ bat er wieder. „Ich weiß ja alles. Ich verstehe Sie ja so gut! Ich begreife ja, daß Sie nicht gleich einwilligen können. Aber sagen Sie mir nur ein Wort, ein einziges, daß ich hoffen darf! Ich weiß ja jetzt, daß es nur auf den Menschen ankommt, auf ihn selbst. Sie haben mich das gelehrt! Und in diesem Bewußtsein habe ich auch die Furcht vor der Dummheit der andern überwunden, die das nicht begreifen!“

Sie richtete sich langsam auf. Einen Augenblick sahen sie sich an.

„Darf ich hier bleiben?“ fragte er leise.

Sie nickte nur stumm.

Er aber bedeckte ihre Hände mit Küssen.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und **unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen“** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 40. Berlin, 5. Oktober 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Penalt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Ein antisemitischer Kalender.

Den Antisemiten genügt nicht mehr ihre in der Tat sehr minderwertige Tages- und Wochenpresse, um die deutsche Volksseele zu vergiften, sie geben nun auch, nachdem frühere ähnlich geartete Unternehmungen nicht reüssiert haben, einen Jahreskalender, den „Deutschen Mittelstandsboten“ heraus, der in nnce den ganzen antisemitischen Peststoff bringt, eine konzentrierte Ausgabe der antisemitischen Tageslitteratur ist.

Wie, der „Deutsche Mittelstandsbote“, den der deutsche Mittelstandsbund herausgibt? Dieser Bund wollte doch speziell dem Mittelstande auf die Strümpfe helfen und verwahrte sich dagegen, einseitig Antisemitismus zu treiben?

Ja, es ist dieser deutsche Mittelstandsbund, der, wie auf dem Titelblatt ausdrücklich vermerkt ist, den deutschen Mittelstandskalender herausgibt und also für seinen giftstrotzenden, verpestenden Inhalt verantwortlich ist.

Entweder beweist der aus dem deutschen Antisemitenbund des Herrn Wilhelm Bruhn hervorgegangene deutsche Mittelstandsbund, die Wahrheit jenes alten Wortes „naturam expellas furca, tamen usque recurret“, zu deutsch etwa „die Katze läßt das Mausen nicht“ oder auf den hier in Rede stehenden Bund angewandt, man kratze den Mittelstandsbündler nnd der Antisemit kommt zum Vorschein. Ach, man braucht ihn nicht einmal zu kratzen, man erkennt ihn nach seinem Kalender wenigstens auf tausend Schritte als unverfälschten Antisemiten unterster Ordnung, als einen Antisemiten der Bruhn, Pückler, Ahlwardt.

Oder aber der deutsche Mittelstandsbund fällt gar nicht aus seiner Rolle in die antisemitische zurück, sondern er hat niemals beabsichtigt, seine antisemitische Rolle aufzugeben. Sein Versprechen, nicht einseitig antisemitisch sein zu wollen, war eine Lüge und der Antisemitenbund hat nur, weil er sich wohl bewußt war, daß er moralisch bankerott sei, die Firma geändert, um unter neuer Flagge Kunden einzufangen, Leute, die sich denn doch genierten, einem Antisemitenbund beizutreten.

Es wäre gar nicht zum ersten Mal, daß antisemitische Sekten ihre Namen aus Rücksichten des Gimpelfangs gewechselt haben. Sie befolgen die Politik, die sie jüdischen Ramschkaufleuten vorwerfen. Der Unterschied ist nur, daß was ein Privatmann tut, eben seine Privatsache ist, und nur seinen Privatcharakter beleuchtet, was aber eine politische Partei, obendrein eine, die sich anmaßt, eine reformierende zu sein, tut, von öffentlichem Interesse ist und ein grelles Licht wirft auf die Moral der ganzen Partei und auf den Geisteszustand derjenigen, die auf den Schwindel hineinfallen.

Unter dem Titel „Kronzeugen des Antisemitismus“ bringt der Kalender, der „an die wirkliche nnd wahre Aufklärungsarbeit geht, an die Aufklärungsarbeit für das deutsche Volk, für den deutschen Bürger, den deutschen Bauer, und den noch nicht durch Sozialdemokraten verhetzten deutschen Arbeiter“, eine von Johannes Leu zusammengestoppelte Blütenlese antisemitischen Unsinns und antisemitischer Lügen, daß wir ein dickes Buch schreiben müßten, um alles zu widerlegen, bezw. um die längst veröffentlichten Widerlegungen zu wiederholen.

Angefangen wird mit Kaiser Wilhelm I. Wir sind einverstanden, daß „wenn irgend ein Mann von dem ganzen deutschen Volke mit aufrichtigster Liebe verehrt wird, es unser alter Heldenkaiser Wilhelm I. ist.“ Aber ihn zum Antisemiten stempeln, heißt sein Andenken verunglimpfen.

Im Jahre 1872 hat Kaiser Wilhelm an den Fürsten Karl von Rumänien geschrieben: „Es ist eine schwere Aufgabe, Partei für eine Rasse von Menschen nehmen zu müssen, die so sind wie ich sie (die Juden) aus dem russischen Polen in Uebermaß kenne.

Der „Mittelstandsbote“ sieht in diesen Worten „eine tief-innere Abneigung“ ausgesprochen. Wäre Kaiser Wilhelm I. Antisemit gewesen, dann brauchte er ja nicht auf die russischen Juden zu exemplifizieren, sondern hätte doch Juden näher zu Hause. Aber selbst hinsichtlich der russischen Juden hält Kaiser Wilhelm I. es nur für eine schwere Aufgabe, für sie Partei zu nehmen. Aber noch niemand, auch kein deutscher Jude hat behauptet, daß es in Rußland nicht gewisse unsympathische Juden gibt, die aber ein Produkt sind der russischen Gesetzgebung, welche unsere Antisemiten kopieren, während die Russen selbst sie jetzt abändern wollen.

Unter den Judenfeinden führt der Kalender den Fürsten Bismarck an. Er zitiert, was dieser in sehr jungen Jahren als Krautjunker gesagt hat, er unterschlägt aber die Anschauungen, die er als leitender Staatsmann vertreten und daß er z. B. gesagt hat, er würde wahrscheinlich auch für Napoleon geschwärmt haben, wenn er wie Heine Jude gewesen und durch ihn (Napoleon) von den Ghettofesseln befreit worden wäre.

Doch wozu den alten Müllhaufen aufwühlen. Charakteristischer für die antisemitische Blütenlese des Mittelstandsboten ist, daß er Theodor Mommsen als Judenfeind

anführt, der ein Mitbegründer des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus gewesen ist und bis an sein Lebensende den Antisemitismus auf das allerentschiedenste bekämpft hat.

Nun wollen wir aber etwas von des Mittelstandsboten eigenem Geiste zitieren. Von A bis Z ist in diesem Kalender der Jude die bête noire, die in Vers und Prosa „geschildert" wird.

In einer Erzählung vernichtet „Korn-Simon" den Wohlstand eines Bauern.

Ein mit jüdischen Physiognomien illustriertes „Gedicht": „Ausgetrieben" hat etwa denselben Inhalt.

Die Geschichte „Der Jude und der Offizier" ist nicht nur gehässig, sondern auch unmoralisch und in einem Jargon dem deutschen Mittelstande erzählt, daß ihn kaum ein deutscher Jude verstehen, geschweige sprechen wird. Dieses Manscheln ist ein frei von Antisemiten erfundenes Idiom. Die Moral der Geschichte ist, daß ein junger Offizier, obendrein „nicht bös von Herzen" einen Juden, der ihm einen Wechsel auf 600 Gulden zur Zahlung präsentiert, die er aber nicht zahlen kann, zwingt, „den Wechsel zu fressen." Zur Kennzeichnung der Sprache nur wollen wir anführen:

Kaum graut der Zahlungstag, setzt Heimann Lazarus, den Wechsel in der Hand, zum Schuldner sein Fuß. „Verstaih'n Se, daß ich komme so frühe außigaih'n, Se wisse, unser einer pflegt gar zeitig aufzustaih'n. Verdienst ist schlecht, das Geld geht fort im Trapp, drum müsse mer schachern gaih'n am frühen Marge, ach Gatt darat herziger, was hatt aer net for Sorge; allein ich weiß, Se sind ä braver Kavalier, Se zahle uff de Stund', und darum bin ich hier. Se wisse doch, ich hob ebbes von Se zu kriegen, hier ist das Wechselche, ich hob ä grauß Vergnügen, der Termin ist umgestrichen, und ich weiß, Se zahlen mer mein Geld vor meinen sauren Schweiß."

Auf der anderen Seite wird eine Geschichte erzählt, in welcher ein Richter, „ein braver Mann mit deutschem Sinn" die Prellerei besorgt.

Für die Rohheit, die der Kalender dem deutschen Mittelstand gegen Zahlung von 25 Pf. einimpfen will, zeugt folgendes übrigens nicht ganz neues „antisemitisches Gebet":

Herr, sende uns den Moses wieder, damit er seine Glaubensbrüder heimführe ins gelobte Land; noch einmal tah das Meer sich teilen, damit die hahen Wassersäulen feststehn wie eine Felsenwand. Wenn dann in dieser Meeresrinne die ganze Judenschaft ist drinne, o Herr, dann mach' die Klappe zu, dann haben alle Völker Ruh'.

Für die Rohheit fast noch charakteristischer ist die in gesperrter Schrift gedruckte

Grabschrift auf einen Juden.
Hier liegt ein Jud'. Und das ist gut.
Wanderer geh' weiter und sei heiter!

Selbstverständlich fehlen auch nicht die üblichen antisemitischen Witze, die so ohne Witz sind, daß wir fürchten müssen, durch das Zitieren derselben unsern Lesern wehe zu tun.

Man wird sich sicherlich wundern, daß wir einem solchen Machwerk überhaupt die Ehre einer Besprechung zu teil werden lassen. Aber wir haben dies mit Absicht getan. Einmal ist dieser Kalender bezeichnend für den neuen Mittelstandsbund, indem er ihn als den alten Antisemitenbund entlarvt. Sodann wollten wir einmal an einem abschreckenden Beispiel verdeutlichen, auf einem wie tiefen Niveau die Litteratur steht, mit welcher dem deutschen Mittelstand Aufklärung gebracht werden soll. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, durch Verbreitung einer gesunden Kalenderlitteratur den Gefahren einer derartigen Brunnenvergiftung entgegenzutreten.

---

## Vom christlichsozialen Parteitag.

Die Partei des Herrn Stöcker hielt ihren achten Parteitag am 27. und 28. September in Frankfurt a. M. ab. Stöcker sprach seine Befriedigung über die Ergebnisse des verflossenen Jahres aus; das christlichsoziale Panier wehe, wo es vor Jahr und Tag noch unbekannt war. Zur Erörterung standen eine Reihe politischer und wirtschaftlicher Fragen. Auffälligerweise war von Juden und Judentum garnicht die Rede. Weder der Vater der antisemitischen Bewegung noch sein Reichstagskollege Dr. Burckhardt noch irgend einer der Delegierten gebrauchten (wenigstens nach dem Bericht des „Volk") auch nur eine einzige antisemitische Wendung. Worous natürlich nicht etwa der Schluß gezogen werden soll, daß Herr Stöcker und seine Anhänger den Antisemitismus an den Nagel gehängt haben. Nein, wenn selbst Herr Stöcker, der bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten den Juden etwas am Zeuge flickt und sie für alles Schlimme verantwortlich macht, einmal die Juden ungeschoren läßt, so geschieht dies wohl aus dem Gefühl heraus, daß er seine Leute mit antisemitischen Phrasen gerade genug gefüttert habe, und daß die ewige Wiederholung derselben geeignet sei, die rhetorischen Erfolge Stöckers abzuschwächen.

Im Gegensatz zu der russenfreundlichen Haltung der großen Mehrzahl der antisemitischen Blätter wünscht Herr Stöcker den Russen eine gründliche Niederlage. „Man wird ja dem russischen Volke — sagte er — eine Demütigung wohl gönnen müssen. Rußland hat in den letzten Jahrzehnten die Geduld der europäischen Völker sehr gemißbraucht und seine besten Völker, die baltischen Deutschen, die Finnländer, unerhört behandelt, ohne jede Rücksicht auf Treu und Glauben und Verträge und hat verbriefte Rechte mit Füßen getreten. Pobodenoszew hat den Grundsatz aufgestellt, daß ein großes Volk dieselbe Sprache und dieselbe Religion haben muß. Bei solchen rückständigen Anschauungen ist es nicht zu verwundern, wenn Rußland unterliegt. Wenn das dann ein Jena wird in seinen Folgen, so wird Rußland bei sich einkehren und die Kräfte der Nation entfalten." — Daß Herr Stöcker die Behandlung der Juden durch die russischen Machthaber gänzlich ignoriert, ist begreiflich. So viel Gerechtigkeit kann man von ihm nicht erwarten.

Organisationsfragen bildeten den Gegenstand eingehender Verhandlungen. Hierbei äußerte sich der Parteisekretär Dr. Burckhardt über das Verhältnis zu den antisemitischen Parteien wie folgt: „Wir sind bestrebt gewesen, im Reichstag mit den Deutschsozialen und der Reformpartei freundliche Verhältnisse anzubahnen. Wir wünschen, daß wir über die verschiedenen Wahlkreise uns verständigen und fand ich auf beiden Seiten Entgegenkommen. Ich habe für uns Christlichsoziale in Anspruch genommen: Rheinland, Westfalen und Nassau. Hier liegen für uns die Verhältnisse am günstigsten und nur da sind Erfolge zu verzeichnen, wo die nötigen Vorbedingungen vorhanden sind. In diesen drei Provinzen herrscht die Industrie und der Arbeiterstand vor und daher haben wir hier auch die meisten Aussichten. Den Kreis Wetzlar-Altenkirchen werden wir diesmal zu erobern versuchen".

In Bezug auf den Wahlkreis Wetzlar-Altenkirchen wurde beschlossen, denselben für die christlichsoziale Partei in Anspruch zu nehmen in der Erwartung, daß die „Reformpartei" und die konservative Partei auf die Aufstellung eigener Kandidaten verzichten.

Dieser Beschluß ist von langer Hand vorbereitet worden. Wenn man nämlich verschiedene Geschehnisse der letzten Zeit betrachtet, die zweifellos mit ihm in Verbindung stehen, so ergibt sich ein recht pikanter Zusammenhang, der auf die Mandatsjägerei der Stöckergruppe ein eigenartiges Schlaglicht wirft. In dem Kreise Wetzlar-Altenkirchen wurden bei der vorjährigen Reichstagswahl 6192 Stimmen für das Zentrum, 5743 für die Nationalliberalen, 3901 antisemitische, 3820 konservative und 3106 sozialdemokratische Stimmen abgegeben. Der konservative Kandidat war der evangelische

Pfarrer Heckenroth, der später bei der Landtagswahl durch sein geheimes Bündnis mit dem Zentrum die beiden nationalliberalen Landtagsabgeordnelen verdrängte und dafür sich selbst und einem Zentrumsmann zu einem Mandat verhalf. Als sich über dieses Vorgehen in evangelischen Kreisen ein Entrüstungssturm erhob und Heckenroth sogar aus dem Evangelischen Bunde scheiden mußte, erhielt er von christlich-sozialen Ortsgruppen höchst verdächtige Zustimmungen. Jetzt ist es unschwer zu erraten, meint die „Frankf. Ztg.", was die Christlichsozialen mit jenen Zustimmungen bezweckten. Pfarrer Heckenroth wird sicher za Gunsten des christlichsozialen Kandidaten — in Aussicht ist der Renommierarbeiter Behrens genommen — verzichten. Kommt dieser mit dem Zentrumskandidaten in Stichwahl, so wird er ohne Zweifel gewählt, da der Kreis nur zu einem knappen Drittel katholisch ist; kommt er aber — und darauf scheint man zu rechnen — mit dem jetzigen nationalliberalen Vertreter Kraemer in Stichwahl, so wird die Zentrumsunterstützung ihm zum Siege verhelfen. Denn für diese hat Herr Stöcker gesorgt, als er bei der Nachwahl in Straßburg-Land gegenüber dem Abg. Blumenthal den klerikalen Hauß mit der Begründung empfahl, daß dieser ein „gläubiger" Christ sei. Es fragt sich, wie man die antisemitischen „Reformer" zum Verzicht auf Wetzlar-Altenkirchen veranlaßt? In verschiedenen Kreisen, auf die die Reformer Absichten haben, gründen die Christlichsozialen Organisationen, so in Marburg und in Gießen. Wahrscheinlich empfiehlt man dann den Parteigenossen in diesen Kreisen, — vorausgesetzt, daß die „Reformer" in Wetzlar zurücktreten, — für die „gläubigen" reformerischen Kandidaten einzutreten und schimpft auf den demoralisierten Liberalismus, der den Unglauben fördert.

Vorläufig sperren sich die „Reformer" noch und tun sehr indigniert über den erwähnten Beschluß des Parteitages. Die „Deutsche Wacht" des Hrn. Abg. Zimmermann bemerkt nämlich dazu:

„Es ist das ein ebenso einfaches, wie kurzweiliges Verfahren. Nur schade, daß zur Verwirklichung zwei gehören, die schließlich auch gefragt werden müssen! Wir zweifeln gar nicht daran, daß die christlichsoziale Partei einen „guten Magen" hat, aber so leichthin geht das Auffressen ganzer Wahlkreise denn doch nicht. Der Reformpartei ist es bisher noch nicht eingefallen, auf den Wahlkreis Wetzlar-Altenkirchen, in dem sie bei der letzten Wahl 3901 Stimmen (trotz der wider die offiziell gegebene Zusage aufgestellten christlich-konservativen Gegenkandidatur!) aufwies, ihrerseits zu verzichten, ohne daß die Christlichsozialen irgendwelche angemessene Gegenleistung auch nur vorschlagen."

Na also: „angemessene Gegenleistung"! An der wird es nicht fehlen, und die Eintracht ist wiederhergestellt.

## Sind die Juden eine religiöse Sekte oder eine Nation?

Die „Kreuzztg." hat es, wie wir neulich erwähnl, dem Präsidenten Roosevelt übel genommen, daß er die Judenfrage als religiöse Frage behandelt. Wir hatten damals auf eine Erklärung der amerikanischen Judenschaft Bezug genommen, nach welcher diese eine besondere Nation nicht sein will. Die interessante Erklärung lautet: „Wir betrachten in der modernen Aera allgemeiner Herzens- und Verstandesbildung das Herannahen der Verwirklichung der großen messianischen Hoffnungen Israels auf die Herrschaft von Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden unter den Menschen. Wir betrachten uns nicht länger als eine Nation, sondern als eine religiöse Gemeinschaft und erwarten daher weder eine Rückkehr nach Palästina noch einen Opferdienst unter den Nachkommen Arons, noch eine Wiederherstellung irgendwelcher auf einen jüdischen Staat bezüglicher Gesetze."

Die Behauptung, daß die Juden sich als eine besondere Nation ansehen und besondere nationale Ziele verfolgen, ist, wie man sich denken kann, besonders aufgestellt und mit Nachdruck geltend gemacht worden von den Feinden der Juden, als es sich nach Ausbruch der großen Revolution in Frankreich darum handelte, ob man auch den Juden Menschen- und Bürgerrechte geben solle und dürfe. „Ich kenne in der ganzen Welt keinen General, sagte damals in der konstituierenden Nationalversammlung der Abbé Maury, der es unternehmen würde eine jüdische Truppe am Sabbath zu kommandieren. Noch niemals haben sie an diesem Tage eine Schlacht geschlagen. Jude ist die Bezeichnung nicht blos für eine Sekte, sondern für eine Nation mit eigenen Gesetzen, die sie befolgt haben und weiter befolgen wollen." Der Bischof von Nancy sagte: „Man muß ihnen Schutz, Ruhe und Freiheit sichern, aber sollen wir einen uns fremden Stamm aufnehmen, der um seinen Gesetzen treu zu sein, seinen Mitgliedern verbietet, ins Heer einzutreten, ein Handwerk und die freien Künste zu betreiben, Aemter zu bekleiden und der nach seinen Gesetzen hundertundacht Tage im Jahre dem Müßiggang bestimmt hat?'

Auf dergleichen, auch den heutigen Antisemiten geläufige Argumente lautete die Antwort der Versammlung: Gleichviel wie sie sie benutzen wollen, unsere Pflicht ist es, den Juden die Rechte zu gewähren.

Das später von Napoleon einberufene große Synhedrium dekretierte dann, daß jeder in Frankreich geborene und erzogene und nach den Gesetzen des Landes als Bürger behandelte Jude verpflichtet ist das Land als sein Vaterland anzusehen, es zu schützen und zu verteidigen und in allen seinen Handlungen sich nach den Bestimmungen seines bürgerlichen Gesetzbuchs zu richten. Das große Synhedrium erklärte ferner, daß jeder zum Dienste im Heere einberufene Jude für die Dauer seines Militärdienstes befreit ist von der Erfüllung aller religiösen Pflichten, die mit diesem nicht in Einklang gebracht werden können.

Nach kurzer Zeit schon fühlten sich die eben erst emanzipierten Juden so sehr als Franzosen, daß in die Rabbinatsschule nur in Frankreich geborene Juden aufgenommen wurden. Nicht ausländische Glaubensgenossen, sondern nur französische Mitbürger jüdischen Glaubens durften bestimmungsgemäß Aufnahme finden. Anfangs der Dreißiger Jahre dekretierte das Konsistorium, daß nur in französischer Sprache gepredigt werden dürfe.

Immer und überall erzeugt die Gleichberechtigung das gleiche Zusammengehörigkeits- und Pflichtgefühl. Es ist geradezu naiv zu erwarten, daß grundsätzlich nicht als Bürger behandelte Menschen sich trotzdem durchweg als Bürger fühlen werden, zu warten mit der Erteilung der Vollberechtigung, bis der Letzte die Pflichten erster Bürger erfüllen wird. Umgekehrt ist der Weg, den die Natur, die Psychologie verlangen. Auch hier heißt es, die Menschen aufs Pferd nur erst setzen, reiten werden sie dann schon lernen, und auch in diesem Falle gilt das Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken".

## Professor Lamprecht und die deutschen Juden.*)

Von Dr. Kurt Alexander.

Während noch Ranke die reine Idee als den Beweger der großen geschichtlichen Zusammenhänge betrachtete, in denen er noch nicht eine gesetzmäßige Entwicklung erkannte, sondern zufällige und persönliche Momente als vorherrschend ansah, ist Lamprecht zu der Anschauung einer notwendigen kausalen Verknüpfung im Verlaufe der Geschichte gekommen. Nicht mehr die großen Personen, die Helden sind es, die nach ihm Geschichte machen, sondern es ist die menschliche Gemeinschaft in ihrem organischen Gesellschaftsleben, in dem

*) Aus der „Allg. Ztg. des Judentums."

Reichtum der Triebe und Kräfte, die es auslöst, in den Entwicklungsmöglichkeiten, die sie bietet. Das Mittel, um jene großen geschichtlichen Zusammenhänge zu zergliedern, um ihren Entwicklungsprozeß festzustellen, bietet ihm die Geschichtsvergleichung. Mit dem Werkzeug moderner Wissenschaft und umfassendster Bildung ausgerüstet, gibt er uns in seiner Deutschen Geschichte und besonders in seinem vor kurzem erschienenen letzten Bande, der sich mit der Politik der jüngsten Zeit befaßt, ein glänzendes Bild der Entwicklung des deutschen Volkes. Die historischen Erscheinungen der Gegenwart sind ihm nicht etwas Stabiles, sondern etwas Gewordenes, aber auch etwas Werdendes, im Flusse Befindliches. So sehen wir nicht die Gegenwartserscheinungen allein, sondern wir können sie bis in ihre frühesten Anfänge zurückverfolgen. Aber was sich Lamprecht vor allem aufdrängt, das ist das seelische Moment, das rein Geistige, das wie ein Fluidum über der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung liegt. Ihm spürt er nach mit dem Feingefühl des Psychologen. Eine Sozialpsyche ist es, zu der er kommt, wenn er alle die Schwingungen und Stimmungen der Volksseele zusammenstellt. Und doch merkwürdig. Gerade das Moment, das einem Werke den Stempel aufdrückt, das es unweigerlich als ein Geistesprodukt unserer Zeit erkennen läßt, wird von ihm hierbei nicht berücksichtigt. Daß die Gegenwart von starken nationalen, ja wir können sagen, nationalistischen Strömungen durchflutet wird, die überall in unserem Wirtschafts- wie Geistesleben sich bemerkbar machen, und unter deren Bann auch Lamprecht steht, wird von ihm kaum erwähnt. Sein Werk klingt aus in einer uneingeschränkten Lobpreisung des Germanentums, die ihn dazu führt, alles, was deutsch ist, für gut, erstrebens- und nachahmenswert zu erklären. Die Welt interessiert ihn eigentlich nur soweit, als sie germanisch ist oder werden kann. Eine so stark betonte Akzentuierung des Rassenelements mußte selbst einen so feinen Geist, wie Lamprecht verführen, dem Moloch Chauvinismus zu opfern. Zwar erklärt er, mit den gewerbsmäßigen Aposteln des Deutschtums nichts zu tun haben zu wollen, aber in Wirklichkeit ist er nicht allzu weit von ihnen entfernt. Ihn trennt nur eine höhere Sittlichkeit und Bildung von Männern wie Friedrich Lange und Chamberlain. Und es muß uns weh tun, ihn in dieser Gesellschaft zu sehen. Ja, wir müssen sogar konstatieren, daß er in mancher Beziehung noch weiter geht, wie diese Fanatiker und daß er zu Konsequenzen kommt, über die es ein Hinaus kaum noch gibt. So wenn er den Satz aufstellt: „Wer wollte leugnen, daß es auch jetzt noch einen germanischen Christengott gibt?“ Damit wäre ja das Christentum glücklich da angelangt, wo es vor zweitausend Jahren begonnen, als es Tuisko und Wotan christianisierte und ihnen das christliche Mäntelchen umhängte. Haben wir nicht immer gehört, daß die christliche Religion die Menschheit umfasse? Und nun hat auch sie Stammesgötter? War das nicht immer der größte Vorwurf, mit dem man der jüdischen Religion jegliche Existenzberechtigung absprechen zu können glaubte, indem man ihren Jehovah zum Nationalgott machte und in der sinaitischen Offenbarung der Zehntafeln ein Stammeserlebnis erblickte, „dessen allgemeine sittliche Bedeutung die Juden niemals erkannt hätten.“ Gewiß, auch bei uns gab es vielleicht eine Zeit, wo Jehovah Stammesgott war. Aber das war in der Jugendzeit unserer Religion; doch sie wuchs und wurde größer und sprengte die nationalen Fesseln und entfaltete sich zur Menschheitsreligion. Aus Jehovah, dem Stammesgott, wurde der Vater aller Menschen.

Wir Juden dürfen diese rückläufige Bewegung, die sich vor unseren Augen vollzieht, mit Ruhe betrachten, aber wir müssen uns hüten, in denselben Fehler zu verfallen, wie dies seitens jener Bewegung im Judentum schon geschieht, die denselben Geist atmet, aus welchem Lamprechts Anschauung geboren ist. So stark ist diese Rassenbewegung, so verführerisch das nationale Phantom, daß es selbst einen so eigenherrlichen Denker wie Lamprecht gefangen genommen hat.

Aber, und das dürfen wir ihm zum Vorwurf machen, er ist nicht konsequent. Ohne mit einer Wimper zu zucken, konstatiert er die Tatsache, die anderen Deutschtümlern Höllenqualen bereiten muß, daß es nicht das Blut des Armin und der Thusnelda ist, das in ihren Adern fließt, sondern, daß Kelten, Normannen, Slaven, Mongolen und Semiten jeder zu seinem Teil ihr Scherflein zur Bildung der deutschen Nation beigetragen haben. Man sollte nun annehmen, daß Lamprecht damit auf die Betonung des Rassenstandpunktes verzichten würde, denn aus der Speisekarte der Rassenmischung, die, wie er angibt, bei den Germanen stattgefunden hat, läßt sich kaum mit Sicherheit konstatieren, welchen Anteil nun eigentlich das germanische Element an dem Volksganzen hat. Und trotzdem gewinnt er es über sich, als er von der Bedeutung der Presse für die öffentliche Meinung in Deutschland während der vierziger Jahre spricht, zu schreiben, daß diese damals nur in den Händen von Franzosen und Juden lag, wohlverstanden deutschen Juden

Lamprecht ist kein Antisemit im Gassensinne. Er, vor dem die Geschichte ein offenes Buch ist, in dem er sine ira et studio zu lesen gesucht hat, ist nicht Antisemit, weil er es nicht sein kann. Und trotzdem dieses Wort, das deutsche Juden in ihrem Verhältnis zum Deutschtum auf eine Stufe mit Ausländern stellt und das mehr verletzen muß, wie ein Lexikon von Schimpfworten eines Ahlwardt. Denn dieser Zusammenhang besagt viel. Hier vergißt der objektive Historiker seine Weisheit, vergißt die Kulturarbeit, die deutsche Juden, seitdem sie mitarbeiten dürfen, für das deutsche Volk geleistet haben, vergißt das Blut, mit dem sie für Deutschlands Größe die Schlachtfelder rot gefärbt haben. Er führt nichts zur Begründung seiner Auffassung an. Ob er vielleicht in den Juden die reine Rasse respektieren will. Aber auch hier ist er nicht konsequent. Da, wo es ihm paßt, nimmt er z. B. jüdische Denker für das deutsche Volk in Anspruch und sieht in Karl Marx den Beweis dafür, daß es seinen Ehrennamen als das Volk der Denker und Dichter mit Recht trägt. Ja, Lamprechts ganze Stellung zum nationalen Problem wird uns noch unverständlicher, wenn wir an einer anderen Stelle eine Definition von Deutsch-National lesen. Da, — es handelt sich um die Stellung des Deutsch-Amerikaners zum Mutterlande — heißt es: „Als Deutschen im nationalen Sinne mag man schließlich den bezeichnen können, der deutsch als Muttersprache spricht, der von deutschen Eltern abstammt, der bewußt festhält an seinen Beziehungen zu der durch deutsche Kultur bedingten Gemeinschaft, oder der wenigstens eine Wahrheit dieser Merkmale aufweist.“ Durch diese Erklärung dürfte Lamprecht sich alle diejenigen verpflichten, die durch nationale Scheuklappen unbeengt Menschen und Dinge betrachten und die der Meinung sind, daß Verstand und Herz nicht allein von der bestimmten Blutmischung abhängig sind. Und besonders dürften wir Juden dieser Interpretation des Wortes „deutschnational“ zustimmen, die wir ja stets das Band, das uns mit dem Deutschtum verknüpft, als ein kulturelles, die deutsche Gemeinschaft als eine Kulturgemeinschaft betrachtet haben. Und ohne auch nur ein Titelchen unserer bewußten Eigenart aufzugeben, können wir ihr angehören. Daß die deutschen Juden stets diese Kulturgemeinschaft, die sie zu Gliedern eines großen, wachsenden Volkes machte, hochgehalten haben, das zeigen sie im Auslande und überall da, wo ein widriges Schicksal sie hingeworfen. Die deutsche Sprache, das stärkste Bindemittel nach Lamprecht, haben sie noch niemals aufgegeben. Doch, wie wir sahen, ist es mit Definitionen leider nicht getan, und es ist selbst für einen deutschen Professor ein weiter Weg von der Theorie zur Praxis. Aber wir Juden sind die weiten Wege gewöhnt. Wir wissen auch, daß Entwicklungen nicht gradlinig aufsteigen, daß Reaktionen

eintreten, die aber abgelöst werden von neuen Bewegungen, welche den Rückschritt ausgleichen und ein kleines Stück vorwärts führen. Das nationale Phantom wird weichen müssen jener großzügigen Auffassung, wie sie uns in dem letzten Zitat entgegentritt.

Aber etwas Erfreuliches können wir doch konstatieren. Von Treitschke zu Lamprecht, welch ein Schritt. Dort ein Hetzapostel, der die Geschichte zu seinen Zwecken mißbraucht und sich über die Tatsachen keck hinwegsetzt und hier der ringende Geist, der immer strebend sich bemüht, der aber auch nur ein Kind seiner Zeit ist, nur deren Schwächen, Widersprüchen und Vorurteilen unterliegt. Lamprecht zitiert ein schönes Wort von Schiller über den Deutschen: „Er ist erwählt von dem Zeitgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschheit." Wir deutschen Juden machen uns dieses Wort gern zu eigen und wollen gern als Bauleute mithelfen an diesem stolzen Werk, aber der Geist der Zeit, der ja allerdings nur der Herren eigener Geist ist, darf uns nicht die Schaffensfreude nehmen.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Eine Ehrengabe für den Abg. Liebermann von Sonnenberg.** Ein mit vielen Unterschriften versehener Aufruf wird veröffentlicht, der den Zweck verfolgt, für Liebermann von Sonnenberg anläßlich des 25jährigen Jubiläums seiner politischen Tätigkeit eine in einer Geldsumme bestehenden Ehrengabe zu stiften. Unterzeichnet ist der Aufruf ausschließlich von Antisemiten und Mitgliedern des Bundes der Landwirte; trotzdem wendet er sich mit der den Herren eigenen Bescheidenheit an das „deutsche Volk", an die „deutschen Volksgenossen".

## Vermischtes.

**Zur Behandlung deutscher Geschäftsleute jüdischen Glaubens in Rußland.** Die von Eduard Riesen in Dresden herausgegebene Fachzeitschrift „Künstliche Blumen" brachte im 22. Hefte einen „Ein verkanntes Mittel zur Förderung unseres Auslandsgeschäftes" überschriebenen Artikel, dessen Verfasser über einen Meinungsaustausch berichtet, den er über diesen Gegenstand mit dem weitgereisten bayrischen Professor Martin Hingerl hatte. Er sagt dabei: „Wie viele Länder gibt es, wo der deutsche Kaufmann betrogen, gemißhandelt, ausgebeutet und zurückgesetzt wird, ohne daß unsere Regierung energische Maßregeln ergreift? Prof. Hingerl, ein guter Deutscher, weist mit Empörung auf die Chikanen hin, denen die deutschen Geschäftsleute jüdischen Glaubens in Rußland ausgesetzt sind. Das lassen unsere Gedanken und Minister zu, weil sie nicht ahnen, daß gerade dieser jüdische Kaufmann der Förderer deutschen Wirtschaftslebens und deutscher Sprache ist, dem wir auch im Orient viel verdanken. Das sagt ein Katholik, und ich, ein Protestant, unterschreibe es, um ähnlicher Erfahrung willen. Die Chikanen, die uns Rußland zugefügt hat und noch zufügt, weil jene Kaufleute jüdischer Religion sind, kosten uns Millionen. Unser Handel würde sich um Millionen heben, wenn diesen Chikanen ein Ende gemacht würde. Rußland würde selbst dabei profitieren. Es ist ein Blödsinn in derlei Dingen von Religion zu reden; es handelt sich um unsere Landsleute, um unseres Vaterlandes Wohlergehen. Würde hiernach gehandelt, so hätte man der russischen Regierung längst schon von Berlin aus mit dem nötigen Nachdruck begreiflich gemacht, daß deutsche Staatsbürger, Leute, die Deutschlands Handel und Industrie nützlich sind, nicht in der von Rußland beliebten Weise behandelt werden dürfen. Jene chikanierten Vertreter unseres Geschäftslebens kennen ihr Publikum und überwinden Schwierigkeiten mancher Art, an die man draußen nicht denkt. Wer weiß, wie viel Langmut ein Kaufmann im heutigen Rußland haben muß, bevor er zum Ziele, zum Geschäfte kommt, der erwägt, daß wir ein Bindeglied, dessen wir nicht entraten können, stützen müssen. Unser Auslandsgeschäft muß zu den sonstigen Sorgen des Konkurrenzkampfes auch noch den Ballast der Chikanen tragen, mit denen gewisse Staaten im Angesichte der Kratzfußpolitik des mächtigen Deutschen Reiches die jüdischen Angehörigen des letzteren aus angeblichen nationalen und religiösen Rücksichten zu belasten wagen. Gegen solchen Schimpf, den Nationen uns antun, die hinter uns zurückstehen, die unseres Wirtschaftslebens, unserer Geld- und sonstigen Hilfe dringlich benötigen, müssen wir Front machen!"

**Ueber die Existenzberechtigung der jüdischen Turnvereine** sprach dieser Tage im jüdischen Turnverein in Köln der Redakteur der „Jüdischen Turnzeitung." Dr. M. Zirker. Zum eisernen Bestand der Judenfrage gehöre die minderwertige körperliche Beschaffenheit der Juden, die statistisch festgestellt sei, und in der ost- und westeuropäischen Judenheit machten sich Anzeichen einer körperlichen Degeneration bemerkbar. Heiraten und Geburten seien bei den Juden erheblich geringer als bei den Nichtjuden. Neurasthenie und Zuckerkrankheit seien spezifisch jüdische Krankheiten, Taube und Blinde fänden sich bei den Juden häufiger als bei den Nichtjuden, ihre Körpergröße sei auffallend niedrig, Brustumfang und Muskulatur seien schwach. Die Kulturaufgaben der Juden deckten sich nicht mit denen der deutschen Turnerschaft, deren Basis ein alldeutsches, völkisches Gepräge trage und in deren Vereinen sich mitunter antisemitische Strömungen geltend machten. Jüdische Turnvereine, die auch Nichtjuden aufnähmen, könnten nicht gedeihen. Dagegen könne sich ein national-jüdischer Turnverein auf seine Mitglieder verlassen. Der Redner gab nun eine Entwicklungsgeschichte der national-jüdischen Turnvereine, deren es jetzt 30 gäbe — davon 12 in Deutschland — mit 2500 Mitgliedern. Der stärkste Verein sei der Berliner mit 700 Mitgliedern. Als Hauptzweck der jüdischen Turnvereine bezeichnete Dr. Zirker den, der osteuropäischen Judenheit aufzuhelfen. In der Diskussion ergriff zuerst Herr Simon Bendix das Wort. Da er langjähriges Mitglied eines der deutschen Turnerschaft treu anhängenden Vereins sei, würde die Versammlung von vornherein nicht erwarten, daß er mit Dr. Zirker die gleiche Ueberzeugung von der Notwendigkeit spezifisch jüdischer Turnvereine habe. Er sei Jude und habe stets seine Zugehörigkeit zur Judenschaft betont. Er könne versichern, daß er während seiner zwanzigjährigen Mitgliedschaft noch niemals Gelegenheit gehabt habe, sich in einem Kölner Turnverein gegen konfessionelle Gehässigkeiten zu wehren. Stets begegne man ihm mit der Achtung, die jedem anständigen Turner gebüre, und ein Beweis, wie man die Mitarbeit jüdischer Turner anerkenne, sei wohl der, daß in den 70er Jahren über zehn Jahre ein Jude Erster Vorsitzender seines Vereins gewesen und nur durch seinen Fortzug aus Köln dieses Amt habe niederlegen müssen; das bewiesen auch sein (des Redners) Amt als Zweiter Vorsitzender eines Turnvereins, sodann die Ehrenposten, die verschiedene jüdische Mitturner in Köln in den Turnvereinen bekleiden. Bei solchen Tatsachen berühre es ihn wenig sympathisch, daß Dr. Zirker von Antisemitismus und der „völkischen" Grundlage der deutschen Turnerschaft rede. Die Existenznotwendigkeit der jüdischen Turnvereine beginne, sobald die Juden in den Turnvereinen in eine Lage hineingedrängt würden, die sie veranlasse, sich zusammenzuschließen und sich ihrer Haut zu wehren, oder wenn man sich in der deutschen Turnerschaft angehörigen Turnvereinen den jüdischen Mitturnern gegenüber mit Ab-

sonderungsbestrebungen trage. Derartige Bestrebungen lägen aber in den Vereinen nicht vor; kein Fall könne genannt werden, also falle der Grund zur Absonderung der jüdischen Turnvereine fort und dadurch auch die Existenznotwendigkeit. Es müsse naturgemäß einem jeden freien Manne unbenommen bleiben, sich mit Freunden zu umgeben, die ihm genehm seien, aber er vermöge gerade in den Absonderungsbestrebungen der Juden ein Heil, eine Ausgleichung der im allgemeinen bestehenden konfessionellen Gegensätze nicht zu erblicken. Durch die Gründung eines jüdischen Turnvereins hätten sich die Glaubensgenossen in eine Sonderstellung hineingebracht, obgleich die Juden sich bisher vorwiegend stets dagegen gewährt hätten, als eine besondere Klasse von Menschen bezeichnet zu werden. Herr Kohn bestritt ebenfalls energisch die Ansicht, als ob in der deutschen Turnerschaft Antisemitismus herrsche. Man könne doch nicht von hohen Kulturaufgaben reden, wenn man selbst die Unkultur besitze, sich zu separieren. Der Vorsitzende erwiderte, der Antisemitismus bestehe in der deutschen Turnerschaft unbewußt. Der Bemerkung des Vorsitzenden, daß sich der Mannesmut und die Selbstachtung des jüdischen Turnens am besten in einem jüdischen Turnverein unter Glaubensgenossen bilden und festigen könne, hielt Herr Bendix entgegen, daß der Mannesmut sich am besten befestigen und betätigen könne im freien Austausch der Meinungen innerhalb des Kreises von Genossen, die eventuell auch nicht seiner Konfession angehören. Im übrigen habe die deutsche Turnerschaft wohl bewiesen, daß sie erzieherisch und kräftigend auf das jüdische Volk einwirken könne, und wenn es den jüdischen Genossen nicht gelänge, sich bei dieser Erziehung zu kräftigen und den Mannesmut zu finden, so dürfte es den jüdischen Turnvereinen wohl auch nicht gelingen, solche Mitglieder zu selbstbewußten Leuten heranzuziehen.

**Die Ausnahmegesetze und das Zentrum.** Wie die „Köln. Volksztg." versichert, wird das Zentrum für eine Aenderung des Reichstagswahlrechts niemals und unter keiner Bedingung zu haben sein. Ebenso werde es in keinem Falle und unter keinem Vorwande einer Ausnahmegesetzgebung zustimmen, möge sie nun gegen die Sozialdemokraten oder gegen die Polen, Dänen, Juden oder sonst wen gerichtet sein. Wenn in einem dieser beiden Punkte von irgend Jemandem das Gegenteil behauptet werde, so könne das von vornherein als Erfindung und grundlose Verdächtigung behandelt werden. Nicht zum ersten Mal wird hier klipp und klar von dem angesehenen Zentrumsblatt konstatiert, daß in seiner Partei Niemand für Ausnahmegesetze zu haben sei. Die Konsequenz wäre aber nur, daß das Zentrum auch gegen die Ausnahmestellung der Juden, die durch die Verwaltungspraxis so konsequent durchgeführt wird, Front machen müßte. Leider haben wir bislang in dieser Richtung jedes positive Eingreifen von seiten des Zentrums vermißt. Im Gegenteil hat das Zentrum vor einigen Jahren in Sachen der jüdischen Richter und Anwälte einem Antrag zugestimmt, der dem Minister Schönstedt ein Vertrauensvotum erteilte.

**Düsseldorf.** Bei der alljährlich stattfindenden Gedenkfeier des Kriegervereins am Kriegerdenkmal wurde vor dem ganzen Kriegerverein und vielen Bürgern der Stadt auch des am 13. März d. J. bei Owikokorero durch eine Hererokugel gefallenen Regierungsbaumeisters und Leutnants der Reserve im Königlich bayerischen 3. Pionierbataillon, Josef Bendix, in ehrender Weise gedacht. Am Denkmal war unter den Namen der für Kaiser und Reich Gefallenen auch der Name dieses jungen Offiziers, der sich freiwillig der Schutztruppe zur Verfügung gestellt hatte, angebracht worden. Der Bürgermeister der Stadt, Hauptmann der Landwehr und Mitglied des Vorstandes des Vereins, Lehbrink, widmete dem zu früh Geschiedenen ungefähr folgende Worte: „Kameraden, die Wunden der letzten Feldzüge sind jetzt fast vernarbt. Aber noch in diesem Jahre sind unserer Stadt neue Wunden geschlagen, indem der Kamerad Bendix im Kampfe gegen die Herero den Tod gefunden hat. Sein Name ist auf meine Veranlassung in das Denkmal eingegraben worden und wir haben damit einer Ehrenpflicht gegen den Gefallenen genügt. Ich hoffe, daß seine Angehörigen einen weiteren Trost in dem herben Leide, welches sie in diesem Jahre getroffen, hierin erblicken werden." Angesichts der Ausnahmestellung, welche die jüdischen Soldaten bezw. Einjährigen im preußischen Heere einnehmen, verdient diese Ehrung eines bayerischen jüdischen Offiziers wohl besondere Hervorhebung.

**Dresden.** Dem kürzlich erschienenen Verwaltungsbericht der hiesigen israelitischen Religionsgemeinde für das Jahr 1903 entnehmen wir folgendes: Es hat im Kreise der Gemeinde und darüber hinaus Aergernis erregt, daß in dem der Dr. Günzschen Stiftung gehörigen Dresdener Anzeiger, Nr. 165, vom 16. Juni 1903, Seite 14, aus Anlaß der Reichstagswahl ein anonymer Aufruf zum Abdruck gelangt ist, der gröbliche Angriffe auf Juden und Judentum enthält. Man hat vorausgesetzt, daß der Vorstand dieser Stiftung die Veröffentlichung eines solchen Angriffs auf einen Teil der Stadtgemeindemitglieder in dem ihm unterstehenden Amtsblatte mißbilligt und daher angefragt, ob von dem erfolgten Abdruck des Aufrufs Kenntnis genommen, die damit verübte Ungebühr gerügt und der Wiederkehr solchen Vorkommnisses vorgebeugt worden sei. Darauf ist erwidert worden, daß die Beschwerde dem verantwortlichen Inspektor des Adreßkomptoirs zur Aeußerung vorgelegt worden sei, daß dieser unter anderem erklärt habe, daß es ihm vollständig fern gelegen habe, das Judentum und insbesondere unsere Gemeinde durch Aufnahme des Aufrufes herabzusetzen — und daß die Bestimmungen der Stiftungsstatuten über die Verantwortlichkeit der Anzeiger-Redakteure ein Eingreifen der Verwaltung in dieser Sache ausschließen. Hierbei konnte der Vorstand sich nicht beruhigen und hat in einer weiteren Eingabe auf die Grundbestimmungen der Verwaltung des Königl. Sächs. Adreßkomptoirs hingewiesen, wonach der Anzeiger mit Rücksicht auf seine Eigenschaft als Amtsblatt öffentlicher Behörden, auf seine nahen Beziehungen zur Stadt Dresden und auf seine Bestimmung, von allen Bewohnern der Stadt und der Umgegend gelesen zu werden, sich von Einnahme eines einseitigen Parteistandpunktes fernzuhalten hat und was gegen Gesetze und gute Sitten oder gegen die Religion verstößt, von der Aufnahme unbedingt ausgeschlossen ist, — und wo weiter bestimmt ist, daß auch vom Ankündigungsteile des Anzeigers alle Ankündigungen auszuschließen seien, welche gegen Gesetze und gute Sitten oder gegen die Religion verstoßen, außerdem solche, welche Beleidigungen enthalten oder sonst Aergernis zu erregen geeignet sind, und wo endlich der Stiftungsverwaltung das Recht der Oberaufsicht und Ueberwachung, auch des unmittelbaren Eingreifens gewahrt ist. Darauf ist ihm von der Stiftungsverwaltung mitgeteilt worden, daß wenn schon wiederholt geltend gemacht werden müsse, daß die ausschließliche und alleinige Verantwortung dem mit der Redaktion betrauten Beamten zustehe, dieser doch verständigt worden sei, daß der Wahlaufruf seines gegen das Judentum gerichteten Inhalts wegen von der Aufnahme in den Anzeiger besser auszuschließen gewesen wäre; weitere Maßnahmen müßten aber unter Bezugnahme auf den früher erteilten Bescheid ausdrücklich abgelehnt werden. Diese Bescheidung konnte im Kreise der Betroffenen Beruhigung nicht erzielen. Der Vorstand hat sich daher im Beschwerdewege an die Oberbehörden gewendet. Die Königl. Kreishauptmannschaft hat darauf lediglich die Beschreitung des Rechtsweges gegen den be-

treffenden Beamten anheim gegeben und auch das Königl. Ministerium des Innern hat sich dahin ausgesprochen, daß zu einem Einschreiten im Aufsichtswege kein Anlaß vorliege.

**Budapest.** Eine Reminiscenz von hohem Interesse teilt Dr. Armin Schnitzer in Komarom (Ungarn) mit:

Im Oktober 1895 sollte die vom Abgeordnetenhause bereits angenommene Rezeption der jüdischen Religion im Magnatenhause zur Verhandlung kommen. Von hocharistokratischer Seite wurde eine rücksichtslose Agitation gegen das Gesetz inszeniert; ein ganzer Heerbann von exotischen Magnaten — aus Wien, welche bisher nie das Recht der Gesetzgebung ausgeübt hatten, wurde aufgeboten, und die Annahme der Gesetzvorlage war sehr zweifelhaft. Da stand der Bischof als Mitglied des Oberhauses gegen das ausdrückliche Verbot seines Arztes, eines Juden, vom Krankenlager auf und reiste nach Budapest. Hier forderten ihn seine Freunde, beunruhigt durch sein leidendes Aussehen, auf, sofort nach Hause zu reisen; er aber wich nicht, und in der Tat war es nur ihm zu danken, daß die Vorlage zur Annahme gelangte, es war Stimmengleichheit, so daß der Präsident den Ausschlag geben mußte; — er entschied für das Gesetz. Wäre der Bischof nicht dort gewesen, so wäre die Vorlage mit einer Stimme Mehrheit gefallen.

Der Bischof kam todkrank nach Hause und wenige Tage darauf hauchte er seine edle Seele aus.

**Aus Rußland.** Eine glänzende Widerlegung des Mangels an Patriotismus bei den russischen Juden bietet folgende Ansprache des Rabbiners J. Hurwitz an die jüdischen Schüler der Minsker Realschulen: „Die Liebe zum Vaterland ist ein Funken Gottes, das höchste moralische Gefühl eines jeden Menschen. Sind denn wirklich nur die Juden unfähig, das zu fühlen, was ein jeder Mensch fühlt, ist denn der Funke Gottes, welcher die Herzen aller Menschen erwärmt, nur dem einen jüdischen Volke fremd? O nein! Die Geschichte der Juden, nachdem sie ihre politische Selbständigkeit verloren haben, zeigt uns viele Beispiele, wie die Juden, wie sie ein ruhiges Obdach fanden, wo sie sich mit anderen Nationen vereinigten, ihre Sprachen, Sitten und Gebräuche annahmen, ihre jetzige zeitweilige Heimat liebten; sie interessiertrn sich nicht nur für ihr äußeres und inneres Leben, sondern sie zeigten auch ein sehr reges Interesse für die Nation, in deren Mitte sie lebten. Wie eine Pflanze, welche Luft und Licht braucht, so auch das Judentum, wo es Luft und Licht findet, dort ist auch sein Vaterland. Wenn auch die Liebe zum geistigen Vaterlande Palästina in unserem Herzen wohnt . . ., so muß diese unsere Vorliebe für unsere geistige Mutter nicht die Liebe aus unserem Herzen verdrängen zu unserem jetzigen konkreten Vaterlande, unserem großen Rußland, wo wir geboren, erzogen sind, wo wir leben und wirken. Hier haben wir das Licht der Welt erblickt, hier erwachte in uns zuerst das Bewußtsein, hier gruben wir das Grab für unsere Eltern und stellten die Wiege für unsere Kinder, hier empfanden wir Freud und Leid, hier arbeiten wir, kämpfen, siegen oder werden besiegt. Diese Liebe zu diesem unseren, nun schon seit Jahrhunderten gemeinsamen Vaterlande muß uns mit geistigen, unzertrennbaren Ketten verbinden, muß uns bewegen, sein Wohl, seinen Ruhm und Ehre zu stellen, muß uns zwingen, sein Unglück, seine Unehre und Erniedrigung tiefer als unser eigenes zu fühlen, muß uns zwingen, ihm, unserem Vaterlande, große Opfer zu bringen, ihm unser Vermögen zu geben und unser Blut für dasselbe zu vergießen. Denn das Vaterland ist ein großes Vaterhaus, eine zahlreiche Familie des einen Landesvaters, und die Söhne des Vaterlandes sind unsere Brüder. — Ermutigt durch solche lobenswerte Gefühle wirken wir im Geiste unserer alten Religionslehrer, welche in der Volksencyklopädie im Talmud, uns die goldenen Sprüche hinterlassen haben, wie z. B. folgende: „Der Jude muß dem Lande dankbar sein, wo er seine Existenz gefunden hat". (Bereschit, Roba, Kap. 79.) — „Ich verlange von euch" — sagte Gott den Juden, als sie in die Gefangenschaft gingen, — „ihr sollt euch nicht empören gegen die Regierung, wenn sie euch auch mit schweren Gesetzen belästigt". „Das irdische Reich ist das Abbild des Reiches Gottes". Die Regierung unternimmt nichts in bezug auf ihre Untertanen, ohne den Einfluß des Höchsten." (Midrasch Kohelet 10.) Und also, ihr jüdischen Jünglinge und Kinder, die ihr euch vorbereitet, ehrliche russische Bürger zu werden, lasset uns zum König aller Könige beten für die teure Gesundheit unseres Königs und für den vollen und baldigen Sieg des tapferen russischen Kriegsheeres, in dessen Mitte, wie bekannt ist, auch nicht wenige von unseren Glaubensbrüdern sind! Der Herr aller Heerscharen wolle aber unsere aufrichtigen Gebete gnädiglich erhören zum Preise seines Namens und zum Ruhme unseres gemeinsamen Vaterlandes. Amen!"

**Tapferkeit zweier jüdischer Soldaten.** Die „Nowoje Wremja" erzählt aus der Schlacht bei Kiulientschön folgende Episode: Wie bekannt, hat in der Schlacht bei Kiulientschön der griechisch-orthodoxe Priester Szczerbakowski mit dem Kreuze in der Hand die russischen Truppen gegen die Japaner angeführt und wurde von einer feindlichen Kugel getroffen. Er drohte zusammenzusinken und rief um Hilfe. Da sprangen ihm zwei Hornisten bei und stützten den Priester, der, von den beiden Soldaten gehalten, das Kreuz hochhaltend, noch eine Strecke weit der Truppe vorangling. Die beiden Hornisten waren Söhne jüdischer Familien aus dem Moskauer Gouvernement. Das genannte Blatt fügt diesem Berichte hinzu: Solche Vorkommnisse, die nicht vereinzelt sind, sollten denn doch Veranlassung sein, die maßgebenden Kreise in Rußland zum Nachdenken über die Stellung der Juden in Rußland zu veranlassen.

**Sehr interessante Aktenstücke betreffend die rumänischen Juden** werden in Amerika veröffentlicht. Dieselben sind dem amerikanischen Rotbuch entnommen und bestehen aus einem Briefwechsel zwischen dem Staatssekretär Mr. Hay und dem Vertreter der Vereinigten Staaten in den Balkanländern, Mr. Jackson. In einem Schreiben vom 5. März 1903 informierte Mr. Hay seinen Gesandten über die zwischen den Vereinigten Staaten und Rumänien wegen der Judenfrage entstandenen Differenzen und bezieht sich dabei auf die bekannte amerikanische Zirkularnote an die europäischen Mächte. „Es ist der Wunsch des Präsidenten", schreibt dann Mr. Hay, „daß Sie bei Ihrem nächsten Besuch in Rumänien sich vorsichtig darüber zu informieren versuchen, ob und welche Wirkung jene Note an die Vertragsmächte gehabt, resp. ob irgend eine Macht der rumänischen Regierung wegen ihrer schlechten Behandlung der Juden, irgend eine Vorstellung gemacht hat. Der Präsident nimmt ein sehr lebhaftes Interesse an dieser Angelegenheit."

In seinem Antwortschreiben vom 23. März 1903 berichtet Mr. Jackson, daß, laut Mitteilung des amerikanischen Botschafters zu Berlin, Herr v. Richthofen erklärt habe, „die Angelegenheit werde von deutscher Seite mit der Beachtung behandelt werden, die ihr nach ihrer großen Bedeutung gebührt." Daß ferner die englische Regierung gleich nach Empfang der Note dieselbe, ohne eine eigene Meinung über dieselbe zu äußern, den andern Mächten mitgeteilt und sich erkundigt hat, was sie in dieser Sache zu tun gedenken. „Soviel ich jedoch erfahren konnte," schreibt weiter Mr. Jackson, „hat keine von den Signatarmächten bis jetzt etwas darin getan und selbst die Tatsache der Versendung

der Zirkularnote ist der rumänischen Regierung offiziell von ihnen nicht bekannt gegeben worden." Des weiteren sucht Mr. Jackson das Verhalten der rumänischen Regierung den Juden gegenüber durch die bekannten, von den Antisemiten aller Länder zu allen Zeiten vorgebrachten Gründe zu erklären resp. zu entschuldigen.

In seinem Bericht vom 18. April desselben Jahres kann Mr. Jackson konstatieren, daß bis dato keine Macht die Initiative ergriffen habe. Deutschland habe absolut nichts getan, und Frankreich und England haben die rumänische Regierung bloß von der Versendung der amerikanischen Zirkularnote informiert. Der Gesandte fährt dann fort, die rumänische Regierung zu entschuldigen.

In seinem Schreiben vom 7. September 1903 berichtet Mr. Jackson über eine mit Premierminister Sturdza gehabte Unterredung. Es gebe in Rumänien zwei Arten Juden. Die spanischen Juden seien von einer höheren Art, während die aus Oesterreich und Rußland eingewanderten minderwertiger seien. Herr Sturdza, der seine Abstammung der Rumänen von den alten Römern keinen Moment bezweifelt, ist der Ansicht, daß die nichtspanischen Juden überhaupt keine Juden, sondern Mongolen wären. Selbstverständlich denkt man nicht daran, den Juden in Rumänien Bürgerrechte zu gewähren. Der Judenhaß sei in Rumänien absolut unbekannt, wobei Sturdza, um diese unverfrorene Behauptung zu bekräftigen, die Tatsache mitteilte, daß er selbst und einige seiner Ministerkollegen in voller Uniform und geschmückt mit sämtlichen Orden in der Synagoge einer jüdischen Trauung beigewohnt haben. Herr Sturdza unterließ es auch nicht, zur Begründung der Mißhandlung der Juden in Rumänien auch den — Zionismus zu zitieren. Die Juden dächten nicht daran Rumänen zu werden, sondern träumten von der Errichtung eines eigenen Judenstaates in Palästina. Mr. Jackson schließt seinen Bericht mit der Behauptung, daß nach allgemein in Rumänien verbreiteter Ansicht die Naturalisation der Juden nur sehr langsam und nur in dem Maße, als die Juden sich in „wirkliche Rumänen" verwandeln würden, vor sich gehen könne!

## Briefkasten.

**W. R. in Stettin.** Der angestrichene Artikel der „Deutschen Hachwacht" ist ein alter Ladenhüter.

**Abonnent.** Ob der im „Sprechsaal" der Nr. 39 enthaltene antisemitische Passus einen Schluß auf die sonstige Haltung der Stuttgarter „Allg. Bäcker- und Konditar-Zeitung" zuläßt, wissen wir nicht. Die Redaktion des Blattes übernimmt übrigens für die Einsendungen unter dieser Rubrik keine Verantwortung.


# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientierung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre Bekämpfung ist der

# Antisemiten-Spiegel.

Neueste Auflage (500 Seiten).

**Preis: Broschiert 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum,** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sammer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 41. Berlin, 12. Oktober 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3525.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Versand bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Die „Kreuzzeitung" und die deutsche Akademie in Posen.

Ungleich der Biene, die aus allen Blüten Honig saugt, versteht es die „Kreuzztg." selbst dem Harmlosesten und Besten, wenn es ihr nicht in den Kram paßt, eine gehässige Seite abzugewinnen.

Jetzt gefällt ihr die rege Teilnahme jüdischer Kreise an den Vorlesungen der Posener Akademie nicht, und sie meint, daß die Juden kaum als für den germanisatorischen Beruf befähigte Mitstreiter im Kampfe gegen den Polonismus angesehen werden könnten. Die gehässige Notiz lautet wörtlich folgendermaßen:

Nach einer Mitteilung der „Berl. Pol. Nachr." war die deutsche Akademie in Posen im letzten Sommersemester von 825 Personen besucht, die sich in 403 Protestanten, 154 Katholiken, 206 Juden und 62 Personen ohne Angabe der Religion scheiden. Wie viel polnisch sprechende Hörer an den Vorlesungen teilgenommen haben, wird nicht gesagt; wir erfahren nur, daß „die Beteiligung von polnischer Seite gegenwärtig noch gering ist". Bedenken über die geringe Zahl polnisch sprechender Hörer werden von den „Berl. Pol. Nachr." damit zu entkräften gesucht, daß die Akademie ja keineswegs den Anspruch mache, der lebenden Generation der Polen deutschen Geist einzuimpfen und eine höhere Wertschätzung deutscher Kultur und Bildung beizubringen, sondern an ihrem Teile und nach Maßgabe ihrer Kräfte zur Förderung des geistigen Lebens unter den Deutschen in den Ostmarken beizutragen. Wir wollen in keine Erörterung darüber eintreten, ob der Zweck der Anstalt damit wirklich erfüllt sei. Anlaß zu einer Bemerkung gibt uns nur die auffallend starke Beteiligung des Judentums an den Vorlesungen der Akademie. Es soll nicht bestritten werden, daß hier und da auch wohl in der Provinz Posen Juden vorkommen, die das ehrliche Bestreben haben, im Deutschtum aufzugehen. Im allgemeinen wird man sie aber doch kaum als für den germanisatorischen Beruf befähigte Mitstreiter im Kampfe gegen den Polonismus ansehen können. Erst vor wenigen Tagen wurde berichtet, daß bei der Abstimmung über die Umwandelung des Namens Inowrazlaw in Hohensalza ein Jude mit der Gesamtheit der polnischen Stadtverordneten gegen die Namensänderung gestimmt habe. Wir können also in der starken Beteiligung des Judentums an der Akademie keineswegs einen wertvollen Erfolg erblicken und vermögen in diesem Sinne trotz der Genugtuung, mit der wir die Einrichtung der Akademie begrüßt haben, nicht den Wunsch der „Berl. Pol. Nachr." zu teilen, daß die Anstalt sich „in derselben erfreulichen Weise weiterentwickele".

Hierzu wird uns von geschätzter Seite aus der Provinz Posen geschrieben:

Welche Keckheit und welche geflissentliche Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse! Weiß die „Kreuzztg." nicht, daß die Juden in der Provinz Posen ebenso wie in allen anderen Gebieten unseres Vaterlandes es nicht mehr nötig haben im Deutschtum aufzugehen, weil sie Deutsche und nichts als Deutsche bereits sind, weil sie deutsch und nichts anderes fühlen, denken und handeln? Freilich ist das Deutschtum der Juden nicht identisch mit dem Chauvinismus der Gesinnungsgenossen der „Kreuzztg.", die es richtig fertig gebracht haben, durch die in weitesten Kreisen als vielfach verfehlt beurteilte Politik der letzten Jahre die Polen zusammenzuschmieden und sie zum Widerstand gegen das Deutschtum — aktiv und passiv — zu vereinigen. Man frage nur in der Provinz Posen, wie die Polen in den Zeiten der Ansiedlungs- und Antipolen-Gesetzgebung zugenommen haben an Vermögen und an Einfluß und wie ihr Haß gegen deutsches Wesen gestiegen ist.

Aber die „Kreuzztg." wird dann auch erfahren, wie die Juden trotz schwerster Bedenken gegen die beliebte Politik nicht gezaudert haben, ihren Platz auf deutscher Seite zu suchen und zu behaupten.

Die Juden haben, so lange sie in Posen sind, ihr Deutschtum bewahrt und hochgehalten. Die Szubert und Szumann und Szulc sind auf jüdischer Seite nicht zu finden. Sie rekrutieren sich aus den Kretzen, die als reine Arier die Sympathien des Organs weiland Herrn v. Hammersteins genießen.

Wo es aber galt, deutsche Bildung zu erwerben und zu fördern, da sind die Juden stets zur Stelle gewesen, und so haben sie auch freudig die Gelegenheit ergriffen, an den Vorlesungen der für alle Kreise der Provinz, nicht blos für Kreuzritter, bestimmten Akademie sich zu beteiligen. Und dessen mag die „Kreuzztg." versichert sein! Die dort errungene Bildung werden die Deutschen jüdischen Glaubens nur dazu benutzen, um deutsches Wissen und deutsches Fühlen zu verbreiten und zu vertreten. Sie können gar nicht anders, weil sie von frühester Jugend an nur zu deutschen Bürgern erzogen wurden und werden.

Traurig aber ist die Position der „Kreuzztg.", wenn sie es versteht, selbst auf dem Boden der akademischen Bestrebungen Gift zu säen. Und wiederum werden uns die Scheffel'schen Worte auf das neue deutsche Reich ins Gedächtnis gerufen:

„Doch Gott behüts vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken."

Gott behüte aber die Provinz Posen auch vor den Quacksalbern, die in der Redaktion der „Kreuzztg." ihr unheimliches Wesen treiben.

Wie der Sud zusammengebraut wird, sieht man besonders auch daraus, daß die „Kreuzztg." es gegen den deutschen Sinn der Juden verwertet, daß bei der Abstimmung über die Umwandlung des Namens Inowraclaw in Hohensalza „ein" Jude gegen die Namensänderung gestimmt habe.

Wieviel Juden dafür gestimmt haben, verrät die „Kreuzztg." nicht, obwohl es ihr sicherlich nicht unbekannt geblieben sein kann. Und will sie etwa glauben machen, daß man darum kein guter Deutscher sein kann, weil man nicht gewillt ist, alle politischen Schwabenstreiche mitzumachen?

Die Umtaufung der alten Stadt Inowraclaw in das neumodische Hohensalza als Mittel der Beförderung des Deutschtums kann bei allen Kundigen nur ein Lächeln hervorrufen.

Eine jede neue deutsche Volksschule wird für das Deutschtum von größerer Bedeutung sein als die Umwandlung noch so vieler alter Städtenomen in moderne Benennungen!

Das kann die „Kreuzztg." in ihrer Intoleranz allerdings nicht nachempfinden, daß es nicht auf den äußeren Schein, auf Namen, sondern auf das innere Wesen, auf wahre Tüchtigkeit, Charakter und gut deutsches Empfinden ankommt.

Für sie gelten noch heute die Worte Börnes: „Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere als die ihr gleichende duldet."

Rechtsanwalt K.

## Die neue Heilslehre.

Ein neues Heil ist der Christenheit widerfahren. Vor nahezu 2000 Jahren rang sich ein großer Teil der Menschheit vom Heidentum zum Monotheismus empor, das war gewiß ein gewaltiger Fortschritt, aber — dieser Monotheismus war jüdischen Ursprungs. Fast 2000 Jahre mußte das Christentum als Tochter des Judentums, ja Jesus von Nazareth als ein Sohn des jüdischen Volkes gelten. Das war für ein echtes antisemitisches Gemüt ein gewaltiger Schmerz. Manche Antisemiten rächten sich an dem „semitischen Christentum" dadurch, daß sie sich alle Mühe gaben, unchristlich zu denken und zu handeln. Manche regierten in ihrer Kühnheit den Christenglauben ganz und erhoben den Wodankultus zu einer neuen Religion. Angenehm aber war diese Situation immerhin nicht. Man bedenke, in einer Zeit, wo die deutsch-völkische „Wissenschaft" erkannt hat, daß alles Germanische heilig und erhaben und alles Semitische inferior und schlecht ist, einen semitischen Heiland verehren zu müssen!

Nun aber ist diese Not für immer beseitigt, denn eine neue Leuchte der Wissenschaft hat wieder einmal die Entdeckung gemacht, daß Jesus ein Arier war. Müller heißt dieser neue Held, und in einer soeben erschienenen Broschüre*) hat er der staunenden Welt diese neue Botschaft verkündet. Ja, die Sache lag eigentlich, wie alle große Wahrheiten, auf der Hand. Wie sollte dieses Judenvolk, das — wie die antisemitische Anthropologie bewiesen hat — von der Natur dazu bestimmt war, mit alten Hosen zu handeln und täglich Ritualmorde zu vollbringen, eine so lichtvolle Erscheinung wie Jesus erzeugen? Schon Fritsch, Bewer und Chamberlain berührten diese Frage, aber was bei ihnen nur Ahnung und Vermutung war, das ist durch die neue Forschung Müllers zur lebendigen Tatsache geworden.

Daß diese neue Forschung eine gewaltige Umwälzung hervorrufen wird, dessen ist sich der Verfasser in seiner Bescheidenheit bewußt, denn er schreibt in der Vorrede:

„Es ist begreiflich, daß diese Eröffnung, sobald sie genügend begründet erscheint, geeignet ist, den Ursprung und Charakter des Christentums in ein neues Licht zu stellen: Der Einfluß des alten Testamentes, dessen jüdischer Geist die christliche Lehre bisher unzweifelhaft entstellt und geschädigt hat, wäre hinfort als abgetan zu betrachten; dagegen würde dem Nationalismus ein außerordentlich belebendes Element zugeführt, eine Unzahl störender Widersprüche im sittlichen Gefühlsleben unseres Volkes würde beseitigt und die völkisch-religiöse Erziehung unserer Jugend in vorteilhaftester Weise begünstigt."

Der Leser ahnt also schon, daß etwas Großes, Gewaltiges auf ihn einstürmen wird. Und wahrlich, er wird in seinen Erwartungen nicht enttäuscht. Denn Herr Müller ist der Vertreter der voraussetzungslosen Wissenschaft. Er setzt nichts voraus, als — die Notoetät seiner Leser. Kleine Ursachen große Wirkungen! Herr Müller hat eine schreckliche Geschichte erlebt. Ein christliches Kind wollte durchaus nicht glauben, daß Christus ein Jude war.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Also kam er dahinter, daß die Welt 2000 Jahre hindurch von der christlichen Theologie und vom neuen Testament selbst betrogen worden ist, denn — Christus ist gar kein Jude. Wahrscheinlich stand die theologische Wissenschaft, wie alles in der Welt, unter dem Einflusse der Juden und fälschte absichtlich die Tatsachen.

Herr Müller geht von dem Standpunkt aus, daß eigentlich jedes Volk seine eigene Religion haben müsse. Die alten Völker, Perser, Juder, Chinesen, Juden, Griechen hatten ja alle ihre Religionsstifter. Und nun fragt er:

„Wer erklärt es, daß nicht einmal das begabteste und gebildetste arische Volk christlicher Religion, das so tief religiös fühlende und philosophisch denkende Germanenvolk eine eigene, seinem Wesen entsprechende, lebensfähige Religion hervorgebracht haben sollte? Wer erklärt es, daß dieses Volk in die Notwendigkeit versetzt worden sein soll, seine höheren Begriffe über Gott, Welt und Sittlichkeit dem System eines Religionsstifters zu entnehmen, der einem völlig fremden, einer ganz anderen Rassenfamilie zugeteilten Volke aus dem fernen Orient angehört haben soll?"

Das ist wirklich eine schwierige Frage. Freilich hat die naive Menschheit bis jetzt geglaubt, daß der Fortschritt des Monotheismus darin besteht, daß er den Begriff des Gotteskindertums geschaffen hat und daß der Allvater der Menschheit nicht gut national sein könne. Das aber sind für jeden gut antisemitisch denkenden Menschen veraltete Anschauungen. Der Mensch ist erst national und dann erst Mensch, und der liebe Gott muß sich natürlich auch durch seinen Nationalismus legitimieren. Die Folgen der alten Anschauung sind ja auch schrecklich. Der Autor schreibt:

„Der überwiegende Teil unserer völkisch gesinnten studierenden Jugend ist der christlichen Religion gegenüber entweder gleichgültig oder bekundet zum mindesten nicht jenes Maß von Zuneigung, welches eine hinreichende Befriedigung der notwendigsten religiösen Bedürfnisse zur Vorbedingung hat. Was ist daran schuld? . . . Der wahre, wenn auch nicht klar erkannte und offen ausgesprochene Grund ist der: daß es unserer Jugend, die ihre nationalen Ideale hoch hält, widerstrebt, einer Religion sich mit Liebe und Vertrauen zuzuwenden, die nicht eine von den gerühmten Geistesgrößen des eigenen Volkes geschaffen, sondern ihrer Meinung noch ein — Fremdling, ein Angehöriger einer der germanischen Art ganz fernstehenden, im allgemeinen wenig sympathischen Rasse ins Dasein gerufen hat; daß sie es mit ihrem Nationaledelstolze nicht vereinbaren kann, diesen vermeintlichen Fremdling als vornehmsten Lehrmeister des eigenen Volkes, als dessen weisesten Berater und Richter in den höchsten und heiligsten Dingen anzuerkennen. Und so denkt nicht allein die rasch urteilende Jugend; auch in den Nationalgesinnten reiferen Alters gibt es zumal ähnliche Anschauungen oder wenigstens dunkle instinktive Empfindungen dieser Art. Darf man sich hierüber wundern?"

*) A. Müller, Jesus ein Arier, Leipzig 1904.

Gewiß, einen nicht nationalen Gott können die „edelstolzen" Herren nicht anerkennen. Es ist ja klar, daß jetzt, wo mit Müllers Hilfe Gott wieder national geworden ist, die „völkischen" Studenten ihre Kneipen verlassen und in die Kirche strömen werden und daß vor allem die reifen Antisemiten die allerbesten Christen werden. Man muß ihnen nur ein Christentum geben, das ihren Herzenswünschen entspricht. Die Religion braucht nur, wie alles in der Welt, antisemitisch zu werden, und die Herren werden ihre treuesten Anhänger.

Die Darstellung der Bibel von der Abstammung Jesu verwirft Herr Müller als unwissenschaftlich und unhistorisch. Gewiß, Jesus lebte unter den Juden und sprach hebräisch, ja, er bezeichnete sich selber als zu den Juden gehörig. Was beweist das? Gar nichts. Herr Müller hat Gegenbeweise ganz anderen Kalibers. Er schreibt:

„Wir können indes nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, daß die Juden bei ihrem feinen nationalen Spürsinn sich so schrecklich getäuscht und den Mann so entschieden und schroff von sich abgewiesen hätten, wenn er Fleisch von ihrem Fleisch, wenn er ein Sohn ihres eigenen Volkes gewesen wäre. Nein! Die Juden hatten sich in dem Punkte tatsächlich nicht getäuscht; die Ausschließung des ihnen verhaßten Nazareners aus ihrer geistigen Gemeinschaft war naturgemäß und entsprach ganz und gar dem separatistisch-egoistischen Nationalismus der semitischen Rasse. Um so gründlicher haben sich hingegen die Apostel und Evangelisten getäuscht, indem sie die jüdische Abstammung Jesu als selbstverständlich annahmen und diese ihre Meinung den Juden auf jeden Fall beibringen zu müssen glaubten."

Also die Juden haben Jesus nicht darum bekämpft, weil er einen neuen Glauben verkündete, sondern weil er eben kein Semit war. Das ist doch klar und einfach. Wahrscheinlich haben auch die Päpste Martin Luther nicht wegen seiner Gesinnung, sondern wegen seiner Abstammung verfolgt, die Abstammung bedeutet ja alles. Man muß nur den „völkischen" Boden nicht verlassen, dann kann man alle Rätsel der Welt ergründen. Alles erscheint Einem dann in einem ganz anderen Lichte.

Herr Müller geht streng systematisch zu Werke. Er hat die epochale Entdeckung gemacht, daß alles Gesunde „aus dem Norden kommt", weil der Norden überall germanisch ist oder wenigstens germanisch beeinflußt ist. Mit diesem neuen Gesichtspunkt durchstreift er die ganze Landkarte. Frankreich hatte eine gesunde Kultur im Norden, dort lebten die germanischen Franken, Burgunden und Normannen. In Spanien atmet alles wirklich Schöne in der Litteratur gothisch-germanischen Geist, es kam eben aus dem Norden. In Italien fließt ebenfalls alles Große aus dem germanischen Norden. Freilich pflegt man die Bewohner Italiens als Romanen zu bezeichnen. Das aber ist ein Irrtum. „Wohl hält man's nach den landläufigen Begriffen für eine einrassige Nation, und zwar wieder aus dem Grunde, weil im ganzen Lande, vom Fuße der Alpen bis zur Küste Kalabriens, eine Sprache und ein Glaube herrschend sind. Doch der Schein trügt auch hier. Vom psychologischen und anthropologischen Gesichtspunkt aus betrachtet, besteht die völkische Einheitlichkeit nur sehr äußerlich, und das Wesen des alten Römertums hat keineswegs die Oberhand. Die Sprache allerdings hat die italienische Nation von den Römern geerbt, aber ihrer innern, geistigen Kultur hat Germania ihren Stempel aufgedrückt". Also — Italien ist eigentlich germanisches Land, das darf nicht vergessen werden. Germanen waren überall, und überall waren sie die alleinigen Träger einer gesunden Kultur. Jetzt kommt wiederum eine überraschende Entdeckung. Der Verfasser schreibt:

„Zur Zeit, als Jesus von Nazareth das Licht der Welt erblickte, war sein Vaterland, Palästina, wohl der Sprache und Religion seiner Bewohner nach ein jüdisches Land. Doch weit gefehlt wäre es, dies auch in bezug auf Blut und Abstammung der Palästiner behaupten zu wollen. Die Bewohnerschaft Palästinas war damals in völkischer Hinsicht mindestens ebenso gemischt, wie dies bei der Bewohnerschaft von Italien, Spanien und Frankreich der Fall ist. Ehe das israelitische Volk von dem „Gelobten Lande" Besitz ergriff, waren daselbst die kanaanitischen Stämme der Chetiker, Cheviter, Moabiter und Philister, desgleichen die Amoriter ansässig." Das ist eine wirklich interessante Entdeckung. Allein — wo bleibt da die Rassenlehre, wo die Hauptquelle aller antisemitischen Betrachtungen? Wenn selbst die Einwohner des alten Palästina keine reinen Semiten waren, wie will man die heutigen Juden als Semiten bezeichnen und in ihrem Blute den Ursprung alles Uebels entdecken? Auf diese Frage gibt uns der sonst allwissende Herr Müller keine Antwort. Doch, lassen wir uns durch derartige Kleinigkeiten von der Hauptsache nicht ablenken. Denn nun kommt das Hauptresultat der neuen Forschung: Palästina hatte nämlich auch einen Norden und dieser Norden war natürlich -- germanisch. In diesem Norden lebten die Galiläer, die sich wohl zum mosaischen Glauben bekannten, aber echte Arier waren. Der Verfasser schreibt:

„Gewiß eine merkwürdige staatspolitische Erscheinung: Im ganzen Lande eine Sprache und eine Religion und doch zwei unversöhnliche Parteien. Und die eigentliche Ursache? Die Unduldsamkeit der Rassenjuden. Diese erblickten in allen ihren Mitbürgern, die ihr Dasein nicht von dem Stammvater Abraham abzuleiten vermochten, verächtliche Fremdlinge, während sie sich selbst als die „Auserwählten" zu einer besonders bevorzugten völkischen, wie staatsbürgerlichen Stellung berufen glaubten. Dieser tief eingewurzelte, unheilvolle Wahn des jüdischen Volkes war es, der die Nation unfähig machte, ein geordnetes, fest gefügtes Staatswesen zu gründen und zu erhalten."

Woher Herr Müller das alles weiß, das ist sein Geheimnis. Wahrscheinlich wird man auch dabei seinen Lieblingsspruch anwenden dürfen:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Die Hauptsache ist, daß die Galiläer Arier waren und aus ihnen ging bekanntlich der Stifter des Christentums hervor. Diese Galiläer hatten natürlich nicht die schlechten jüdischen, sondern die guten arischen Eigenschaften. Herr Müller stellt ihnen folgendes Zeugnis aus: „Von dem anmaßenden, beleidigenden jüdischen Wesen zeigten sie keine Spur. Sie waren wohlwollend, rechtlich denkend, teilnehmend und human gegen andere und zeigten überhaupt mildere Sitten und edlere menschliche Eigenschaften. Dem starren mosaischen Buchstaben- und Gesetzesdienst, wie die Juden ihn übten, waren sie abgeneigt und suchten daher, die Härten des Mosaismus abschwächend, die religiösen Vorschriften und Uebungen ihrer vernünftigeren, von jeder fanatischen Anwandlung und orthodoxen Verbohrtheit gänzlich freien Gefühls- und Denkungsweise anzupassen."

Auch andere gute Eigenschaften rühmt ihnen Herr Müller nach:

„Auch hinsichtlich der Beschäftigung wich die Natur der Galiläer wesentlich von der der Juden ab. Während die Galiläer mit großem Fleiß den Ackerbau betrieben und für Handel und Schacher wenig Neigung zeigten, galt dies in umgekehrtem Verhältnis für die Juden; während die Galiläer für den Fischfang eine besondere Vorliebe bekundeten und denselben überall betrieben, auch wo sich ihm nur wenig Gelegenheit bot, gaben sich die Juden in keiner Weise damit

ab; während die Galiläer fleißig das Gewerbe pflegten, ward dasselbe von den Juden ganz vernachlässigt; während die Galiläer im Bauwesen besonders bewandert waren, zeigten die Juden gerade in diesem Punkte durchaus kein Geschick. Der Galiläer wählte mit Vorliebe diejenige Berufsart, die ihm mit der Natur in Berührung brachte, ihm den Aufenthalt im Freien ermöglichte. Daraus dürfen wir schließen, daß er ein Freund der Natur war und für die Schönheiten derselben Sinn und Verständnis besaß. Der Jude hingegen wußte der ästhetischen Seite der Natur nie besonderen Geschmack abzugewinnen. Und wie die Galiläer und die Juden indetreff ihres geistigen Wesens von einander abwichen, ebenso war dies natürlich hinsichtlich der körperlichen Eigenschaften der Fall. Die scharf geschnittene, nicht selten faunartige Gesichtsbildung mit der stark entwickelten Habichtsnase, der faszinierende, wenig ideale Seelenneigung verratende dunkle Glanz des Auges, das rabenschwarze krause Kopfhaar, die großen sinnlichen Lippen, die meist kleinere Statur, das alles sind Merkmale, die den Juden als solchen auf den ersten Blick erkennen lassen und ihn zugleich zum vollkommensten Typus der semitischen Rasse erheben. Ganz anders ist die äußere Erscheinung der Galiläer. Jesus, so wie seine Jünger — ausgenommen Judas Ischariot — erscheinen auf den bildlichen Ueberlieferungen durchaus nicht mit jüdischen Gesichtern dargestellt, sondern lassen vielmehr jene Züge erkennen, die man nur an der arischen Rasse (insbesondere am germanischen Typus) vorfindet. . . . Zudem sei noch erwähnt, daß die Galiläer einen schlanken (nordischen) Körperwuchs aufwiesen, wogegen die Juden durchschnittlich von kleiner Statur waren, wie sie es denn auch heute noch sind."

Das alles sind sehr interessante Behauptungen, die man bisher in keinem Geschichtswerk gelesen hat. Aber Herr Müller weiß Alles ganz genau und spricht seine Behauptungen mit apodiktischer Sicherheit aus Schon dadurch allein kennzeichnet er sich als ein gründlicher Vertreter der Wissenschaft. Wer nicht daran glaubt, der ist kein Arier oder mindestens kein Germane.

Doch lassen wir das Zitieren endlich und fassen wir nun das Resultat der hochinteressanten Müller'schen Studien zusammen: Galiläa liegt im Norden, der Norden ist stets germanisch — ganz gleich ob in China, Palästina oder in Egypten. „Galiläer" kommt von „Galier", Galier sind Arier, Christus war ein Galiläer, also war er ein Arier. Das ist doch klar, und nie ist eine große Wahrheit einfacher und scharfsinniger bewiesen worden. Nun verbrenne man die Bibel und jage sämtliche Theologen aus dem Lande und erhebe den allwissenden Herrn Müller zum alleinigen Verkünder aller christlichen und historischen Wahrheiten.

Also hat Müller die christliche Welt erlöst. Denn nun ist es für jeden klar, daß Christus ein Arier und kein Jude war. Und die Moral der Geschichte: Alles Gute kommt von den Ariern, alles Böse von den Juden. Findet ihr etwas Gutes bei den Juden, forschet nach, ihr werdet sehen, daß es im Grunde gar nicht jüdischen, sondern germanischen Ursprungs ist. Tritt euch umgekehrt etwas Böses bei den Germanen entgegea, forschet und es wird sich herausstellen, daß es von den Juden stammt. Diese Regel ist der Schlüssel zu allen Rätseln der Welt und macht jede Philosophie und jede Ethik überflüssig.

Sollen wir diesen Forschungen Müllers noch etwas hinzufügen? Doch — das Eine nur, daß dieser Herr nicht in Dalldorf, sondern in Eisenberg wohnt und daß seine Anhänger nicht einem karnevalistischen Vereine, sondern antisemitischen Parteien angehören. Leben wir denn wirklich am Anfang des 20. Jahrhunderts?

---

## Smjela und Kischinew.

Von befreundeter Seite wird der Königsberger „Hartungschen Zeitung" ein Privatbericht über die Judenkrawalle in Smjela zur Verfügung gestellt, welcher nach Aussage des Gewährsmannes des Blattes auf vollste Zuverlässigkeit Anspruch machen kann. Der Bericht, welchen der Autor als „im wesentlichen leider typisch für alle ähnlichen Vorgänge der letzten Zeit im heiligen Rußland", bezeichnet, ist so charakteristisch für die Rechtszustände in unserem Nachbarreich, daß wir denselben unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Am 22. August geriet auf dem Markte die Bäuerin Pustowa mit der jüdischen Händlerin Kowalski in Streit, da letztere die Bäuerin beim Diebstahl eines Tuches aus ihrem Geschäft ertappt hatte und diese sich dadurch auszureden suchte, daß sie behauptete, das Tuch sei ihr heimlich zugesteckt worden. Es entstand ein Auflauf, die Menschenmenge wuchs, und plötzlich erscholl der Unheilsruf: „Los auf die Juden!", welcher bei dem Pöbel lebhaften Widerhall fand. Man stürzte sich auf die Geschäfte der Juden, welche ausgeplündert und vollständig demoliert wurden. Die Menge wurde immer leidenschaftlicher und immer neue Plünderer schlossen sich ihr an. Bald verteilte sich dieselbe, man begab sich in die lebhafteren Straßen und alle Häuser, in denen Juden wohnten, oder vermutet wurden, wurden geplündert, was nicht mitgenommen werden konnte, wurde zerstört, und stellenweise wehten wie Schneeflocken die Federn der zerschnittenen Betten in die Luft. Schränke, Tische ꝛc. wurden auf dem Pflaster zertrümmert und in das Geklirr der Scheiben, Teller und Gläser mischte sich das Geheul der betrunkenen, rasend gewordenen Volksmenge.

Die Polizei des Ortes besteht aus einem Pristaw, zwei Gehilfen desselben, 22 Polizei-Unteroffizieren und 15 Polizeisoldaten. Der Pristaw befand sich auf Urlaub, sein Vertreter, der Gehilfe Lawrenenko, war nach auswärts kommandiert und die Polizei stand unter dem Kommando des Pristaw-Gehilfen Zewschinski, eines übelbeleumundeten Menschen. Schon vor und bei Beginn des Streites waren mehrere Wachleute am Platze, verschiedene Juden baten dieselben dringend, die beiden streitenden Frauen abzuführen, wodurch ohne Zweifel der Aufruhr im Keim erstickt worden wäre, aber weder dieser Bitte, noch dem flehentlichen Ersuchen, auf die Aufrührer einzuwirken, und gegen dieselben einzuschreiten, wurde irgend weiche Folge gegeben. Das Auge des Gesetzes sah ruhig der „Arbeit" der Räuber zu, wodurch diese natürlich ermutigt und in dem allgemein verbreiteten Glauben bestärkt wurden, patriotisch zu handeln und mindestens straffrei auszugehen, wenn sie die Juden schädigen. Etwa eine Stunde nach Beginn der Unruhen kam der Wagen des Metropoliten von Kiew, Flavian, eskortiert von dem Gehilfen des Kreiskommandanten Koltschewski, durch die Stadt. Die bedrängten Juden stürzten sich ihm entgegen und flehten ihn an, sich mit ermahnenden Worten an die Volksmenge zu wenden. Vergebens! Der Metropolit gab ihnen den Rat: „Betet zu Gott!" und anderen „Wendet Euch an die Polizei!" und fuhr weiter, obwohl er wissen mußte, daß sein Einfluß erfahrungsgemäß die erregte Menge hätte vollkommen beruhigen können. Die Juden eilten zum Kreiskommandanten, der aber erklärte, er habe Befehl, den Metropoliten nicht zu verlassen. Auf erneute eindringliche Bitten um Schutz, erwiderte er wörtlich: „Es gibt nur drei Metropoliten in Rußland!!" — Dann zog er feierlich an der Spitze der gesamten Polizeimannschaft dem Metropoliten nach! Inzwischen war der Aufruhr immer mehr gewachsen, ein Teil der jüdischen Männer hatte sich zur Verteidigung gerüstet, sie konnten aber nur wenige Revolver auftreiben und daher nichts ausrichten. Es blieb den Juden nichts übrig, als der Uebermacht zu weichen und

wenigstens ihr nacktes Leben durch die Flucht zu retten. Dichte Mengen zitternder, aufgeregter, teilweise nur notdürftig gekleideter Männer, Weiber und Kinder warteten am Bahnhof in Todesangst auf den nächsten Zug. Um 8 Uhr abends lief derselbe ein und man drängte und quetschte in alle Wagen, nur um fortzukommen von der Stätte der Verzweiflung.

Unterdes dauerte das Plündern und Demolieren fort, die Weiber und Kinder brachten den Raub in Sicherheit. Die Kinder! Man denke an die erzieherische Wirkung dieses Anblicks auf die künftige Generation. Man glaube auch nicht etwa, daß die sogenannten Gebildeten sich von dem Treiben mit Abscheu abwenden. Bei einem großen Teil mag dies der Fall sein, daß es nicht bei allen zutrifft, beweisen Beispiele, von denen nur wenige herausgehoben seien: Der Landmesser Drogonew organisierte und leitete Plündererhaufen und bekam auch von dem geraubten Gute sein gebührend Teil; ein Student der Kiewer Universität, Talko, wurde auf dem Markte inmitten des Pöbels beobachtet, wie er die Häuser zeigte, die zu plündern waren, und wie er die Räuber lebhaft anfeuerte. Auch ein Telegraphenbeamter Sfurkow, ein Beamter des Grafen Bobrinski-Reff, ein Bürger Tschukin und viele andere unterstützten die entfesselte Volksmenge mit Rat und Anweisungen und sprachen ihr Mut zu. Erst gegen 10 Uhr abends trat langsam Ruhe ein, aber schon um 7 Uhr am folgenden Morgen zeigten sich neue Zusammenrottungen. Jetzt hatte man die Weiber und Kinder, mit großen Säcken ausgerüstet, gleich mitgebracht. Inzwischen hatten aber die jüngeren von den zurückgebliebenen jüdischen Männern sich organisiert und bewaffnet und traten etwa 120 Mann stark entschlossen den Räuberbanden entgegen. Die Juden hatten sich außerdem des Schutzes von 20 Polizisten aus Tscherkassy zu sichern gewußt, die Polizei von Smjela selbst nahm immer noch keinerlei Notiz von den geschilderten Vorgängen!! — Es begann ein regelrechter zweistündiger Kampf, und erst als die improvisierte Wehr ihre ganze Munition verschossen hatte, zog sie sich zurück und begab sich nach der Kowaljawka, dem Stadtteil, wo die Aermsten der jüdischen Bevölkerung ihre elenden Behausungen haben, um diese zu schützen. Endlich erfolgte die erste Aktion eines Polizeiorgans von Smjela; der Gehilfe des Pristaws erteilte — just als die Volkswut ihren Höhepunkt erreichte, — der Polizeiabteilung von Tscherkassy den Befehl — abzurücken und nach Hause zu marschieren! Nun konnte das Zerstörungswerk auf dem Marktplatze wieder 1½ Stunden ungestört vor sich gehen, was sich die Plünderer auch gründlich zu Nutze machten. Um 11 Uhr morgens langte endlich aus dem nur 24 Werst entfernten Tscherkassy, dessen militärischer Schutz um 2 Uhr nachmittags am vorhergegangenen Tage dringend telegraphisch erbeten war, eine Abteilung Militär ein. Der Marsch der kleinen Truppe von dem 5 Minuten von der Stadt entfernten Bahnhof bis zur Stadt nahm eine volle Stunde in Anspruch, eine Stunde, in welcher manche Familie drotlos, mancher Kaufmann und Händler zum Bettler gemacht wurde. Als die Truppe in Reih und Glied, etwa wie zu einer Parade einmarschierte, luden die Plünderer sich und ihren Weibern und Kindern ihre Beute auf und zogen unbehelligt in aller Ruhe ab.

96 Häuser und 112 Kaufläden und Werkstätten wurden vollkommen zerstört, was transportabel war, wurde geraubt, was niet- und nageifest war, zertrümmert. Gegen 400 jüdische Familien, der ärmste Teil der Bevölkerung, sind um Hab und Gut gekommen. Die vielen Handwerker stehen gänzlich existenzlos da, ihre Werkzeuge sind geraubt oder unbrauchbar gemacht. Die armseligen Warenvorräte, womit die kleinen Krämer ein paar Rubel die Woche verdienten, die sie verbrauchten, sind fort, und auch diese Leute sind zu Bettlern gemacht. Der Gesamtschaden beläuft sich auf über ½ Million Rubel. Hilfe ist dringend notwendig, und zwar so schnell wie möglich, denn der Winter ist vor der Türe und Hunderte haben buchstäblich nichts zu essen und müssen die um Brot wimmernden Kinder hungern lassen.

Daß die Polizei bei der nunmehr eingeleiteten Untersuchung einen Eifer entwickelt, der in rührender Uebereinstimmung mit ihrem Verhalten während der Gräueltaten steht, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wir wissen von Kischinew her, wie die russische „Rechtspflege" vorgeht, wenn es sich „nur" um Hab und Gut und Leben und Gesundheit der jüdischen Untertanen handelt.

* * *

Aus Kischinew, 5. Oktbr. wird der „Frankf. Ztg" gemeldet: Vorgestern begann eine weitere Serie von zwölf Prozessen gegen die Teilnehmer an dem Judenmassaker vom Frühjahr 1903. Das Forum ist wieder ein aus Odessa delegierter, unter dem Vorsitz des Präsidenten Mersljakow tagender Gerichtssenat. Unter den Beisitzern fungieren Bürgermeister Dr. Sizinski und der Adelsmarschall des bessarabischen Kreises Beudery. Das allgemeine Verhalten den Juden gegenüber hat sich, obwohl seit den letzten Prozessen im März d. J. der geistige Urheber der blutigen Exzesse, Minister Plehwe, auf eine furchtbare Weise von der Szene geschieden und trotz den liberalen Aeußerungen seines Nachfolgers, des Fürsten Swiatopolk-Mirsky, bis jetzt nicht geändert. Nach wie vor wird gehetzt. — Als Vorwand wird derzeit vorzugsweise der Umstand benutzt, daß angeblich zahlreiche jüdische, als Reservisten zum Krieg einberufene Familienväter über die Grenze geflüchtet sind, wobei vom „Besseradetz" verschwiegen wird, daß ebenso zahlreiche Christen und zwar unverfälschte Antisemiten desertieren, so z. B. ein Freund Kruschewans und einer der Veranstalter des Judenmassakers, namens Tschumatzenko, bei seiner Einberufung ins Ausland geflüchtet ist, ferner daß die Juden von der Militärbehörde mit besonderer Härte behandelt und ihnen keine den anderen verheirateten Reservisten zustehenden Vergünstigungen gewährt werden.

Der hier für vorige Woche angekündigte Kaiserbesuch unterblieb, wie hier allgemein erzählt wird, weil der Oberprokureur Goremykin befürchtete, daß eine eventuell zu empfangende Judendeputation dem Monarchen über die Prozeß-Farce die Augen öffnen und um wirkliche Gerechtigkeit bitten wird, und die Regierungskreise verständigte, daß die starken sozialistischen Umtriebe in der Stadt es unmöglich machen, für die Sicherheit des Kaisers während des dortigen Aufenthalts einzustehen.

Die gegenwärtige Prozeß-Serie begann mit der Verhandlung gegen die zwei Mörder Poliakow und Dudzak, die am Ostermontag 1903 die arme Milchhändlerin Cheile Kosja mit Knütteln ermordet hatten. Der Arzt konstatierte seiner Zeit, daß der Frau der Schädel zerschmettert und die Nase in furchtbarer Weise eingedrückt wurde. Beide Angeklagten wurden nichtsdestoweniger vom Morde freigesprochen und Dubzak nur wegen Raubes zu acht Monaten Zwangsarbeit verurteilt.

Kischinew, 6. Oktober. Für Dienstag war anberaumt die Verhandlung wegen Ermordung des Moses-Kigil, eines jungverheirateten Gemischtwarenhändlers, 30 Jahre alt, Vater eines wenige Monate alten Kindes. Drei Exzedenten, die Angeklagten Schpott, Severin und Semeritzky, beide letzteren noch junge Burschen, hatten den Unglücklichen überfallen und mit Knütteln totgeschlagen. Semeritzky ist mittlerweile selbst in einem Brunnen ertrunken. Da ferner einer der Hauptzeugen ausgeblieben, wurde die Verhandlung vertagt.

Gestern wurde ein eklatanter Fall verhandelt, der einerseits für die Beteiligung der sogenannten intelligenten Kreise an den Bluttaten, anderseits für die Konnivenz der Behörden jenen Kreisen gegenüber bezeichnend ist. Peter Kawerin, ein 18jähriger Realschüler aus wohlhabender Kischinewer Familie, hatte am vorjährigen Ostermontag, 5 Uhr nachmittags, in der Gostinajagasse, den dort wohnenden geachteten Getreidehändler Kalmann Woljowitsch

im Verein mit einer Gruppe mit Eisenstangen bewoffneter Banditen überfallen. Kawerin half selbst Woljowitsch martern, durchsuchte ihn, während er nahe dem Tode war, die Kleider und entwendete ihm eine Brieftasche mit 2800 Rubel, das gesamte Vermögen der Familie. Woljowitsch konnte noch später ins Spital überführt werden, wo er aber bald darauf infolge der furchtbaren Verletzungen starb Seine erwachsenen Kinder, die ebenfalls blutig geschlagen wurden, kamen mit dem Leben davon. Sämtliche dezeichneten Kawerin nebst zwei Genossen als Täter, was auch voriges Jahr von dem Polizeipristaw Solowkin bestätigt wurde. Nachträglich bestellte sich Kawerin für gestern Freunde als Entlastungszeugen, die vor europäischen Gerichtshöfen wohl wegen dringenden Verdachtes des Meineides verhaftet worden wören, hier aber den Richtern genügten, um die Aussagen des Verstorbenen selbst auf dem Totenbette, sowie die genauen Schilderungen seiner sechs Kinder zu entkräften, so daß alle drei freigesprochen wurden. Der Staatsanwalt selbst hatte die Schuld der Angeklagten am vergossenen Blute in flammender Rede hervorgehoben. Verteidigt wurden sie u. a. durch Prowin, der, wie voriges Jahr gerichtlich festgestellt wurde, einer der Hauptanstifter der Exzesse war. Dieser Freispruch notorischer Mordgesellen macht auf alle human gesinnten Kreise der Bürgerschaft einen deprimierenden, das Ansehen der russischen Justiz erschütternden Eindruck.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Ahlwardt redivivus.** „Herr Hermann Ahlwardt spricht über das Thema: 25 Jahre meines politischen Lebens", so verkündeten bescheiden die Anschlagssäulen am Montag morgen, und ebenso bescheiden war auch der Zuschnitt der „Volksversammlung", die daraufhin am Abend in der Neuen Philharmonie stattfand.

Ein Teilnehmer an der Versammlung schildert uns den Verlauf derselben folgendermaßen:

„Ganze hundert Mann hatten sich zusammengefunden, um den Worten des „Rektors aller Deutschen" zu lauschen. Ganze hundert Mann, Kellner und Bedienstete mitgerechnet. Nur gegen Schluß des Vortrages wurde die gähnende Versammlung noch durch einige angetrunkene Nachtschwärmer verstärkt.

Ein unbekannter junger Mann, der sich auch im weiteren Laufe des Abends nicht veranlaßt fühlte, sein Incognito zu lüften, hieß die Erschienenen willkommen, stellte ihnen Rektor Ahlwardt vor und verhieß ihnen, daß dieser in der kommenden Zeit wieder Proben seiner alten Kraft ablegen werde. Nur taktische Erwägungen hätten ihn bisher vom politischen Schauplatze ferngehalten.

Dann ergriff Ahlwardt das Wort. Was doch zwei Jahre aus einem Menschen machen können! Ein leiser Pessimismus wehte durch seine Worte und gab auch dem Lebensbilde, das er von sich selbst entwarf, einen elegischen Zug. Vom Tage der Geburt an schilderte er in ermüdender Breite seine Schicksale, erwähnte lobend das Bestehen der Rektoratsprüfung, schilderte seine „litterarische" Tätigkeit und die Not des deutschen Volkes, die ihn zwang öffentlich aufzutreten.

Zur Zeit des „Judenflintenprozesses" hoffte er, die „Judenfrage" im Verlaufe weniger Tage zu lösen, da warf man ihn ins Gefängnis. Er konnte nun nicht den notwendigen Anstoß geben, und der schöne Moment blieb unbenutzt.

Jetzt glaubt Ahlwardt — man höre und staune — daß eine tatsächliche Lösung der Judenfrage nicht möglich sei. Die alte antisemitische Kampfesart sei nicht mehr am Platze. Es habe keinen Zweck, einzelne Juden zu brandmarken und zu verfolgen. Nein, der Kampf gegen das Judentum müsse mit gesetzlichen Verordnungen geführt werden, indem man die Juden ihrer Macht beraube.

Die herrschende antisemitische Kampfesweise sei ganz verfehlt. Man müsse unbedingt die Taktik ändern. Er habe eingesehen, daß sein früheres Ziel unerreichbar sei.

Vor einigen Jahren wäre es noch von Wert gewesen, aber da kamen die guten antisemitischen Freunde, um ihm den Dolch in den Rücken zu bohren und die antisemitische Partei an die rechts stehenden Parteien zu verkaufen. Damals hatte er noch den Versuch gemacht, die antisemitische Bewegung zu einer Weltbewegung zu machen, und war daher nach den Vereinigten Staaten gegangen, wo es ihm auch gelang einige antisemitische Vereine ins Leben zu rufen, die aber inzwischen wieder entschlafen sind.

Als ich nach Deutschland zurückkam, klagte Ahlwardt, fand ich nur noch Trümmer des Antisemitismus vor. Eine ständige Rückwärtsbewegung machte sich bemerkbar.

Jetzt will Ahlwardt eine neue Bewegung entfachen, aber ohne gehässigen Kampf. Auf diesem Boden will er alle Elemente sammeln, die dem Antisemitismus bisher fern standen, weil sie den persönlichen Kampf nicht billigten.

Er sei noch nicht der „tote Löwe," wenn ihn auch mancher antisemitische Esel mit Fußtritten traktiert habe.

In seinen weiteren Ausführungen entwickelte Ahlwardt nun seine Ziele, die er demnächst in einer Broschüre veröffentlichen will. Ihm schweben dabei allerlei unverdaute Begriffe aus philosophischen Traktaten vor. Arbeiter und Handwerker will er miteinander vereinigen. Alle Vereine — Skatkluds, Kegelkluds u. s. w. einbegriffen — sollen das Recht einer juristischen Person erhalten. Die Reichsbank soll verstaatlicht werden usw.

Dann begeisterte sich Ahlwardt für Tabaks-, Spiritus- und Inseratensteuern, brachte irgendwie das Judentum damit in Verbindung, predigte Kampf gegen die Juden, riet im nächsten Augenblick aber wieder, gegen keine Seite — auch nicht gegen die Juden — gehässig zu sein — kurz phantasierte zusammenhangslos über politische Kardinalfragen, so daß schließlich wohl ein jeder froh war, als er seinen Vortrag für beendet erklärte.

Trotz dringender Aufforderung meldete sich niemand zur Diskussion, so daß Ahlwardt gleich zum Schlußwort greifen konnte. Er erklärte noch, unabhängig von jeder Organisation zu sein; er wolle selbst ohne Parteistütze seine Gedanken ins Volk tragen und auch in Berlin noch mehrere Versammlungen abhalten. Mit einer Rüge an den „Deutschen Volksbund", der im Saale mit antisemitischen Broschüren zu herabgesetzten Preisen handelte, schloß er die Versammlung, die sicherlich auch bei dem enragiertesten Antisemiten keinen erhebenden Eindruck zurückgelassen haben wird".

**Die Ehrengabe für Liebermann von Sonnenberg.** Antisemiten deutschsozialer Richtung und Bündler — von letzteren u. a. Herr Dr. Diederich Hahn, der Direktor des Bundes der Landwirte — haben, wie bereits kurz erwähnt, einen Aufruf erlassen zur Sammlung einer Ehrengabe in baar für Herrn Liebermann v Sonnenberg anläßlich des Jubiläums seiner 25 jährigen politischen Betätigung. Die genannten beiden politischen Gruppen spielen sich in der Oeffentlichkeit als die legitimierten Vertreter des notleidenden Mittelstandes auf. Das bisherige Ergebnis der Sammlungen, das im Hamburger antisemitischen „Deutschen Blatt" veröffentlicht wird, harmoniert allerdings recht wenig mit der angeblichen Notlage dieser Kategorie des Mittelstandes. Es sind bereits jetzt sehr ansehnliche Einzelbeträge gezeichnet worden; an der Spitze steht ein Elberfelder Fabrikant mit 2000 Mk., alsdann folgen mehrere Beträge mit 1000, 500 Mk. usw., auch ein notleidender Landwirt in Westpreußen, bei dem der Führer der deutschsoztalen Antisemiten häufig zur Jagd ist, hat 1000 Mk. zu diesem Zwecke beigesteuert. Wir mißgönnen Herrn Liebermann v Sonnenberg keinesfalls ein recht einträgliches Ergebnis dieser Ehrengabe, das wahr-

scheinlich hinter dem Betrag ähnlicher Sammlungen, die für liberale Parteiführer in früheren Jahren aus gleichem Anlaß in den Kreisen des „verjudeten kapitalistischen Liberalismus" gesammelt worden sind, nicht zurückbleiben dürfte. Nur sollten die Antisemiten und Bündler angesichts dieser stattlichen Beträge aus den ihnen nahestehenden politischen Kreisen in Zukunft in der Schilderung der furchtbaren Notlage des von ihnen vertretenen Mittelstandes doch etwas zurückhaltender sein.

**Vom Treschgrafen** berichtet die „Bresl. Morgenzeitung" wieder neue Heldentaten. Vor einigen Wochen passierte Graf Pückler-Klein-Tschirne mit seiner Reitertruppe das Vorwerk Kropusch, der Gutsherrschaft Schönau, Kreis Glogau, gehörig. In einer Scheuer genannten Dominiums wurde unter Aufsicht des Vogtes Pauli an einer Dampfdreschmaschine gearbeitet. Bekanntlich geht aus so einer Maschine Rauch aus. Jedenfalls glaubte sich Graf Pückler nach Ostasien auf den Kriegsschauplatz versetzt, denn er ließ diese ihm verdächtige Raucherscheinung durch eine Patrouille rekognoszieren. Die Besatzung der Scheuer, bestehend aus dem Vogt und einigen Arbeitern und Arbeiterinnen geriet über den berittenen Besuch, der plötzlich auf der Tenne erschien, in große Aufregung und flüchtete sich unter die Maschine. Vogt Pauli verbat sich mit scharfen Worten das Eindringen in fremdes Eigentum, worauf der Herr „Graf" selbst heransprengte, um diesen verwegenen Gegner kennen zu lernen. Er, der Graf nämlich, benannte der Vogt alsbald mit etlichen ebenso schönen wie landwirtschaftlichen Ehrentiteln und zwang durch eine kühne Attacke auch ihn, hinter der Maschine Schutz zu suchen. Alsdann empfahl sich der Herr Graf mit seiner Truppe, doch trug er argen Groll gegen den Vogt in seinem Herzen. Am Sonnabend, den 1. Oktober, schickte der Graf wieder eine Patrouille aus, um den Vogt zu suchen. Die Patrouille fand den Vogt auf freiem Felde, wo er eine Schar Weiber beim Kartoffeldudeln beaufsichtigte. Alsbald attackierte der Graf mit seiner tapferen Reiterschar unter „Hurrarufen" den Nichtsahnenden. Mit geschwungenem Knüttel — der beliebtesten Waffe des Herrn Grafen — ging es in gestrecktem Galopp auf den Vogt und seine Arbeiter los. Der Vogt wehrte sich mit einer Kartoffelhacke gegen die vom Herrn Grafen gegen ihn geführten Hiebe, aber schließlich mußte er abermals Deckung suchen und zwar hinter einem Kartoffelkastenwagen. Aber auch hier wurde dem Vogte tapfer zu Leibe „geritten". Wiederum regnete es Schimpfworte von den gräflichen Lippen gegen den Bedrängten, dem man die Mütze vom Kopfe schlug, als er es wagte, dem Streitrosse des Grafen in den Zügel zu fallen. Durch das Kampfgetöse wurde eine der arbeitenden Frauen derartig in Aufregung versetzt, daß sie in Krämpfe verfiel. Inzwischen ist die Sache dem Gerichte angezeigt worden. Also ein neuer, interessanter Pückler-Prozeß steht in Aussicht.

**Die Antisemiten unter sich.** In der Nr. vom 8. Oktober polemisiert das „Deutsche Blatt" gegen ein deutschnationales Wochenblatt Oesterreichs, in welchem jemand die Zweiteiligkeit der antisemitischen Bewegung Reichsdeutschlands gerügt hatte. „Die Herren Oesterreicher", meint das Hamburger Blatt, „sollten sich, wie man im Volke wohl sagt, doch gefälligst an ihre eigene Nase fassen. Bei ihnen gibt es nicht zwei, sondern drei antisemitische Parteien, selbst wenn man die Deutsche Volkspartei und die Antisemiten anderer Nationalität nicht mitzählt. Während bei uns aber die beiden antisemitischen Parteien mit einer Friedlichkeit neben einander auskommen (?), die bei den verschiedenen Gruppen anderer politischer Richtungen z. B. des Liberalismus oder der Sozialdemokratie nicht zu finden ist, liegen die drei antisemitischen Gruppen Oesterreichs — die Lueger-, die Wolf-, die Schönerer-Leute — in einem Dauerkampfe mit einander, in dem ihnen kein Mittel zu häßlich ist. „Es scheint, weniger sachliche als persönliche Motive hätten die Zwistigkeit in Reichsdeutschland veranlaßt." Na wenn schon — wie ist es denn damit in Oesterreich? Siehe nur Wolf und Schönerer! Also, Herrschaften, haltet es fortan mit unseren Zuständen so wie wir mit den Euren: Laßt die Finger davon!'

Jegliches Wort der Erläuterung oder Beurteilung würde die Wirkung dieses Herzensergusses lediglich abschwächen.

**Ein Kröfell-Prozeß.** In dem Prozesse des ehemaligen Pastors in Kloxin, Reichstagsabgeordneten Kröfell gegen den Schriftsteller Dr. Max Wittenberg stand am 7. Oktober Termin vor der achten Strafkammer des Berliner Landgerichts I in der Berufungsinstanz an. Herr Kröfell fühlt sich durch einen Artikel beleidigt, den der Angeklagte in der von ihm damals herausgegebenen Montagszeitung vom 2. September 1901 unter der Ueberschrift „Der Kloxiner Seelenhirte" veröffentlicht hat. Das Schöffengericht hatte am 8. Oktober v. J. Dr. Wittenberg zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Hiergegen hatte Dr. Wittenberg Berufung eingelegt. In dem jetzigen Termine, zu dem Kröfell persönlich erschienen war, wurde von Vergleichsverhandlungen Mitteilung gemacht, die seitens der Parteien auf schriftlichem Wege ventiliert worden sind. Mit Rücksicht auf diese Verhandlungen beschloß der Gerichtshof, den Termin um 14 Tage zu vertagen.

---

## Vermischtes.

**Auf dem internationalen Kongreß gegen die unsittliche Litteratur** zu Köln teilte der Rabbiner Dr. Frank aus Köln dem Kongreß mit, daß er bei der Eröffnung verhindert gewesen sei zu erscheinen, und gab dann folgende Erklärung ab: Gestatten Sie mir, hier öffentlich und vor aller Welt zu erklären, daß nicht allein ich und meine Amtskollegen, sondern — ich rede hier im Namen des gesamten Judentums — daß wir alle Schulter an Schulter stehen mit denen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, gegen die Verbreitung unsittlicher Litteratur zu kämpfen. Von allen orientalischen Völkern werden wir noch heute die Nation der Schrift genannt, und wir wissen es zu schätzen, welchen Nutzen die Schrift, das geschriebene Wort hervorzurufen imstande ist. Die heilige Schrift bringt uns unzählige Gesetze gegen die Unsittlichkeit. Wenn eine Tochter eines Priesters sich vergangen hatte, wurde sie vor der Tür des elterlichen Hauses gesteinigt. Wenn ich nun unsere Sympathie für die große Sache, die hier beraten wird, mitgeteilt habe, dann werden Sie es auch erklärlich finden, daß ich meine Betrübnis ausspreche über einen Satz, der in einem gestern veröffentlichten Schriftstück enthalten ist. Es handelt sich um eine Auslassung des Dr. jur. Lautensack aus Montreux, in der es heißt: „Soviel dürfte feststehen, daß die Dekadenz in Deutschland vielfach auf Einwirkungen von außen zurückzuführen ist — von Westen und von Osten; und zwar besonders von Osten und das unter Mitwirkung inferiorer jüdischer Elemente." Das hat meine Glaubensgenossen überaus unangenehm berührt. Was soll dieses Betonen jüdischer Elemente? Bedenken wir doch: peccatur extra et intra muros, gesündigt wird bei allen Nationen und in allen Staaten. Da muß ich ganz besonders im Namen meiner Konfession gegen jenes Verwahrung einlegen. Ich will nicht bestreiten, daß es verlumpte jüdische Journalisten gibt, aber sie sind in verschwindender Zahl. Ich führe für uns als Zeugnis an, daß unser Stamm gegen Unsittlichkeit immer vorgegangen ist, ich führe als weiteres Zeugnis unser sittliches

Familienleben an. Unsere Feinde mögen uns vorwerfen, was sie wollen, unser Familienleben können sie nicht antasten. (Sehr richtig!) Gestern morgen wurde hier ganz richtig gesagt: „Der ganze Schwerpunkt der Bestrebungen liegt in der Ehe." Gehen Sie in unsere Kirchen; da sind die Geschlechter getrennt, damit nur nicht an geweihter Stätte ein unreiner Gedanke auftaucht. Als im Jahre 1895 im großen Gürzenichsaale in einer großen Versammlung der Kölner Bürgerschaft das Wirken im Verein für entlassene Gefangene beraten wurde, da waren die Vertreter der drei Konfessionen anwesend, Weihbischof Dr. Schmitz, Pastor Koblinski und ich. Wir standen auf interkonfessionellem Boden. Damals sagte ich: Mögen wir auch draußen verschiedene Wege gehen, der Himmel gleicht der Stadt mit hundert Toren, und wir wollen das Wort unseres großen Strategen stets hochhalten: Getrennt marschieren und vereint schlagen. (Zustimmung.)

Der Vorsitzende, Pfarrer Weber, dankte Dr. Frank für seine Worte und bemerkte, er müsse zur Verteidigung Dr. Lautenfacks sagen, daß dieser wohl gemeint habe, es gebe in allen Konfessionen inferiore Elemente. Das sei auch die allgemeine Auffassung gewesen.

**Die Ernennung eines Juden zum ordentlichen Professor.** Die Tatsache, daß der außerordentliche Professor der Geschichte Dr. H. Bloch, zeitweilig noch in Straßburg, vom Großherzog von Mecklenburg zum ordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät der großherzoglichen Landesuniversität Rostock ernannt worden ist, ist dem Hamburger „Deutschen Blatte" arg in die Knochen gefahren. Natürlich! Daß ein Jude Wissenschaftlich-Tüchtiges leistet und deshalb befördert zu werden verdient, wird einem waschechten Antisemitenblatte in alle Ewigkeit rätselhaft bleiben. Der Großherzog von Mecklenburg besitzt glücklicherweise Unbefangenheit genug, um wissenschaftliches Verdienst auch ohne Ansehen der Rasse und Konfession nach Gebühr zu würdigen.

**Mit einem verhängnisvollen Justizirrtum** hat sich dieser Tage das Schwurgericht in Köln beschäftigt. Im Jahre 1878 war der dortige Fabrikant Karl Breitwisch wegen Meineids zu 18 Monaten Zuchthaus verurteilt worden, die er auch verbüßte. Breitwisch war seitdem unausgesetzt bemüht, eine Wiederaufnahme des Verfahrens durchzusetzen. Trotz schwerwiegender Beweise seiner Unschuld wollte ihm dies nicht gelingen. Vor wenigen Monaten hat das Kölner Oberlandesgericht endlich entschieden, daß nach den jetzt beigebrachten Beweisen der Eid in subjektiver und objektiver Hinsicht nicht als Falscheid sich darstelle, daß es in dieser Richtung keiner weiteren Erhebungen bedürfe und somit eine Erneuerung des Hauptverfahrens angeordnet werde. Jetzt ist Breitwisch im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen worden unter Uebernahme der Kosten auf die Staatskasse. Da wir anläßlich der antisemitischen Agitation des Herrn Breitwisch auf seine einstmalige Verurteilung hingewiesen haben, fühlen wir uns verpflichtet, auch von seiner soeben erfolgten Rehabilitierung Notiz zu nehmen.

**Wohnungsmieter, Christentum und Deutschtum.** Man schreibt uns: Die „Erfurter Wohnungsmieterzeitung" vertritt offenbar nicht nur die Interessen der Wohnungsmieter, sondern auch die des Christentums und „deutscher Gesinnung." Wie die Interessenvertretung aufzufassen ist, wie die bildungsbedürftigen Erfurter zum Deutschtum u. s. w. herangezogen werden, und was in Wirklichkeit des Pudels Kern ist, wird man aus der Notiz selbst unschwer erraten:

Bildungsfreunde. Unter diesem Namen versammeln sich seit cirka 4 Monaten in Steinigers Restaurant, alle 14 Tage Freitags, eine Anzahl jüngere Damen und Herren um Bildungs- und Weltanschauungsfragen zu besprechen und insbesondere Charakterbildung zu pflegen. Die Vereinigung ist eine ganz lose, ohne Vorstand und ohne Beiträge, was insbesondere denen willkommen sein wird, die aller Vereinsmeierei müde, dennoch das Bedürfnis nach Gedankenaustausch und Anregung haben. Die nächste Versammlung findet am Freitag, den 30. ds. Mts. abends 8½ Uhr bei Steiniger statt. Interessenten machen wir darauf aufmerksam und bemerken, daß die lose Gruppe auf dem Boden des Christentums und deutscher Gesinnung steht.

**Ein Nachspiel zu dem Konitzer Mordprozeß.** Der Schlosser Berg in Konitz, welcher von verschiedenen Zeitungen der Ermordung Winters beschuldigt wurde, hatte fünf Redakteure wegen Beleidigung verklagt. Die Redakteure Bendisch von der „Ostdeutschen Presse" zu Bromberg, Mehling von den „Neuesten Nachrichten" zu Danzig, Wende von der „Elbinger Zeitung" zu Elbing wurden am 11. Oktober wegen Beleidigung zu je 300 Mk. Geldstrafe und Zimmermann von der „Preußischen Korrespondenz" als der Urheber dieser Nachricht zu 500 Mk. Geldstrafe verurteilt. Das Verfahren gegen den Redakteur Band von der „Berliner Morgenzeitung" wurde eingestellt.

Erster Staatsanwalt Schweigger gab in der Beweisaufnahme Auskunft über die gegen Berg und über die von dem Berliner Kriminalkommissar von Böckmann angestellten Ermittelungen, die durchweg ergebnislos verliefen. Die amtliche Untersuchung gegen Berg wurde erst infolge jener Zeitungsnotizen eingeleitet, vorher waren nur geheime Ermittelungen im Gange.

**Die Antisemiten und der Alkohol.** Der niederösterreichische Landtag wird bekanntlich von den christlichsozialen Antisemiten Luegerscher Richtung vollständig beherrscht. Mit welchem Verständnis dort wichtige soziale Fragen wie die Bekämpfung der Gefahren des Alkohols behandelt werden, zeigt eine neuerliche Philippika des sattsam bekannten christlichsozialen Abgeordneten Bielohlaweck, der als Berichterstatter beantragte, dem Ersuchen des Katholischen Mäßigkeitsvereines für Oesterreich und des Priester-Abstinentenbundes um einen Beitrag keine Folge zu geben: „Wenn bei einem Teile der Gelehrten die Wissenschaft zu Ende geht, so wissen sie nichts anderes, als Sprucktrücherln und Antialkoholbewegung."

Selbstverständlich hat die kongeniale Majorität des Landtages den Antrag Bielohlaweck angenommen. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Gerade der niederösterreichische Landesausschuß ist es nämlich gewesen, der — allerdings in einer früheren Zeit — an den katholischen Klerus appelliert hat, im Sinne der Abstinenzbewegung tätig zu sein. In einem diesbezüglichen Berichte des Landesausschusses Steiner vom Jahre 1898 wird von den Trinkeranstalten und von den verschiedenen Arten der Alkoholiker gesprochen und die prodeweise Unterbringung solcher in einer Privatanstalt vorgeschlagen. Es heißt dann weiter:

„Eine wesentliche Förderung dieses ersten Schrittes zur praktischen Behandlung der Trinkerfrage erwartet der Landesausschuß von der bereits angeregten Unterstützung der katholischen Geistlichkeit, welche sich für diese Angelegenheit zu interessieren beginnt und durch ihre Einwirkung — insbesondere auf die Landbevölkerung — eine nicht zu unterschätzende Beihilfe zu leisten vermag. In Deutschland, Schweden und Norwegen sowie in der Schweiz liegt die Agitation gegen den Alkoholmißbrauch fast ausschließlich in den Händen der Landeskirchen, deren hervorragende Tätigkeit gerade auf diesem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege allein die erzielten großartigen Erfolge herbeigeführt hat."

Aus der nunmehr diametral entgegengesetzten Haltung des Landtages ist also der Schluß zu ziehen, daß die Christlichsozialen von dem ethischen Einfluß der Kirche durchaus nichts wissen wollen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 42. Berlin, 19. Oktober 1904. 14 Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

**Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.**

**1,10 Mk.** sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**“ direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Genolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

## Eine Beschwerde gegen den preußischen Kriegsminister.

Der Stabsarzt der Reserve Dr. Siegmund Lachmann in Berlin hat im Mai d. J. nachstehende Beschwerdeschrift bei dem königlichen Bezirkskommando eingereicht:

An das königliche Bezirkskommando III, Berlin.

Am 7. März d. J. haben im Reichstage die Abgg. Liebermann v. Sonnenberg und Böckler gegen die jüdischen Soldaten, Offiziere, ja selbst gegen die jüdischen Veteranen der letzten Feldzüge, die im Besitze der höchsten Kriegsehrenzeichen sind, Schmähungen der gröblichsten Art gerichtet. Die Abgeordneten haben die jüdischen Soldaten der Kriegsuntüchtigkeit, Feigheit und Unlust am Heeresdienste geziehen und dieselben vor dem Reichstage und dem deutschen Volke der Lächerlichkeit preisgegeben.

Se. Exzellenz der Kriegsminister v. Einem hat zu diesen schmählichen Angriffen, die bei ihrer Haltlosigkeit und Unwahrheit leicht zurückzuweisen waren, geschwiegen. Ich fühle mich als Stabsarzt der Reserve und der mosaischen Religion angehörend, durch dieses Schweigen des Kriegsministers in meiner Ehre gekränkt und erhebe Beschwerde darüber, daß ich als Angehöriger der Armee bei diesen schmachvollen Angriffen von dem Vertreter der Armee im Reichstage nicht in Schutz genommen worden bin. Trotzdem ich fast 18 Jahre dem Heere aktiv und in der Reserve angehöre, und weder mein Mut noch meine Liebe zum Vaterlande angezweifelt werden kann — ich habe, wie die dortigen Akten ergeben, im Jahre 1892 mit eigener Lebensgefahr ein Kind vom Tode des Ertrinkens gerettet, habe mich im Jahre 1900 freiwillig nach China gemeldet — ist das Verhalten des Herrn Kriegsministers für mich Grund dafür gewesen, jetzt meinen Abschied zu erbitten.

Wenn ich die Ehre habe, Sanitätsoffizier des Heeres zu sein, so glaube ich auch ein Anrecht darauf zu haben, bei so maßlosen Angriffen an einem Orte, an dem ich mich nicht selbst verteidigen kann, von dem berufenen Vertreter der Armee verteidigt zu werden.

Ich erhebe aus diesem Grunde Beschwerde gegen Seine Exzellenz den Kriegsminister v. Einem und bitte ganz gehorsamst, diese meine Beschwerde höheren Orts zu unterbreiten und unterstützen zu wollen.

Dr. Lachmann, Stabsarzt der Reserve.

Gleichzeitig erbat Dr. Lachmann seinen Abschied. Der Abschied wurde ihm durch allerhöchste Kabinettsorder vom 20. Juli bewilligt. Auf seine Beschwerde ist ihm ein materieller Bescheid nicht zu Teil geworden.

Auf seine Anfrage erwiderte ihm das Bezirkskommando, daß es die bezügliche Beschwerdeschrift an die bezügliche Stelle im Kriegsministerium abgegeben habe; zweifellos werde Seine Exzellenz der Herr Kriegsminister Kenntnis erhalten haben; eine formelle Beschwerde, wie in anderen Fällen, sei in diesem Falle unstatthaft.

Eine weitere Anfrage, weshalb eine formelle Beschwerde in diesem Falle unstatthaft sei, blieb unbeantwortet.

Der Anlaß zu dem Vorgehen des Stabsarztes Dr. Lachmann ist ein sehr beklagenswerter. Auf alle Anregungen und Beschwerden, die im Reichstag bei Beratung des Militäretats vorgebracht werden, geht der Kriegsminister ein und steht in Debatten, die mehrere Sitzungen in Anspruch nehmen, Rede und Antwort. Mit Entschiedenheit weist er die gegen die Armee gerichteten Angriffe zurück. Nur die jüdischen Heeresangehörigen bilden eine Ausnahme, sie erfreuen sich nicht des gleichen Schutzes, wie ihre christlichen Kameraden.

Als in der letzten Etatsdebatte der Abg. Eickhoff Gelegenheit nahm, über die Zurücksetzung der Juden in der militärischen Laufbahn sich zu beklagen, bedurfte es wiederholter Mahnungen, um den Herrn Kriegsminister zum Sprechen zu bewegen, zu einer überdies ausweichenden bezw. nichtssagenden Erklärung. Und die Verunglimpfungen, mit welchen antisemitische Abgeordnete die jüdischen Soldaten zu überhäufen sich erdreisteten, wurden von dem Minister gänzlich ignoriert. Er hielt es nicht für nötig, die jüdischen Heeresangehörigen, die in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit getan haben, zu verteidigen. Da muß man doch die Frage aufwerfen, ob die jüdischen Angehörigen der Armee vogelfrei sind, nicht blos in der antisemitischen Presse, in antisemitischen Versammlungen, sondern sogar im deutschen Parlament.

Diese Frage in den Vordergrund gerückt zu haben, ist das Verdienst des Dr. Lachmann, gleichgiltig ob sein Schritt unmittelbare Folgen nach sich ziehen wird. Die „Magdeb. Ztg.“ glaubt nicht, daß der Kriegsminister geschwiegen hat, weil er mit jenen Anschuldigungen irgend wie einverstanden gewesen wäre. Er habe im Reichstage viel zu sprechen gehabt und habe wohl nicht auf alles eingehen können, was im Parlament vorgebracht wurde. Wir meinen aber doch, daß die Inschutznahme von Heeresangehörigen gegen die in der breitesten Oeffentlichkeit ausgesprochenen schwersten Beleidigungen zu den vornehmsten Pflichten des berufenen Vertreters der Armee gehört, denen er sich niemals und unter keinem Vorwande entziehen darf. Der Minister v. Einem hat denn auch in allen anderen Fällen ohne Verzug dieser seiner Ehrenpflicht genügt. Das genannte angesehene nationalliberale Blatt scheint dies zu fühlen. Denn es knüpft an den Versuch, den Minister wegen seiner Vergeßlichkeit zu entschuldigen, die Bemerkung: „Wenn er

aber jetzt sieht, wie empfindlich ehrenhafte Männer durch jene Anschuldigungen getroffen worden sind, so sollte er doch Gelegenheit nehmen, die seiner Obhut anvertraute Ehre aller Angehörigen der Armee durch eine entsprechende öffentliche Erklärung auch noch nachträglich zu verteidigen."

Wir wagen nicht zu hoffen, daß der Kriegsminister sich beeilen wird, das Versäumte nachzuholen.

## Breitwisch und der Antisemitismus.

Man schreibt uns aus Süddeutschland:

Gestatten Sie mir zu der Notiz über die Rehabilitierung des Herrn Breitwisch in Köln in der letzten Nummer Ihres Blattes einige Bemerkungen. Wir, die wir die Idee der Abwehr vertreten, bekämpfen den Antisemitismus als eine Gefahr für das Vaterland, aber wir verfolgen die Antisemiten nicht mit giftigem Haß. Der frühere Reichstagsabgeordnete Hans Leuß war einer der grimmigsten Judenhasser, und als er als Opfer seiner Leidenschaft ins Zuchthaus wandern mußte, waren die Antisemiten die Ersten, die ihn fallen ließen. Das war die so hochgerühmte germanische Treue, die diese Herren in Pacht genommen haben. Herr Dr. Ludwig Jacobowski aber, der so früh verstorbene Mitarbeiter des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, bekundete seine wahrhaft vornehme Gesinnung dadurch, daß er in seiner Gedichtsammlung auch einige Gedichte von Hans Leuß veröffentlichte. Jetzt beeilten sich die „Mitteil.", die Rehabilitierung des Herrn Breitwisch mitzuteilen, während die antisemitischen Blätter manchem unschuldigen Israeliten die schlimmsten Verbrechen andichten und freiwillig nie ihre „Irrtümer" berichtigen. Das ist der Unterschied zwischen antisemitischer und gerechter Gesinnung.

Auch Herr Breitwisch war einer der gehässigsten antisemitischen Agitatoren am Rhein und ich gönne ihm trotzdem seine Rehabilitierung aus ganzem Herzen. Es ist eine erschütternde Tragik, 18 Monate unschuldig im Zuchthause zuzubringen und nachher noch 21 Jahre die Schmach der Verurteilung mit sich schleppen zu müssen. Ich kann mir all die körperlichen und Seelenqualen eines solchen Mannes ausmalen und ich freue mich über die endliche Erlösung. Die Sünden dieses Herrn als antisemitischer Agitator aber bleiben bestehen. Ich bin vorurteilsfrei genug, zuzugeben, daß auch jeder zu Recht verurteilte Verbrecher nachher ein anständiger Mensch werden kann. Aber — in die Oeffentlichkeit als Lehrer und Reformer gehören solche Leute nicht. Wer das Unglück hatte, zum Verbrecher gestempelt zu werden, der sollte sich, solange seine Rehabilitierung nicht erfolgt ist, vom politischen Leben zurückziehen. Herr Breitwisch aber war Jahre hindurch der Impresario aller politischen Versammlungen am Rhein und in den grimmigsten Worten wütete er gegen Juden und Judentum. Ich war zugegen, wie dieser Mann über den Talmud und den Judeneid sprach und all die längst widerlegten Rohlingschen Lügen zum besten gab. Mußte sich nicht dieser Mann sagen: wenn ich von einem Schwurgericht unschuldig wegen Meineids verurteilt worden bin, wie habe ich da das Recht, eine ganze Bevölkerungsklasse als meineidig hinzustellen? Dabei machte dieser Herr mit sehr anständigen Juden Geschäfte, kann also persönlich durch böse Erfahrungen kaum verbittert gewesen sein. Ein so schwer geprüfter Mann sollte gerecht und milde über Menschen denken, die ihm nie Böses zugefügt haben. Und selbst, wenn er seine Gesinnung nicht ändern wollte oder konnte, — eine antisemitische Führerrolle zu spielen, dazu hat er gewiß kein Recht gehabt.

Als Ahlwardt im Jahre 1894 seine erste Gastrolle in Mülheim a. Rh. gab, führte Herr Breitwisch den Vorsitz und in seiner Eröffnungsrede warf er den Juden alle Sünden der Welt vor. Als darauf ein jüdisches Blatt in begreiflicher Abwehr ihm seine Verurteilung vorwarf, lief er zum Richter. Auch das zeugt von einem spezifisch antisemitischen Taktgefühl. Das Wort, daß die Politik den Charakter verderbe, ist ein Unsinn, aber daß durch antisemitische Politik der Charakter nicht besser wird, — diese Tatsache bestätigt sich täglich.

## Ein Arierparagraph.

Mit einem kleinen antisemitischen Scherz hat sich der niederösterreichische Landtag seine Zeit vertrieben. Er hat nach einer von liberaler Seite mit übertriebenem Pathos geführten Debatte den Antrag des „Gewerbeförderungsausschusses" angenommen, zwei Landesstipendien zu je 600 Kronen der Exportakademie zuzuwenden, jedoch mit der Bestimmung, daß diese Stipendien nur christlichen Bewerbern zugeteilt werden dürfen. Dem Abgeordneten Sturm schien die Christlichkeit des Bewerbers noch keine genügende Garantie für die parteigemäße Vergebung des Stipendiums, und so wurden auf seinen Antrag statt der Worte „christlicher Religion" die präziseren „arischer Rasse" gesetzt. Die Liberalen Strobel, Bloch und v. Lindheim kritisierten auf das Schärfste die Ungerechtigkeit eines solchen Antrags, es wurde die allgemeine Menschenliebe und das Staatsgrundgesetz angerufen, alles vergeblich. Die Majorität war es ihrer Parteitreue schuldig, daß sie den Antrag in seiner schärfsten Form annahm, nachdem zuvor noch der Referent, Ritualmordspezialist Schneider an schiefgetretenen Damenschuhen den Nachweis geführt habe, wie die jüdischen Exporteure das österreichische Renommée im Auslande untergraben. Etwas weniger human.s Pathos und etwas mehr Humor, meint der Wiener Korrespondent der „Frankf. Ztg.", wäre vielleicht die richtige Waffe im Kampfe gegen diese christlichen Gewerberetter gewesen, denen es sich doch ausschließlich um eine kleine Demonstration für ihre Galerie gehandelt hat. Denn faktisch ist der Antrag ganz bedeutungslos. Die Stipendien werden vom antisemitischen Landesausschuß verteilt, der ohnehin keinem auch nur entfernt jüdischer Abstammung verdächtigen Bewerber seine Gunst zuwenden würde und ernstlich angewendet könnte der Arierparagraph auch zu recht kuriosen Ergebnissen führen. Man erzählt in Oesterreich von einem Werke, das zu Beginn der antisemitischen Bewegung einiges Aufsehen erregt haben soll. Es wurde darin der Versuch unternommen, an den österreichischen Adelsgeschlechtern nachzuweisen, wie verjudet das Land schon sei, und der gelbe Fleck erschien über so mancher vielzackigen Krone. Plötzlich wurden die Fortsetzungen des lieferungsweise erscheinenden Werkes eingestellt. Die Autoren, zwei Leute von kleinem Adel, waren durch ihre Recherchen zu der traurigen Erkenntnis gekommen, daß auch sie selber nicht ganz reine Cherusker seien; von da an hat sie die ganze Sache nicht mehr „g'freut". Nun müßte der Scherz wieder bei den kleinen Leuten beginnen, und dabei könnte das Rassenbewußtsein so mancher Parteigröße einen argen Stoß bekommen! Darauf hätte man spottend hinweisen und nicht die ewigen Menschenrechte in der niederösterreichischen Landstube anrufen sollen.

Auch aus einem andern taktischen Grunde. Den Antisemiten ist gegenwärtig nicht recht behaglich in ihrer Haut. In einem Moment der Geistesverlassenheit hat der Oberbürgermeister Lueger die Teilnehmer an dem Maizug der Arbeiter, der alljährlich über den Ring zum Prater zieht, insgesamt „Lumpen" genannt. Nun feiert Dr. Lueger am 23. Oktober seinen 60. Geburtstag und seine Partei plant große Ovationen für ihn, darunter einen mächtigen Fackelzug. Die vereinigten „Lumpen" aber sind daran, einen ergötzlichen Gegenfackelzug mit allerlei

pikanten Emblemen zu inszenieren. Soll es da nicht zu Zusammenstößen kommen, so muß sehr viel Polizei und Militär aufgeboten werden, und ein Fackelzug unter militärischer Bedeckung ist nicht gerade das Ideal einer Festleistung. So ist der sieggewohnten Partei ziemlich katzenjämmerlich zu Mute und sie möchte gerne den Geist der Flauheit aus ihren Reihen bannen. Das kann sie nur durch eine frisch-fröhliche Offensive, vorausgesetzt, daß diese den Erfolg hat, daß der Gegner sich „güft"! Der Antisemitismus als Stimmung lebt ohnehin nur noch von der Entrüstung seiner Gegner. Es ist zur „Hetz" geworden, die niemand mehr ernst nimmt, höchstens ein paar wehleidige Publizisten, die der schönen Tage des liberalen Oesterreichertums nicht vergessen können. Jeder andere nimmt die Hanswurstiaden der Bielolahwek und Schneider als etwas Unabänderliches hin, wie das schmutzige Straßenpflaster oder die Staubkalamität. Umsomehr als man selbst diesen Herren anmerkt, was für Anläufe sie schon nehmen müssen, um auf ihre abgestumpfte Galerie noch zu wirken. Der Antisemitismus, genährt durch eine nicht in allen ihren Gliedern erfreuliche Zuwanderung von den östlichen Gefilden und der unteren Donau her, wird hier nie gänzlich schwinden. Als politisches Lockmittel aber beginnt er langsam seinen Reiz einzubüßen und vergebens suchen ihn seine Exploiteure durch Scherze, wie diesen Arierparagraphen, neu zu beleben.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Eine Pückler-Versammlung**, die, von dem „Verein der Gewerbetreibenden Deutschlands" einberufen, am 14. d. M. in den Germaniasälen, Chausseestraße, stattfand, wurde polizeilich aufgelöst, als Graf Pückler, welcher das Thema „Die Juden in Spanien" behandelte, über den König von Spanien sich äußerte.

**Das sächsische Ordnungskartell** wird bei den nächstjährigen Landtagswahlen nicht wieder zustande kommen. Zwar werden Konservative, Bund der Landwirte und die antisemitischen „Reformer" miteinander gehen, aber die Nationalliberalen, die schon bei der vorjährigen Landtagswahl in verschiedenen Wahlkreisen und nicht ohne Erfolg eigene Kandidaten gegen die Konservativen und Antisemiten aufgestellt hatten, dürften im nächsten Jahre in noch zahlreicheren Kreisen selbständig vorgehen. Eine derartige Absicht haben jetzt beispielsweise die Nationalliberalen der Stadt Riesa bekundet. Die Nationalliberalen hoffen, bei den nächsten Wahlen den Konservativen eine Anzahl Mandate abzunehmen, um sodann die Frage der sächsischen Wahlrechtsreform in einem ihnen günstigeren Sinne beeinflussen zu können.

**Um den Reichstagswahlkreis Wetzlar-Altenkirchen** streiten sich die Konservativen, Antisemiten und Christlichsozialen mit großer Erbitterung; sie scheinen es allerdings sehr eilig mit der Beuteverteilung zu haben, obwohl das Mandat z. Z. noch keiner der drei konkurrierenden Parteien gehört, sondern nationalliberaler Besitzstand ist. Allerdings bildet der Wahlkreis ein altes Streitobjekt zwischen den drei Parteien. Die konservative „Neue Westfälische Volksztg." schlug zuerst Lärm; sie ließ sich von „sachkundiger Seite" aus dem Wahlkreise schreiben:

„In allen möglichen Zeitungen wurde vor kurzem „urbi et orbi" verkündet, daß der Frankfurter Parteitag der Christlichsozialen den Reichstagswahlkreis Wetzlar-Altenkirchen für seine Partei „in Anspruch genommen habe". Die Berechtigung dieses „Anspruches" ist doch einigermaßen zweifelhaft. Vorläufig befindet sich der Kreis im Besitze der nationalliberalen Partei und er wird voraussichtlich auch 1908 in deren Händen bleiben, wenn die Christlichsozialen an ihrem „Anspruche" festhalten sollten. Sicher würde dies wenigstens, wie dort die Verhältnisse einmal liegen, der Fall sein, wenn die Konservativen, was hoffentlich nicht geschehen wird, zu Gunsten der Christlichsozialen zurückträten. Soll der Kreis den Liberalen entrissen werden, so kann dies nur durch eine geeignete konservative Kandidatur geschehen. Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite. Waren schon 1898 unter den damals im Wahlkreise aufgebrachten etwa 3000 christlichsozialen Stimmen zahlreiche konservative, so stand 1903 die konservative Partei vorbereitet und entschlossen, mit allen Kräften „mit Mann und Roß" für die sicher erwartete christlichsoziale Kandidatur einzutreten. Da geschah das Unglaubliche. Die christlichsoziale Parteileitung ins Bockshorn gejagt durch die Drohung der Antisemiten, Stöcker in Siegen zu bekämpfen, überließ in Wetzlar-Altenkirchen den Antisemiten das Feld und gab ihre eigene Arbeit im Wahlkreise auf. So blieb den inzwischen neu organisierten Konservativen nichts übrig, als mit einem eigenen Kandidaten aufzutreten. Konnten sie, besonders ungünstiger Verhältnisse wegen, denselben auch damals noch nicht statt des Nationalliberalen mit dem Zentrum in die Stichwahl und damit zum Siege bringen, so vereinigten sie doch immerhin etwa 4000 Stimmen auf ihn und vereitelten den andernfalls unzweifelhaften Sieg des Antisemiten. Letzteres sei deshalb hervorgehoben, weil, wenn die Antisemiten jetzt den Kreis besäßen, die christlichsoziale Partei schwerlich in der Lage wäre, denselben „in Anspruch zu nehmen". Zum Dank dafür schickt die christlichsoziale Parteileitung, die, als sie im Kreise war, kein Bedenken fand, den Antisemiten zu Liebe daraus zu weichen, jetzt sich an, im Gegensatz zu den Konservativen in denselben zurückzukehren und die konservative Tätigkeit zu stören. Und das, wo gerade die deutschkonservative Partei die beste Aussicht besitzt, den Kreis den Liberalen zu entreißen. Denn wenn auch bei der Reichstagswahl die konservative Partei besonderer Verhältnisse halber den gehofften Erfolg noch nicht hatte, so sind inzwischen durch ihren siegreichen Landtagswahlkampf im Kreise Wetzlar, vor allem aber durch die rührige und anerkannte Tätigkeit des jetzigen konservativen Landtagsabgeordneten die Chancen der Partei so gestiegen, daß die oben ausgesprochene Hoffnung bestens begründet erscheint. Die Dazwischenkunft der christlichsozialen Partei kann also nur den gemeinsamen Gegnern zu gute kommen und eine etwaige christlichsoziale Sonderkandidatur nur jenen nützen. Inzwischen wollen wir nicht glauben, daß die christlichsoziale Parteileitung schon in der bloßen Störung konservativer Arbeit ein ihrer würdiges Ziel erblickt, und, da bis 1908 noch einiges Wasser die Lahn hinabfließen wird, so wollen wir noch auf schließliche Verständigung auf gesunder Basis hoffen."

Hierauf erwiderte sehr unwirsch das Stöckersche „Volk" in einer Korrespondenz aus dem Kreise Wetzlar:

Nach der Entwicklung der politischen Verhältnisse in unserem Kreise hat von diesen Parteien aber die christlichsoziale den ersten Anspruch auf den Wahlkreis und die Aussicht auf Erfolg. Schon bei ihrem ersten Auftreten im Reichstagswahlkampf 1898 hat sie eine bedeutende Stimmenzahl auf sich vereinigt, weit größer als die der deutschen Reformpartei, obwohl diese schon Jahre lang vorher den Wahlkreis politisch beardeitet hatte. Die konservative Partei lag damals noch im tiefen Schlaf und die Konservativen traten 1898 zur christlichsozialen Partei über. Erst als bei der letzten Reichstagswahl die christlichsoziale Partei von der Aufstellung eines eigenen Kandidaten Abstand nahm, weil sie nicht neben der Reformpartei in einen aussichtslosen Wahlkampf eintreten wollte, besannen sich die wenigen Konservativen auf ihr Dasein und gründeten einen neuen konservativen Verein, der sofort mit der Aufstellung eines konservativen Kandidaten auf den Kampfplatz trat. Der Erfolg ist ja bekannt. Er ist für die Konservativen um so weniger ermutigend, wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der christlichsozialen Wähler, welche mit dem Zurücktreten der christlichsozialen Partei unzufrieden waren, dem konservativen Kandidaten ihre Stimme gaben. Man sollte aus den seitherigen Wahlergebnissen doch endlich die richtige Lehre ziehen und den tatsächlichen politischen Verhältnissen Rechnung tragen. Weder die Konservativen noch die deutsche Reformpartei werden den Wahlkreis erobern können. Bei der Zusammensetzung der Wählerschaft hat die christlichsoziale Partei allein berechtigte Hoffnungen. Der Parteitag hat deshalb völlig Recht, wenn er den Wahlkreis für die christlichsoziale Partei in Anspruch nimmt und die Erwartung ausspricht, daß die beiden anderen genannten Parteien mit aussichtslosen Kandidaturen zurücktreten. Um so unverständlicher ist es uns, wenn von angeblich „konservativer Seite" in Nr. 236 des „Wetzl. Anz." geschrieben wird:

„Da wird man in der Tat gespannt sein dürfen, ob die beiden zuletzt genannten Parteien dieser „bescheidenen" Erwartung auch entsprechen und sich einfach der Weisung der Christlichsozialen fügen werden. Aber ein Mahnzeichen bleibt jener Beschluß für die konservativen Kreise, nicht gar zu lässig den kommenden Jahren entgegenzusehen. Deuten manche Anzeichen ja darauf hin, daß man im Volke wieder mehr Verständnis für das Christliche und Soziale gewinnt, was freilich noch nicht gleichbedeutend ist mit der christlichsozialen Partei, vielmehr auch von anderen Parteien vertreten wird, die sich daneben aber auch noch den offenen Blick für die weiteren politischen Verhältnisse unseres großen Vaterlandes gewahrt haben."

Die berechtigte und politisch einfach gebotene Erwartung wird hier, wenn auch indirekt, als unbescheiden gekennzeichnet. Ja es wird, wiederum wenn auch indirekt, der christlichsozialen Partei der

Vorwurf gemacht, daß sie sich, „den offenen Blick für die weiteren politischen Verhältnisse unseres großen Vaterlandes“ nicht gewahrt habe. Wir sind von gewissen anderen Parteien an derartige Vorwürfe gewöhnt. Wenn aber von sogenannter „konservativer Seite“ auf diese Weise gegen uns zu kämpfen versucht wird, so müssen wir das im Interesse der konservativen Partei selbst bedauern. Dem „konservativen“ Einsender kann eher der Vorwurf gemacht werden, daß er sich den „offenen Blick“ für die tatsächlichen Verhältnisse unseres engeren Wahlkreises nicht gewahrt hat. Sonst müßte er wissen, daß der mühsam genug errungene Sieg des konservativen Landtagsabgeordneten nur der Hilfe der Christlichsozialen zu verdanken ist, und daß die Konservativen, falls sie der Erwartung des christlichsozialen Parteitages nicht entsprechen werden, in Gefahr kommen, nicht nur bei der Reichstagswahl dem liberalen Kandidaten wieder zum Siege zu verhelfen, sondern auch das Landtagsmandat noch dazu an diese zu verlieren. — Wir hoffen und erwarten daher, daß man der berechtigten Erwartung der christlichsozialen Partei entsprechen wird im Blick auf den gemeinsamen Gegner, den es zu überwinden gilt und auch im Interesse der Konservativen selbst. Herr Dr. Burckhardt hat seiner Zeit, als die Christlichsozialen keinen eigenen Kandidaten aufstellten, erklärt, daß, wenn die Reformpartei den Wahlkreis wiederum nicht erobern sollte, die Christlichsozialen wieder selbständig vorgehen würden. Dies ist auch den maßgebenden konservativen Führern mitgeteilt worden, ohne daß Einspruch erhoben wurde.“

Hierauf ist bisher von konservativer Seite eine Erwiderung nicht erfolgt. Die „Kreuzztg.“, das führende Organ der konservativen Partei, verfolgt jedoch, wie aus gewissen Anzeichen hervorgeht, den Streit mit großer Aufmerksamkeit. Die Konservativen hoffen, nachdem es ihnen gelungen ist, den Nationalliberalen bei den vorjährigen Wahlen das Landtagsmandat abzunehmen, ihnen nunmehr auch das Reichstagsmandat bei den nächsten Wahlen mit Erfolg streitig zu machen. Wir möchten daher auch unseren Freunden im Wahlkreise dringend empfehlen, die Augen offen zu halten und sich nicht etwa durch die derzeitige Uneinigkeit der reaktionären Parteien in Sicherheit wiegen zu lassen.

**Die bayerischen Landtagswahlen und die Antisemiten.** Das Münchener antisemitische „Deutsche Volksblatt“ schreibt:

„Die kommenden Landtagswahlen werfen bereits starke Schatten voraus. Obwohl man bis jetzt über die neue Wahlkreiseinteilung, welche die Regierung vornehmen wird, noch nichts weiß und deshalb auch noch keine bestimmte Stellung nehmen kann, kanonieren die beiden „großen“ Parteien und die Sozialdemokratie bereits heftig auf einander los und tun in ihren Tagesbefehlen so, als ob es sich bei den kommenden Landtagswahlen lediglich darum handeln würde, die Mandate zwischen Zentrum und Sozialdemokraten einerseits und den Liberalen anderseits aufzuteilen. Andere Parteien und Strömungen kommen für die Herrschaften, wenigstens in München anscheinend gar nicht in Betracht. Zweifellos wird hier auch ein großer Teil der Bevölkerung in diesem Sinne Stellung nehmen und bei der zunehmenden Neigung der Wähler zunächst mal gründlich mit den Liberalen aufzuräumen, dürfte diese Stellungnahme voraussichtlich sehr zum Nachteile der liberalen Partei ausfallen. Allein die Herrschaften vergessen auf beiden Seiten völlig darauf, daß es einem anderen nicht unbeträchtlichen Teile der Wähler, von welchem wir hoffen dürfen, daß die Mehrzahl davon den Christlichsozialen nahesteht, einfallen könnte, sich an diesem Preisboxen nicht zu beteiligen und für eigene Rechnung den Versuch zu machen, zu einem vernünftigen und dem Volkswohle ersprießlichen Wahlresultat zu gelangen. In christlichsozialen Kreisen wird diese Frage z. Zt. stark ventiliert und bemüht man sich mit Eifer den vorhandenen Wahlfond zu stärken, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.“

Bisher haben die Münchener Antisemiten bei den Wahlen nur Mißerfolge aufzuweisen.

---

# Vermischtes.

**Das Vorgehen des Provinzialschulkollegiums gegen den Berliner Magistrat** in Sachen des Verfügungsrechts über die Schulräume der Gemeindeschulen hat die „Kreuzztg.“ vor einigen Tagen zu rechtfertigen versucht durch die Bezugnahme auf eine Aufforderung, die der Abg. Dr. Barth in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 2. März 1901 an den Kultusminister richtete, dem damals noch im Amt befindlichen antisemitischen Pastor Kröfell die Benutzung der Schulräume in Kloxin zu seinen bekannten „wissenschaftlichen“ Ritualmordvorträgen zu versagen. Herr Studt war dieser Aufforderung auch sofort nach Kenntnisnahme des Vorganges nachgekommen. Aus dieser Beschwerde des Abg. Dr. Barth glaubt nun das konservative Blatt für das Provinzialschulkollegium die Berechtigung zu seinem Vorgehen gegen den Berliner Magistrat herleiten zu dürfen. Zwischen Turnübungen und sachlichen religiösen Unterweisungen der Jugend in den Schulen einerseits und der demagogischen volksaufgistenden Hetze des damaligen Pastors von Kloxin andererseits ist doch wohl aber ein großer Unterschied. Die „Kreuzztg.“ wird wohl selbst nicht behaupten wollen, daß durch die Turnübungen polnischer Vereine oder die Religionsstunden der freireligiösen Gemeinde das Staatsinteresse irgendwie geschädigt oder der soziale oder konfessionelle Friede gestört worden wäre. Wohl aber ist das bei den Kröfell'schen Brandreden der Fall gewesen. Die „Kreuzztg.“ hat ja selbst einen klassischen Beweis für die letztere Tatsache geliefert, indem sie später selber sich genötigt sah, dem antisemitischen Reichstagskandidaten Kröfell so scharf entgegenzutreten, daß dieser sie wegen Beleidigung verklagte. Die „Kreuzztg.“ wird sich daher in der Verteidigung des Provinzialschulkollegiums nach stichhaltigeren Gründen umsehen müssen. Die Bezugnahme auf die Interpellation Barth in dem Falle Kröfell ist jedenfalls ganz verfehlt.

**„Das Judentum und der Staat“.** So betitelt sich ein Vortrag, den Professor Dr. Philippson in verflossener Woche im Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens gehalten hat. Der Vortrag richtet sich gegen die unwahre Behauptung, die Juden seien zumeist umstürzlerischer sozialistischer Gesinnung. Im Gegenteil. Die jüdische Lehre schreibe auch den Juden in ihrer Zerstreuung Vaterlandsliebe, Königstreue und Unterordnung unter die Gesetze ihrer neuen Heimat vor. „Das Gesetz des Landes, in dem du lebst, sei auch dir Gesetz“, heißt es im Talmud. Und in der Tat — so ungefähr führte der Redner des weitern aus — hätten Juden in allen Ländern, wo man sie zu Aemtern und Ehrenstellen zugelassen habe, im Dienste des Vaterlandes als Staatsmänner, Parlamentarier und Soldaten hervorragendes geleistet, es sei nur an Riesser, Lasker, Bamberger, Crémieux, Fould, Ottolenght, Luzatti ꝛc. erinnert. Nur da fänden wir die Juden im sozialdemokratischen Lager, wo man ihnen volles Bürgerrecht versage, oder wo ihre Gleichberechtigung blos auf dem Papier stehe. In England, Amerika, Italien, Frankreich sei ihre Zahl unter den Sozialisten verschwindend. Die Juden seien, wie schon ihr dreitausendjähriges Festhalten an ihrer Religion und den alten Bräuchen beweise, ihrem innersten Wesen nach konservativ und gemäßigt-liberal. In Rußland und Rumänien, wo sie schlimmer behandelt würden als Tiere, dürfe man sich allerdings nicht wundern, zahlreiche Juden im staatsfeindlichen Lager zu treffen, daß sie sich die schmähliche Behandlung, die ihnen zu teil werde, nicht ruhig gefallen lassen, sei ein erfreuliches Zeichen von Kraft, Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein. Der lehrreiche interessante Vortrag wurde von den zahlreichen Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen.

**Aus Kiel** wird der „Köln. Ztg." geschrieben: In einer Zeit, wo deutsche Eigenbrödelei ganz besonders in konfessionellem Hader und Zwiespalt seinen Niederschlag findet, verdient das Vorgehen der Stadtvertretung im benachbarten Friedrichstadt größere Beachtung. Das Städtchen beherbergt Anhänger fünf verschiedener Konfessionen: Protestanten, Katholiken, Israeliten, Remonstranten, Mennoiten. Jede hatte bis vor wenigen Jahren ihre eigene Schule. In den 80er Jahren ließen die Israeliten und Mennoniten ihre Schulen eingehen und fandten ihre Kinder in die mehrklassige protestantische Schule. Neuerdings trat dadurch eine Ueberfüllung der Klassen ein, und das protestantische Schulkollegium sah sich veranlaßt, die israelitischen und mennoitischen Kinder auszuscheiden, um einem Erweiterungsbau vorzubeugen. Diese Maßregel sollte am 1. April 1905 in Kraft treten. Eine Vermittlung der Regierung führte keinen Ausgleich herbei. Jetzt hat die Stadtvertretung beschlossen, den Versuch zu machen, sämtliche Konfessionsschulen der Stadt zu einem Schulverbande zu vereinigen und das gesamte Schulwesen auf die Stadt zu übernehmen. Wenn die finanziellen Fragen sich erledigen lassen, darf bei der Duldsamkeit der Friedrichstädter in religiöser Beziehung ein Erfolg erhofft werden.

**Jüdische Turnvereine.** Der Kreisturntag des Kreises VIIIb der Deutschen Turnerschaft, welcher kürzlich in Düsseldorf tagte, faßte zu dem in dem jüdischen Turnverein zu Köln gehaltenen Vortrage (s. Nr. 40 der „Mitt.") folgende Resolution: „Der Kreisturntag verurteilt entschieden das Auftreten der Agitatoren der jüdischen Turnvereine, weil in den deutschen Turnvereinen den jüdischen Mitgliedern dasselbe Maß von Vertrauen und Achtung von den Angehörigen der andern Konfessionen entgegengebracht wird."

**Köln.** Am 10. Oktober wurde hier unter großen Feierlichkeiten die Akademie für praktische Medizin als erste ihrer Gattung eröffnet. Als die treibende Kraft und die Seele des Unternehmens in medizinischer Hinsicht ist Professor Dr. Oskar Minowski zu betrachten, zurzeit Oberarzt an den städtischen Krankenanstalten in Köln. Oskar Minkowki, geboren am 13. Januar 1858 zu Kowno in Rußland, entstammt einer angesehenen jüdischen Kaufmannsfamilie, deren sämtliche Mitglieder sich durch außergewöhnliche geistige Befähigung auszeichnen. In sehr jugendlichem Alter bezog er, durch Uebersiedelung seiner Familie nach Ostpreußen Preuße geworden, die Königsberger Universität und war dort namentlich des berühmten Klinikers Bernhard Naunyn eifriger Schüler. Er war dann dort bis zum Jahre 1887 dessen erster Assistent und zuletzt Privatdozent für innere Medizin. Mit Naunyn siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Straßburg über, wo er 1890 ordentlicher Professor wurde. Infolge seiner wissenschaftlichen Leistungen und klinischen Begabung steht Minkowski unter seinen Fachgenossen heute in allererster Linie. Seine Berufung in ein klinisches Ordinariat, die er seit 10 Jahren wohlverdient hat, scheiterte wiederholt an der leidigen konfessionellen Voreingenommenheit der leitenden Kreise. Mit um so größerer Genugtuung ist es heute zu begrüßen, daß ihm nunmehr, nachdem die Stadt Köln ihn in die Leitung der neuen Akademie berufen hat, reichlich Gelegenheit geboten wird, seine außerordentliche Begabung in den Dienst seiner jungen Kollegen und indirekt seiner Mitbürger zu stellen.

**Die kommunalen Schlachthäuser und das Schächten.** Das Hamburger antisemitische „Deutsche Blatt" eifert in seiner Nummer vom 15. d. M. gegen den Verband deutscher Juden, der beim preußischen Handelsminister dahin vorstellig geworden ist, daß bei der beabsichtigten Regelung der kommunalen Schlachthäuser den Gemeinden die Möglichkeit entzogen werde, aus eigener Machtvollkommenheit das Schächten zu verbieten. Der Verband erklärt, daß derartige Verbote als Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleistete Gewissensfreiheit der orthodoxen Juden angesehen werden müßten.

Die Gewissenskrupel der Juden, welche ihr Schächten retten wollen, fallen nach Ansicht des Hamburger Blatts gegenüber den Gewissenskrupeln der Bevölkerung, welche die „Tierquälerei des Schächtens" beseitigt wissen will, überhaupt nicht ins Gewicht. Mit dem Rechte, das Schächten zu verbieten, stehe und falle das Selbstverwaltungsrecht der Städte, für welches „Schmock" doch sonst so schwärme.

Daß die Antisemiten doch so gar nichts lernen! Sie wollen nichts zulernen! Die zahlreichen wissenschaftlichen Gutachten namhafter Autoritäten, welche sich für das Schächten ausgesprochen haben, und die jede Tierquälerei bei dieser Schlachtmethode in Abrede stellen, sind spurlos an dem antisemitischen Blatt vorübergegangen. Ein Selbstverwaltungsrecht, welches in antisemitischer Verblendung die Erfahrungen und Ergebnisse der ärztlichen Wissenschaft mißachtet und verfassungsmäßig gewährleistete Kultusakte der Juden unmöglich macht, wird aber zum Selbstverwaltungsunrecht.

**Die Bedeutung des Alten Testamentes im Schulunterrichte.** Gegenüber den Bestrebungen der Antisemiten, das Alte Testament aus dem Religionsunterricht auszuscheiden, verdient ein Vortrag besondere Beachtung, den der bekannte Kieler Kirchenlehrer, Professor D. Baumgarten vorige Woche in Hamburg in einer Vereinigung der Freunde der „Christlichen Welt", der bekannten kirchlichen Wochenschrift des Pfarrers Rade, über das oben erwähnte Thema gehalten hat. Der Vortrag gipfelte in folgenden Sätzen:

Anlaß zur Besprechung des Themas sind die immer neuen Angriffe auf das Alte Testament im Religionsunterrichte. Lehrer und Lehrerinnen bewegt die Frage, ob die Höhenlage des alten Testamentes eine derartige sei, daß man die heranwachsende Jugend auf sie erheben bezw. heraddrücken solle. Die Tendenz des Vortrages soll sein, die uns entgegengetragene Unzufriedenheit und Unruhe in der Lehrerwelt nach Möglichkeit zu beseitigen. Die Bedenken gegen das Alte Testament als Unterrichtsstoff sind verschiedener Art. Zunächst behauptet man, die wunderbaren und mythischen Stoffe schlügen der Natur- und Geschichtswissenschaft ins Gesicht. Man dürfe keine Weltanschauung vermitteln, die ein ununterbrochenes Wunder erwartet. Gewichtiger als diese Bedenken sind noch diejenigen, welche die sittlichen Anstöße in den Stoffen der biblischen Geschichte hervorrufen. Abgesehen von den Anstößen gegen die Anstandsregeln lasse die Bibel Gott vielfach als einen Willkürgott erscheinen, der unserm sittlichen Gerechtigkeitsgefühl widerspreche. Gott werde vielfach Partei, das Unrecht scheine stellenweise bevorrechtet, das Kind gewöhne sich, Gott und das Sittengesetz zu trennen, Humanität und Toleranz werde dem Fanatismus aufgeopfert. . . Besonders noch richte sich der Kampf gegen das sogenannte Judenchristentum, das zu lehren unmöglich im Interesse einer deutsch-christlichen Erziehung liegen könne. Uebrigens hätten uns doch Jesus und Paulus von der jüdischen Gesetzesreligion befreit.

Es gilt nun alle diese Bedenken gegen das Alte Testament zu widerlegen oder doch abzuschwächen. Denn das Alte Testament muß im Schulunterricht bleiben, weil es die notwendige und unentbehrliche Vorbereitung auf den neutestamentlichen Unterricht bildet, aber auch in Rücksicht auf seine hohe religiös-ethische Bedeutung. Das Christentum ist seinem Wesen nach eine geschichtliche Religion, gebunden an die Person Jesu, die nicht nur mit allen Fasern des Herzens und Geistes an das

Bundesvolk der Juden gebunden ist, sondern deren Worte wir auch nur dann ganz verstehen, wenn man ein Verständnis hat für ihr Volk. Das Neue Testament setzt das alte voraus; nur soweit dieses Judengesetz und Gesetzeserfüllung betrifft, ist es abgelöst. Jesus selbst hat mit Genialität aus ihm herausgegriffen, was auch für uns von bleibendem Werte ist, den Weg durch die Erkenntnis der Sünde zur Gewißheit der Gnade. Das Neue Testament, das im wesentlichen auf die Errettung der Einzelseele gestimmt ist, kann keinen Ersatz bieten für die Familien- und Volkserziehung, welche das Alte Testament in so wunderbarer Weise zeigt. Dazu kommt seine pädagogisch-poetische Bedeutung für die ersten Stufen des Kindesalters. Die derbe Natürlichkeit, die Goethe an dem Alten Testament rühmt, die unbefangene Religiosität, die naive Art, in der in ihm die Menschen mit Gott verkehren, sind von unschätzbarem Werte für das Kind. Mit Recht hat man auch die Kenntnis des Alten Testamentes für die literarische und künstlerische Bildung hervorgehoben. Seine Plastik und Erhabenheit kommt der Kunst unmittelbar entgegen.

Je gründlicher das Alte Testament behandelt wird, je leichter wird sich das Kind im Neuen zu Hause fühlen. Darum darf nichts wesentlich gekürzt werden, sondern es kommt darauf an, die religiöse Betrachtung zu konzentrieren. Der Widerspruch des Stoffes zur Geschichts- und Naturwissenschaft tritt erst auf den höheren Stufen des Kindesalters hervor. Wo der Wirklichkeitssinn leiden könnte, da muß man natürlich Aufklärung über die Wunderwelt der Bibel geben. Hinsichtlich der sittlichen Anstöße des Stoffes kommt es darauf an, nicht das Störende zu betonen, sondern es event. ruhig einzugestehen. Die historisch-kritischen Bedenken kommen erst auf der Oberstufe in Betracht und müssen im einzelnen gelöst werden. Auch hier muß man das Ungeschichtliche nicht besonders betonen. Die pädagogischen Bedenken gegen die Verschleierung der Kritik beruhen zum großen Teil auf der Pedanterie der Lehrenden, die nicht mit den Kindern kindlich zu denken und zu fühlen vermögen. Takt und große Liebe zur Religion und zu den Kindern wird alle Schwierigkeiten überwinden. Bei der Behandlung der Sagen- und Wundergeschichten handelt es sich darum, den poetischen Wert an Stelle des historischen recht zu erfassen und sie als die poetische Projektion auf religiöse und sittliche Wahrheiten zu lassen

Zum Schluß gab der Redner einen Stoffverteilungsplan für den alttestamentlichen Unterricht für die verschiedenen Stufen des Kindesalters. Die Diskussion über den Vortrag, an der sich u. a. die Herren. Pastoren Reuß, Schoost und Licentiat Vollmer beteiligten, ergaben im großen und ganzen die Uebereinstimmung mit den Ausführungen des Redners, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

**In den letzten Konitzer Prozeß** gegen die Redakteure von 5 Zeitungen wegen Beleidigung der Familien Berg und Roß hat das Gericht, wie bereits kurz erwähnt, festgestellt, daß die tatsächlich vorhanden gewesenen Verdachtsmomente gegen Angehörige der beiden Familien sich als grundlos herausgestellt haben. Von besonderem Interesse war dabei die Zeugenvernehmung des Ersten Staatsanwalts Schweigger, über die die „Ostd. Tagesztg." folgenden Bericht bringt:

„Vors.: (zum Zeugen): Hat ein Verfahren geschwebt gegen Schlosser Berg und Familie? In welcher Weise wurde die Untersuchung geführt, für den Fall, daß sich Verdachtsmomente wirklich gefunden haben? — Zeuge Erster Staatsanwalt Schweigger: Das Ermittelungsverfahren im technischen Sinne ist erst eingeleitet worden auf Grund der Zeitungsartikel. Die Untersuchung gegen diese Familie ist aber mindestens seit drei Jahren eingeleitet worden. — Vors.: Haben Sie Herrn Kriminalkommissar v. Baeckmann mit Ermittelungen beauftragt? — Zeuge: Jawohl, schon im Jahre 1901. — Vors.: Können Sie darüber Auskunft geben, welche Verdachtsmomente Herr v. Baeckmann zusammengestellt hat? — Zeuge: Der erste Verdacht gegen die beschuldigte Familie ist aufgetaucht infolge des Meineides des Masloff und ich bin selbst auf diesen gekommen. Ich war überzeugt, daß es ein ganz krasser Meineid war, den Masloff geschworen hatte. Ich wollte die Gründe für diese Handlung feststellen und ein Grund schien mir der: Vielleicht sind die Personen selbst in irgend einer Weise beteiligt und vielleicht benutzen sie die Aufregung in Konitz gegen die jüdischen Bewohner, um den Verdacht von sich abzulenken. Als 1901 die Haussuchungen vom Publikum energisch verlangt wurden, habe ich sie sofort vornehmen lassen. Ich habe damals auch bei Bergs und Masloffs suchen lassen, aber die Haussuchung führte zu keinem Ziele. Damit war der Verdacht für mich erledigt. Herr v. Baeckmann führte die Untersuchung, es versagte aber alles. Eines Tages kam v. Baeckmann zu mir und brachte die Sprache wieder auf diese Leute, er kam auf den Meineid zu sprechen und auf die Beweggründe dazu. Und da hatte nun v. B. genau dieselbe Idee, die ich vorher schon gehabt hatte, von der ich ihm aber nichts gesagt hatte. Wir kamen nun überein, daß wir diesen Verdacht näher verfolgen müßten. Wir fragten uns: Wo haben diese Leute gewohnt und wo kann Winter getötet worden sein? Ist das Haus in der Poststallstraße, in dem die Familie wohnte, geeignet, daß eine solche Tat dort unbemerkt verübt werden kann? — Ich kam zu der Ueberzeugung, daß das Haus wohl geeignet war. Es liegt abseits an einer wenig besuchten Gasse, hat zwei Ausgänge, hier wohnte Frau Roß mit ihren Töchtern. Wenn keine fremde Persönlichkeit anwesend war, konnten leicht die Leichenteile verschleppt werden. Das Haus, in dem Winter wohnte, steht dem Hause, in dem die Frauen wohnten, gegenüber. Das war ein Grund, gegen die Leute weitere Ermittelungen anzustellen.

Nun stand fest, daß Winter keinen sittlich reinen Lebenswandel geführt hat. Im Gegenteil, er hatte ein unsittliches Verhältnis mit einer gewissen Senski in demselben Hause, in dem Frau Roß wohnte, gegenüber seiner eigenen Wohnung. In diesem Hause hatte er wiederholt Rendezvous verabredet, die zu näherem Verkehr mit der Senski führten. Die Person ist 1899 nach Berlin gezogen. Es lag nahe, nachzuforschen, ob Winter etwa versucht hat, in demselben Quartier Ersatz für die Senski zu finden! Wir stellten fest, daß Frau Berg dort in der Zeit, als Winter verschwand, gewohnt hat. War nun Frau Berg eine Person, die ihm Hoffnung machte? Unsere Untersuchung in dieser Richtung hat vollständig versagt. Es ließ sich nichts Nachteiliges gegen Frau Berg feststellen. Auch in bezug auf Frau Masloff ließ sich nichts Belastendes feststellen. Nun mußten wir ermitteln, ob Winter überhaupt den Persönlichkeiten bekannt gewesen ist. Da hat nun Masloff in Graudenz, wohin v. Baeckmann sich begeben hatte, gesagt, daß Winter eines Tages vorbeigegangen sei und Frau Berg sich mit ihm unterhalten habe. Das war ein Moment, das für den Verkehr beider sprach. Aber Masloff hat das später wiederrufen. Er hat es bestritten und die anderen Familienmitglieder haben das auch bestritten, Sie sagten, sie hätten Winter überhaupt nicht gekannt. Einmal im Herbst 1899 hatte er auf dem Senskischen Hofe ein Fuhrwerk gesucht, er hatte von Senski, dem Vater seiner Geliebten, früher öfters ein Fuhrwerk bestellt. Die Berg-Masloffs wollen sich aber nur erinnern, daß sie ihn bisweilen an seinem Fenster haben sitzen sehen.

Nach dem Gutachten steht fest, daß Winter zwischen 2 und 7 Uhr gestorben ist. Die Aussagen Masloffs und der Frau Roß sind so widersprechend, daß man sagen kann, die grobe Unwahrheit ist erwiesen. Für mich steht es zweifellos fest, daß Masloff um 4 Uhr schon in der Stadt gewesen ist. Es ließ sich aber nicht feststellen, was er und seine Verwandten von 2 bis 4 Uhr gemacht haben. Bis 6 Uhr war Frau Roß mit Frau Berg zusammen. Um 6 Uhr ist Frau Roß mit der Anna in die Kirche gegangen. Um 7 Uhr ist Frau Berg wieder nach der Wohnung gekommen, dann ist sie mit der Mutter wieder weggegangen. Wenn nun eine der in Betracht kommenden Frauen sich mit Winter abgegeben hätte, so hätte es bis 6 Uhr in Gegenwart der Schwester oder der Mutter geschehen sein müssen. Nach 6 Uhr waren Mutter und Tochter in der Kirche. Es ist auch schwer anzunehmen, daß eine Frau dann in die Kirche geht, ohne die geringste Erregung zu zeigen, wenn sie ein derartiges schweres Verbrechen begangen hätte.

Vors.: War es Tatsache, daß Frau Berg am Tage nach Winters Tode Spuren körperlicher Mißhandlung aufwies? — Zeuge: Davon ist mir nichts bekannt. — Vors.: Haben sich im Schornstein noch Kleiderreste vorgefunden? — Zeuge: Das ist nicht der Fall. Diese Behauptung ist unwahr, ebenso ist auch die Behauptung, Masloff sei in Halberstadt verhaftet worden, unwahr. — Vors.: Aber es sollen sich doch noch Knöpfe von den Winterschen Sachen gefunden haben? — Zeuge: Nein, es konnten gar keine Knöpfe und Reste von Winters Kleidungsstücken mehr gefunden werden. Es war ja doch alles da und die Knöpfe fehlten nicht. Es ist auch niemals später eine nochmalige Haussuchung angestellt worden. — Vors.: Ein Beweis für die Tat konnte also nicht erbracht? — Zeuge: Nein. Ich habe infolgedessen das Verfahren eingestellt."

Die üblen Folgen der durch die traurige Affaire hervorgerufenen demagogischen Hetze machen sich übrigens für den Konitzer Stadtsäckel jetzt noch in einer den Vätern der Stadt und den Steuerzahlern sehr unangenehmen Weise fühlbar. Die diesjährige Jahresrechnung der Konitzer Stadt-Hauptkasse schließt nämlich mit einem Defizit von 14800 Mk. ab. Der Stadtverordnete Vollert, der in der Sitzung vom 11. d. M. der Stadtverordneten-Versammlung diese betrübliche Eröffnung machte, erklärte sie mit dem Wegzuge vieler wohlhabender Leute!

**Die Prozesse in Kischinew.** Aus Kischinew, 10. Oktober wird der „Frankf. Ztg." gemeldet: Unter allgemeiner Spannung gelangte heute eine der tragischsten Begebenheiten des vorjährigen blutigen Dramas zur Verhandlung, nämlich das Martyrium des Synagagendieners Urmann. Dieser verteidigte während der Exzesse das ihm anvertraute Zylowkyer Bethaus und hielt mutig einer ganzen Rotte gegenüber Stand, bis er von den Banditen ermordet wurde und die Beschäftigung mit seiner Leiche dann merkwürdigerweise die Leute davon abhielt, in das Gotteshaus einzudringen und dessen Kultuseinrichtungen und Thorarollen, wie es vielfach sonst geschehen ist, zu zertrümmern. Samuel Urmann war ein fünfzigjähriger Mann, ursprünglich Schneidermeister, der wegen seiner Frömmigkeit und Uneigennützigkeit in äußerster Armut lebte. Er erhielt in vorgerückten Jahren die Dienerstelle an der Synagage, die er mit dem eigenen Tode retten sollte. Er hinterließ eine Frau und fünf Kinder.

Heute stand nun der zahlreichen Zeugen wohlbekannte Hauptmärder, der 27 Jahre alte Martinescu, var den Richtern. Nach dem var einigen Tagen allen Zeugenaussagen und offenkundigen Tatsachen zum Hahne erfolgten Freispruch Kawerins und anderer Totschläger, hatte man von der Justiz nicht viel erwartet und einen sentimentalen Drang zur Sühne gerade des Falles Urmann erhoffte man auch von den meist antisemitischen Richtern nicht. Dennach wirkte es niederschmetternd, als saeben auch der Freispruch des Mörders Martinescu verkündet wurde. Man vergleicht die schönen Worte des neuen Ministers des Innern mit der Vogelfreiheit der Juden und der Straflosigkeit aller Exzesse gegen sie.

Unter dem 15. Oktober wird dem Blatte gemeldet: Nach dreitägiger Verhandlung wurde in Kischinew vorläufig die Prozeßkomödie mit einem Urteil gegen die zehn Mörder abgeschlossen, die am 20. April vorigen Jahres das schaurige Blutbad im Hause Asiatschaja 13 angerichtet hatten. Der Fall wurde seinerzeit durch die aufregende Darstellung bekannt, die der berühmte russische Schriftsteller Krolenko von den Vargängen gegeben hat. Ich hatte Gelegenheit, das jetzt nach als traurige Ruine dastehende Haus im vorigen Jahre eingehend zu besichtigen, als noch die Haufen der gänzlich zertrümmerten und kleingeschlageuen Mödelstücke auf den blutbefleckten Fußböden herumlagen. Neben zahlreichen Vergewaltigungen und schweren Körperverletzungen wurden an jener Unglücksstätte unter den Augen der die Gasse absperrenden und die Juden an der Vertetdigung hindernden Polizisten vier Morde verübt, begangen am Hauseigentümer Machlin, ferner an Grünspahn, Berladsky und Nissensohn, die teils vom Dache heruntergestürzt wurden, wohin sie sich vor den Exzedenten geflüchtet hatten, teils in den Wohnungen durch langsame Marterung totgeschlagen wurden. Die jüdischen Anwälte Kosch, Schapira und Sacker hielten lange, aber nutzlos verhallte Plaidoyers. Letzterer hob in zweistündiger Rede hervor, wie demoralisierend es auf die christliche Bevölkerung wirke, daß die Juden außerhalb des Gesetzes stehend erscheinen und für notorische Mörder mit größter Leichtigkeit durch nachträglich angeworbene unglaudwürdige Entlastungszeugen ein Freispruch erwirkt werde. Der Gerichtshof ließ als Verteidiger auch einen der Anstifter des Massakres, den berüchtigten Lieferanten Pronin zu, der entgegen der Varschrift eine — ihm vermutlich van Kruschewan verfaßte — Rede — ablesen durfte. Dieser Agitator hat auch, was sogar vor Gericht festgestellt wurde, zahlreiche Individuen zu ihren entlastenden Aussagen abgerichtet. Der Erfolg war, daß sämtliche Angeklagten von Mord — freigesprochen wurden, darunter der Bandit Geschow, dessen Bluttaten durch nahezu fünfzig Zeugen bestätigt wurden. Verurteilt wurden neun Exzedenten wegen Raubes zu einem Jahre und vier Monaten Zwangsarbeit. Den Hinterbliebenen der Opfer, die an den Bettelstab gebracht sind, wurde ein Schadenersatz von 800 Rubel zuerkannt.

---

## Eine geheime Denkschrift über die Judenfrage in Rußland.*)

Der „neue Kurs", welchen die russische Regierung jetzt in der Judenfrage einzuschlagen scheint, ist ohne Zweifel auf die allgemeine politische Klemme, in welcher sich gegenwärtig die russische Regierung infolge der Niederlagen auf dem Schlachtfelde befindet und auf den Wunsch, die unzufriedenen Bevölkerungsschichten möglichst zu beschwichtigen, zurückzuführen. Nähere Aufklärung über diese Regierungspaitik in der Judenfrage gibt die geheime Denkschrift des Wilnaer Gouverneurs Pallen, die var einiger Zeit von dem „Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbunde" veröffentlicht wurde. Angesichts des Umstandes, daß der neue Minister des Innern, Swjatopolk-Mirski, der so manche Andeutung über seine „judenfreundliche" Stellung gemacht hat, bis zu seiner Ernennung zum Minister als General-Gouverneur des Wilnaer Vezirks fungierte, verdient die erwähnte Denkschrift ganz besondere Beachtung, zumal dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm inspiriert wurde.

Mit der schärfsten Betanung der Ernsthaftigkeit der Judenfrage im gegebenen Momente, leitet der Verfasser der Denkschrift seine Betrachtungen und Entwürfe ein. „Die existierenden Judengesetze, meint er, die keinesfalls immer übereinstimmen, ja ast einander widersprechen, die teils nur einen provisarischen Charakter tragen und teils nicht mehr der gegenwärtigen Sachlage entsprechen, haben das Bewußtsein wachgerufen, daß eine Revision dieser Gesetze an der Zeit ist. Die zu diesem Zwecke wiederholt einberufenen Kommissionen haben leider zu keinen Endergebnissen geführt. Zurzeit ist unter der jüdischen Masse, vorzüglich unter der Jugend und unter der Arbeiterklasse, eine unerwünschte politische Gärung zu beobachten, die, vom Auslande herrührend, an und für sich schon gefährlich ist, deren Gefährlichkeit aber umsomehr zu betonen ist, als dieselbe eine gleichartige Gärung, die sich seit jeher in diesem Rayon kundgegeben hat, erheblich stärkt." Der Verfasser der Denkschrift ersieht die Hauptberechtigung für die Judengesetzgebung im dem Umstande, daß die jüdische Jugend sehr leicht ihren Religionsglauben verliert, da die Staatsgewalt keine Maßnahmen zur Stärkung und Förderung desselben ergreift; und somit entstehe, 'meint er, eine Generation, die, des religiösen Glaubens bar, allzu leicht von den revolutionären Strömungen hingerissen werde. Wenn früher die russische Regierung behufs Assimilierung der Juden letzieren die Möglichkeit allgemein russischer Bildung bot, so habe sich diese liberale Maßnahme als unzutreffend erwiesen, denn die allgemeine Bildung hätte dem Juden seine Religion

*) Aus der Königsberger „Hartungschen Ztg."

genommen und ihm keine andere zum Erfatz gegeben. Als einen wesentlichen Fehler betrachtet es der Verfasser der Denkschrift, daß die Regierung es unterlassen hat, für die religiöse Erziehung der Juden zu sorgen. Die Zulassung der Juden zu den allgemeinen Bildungsanstalten hätte eben die Abnahme der Religiösität unter den Juden zur Folge, und auch die prozentuale Einschränkung dieser Zulassung wäre nicht imstande gewesen, diesem Uebel vorzubeugen. Was aber die Einschränkungsgesetze auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Verhältnisse sowie die Aufenthaltsverbote auf dem Lande und außerhalb des Ansiedelungsrayons andetrifft, so haben diese Gesetze, nach der Ansicht des Verfassers, ihr raison d'être gänzlich verloren. Diese Gesetze hätten zu einer horrenden Verelendung der jüdischen Masse geführt, wie sie in keiner anderen Schicht der Bevölkerung Rußlands anzutreffen sei. Die durch die Ausweisung der Juden aus den Dörfern und aus den inneren Gouvernements Rußlands hervorgerufene Dichtigkeit der jüdischen Bevölkerung im Ansiedelungsrayon biete bereits eine Gefahr auch in sanitärer Hinsicht. „Die offiziellen Personen, die an der Volkszählung von 1897 mitarbeiteten und die von Kindheit an von der jüdischen Ausbeutung hörten, waren geradezu verblüfft, als sie die Lebensbedingungen der Mehrheit des jüdischen Volkes kennen lernten. Sie sahen einen fürchterlichen Wohnungsmangel, eine beispiellose Armut, eine Masse Bettler und Leute ohne bestimmten Beruf. In einem Kellerraum von etwa 4 Kubikfaden Luftraum wohnten oft bis zehn Personen, aber nie weniger als sechs bis acht Personen; ein Möbelstück, welches an ein Bett erinnern sollte, diente zum Ruhelager einem Teile der Familie, die übrigen schliefen auf dem schmutzigen Boden. Das Leben solcher Familien stellt ein chronisches Hungern dar. Eine Familie von fünf Personen ernährt sich oft den ganzen Tag mit drei Pfund Brot und einem Hering. Alle gehen sie barfuß und in Lumpen gekleidet. Die Kinder sind alle ohne Ausnahme mit gelben Gesichtern und weisen alle Anlagen zur Schwindsucht auf."

Diese Beobachtungen, die übrigens jeder Kenner der jüdischen Verhältnisse in Rußland nur bestätigen wird, ergänzt der Verfasser durch ein umfangreiches statistisches Material, welches über das Einkommen und die Erwerbstätigkeit der Juden Aufschluß gibt. Und man erhält wirklich ein düsteres Bild, welches alle Märchen über die spezifisch jüdische Ausbeutung anschaulicherweise Lügen straft. Dazu kommt noch die rechtliche Unsicherheit. Fast jeder Jude ist der Laune oder der Erpressungsgier der örtlichen Administration preisgegeben. Kein Wunder daher, meint der Verfasser, daß diese Ausnahmegesetze eine Unzufriedenheit unter den Juden hervorgerufen haben, die für die revolutionäre Progaganda den besten Nährboden bildete. Um diesem ernsten Uebel im russischen Staatsleben, Judenfrage genannt, abzuhelfen, schlägt der Wilnaer Gouverneur vor, die Hauptursachen der unerwünschten politischen Gärungen unter den Juden im Auge zu behalten. Es müssen demnach erstens alle Ausnahmegesetze für die Juden in den Grenzen des Ansiedelungsrayons aufgehoben werden; und zweitens müsse die jüdische Jugend von den allgemeinen Bildungsanstalten gänzlich ferngehalten und für sie eine Reihe spezieller Mittel- und Anfangsschulen unter der Leitung von christlichen Lehrern errichtet werden. Daß der offizielle Verfasser es nicht wagt, die Aufhebung des Ansiedelungsrayons und der sonstigen Einschränkungsgesetze, die er selbst für überlebt erachtet, vorzuschlagen, ist zu begreifen. Als treuer Diener der von der Kirche geheiligten Selbstherrschaft will er den Unterschied zwischen den Christen und den Juden in rechtlicher Beziehung auf keinen Fall verwischt wissen. Nur die stramm angezogenen Zügel müssen ein wenig gelockert werden, da sie sonst zu den gefährlichen „Gärungen" führen. Aber andererseits müsse das „Seelenheil" der Juden in Betracht gezogen werden, und zu diesem Zwecke müsse die allgemeine Bildung möglichst geschmälert und die jüdische Religion gefördert werden. Es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß der neue Minister zur Verwirklichung eben dieses Programms übergehen wird, und man wird kaum fehlgehen, wenn man jenes Programm vorderhand als die Richtung des „neuen Kurses" erachten wird, welchen die russische Regierung in der Judenfrage einzuschlagen scheint.

## Briefkasten.

**Abonnent** in **D.** Der in Halle a. S. zuerst verurteilte und jetzt freigesprochene Graf Pückler ist allerdings ein Verwandter, aber kein Bruder des Dreschgrafen.

**R.** in **München.** Daß in den Kaulbachs jüdisches Blut sei, haben wir niemals gehört.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und **unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder** des **Vereins** zur **Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 43. Berlin, 26. Oktober 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Versand des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Das Judentum in der Kunst.

In der neuen Wochenschrift „Der Deutsche“ beschäftigt sich Ludwig Brehm mit dem Judentum in der deutschen Kunst. Wenn diese Arbeit eine Schimpferei gröberen Stils wäre, so wäre es wohl nicht nötig, sie mit einer Entgegnung zu beehren. Aber gerade, daß sie sich bemüht, Gründe und Gegengründe zu geben, gerade daß sie unter dem Schein eingehender Sachkenntnis auf falschen Voraussetzungen falsche Schlüsse aufbaut, gerade das zwingt uns, sie zu widerlegen.

Dem Verfasser ist wohl selbst nicht sonderlich wohl gewesen, als er sie schrieb. Denn bei einigem Sinn für Logik hätte er sehen müssen, daß er stets bei dem nächsten Künstler, den er behandelt, die Mängel, die er an dem vorigen rügt, als besondere Vorzüge seiner Begabung hervorhebt, sodaß er, wenn er zum Schluß das Facit zieht auf die Kunstbegabung der jüdischen Rasse oder auf ihren Einfluß auf die deutsche Kunst eigentlich all das bewiesen hätte finden müssen, dessen Fehlen zu beweisen ihm Aufgabe und innigste Pflicht schien.

Gehen wir einmal näher auf den Inhalt seiner Arbeit ein.

Brehm versucht zuerst einmal zu rechtfertigen, aus welchem „deutschen“ Empfinden heraus Deutschland einem seiner ersten Dichter, nämlich Heinrich Heine, bisher kein Denkmal gesetzt hat. Er erzählt, daß er selbst bei jener Stadtverordneten-Sitzung von unsterblicher Blamage in Düsseldorf anwesend war, die für Heine das Denkmal verweigerte.

Wir sprechen hier nur von Prinzipien. Denn ob Heine ein Denkmal erhält oder nicht, ist eine Sache von absoluter Gleichgiltigkeit. Man kann in Deutschland zu einem Denkmal kommen und weiß nicht wie, ebenso wie der Jockey zum Schlüsselbeinbruch. Und Denkmäler haben zudem in Deutschland einen so absolut unkünstlerischen Charakter, daß man sich wirklich wegen des Fehlens eine Heine-Denkmals nicht aufzuregen braucht. Was mich aber desto mehr verwunderte, das ist die schuljungenhafte Kritik, die Brehm an Heine selbst übt. Gerade, daß er über ihn nichts weiter Lobendes zu sagen weiß, als auf die einzige Schönheit seiner Lieder hinzuweisen, zeigt eigentlich, wie unendlich fern er Heine steht, und wie er all die Keime der Moderne, die in ihm schlummern, einfach nicht sieht oder nicht sehen will. Nicht der Heine, der das „Buch der Lieder“ schrieb, ist für uns heute von Wert, nicht er hat bis auf den heutigen Tag Einfluß, sondern jener andere Heine, den ich den „ersten modernen Menschen“ nennen will; jener, der die großen Töne der sozialen Lyrik im „Weberlied“ erklingen ließ, der im „Armen Lazarus“ von allen Schmerzen einer leidenden kranken Seele erzählte, der in der „Pomare“ ein Leben schilderte, das in der Gosse endet, und dem doch trotz all seiner Sündigkeit vergeben wird; jener Heine, in dem ein Stück Griechentum weiterlebte, und der sich in seinem letzten Gang zu unserer schönen Frau von Milo schleppte. Ich glaube, von dem hat Brehm wenig gehört und noch weniger verstanden. Und man kann versichert sein, wenn Heine nur jene schönen Lieder geschrieben hätte, die Herr Brehm so lobt, ein deutscher Dichter, der wirklich ein „Dichter“ und zugleich ein „Deutscher“ ist — nämlich Richard Dehmel — hätte ihm nicht in Worten jenes wundersame Heine-Denkmal gesetzt, in dem es auch zu lesen ist:

Und links zu Füßen des getauften Juden,
den Stock beschnüffelnd und beblinzend, hockt
— ich schlage vor, aus rheinischem Eisenquarz —
ein fettes Schwein, das echte deutsche Hausschwein.
Mach mir dies Schwein ja wahrhaft wahr und schön,
wie's dieser große Künstler wert ist; und
vergiß mir auch die Borsten nicht!

Nachdem Brehm nun Heine als Prototyp des jüdischen Künstlers hingestellt hat und im Brustton der Ueberzeugung gerufen, „es fehlt ihm der Ernst, es fehlt ihm die Ehrfurcht, die den echten deutschen Künstler noch immer mit Verantwortung erfüllt hat, weil er seine Kunst im innerlichsten Zusammenhang mit dem Gedeihen des Volksganzen empfindet“, versucht er nun, — natürlich nicht gar so plump, — all diese Eigenschaften an dem jüdischen bildenden Künstler deutscher Staatsangehörigkeit nachzuweisen.

Zuerst muß er aber einmal anerkennen, daß es im Verhältnis zur Zahl der deutschen Juden einen ungewöhnlich starken Prozentsatz tüchtiger führender Künstler gibt, und er ist immerhin so kulant, ihre Bedeutung nicht zu leugnen.

An der Spitze des jüdischen Kunstschaffens in Deutschland steht heute Max Liebermann. „Liebermann“, sagt Brehm, „ergriff die neue naturalistische Richtung, die der natürlichen naturalistischen Eigenart seiner Rasse voll entsprach. Für die Bestätigung der gewonnenen Kenntnis fand er in den atmosphärischen Wundern Hollands die geeignete Stätte.“ Schön! Das ist richtig. Und wenn das richtig ist, wie kann Brehm von Liebermann die hellen leuchtenden Werte, wie sie etwa gleich Fanfaren aus den Bildern eines Boecklin brechen, verlangen? Boecklin war hell und leuchtend, weil die Heimat seiner Kunst keineswegs Deutschland, sondern Italien und die klare Alpenluft der Schweiz war. Liebermann ist verhältnismäßig farblos, ist grau, weil er als Moderner die Linie der alten holländischen

Kunst des 17. Jahrhunderts, die Linie Rembrandts, die in Israels seine Fortsetzung fand, weiterführt. Und Baecklin ist leuchtend, weil seine Kunst eine Mischung der Elemente bietet, die er aus den florentiner Quatrocentisten, aus den frühen Niederländern und aus den Vlamen übernahm. Und Eines schließt eben das Andere aus. Jeder aber ist auf seinem Boden ebenso heimatberechtigt wie der Andere. Daß nebenbei die Behauptung Brehms hundertfach durch die letzten Arbeiten Liebermanns, die außerordentlich farbig sind, widerlegt werden, darauf will ich nicht einmal eingehen. Ebenso wie seine Worte, daß bei Liebermann die verweilende Freude an den Ton- und Farbendetails fehlt, nur von einem ungenügend erzogenen Auge des Schreibers erzählen, und daß ein anderer Vorwurf, wie der, daß Liebermann patzte, doch eigentlich so laienhaft ist, daß ich ihn nach ein paar vernünftigen Gedanken, die sich in den Ausführungen finden, nicht erwartet hätte. Der alte Rembrandt patzte auch und donnerte dem Kunstpöbel das hübsche Wort entgegen: „Meine Bilder sind nicht zum Verriechen da!"

Aber es liegt mir fern, Herrn Brehm ein ästhetisches Kolleg zu lesen. Trotzdem es wirklich nötig wäre, denn, man möchte glauben, der Schreiber hat noch nie ein Bild von Liebermann sich angesehen, wenn er sagt, daß vor lauter Zerfahrung der große Gesamteindruck verschwindet. Wenn er das vor einer „Frau mit der Ziege" und vor 10 anderen Liebermannschen Bildern, die man ihm namhaft machen kann, aufrecht erhält, so bleibt uns nur noch übrig, ihm eine Augenoperation zu empfehlen oder an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln.

Und, wenn Brehm gegen Liebermann Baecklin ausspielt, und in dem Einen nur technische Bewältigung sieht, während er in dem Anderen den rauschenden Flügelschlag der Phantasie spürt, so zeigt er eigentlich, daß er sich Beide nie recht angeschaut hat; und daß er sich nie klar geworden ist, wie bei Boecklin und wie bei Liebermann ein Bild entsteht. Wir haben ja von Boecklin aus den getreuen Tagebüchern seiner Schüler Dokumente, die sich ganz anders lesen, wie es die phantastischen Boecklinverehrer so gerne wollen, und die sich einzig als ein ernstes Ringen um das Technische darstellen. „In der Linie Boecklin", sagt Brehm, „liegt die deutsche Kunst". Boecklin in allen Ehren, aber was haben seine Nachahmer bisher geleistet? Und ist nicht die Moderne in der Feinnervigkeit des Farbenempfindens heute schon weit über Boecklin weggegangen? Und endlich dieses ewige Gerede von dem Deutschtum Boecklins, der ein so guter Deutscher war, daß er sich nur in Italien wohl fühlen konnte, und in dessen Kunst wenigstens ebensoviel hellenische Sinnlichkeit und romanische Farbenpracht lebt, wie darin Deutsches steckt!!

Aber halten wir einmal fest, daß Liebermann keine Farbe hat, keine Phantasie, doch dafür zeichnen kann, denn daß das zeichnerische Element in Liebermann ungewöhnlich stark entwickelt ist, daß er einer unserer besten Zeichner ist, das wird Herr Brehm mir zugeben, wofern ihm je Liebermannsche Handzeichnungen, die ja reichlich genug in den Museen bewahrt werden, in die Hände gekommen sind.

Und gehen wir dann zu Lesser Ury, den Brehm an zweiter Stelle behandelt Lesser Ury ist Kolorist nach Aussage Brehms, also muß der Kolorismus wohl im Bereiche der jüdischen Kunst liegen. Er kann nicht zeichnen, hat eine mangelhafte Erziehung im Zeichnen. Gut! Aber Liebermann kann zeichnen, also muß eine zeichnerische Veranlagung wohl ebenso im Bereiche der jüdischen Kunst liegen. Ury's Bilder sind unzulänglich in der Gesamtkomposition, was man von den Liebermannschen Bildern nicht behaupten kann, haben aber dafür das phantastische Element, was Liebermann fehlen soll.

Wie aber stellt sich nun die Behauptung Brehms, wenn er endlich als jüdischen Künstler Max Slevogt anführt, von dem er selbst zugibt, daß er die Vorzüge Beider vereint, und zudem keineswegs undeutsch ist, daß er zeichnerisch Außerordentliches leistet, ein starker sinnlicher Kolorist ist und zu dritt und zuletzt auch die Gabe besitzt, welche Brehm gern den Juden absprechen möchte, nämlich die einer organisch schaffenden Phantasie? Oder will Brehm die Bedeutung der vorzüglichen Illustrationen zu Ali Baba ableugnen? Ach, wenn er doch nicht blos immer so unendlich laienhafte Urteile fällen wollte, der Herr Brehm. „Weil ihm," (nämlich Slevogt) schreibt er, „das Geheimnis des Fertigmachens fehlt, hat keines seiner bedeutenden Werke den Stempel der Vollendung." In jeder älteren Kunstgeschichte wird Brehm die Bemerkung finden, daß Rembrandts herrliches braunschweiger Familienbild unvollendet ist, und doch wissen wir heute, daß es so vollendet ist, wie es nicht abgerundeter und geschlossener gedacht werden kann, und daß jeder weitere Pinselstrich Rembrandts Blasphemie gewesen wäre an der göttlichen Offenbarung seiner Kunst.

Doch was nun gar Brehm von Thomas Theador Heine sagt, daß durch diesen ungewöhnlich geistvollen, ja genialen Satyriker des Stiftes die Karrikatur stilistisch verwildert ist, das ist eine Aeußerung, die allen Tatsachen ins Gesicht schlägt. Wenn unsere Karrikatur je durch einen Künstler Styl bekommen hat, wenn sie, wie Brehm sagt, eine Art graphischer Schrift geworden ist, so ist sie es nur durch die stylstarke und großzügige Kunst Thomas Theodor Heine's geworden. Und man möchte dem Autor doch immer wieder den Rat geben: etwas mehr sehen und etwas weniger reden!

Denn bildende Kunst und Worte sind zwei Dinge, die sich ausschließen, und je mehr wir in das Wesen der bildenden Kunst eindringen, desto schweigsamer werden wir, und desto mehr hüten wir uns vor irgend welchem Geschwefel von Tendenzen und Strömungen, und fürchten uns davor, der Kunst irgendwelche Wege vorzuschreiben.

Und es wirkt geradezu lächerlich, wenn Brehm seine Ausführungen schließt „wer gerecht ist, muß anerkennen, daß die jüdischen Künstler im Gebiet der deutschen Kunst als gährende, zersetzende, besonders auch in technischen Dingen als vorwärtstreibende Kraft gewirkt haben: Und solche „negativen" Kräfte (seit wann ist eine vorwärtstreibende Kraft negativ?) sind notwendig, um unser Wesen vor Erstarrung zu bewahren. Aber es gibt hier eine Grenze, über die hinaus sie unseren positiven, schöpferischen Anlagen Verderben bringen müssen, und diese Grenze ist seit langem überschritten." Und nun schreibt Herr Brehm der deutschen Kunst die Richtung vor, die sie nehmen muß. Ach, sie wird sich wenig darum kümmern! Ich glaube aber vor Allem, Herr Brehm irrt sich. In den künstlerischen Eigenschaften des Juden, die ja Herr Brehm anerkennt, und die bisher wohl nicht alle in einer Person vereint aufgetreten sind, sondern nur in einzelnen Künstlern, wie Veit, Liebermann, Heine, Slevogt, Lesser Ury, Pissarro, Antokolski und so fort, zum Ausdruck gekommen sind, und zwar zum Ausdruck gekommen sind in durchaus selbstschöpferischen Geistern, in diesen Eigenschaften ist auch nicht eine enthalten, die nicht ebenso der deutschen Rasse eigentümlich wäre. Aber wozu reden?! Ich bin der Ueberzeugung, wenn zufällig Arnold Boecklin Jude gewesen wäre, Herr Brehm würde ihn, für den er jetzt in kritikloser Begeisterung erstirbt, als undeutsch ablehnen.

Georg Hermann.

---

## Jüdische Staatsbürger und Simultanschulen.

Von Otto Pautsch-Berlin.

Preußen steht im Zeichen des Schulkampfes. Politische, pädagogische, religiöse und staatsrechtliche Interessen stoßen von hüben und drüben aufeinander. Es kann nicht Aufgabe des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" sein, in diesem hartumstrittenen Für und Wider Stellung zu nehmen,

die in dieser neuesten Phase des Kampfes um den Sieg ringen. Aber dennoch kann er nicht umhin, überhaupt einen bestimmten Standpunkt einzunehmen und zu vertreten. Handelt es sich doch um eine große Erziehungsfrage unseres Volkes, an der alle Staatsbürger ohne Unterschied des Glaubens in gleicher Weise beteiligt sind. Gewiß ist keine Erziehung allmächtig. Je tiefer wir durch die wissenschaftliche Forschung in das Wesen der Menschennatur eingedrungen sind, umsomehr sind wir von der pädagogischen Himmelsstürmerei des 18. Jahrhunderts geheilt; aber gleichzeitig haben wir damit auch den Punkt immer fester gewonnen, um den es kein Feilschen und Markten mehr gibt. Erziehungsfragen sind unserm Zeitalter zwar zum bedingten, aber zum wertvollsten Bestandteil der allgemein menschlichen Fürsorge im Verlaufe des Generationswechsels geworden. Wie sich dieser vollzieht, kann uns an dieser Stelle nicht gleichgültig sein. Ob eine Generation heranwächst, die anders über die staatsrechtlichen Grundlagen denkt, anders in Fragen der Religion und Toleranz fühlt, ist von schwerwiegender Bedeutung, weil es das Verhältnis von Person zu Person einerseits und von Individuum zum Ganzen andererseits unter Umständen grundstürzend ändert. Wohl keiner in unserer Abwehrgemeinde wird auf dem Standpunkte unbedingter Konservierung politischer, sozialer und geistiger Formen stehen. Was wir festhalten, ist der Grundsatz, daß wir jede Verfeinerung und Durchgeistigung derselben unterstützen, jede Vergröberung aber ablehnen, da sie auf diesem oder jenem Gebiet zu einer Respektlosigkeit vor dem Wesen des Einzelnen führen muß. Weil unser Zusammenschluß im letzten Grunde ein Kampf für den persönlichen Wert und das Persönlichkeitsrecht ist, so kommen wir an keiner großen nationalen Erziehungsfrage vorbei, und das umsoweniger weil gleichzeitig alle Pädagogik unserer Tage in Theorie und Praxis zunächst ausgeht von dem Recht des Individuums, das in Vererbung und Anpassung wurzelt.

* * *

Wie ist nun die staatsrechtliche Lage? Der „Schulantrag" vom 13. Mai gibt zwar vor, „in Ausführung des Artikels 24 der Verfassung" zu handeln, „wonach bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschule die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen sind." In Wirklichkeit sind die Forderungen aber ein Novum. Das wird schon durch die Tatsache klar, daß bei der Beratung des Artikels 24 der Verfassung ein Antrag der Rechten, statt „möglichst" „grundsätzlich" zu setzen, auf entschiedenen Widerstand stieß und abgelehnt wurde. Der Geist der Schulartikel der preußischen Verfassung sowohl als auch der einschlägigen Paragraphen des A. L. R. (II. T. 12. Tit. § 29 u. f.) läßt sich nicht besser interpretieren als mit den Worten Rönnes: „Als legales Verwaltungsrecht ergibt sich eine Schule, in der die Religion konfessionell gelehrt werden muß, die Wissenschaft nicht konfessionell gelehrt werden darf, die Staatsaufsicht in diesem Sinne gehandhabt werden soll." Auf diesem Boden ist die Simultanschule von heute eine freie Tochter, die der Schulantrag zur hörigen Magd machen will, indem er für jene einst bewußt abgelehnte „Grundsätzlichkeit" in der Konfessionalität des Volksschulwesens weite Hintertüren aufreißt. Fordert er doch unter 2a—c: „In der Regel sollen die Schüler einer Schule derselben Konfession angehören und von Lehrern ihrer Konfession unterrichtet werden.

Ausnahmen sind nur aus besonderen Gründen, insbesondere aus nationalen Rücksichten oder da, wo dies der historischen Entwicklung entspricht, zulässig. Lehrer, welche zur Erteilung des Religionsunterrichtes für konfessionelle Minoritäten an Schulen anderer Konfession angestellt sind, dürfen voll beschäftigt werden.

Erreicht die Zahl der schulpflichtigen Kinder einer konfessionellen Minderheit eine angemessene Höhe, so hat diese Minderheit den Anspruch auf Einrichtung einer Schule ihrer Konfession."

Der Schulantrag ist, staatsrechtlich betrachtet, eine Fälschung des Geistes unseres bisherigen Schulrechts. Wenn diesem Beginnen von seiten der Unterrichtsverwaltung nicht mit aller Entschiedenheit widersprochen wird, ja, wenn wir es erleben, daß man hinter den Parlamentskulissen sogar notorisch den Kompromiß zu fördern sucht, so liegt das an dem Umstande, daß im preußischen Kultusministerium nach Falk mit wenigen persönlichen Ausnahmen ein der Simultanschule ungünstiger Wind geweht hat. Politische Machtverteilung und persönliche Stellung zu konfessionellen Fragen haben das ihre dazu beigetragen, diese Situation zu schaffen. Aber sooviel ist klar, daß die besten Männer in der preußischen Schulgeschichte, Dr. Falk und Dr. Kügler, niemals den „Schulantrag" mit ihrem Namen gedeckt haben würden, weil er ihrer staatsrechtlichen Kenntnis, ihrer theoretisch-pädagogischen Einsicht und endlich und zumeist ihrer gesamten Auffassung von deutscher Geisteskultur widersprach.

Wir fordern die Simultanschule weiter aus Religion. Es ist eine entschiedene Fälschung des Religionsbegriffes, wenn der Abgeordnete Dittrich vom Zentrum fordert, daß der Religionsunterricht alle Fächer durchdringe. Wer so spricht, belastet zum Schaden der Religion das Wesen derselben mit Dingen, die nicht zu ihrem Geltungsbereich gehören. Auch Kultur ist zunächst Teilung. Unsere Jugenderziehung, die alle Zweige und lebenskräftigen Triebe derselben zu berücksichtigen hat, soll keinen achtlos beiseite werfen, aber sie soll sich mit jedem an die Bedürfnisse des jugendlichen Seelenlebens wenden, die einander entsprechen. Mit mehr als 99% meiner Berufsgenossen stehe ich auf dem Standpunkte, daß unter diesem Gesichtswinkel dem Religionsunterricht immer ein Platz in dem Programm der Volksschule gehören muß. Unter welchen Formen und in welchem Umfange er sich zu vollziehen hat, ist Sache der Forschung und des religiösen Bedürfnisses der verschiedenen Zeitalter. Der Religionsunterricht der Schule ist in seinen wesentlichen Teilen heute schon interkonfessionell, da er sich in den beiden christlichen Konfessionen immer mehr christozentrisch gestaltet. Die Person Christi aber steht über den Konfessionen. Damit bewegt er sich allgemein in ethischen Bahnen, in denen auch das Judentum mit uns zusammentreffen wird.

Dies wäre der Punkt, von dem man überhaupt für einen konfessionslosen Religionsunterricht eintreten könnte. Doch ich beuge mich vor der historischen Tatsache, daß der Konfessionsbegriff auf deutschem Boden eine besondere Prägung erfahren hat, daß man ferner sehr wohl unterscheiden muß zwischen den religiösen Begriffen einer dünnen Oberschicht und denen der Masse, für die Religion und Konfession identisch sind, ohne daß erstere vergröbert zu sein braucht. Keine Schule kann aber im wahren Sinne des Wortes eine Schule der Volksbildung sein, wenn sie nicht getragen wird von allen Kreisen der Bevölkerung ohne Unterschied des Standes. Und so sage ich denn: die Simultanschule wahrt das religiöse Recht aller, das Recht jener, die streng konfessionell sind, aber auch das Recht der andern, die nicht so denken; denn die Grundlinien alles schulmäßigen Religionsunterrichts müssen interkonfessionell sein, weil das im Wesen der Religion liegt. Die konfessionellen Formen werden im Religionsunterricht der Schule stets von so untergeordneter sekundärer Bedeutung bleiben, daß sie nie zum Gewissenszwange weder bei Eltern noch bei Kindern führen können. So die Theorie und die Praxis, die ich kenne. Doch ich gebe zu, daß man auch in der Schule nicht überall vor konfessionellen Religionseiferern sicher ist. Aus diesem Grunde und um gleichzeitig auch den leisesten Gedanken eines religiösen Zwanges zu verwischen, trete ich mit weiten Kreisen meiner Kollegen für einen

fakultativen Religionsunterricht ein. Da er sich auf vollständiger Freiwilligkeit aufbaut, scheinen mir in ihm die Interessen des Staates, der Familie, der Schule und der Kirche bezw. Konfession am besten gewahrt zu sein; denn er vermeidet jeden Konflikt im Machtbereich dieser Kulturfaktoren.

Nach dem vorhin angeführten Wort von Rönne darf nach unserem Schulrecht die Wissenschaft nicht konfessionell gelehrt werden. Nichts, was bewußt protestantisch, katholisch oder jüdisch in Kunst und Wissenschaft ausgeprägt ist, hat bleibenden Wert in unserer Nationalkultur gewonnen. Es ist doch erst neuerdings zum „Sport" gewisser Kreise geworden, auch „Kreise" sind es kaum, nach der Konfessionalität unserer geistigen Arbeiter im Reiche der Kunst und Wissenschaft zu forschen. Die Liedhaberei scheint schon im Sterben zu liegen, weil sie zerschellen muß an den Grundmauern deutscher Einheitskultur. Hier heißt es nur: Voraussetzungslosigkeit oder Fälschung, Wahrheit oder Lüge. Das eine ist deutsche Kultur, das andere nun und nimmer. Die Antisemiten behaupten immer wieder, die Juden wären ein fremder Bestandteil im deutschen Volke, und nie könnte ein Jude Deutscher werden. Für den Antisemitismus würde es ein wertvolles agitatorisches Mittel sein, wenn er neben protestantischen und katholischen Tischen noch eine dritte Geisteskost auf jüdischen servieren könnte, um dem Schlagwort von dem jüdischen Fremdbestandteil im deutschen Volke eine anschauliche und greifbare Unterlage zu geben. Unseren jüdischen Mitbürgern muß demgegenüber daran liegen, durch eine simultane Beschulung ihrer Jugend auch äußerlich den inneren Zusammenhang mit der deutschen Geisteskultur zum Ausdruck zu bringen.

Dieser Gedanke erhält noch neue Nahrung, wenn man sich die Stellung der Simultan- bezw. Konfessionsschule zur Gemeinde vergegenwärtigt. Zwar kann auch die Konfessionsschule von dem Gemeindeetat übernommen werden, naturgemäß aber wird sie in erster Linie auf den Schultern der betreffenden Religionsgemeinschaft ruhen. Eine Simultanschule dagegen wird stets von der Gemeinde übernommen werden müssen. Unsere Mitbürger jüdischen Glaubens werden durch die Simultanschule mit dem Gemeindeleben enger verknüpft als durch die vielfach außerhalb der Gemeindetätigkeit stehende Konfessionsschule. Die Simultanschule ist eine sich immer wieder geltend machende Stärkung der gemeindepolitischen und damit staatsbürgerlichen Position der jüdischen Gemeindemitglieder.

* * *

In einem zweiten Artikel werde ich die statistische Lage der jüdischen Volksschulen zeigen, die zu bestimmten Forderungen aus schulorganisatorischen, pädagogischen, nationalen und finanziellen Gründen führen muß. Die einleitende prinzipielle Darlegung läßt sich dahin zusammenfassen: Die unbegrenzte Entwickelungsmöglichkeit der Simultanschule wahrt die Integrität des preußischen Staatsrechts in seiner schulgesetzlichen Materie. Sie läßt jedes religiöse Bekenntnis unangetastet. Dadurch sowohl als durch den Gedanken der deutschen Einheitskultur in Wissenschaft und Kunst pflegt sie den Gedanken wahrer Toleranz und des gleichen staatsbürgerlichen Rechtes aller ohne Unterschied des Glaubens und Standes, die auf deutschem Boden leben. Staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Toleranz und Volkseinheit sind aber die drei Leitsterne im Kampfe des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus".

---

## Karl Lueger.

Schon seit Wochen rüsteten sich die Christlichsozialen in Wien zur Feier des sechzigsten Geburtstages des ersten Bürgermeisters Dr. Karl Lueger, um gleichzeitig eine Heerschau über den Antisemitismus zu veranstalten.

Geplant war eine Huldigung ohnegleichen, wie sie die Völker nur einmal in Jahrhunderten und nur ihren Allergrößten, den Erkämpfern ihrer Freiheit, den Begründern ihrer Größe darzubringen pflegen. Das dankbare Wien sollte seinem großen Bürgermeister, das christliche Volk seinem Befreier sich zu Füßen legen, in endloser Reihe sollten die Vasallen vor dem Lehensherrn defilieren, und in dem Brausen des allgemeinen Jubels sollte der schüchterne Widerspruch der selbstdenkenden Minderheit erstickt, die den Grund für solchen Ueberschwang der Festtagsstimmung nicht einzusehen vermag. Aber es ist anders gekommen. Den Fackelzug und die Serenade hat die Polizei verboten, verbieten müssen, wenn sie nicht den Vorwurf auf sich laden wollte, sie sei blind gegen die Gefahr eines ernstlich drohenden Straßenkampfes gewesen, der vielleicht mit Blutvergießen geendet hätte. Anstatt mit den Festhymnen, zu denen die Hofdichter Luegers ihre Leier gestimmt hatten, wurde das Geburtsfest mit dem Ausbruch schäumender Wut eingeleitet, der sich wegen des Verbots im niederösterreichischen Landtage über die Regierung ergoß, dieselbe Regierung, die sich so oft und so demütig in den Dienst des Jubilars gestellt hat und der er den größten Teil seiner Erfolge dankt.

Auch andere Volksmänner sind nicht ohne Gegner, ja an den bedeutendsten hat sich das Sprichwort: Viel Feind, viel Ehr' am häufigsten erwiesen. Aber wenn das deutsche Volk seinen Bismarck feierte, hat man jemals gehört, daß die vielen und mächtigen Gegner, über die sein eiserner Tritt hinwegging, im stande waren, die Feier ernstlich zu gefährden? Es ist geradezu das Kennzeichen echter Volkstümlichkeit, daß an den großen Tagen der Abrechnung die Größe des Verdienstes die Feinde und Nörgler von selbst zum Schweigen bringt, und wo das nicht der Fall ist, hat man Grund, an der Wahrheit des Verdienstes zu zweifeln. Wie soll aber auch eine einmütige Volkshuldigung für einen Mann zu stande kommen, der sich selbst nichts Größeres nachzurühmen weiß, als daß er allezeit ein mächtiger Agitator gewesen sei? Wie soll nicht Zwietracht bei der Feier eines Mannes herrschen, dessen Lebenswerk es war, Klasse gegen Klasse, Konfession gegen Konfession, Interesse gegen Interesse, Bürger gegen Bürger zu waffnen? Mit diesem Scheidewassertalent gewinnt man sich Prätorianer, aber nicht dankbare Mitbürger, schafft man sich eine Parteiherrschaft, aber keine Sympathie, erringt man sich eine Majorität, aber nicht die Liebe eines ganzen Volkes.

Es läßt sich kaum ermessen, welch vernichtenden Einfluß die Agitation Dr. Luegers auf das öffentliche Leben Cisleithaniens genommen hat. Sie erfüllte die Menge mit den den Schlagwörtern des Judenhasses, lenkte die Aufmerksamkeit von den entscheidenden Tatsachen ab und hob den Personenkultus, der den Mann über das Programm stellt. Was heute als allgemeines Uebel in Oesterreich beklagt wird: die Verrohung und Versumpfung, ging von der christlichsozialen Bewegung aus, die in die öffentlichen Körperschaften den Branntweinschenken-Ton einführte.

Von den Liberalen, an deren Stelle sich die Antisemiten in Wien und Niederösterreich setzten, wurde stets eine gewisse Würde in der Politik bewahrt, auf das Ansehen der Vertretungskörper Gewicht gelegt. Das ist heute ganz anders geworden. Die Antisemiten sind in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum zu einem Machtfaktor herangewachsen, sie konnten über unzählige Mandate und Aemter verfügen, für die Anwärter herbeigeschafft werden mußten. Im Rausche des Siegeszuges war der erste beste Mauldrescher willkommen, nach sittlichen Grundsätzen, nach den geistigen Qualitäten wurde weiter nicht gefragt. Wer sich in der „Hetze" gegen den Fortschritt durch Skrupellosigkeit auszeichnete, wurde in den Kreis der Parteiführer aufgenommen und auf Vertrauensposten gestellt. So kamen die Gregorig, Schneider, Bielohlawek und Geßmann in den Gemeinderat, in den

niederösterreichischen Landtag und in den Reichsrat, wo sie als demoralisierende Elemente wirkten. Von den Talmud-Debatten Schneiders bis zu seinem jüngsten Witz im Landtage — die Taufe der Juden mit Schwefelsäure, —, von dem Kampf gegen die medizinische Wissenschaft bis zu dem Beschlusse in der vorigen Woche, die aus Landesmitteln bestrittenen Stipendien für Hörer an der staatlichen Exportakademie in Wien nur an Bewerber „arischer" Abkunft zu verteilen, von der Verwertung des Polnaer Mädchenmordes zur Auftischung schauerlicher Ritualmordgeschichten bis zu der Subventionsentziehung für Volksbildungsinstitute reiht sich eine kulturfeindliche Tat an die andere. Sachliche, überlegte Reden werden nicht mehr gehalten, die Sitzungsprotokolle des Wiener Gemeinderates und des Landtages sind mit ödem Geschimpfe angefüllt; die Politiker, die einstens über der Masse standen, sind vielfach unter das geistige Niveau derselben hinabgesunken und suchen nun die Menge immer tiefer hinunterzudringen.

Trotzdem und alledem erfreuen die Christlichsozialen in Oesterreich sich der ganzen Sympathie der höchsten und allerhöchsten Gesellschaftsschichten; denn ihr Führer Dr. Lueger hat die Partei stets mit dem Nimbus eines allerdings erheuchelten „Patriotismus" umgeben, er hat die Kämpfe und seine Position nicht zuletzt mit dem „Gott erhalte", mit der Kaiserhymne gewonnen.

Was ist nun das Motiv dieser an Vergötterung grenzenden Ueberschätzung? Die „Neue Freie Presse" gibt hierauf folgende Antwort: Man sagt, unter Luegers Bürgermeisterschaft ist Wien fortgeschritten, größer, schöner, mit großstädtischen Einrichtungen bereichert worden. Es ist zwar schwer zu denken, daß ohne ihn alle diese Fortschritte nicht gemacht worden wären, daß die Stadtbeleuchtung die Fortschritte der Technik sich nicht zu eigen gemacht hätte, daß die Straßenbahn nicht vom animalischen zum elektrischen Betrieb übergegangen wäre, daß man für eine Ergänzung der nicht mehr genügenden Wasserleitung unter einem andern Bürgermeister nicht Sorge getragen hätte, zumal das alles so ziemlich in allen großen Städten und in den meisten viel früher geschehen ist. Allein angenommen, das sei Herrn Luegers Verdienst, ist denn der Fortschritt, den das alte Wien mit der ersten Stadterwetterung, mit der Anlage der bestehenden Hochquellenleitung, mit der Einführung der alten Tramway unter den Bürgermeistern Zelinka, Felder und ihren Nachfolgern gemacht hat, nicht mindestens ebenso groß gewesen und ist mit diesen ebenso bescheidenen und verdienten Männern je ein solcher Kultus getrieben worden? Ist aber hier nicht das Motiv, wo liegt es sonst? Uebt die Versatilität, die vollendete Ueberzeugungslosigkeit, die zum System erhobene Manteldreherei des Mannes eine solche faszinierende Wirkung aus? Das Haupt der christlichsozialen Reaktionspartei hat als radikaler Demokrat begonnen. Der Antisemit Lueger war ursprünglich der intimste Freund und Adept des Juden Mandl. Der Bekämpfer des Großkapitals, der Banken und Aktiengesellschaften hat mit eben diesen Feinden des christlichen Volkes Millionenanleihen abgeschlossen, wie sie vordem in der Finanzgeschichte der Gemeinde Wien ohne Beispiel waren. Er hat sich von seinen Vorgängern alles angeeignet, was er an ihnen bekämpfte. Er wollte die englische Gasgesellschaft mit Feuer und Schwert ausrotten und hat sich dann mit ihr verglichen. Er war ein erbitterter Gegner der Einbeziehung der Vororte und ist jetzt bemüht, die Gemeinden am linken Donauufer trotz ihres ländlichen Charakters der Großgemeinde zu den bisherigen einzuverleiben. Es ist kaum denkbar, daß eine Millionenstadt über so viele Dinge so rasch ihre Meinungen ändert wie dieser einzelne Mann, und wenn er ihr Liebling wurde, ist er es nicht, weil er das alles getan, sondern obgleich er es getan. Die Wahrheit ist, daß unsere Generation es überhaupt verlernt hat, sich für eine Ueberzeugung zu begeistern, sondern immer nur für eine Person, daß nicht die Parteien sich ihre Führer wählen, sondern daß die Führer die Partei schaffen zumeist nach ihrem Ebenbild, und daß daher nicht derjenige auf den Schild gehoben wird, der das Volk am besten berät, für das Allgemeine am klügsten und tatkräftigsten sorgt, Recht und Selbstbestimmung am mutigsten vertritt, sondern wer den Neigungen und Instinkten der Masse am meisten schmeichelt und sich ihnen am besten anzupassen versteht.

* * *

Die Lueger-Feier, welche am 23. Oktober stattfand, wurde eingeleitet durch eine mehrere Tage vorher abgehaltene turbulente Sitzung des niederösterreichischen Landtags, in welcher die Christlichsozialen wegen des Verbots des Fackelzuges für Lueger durch die Regierung einen Höllenskandal provozierten, von der Wiener Blätter folgende erbauliche Schilderung geben.

In dem von den Christlichsozialen eingebrachten Dringlichkeitsantrage, der Regierung für das Verbot die schärfste Mißbilligung auszusprechen, wurde unter anderem gesagt, daß, wenn den Sozialisten die Abhaltung von Maifesten während der Tagung der gesetzgebenden Körperschaften gestattet sei, auch ein Fackelzug „zu Ehren des größten Volksmannes und besten Patrioten Oesterreichs" gestattet werden müsse. Dem Verbot liege offenbar ein Auftrag des Ministerpräsidenten Koerber zu Grunde und die Regierung sei „abermals dem frechen Terrorismus der Sozialisten unterlegen"; sie kapituliere vor ihnen und gebe damit ein Zeichen „beschämender Feigheit".

Unter namenloser Erregung begann die Debatte. Zunächst gab es Beschimpfungen zwischen dem sozialistischen Lehrer Abg. Seitz, der Lueger für wahnsinnig erklärt und eine Untersuchung seines Geisteszustandes fordert, und den Antisemiten, die Seitz ununterbrochen als Denunzianten erklären. Unter unaufhörlichem Lärm erklärt Seitz, Lueger stelle sich über den Monarchen, er fordere für sich kräftigere Hochrufe. Nach diesen Worten droht ein Handgemenge zu entstehen. Die Christlichsozialen schlagen wütend mit den Pultdeckeln und ein unbeschreiblicher Lärm erfüllt die Landstube. Der Landmarschall entzieht dem Abg. Seitz das Wort, worauf der Lärm nachläßt, bis der Antisemit Schneider behauptet, daß Rotschild und Navachol Verbündete gewesen seien.

Statthalter Graf Kielmannsegg verweist auf das wiederholte Verbot von Fackelzügen und ähnlicher Veranstaltungen, wenn Reichsrat oder Landtag tagten; den Arbeitern sei wiederholt untersagt worden, in geschlossenem Zuge mit Fahne oder Standarte durch die Straßen zu ziehen. Der Statthalter protestiert dagegen, daß die Regierung einer Partei zuliebe das Verbot erlassen habe.

Den Höhepunkt erreichen die Skandale während der Rede des Antisemiten Müller. Der christlichsoziale Abgeordnete Bielohlawek ruft dem liberalen Bürgermeister von St. Pölten, Abgeordneten Völkl, die Worte: „Sie Armengelderdefraudant!" zu. Der Ruf bezieht sich auf eine Angelegenheit, die die Antisemiten seinerzeit aufgebauscht haben und die sich später bei der behördlichen Prüfung als Tratsch erwiesen hat. In höchster Erregung stürzt Völkl auf Bielohlawek zu und schreit: „Ich komme nächstens mit einem Revolver, Sie Mörder, Sie Biuthund!" In dem nun entstehenden wahnsinnigen Lärm schwingt der Landmarschall vergeblich die Glocke. Die Christlichsozialen umringen Völkl und von den Galerien genießt man den Anblick einer wahren Tollhausszene. Eine Prügelei scheint unausweichlich. Man hört, wie Völkl fortwährend ganz außer sich Bielohlawek zurufi: „Morgen komme ich mit einem Revolver und schieße Sie nieder!" Da diese Wutszene zu unberechenbaren Folgen zu führen droht, verläßt der Landmarschall fluchtartig den Saal, wodurch die Sitzung unterbrochen wird.

Unter den Rufen „Sie toller Hund! Sie Bluthund! Ich schieße diesen elendesten Verleumder nieder!“ verläßt auch Völkl, begleitet von den mit Fäusten drohenden Antisemiten, den Saal. Der Lärm pflanzt sich auf die Gänge und den Hof des Landhauses fort.

Nach halbstündiger Unterbrechung wird die Sitzung wieder aufgenommen. Der Landmarschall erklärt folgendes: „Es sind vorhin Ausdrücke gefallen, die nicht ohne Folgen bleiben können; Abg. Bielohlawek hat das Wort gebraucht „Armengelderbefraudant“, und Abg. Völkl hat ihm entgegnet: „Sie sind der größte Verleumder und Bluthund in Wien, ich bringe mir am Dienstag einen Revolver mit und schieße Sie nieder.“ Ich berufe hiermit den Disziplinarausschuß des Landtages ein und unterbreche während seiner Beratung die Sitzung.“

Nachdem der Disziplinarausschuß seine Beratung beendet hatte, wurde die Landtagssitzung abermals eröffnet und der Landmarschall gab bekannt, daß Abg. Völkl für eine Sitzung ausgeschlossen und dem Abg. Bielohlawek ein Verweis erteilt wurde. Lueger erhebt sich und sagt: „Ich danke für dieses Geburtstagsgeschenk.“

Schließlich nahm der Landtag den Dringlichkeitsantrag Geßmann, der Regierung seine Mißbilligung auszusprechen, mit den Stimmen der Christlichsozialen an.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Graf Pückler.** Zwei Flugblätter des Grafen Pückler-Kl Tschirne, von H. Mitsching, Bernauerstr. 43 gedruckt, sind in den letzten Tagen auf den Straßen Berlins verkauft worden, ehe noch die Versammlungen, in denen Graf Pückler angeblich die Reden hielt, stattgefunden hatten.

Zu dem ersten dieser Flugblätter heißt es:

„Die kleinen schwarzen Judenkerle werden sich gewiß sehr freuen, daß ich wieder hier bin, der Abraham und der Isaak und der Levysohn und der kleine Cohn und das Rebeckchen und das verfluchte As, die Sarahleben und wie sie alle heißen, die vielgeliebten Semiten; sie werden sich gewiß sehr freuen, denn jetzt gibt es Bimse, Keile, Schläge, Senge; jetzt werden wir die Lümmel zusammenhauen, daß ihnen angst und bange wird, daß sie endlich packen und von dannen ziehen. . . . Nehmen Sie alle Kraft zusammen, den Mut und auch den Zorn, und dann marsch, marsch, hurrah, drauf los auf die Judenbande mit brausenden Hurrahrufen. . . . Also druff auf die Judenbande, immer druff Kameraden, daß der Deibel halt; schmeißen wir das Gesindel jetzt endlich zum Tempel hinaus, das uns hier gequält und geschunden hat so viele Jahrzehnte, dann werden wir bald ebenfalls die Welt beherrschen und achtunggebietend wird die deutsche Flagge wehen auch an den fernsten Küsten. Als ich vor einigen Tagen die Geschichte der Juden in Spanien studierte, da dachte ich öfters an meine roten Freunde in Berlin und sagte mir, das wären doch eigentlich die richtigen Leute, um die Judenbande jetzt herauszuschmeißen aus den Straßen von Berlin. Was meint Ihr denn, Ihr lieben roten Kerle, ich freue mich herzlich, Euch wieder zu sehen, denn ich liebe Eure biederen und ehrlichen Gesichter. Wie wäre es denn, wenn wir jetzt die Juden mal ganz gehörig verdreschen Ich, Euer Führer, gehe voran mit einer großen roten Fahne in der Hand und auf der Fahne stehen die Worte: „Fort mit den Juden, raus mit der verfluchten Bande, fort mit dem Levysohn und dem Abraham, raus mit dem kleinen Cohn, fort mit dem As, der Sarahleben, fort mit der ganzen Mischpoke.“ Und Ihr roten Kerle, Ihr folgt mir alle nach, ebenfalls mit roten Fahnen und so ziehen wir durch die Straßen von Berlin mit brausenden Hurrahrufen! . . . . . Auch der gute, liebe, brave Bebel muß jetzt mitdreschen auf die Judenbande, da hilft ihm alles nichts. Der Bebel hat vor einigen Wochen wieder eine große Rede gehalten in Amsterdam oder sonst irgendwo, und in dieser Rede da hat er gesagt, Deutschland sei zur Zeit das am schlechtesten regierte Land van allen Staaten Europas; und da hat er recht, der liebe, gute Bebel, der Mann hat überhaupt immer recht, denn er ist ein ganz famoser Kerl. Ich unterschreibe alles, was der Bebel in Amsterdam gesagt hat. . . . . Zurzeit hat Wilhelm der Zweite von Hohenzollern einen gewaltigen Streit mit dem Grafen zur Lippe-Biesterfeld, mit dem Regenten von Schaumburg-Lippe. Immer feste so weiter, dann werden wir in einigen Jahren drei bis vier Millionen Sozialisten im Lande haben. Vielleicht wird der Graf zur Lippe-Biesterfeld auch noch einmal Sozialist, wenn er weiter so schlecht behandelt wird, antisemitischer Sozialist oder sozialer Antisemit, was dasselbe ist; heutzutage ist jeder verständige Mensch Sozialist. . . . Vor einigen Wochen hat in Sosnowice eine frische und fidele Judenverfolgung stattgefunden . . . Das müssen verständige und famöse Kerle sein die russischen Polizisten; die lassen die Leute ruhig toben und demolieren, und das ist meiner Meinung nach der einzig richtige Standpunkt. Solange die Massen nur das jüdische Eigentum demolieren und nur Judenlümmels verhauen, solange hat die Polizei niemals Veranlassung einzuschreiten. Es ist doch wahrhaftig kein Grund zur Aufregung, wenn mal ein paar jüdische Gauner und Halsabschneider ganz gehörig gedroschen werden. Aus dem Judenkrawall können wir außerordentlich viel lernen, meine Herren; wir können daraus lernen, daß die Judenfrage nur mit Gewalt zu lösen ist; die Lümmels müssen eben gehauen und herausgeschmissen werden, anders geht die Sache nicht. Aber auch die Polizei, besonders hier in Berlin, kann ungeheuer viel lernen aus dem Judenkrawall von Sosnowice. Unsere Polizeileutnants und Schutzleute sind ja alle sehr nette und sehr ehrenwerte Leute, aber sie sind zu eifrig. Im Staatsleben muß man nicht alles sehen und bemerken, da muß man auch mal fünfe grade sein lassen; man darf auch nicht bemerken, wenn mal ein Judenlümmel in einer einsamen Ecke halbtot gedroschen wird. Wenn ich Polizei-Präsident von Berlin wäre, ich würde Sie, meine Herren, toben und dreschen lassen, soviel Sie wollen, und ich würde mir sagen, es ist ganz gut, wenn die guten Berliner den Semiten gehörig aufs Leder rücken, denn mit dieser Räuberbande ist es ja nicht mehr zum Aushalten; ich würde meinen Schutzleuten den Befehl geben, zugleich mit Ihnen auf die Judenbande loszudreschen. Nur wenn Sie das christliche Eigentum verletzen und wenn Sie Ihre germanischen Stammesgenossen verhauen, erst dann, meine Herren, würde ich Sie etwas in die Beene schießen lassen. Auf diese Weise würde ich handeln als Polizeipräsident und ich glaube, Sie würden mit meiner Regierung ganz zufrieden sein. Also los Preußen, warum zaudert Ihr noch, los Ihr Sozialisten, los Ihr roten Brüder, los Ihr Bürger von Berlin, werdet endlich einmal forsche und schneidige Kerls, auf zum Kampf, zum Sturm, auf zum Radau, auf zur frischen und fröhlichen Reiderei. (Hier erfolgte die Auflösung.)“

Diese Notiz über die Auflösung war gedruckt, ehe die Versammlung staltgefunden hatte. In dem zweiten Flugwendet sich Graf Pückler wieder an die „lieben roten Kerle“, denen er rät, in die jüdischen Geschäfte zu gehen und Radau zu machen. Er fährt fort:

„Da wird der Jude frech werden, da werden Sie wieder frech, es kommt vielleicht zur Keilerei, dann nehmen Sie sofort den Knüppel zur Hand und schlagen Sie den Hund über den Schädel, daß er sofort auf den Rücken fällt. Sie können den Lümmel auch mit dem Revolver zusammenschießen, das ist ganz egal. Die Juden, die erkläre ich für vogelfrei und jeder Mann kann dieselben zusammenhauen und zusammenschießen so viel er will. . . . Diese Bande hat kein besseres Schicksal verdient. Auch kleine Einbrüche bei Juden würden sich sehr empfehlen. Man liest beinahe täglich in den Zeitungen, daß hier in Berlin eingebrochen wird, aber immer bei den Christen, sehr selten bei Juden. Das ist eine sogenannte Charakterlosigkeit der Berliner Spitzbuben . . . Ihr müßt das Einbrechen betreiben als einen ritterlichen und vornehmen Sport wie die Raubritter im Mittelalter, die haben auch manchen verfluchten Juden beraubt und ausgeplündert. Wer in den nächsten Tagen

bei einem Juden einbricht, dem schenke ich einen Taler, und wer dort zu gleicher Zeit alles kurz und klein schlägt, dem schenke ich zwei Taler, und wer außerdem den kleinen Cohn verhaut, daß der Lümmel acht Tage nicht sitzen kann, dem schenke ich drei Taler, und wer obendrein die alte Sarahleben zum Fenster hinausschmeißt, daß der alte Schädel bloß so knallt auf dem Asphalt von Berlin, dem schenke ich vier Taler und immer so weiter. Ihr könnt Euch also was verdienen, Ihr lieben Einbrecher von Berlin, also auf zum frischen und fröhlichen Einbrechen, auf zum Verhauen, auf zum Demolieren, auf zur schneidigen und zur kühnen Tat."

Ueber das Verhalten von Staatsanwaltschaft und Polizei gegenüber dem Treiben des schlesischen Junkers und seiner Helfershelfer noch viel Worte zu verlieren, wäre überflüssig. Wir haben bis in die letzte Zeit mit allem Nachdruck diese Passivität, wenn nicht wohlwollende Neutralität der Behörden gekennzeichnet, leider ohne Erfolg. Sozialdemokraten, die in ähnlicher Weise, wie Graf Pückler gegen die Juden, gegen den Kapitalismus loszögen, würden bald ins Gefängnis wandern. Ist der Graf aber verrückt, so gehört er ins Irrenhaus. Gemeingefährlich bleibt seine „öffentliche Tätigkeit" unter allen Umständen. Es ist weit gekommen, wenn selbst die agrarisch-antisemitische „Deutsche Tagesztg." erklärt, daß sie nicht verstehe, wie derartige Reden gehalten und solche Druckschriften verbreitet werden können. Die Aeußerungen des Grafen Pückler seien entweder strafbar oder deuteten auf eine geistige Verfassung hin, die ein fürsorgendes Eingreifen notwendig erscheinen lasse. Und das Blatt fügt hinzu, daß das Auftreten Pücklers dem gesunden und berechtigten Antisemitismus erheblich geschadet hat, daran könne nicht gezweifelt werden. Der Hauptteil der Schuld liege aber bei denen, die den Grafen Pückler patronisierten und seine Versammlungen veranstalteten, obwohl sie wissen mußten, daß die Schädigung unvermeidlich sei.

Doch dies mögen die Antisemiten unter sich ausmachen. Die „Reformpartei" urteilt über die Schuldfrage jedenfalls anders, als die „Deutsche Tagesztg."; denn sie hat den „Patron" des Dreschgrafen, Herrn Wilhelm Bruhn, zum stellvertretenden Vorsitzenden der Partei gewählt.

Für uns ist der Kardinalpunkt die indirekte Begünstigung, welche dem antisemitischen Demagogen und der ihn gewissenlos ausbeutenden Spekulanten durch die befremdliche Haltung der Regierungsorgane zu Teil wird. Man darf erwarten, daß sich im Abgeordnetenhause die Gelegenheit bieten wird, hierüber Aufklärung zu verlangen.

**Die Chefredaktion der agrar-konservativ-antisemitischen „Fürstentumer Zeitung"** in Köslin hat nach dem Weggange des Herrn von Loßberg, Herr Johannes Wilberg, der frühere langjährige Redakteur der „Staatsbürgerztg.", der schon bei allen antisemitischen Richtungen hospitiert hat, übernommen. In seinem Einführungsartikel feiert er besonders den „konservativen Gedanken", und doch hat wohl niemand die konservative Partei heftiger bekämpft, als gerade Herr Johannes Wilberg zu der Zeit, als er noch Agitator des „Deutschen Volksbundes" war.

---

## Vermischtes.

**Die Verleihung von Orden** gehört zu den Ehrenrechten des Königs. Die Antisemiten scheinen allerdings auch die Ausübung dieses Rechts unter ihre Kontrolle nehmen zu wollen. Das muß wenigstens den Glossen entnommen werden, die die „Staatsbürgerztg." zu der Verleihung des Wilhelmsordens an den bekannten Großkaufmann James Simon macht. Das Blatt „stellt fest", daß die Verleihung nur als Gegenleistung für die Geschenke an das Kaiser-Friedrich-Museum erfolgt sei. Sie liege auf dem Gebiet der Wohltätigkeit und entbehre des politischen Beigeschmacks. Die Ordensverleihung sei nur ein persönlicher Akt, anders würde die Sache gelegen haben, wenn der Plan, Herrn Simon ins Herrenhaus zu berufen, Tatsache geworden wäre.

Wenn ein liberales Blatt sich ähnliche Taktlosigkeiten zu schulden kommen ließe, würde das Geschrei nicht gering sein. Die antisemitische Presse darf ruhig auch Kronrechte ihrer Zensur unterworfen.

**Die Juden in der Ostmark.** Die „Tägliche Rundschau", das Organ des Salon-Antisemitismus läßt sich aus Posen schreiben, daß die bisherige Taktik der Juden, es weder mit den Deutschen noch mit den Polen verderben zu wollen, sich nicht mehr aufrecht erhalten lasse, denn gleicherweise wollten die Deutschen wie die Polen wissen, woran sie mit den Juden seien.

Welch eine Verkennung und Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse! Grade die deutschen Antisemiten sind es, welche mit den Polen liebäugeln Daß die Antisemiten mit den Polen gegen die Juden der Ostmark Hand in Hand gehen, erhellt zur Genüge aus der Erklärung der Zuschrift, die Verwirklichung der wirtschaftlichen Pläne der Polen sei ohne praktischen Antisemitismus nahezu undurchführbar, sowie aus der Freude des Posener Artikelschreibers über die durch die polnische Boykottierung der jüdischen Geschäfte bewirkte starke Abwanderung der Juden aus der Ostmark. Die Antisemiten, nicht die Juden schädigen das Deutschtum im Kampfe gegen den Polonismus.

Von polnischer Seite wird übrigens jetzt gegen die Juden — und zwar gerade wegen ihres Eintretens für das Deutschtum — eine geradezu fanatische Judenhetze in Szene gesetzt. In einer polnischen Versammlung in Inowrazlaw, die gegen die Umtaufung des Namens der Stadt in Hohensalza protestierte, brachte der Rittergutsbesitzer Dr. von Brodnicki in Groß-Koluda bei Amsee die Angelegenheit aufs politische Gebiet und griff die deutschen Stadtverordneten jüdischen Glaubens, denen allein er die Schuld an der Namensänderung zuschob, in unerhörter Weise an. Er sagte u. a.: „Nicht die Regierung, nicht die bösen Hakatisten, sondern die Juden sind die größten Feinde des Polentums, deshalb müssen die Juden auch als Feinde des Polentums behandelt werden."

**Moralischer Tiefstand.** Die ganze Presse hat von der neuerlichen bedauerlichen Erkrankung des Abg. Richter Notiz genommen, ohne daran irgend welche Glossen zu knüpfen. Einem einzigen Blatte (so viel wir sehen) blieb es vorbehalten, diese Gelegenheit zu ebenso hämischen wie albernen Ausfällen gegen den genannten Abgeordneten zu benutzen: natürlich die „Staatsbürgerztg." Das Blatt schreibt:

> Bulletin über Eugen den Stillen. Eugen Richter, der sich nach seiner Kur in Nauheim sonst des besten Wohlseins erfreut, hat nach der „Fr. Dtsch. Presse" zurzeit unter einem Augenübel zu leiden, das ihm das Lesen und Schreiben erschwert. Um dieses Uebel zu beseitigen, hat Abg. Richter sich einer Kur unterzogen, die ihm bald wieder den vollen Gebrauch seiner Augen zu ermöglichen verspricht. Also das Herz wäre in Nauheim schon geheilt. Das ist die Hauptsache. Die langatmigen Reden, denen es an rechtem Inhalt fehlt, müssen diesen Mangel wenigstens durch einigen Schneid ersetzen. Dazu gehört schon ein kräftigerer Pulsschlag. Verfügt über ihn nicht mehr des Alternden Natur, dann bietet Ersatz Nauheims erfolgreiche Kur. Hoffentlich zeigt sich bei ihm wie bei Bülow Nauheims Erfolg, damit dem Parlamente nicht zu viel langweilige Stunden beschieden sind. Wird auch Eugen nie mehr der „Laute" werden, so wär's doch schön, er machte sich uns interessant.

Die Sinnlosigkeit des Geschwätzes, bemerkt hierzu die „Berliner Ztg", sei dem antisemitischen Geistesausmaß zugute gehalten. Aber wie muß es mit dem Taktgefühl und der Moral von Leuten bestellt sein, die bei so ernster Gelegenheit ihren sogenannten „Witz" an einem Gegner üben, der, mag man politisch zu ihm stehen, wie man will, sie geistig um Kilometer überragt!

**Wohnungsmieter und Antisemitismus.** Hierzu wird uns aus Erfurt geschrieben: Die in Nr. 41 der „Mitteilungen" gekennzeichnete antisemitische Deutschtümelei der „Erfurter Wohnungsmieter-Zeitung" bildet eine Ausnahme innerhalb der jungen deutschen Mieterbewegung. Kein anderes Organ derselben hat sich bisher politischen Bestrebungen oder dem Antisemitismus zugewandt. Und auch für die Extravaganzen der „Erfurter Wohnungsmieterzeitung" ist die Mieterbewegung nicht verantwortlich zu machen. Genannte „Mieterzeitung" ist seit einiger Zeit nicht mehr Organ des Erfurter Wohnungsmieter-Vereins, sondern das Privatunternehmen eines Buchdruckereibesitzers, der kürzlich in Gemeinschaft mit einem inzwischen geschäftlich verkrachten antisemitischen Garnfabrikanten zum Stadtverordneten gewählt wurde. Dieser Buchdruckereibesitzer gehörte früher der nationalsozialen Partei an, während der Reichstagswahl im Jahre 1903 legte er jedoch Wahlflugblätter zugunsten der antisemitischen Kandidatur seiner Mieterzeitung bei und trat auch sonst für die Wahl des Herrn v. Mosch ein. Gefördert wurde der in früherer Zeit blühende Erfurter Wohnungsmieter-Verein durch diese antisemitischen Seitensprünge nicht.

**Der Gouverneur von Bessarabien über die Juden.** Der Jassyer Berichterstatter des Bukarester „Adevorul" hatte eine Unterredung mit dem Fürsten Urussow, Gouverneur von Bessarabien, der namens des Zaren den rumänischen König in Jassy begrüßt hat. Urussow meinte, die Lage in Bessarabien habe sich zum Guten gewendet. Alle Einwohner seien jetzt vor den Gesetzen gleich und er gebe sich der Hoffnung hin, daß es ihm gelungen sei, der Bevölkerung die Ueberzeugung beizubringen, daß der Zar alle seine Untertanen gleich liebe. Er selbst, Urussow, habe sogar eine besondere Affektion für die jüdischen Arbeiter, die sehr fleißig seien und sich ihr Brot im Schweiße ihre Angesichts erwerben. Die Juden verdienten es nicht, daß man sie vertreibe. Urussow erklärte, glücklich zu sein, daß er schon früher die Grundsätze des neuen Ministers des Innern, des Fürsten Swiatopolk Mirski, gehabt hat.

**Die Reservisten-Unruhen in Südrußland.** Aus Petersburg, 13. Okt., wird der „Voss. Ztg." geschrieben: Seit einigen Tagen verursacht eine gegen Berichte auswärtiger Blätter gerichtete Ableugnung der „Russ. Tel.-Ag." Heiterkeit bei den Anguren und Bedenken in ernsten politischen Kreisen. Die Ableugnung betrifft die Meldung, daß eingezogene Reservisten Ausschreitungen verübt haben, weil die Intendantur für ihre Verpflegung und Unterbringung nicht gesorgt hat. Die „Russ. Tel.-Ag." stellt die durch Nachlässigkeit der Intendantur leicht erklärbaren Unordnungen als eine Judenhetze dar, die hervorgerufen sei durch Preissteigerungen jüdischer Nahrungsmittelhändler und durch den Zorn der Christen über jüdische Sozialisten, welche Aufrufe gegen den Krieg verteilt hätten. Ich bin nun in der Lage, Ihnen eine allseitig nachgeprüfte Darstellung der tatsächlichen Vorkommnisse zu geben. Sie werden daraus am besten ersehen, daß es sich in diesem Falle nicht um Judenhetzen, sondern um Bummeleien der Intendantur im Zusammenhang mit mangelnder Geschicklichkeit der Transportführer und Ortsbehörden handelte. Kleinere Unordnungen sind nach den eingelaufenen Nachrichten wohl überall da vorgekommen, wo die Reservisten zwei Tage und mehr nicht mit warmen Speisen versorgt wurden: Odessa, Kischinew und zahlreichen anderen Orten. Zu wirklichen Plünderungen der Eisenbahnbuffets und einzelner Brotbuden kam es in Snamenka, Sboldunowo, Mironowska, Korsum, Schepetoloka, Rowno. Sehr böse muß es in Jekaterinoslaw gewesen sein, wo die dortigen organisierten Fabrikarbeiter sozialistische Aufrufe verteilten und zur Auflehnung gegen die Obrigkeit aufforderten. Polizei und Gendarmerie leisteten den Reservisten keinen ernstlichen Widerstand. In der Fabrikstraße organisierten sich die Juden zu bewaffnetem Widerstande und wurden darin von etwa 300 Fabrikarbeitern unterstützt. Dennoch wurden einige Läden zerstört. Schließlich gelang es, die zum Teile betrunkenen Leute zu umzingeln und gegen den Dnjeprfluß zu drängen. Damit war die Prügelei zu Ende, denn die Soldaten hatten kein Verlangen nach einem kalten Bade.

Schlimmer sah es in Alexandria, einem kleinen Städtchen des Gouvernements Cherson, aus. Dorthin waren gegen 1800 Reservisten konsigniert, die, direkt vom Lande kommend, vom 14. September ab eintrafen. Für Verpflegung war in keiner Weise gesorgt. Naturgemäß stiegen die Lebensmittelpreise in gleichem Maße wie die Zahl der Verbraucher. Am 17. (Sonnabend) wurde ein einem Russen gehöriges Geschäft zerstört, da die jüdischen Geschäfte geschlossen waren. Sonntag aber gab es in allen 20—25 Lebensmittelhandlungen Unzuträglichkeiten, die in Prügeleien und später in einen geschlossenen Angriff gegen die Geschäfte ausarteten. Ein Jude wurde getötet, zwei schwer verwundet. Erst als am Sonntag Kosaken erschienen, wurde die Ruhe wiederhergestellt.

Ebenfalls blutig gingen die Prügeleien in Wologda aus, wo es keine handeltreibenden Juden geben soll. Es bedarf ihrer auch gar nicht, denn der russische Kulak (Blutsauger) kennt sein Geschäft besser als der jüdische.

Das ist kurz der Tatbestand, dem erst das Dementi Bedeutung gibt. Denn wie zu des seligen Plehwe Zeiten, werden darin die Juden verantwortlich gemacht für die Schuld der Intendantur. Das Dementi ist ein weiterer Beleg für die Behauptung des Fürsten Trubetzkoy, Professor an der Universität Kiew, in Nr. 39 der russischen Wochenschrift „Prawo", daß im gegenwärtigen Augenblick nicht die russische Armee, sondern die Bureaukratie geschlagen werde, die in ihrer beständigen Angst vor einem inneren Feinde Rußlands nicht die Zeit gelassen habe, sich gegen den äußern zu rüsten. . . . Der interessante Aufsatz ist wohl das Beste, was seit 40 Jahren in einem russischen Blatt gestanden hat.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 44. Berlin, 2. November 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schutzmeister, Herrn Geh. Baurat n D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## Graf Pückler und die Antisemiten.

Das Treiben des Dreschgrafen ist von einer Minderheit der Antisemiten schon früher verurteilt worden. Jetzt, da die Katastrophe bevorsteht und alle Anzeichen darauf hindeuten, daß dem Unfug durch das Gutachten des Psychiaters ein Ende bereitet werde, fangen auch Diejenigen, welche so lange schmunzelnd dem Pücklerrummel zugeschaut haben, an, von dem Manne abzurücken. Jetzt haben auch sie entdeckt, daß solche Dinge eigentlich dem Antisemitismus mehr schaden, als den Juden. Einige Urteile der antisemitischen Presse der verschiedenen Richtungen seien nachstehend wiedergegeben:

Aehnlich wie die „Deutsche Tagesztg." äußert sich ein anderes Organ des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Agrarkorrespondenz". Der Herausgeber und Redakteur der Korrespondenz Herr Klapper sagt:

„Obwohl diese Flugblätter schon seit acht Tagen verbreitet werden, ist bis heute von einem Einschreiten der Behörden noch nichts bekannt geworden. Daß Graf Pückler für diese Handlungen nicht zur Verantwortung gezogen werden kann, ist für uns fraglos. Aber die Tätigkeit der Behörde begrenzt sich doch nicht mit der Strafverfolgung Schuldiger, sondern sie hat sich auch auf die Fürsorge für solche Kranke zu erstrecken, die, wenn man sie in Freiheit läßt, Unfug treiben und öffentliches Aergernis erregen."

Der konservativ-antisemitische „Reichsbote" schreibt:

„Der Verkauf oder der Vertrieb von Blättern ist nicht verboten. Deshalb hat die Polizei wahrscheinlich von dem Inhalt des Flugblattes gar keine Kenntnis genommen, sonst würde sie das wüste, hirnverbrannte Zeug zweifellos von der Straße beseitigt haben. Es ist ja nicht anzunehmen, daß sich irgend ein Mensch zur Ausführung dieser revolutionären Verbrechen hergeben wird, aber immerhin ist es widerlich, daß solche Blätter öffentlich verbreitet werden, und bedauerlich, daß der Mann, der sie schreibt und verbreiten läßt, unbehelligt bleibt."

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten", die von jeher mit dem Antisemitismus kokettiert bezw. ihm Unterschlupf gewährt haben, wenden sich angesichts des jüngsten Auftretens Pücklers in Berlin mahnend und warnend an die Antisemiten. Wir lesen da (26. 10.):

„Man kann sagen, daß der „Rektor aller Deutschen" gegenüber seinem hochadligen Konkurrenten nur als ein bescheidener Waisenknabe erscheint, der noch die Milch der frommen Denkungsart vertrat, während man jetzt von gärendem Drachengifte reden könnte, wenn nicht bei manchem eine ungeheure groteske Komik die Entrüstung in ein befreiendes Lachen umwandeln würde.

. . . Die Gerichte sind bisher der Meinung gewesen, daß die Tiraden des Grafen Pückler nur „bildlich" gemeint und nicht imstande seien, einen der Hörer zur wirklichen Tat aufzustacheln. Das mag ganz richtig sein, zumal, da diese Hörer die Versammlungen des Dreschgrafen wahl nur besuchen, um einen Bierulk zu genießen und einen leibhaftigen Grafen als **Narren** auf der Tribüne zu sehen. Man darf vielleicht auch erstaunt sein, daß bisher weder die Familie des Grafen noch die Gerichte einen Anlaß genommen haben, seinen pathologischen Zustand zu prüfen und ihn einer gerichtsärztlichen Untersuchung zu unterwerfen. Man hat schon manchen in das Irrenhaus wandern sehen, dessen geistige Verfassung weniger gemeingefährlich war als die des Grafen Pückler. Aber, wenn wir an dieser Stelle auf das Thema überhaupt eingehen, so liegt der Grund in anderen Erwägungen: So lange die Juden in Deutschland die gesetzliche Gleichberechtigung genießen, so lange muß auch ihrer Ehre und ihrem Eigentum der gesetzliche Schutz gesichert bleiben. Das Eigentum der Juden aber wird durch die Rede des Grafen Pückler gefährdet, ihr Ehrgefühl auf das schmählichste verletzt. Unmerklich wirkt auch die Sprache, die in den Flugblättern angeschlagen wird, auf den allgemeinen Ton im Verkehr mit den Juden, — Nahheit ist aber stets ein Eingeständnis des Unrechts. So kommt es, daß der Antisemitismus an sich den schlimmsten Schaden erleidet, wenn solche Rohheiten, wie sie Graf Pückler vorträgt und empfiehlt, in der Oeffentlichkeit noch weiter geduldet werden. Diese Wirkung tritt um so sicherer ein, als selbst in gebildeten Kreisen nicht immer ein Unterschied gemacht wird zwischen den einzelnen Richtungen des Antisemitismus und ihren typischen Vertretern: Man wirft einen Lattmann aber Graf Reventlow mit einem Menschen wie den Grafen Pückler in einen Topf zusammen und spricht ein Verdammungsurteil über die gesamte Bewegung, unbekümmert darum, daß in ihr so mancher gesunde und berechtigte Kern in sich birgt.

Darum sollten, wo Gericht und Polizei versagen, die Antisemiten aus der Erkenntnis, daß die Reden des Grafen Pückler nicht die Juden, sondern sie selbst auf das schwerste schädigen, mit allem Nachdruck vor der Oeffentlichkeit jede Gemeinschaft mit dem **wütenden Harlekin** ablehnen. Sonst wird zum mindesten die große Masse ihnen einen Teil der Verantwortung für die Pücklerschen Sünden auferlegen.

Als sehr zutreffend bezeichnet das deutschsoziale Hamburger „Deutsche Blatt" diese Ausführungen und die „Deutsche Hochwacht", das Organ des „Deutschen Volksbundes" schließt sich dem an, wobei allerdings zu bemerken ist, daß diese beiden Blätter in ihren Spalten eine ganz ungewöhnliche Rohheit in Ton und Inhalt kultiviren, was sie wenig geeignet erscheinen läßt, sich als Moral-

prediger aufzuspielen und über die Ausschreitungen eines Pückler sich zu entrüsten.

Die Magdeburger „Sachsenschau" schreibt (30. 10.):

„Die „Sachsenschau" hat wiederholt das Auftreten des Grafen Pückler zu Berlin scharf gebrandmarkt und die Berliner aufgefordert, sie möchten dem Spektakel dadurch ein Ende machen, daß sie die Pückler-Versammlungne nicht mehr besuchen. Die Aufforderung hat keinen Erfolg gehadt. Wir hatten erwartet, daß die Berliner Gesinnungsgenossen offen und energisch Protest gegen das Auftreten des Grafen erhöben nnd ihn ein-für alle Mal von den Rockschößen abschüttelten. Das ist nicht geschehen. Und so bleibt diesen Berlinern wiederum das Verdienst vorbehalten, daß von den Gegnern Graf Pücklers **unqualifizierbares Vorgehen** der Bewegung zur Last gelegt nnd der Skandal ruhig weiter fortgesetzt wird.

. . . . Zur Ehrenrettung des gesamten deutschen Volkes bemerken wir, daß dieser Wahnwitz einzig und allein in Berlin, sonst nirgends im deutschen Vaterlande Boden und Aufnahme findet. Anderwärts hat man längst begriffen, daß Graf Pückler ein schwerkranker Mann ist. Nur am Sitze der Intelligenz begreift man es nicht, weder Juden noch Christen."

Des Abg Memminger „N. Bayer. Landesztg." in Würzburg, die so manches Mal die Pücklerschen Tiraden mit Behagen abgedruckt hat, meint jetzt:

„Wenn Graf Pückler diese Aeußerungen wirklich getan hat, dann gehört er ins **Narrenhaus.**"

Und die „Deutsche Wacht" des Abg. Zimmermann, des Führers der „Reformpartei" sagt (29. 10);

„In der Verdammung solcher wahnsinnigen Redensarten dürften wohl alle vernünftigen und anständigen Menschen einig sein, nnd die Reformpartei hat sehr recht daran getan, diesen „eigenartigen" Antisemiten von ihren Rockschößen abzuschütteln."

Diese Bemerkung des Dresdener Antisemitenblattes stellt den Gipfel der Unverfrorenheit und Heuchelei dar. Denn einer der Führer der „Reformpartei", Herr Wilhelm Bruhn, war bis vor kurzem der Impresario des „eigenartigen" Antisemiten. Ohne Bruhns Unterstützung würde der Pücklerunfug nimmermehr die große Ausdehnung angenommen und sich so lange Jahre über Wasser gehalten haben. Vor einigen Monaten hat Herr Bruhn allerdings die Geschäftsverbindung mit seinem Protegé gelöst, damit aber keineswegs den Stab über ihn gebrochen. Die „Staatsbürgerztg." sagte damals, sie erblicke in dem Grafen einen von heiliger Begeisterung für sein deutsches Vaterland getragenen Mann, dem es mit der Lösung der Judenfrage bitter Ernst sei. Wenn heute jemand den Geisteszustand des Grafen Pückler anzweifeln sollte, so könne dahinter nur Böswilligkeit oder Unkenntnis und völlige Verkennung oder Verdrehung seiner edlen Ziele stehen, und sie würde dem auf das entschiedenste entgegentreten.

Heute, wo alle Welt über den Geisteszustand des antisemitischen Junkers sich klar ist, unterläßt es das Organ des Herrn Bruhn, den Zweiflern „entschieden entgegenzutreten". Es hüllt sich hartnäckig in Schweigen. Aber bald wird auch die „Staatsbürgerztg." ihren Grafen fallen lassen, wie sie einst dem von ihr begünstigten Ahlwardt den Laufpaß gegeben hat: Die Ratten verlassen das sinkende Schiff!

---

## Jüdische Staatsbürger und Simultanschule.

Von Otto Pautsch-Berlin.

II.

Der preußische Staatsbürger ist viel mehr an der Erhaltung der Simultanschule interessiert, als die Angaben der Unterrichtsstatistik vermuten lassen; denn die offizielle Sprache hat sich einen Begriff vom simultanen Schulwesen gebildet, der hinter den Tatsachen zurückbleibt. Nach der Auffassung der preußischen Unterrichtsstatistik gilt eine Schule erst dann als simultan, wenn sich ihr Lehrkörper aus Mitgliedern verschiedener Bekenntnisse zusammensetzt. Eine Schule also, die 50 evangelische, 20 katholische und 15 jüdische Kinder hat, gilt als „evangelische Konfessionsschule", wenn sie ein evangelischer Lehrer leitet. In Wirklichkeit aber wird doch der simultane Charakter in erster Linie von der Konfession der Schüler, in zweiter und dritter Linie von dem Bekenntnis der Lehrkräfte und der Gestaltung des Lehrplanes abhängig zu machen sein. In dieser Richtung muß man auch die Angaben der preußischen Unterrichtsstatistik vom Jahre 1904 ergänzen.

Es saßen am 27. Juni 1901 in den öffentlichen Volksschulen Preußens 24 022 jüdische Schüler, und zwar 16 733 in Stadt- und 7289 in Landschulen. Es besuchten jüdische Schulen 6937 oder 28,88%, evangelische 8640 oder 35,97%, katholische 3283 oder 13,66% und paritätische 5162 oder 21,49%. In den Stadtschulen steigt diese Zahl auf 28,82%. In Wirklichkeit sitzen also in der Gesamtmonarchie 71,12% aller jüdischen Volksschüler mit Andersgläubigen auf derselben Schulbank, sind also im eigentlichen Sinne simultan beschult. 10—15 000 jüdische Familien sind ganz direkt an der Frage interessiert, wie in Zukunft die Gestaltung des paritätischen Volksschulwesens in Preußen sein wird. Ihr Interesse liegt nicht nur in dem reinen Erziehungsmoment, sondern auch in der finanziellen Grundlage der Volksschule, für die der Schulantrag vom 13. Mai dieses Jahres auch eine anderweitige Regelung wünscht. — In Zukunft sollen nämlich alle Verpflichtungen von Hausvätersozietäten, Kirchen- und Synagogengemeinden aufhören und die Volksschule auf den Etat der politischen Gemeinde übernommen werden. Das jüdische Konfessionsschulwesen hat sich finanziell wesentlich auf der Basis der Synagogengemeinde aufgebaut, durchgängig im Regierungsbezirk Kassel und fast ebenso in der Provinz Hannover, wo 33 jüdischen Stadtschulen 26 verpflichtete Synagogengemeinden gegenüberstehen. Die offenkundige Tendenz des Schulantrages, der Entwickelung des Simultanschulwesens Einhalt zu gebieten, um dem Schulwesen Preußens den unverfälschten konfessionellen Charakter zu geben, wird zu einer weiteren Zerstörung und konfessionellen Zersplitterung der Schulsysteme führen, die von der Statistik zwar nicht als simultan geführt werden, in denen aber jüdische neben evangelischen und katholischen Kindern sitzen.

Das ist die Angriffsfläche der Schulkompromißler, denen Konfessionalität um jeden Preis über alles geht. Daran sind nach den vorhin genannten Angaben 8640 jüdische Kinder oder 35,97% in evangelischen und 3283 Kinder oder 13,66% in katholischen Schulen beteiligt. Hat die Minderheit nach dem Schulantrage das Recht, eine konfessionelle Schule für ihre Jugend zu fordern, so folgt daraus das moralische Recht der Mehrheit, und zwar in innerer Harmonie zum Gesetzgeber, alle Minen springen zu lassen, um der Minderheit die gemeinsame Schule zu verleiden. Zwar hat die Sache einen finanziellen Haken; denn der Schulantrag, falls er in seinem ganzen Umfange und Inhalt Gesetz werden sollte, läßt es nicht mehr zu, die Schullast kirchlich zu basieren. Wo man in Zukunft also die jüdischen Mitbürger durch religiösen Fanatismus zur konfessionellen Schulabsplitterung auf dem Boden des Kompromisses drängt, wird man zwar die neue jüdische Konfessionsschule auf den Gemeindeetat übernehmen müssen, aber sich auf Umwegen durch allerhand Steuerchikanen gegenüber den jüdischen Mitbürgern der politischen Gemeinden schadlos zu halten wissen. Auf dem Boden des religiösen Fanatismus ist nach den Lehren jedes Zeitalters unserer Geschichte jede auch noch so unreine Blüte möglich. Dieselbe Praxis wird sich auch dort durchzusetzen versuchen, wo die schon vorhandenen 73 städtischen und 63 ländlichen Verpflichtungen von Synagogen-

gemeinden zur Unterhaltung jüdischer Volksschulen auf den Etat der politischen Gemeinde übergehen. Allein die Simultanschule gibt hinsichtlich der Schulunterhaltungspflicht unsern jüdischen Mitbürgern die volle Gewähr der Gerechtigkeit.

Die Anlage der preußischen Schulstatistik erlaubt es nicht, das ganze Elend der konfessionellen Schulzersplitterung in schulorganisatorischer Hinsicht zu beleuchten. Für das jüdische Schulwesen ist das noch am ehesten möglich, wenn man sich folgende Zahlen vergegenwärtigt:

Es beträgt der Durchschnitt für eine Schule in der Gesamtmonarchie in

| jüdischen Schulen | | evangelischen Schulen | | katholischen Schulen | |
|---|---|---|---|---|---|
| Stadt | Land | Stadt | Land | Stadt | Land |
| 32 | 19 | 473 | 98 | 428 | 143 |

Es ist im evangelischen sowohl als auch im katholischen Lager sehr wohl möglich, mehrklassige Schulkörper auszubauen, nicht aber mit 32 bezw. 19 Schülern in den jüdischen Konfessionsschulen. Die konfessionelle Scheidung öffnet dem Zwergsystem im Schulwesen der Minderheit Tor und Tür. Es gibt keinen Grundsatz gesunder Pädagogik, der diesem schweren schulorganisatorischen Schaden die Wage halten könnte. Man operiert heute im Lager der Kompromißfreunde so gern mit dem Begriff der „Persönlichkeitspädagogik". Gewiß, die Persönlichkeit des Lehrers ist der Nerv der Erziehung, aber nicht im Sinne der Konfession. Wissenschaftlicher Wahrheitsdrang, ernste Lebensführung, Abgeklärtheit und Konsequenz in Wort und Tat bedingen den Wert der Persönlichkeit. Der größte Konfessionsfanatiker kann und wird in den meisten Fällen ein recht schlechter Lehrer sein, da er nur nach dem Gesetz des „Leistens", über den man alles ohne Wahl schlägt, da handelt, wo mit seinem Takt individuelle Differenzierungen zu beachten sind. Jener Begriff der Persönlichkeit des Lehrers erschöpft sich weder mit der ein- oder mehrklassigen Schule, sondern ist Grund- und Eckstein jeder Lehranstalt. Die Frage der Schulorganisation liegt auf der andern Seite und ist ein zweiter mitbestimmender Faktor bei der Würdigung der Wertigkeit eines Schulwesens. Jeder Pädagoge und gebildete Laie, der sich in konfessionellen Fragen einen vorurteilsfreien Blick bewahrt hat, wird sich noch heute zu den Grundsätzen bekennen müssen, die Dr. Falk am 17. Juni 1876 im Herrenhause entwickelte. Er sagte: „. . . es ist nirgends von meiner Seite angeordnet worden, es solle prinzipiell auf Errichtung solcher Schulen hingewirkt werden. Niemals! Es ist nur zweierlei meinerseits geschehen; es ist den Regierungen gesagt worden, daß da, wo die Trennung der Schule in einzelne konfessionelle Schulen die Erreichung der Ziele der Schule wesentlich erschwere, und wo diese Erschwernis so sei, daß der Schulzweck nur erreicht werden kann durch Vereinigung der getrennten Schulen zu einer Schule, daß dann allerdings von ihr die Anregung dazu gegeben werden solle, und es ist — und dies beschränkt sich auf sehr wenige Fälle, wenn die Erörterungen mit den Beteiligten in dieser Richtung zu keiner Verständigung führten — dann allerdings im Falle absoluter Notwendigkeit, der Notwendigkeit nämlich, die Schulziele sonst nicht erreichen zu können, eine zwangsweise Vereinigung eingetreten. Dies ist die eine Seite. Nun die andere. Kommt von denen, die zur Unterhaltung der Schule verpflichtet sind, die Anregung zu einer derartigen Vereinigung, so ist der Gesichtspunkt, unter welchem einer solchen Folge zu geben, zunächst der, daß, wo es sich um sogenannte Schulgemeinden handelt, eine Einigung dieser Schulgemeinden vorhanden sein muß, und wo es sich um Kommunalschulen handelte, der Antrag der Organe der zu deren Unterhaltung verpflichteten Gemeinden vorliegen muß. Es muß aber noch einem weiteren genügt werden; es muß durch die Vereinigung in der Tat das Schulwesen gebessert werden. Im Verlauf der Rede forderte der Minister dann noch von solchen paritätischen Schulen, „daß in vollem Maße Sorge getragen wird für den konfessionellen Religionsunterricht" und „daß das Lehrerkollegium zusammengesetzt wird aus Lehrern verschiedener Konfession."

Diesen Grundsätzen gegenüber nun die Wirklichkeit im jüdischen Konfessionsschulwesen!

Von 244 Schulen sind 209 einklassig, soweit sich das aus der Statistik herauslesen läßt. Entwickeltere Schulkörper jüdischer Konfessionalität finden wir in Beuthen in Oberschlesien mit 6 Lehrkräften, 6 Schulklassen und 227 Kindern, in Altona mit 7 Lehrkräften, 8 Klassen und 132 Kindern, in Dortmund mit 4 Lehrkräften, 4 Klassen und 164 Kindern und in Köln mit 8 Lehrkräften, 8 Klassen und 428 Kindern. In Summa also werden von den 5483 jüdischen Kindern, die in jüdischen konfessionellen Stadtschulen sitzen, nur 911 oder 16,61% annähernd, aber auch nur annähernd unterrichtlich so gut versorgt, wie die christlichen Volksschüler derselben Städte. Typisch sind die Verhältnisse in Hannover und Hessen-Nassau. Die Provinz Hannover sowohl als auch der Regierungsbezirk Kassel haben ein streng durchgeführtes Konfessionsschulwesen, das zumeist auf älteren Schulgesetzen der vorpreußischen Zeit beruht. Der Regierungsbezirk Wiesbaden besitzt das beste Simultanschulwesen der Monarchie. In den Stadtschulen der betreffenden Konfession der Provinz Hannover sitzen:

| Konfession | Zahl der Kinder | Zahl der Schulen | Durchschnitt für eine Schule |
|---|---|---|---|
| jüdische | 554 | 33 | 17 |
| evangelische | 109 727 | 262 | 418 |
| katholische | 16 667 | 61 | 273 |

Der Schwerpunkt der jüdischen Schulen liegt im einklassigen System. Tatsächlich sind von den 33 Schulen nur 4 zweiklassig mit 202 Schülern. Dagegen erfreut sich die evangelische Mehrheit großer mehrklassiger Organisationen, und auch die katholische Minderheit der Provinz ist noch bedeutend besser gestellt als die jüdische Bevölkerung. Die Ursachen sind in der starken Hypertrophie des konfessionellen Schulwesens in Hannover überhaupt zu suchen. Tonangebend ist nicht die jüdische Bevölkerung, sondern die Gesetzgebung und Verwaltungspraxis, die in diesem Rahmen durch den Schulantrag für nicht absehbare Zeit festgelegt werden sollen.

Was bei anderen Grundsätzen auch für die Kinder unserer jüdischen Mitbürger zu erreichen ist, beweist das Beispiel der Provinz Hessen-Nassau. Von den 519 jüdischen Stadtschülern des Regierungsbezirks Wiesbaden besucht auch nicht einer eine jüdische Konfessionsschule. Dagegen sitzen von 846 jüdischen Schülern des Regierungsbezirks Kassel 658 in 33 jüdischen Konfessionsschulen, von denen 32 einklassig sind. Die Katholiken desselben Bezirks bringen es wenigstens auf den Durchschnitt von 3,6 Lehrkräften für jede Schule. Eines ganz anderen Schulwesens erfreut sich die jüdische Bevölkerung im Regierungsbezirk Wiesbaden auf Grund des dortigen vorzüglich entwickelten

Schulwesens. Zur Veranschaulichung folgende statistische Tabelle auf Grund der neuesten Schulstatistik vom Jahre 1901.

| Regierungsbezirk | Gesamtzahl der Stadtschulen | Es hatten aufsteigende Klassen bezw. umfaßten von 100 Schulen | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 1 Klasse | von je 100 Schulen | 2 Klassen | von je 100 Schulen | 3 Klassen | von je 100 Schulen | 4—8 Klassen | von je 100 Schulen |
| Wiesbaden | 91 | 2 | 0,2 | 1 | 0,1 | 11 | 12,2 | 77 | 87,5 |
| Kassel | 149 | 48 | 32,2 | 6 | 4,0 | 27 | 18,1 | 68 | 45,7 |

Im Regierungsbezirk der Konfessionsschule dominiert die 1—3 klassige Schule, im Regierungsbezirk der Simultanschule die 4—8 klassige. Im Regierungsbezirk Wiesbaden nehmen die jüdischen Kinder an einem Schulwesen teil, das städtischer Verhältnisse auch würdig ist; als geradezu unwürdig aber muß man es verzeichnen, wenn Glaubensgenossen derselben Provinz ihre Kinder in Städten einklassig beschulen müssen. Sie sind damit geistig nicht nur gegenüber ihren Mitbürgern im engeren Glaubensverbande, sondern allgemein staatsbürgerlich betrachtet stark benachteiligt. Dorfschulen dürftigster Art in Städten!

Das veranschaulicht folgende Tabelle:

| Regierungsbezirk | Gesamtzahl der Schüler | Es saßen in Schulen mit aufsteigenden Klassen bezw. von je 100 Schülern | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 1 Klasse | von je 100 Schülern | 2 Klassen | von je 100 Schülern | 3 Klassen | von je 100 Schülern | 4—8 Klassen | von je 100 Schülern |
| Wiesbaden | 52441 | 80 | 0,2 | 120 | 0,3 | 2265 | 4,3 | 49976 | 95,2 |
| Kassel | 39857 | 1316 | 3,3 | 626 | 1,6 | 4876 | 12,2 | 33039 | 82,9 |

Wenn man annimmt, daß eine normale Stadtschule erst bei einer vierklassigen Organisation beginnt, so ist im simultan beschulten Regierungsbezirk Wiesbaden jedes 20. Kind unterwertig eingeschult, in den konfessionell geschiedenen Schulen des Regierungsbezirks Kassel schon jedes 5. Kind, und auf dem Gefrierpunkt dieser pädagogischen Skala haben wir das jüdische Konfessionsschulwesen zu suchen. Man fragt sich neben andern schwerwiegenden Erwägungen pädagogischer und wirtschaftlicher Natur auch billig: „Wie finden solche Kinder den Anschluß an höhere Lehranstalten?" Das ist selbstverständlich nur möglich durch Privatunterricht, also durch Aufwendung besonderer Geldmittel. So durchkreuzt die Konfessionsschule selber den Staatsgedanken in der öffentlichen Jugenderziehung, indem sie auf den Weg der Privathilfe und weiter der Privatschulen drängt. Vom Standpunkte des Staatsbürgers und Pädagogen kann ich im gemeinsamen Interesse' mit unsern jüdischen Staatsbürgern nur unterstreichen was seinerzeit die „Frankfurter Zeitung" bei einer Beleuchtung des Schulwesens der Provinz Hessen-Nassau schrieb: „Die Gegenüberstellung der beiden Regierungsbezirke, wie wir es im Vorstehenden an der Hand der amtlichen Statistik getan haben, dürfte für objektiv denkende Leute Beweis genug sein, daß es sich im Interesse der Jugend nicht darum handeln kann, in Uebereinstimmung mit dem famosen Schulantrage den jetzigen Besitzstand der Simultanschule notdürftig zu wahren, sondern daß wir durch gesetzgeberische Maßnahmen sowohl als durch die Verwaltungspraxis zu erkennen geben, daß die Simultanschule in allen gemischt-konfessionellen Gegenden allein die Schule der Zukunft sein kann".

Vor der Tür der Simultanschule steht der Wille zur Toleranz gegen Andersgläubige, aber auch der bewußte Gedanke einer einheitlichen deutschen Kultur. Ich gebe gern zu, daß es auch jüdische Mitbürger geben wird, denen es in dieser oder jener Richtung an dem nötigen Gleichmaß fehlt Aber Erfahrung und Statistik beweisen, daß man durchschnittlich diese Behauptung nicht aufstellen darf. Zum Beweise die Bezirke der Simultanschule. Von je hundert Kindern der betreffenden Konfession besuchen eine Simultanschule:

| Regierungsbezirk | Juden | Evangelische | Katholiken |
|---|---|---|---|
| Danzig | 51,53 | 35,39 | 32,57 |
| Marienwerder | 63,55 | 30,67 | 39,19 |
| Posen | 22,48 | 14,95 | 11,79 |
| Bromberg | 27,01 | 20,11 | 17,48 |
| Oppeln | 28,67 | 13,92 | 5,82 |
| Wiesbaden | 59,11 | 39,86 | 43,24 |

Also von dem nötigen Willen ihre Kinder der Simultanschule zu überweisen, fehlt es unseren jüdischen Mitbürgern nicht, im Gegenteil sogar. Aber auch der beste Wille in öffentlichen Dingen ist lahmgelegt, wenn er nicht politisch zum Ausdruck kommt Wenn der Kampf um die Schule auf der ganzen Linie entbrennen wird, dann dürfen wir hoffen, unsere jüdischen Mitbürger in dem Lager zu sehen, wo für die Simultanschule gekämpft wird. So ist es eines Volkes würdig, auf dessen Kulturboden ein Lessing seinen „Nathan" geschrieben hat.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Konservative und Antisemiten.** Die Antisemiten pürschen eifrig in den konservativen Jagdgründen. Nachdem die „Reformpartei" jetzt im Reichstagswahlkreise Jerichow in den konservativen Besitzstand eingebrochen ist, wo sie nach Mitteilungen, die uns aus dem Wahlkreise zugehen, wahrscheinlich den Konservativen auf dem Lande eine ganz erhebliche Stimmenzahl abnehmen wird, wird die deutschsoziale Partei der Liedermannschen Richtung demnächst dem Beispiel der „Reformpartei" folgen und den Wahlkreis Norden-Emden-Leer, der zurzeit durch den Fürsten zu Inn- und Knyphausen im Reichstage vertreten wird, aufs Korn nehmen. Preßorgane dieser Richtung stellen schon eine selbständige antisemitische Kandidatur in diesem Wahlkreise für die nächsten Wahlen in Aussicht.

**Wegen der neuerdings verbreiteten Flugblätter des Grafen Pückler-Kl. Tschirne** ist, wie die „Voss. Ztg." erfährt, von der Staatsanwaltschaft am Berliner Landgericht I das Strafverfahren sowohl gegen den Grafen Pückler wie gegen den Inhaber der Druckerei H. Mitsching, Bernauer Straße 43, eingeleitet worden.

**Die angebliche Toleranz der Antisemiten gegenüber den Angehörigen der beiden christlichen Konfessionen** ist, wie wir schon wiederholt nachgewiesen haben, ein großer Schwindel. In den Reihen der Reformpartei wie der Deutschsozialen findet man die wütendsten Katholikenfresser. Die Zimmermann'sche

„Deutsche Wacht" schreibt in ihrem diesjährigen Reformationsfestartikel mit Bezug auf die Aufhebung des § 1 des Jesuitengesetzes:

„Während man sonst mit allen Mitteln moderner Hygiene eine Seuche von den Grenzen unseres Vaterlandes fernzuhalten sucht, will man nicht nur keinen Finger rühren, nein, man tut in einer unerhörten Borniertheit und unglaublichen Kurzsichtigkeit, als ob die Lehrmeisterin der Menschen, die Geschichte, nur da wäre, um nichts von ihr zu lernen, man tut sogar noch das Seine dazu, die sittliche Pest bei uns einzuschleppen und die geschworenen Feinde aller Geistesfreiheit und alles Kulturfortschrittes bei uns einzulassen."

Die Jesuiten als sittliche Pest zu verunglimpfen, ist wahl das stärkste Stück schamlaser konfessianeller Verhetzung, dem wir bisher in der antisemitischen Presse begegnet sind.

Eine gleiche haßerfüllte Gesinnung gegen den Katholizismus atmet eine Zuschrift eines Professars A. Sch. in Stetten bei Lörrach an das Hamburger „Deutsche Blatt", das offizielle Organ der Antisemiten Liebermann'scher Richtung. Es heißt darin u. a. aan den „Ultramantanen":

„Sie sind die schlimmsten Feinde des deutschen Reichs. Kein gehorsamer Katholik darf anders denken als sie . . ."

„Daß wir es mit den Ultramontanen halten, macht uns in den Augen jedes Aufgeklärten zu ihren Mitschuldigen, so daß es ganz unmöglich ist, diese zu uns heränderzuziehen, weil wir im Kampfe gegen die Jesuiten versagen."

Das offizielle Organ der Deutschsazialen sucht allerdings den aufgeregten Gesinnungsgenassen zu beschwichtigen, u. a. durch den Hinweis, unter den Parteimitgliedern bildeten die Katholiken vielleicht eine ebenso staltliche Minderheit wie im deutschen Valke, aerschanzt sich aber andererseits hinter das Parteipragramm; es sei Ehrenpflicht zu halten, was im Parteiprogramm steht:

„Danach, heißt es weiter, stehen wir nicht auf dem Baden einer der beiden Konfessionen, danach müssen wir ferner Zwistigkeiten zwischen ihnen zu vermeiden suchen. Ob das richtig ist oder nicht, darüber hat man nicht mit unserem Blatte, sondern mit unserem Programm zu rechten.

Wer es für nicht richtig hält, nun, der wird, wenn es ihm dazu wichtig genug ist, ja jetzt bei der Programm-Revision die nötigen Schritte tun können. Verschmäht er das, so darf er hinfort über diese Haltung des Parteiblattes nicht murren."

In das Parteipragramm den „Kampf gegen Rom" aufzunehmen, werden die Herren Deutschsazialen sich aber weislich hüten, weil das ihnen bei den Wahlen schlecht bekommen könnte. Dafür nehmen sie aber um sa lieber gelegentlich in ihrem offiziellen Organe van salchen Kundgebungen gegen den Katholizismus Notiz, um der in der Partei weit verbreiteten Abneigung gegen „Jesuitismus und Klerikalismus" entgegenzukammen.

**Ueber Lueger** gehen die Meinungen der verschiedenen deutschen antisemitischen Richtungen bekanntlich sehr auseinander. Das hat sich auch jetzt wieder in den Festartikeln anläßlich des fechzigjährigen Geburtstages des Wiener Oberbürgermeisters und Führers der österreichischen christlichsazialen Partei gezeigt. Nur die Zentrumspresse und insbesondere die stark antisemitisch angehauchte feierte mit gratesk wirkender Ueberschwänglichkeit die Verdienste des Oberhauptes aan Wien. Die alldeutsch-antisemitischen Organe übten aber zum großen Teil an der politischen Tätigkeit Luegers eine scharf ätzende Kritik. Die Dresdner „Deutsche Wacht", das Organ des Abg. Zimmermann macht es ihm besanders zum Varwurf, daß „den palitischen Eraberungen der christlichsazialen Partei in Wien und Niederösterreich keinerlei Niederlagen des Judentums auf sozialem Gebiet gegenüberstehen". Im Gegenteil:

„Immer neue jüdische Kaufläden entstehen, so jammert der Wiener Korrespondent des antisemitischen Blattes, immer mehr jüdische Anwälte und Aerzte etablieren sich, immer mehr jüdische Professoren werden ernannt, die jüdische Presse hat einen namhaften Zuwachs erfahren, und selbst das einzige bisher von Juden unabhängige, von Wiener Christen gegründete Theater ist dem jüdischen Einfluß wieder ausgeliefert worden. Nicht genug damit, macht selbst die antisemitische Gemeindeverwaltung mit Juden Geschäfte, wo sie es nicht nötig hat, die christlichsoziale Partei schließt auf dem Lande mit Juden Wahlbündnisse und die antisemitische Presse läßt sich durch Aufnahme von Anzeigen jüdischer Firmen von ihrem Parteistandpunkte abdrängen. Diese Sachtage hat sogar ihren monumentalen Ausdruck gefunden. In dem Bezirk Josefsstadt, der als antisemitische Hochburg und Ktrsitz des Altwiener Bürgertums galt, erhebt sich ein neuer jüdischer Tempel, dessen Turm in unverkennbarer Absicht gerade in die Gasse hinunterschaut, in der das antisemitische „Deutsche Volksblatt" seinen Sitz hat".

Schauderhaft, höchst schauderhaft! Warum hat auch Lueger nicht „ganze Arbeit" gemacht und den Juden samt und sonders den Stuhl vor die Tür gesetzt, aber nach besser, sie nach dem Rezept der Bielahlaweck und Schneider, einfach für alle Zeiten unschädlich gemacht? Ebensawenig kann die „Deutsche Hachwacht", das Organ des „Deutschen Valkbundes" in die jubelnden Weisen auf Lueger einstimmen.

„Wie könnten wir es je, so ruft das Blatt unmuthsvoll, vergessen, daß Lueger das taufrische Erwachen des Deutschbewußtseins der Wiener Bevölkerung lediglich dazu benutzt hat, dem Klerikalismus ein warmes Bett zu bereiten! Was sind denn diese niederösterreichischen „Christlich-Sozialen"? Hier haben wir eine Gruppe von „Antisemiten", die durch diesen verdammten Namen immer wieder mit uns znsammengeworfen werden, und die doch in ihrer Wesensart, in ihrer Wettanschauung von uns durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind. . . .

Daß wir einen solchen Mann nicht an unsere Rockschöße gehängt wissen wollen, das kann uns niemand verdenken. Wenn wir ihm gteichwohl zu seinem heutigen Geburtstage „Glück winschen", so tun wir es im Interesse Wiens, für das allein er wirklich etwas getan hat, nnd das ihn hente gebraucht. Aber eine deutschvölkische Bewegnng hat mit ihm nichts gemein; sie hat ihn zu ihren Gegnern zu zählen. . . .

Wenn demgegenüber die nationale Presse dou ihm sagt, er sei „das Vorbild eines echten, wahren Volksmannes, ein Anwalt des Rechts", so ist uns das unverständlich. Ilud wenn es heißt, er sei „ein überzeugungstreuer Christ und ein Anhänger seines Kaiserhauses" — so kann doch darin nicht das Band gefnnden werden, das ihn mit deutschen, volkstreuen Kreisen verknüpfe. Ein überzeugungstreuer Christ war auch Herr Dr. Lieber, der Kuhhändler des Zentrums; und ein Anhönger seines Kaiserhauses war auch der selige Baron von Cohn-Dessau. Aber deutschvölkisch waren sie alle beide nicht; weder Herr Lieber noch Herr v. Cohn."

Die deutschen Valksbündler sind überhaupt nicht gut auf Lueger zu sprechen. Wie kürzlich schon erwähnt, hat Professar Förster in einer Stettiner Versammlung eine donnernde Philippika gegen Lueger gehalten, der sich in den letzten 10 Jahren immer mehr und mehr van jüdischem Einfluß habe umgarnen lassen, und für alle Zeit für die deutsche Sache verlaren sei.

---

## Vermischtes.

**Theodor Fontane über die „Kreuzztg".** Theadar Fontane war ein konseroatiaer Mann und er wurde daher aft zum Antisemiten gestempelt. In Wirklichkeit aber lag, dem ausgereiften Fantane wenigstens, nichts ferner als der palitische und gesellschaftliche Antisemitismus und man weiß, wie häufig und wie gern er in seinen letzten Jahren, also in der Periade feines höchsten dichterischen Schaffens, mit gebildeten Juden verkehrte. Aber schan im Jahre 1870, wo er, „der Nat gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", nach Redakteur der „Kreuzztg." war, hatte er vor diesem frömmelnden reaktionären Blatte wenig innere Achtung und in einem Briefe an seine Frau, wo der wahre ungeschminkte Charakter sich zeigt, verleiht er seiner Gesinnung Ausdruck. In einem im 1. Oktoberheft des „Litt. Echo" veröffentlichten Brief Fontanes vam 11. Mai 1870 findet sich folgendes Urteil über die Moral der „Kreuzztg.":

„Du weißt, daß ich längst entschlossen wor, in dieser Weise (die Redaktian niederzulegen) zu handeln und daß lch die Brutalität, die darin liegt, unsere Freiheit und unsere geistigen Kräfte auszunutzen, ahne varsarglich und human an unsere alten Tage zu denken, — ich sage, daß ich diese Brutalität nlcht mehr ertragen kann. Sa aft ich an diesen Punkt denke, empöre ich mich, und zwar nicht das schlechte in mlr, sandern das Gute. Es ist gemein, beständig graße Redensarten zu machen, beständig Christentum und Bibelsprüche im Munde zu führen und nie eine gebatene Rücksicht zu üben, die allerdings van Juden und Industriellen, van allen denen, die in unseren biederen Spalten bekämpft werden, astmals und reichlich geübt wird."

Wie würde nun dieser Fontane, der sich schon von der „Kreuzztg." innerlich angewidert fühlte, nun gar über die eigentlichen Organe des Antisemitismus, über das Berliner Pückerblatt z. B., denken! Es ist eine alte Erfahrung, ein vornehmer Geist, mag er noch so konservativ sein, fühlt sich immer vom Antisemitismus angeekelt, sobald er ihn in seiner wahren Gestalt kennen lernt. Die Antisemiten sollten endlich den Versuch aufgeben, jeden bedeutenden Mann ais Kronzeugen für den Antisemitismus anzurufen, denn wie bei Bileam wird daraus kein Fluch für die Juden, sondern für die Hetzer und Judenhasser.

**Aus Heidelberg** schreibt man uns: „Der Deutsche Schulverein hat bekanntlich zeitweilig in Oesterreich selbst, aber auch im Reiche, an manchen Orten solche krassen antisemitische Allüren gezeigt, daß man dem Verein da und dort geradezu antisemitische Nebentendenzen nachsagte, und es haben sich manche jüdische Mitglieder deshalb von dem Verein zurückgezogen. Ist doch dieser Verein überhaupt vielfach unlogisch in seinen Bestrebungen und also auch in seiner Arbeit, je nachdem die Leitung der Lokalvereine oder auch des Hauptvereins in Anspruch genommen wird. Man will das Deutschtum im Ausland unterstützen, beschützen, aber andererseits ist man gegen Nichtdeutsche im eigenen Lande intolerant und bemüht sich sie zu verdrängen.

Daß man auch die Juden zu den Nichtdeutschen im eigenen Lande zählt, ist schon der reine Antisemitismus, aber es kommt doch vor, daß man sich scheut den Namen zu führen.

In Heidelberg ist kürzlich der langjährige Vorsitzende der Sektion des Deutschen Schulvereins, Professor Dr Strauch, gestorben, der niemals als Antisemit an die Oeffentlichkeit trat, und doch hat er nun durch sein Testament bewiesen, daß er Antisemit war.

Der a. o. Professor Dr. Strauch, der erst im letzten Jahrzehnt wenigstens ein bezahltes Amt als Bibliothekar des juristischen Seminars inne hatte, für welches ihm ein jüdischer Kollege, der nach auswärts in eine ordentliche Professur berufen worden war, Platz gemacht hatte, gehörte zu den Verletzten, die im Juden den Konkurrenten sehen, aber nie bedenken, wie ihre schlechte Karrière lediglich ihrer Persönlichkeit und ihren geringen Leistungen zuzuschreiben ist.

So war Strauch anstandsholber Antisemit im Stillen. In seinem letzten Willen hat er M. 18 000 der Juristenfakultät Heidelberg vermacht mit der Bestimmung, diese Summe zunächst durch Zinszuschlag auf M 30 000 zu bringen und dann den Zins dieser M. 30 000 an Dozenten der Fakultät zu Studienzwecken zu vergeben.

Aber er hat ausgeschlossen jede Verleihung an Juden und solche Dozenten, welche Juden unter ihren Ahnen hatten, an Judenabkömmlinge darf nichts vergeben werden. Ob die Universität trotz dieser Bestimmung das Vermächtnis annehmen wird, annehmen wird können, ist sehr zu bezweifeln, denn welche Mühe würde es machen, alle Bewerber auf Jahrhunderte zurück dahin zu prüfen, ob nicht etwas jüdisches Blut in ihren Adern fließt.

Diese Tatsache gibt nach mehreren Richtungen zu denken und es wird vielleicht eingehend darüber abzuhandeln sein, wenn erst die Universität über die Annahme des Legates entschieden haben wird."

**Die deutschen Schiffahrtsgesellschaften und die russischen Auswanderer.** Die schweren Unzuträglichkeiten, welche sich für die zum großen Teil jüdischen Auswanderer aus Rußland an den preußischen Grenzübergängen aus einer vexatorischen Behandlung durch die Agenten der beiden deutschen großen Schiffahrtsgesellschaften ergeben hatten und die den Keim zu folgenschweren Komplikationen in sich trugen, sind durch das taktvolle Eingreifen des Hilfsvereins der deutschen Juden glücklich beseitigt worden. In einer persönlichen Aussprache mit Herrn Generaldirektor Ballin von der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrtgesellschaft ist es den beiden leitenden Personen des Hilfsvereins, Herrn James Simon und Herrn Dr. Paul Nathan gelungen, ein die Mißstände für die Zukunft vollkommen beseitigendes Arrangement zu vereinbaren. Das Uebereinkommen zwischen dem Hilfsverein der deutschen Juden und den beiden Schiffahrtsgesellschaften bietet eine volle Gewähr dafür, daß die jüdischen Auswanderer aus dem Osten fortan keiner vexatorischen Behandlung mehr ausgesetzt sein werden.

**Zum Kapitel „Die Juden im deutschen Heere"** liefert die Zeitschrift „Im deutschen Reich" aus den Militärpapieren eines Reserveoffiziers-Aspiranten jüdischen Glaubens einen neuen interessanten Beitrag:

Ein jüdischer Student ist am 1. Oktober 1890 als Einjährig-Freiwilliger beim 15. Feldartillerie-Regiment in Straßburg eingetreten. Nach Ableistung der vorschriftsmäßigen Uebungen wurde er vom Regimentskommandeur dem Bezirkskommando in Frankfurt behufs Gestellung zur öffentlichen Wahl überwiesen. Als er aber im Oktober 1894 hierum vorstellig wurde, erhielt er vom Bezirkskommando in Frankfurt als Vizewachtmeister der Reserve nach fast 1½ Jahren am 24. Februar 1896 den Bescheid: daß nach Prüfung seiner Verhältnisse davon Abstand genommen worden sei, ihn zur Offizierswahl zu stellen. Als dieser ablehnende Bescheid eintraf, lag der Abgewiesene — er hatte sich inzwischen als Rechtsanwalt in Frankfurt a. Main niedergelassen — an Diptherie schwerkrank darnieder. Der Vater, der vom dem Sohn die allgemeine Erlaubnis hatte, im Falle seiner Behinderung an ihn gerichtete militärische Schriftstücke zu öffnen, weil sie möglicherweise einen militärischen Befehl enthalten könnten, fühlte sich durch den ablehnenden Bescheid in seiner persönlichen und Familienehre beleidigt und richtete am 20. März 1896 an das Generalkommando des 11. Armeekorps in Kassel die Bitte, den Bezirkskommandeur zu der Erklärung veranlassen zu wollen, was an des Sohnes bezw. des Vaters Verhältnissen ihn für eine Wahl zum Reserveoffizier ungeeignet erscheine. Der Vater wies ferner darauf hin, daß der Bezirkskommandeur nicht etwa die Stellung des Sohnes als Rechtsanwalt aber seine militärischen Qualitäten aber seine Vermögensverhältnisse aber sein außerdienstliches, über jeden Zweifel erhabenes Verhalten gemeint haben könne. Es bleibe vielmehr, wenn der Bezirkskommandeur nicht etwa die Zugehörigkeit zur jüdischen Konfession als Hinderungsgrund angesehen habe, was aber mit Rücksicht auf die verfassungsmäßige Gleichstellung aller Konfessionen für ausgeschlossen gehalten werden müsse, nur übrig, anzunehmen, daß es die Familienverhältnisse des Sohnes seien, welche dem Bezirkskommando dessen Gestellung zur Offizierswahl verboten. Hierauf erteilte das Generalkommando des 11. Armeekorps am 13. April 1896 den Bescheid, daß die Ablehnung der Zurwahlstellung des Sohnes in keinerlei Zusammenhang mit der Familie, mit der Religion aber mit der bürgerlichen Lebensstellung des Rechtsanwaltes stehe, sondern die Gründe hierfür „lediglich auf dienstlichem Gebiete" liegen. Im übrigen stelle das Bezirkskommando entschieden in Abrede, daß durch seinen Bescheid eine abfällige oder gar ehrenrührige Beurteilung der Person des Vaters oder seiner sozialen oder Familienverhältnisse auszusprechen beabsichtigt worden sei. Der Vater, der sich bei diesem Bescheid nicht beruhigen wollte, erhielt am 6. Mai 1896 auch vom Kriegsministerium eine Ablehnung mit dem Bemerken, daß die Nichtzurwahlstellung des Sohnes in keinem Zusammenhang mit seiner Familie aber Religion stehe.

Dieser Fall ist allerdings bemerkenswert. Nach Ableistung der vorschriftsmäßigen Uebungen überweist der

Regimentskommandeur einen Vizewachtmeister dem Bezirkskommando behufs Gestellung zur Offizierswahl, das Bezirkskommando aber erklärt dann kurz: „Nach Prüfung Ihrer Verhältnisse wird davon Abstand genommen, Sie zur Wahl zu stellen." Es ist begreiflich, daß der Vater unter solchen Umständen daran zweifelt, daß die Gründe hierfür auf dienstlichem Gebiet liegen.

**Für die Vielehe** scheint man in gewissen antisemitischen Kreisen ein Faible zu haben. Die Magdeburger „Sachsenschau" berichtet über einen Fall von beabsichtigter Doppelehe, der vor der Magdeburger Strafkammer in der vorigen Woche zur Aburteilung gekommen ist. Aus dem Leserkreise des antisemitischen Blattes wird mit Bezug auf den vorliegenden Fall folgende Nutzanwendung gezogen:

„Hier haben wir einen jener Fälle, wo für den Mann das Bedürfnis nach einer Vielehe vorlag. Wenn unsere Gesetze es gestattet haben würden, hätte der (hier folgen die Namen der beiden Beteiligten) als zweite Gattin heimgeführt. Außer der Einwilligung der Frau hätte dieser Doppelehe nichts im Wege gestanden. Die zweite Gattin hätte, da sie selbst in auskömmlichen Verhältnissen lebte, den Unterhalt für sich selbst verdient, und die beiden Frauen hätten sich friedlich in den Besitz des Mannes geteilt, wenn unsere heutigen Anschauungen diese Form der Ehe als natürlich und zu recht bestehend anerkennen würden. Solche Verhältnisse wie die obigen bestehen heute in großer Anzahl und es wäre sicherlich weit besser, wenn wir diese ungesetzlichen Bedingungen zu gesetzlichen erklärten."

Die Redaktion der „Sachsenschau" bemerkt dazu:

Wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß die Macht der Verhältnisse doch noch einmal den Staat zur Anerkennung und Einführung der gesetzlichen Vielehe für solche Personen zwingt, welche ihrer Natur nach darauf angewiesen sind. Wir halten es auch für vernünftiger, lieber diese wilden Nebenehen zu sanktionieren, als daß man das jetzige Mätressenwesen bestehen läßt. Wir kennen zahlreiche Ehen, bei denen die Männer nicht an dem rechtmäßigen Gemahl ihr Genüge finden und, wie man hier sagt, „sich ein kleines Mädchen einmieten".

Das ist also die vielgerühmte germanische Sittenstrenge. Und das Magdeburger Antisemitenblatt kennt sogar „zahlreiche Ehen" — natürlich nur rassenreiner Germanen — in denen eine solche laxe Moral herrscht!

**„Tut nichts, der Jude wird verbrannt!"** Geht da kürzlich in Nürnberg, so schreibt man der „Frankf. Ztg." von dort, eine Dame auf den Markt, um Obst zu kaufen. Sie fragt bei einer Bauernfrau nach dem Preise von Birnen und es werden zwanzig Pfennige für das Pfund verlangt.

„Ich denke, zwanzig Pfennige sind zu viel für diese Birnen" meint die Dame, „ich will Ihnen fünfzehn fürs Pfund geben".

„Su, fufzia Pfenning för döi scheena Biern!" schreit die Bauernfrau, „aan su wos z'bieten — so unverschoamt kenna doch ner die Juden san! Oiz machen's, daß weiter kumma — oiz kriagn's von mir gor kani Biern nit, Sie Jud!"

Die Dame geht ruhig weiter und findet bei einer Höckerin in der Nähe dieselbe Sorte Birnen. Sie fragt da nach dem Preise und es werden ihr wieder zwanzig Pfennige fürs Pfund abverlangt. Natürlich fällt ihr, nach den soeben gemachten Erfahrungen, nicht mehr ein, „handeln" zu wollen' und sie sagt:

„Gut — geben Sie mir drei Pfund von den Birnen!"

Nebendran stand eine Arbeitersfrau, die anscheinend auch von den Birnen kaufen wollte und den Handel verfolgte. Als die Höckerin die Birnen abwiegt, fragt sie die Dame, was diese nun dafür bezahle.

„Zwanzig Pfennige fürs Pfund."

„Wos", schreit da die Arbeitersfrau wütend, „zwanzi Pfenning gebe Sie glei — wos die Fraa verlanga taut und nehma glei drei Pfund und tenna kaan Pfenning nit handeln. Do sicht mer's widder — asu protzi kenna ner die Juden sein! Alli Preis treibn's in die Höh', weil ihna nix z'teier is!" —

Die Geschichte ist vollständig wahr; sie ist vor einigen Tagen einer Freundin von mir auf dem Nürnberger Obstmarkte passiert und sehr bezeichnend! Und das Schönste dran ist, daß die kaufende Dame gar keine Jüdin war.

**In Kapstadt,** der Hauptstadt der großen britischen Kolonie in Afrika, ist jetzt, zum ersten Male seit Bestehen der Stadt, ein Jude, Herr H. Libermann, zum Bürgermeister gewählt worden.

---

## Die Judenexzesse in Homel.

Die Gerichtsverhandlungen über die vorjährigen Exzesse gegen die Juden in Homel haben am 24. Oktober begonnen. Geradezu ein Monstrum bildet die Anklageschrift, welche es fertig bringt, die Opfer der Exzesse in Angeklagte zu verwandeln. Als Dokument der Zeiten Schande sei aus diesem denkwürdigen Dokument hier folgender kurzer Auszug nach der „Königsb. Hart. Ztg." wiedergegeben.

Auf Grund der Summe aller Angaben, welche die Voruntersuchung in Sachen der Judenausschreitungen in Homel am 1. September 1903 zusammenbrachte, hat man mit Sicherheit feststellen können, daß den nächsten Anlaß zu den ersteren die am 28. August stattgefundene Mißhandlung der Christen durch die Juden gegeben hat, und daß die Ursachen des tiefen Antagonismus zwischen der christlichen und jüdischen Bevölkerung in dem schon seit langem bemerkbar gewordenen Benehmen der Juden den christlichen Bewohnern gegenüber zu suchen sind. Eine ganze Reihe von Zeugenaussagen charakterisierte dieses Benehmen als äußerst feindliches, freches und Verachtung ausdrückendes, und die nach dem 29. August freudige Erregung der Juden, ihr enthusiasmiertes Verhalten infolge der gelungenen Russenexzesse, ihre triumphierenden, lauten Ausrufe: „Es ist eben nicht Kischinew! Unser Sonnabend tanzt jetzt auf eurem Sonntag herum!" und eine Menge einzelner Fälle, in welchen die Juden, vorzüglich die jüngeren, ihre äußerste Verachtung nicht nur Leuten aus dem Volke, sondern auch dem intelligenten Teile der christlichen Bevölkerung gegenüber kundgaben, all das hatte, der Meinung der bei der Untersuchung verhörten Einwohner von Homel nach, zur Anhäufung judenfeindlicher Gefühle, die sich am 1. September in Judenausschreitungen auslösten, beigetragen. Der Rassenhaß zwischen den Einwohnern von Homel, welcher durch die Ereignisse vom 28. August verstärkt wurde, hatte in der Stadt eine Menge beunruhigender Gespräche und das Gerücht hervorgerufen, daß die Eisenbahnarbeiter der größten örtlichen Werkstätten am ersten besten Werktage an den Juden für die Durchprügelung der Christen Rache nehmen werden. Diese Gerüchte waren auch zur Polizei gedrungen, und daher hatte die örtliche Polizei am 1. September Maßnahmen getroffen, um einen Zusammenstoß zwischen den Arbeitern und den Juden zu verhindern, zu welchem Zweck eine Kompagnie Soldaten aus dem in der Nähe von Homel sich aufhaltenden abchasischen Regiment nach Homel beordert und im Hofe des Ambulatoriums neben dem Bahnhof aufgestellt wurde. Um 12 Uhr mittags verließen die Arbeiter nach dem üblichen Fabriksignal die Werkstätten, und auf der Brücke, welche zur Stadt führte, hatte sich eine ziemlich große Menge versammelt. Das ungewöhnlich laute Benehmen der Arbeiter, unbestimmte Rufe und Ausrufe zeugten von einer Aufregung unter der Menge, so daß der auf dem Bahnhof befindliche Polizeimeister Rajewski es für angebracht hielt, die in Bereitschaft stehende Kompagnie hierher zu beordnen und der Arbeitermenge den Zuloß zur Stadt abzusperren. Dies hatte die Arbeiter noch mehr erbittert: „Der Juden wegen dürfen wir nicht einmal nach Hause zum Mittagessen!" schrien sie, und die Menge begann über den Polizeimeister zu schimpfen. Die künstlich aufgehaltene Arbeitermenge wurde durch andere herbeigekommene Arbeiter verstärkt und nachdem sie sich auf dem Platze vor dem Bahnhof gruppiert hatten, marschierten sie auf die Samkowaja-Straße los. Unter dem allgemeinen Stimmenchaos hörte man drohende Rufe gegen Juden ausstoßen. Die Stimmung der Menge war, wie der Polizeimeister Rajewski bestätigt, eine düstere und aggressive, alle Ermahnungen, die er an die Menge richtete, nach Hause zu gehen und keine Gewalttätigkeiten auszuüben, blieben erfolglos, und aus der Menge wurden Steine in die nächsten jüdischen Häuser geschleudert. Währenddessen hatte auch die jüdische Bevölkerung nicht stillgesessen. Es begannen sich große Gruppen von Juden zu organisieren, und bei Beginn der Unruhen hatte sich eine große Menge von solchen auf der Samkowaja-Straße versammelt und schleuderte mit Steinen und Stöcken nach der Arbeitermenge. Der Polizeileutnant Brzozowski, von einer Soldatenpatrouille und einigen Schutzleuten begleitet, hatte den Zusammenstoß zwischen den Arbeitern und den

Juden verhindern wollen, wurde aber von zwei Ziegeln, die aus der Judenmenge geschleudert kamen, dermaßen stark in den Rücken getroffen, daß er zu Boden fiel und das Bewußtsein verlor. Dieser letzte Umstand diente als Signal zu wirklichen Judenausschreitungen. Die Menge ging mit dem Rufe: „Die Juden haben den Polizeileutnant getötet!“ zur Plünderung der jüdischen Häuser und Läden über . . . .

In der Absicht, die Unruhen zu unterdrücken und vor allem besorgt, die Exzedenten nicht nach dem zentralen Teile der Stadt, wo die reicheren jüdischen Läden und Häuser sich befinden, gelangen zu lassen, sperrte die Polizei, indem sie noch einige Kompagnien des abchasischen Regiments kommen ließ, den Weg zu diesem Teile der Stadt ab und drängte die dahin eilenden Arbeiter zurück. Da zerstreute sich die Menge, welche nicht imstande war, nach dem Zentrum der Stadt zu gelangen, nach den Vororten, erreichte den Konoja-Platz, wo sich ihr noch Bauern und Tagelöhner anschlossen. Auf diesem Platze und auf der benachbarten Technilschesskaja-Straße ging die Zerstörung der jüdischen Wohnhäuser vor sich. Der Polizeimeister wandte sich an die Menge, mahnte sie zur Ruhe, aber wurde mit Schmähungen begrüßt. „Du Judenvater, hast uns verkauft!“ rief man ihm zu, und die Unruhen nahmen ihren weiteren Verlauf, wonach der Polizeimeister sich an den Kompagniechef mit der Bitte wandte, von den Waffen Gebrauch zu machen. Der Kompagniechef Archarow versuchte erst selbst die Menge zu ermahnen, aber auch ihm wurde entgegengerufen, sie hätten genug unter den Juden zu leiden gehabt, und sie wollten lieber von russischen Kugeln und Bajonetten, als durch „jüdische Messerstiche“ sterben. Als der Kapitän Archarow sich überzeugt hatte, daß mit Worten hier nichts zu machen sei, kommandierte er: „Gewehr auf!“ und drang auf die Menge ein. Beim Anblick der aufgepflanzten Bajonette lief die Menge sofort auseinander, ein Teil wandte sich nach der Minskaja-Straße, der andere verschwand hinter dem Eisenbahngleise, unterwegs die Zerstörung der jüdischen Häuser fortsetzend. Diesen letzteren Teil der Exzedenten verfolgend, hat der Polizeimeister wiederholt den Kompagniechef aufgefordert, von der Waffe Gebrauch zu machen; aber jedesmal, wenn sich der Offizier an die Menge wandte, hielten die Arbeiter in ihrem Zerstörungswerk inne. Währenddessen hatte sich auf der Wjetrennaja eine sehr große Judenmenge angesammelt, auf welche sich die Arbeiter stürzen wollten; durch ein geschicktes Manöver der Kompagnie wurden aber die letzteren zurückgedrängt und stürzten nach dem Vorort „Amerika“, wo sie wieder die jüdischen Wohnhäuser zu zerstören begannen. Alle Ermahnungen, den Unruhen ein Ende zu machen, richteten nichts aus und erst nach einer abgefeuerten Salve begannen die Exzedenten auseinanderzugehen; sie ließen zwei Tote zurück. Indessen hatte die jüdische Menge, die sich auf der Wjetrennaßtraße befand, aus Revolvern auf die Kompagnie geschossen und es wurde alsdann der ersten Reihe kommandiert, Feuer zu geben, wonach sich die Menge zurückzog, indem sie einen Toten und zwei Verwundete hinterließ. Gegen 3 Uhr hörten die Ausschreitungen gegen die Juden auf, aber nach zwei Stunden erneuerten sie sich im Vorort „Kaukasus“. Der von dort nach der Stadt eilenden Menge von 200 Mann kam der Polizeimeister mit einer Kompagnie Soldaten unter dem Kommando von Kapitän Kornolow entgegen. Alle Ermahnungen und Zureden blieben erfolglos, sogar die erste Salve, welche in den Boden abgefeuert wurde, vermochte die Menge nicht auseinanderzutreiben, und erst nach der zweiten Salve, als es einige Tote und Verwundete gab, begann die Menge auseinanderzugehen, ihr größter Teil wurde aus der Stadt verdängt.

Bei den durch die Untersuchung aufgeklärten Tatsachen hat sich erwiesen, daß außer den früher erwähnten fünf Personen, welche den von den Exzedenten erhaltenen Wunden und Schlägen erlagen, noch vom Militär vier Personen getötet und acht verwundet worden waren, wovon gerade die Hälfte Juden, die Hälfte Christen sind, und daß 250 jüdische Wohnhäuser und Läden bei den Ausschreitungen gegen die Juden zerstört worden waren. Aus denselben Angaben ist zu ersehen, daß sowohl bei den Unruhen am 29. August als auch bei den Judenausschreitungen am 1. September die Juden nach einem gewissen Plan wirkten, was von einer vorher ausgearbeiteten Organisation zeugt; nach verabredeten Alarmpfiffen wurden alle Häuser und Geschäfte geschlossen, man versah sich mit entweder zu Hause oder in geheimen Lagern vorrätigen Waffen und eilte nach bestimmten Punkten, wo die Judenmenge von bestimmten Anführern geleitet wurde und auf Kommando der letzteren vorwärts maschierte, stehen blieb, diese oder jene Tat beging. Der überwiegend größte Teil der aktiv vorgehenden Massen bestand ausschließlich aus jüdischen jüngeren Elementen, viele Personen reiferen Alters nahmen nicht unmittelbar teil an den Unruhen, beteiligten sich aber insofern, als sie Bretter aus dem Holztrottoir, Steine aus dem Pflaster, Holzscheite aus den Höfen herbeiholten und sogar Treppen zerbrachen, damit diejenigen aus der Judenmenge sich bewaffnen sollten, die keine Zeit gehabt hatten, sich mit Waffen zu versehen. Nach der Aussage aller derjenigen Personen, die berufen wurden, die Unruhen zu unterdrücken, hat die aus Russen bestehende Menge dem Militär keinen Widerstand geleistet, fast immer der Aufforderung, auseinanderzugehen, gefolgt und in Gegenwart des Militärs es weder zu Exzessen noch zu Gewalttätigkeiten gegen Personen kommen lassen. Nur an den Orten, wo es weder Polizei noch Militär gab, sind die jüdischen Häuser zerstört worden; dagegen sind die aus Juden bestehenden Haufen äußerst erbittert gewesen und haben sogar auf das Militär, welches zum Schutz ihres Eigentums beordert war, Revolverschüsse abgegeben und Steine geschleudert.“

So die Darstellung des Staatsanwaltes, dem es, wie mit Recht hierzu das genannte Königsberger Blatt bemerkt, keineswegs gelungen ist, das Manöver der Umdrehung des allgemeinen Tatbestandes einigermaßen sauber durchzuführen. Die Panik der Juden, welche ihre Läden eiligst schlossen, wird als Beginn zu verabredeten Ausschreitungen ausgelegt; die zerstörten jüdischen Häuser werden als Corpus delicti für die angebliche Versorgung der jüdischen Bevölkerung mit Holzstücken als Waffen gegen das Militär benutzt. Der Schutz, welchen das Militär den Exzedenten erwiesen hat, wird als Trennung der Judenmenge von den russischen Arbeitern dargestellt — interessant ist dabei die allgemeine Tendenz: die Selbstverteidigung der Juden als Ueberfall auf die christliche Bevölkerung darzustellen und dadurch die Opfer der von der Polizei und dem Militär geförderten Exzesse in Angeklagte zu verwandeln. Und dabei hätte es doch die Regierung nicht einmal nötig. Hat man es doch in Kischinew fertig gebracht, notorische Mörder freizusprechen und den Verteidigern den Mund zu verbieten, so daß sie den Gerichtssaal unter Protest verlassen mußten! Will hier die Regierung unbedingt die „freche Tat“ der Juden bestraft wissen, die sich nicht ohne Wehr abschlachten ließen? Oder ist man nach dem Kischinewer Prozeß zur Ueberzeugung gelangt, daß man auf jeden Fall die Beteiligung der Behörden an den Exzessen vertuschen muß?

## Briefkasten.

**M. in München.** Gutzkow ist nicht Jude gewesen.

**Dr. L. in Berlin.** Die antisemitischen Blätter haben sich umsonst entrüstet, der zum ordentlichen Professor an der Universität Rostock ernannte Professor der Geschichte Dr. H. Bloch-Straßburg ist nicht Jude, sondern der Sohn eines protestantischen Pfarrers.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und **unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

## Die Bureaus

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 15 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 45. Berlin, 9. November 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

**Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.**

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Jenolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

### Die Unzurechnungsfähigkeit des Grafen Pückler von einem Gericht anerkannt.

Lange genug, und viel länger jedenfalls als es im Interesse der Aufrechterhaltung der staatlichen Autoritäten zu wünschen gewesen wäre, hat Graf Pückler seine tollhäuslerische Agitation gegen die Juden fortsetzen können, ohne daß die Hüter der öffentlichen Ordnung dem gemeingefährlichen Irren in den Arm gefallen wären und den offensichtlich an Verfolgungswahn leidenden Mann unschädlich gemacht hätten. Nun das Maß einer unerhörten Volksverhetzung voll ist, wird der Pückler-Unfug voraussichtlich über kurz oder lang ein Ende erreicht haben. Die ordentlichen Gerichte können unmöglich noch länger die Frage der Zurechnungsfähigkeit des gräflichen Agitators ignorieren. Das ist auch als Auffassung des Gerichtshofes in einem Urteil ausgesprochen, das am 8. November in einer Privatbeleidigungsklage des Grafen Pückler gegen den Redakteur der „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ und den Verfasser der beiden Artikel unseres Blattes, welche den Aufenthalt des Grafen Pückler auf der Festung Weichselmünde schilderten, ergangen ist. Das Gericht hat den Einwand der Verteidigung, daß Graf Pückler infolge seiner geistigen Anormalität als geschäftsunfähig im Sinne des § 104, Absatz 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches zu erachten sei, als berechtigt anerkannt. In dem Urteil heißt es ausdrücklich:

„Der Gerichtshof ist auf Grund des vorliegenden Materials und der jüngsten Reden bez. Flugblätter des Grafen Pückler, die als gerichtsnotorisch anerkannt werden, zu der Ueberzeugung gelangt, daß der **Privatkläger Graf Pückler geistig nicht normal ist.**“ Der Gerichtshof sei aber nicht in der Lage zu prüfen, ob die anormale geistige Verfassung des Privatklägers im Sinne des § 104 Absatz 2 des B.-G.-B. auch hinsichtlich des in dem inkriminierten Artikel geschilderten Verhaltens des Klägers erweisbar ist. Der Gerichtshof hat daher dem Antrage auf Aussetzung der Verhandlung stattgegeben; es soll das medizinische Gutachten über den Geisteszustand des Klägers abgewartet werden, das — auch nach Ansicht des Schöffengerichts — die Staatsanwaltschaft in dem neuerdings gegen den Grafen Pückler anhängig gemachten Strafverfahren wegen der Verbreitung der letzten Flugblätter voraussichtlich beantragen wird.

Daß die Staatsanwaltschaft sich der Notwendigkeit, den Grafen Pückler auf seinen Geisteszustand zu untersuchen, nicht länger entziehen darf, fordert auch mit besonderem Nachdruck fortgesetzt gerade die antisemitische Presse. Die Magdeburger „Sachsenschau“ bemerkt neuerdings:

„Wenn von der Staatsanwaltschaft in Berlin gegen den Grafen Pückler Strafantrag gestellt ist, so sollte man mit aller Kraft dahinwirken, daß vorher ein Nervenarzt zu Rate gezogen wird. Dann läßt sich viel Arbeit und viel Geld für den Staat ersparen.“

Ebenso sind die beiden Hauptorgane der Reformpartei und der Deutschsozialen, die „Deutsche Wacht“ des Abg. Zimmermann und das „Deutsche Blatt“ der Abgg. Raab und Liebermann von Sonnenberg vollkommen einverstanden mit dem Einschreiten des Staatsanwalts gegen Pückler. Die erstere schreibt zu der Mitteilung, daß das Strafverfahren eingeleitet sei: **„Es war auch wahrhaftig die höchste Zeit“** und das deutschsoziale antisemitische Blatt, das sich diesem Verdikt anschließt, fügt dem noch hinzu:

„Die Tatsache, daß die gesamte antisemitische mit der übrigen Presse in der Beurteilung dieser Leistungen einmütig war, ist vermutlich nicht ohne Eindruck auf die Hüter der öffentlichen Ordnung geblieben.“

Man sieht also, das Organ des Abg. Liebermann von Sonnenberg nimmt es direkt als ein Verdienst für die antisemitische Presse in Anspruch, die Gerichte auf ihre unbeweisbare Pflicht, gegen den Pückler-Unfug einzuschreiten, noch besonders hingewiesen zu haben.

Nur die Geschäftspolitiker des „Staatsbürgerztg.“, die vielleicht auf eine spätere Wiederaufnahme der für sie so lukratio gewesenen Geschäftsverbindung mit Pückler spekulieren, scheinen im Gegensatz zu allen übrigen antisemitischen Organen die Sprache verloren zu haben. Das Berliner Antisemitenblatt hat seit der Auflösung der Firma Bruhn und Pückler über das Auftreten des ehemaligen gräflichen Compagnons nicht eine Zeile mehr veröffentlicht und beschränkt sich auch jetzt auf eine kurze Wiedergabe der Gerichtsverhandlung.

Daß das ganze Gebahren des Grafen Pückler auf eine offensichtliche Verhöhnung der Justizbehörde hinzielt, zeigt auch wieder die Tatsache, daß er, obwohl er sich von dem jetzigen Termine hatte dispensieren lassen, weil er angeblich in Klein-Tschirne zu tun hatte, schon vorher für denselben Tag wieder eine Versammlung in Berlin einberufen hatte, in der er eine Rede über das Thema „die Raubtiere der Gegenwart“ halten wollte; er kam allerdings nicht so weit, da die Polizei sich schon nach 5 Minuten, als er wieder zum „Dreinschlagen“ aufforderte, veranlaßt sah, die Versammlung aufzulösen.

Wir lassen hier den Bericht über die Gerichtsverhandlung folgen:

Die Privatklage des Grafen Pückler richtete sich gegen den Redakteur der „Mitteilungen aus dem Vereln zur Abwehr des Antisemitismus" Curt Bürger und den Schriftsteller Emil Brandt, denen Rechtsanwalt Joseph Cohn und Justizrat Reinbacher-Schöneberg als Verteidiger zur Seite standen. Vertreter des Klägers war R.-A. Gräfe. Zur Anklage standen zwei in Nr. 14 und 15 der „Mitteilungen" veröffentlichte, von Herrn Brandt verfaßte Artikel „Mit dem Grafen Pückler auf Weichselmünde", durch welche sich Graf Pückler beleidigt fühlt. Der Angeklagte Brandt war wegen seines bekannten Gedichts: „Wenn ich einmal ein Landrat wär'" zu vier Wochen Festungshaft verurteilt worden und verbüßte seine Strafe in Weichselmünde zu derselben Zeit, als dort Graf Pückler die ihm wegen Herausforderung zum Zweikampf zudiktierte Festungshaft verbüßte. Er schildert, wie unsere Leser wissen, das Zusammenleben mit dem „Dreschgrafen" im „Verbrecherklub Weichselmünde" und charakterisierte ihn nach seinen Beobachtungen als einen nur pathologisch zu beurteilenden Menschen. Er erwähnte dabei aus dessen Reden die „rahen platten Witze", das „irre und wirre Zeug", welches er zusammenschwatze, seine Selbstgefälligkeit, seine oft komische Wut gegen die Juden, die vielleicht daher stamme, daß er ein prononziert jüdisches Aussehen habe und wie ein jüdischer Pferdehändler aussehe usw. Die eigenartige Lache, die er anschlage, höre man öfter im Irrenhause, sein Benehmen in Weichselmünde habe wiederholt gezeigt, daß man es mit einem mehr oder minder harmlosen Narren zu tun habe usw.

Angekl. Brandt bestritt auf Befragen des Vorsitzenden, Assessors Hell, ob er diese Ausdrucksweise für formal beleidigend halte, daß die Artikel den Grafen Pückler beleidigen konnten. Ein Mann, der in solch unerhörter Weise Beleidigungen über Beleidigungen öffentlich ausspricht, könne doch unmöglich durch einige starke Ausdrücke beleidigt werden. Man müsse ihn doch mit demselben Maße messen dürfen, das er selbst anwendet.

Vor Eintritt in die weitere Verhandlung machte Rechtsanwalt Cohn in formeller Beziehung folgende Ausführungen:

Er hält den Grafen Pückler im Sinne des § 104 Nr. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches in Verbindung mit § 65 des Reichsstrafgesetzbuchs nicht für legitimiert, selbständig Strafantrag zu stellen bezw. eine Privatklage zu erheben, da er geisteskrank, und nicht nur vorübergehend, und als solcher geschäftsunfähig sei. Graf Pückler leide nach seiner Ueberzeugung an Paranaia. Prof. Kraepelin führe in seinem bekannten Werk „Klinische Psychiatrie", und zwar in der neuesten Auflage Bd. II die folgenden Merkmale für diese Krankheit an. Es entwickele sich ein Wahnsystem bei vollkommenster Erhaltung der Klarheit wie der Ordnung im Denken, Wollen und Handeln. Dies sei gleich von vornherein denen bemerkt, die da behaupten möchten, daß der Graf in vielen anderen Dingen wie andere vernünftige Menschen sich benehmen.

Daß Graf Pückler in der Tat von Wahnideen befangen sei, ergibt sich aus fast allen seinen Reden, ist ihm von Gerichtsseiten, Parteigenossen vielfach nachgesagt worden, läßt sich auch leicht aus seinen Reden nachweisen, deren Vorlesung ich beantrage.

An einer anderen Stelle seines Buches stellt Kraepelin fest, daß solche Kranken aus den Gesprächen der Tischgesellschaft entnehmen, daß ein geheimes Einverständnis gegen ihn bestehe. Wer denkt da nicht an die Vergiftungsaffaire in der Schweiz. Pückler sah in zwei Tischgenossen, die ihm schon eine Zeitlang verdächtig vorkamen, zwei Verschwörer.

Die gleichen Redewendungen werden mit absichtlicher Deutlichkeit bei ganz bestimmten Gelegenheiten zu Tode gehetzt, heißt es an einer andern Stelle Kraepelins. Wie sehr das auf den Privatkläger zutreffe, braucht nicht erst hervorgehaben zu werden.

Weiter spricht sich Kraepelin wie folgt aus: Hand in Hand mit der Entwickelung des Verfolgungswahns gegen regelmäßige Größenideen. Bisweilen halten sie sich im Rahmen eines stark erhöhten Selbstgefühls. Nun, Graf Pückler hält sich für den Erneuerer Deutschlands, er will das Land von den Schlacken, die ihm anhaften, reinigen. Alles um ihn herum sei minderwertig. Schwindelgefühle, Bauchgrimmen beweisen, so heißt es in dem erwähnten Buche, auf das Unzweideutigste Vergiftungsversuche. Wem fällt da nicht die „vergiftete Suppe" in dem Schweizer Hotel ein. Ein Wahn, der in einem Prozeß, welchen der Schweizer Wirt angestrengt hat, als solcher festgestellt wurde. Der Herr Graf reist durch die ganze Schweiz und sieht sich überall von Mördern verfolgt, und nur durch Gottes Beistand entgeht er dem Tode durch Mörderhand.

Und zum Schluß muß nach derselben Quelle als Eigentümlichkeit dieser Unglücklichen ihre grundsätzliche Unerschütterlichkeit erwähnt werden, die einerseits auf ihrer Gefühlsbetonung, andererseits auf einer gewissen Urteilsschwäche der Kranken beruhen dürfte.

Dieses alles wird vorgetragen, so führt der Verteidiger aus, nicht um den Grafen Pückler zu kränken, sondern im Gegenteil, er kann dankbar dafür sein, daß man sein sonst unglaubliches und unverständliches Verhalten auf diese Weise erkläre.

Seine eigenen Parteigenossen hielten ihn jetzt für einen derartigen Kranken. Der Verteidiger verlas die Bemerkungen, die nach dem Erscheinen der letzten Flugblätter der „Reichsbote", die „Deutsche agrarische Korrespondenz", die „Leipziger Neuesten Nachrichten", die „Neue Bayerische Landeszeitung" und andere über das „wüste hirnverbrannte Zeug", das der Graf produziere, gemacht haben und verwies auf Bemerkungen in der von dem Abgeordneten v. Liebermann herausgegebenen „Antisemitischen Korrespondenz", die sich auf Mitteilungen dem Grafen Pückler verwandtschaftlich nahestehender Personen stütze, ferner auf die „Hochwacht", die „Sachsenschau" usw. Wenn ein Mann aus der sozialen Sphäre und mit der Bildung des Grafen Pückler in den letzten Flugblättern nicht nur eine Sprache führt, die abseits jeder Bildung und abseits jeder kulturellen Auffassung steht, sondern auch zu Verbrechen auffordert und dabei wirr von einem Thema zum andern überspringt, so könne er nur pathologisch sein. Ein geistig Gesunder könne so etwas nicht sagen, was Graf Pückler in jenen Flugblättern gesagt habe. Er beantrage deshalb: den Privatkläger auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen und, wenn er sich dem widersetze, einem gerichtlichen Sachverständigen das gesamte Material seiner Reden zu übergehen. Das enthalte schon genügend schwerwiegende Beweise für die Unzurechnungsfähigkeit des Grafen, und dazu komme noch, daß seinerzeit Geh. Sanitätsrat Dr. Neumann in Glogau schon vor Gericht erklärt habe: es sei notwendig, den Grafen in einer Anstalt auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen.

Justizrat Reinbacher-Schöneberg trat diesem Antrage bei. Graf Pückler, der sich vom persönlichen Erscheinen habe entbinden lassen, habe sich seit dem 23. Oktober in Berlin aufgehalten und seine Brandreden gehalten, er sei gestern noch hier gewesen und es sei doch mindestens wunderbar, daß er nun am Tage des Termins wieder in Klein-Tschirne wohne. Er habe noch in den letzten Tagen Versammlungen abgehalten und Flugblätter verteilen lassen. Diese und andere Reden haben den Vorstand der jüdischen Gemeinde veranlaßt, bei dem Staatsanwalt anzufragen, ob

nicht diesen Unfuge endlich ein Ziel gesetzt werden solle. Der Staatsanwalt habe erklärt, daß es dieser Anregung nicht bedurfte, daß vielmehr bereits ein Strafverfahren gegen den Grafen Pückler eingeleitet worden sei. Dabei werde amtlich geprüft werden müssen, ob Graf Pückler zurechnungsfähig ist oder nicht; werde diese Frage bejaht, dann könne er nicht als Privatkläger auftreten. Es rechtfertige sich daher der Antrag: die Verhandlung auszusetzen und abzuwarten, wie die Ermittelungen dort enden. — Rechtsanwalt Gräfe protestierte gegen diesen Antrag, der doch wohl bloß dazu geeignet sei, die Sache zu verschleppen. Graf Pückler sei nicht entmündigt und es liege kein Anlaß vor, ihn für geschäftsunfähig zu erklären. — Nach längerer Beratung verkündete der Vorsitzende das oben mitgeteilte Urteil.

---

## Die Juden der Gegenwart.*)

### I.

In den Conradschen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik vom März und Juni 1902 unterwirft Arthur Ruppin die sozialen Verhältnisse der Juden in Preußen und in Deutschland einer eingehenden Untersuchung. Wir haben diese Arbeit s. Z. in den „Mitteilungen" besprochen und ihr Gründlichkeit und Sachlichkeit nachrühmen können.**)

Der bekannte sozialwissenschaftliche Schriftsteller hat jetzt zu demselben Thema in bedeutend erweitertem Rahmen ein umfassendes Buch unter dem Titel, welcher an der Spitze dieses Aufsatzes steht, veröffentlicht.***)

Die sogenannte Judenfrage hat schon eine Unzahl von berufenen und unberufenen Federn in Tätigkeit gesetzt. Jede neue Erscheinung wird nicht unberechtigtem Mißtrauen begegnen. Wer vermag auf diesem Gebiete noch etwas zu sagen, was nicht oft genug gesprochen worden ist? Wir aber haben die Scheu überwunden, das Buch zur Hand genommen und waren begierig zu sehen, was der Autor uns mitzuteilen hat. Einigermaßen ist uns die einschlägige Literatur bekannt, immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß uns das eine oder das andere selbst gediegene Werk entgangen ist: jedenfalls aber müssen wir bekennen, daß wir keinen Autor kennen, welcher mit solcher Gründlichkeit, mit solcher Kenntnis des Materials und zugleich mit so ehrlichem Willen, den Dingen und den Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seine Aufgabe zu lösen gesucht hat.

Ruppin sammelt aus den besten Quellen, die ihm zugänglich sind, die Zahlen, gruppiert sie nach erkannt wissenschaftlichen Grundsätzen und trifft dann seine Feststellungen. Er will aber nicht nur Statistiker sein und keineswegs darauf verzichten, seine Ueberzeugungen auszusprechen. Wo sich ihm die Gelegenheit bietet — und das ist recht oft der Fall —, tut er es ohne Rücksicht auf hüben und drüben.

Gewiß werden unsere Leser erfahren wollen, welchen Standpunkt unser Autor einnimmt. Es ergibt sich freilich aus dem Gesagten von selbst. Da Ruppin ihn indessen in der Vorrede präzisiert, erscheint es angemessen, die Worte, mit denen es geschieht, hierherzusetzen. Es heißt dort:

. . . „Als Jude, dem das jüdische Volk und seine Geschichte mehr ist als eine rein wissenschaftliche Frage, habe ich mich allerdings nicht enthalten können, meine Schlüsse aus den Tatsachen zu ziehen und meine Ansichten und Hoffnungen inbezug auf die zukünftige Gestaltung zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht werden diese Diagnosen und Prognosen den Wünschen vieler nicht entsprechen. Aber eine Diagnose soll nicht nach den Erwartungen dritter, sondern nach bestem Wissen und Gewissen abgegeben werden. Hiernach bin ich verfahren" . . .

Wer ihn liest, wird das bestätigen müssen und sich überdies einen aesthetischen Genuß an der lichtvollen und lebendigen Darstellungsweise bereiten.

In acht Abschnitten wird Ruppin seines Stoffes Herr. Sie tragen die folgenden Bezeichnungen: I. Das Judentum unter dem Einfluß der modernen Kultur. II. Zur jüdischen Bevölkerungsstatistik. III. Biotische Verhältnisse. IV. Das Geistesleben. V. Die Erwerbs- und Berufs-Verhältnisse. VI. Die Moralität. VI. Die staatsbürgerliche und politische Stellung der Juden. VIII. Die Nationalitätsidee.

Wir wollen im folgenden in großen Zügen den Gedanken unseres Autors nachgehen. Wo wir es für angemessen halten, werden wir unserer abweichenden Ueberzeugung Ausdruck verleihen. In der Einteilung der Materie halten wir uns an die Quelle.

#### Das Judentum unter dem Einflusse der modernen Kultur.

Die trübste Zeit in der Geschichte der Juden war die Epoche von etwa 1650 bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Im Innern ohne nennenswerte geistige Kultur, von ihrer Umgebung verachtet, durchlebten sie Jahre ihrer tiefsten Erniedrigung und Demütigung. Dieser folgte nicht ein allmählicher, sondern ein plötzlicher Aufstieg. Graetz in seiner Geschichte der Juden nimmt dieses Verdienst für Moses Mendelssohn in Anspruch. Man mag eine größere Meinung von diesem Manne haben als Ruppin und kann Graetz doch nicht recht geben. Er huldigt derselben falschen Auffassung von dem Einfluß hervorragender Persönlichkeiten auf die Entwickelung der Völker, der man auch in der allerneuesten Zeit begegnet. In Wahrheit sind es die Massen selbst, welche ihre Geschicke bestimmen, wenn auch niemand eine mehr oder minder erhebliche Mitanteilnahme der Menschheitsheroen leugnen wird.

Man könnte hiernach zu der Ansicht neigen, daß die Juden des 18. Jahrhunderts ihre geistige und wirtschaftliche Befreiung sich selbst zu verdanken haben. Man wird indessen mit Ruppin diese Autoemanzipation nicht zugeben können, wenn man erwägt, wie beispiellos schnell die Bekenner des alten Testaments aus tiefster Schmach zu größtem Ansehen gelangten. Erwähnt sei nur die Tatsache, daß Juden gegen Ende des 18. Jahrhunderts hohe Staatsämter bekleideten, ja sogar ein Jude Präsident der holländischen Nationalversammlung war. Es müssen tiefgreifende Ursachen an erster Stelle ihre Wirkung ausgeübt haben. In der Tat hat die freiheitliche Bewegung des Zeitalters der französischen Revolution, welche vor keinem Vorurteil Halt gemacht hat, ihren Löwenanteil an dieser Erscheinung. Sie brachte freilich auch manche Gefahren für die jüdische Religion mit sich. Die französische und deutsche Aufklärung, welche einer positiven Religion nicht gerade freundlich gegenüberstehen, zog viele Juden in ihre Kreise und hielt sie gefesselt. Andere suchten beide miteinander in Einklang zu bringen, meistens allerdings auf Kosten des Glaubens.

Der Kampf der jüdischen Orthodoxie gegen diese Erscheinungen hatte namentlich in Berlin wenig Erfolg. Eine Anzahl gebildeter Juden ließ an sich die Taufe vollziehen, nicht weil sie dem christlichen Dogma huldigen wollten, sondern deswegen, weil sie erst mit diesem die volle staatliche und gesellschaftliche Gleichberechtigung zu erlangen meinten. Da sie sich innerlich von jedem Konfessionalismus losgesagt hatten, meinten sie ein Unrecht nicht zu begehen.

---

*) Die heute beginnende Serie von Artikeln über das obige Thema bringen wir mit dem Vorbehalt, daß wir uns nicht mit allen Ausführungen identifizieren, wie wir z. B. die von dem Verfasser des Buches beliebte Charakterisierung der einzelnen Schichten des Judentums als unzutreffend erachten. D. Red.

**) Nr. 34 u. 35 d. Jahrgangs 1902.

***) Die Juden der Gegenwart. Eine sozialwissenschaftliche Studie von Dr. Arthur Ruppin. Verlag von S. Calvary u. Co. Berlin 1904. 295 S.

Andererseits machte man der modernen Auffassung durch Gründung von Reformsynagogen Konzessionen, welche wenigstens noch den Kern retten sollten. Der Erfolg war freilich kein großer.

So gestaltete sich die Entwickelung in Westeuropa, im Osten blieb so ziemlich Alles beim Alten. Will man gegenwärtig die Juden nach der kulturellen Entwickelung, welche sie genommen haben, schichten, so ergibt sich folgendes Bild:

1. Die Juden, auf welche die moderne Kultur gar keinen Einfluß ausgeübt hat. Zu ihnen gehören: Die untere Masse in Rußland, Rumänien und Galizien; die eingeborenen Juden Marokkos, Asiens und der europäischen Türkei. Ihre Zahl beträgt ca. 7 Millionen, etwa $^2/_3$ aller Juden.

2. Die Juden, welche sich der europäischen Kultur nicht entzogen haben. Hierzu sind zu rechnen die nach England und Amerika ausgewanderten russischen und galizischen Juden, die Juden Algiers und der christlichen Balkanstaaten, die niederen Schichten der jüdischen Bevölkerung Hollands und die Juden der kleinen Städte Oesterreichs, des Ostens Deutschlands und im Elsaß. Im Ganzen etwa $1^1/_2$ Millionen.

3. Etwa $1^1/_4$ Millionen Juden haben sich von den jüdischen Ritualien fast völlig losgesagt. Ihre Zugehörigkeit zum Judentum äußert sich zumeist nur noch darin, daß sie an wenigen hohen jüdischen Feiertagen die Synagoge besuchen, die Beschneidung beibehalten und nur Glaubensgenossen heiraten. Sie verteilen sich auf die jüdische Bourgeoisie in England, Italien, Frankreich, Holland, Amerika in allen größeren Städten Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns.

4. Von einer halben bis etwa dreiviertel Million kann man sagen, daß sie dem Judentum nur dem Namen nach angehören. Sie haben mit ihm innerlich längst gebrochen. Diese oder jene Empfindung läßt sie nicht den letzten Schritt tun. Zu ihnen sind die reichen Juden in den europäischen Hauptstädten und die akademisch gebildeten Juden aller Länder zu zählen.

Diese Schichten verschieben sich zu Gunsten der dritten und vierten mit dem Eindringen westeuropäischer Kultur in die Kreise des Judentums. Aber dieser Prozeß geht langsam vor sich und wird in absehbarer Zeit nicht zu Ende gelangen. Das ist ein Verdienst — manche werden es auch ein Verschulden nennen — der Widersacher der Juden, insbesondere der russischen Regierung. Denn sie trägt hauptsächlich dazu bei, daß etwa 5 Millionen Juden nach wie vor im Ansiedlungsrayon wohnen müssen und von den höheren Schulen ferngehalten werden. So wird das unter Nr. 1 qualifizierte Judentum künstlich erhalten. Erhalten freilich in geistiger Unfruchtbarkeit, ein Unsegen für die Kulturentwickelung, ein Unsegen für die Juden selbst. Daran können nur die Antisemiten aller Länder Gefallen finden. Jos. Cohn.

---

## Der Viertelantisemitismus.

Von Oberlehrer J. Trenkner in Otterndorf.

Unter den zahlreichen Schattierungen des Antisemitismus gibt es eine, die weit verbreitet ist, sich dem unbefangenen Beobachter menschlicher Seelenzustände überall aufdrängt, und die daher eine besondere Besprechung verdient. Ich meine den Viertelantisemitismus, d. h. die judenfeindliche Gesinnung solcher Personen, die zu Anfang jeder mit ihnen veranstalteten Judendebatte sich durch Sicherheitsbemerkungen wie „ich bin kein Antisemit" oder „ich bin kein Judenfresser" und dergl. gegen jeglichen Verdacht, als ob sie Antisemiten wären, zu verwahren pflegen, sich dann aber regelmäßig im weiteren Verlaufe der Debatte als Antisemiten reinsten Wassers entpuppen. Der von diesen Leuten jeglicher Judenkontrooerse vorausgeschickte Sicherheitsvorbehalt kann verschiedene, oft geradezu drollig wirkende Formen annehmen, z. B.: „Na, ich bin nicht Jude, nicht Judenfeind noch Judenfreund, aber ich möchte weder in bezug auf Juden noch auf Antisemitismus in dieser schönsten der Welten einseitig sein" usw. Dann fahren sie fort, und die abgedroschensten Tiraden des landläufigen Antisemitismus rasseln hageldicht auf die armen Juden hernieder.

Die psychologische Entstehung des zuweilen auch erst im Laufe des Gesprächs auftauchenden Vorbehalts ist sehr begreiflich. Das nun einmal dem Begriffe „Antisemitismus" anhaftende Odium wollen diese „Reservisten" keinesfalls auf sich nehmen, geschweige denn auf dasselbe festgenagelt werden. Sie bedenken nicht, daß es in der Judenfrage auf die Sache und nicht auf den Namen ankommt. Mitunter wissen sie auch, daß der Antisemitismus von den liberalen Parteien scharf bekämpft wird, wünschen aber um alles in der Welt nicht, von diesen Gegnern mit den Parteiantisemiten in einen Topf geworfen zu werden und beteuern auch wohl gar sich mit den „Auswüchsen des Dreschflegelantisemitismus" nicht befreunden zu können. So wie sie sind, repräsentieren die Viertelantisemiten eine bemitleidenswerte Unentschlossenheit. Sie sind weder Fisch noch Fleisch, nicht gehauen noch gestochen. Sie wollen in keine Einseitigkeit verfallen, huldigen dabei jedoch, oft ohne sich dessen bewußt zu werden, dem einseitigsten Antisemitismus. Die fortgesetzte und tatkräftige Bekämpfung des im gesellschaftlichen Leben üppig wuchernden Viertelantisemitismus darf auch im täglichen Kleinverkehr schon deshalb nicht vernachlässigt werden, weil diese dem Salonantisemitismus verwandte Spielart infolge ihrer geflissentlich bemäntelnden Formen weit gefährlicher als der Radauantisemitismus ist. Vom Viertelantisemitismus gilt das biblische Wort: „Sie gehen einher wie Lämmer, inwendig aber sind sie reißende Wölfe". Notorischen Viertelantisemiten ist daher stets mit allem Nachdruck zu Gemüte zu führen, daß ihre „Judenansichten" in letzter Linie nichts als waschechter Antisemitismus sind, der weder vor der Sonde wissenschaftlicher Kritik noch vor den Geboten der Humanität und Gesittung zu bestehen vermag, und daß das Ausnahmeviertel, d. h. ihr beschönigender Vorbehalt bei Lichte betrachtet, eitel Humbug ist.

---

## An die Rassenphilosophen.

Zu all den Grenzen und Klüften, die die Menschen trennen, habt ihr eine neue Scheidewand errichtet: Die Rasse. Dieses Phantom, aus Nebel erzeugt, habt ihr zum Gott erhoben und das Höchste opfert ihr ihm, die Menschlichkeit.

Ihr messet den Schädel und die Nase, studiert des Gesichtes Formen und analysiert das Blut gar. So verkündet ihr dem Menschen sein Fatum, bestimmet bei der Geburt schon, ob jemand klug oder dumm, edel oder niedrig wird.

Und dieser neue Rassendünkel geberdet sich als hohe Wissenschaft und verdüstert der Menschheit Sinn und schaffet Verbitterung und Torheit nur. Das bischen Liebe, das ihr zu vergeben habt, nicht dem Gleichgesinnten, dem Rassengenossen verschenkt ihr es. Und immer ärmer und enger wird euer Leben und immer trüber eure Gedankenwelt.

Wo Dunst und Nebel herrschen, da baut sich die Narrheit ihr sicheres Nest und — die Bestie gesellt sich dazu. Verbannt ihr die Vernunft und verhöhnt die menschliche Liebe, — was bleibt dem Leben Schönes noch übrig?

Wie soll die Kraft der Individualität, der Persönlichkeit Macht und Wille sich entfalten, wenn die Rasse wie

ein dunkles Fatum dem Können Grenzen setzt? Wie soll die Seele frei herrschen, wenn es Menschen und Rassen von Gottes- — und Teufelsgnaden gibt? Wo soll der Mensch anfangen, wenn das Blut alles bestimmt?

Die ganze Rassenlehre, sie nützt der Bestialität nur und tötet das Beste in der menschlichen Kultur. Neue Namen, neue Begriffe habt ihr geschaffen, so gelehrt und klug, und die Menschheit habt ihr eingeschachtelt in Parteien, Klassen und Rassen. Nur eins, scheint mir, habt ihr vergessen, daß die Menschen — auch Menschen sind.

F. S.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Liebermann von Sonnenberg** hat dem Hessischen Bauernkalender für das Jahr 1905 eine Gedichtsspende mit auf den Weg gegeben, in der er das Deutsche Reich mit einer kraftvollen deutschen Eiche vergleicht, von der es in der zweiten und dritten Strophe folgendermaßen heißt:

„Wohl uns! noch steht sie fest und trotzt dem Sturme,
Nur Raupenfraß verödete die Aeste.
Das Mark ist heil; die Rinde nur vom Wurme
Zernagt, doch trieb der Kuckuck aus dem Neste
Die Sänger fort; statt ihrer ohn' Erlahmen
Ruft jetzt die Kuckucks-Brut den eigenen Namen.

Noch ist Zeit! auf deutsche Volksgenossen!
Helft uns den Wurm am Eichenstamme wehren!
Teilt unsre Mühe, rastlos, unverdrossen
Die ekelen Raupen-Nester zu zerstören
Und um zu enden uns'rer Sänger Klagen
Helft uns die Kuckucks-Brut zum Kuckuck jagen!"

Die Nutzanwendung sollen die Leser des Kalenders wahrscheinlich je nach der konfessionellen Eigenart der Gegend, in denen er verbreitet wird, auf Juden oder Katholiken ziehen. Denn der antisemitische Haß gegen Rom und den Katholizismus überhaupt lodert in einzelnen antisemitischen Blättern gerade jetzt wieder in hellen Flammen empor. Die Dresdener „Deutsche Wacht", das Organ des Führers der antisemitischen Reformpartei, schreibt z. B. neuerdings in einer Korrespondenz aus Wien:

„Ist doch der römische Bischof der Nachfolger des Hohenpriesters von Jerusalem, und die ganze römische Unduldsamkeit unverfälschtes, aus dem Orient importiertes jüdisches Produkt."

Das Magdeburger Antisemitenblatt, das mit einer gewissen Genugtuung hierzu bemerkt, daß die Reformer längst „die ultramontane Gefahr" erkannt hätten, begrüßt es mit großer Freude, daß es jetzt in dieser Beziehung auch bei der Liebermann von Sonnenbergschen antisemitischen Richtung zu „tagen" beginne. Das Blatt meint damit den in der letzten Nummer der „Mitt." erwähnten Brief eines badischen katholikenfresserischen antisemitischen Professors an das „Deutsche Blatt".

**Ein „Attentat" auf den Grafen Pückler-Kl. Tschirne.** Ueber eine Prügelaffaire, deren Held Graf Pückler gewesen ist, berichten Berliner Blätter. Der Herr Graf nahm, nachdem man ihn aus dem Hotel Bristol ausgewiesen, im Hotel de Rome Wohnung, wo man ihm Unterkunft gewährte, da man zunächst nicht wußte, mit wem man es zu tun hatte, und sich nach seiner Namensnennung scheute, ihm das Gastrecht zu kündigen. Im Schreib- und Lesesaal des Hotels traf nun der „Bildergraf" mit dem gleichfalls in dem Etablissement logierenden Juwelier Leoy aus Frankfurt a. M. zusammen, den er durch herausforderndes Fixieren, höhnisches Lächeln, Pfeifen und ähnliche unaristokratische Flegeleien brüskierte. Herr Levy erkundigte sich bei dem Hotelperfonal, wer der angenehme Herr sei, und als er dann am Freitag Nachmittag auf dem Hotelkorridor dem Grafen begegnete, und dieser ihn wieder anfeixte, stellte er ihn mit den Worten: „Dreschgraf, wollen Sie's mit einem Juden aufnehmen? Haben Sie Courage?" — Im selben Augenblick stürzte sich Graf Pückler auch schon auf Herrn Leoy, der erheblich kleiner als er ist, und verletzte ihn mit einem Totschläger, den er aus der Tasche zog, am Kopfe. Herrn Levy, der sich energisch zur Wehr setzte, gelang es, dem Grafen das Instrument zu entwinden und ihn nun seinerseits damit zu bearbeiten. Beide Kämpfer mußten sich in ärztliche Behandlung begeben, und der Graf wurde noch am selben Abend aufgefordert, das Hotel zu verlassen. Herr Levy hat übrigens durch einen Berliner Rechtsanwalt gegen den Grafen Klage erheben lassen.

In einer am Freitag Abend abgehaltenen Versammlung spielte sich der Graf als Märtyrer auf und es wurde ihm aus Anlaß seiner „glücklichen Errettung und Todesgefahr" ein Lorbeerkranz überreicht; eine Auszeichnung, die vor ihm bekanntlich auch Ahlwardt und Bruhn zu Teil geworden ist.

In einem Flugblatt schildert Pückler die Prügelaffaire folgendermaßen: „Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich heute Nachmittag die erste frische und fidele Keilerei erlebt habe; ich wurde nämlich im Hotel de Rome von einem jüdischen Scheusal angegriffen; es entstand ein Ringkampf, wobei ich einen Stoß an den Kopf erhielt; leider trennten uns die Kellner und der Portier, sonst hätte ich den Juden voraussichtlich barbarisch verhauen. Sie sehen, meine Herren, ich bin Ihnen auch in der Keilerei mit gutem Beispiele vorangegangen und habe eine ehrenvolle Wunde davongetragen: ich hoffe, daß Sie mir jetzt auch in dieser Beziehung folgen und die Juden ganz gehörig verbimsen, damit sie sich nicht nochmal unterstehen, anständige Leute in einem großen Hotel zu überfallen. Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich jetzt etwa ängstlich geworden bin, im Gegenteil, im Angesicht der Gefahr wachsen mein Mut, meine Energie und meine Tatkraft und ich rufe mit Julius Cäsar aus: „Von allen Wundern, die ich je gehört, ist das das größte, daß sich Menschen fürchten!"

## Vermischtes.

**Aus Münster** in Westfalen schreibt uns ein jüdischer Leser: Seitens des Wahlkomitees des Zentrums für die bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen ist zum ersten Male ein Jude als Kandidat in Vorschlag gebracht worden, der auch zweifellos alle Stimmen oder wenigstens die Mehrzahl auf sich vereinigen wird. Wenn dieser Vorschlag auch nicht aus eigenem Antriebe, sondern aus kluger Berechnung geschieht, um sich auch für die Zukunft die in der ersten Klasse sehr in die Wagschale fallenden Stimmen der jüdischen Wählerschaft zu sichern, so berührt doch der Umstand, daß man überhaupt einen Juden aufstellt, sowie der warme Ton in der Ansprache des Komitee-Vorsitzenden, Herrn Ludw. Robert, recht wohltuend in der heutigen Zeit, wo wir leider so sehr an Zurückstellung unserer Glaubensgenossen gewöhnt sind. Herr Robert sagte (nach dem „Münst. Anzeiger"): „. . . Dem Antrage der israelitischen Mitbürger stand der Arbeitsausschuß sympathischer gegenüber. Auf unser öffentlich bekannt gegebenes Programm hin haben sich dieselben an uns gewandt und zwar unter Anerkennung desselben, soweit es ihren Kandidaten betreffen konnte. Eine Ablehnung dieses Angebots erschien uns nicht geraten. Prinzipielle Bedenken liegen keinesfalls vor; vom taktischen Standpunkt aus bildeten bislang die 14 Stimmen der Israeliten in der ersten Wählerklasse die Zunge in der Waage. Wenn nun auch der Kompromiß mit dem Haus- und Grundbesitzer-

Verein uns noch manche Stimmen in der ersten Klasse zuführen wird, so ist die Wahl für uns doch fraglos viel sicherer, wenn die Israeliten uns unterstützen und, m. H., wir, die Träger des Paritätsgedankens, wollen vor allem selbst das Recht geben, was wir für uns fordern. Nicht unerwähnt bleiben soll, daß angesichts früherer Wahlresultate die jetzige Wahl eines Israeliten uns die dauernde Dankbarkeit dieser Wähler sichern wird". — Der Kandidat selbst, Herr Siegfried Feibes, der auch Vorsitzender des Repräsentanten-Kollegiums der jüdischen Gemeinde ist, erfreut sich übrigens in der ganzen Stadt des besten Ansehens.

**Besondere Kennzeichen: Jude.** Hinter dem flüchtig gewordenen Kassendoten Cohn ist seitens der Königsberger Staatsanwaltschaft ein Steckbrief erlassen worden. In diesem Steckbrief, der im Amtsblatt der königlichen Regierung zu Königsberg vom 27. Oktober d. J. abgedruckt ist, heißt es nach der Personalbeschreibung: Besondere Kennzeichen: Jude. Die „Königsberger Hartg. Ztg" bemerkte dazu: „Es geschieht unseres Wissens zum ersten Mal, daß seitens einer preußischen Behörde die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion amtlich als besonderes Kennzeichen erklärt wird. Unsere jüdischen Mitbürger dürften sich einen derartigen Mißbrauch energisch verbitten. Was sagt der Justizminister zu dieser schönen Blüte am Baume der Rechtspflege?" — Inzwischen ist dem Blatte mitgeteilt worden, daß der Vermerk durch das Versehen eines Bureaubeamten ohne Kenntnis des zuständigen Dezernenten der Staatsanwaltschaft unter der Rubrik „Besondere Kennzeichen" aufgenommen sei. — Der antisemitischen Presse, welche unter Führung der „Kreuzztg." mit Vergnügen von der Sache Notiz genommen und den Vermerk ganz in der Ordnung gefunden hat, ist eine Enttäuschung bereitet worden.

**Jüdische Unteroffiziere.** Zu diesem von uns vor einiger Zeit bereits besprochenen Artikel sind der „Zukunft" verschiedene Zuschriften zugegangen. Drei solche, und zwar ausschließlich von jüdischer Seite, gegen den Artikel des Oberstleutnants v. Wartenberg gerichtete, veröffentlicht Harden in der „Zukunft". So schreibt der Herausgeber der „Breslauer Morgenzeitung":

„Warum dem christlichen deutschen Mann widerstreben soll, was dem christlichen Italiener oder Franzosen durchaus nicht widerstrebt? Darüber sagt Wartenberg nur, daß Franzosen und Italiener „vielleicht" religiös weniger tief empfinden als die Deutschen. Daß ich diesen hypothetisch gegebenen Grund nicht als durchschlagend erachten kann, ist nicht meine Schuld. Er steht wohl doch auf gar zu schwanken Füßen. Ich meine, daß die vielgerühmte Disziplin im deutschen Heer, die mit eiserner Faust aufrecht erhalten wird, stark genug sein müßte, um eine Forderung der Gerechtigkeit durchzusetzen, die in Frankreich und Italien längst erfüllt wird. Es bedürfte dazu nicht einmal eines Machtwortes, sondern nur des guten Willens, den Dingen ihren ruhigen Lauf zu lassen, nämlich die jüdischen Soldaten, die sich zu Vorgesetzten eignen, auch zu Vorgesetzten zu befördern und sie nicht systematisch und absichtlich zurückzusetzen, wie es seit langen Jahren in der Praxis geschieht. Ich glaube nicht, daß es dem christlichen „gemeinen" Mann einfallen würde, einem jüdischen Vorgesetzten den Gehorsam zu weigern. Den Widerwillen gegen den jüdischen Vorgesetzten suche ich anderswo. Die Erfahrungen meiner Militärzeit konnten in mir nur die Ueberzeugung kräftigen — und diese Ueberzeugung wird sicher von jedem jüdischen Deutschen, der gedient hat, geteilt, — daß der Antisemitismus in der Armee nicht von unten, vom gemeinen Soldaten stammt."

Dr. Anton Heller aus Prag schreibt:

„Ich bin erstaunt darüber, daß Herr von Wartenberg nicht an einen Vergleich mit den österreichischen Zuständen gedacht hat. In Oesterreich ist die Frage längst zu allgemeiner Befriedigung beantwortet. Wir haben ungefähr fünf Prozent Juden; und in diesem Verhältnis sind sie auch in der Armee vertreten. Jüdische Offiziere sind selten, um so häufiger jüdische Militärärzte. Die Zahl der zu den Unteroffizierschulen zugelassenen Juden ist beträchtlich größer, als es dem Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung entspräche; sie steigt in manchen Gegenden bis zu 20 Prozent und noch höher. Ein Viertel, in einzelnen Regimentern ein Drittel aller jüdischen Soldaten, wird zu Unteroffizieren befördert und man ist mit den Leistungen dieser Unteroffiziere, ihrem Pflichteifer, ihrer Nüchternheit und Humanität, sehr zufrieden. Fälle von Ungehorsam oder Trotz sind nicht vorgekommen. Und doch ist der Antisemitismus hier in allen Nuancen zu finden. Rasse, Stamm, Religion darf keinen Einfluß auf die Behandlung des Soldaten haben. Genau so selbstverständlich ist aber, daß der Soldat dem Vorgesetzten gehorchen muß, auch wenn er von anderem Stamm oder Glauben ist als der Untergebene. Der „Gemeine" wird sich auch hüten, diesen Gehorsam zu weigern, wenn er weiß, daß ihm beim Strafmaß kein mildernder Umstand zugebilligt wird. Und nach der Schilderung, die Herr von Wartenberg aus seiner Erfahrung selbst von den jüdischen Soldaten gibt, werden sie mit größtem Eifer danach streben, durch gewissenhafte Pflichterfüllung und humanes Verhalten sich Anerkennung zu verdienen. Ein gesundes konstitutionelles Leben ist nur da möglich, wo alle Teile des Volkes von dem Gedanken völliger Rechtsgleichheit durchdrungen sind. Man versuche, den Juden den Zugang zu den Kommandostellen zu öffnen: und man wird finden, daß in Deutschland noch weniger Schwierigkeiten daraus entstehen, als in Oesterreich der Unduldsamkeit."

**General Ottolenghi,** der ehemalige italienische Kriegsminister, Kommandeur des ersten Armeekorps, bekanntlich ein Jude, ist gestorben.

**London,** 31. Oktober. Dieser Tage ist Mr. Robert Nathan zum Privatsekretär des Vizekönigs von Indien ernannt worden. Er ist der vierte von vier Brüdern, die in verhältnismäßig jungen Jahren zu hohen englischen Aemtern gekommen sind. Der bekannteste ist Sir Matthew Nathan, der mit 42 Jahren Gouverneur in Hongkong wurde. Nachdem er 1880 die Militärakademie von Woolwich absolviert hatte, diente er als Offizier im Ingenieurkorps. Mit diesem Regiment hat er zwei Feldzüge mitgemacht, 1885 bei der Nilarmee zur Befreiung Gordons und vier Jahre später bei der Luschai-Expedition. 1895 wurde er zum Sekretär der Kolonialverteidigungskommission erwählt und erhielt als Anerkennung seiner Tätigkeit in diesem Amt den Michael-Georgsorden. 1889 war er Gouverneur von Sierra Leone, später einige Jahre lang der Goldküste. Das mörderische Klima ist ihm verhältnismäßig gut bekommen. Er war der erste Jude, der im Kolonialdienst die Gouverneur-Stellung erreicht hat. Sein Bruder, Major F. L. Nathan, hat ebenfalls eine akademisch-militärische Vorbildung in der Hochschule von Sandhurst genossen. 1879 trat er in die Dienste der königlichen Artillerie, 1886 wurde er, nach Absolvierung der Endprüfung, Instruktionshauptmann in der königlichen Militärwerkstatt. Er beschäftigte sich besonders mit Geschützbau und wurde, nach einigen Zwischenchargen, mit dem schwierigen Amt eines Offiziers bei den Pulvermagazinen in Waltham Abbey betraut. 8 Jahre danach gab man ihm den Direktorposten in diesem Institut. Der älteste der

Brüder, ein Jurist, hat in Westindien gelebt, und wurde 1888 Richter, 1891 Richter des Obertribunals in Kingston, der Hauptstadt von Jamaika. 1893 wurde er Senior des Appellationsgerichts in Trinidad, 1898 Generolstaatsanwalt van Trinidad und Tobago und 1904 wurde er in den Ritterstand erhoben. Auch der vierte Bruder machte seine Karriere in den Kolanien. Nach seinen Universitätsstudien widmete er sich dem Zivildienst in Bengalen und wurde, nachdem er bei der dortigen Steuerverwaltung fungiert hatte, Unterstaatssekretär für Indien im Finanz- und Handelsdepartement. 1897 wurde er in das Ministerium des Innern befördert und 1900 Direktor der Steuerverwaltung. Zwei Jahre darauf gab mon ihm noch dos Amt des Sekretärs der indischen Universitätskommission und jetzt ist er, wie anfangs erwähnt, Privatsekretär des Vizekönigs von Indien, die höchste Stelle in Indien, nach der der Generalgouverneure von Madras, Kalkutta und Bambay, an Wichtigkeit ihnen aber überlegen. Die Stellung dieser vier Brüder ist ganz besanders hervorragend, und es ist erfreulich für die Juden in England, daß die Religion nicht an der Erreichung dieser Aemter hindert.

**Neue Judenkrawalle in Rußland.** Aus Mohilew, Ende Oktober, wird dem „Berl. Tgbl." geschrieben:

Ganz Unglaubliches wird wieder über Judenkrawalle in Rußland berichtet. Im Gouvernement Mohilew sind in fünf Orten bedeutende antisemitische Unruhen ausgebrochen, denen wiederum viele Hunderte elender jüdischer Proletarier zum Opfer gefallen sind. Die Ausschreitungen fanden in der bedeutenden Stadt Mohilew und in den kleineren Orten Bogusnawka, Bychow, Gorz-Gorki und Mtislawl am 22. Oktober und den folgenden Tagen statt. Die Krawalle verliefen, soweit jetzt bekannt ist, — es muß hervorgehoben werden, daß die russischen Zeitungen sich in tiefstes Schweigen hüllen —, etwa folgendermaßen: Die Plünderungen der jüdischen Häuser und Läden, der Marktplätze ꝛc. gingen von den Reservisten, die bei der jüngst erklärten Mobilmachung eingezogen sind, aus, zu ihnen gesellte sich allerhand Straßenpöbel. Solche Elemente durchzogen lärmend in Haufen die Stadt und zerstörten die armselige Habe der jüdischen Kleinhändler, Handwerker und anderer. Gab man nicht freiwillig, so machten die Herren kurzen Prozeß und mißhandelten die Ueberfallenen. In Mohilew allein liegen über zwanzig Verwundete in Spitälern, über hundert in ihren Wohnungen. Ob es Tote gibt und wie groß die Zahl der Verwundeten in den anderen Unheilstätten, ist zur Zeit noch nicht bekannt. In Mohilew dauerten die Unruhen fast zwei Tage, den 23. und 24. Ruhiger wurde es erst am 24. Nachmittags, weil man nunmehr die Reservisten in die Kasernen einschloß.

Diese letzten Ausschreitungen lassen sich durch zwei Merkmale charakterisieren: erstens durch die Zurückhaltung der Behörden, die sich nicht die geringste Mühe gaben, den Ausschreitungen entgegenzutreten (die Reservisten konnte man ja wohl, auch bevor sie Hunderte geplündert und mißhandelt haben, in die Kasernen bringen), und zweitens durch die beim Plündern beteiligten Personen: es waren meistens Reservisten, die bei der Mobilmachung eingezogen wurden.

Was die Behörden anbetrifft, so schreibt man uns, daß, als am 2./15. Oktober eine unbedeutende Kundgebung von den jüdischen Arbeitern veranstaltet wurde, der Polizeichef von Mohilew, Herr Rodionow, folgende folgenschwere Ansprache an die Juden hielt: „Bald wird hier mobil gemacht, dann werdet Ihr büßen für Eure Revolutionsmacherei, Euer Blut wird fließen in der ganzen Stadt!" Derselbe Rodionow stellte schon im vorigen Jahre den Juden Mohilews ein Blutbad wie in Kischinew und Homel in Aussicht. Doch wurde er von reichen Juden mit der Summe von 500 Rubel zur Ruhe gebracht.

Wie eifrig die russischen Behörden sind, den blinden Haß des Pöbels zu entfachen und zu schüren, sollen folgende Tatsachen bekunden, die man ohne Mühe mit den jüngsten Ausschreitungen gegen die Juden in Zusammenhang bringen kann. In Dwinsk ließ der Polizeichef während der Mobilmachung Aufrufe an die Laternenpfähle kleben, in denen die Juden ermahnt wurden, wenigstens während der Tage der Mobilmachung ihre üblichen Geschäfte, Preissteigerungen u. s. w. zu unterlassen; und desgleichen empfingen die Kreischefs des Gouvernements Witebsk ein Rundschreiben des Gouverneurs, in dem sie aufgefordert werden, den Juden dringende Vorstellungen in eben dem Sinne zu machen.

Wenn wir dieser trostlosen Wirklichkeit die Aeußerungen des neuen Ministers des Inneren, die von der Presse bis in den Himmel gelobt sind, gegenüberstellen, so könnte man glauben, daß die in blindestem Antisemitismus versumpfte Beamtenschaft auf die Direktiven des Fürsten Swiatopolk-Mirsky pfeife. Wie dem auch sei, so muß konstatiert werden, daß die Beamtenschaft die Ansichten und Stimmung der einflußreichsten Kreise vielleicht besser wiedergibt, als der Minister. Es wird in leitenden Beamtenkreisen immerfort darüber gesprochen, daß man in „liberaler Politik" zu weit gegangen sei und daß die Volksstimmung über diese Politik jetzt ihr Urteil spricht. Man hat dem Fürsten seine Menschenfreundlichkeit (er hatte nämlich den Mut zu erklären, er sei kein Feind der Juden, Finnen, Armenier) übel angerechnet und fürchtet das Aufhören der Verfolgungen, die ja seit langem den russischen Beamten eine reiche Einnahmequelle sind. Daß solche Strömungen, denen auf den unteren Stufen entweder direkte Hetze oder passives Zusehen bei Mord und Raub entspricht, bis in die obersten Regionen reichen, zeigt der Umstand, daß in den Rayon der Unruhen zwei höhere Beamte entsandt sind, von denen einer ein höfischer Streber, der andere ein berüchtigter Hetzer ist.

Das sind die jüngsten Tatsachen über die russische innere Politik. Wie es also mit dem „neuen Frühling" steht, den uns der Herausgeber der „Nowoje Wremja" Herr Suworin verkündet, dürfte dem deutschen Leser allmählich klar werden.

**Washington,** 2. Naaember. Das Staatsdepartement erhielt von dem amerikanischen Botschafter in St. Petersburg ein Telegramm, welches zu der Annohme berechtigt, daß die russische Regierung sich zunächst bereit erklären werde, die Pässe der in Rußlaud reisenden amerikanischen Juden anzuerkennen.

---

## Der Wucher in Rumänien.

Aus Bukarest, Ende Oktober wird der „Frankf. Ztg." geschrieben:

Dos Orgon der liberalen Regierungspartei, die „Vointza Nationala", veröffentlichte vor einiger Zeit eine Reihe Artikel, welche sich mit dem Wucher auf dem Lande befassen. Verfosser dieser Artikel ist Herr D. Protopopescu Vizepräsident der Kammer, Subdirektor des Creditul Rural nnd hervorragendes und einflußreiches Mitglied der Regierungspartei. Wahrlich Titel genug, um seinen Behauptungen ein graßes Gewicht und seinen Vorschlägen die Möglichkeit der Durchführung zu sichern. Denn was Herr Pralapapescu auf Grund einer persönlichen Enquete festgestellt hot, ist einfach unerhört. Es übertrifft selbst die Vorstellung, die man sich van dem Wucher machen konnte nach dem Buche den Herrn Nenitzescu, das ich in der „Frankfurter Zeitung" besprochen habe und in welchem nachgewiesen wird, daß der niedrigste Zinssatz auf dem Lande 50 Prozent beträgt, der höchste ober 500 Prazent und noch mehr. Denn was Herr Protopopescu mit authentischen Dokumenten feststellen konnte ist, daß auf dem Lande der grausamste Wucher sich unter der Form geschickt ausgearbeiteter Pachtverträge verbirgt, die van den maßgebenden gerichtlichen und administratiaen Behörden bestätigt werden. Der Bouer befindet sich in großer Not. Der Dorfwucherer, zumeist der Dorfwirt, bargt ihm 20 ader 30 Francs oder mehr, beileibe nicht gegen Zinsen. Er läßt sich nur einen Vertrag ausstellen, welcher besagt: ich aerpachte für diese 20 Francs einen Pagon (2 Hektar) meines Badens für zwei Jahre und verpflichte mich diesen Boden zu bestellen und den Ertrag mit N. N. (also mit dem Geldleiher) zu teilen. Der Wucherer macht auf diese Weise einen Gewinn von mehreren hundert Prozent jährlich und er hat überdies den Vorteil, daß er sich auf den Wahltäter der Bauern ausspielen konn, denen er zinsenlos Geld geliehen hat. Das Gesetz, welches 1864 durch einen Staatsstreich zu stande kam und wonach die Bouern zu Grundbesitzern gemacht wurden, hat in weiser Voraussicht die Unübertragbarkeit dieses Grundes — außer auf die gesetzlichen Erben — vorgesehen. Die Wucherer haben nun tatsächlich diese Gesetzesvarschrift aufgehoben. Herr Protopopescu schreibt darüber: „Das Uebel ist der unter der Form der Verpachtung der Bauerngüter sich versteckende Wucher. Es ist dies die tatsächliche Expropriation eines großen Teiles der Land-

bevölkerung zu Gunsten der Spekulanten . . . Durch Pachtverträge, die teilweise sogar noch seit längerer Zeit gelten, und die noch weitere Jahrzehnte durch Verlängerung in Wirksamkeit bleiben dürften, ist eine Anzahl Bauern des Bodens, den sie besaßen, beraubt worden — sei es, daß sie denselben überhaupt nicht mehr besitzen, sei es, daß sie ihn nur als Pächter der Spekulanten besitzen, denen sie seinen Ertrag verpfändet haben." Dem Uebel ist nicht leicht abzuhelfen. Durch die Raiffeisen'schen Volksbanken konnte wohl zum Teil geholfen werden, aber die Gefahr ist groß, daß auch diese Banken von den Wucherern beherrscht werden und daß für die Beschaffung von Geldern der Bauer zu deren Unterschrift Zuflucht nehmen müßte. In diesem Falle würde sich der Wucherer ein gutes Geschenk ausbitten und somit den Unterschied zwischen den Zinsen, welche ihm die Bank für seine Einlage zahlt, und den Zinsen, die er sonst zu berechnen pflegte, weitmachen. Ja noch mehr, er könnte in dieser Art Geschenke auch für die Beschaffung solcher Gelder einstecken, die ihm gar nicht gehören. Nur eine gründliche Reform, welche überhaupt die Lage der Bauern umändern würde, könnte der Landbevölkerung Rettung bringen. Die Regierung befaßt sich zur Zeit eingehend mit der Bauernfrage.

Die Frage des Wuchers auf dem Lande in Rumänien hat noch eine andere Seite, die zu wichtig ist, als daß man sie stillschweigend übergehen könnte. Wer sind denn alle diese Wucherer, welche in so grausamer Weise, mit soviel Raffiniertheit die Bauern ausbeuten? Wohl die Juden? Keine Spur. Den Juden ist ja schon seit über 30 Jahren das Wohnen auf dem Lande verboten. Ja noch mehr; wo Herr Protopopescu seine Feststellungen machte, hat nie ein Jude gewohnt, hat nie ein Jude den Boden jener Dörfer betreten. Und Herr Protopopescu hält es für seine Pflicht festzustellen, daß die Wucherer Christen sind, manche sogar sehr gute Christen, die nie versäumen in die Kirche zu gehen, die Heiligenbilder zu schmücken, sich durch Stiftungen für Kirchenzwecke Heil zu erkaufen. Einer von den wenigen, die der Vizepräsident der Kammer kennen lernte, hat sogar einen Orden bekommen. Diese Wucherer, die weder ein Gewissen haben noch Mitleid kennen, sind gewiß wütende Antisemiten, denn hierzulande wird leider nur allzu oft Antisemitismus für gleichbedeutend mit Patriotismus gehalten, die Liebe zur eigenen Nation nur durch den Haß gegen die arme jüdische Bevölkerung bezeugt. Wenn aber dem gut christlichen und gut kirchlichen Wucherer die Maske vom Gesicht gerissen wird, dann ist es kein Wunder, daß den Herren von der „Vointza Nationala" ein Licht aufgeht und sie ausrufen: „Wie es scheint ist die Wuchererseele dieselbe, ob sie gleißnerisch in den Tempeln Jesu oder in den Synagogen ihre Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zur Schau trägt." Daß die jüdischen Wucherer jemals in der Bewucherung der Bauern das geleistet haben, was jetzt Herr Protopopescu den christlichen Wucherern imputiert, ist nicht anzunehmen, weil man es sonst längst breit besprochen hätte. Aber selbst wenn man zugeben wollte, daß es der Fall war, so wird man heute zugleich zugeben müssen, daß man ihnen kein Spezialverbrechen daraus machen kann. Es liegt in den Verhältnissen der Bauern, daß sich das System des entsetzlichen Wuchers auf dem Lande ausbilden kann. Man hat die Juden beschuldigt, daß sie die Bauern auswuchern, man hat sie vom Lande vertrieben, aber der Wucher hat nicht aufgehört, sondern besteht fort, wie er auch bestanden hat und noch besteht, wo noch nie ein Jude gewesen ist. Man hat die Juden beschuldigt, daß sie als Schankwirte die Bauern vergiften. Man verbot ihnen darauf das Schankgewerbe auf dem Lande, aber der Alkoholismus hat sich weiter entwickelt und wirkt verheerender denn je unter der Bauernbevölkerung. Sollten da unsere Antisemiten, wenn sie überhaupt etwas einsehen wollen, nicht einsehen, daß die verschiedenen Uebel, welche sie den Juden zuschreiben, weder spezifisch jüdisch, noch mit der Vertreibung der Juden zu beseitigen sind?

## Briefkasten.

**Dr. L. in Berlin.** Professor Hermann Bloch in Rostock ist, wie er selbst mitteilt, allerdings Protestant, aber nicht der Sohn eines protestantischen Pfarrers.

**B. in Berlin.** Dr. Morris de Jonge, der Verfasser des im „Generalanzeiger für die gesamten Interessen des Judentums" veröffentlichten Artikels über den „politischen Rechtsanspruch der preußischen Judenheit auf Vertretung im Herrenhause" ist identisch mit dem ehemaligen antisemitischen Schriftsteller und getauften Juden, der später wieder zum Judentum zurückgekehrt ist. Die „Deutsche Tagesztg." ist auf der richtigen Fährte, wenn sie schreibt, der Artikel bezw. der offene Brief an den Kaiser habe nur psychiatrisches Interesse. Wir wollen vergangene Dinge ruhen lassen. Der „General-Anzeiger" täte aber besser, sich mit dem Herrn nicht einzulassen.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung à M. 0,40.**
2. **Die Antisemiten und das Christentum à M. 0,30**

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Sellerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 46. Berlin, 17. November 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Des Dreschgrafen Ende.

Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt. Der weite Weg vom Polizeipräsidium in Berlin bis zum Grafenschloß in Klein-Tschirne mag das Säumen erklären; wir können nicht sagen, entschuldigen und noch weniger rechtfertigen.

Lang ist es her, seit wir die „Wächter der Stadt" aufforderten, doch dafür zu sorgen, daß die wahnsinnigen Ergüsse des Dreschgrafen nicht auf der Straße verteilt werden, damit nicht urteilsunfähige Knaben und Mädchen aus den gratis verteilten Schanddlättern ihrer Moral verderbliches Gift einsaugen, damit unreife Kinder nicht meinen, es sei erlaubt und recht, zum Einbrechen, zum Totschlagen und zu anderen Verbrechen aufzufordern, damit sie gar nicht glauben, es sei ein verdienstlich Werk, zu tun, wozu unter den Augen der hochwohllöblichen Polizei ein Graf in deutlichster, durchaus nicht bildlicher Sprache zu tun eindringlichst und mit der Aussicht auf Belohnung aufforderte.

Man hat es sich auf der Polizei ganz erstaunlich lange überlegt, ob man unserer Aufforderung nachkommen solle. Man hat es endlich, endlich getan. Man hat wirklich erst die Verteilung der Flugblätter verboten. Man hat sich dann bald genötigt gesehen, mehrere Versammlungen, in welchen der edle Herr von Klein-Tschirne seine Dreschreden hielt, aufzulösen und schließlich sein öffentliches Auftreten ganz zu verbieten.

Die betreffende Verfügung des Berliner Polizei-Präsidiums lautet:

Der Polizei-Präsident.
Tagebuch Nr. 2775. VII. G. 04.

Berlin C. 25, Alexanderstr. 3/8, den 9. November 1904.

Euer Wohlgeboren haben für Freitag, den 11. d. M., abends 9 Uhr, in dem Etablissement „Sanssouci", Kattbuserstr. 4a, eine öffentliche Versammlung angemeldet und in Folge der Anmeldung die durch § 1 des Vereinsgesetzes vorgeschriebene Bescheinigung erhalten.

In dieser Versammlung ist nach Inhalt Ihres Schreibens vom 7. d. M. Graf Pückler als Referent in Aussicht genommen.

Aus dem gesamten Auftreten des Grafen Pückler, seinen Versammlungsreden und den von ihm herausgegebenen Druckschriften sind je länger, je mehr erhebliche Bedenken gegen seine geistige Zurechnungsfähigkeit entstanden. Sein Auftreten in öffentlichen Versammlungen ist unter diesen Umständen geeignet, ernstliche Störungen der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit befürchten zu lassen und kann deshalb aus allgemein polizeilichen Rücksichten — § 10 II 17 Allgemeinen Landr. — fernerhin nicht mehr geduldet werden. Der die Versammlung vom 11. d. M. überwachende Beamte hat deshalb Anweisung erhalten, ein Auftreten des Grafen Pückler als Redner nicht zuzulassen.

Euer Wohlgeboren setze ich hiervon in Ihrer Eigenschaft als Einberufer mit dem Ersuchen ergebenst in Kenntnis, durch entsprechende Vorkehrungen einem polizeilichen Eingreifen in die Versammlungsfreiheit vorbeugen zu wollen.

In Vertretung:
Friedheim

An den Buchdruckereibesitzer
Herrn Hermann Mitsching, Wohlgeb., hier.

Es verlohnte wohl einer näheren Untersuchung, ob Graf Pücker Antisemit geworden ist, weil er verrückt war, oder ob er verrückt geworden ist, weil er sich so tief in die antisemitische Weisheit versenkt hat. Beides wäre möglich und Beides spräche gegen den Antisemitismus. Es ist bekannt, daß gewisse angekränkelte Geister eine besondere Neigung haben, sich mit allerlei Afterwissenschaften und hirnverbrannten Bestrebungen zu beschäftigen, und ebenso bekannt ist, daß Leute, die mit abstrusen Wissenschaften" sich beschäftigen, leicht ihr letztes bischen Verstand verlieren. Die Geschichte der Kabbalisten, der Astrologen, Alchymisten, Okkultisten, Spiritisten und anderer mehr oder weniger schlechter Christen ist überreich an solchen Beispielen.

Aber Graf Pückler ist, zumal da er nunmehr, hoffentlich für immer, für die Oeffentlichkeit abgetan ist, eine viel zu unbedeutende, gleichgiltige Person. Uns interessiert nur noch, daß er so lange eine Rolle in der antisemitischen Bewegung hat spielen können. Daß einige antisemitische Preßorgane bereits vor einiger, nicht gar so langer Zeit, und einige erst jetzt von ihm abgerückt sind, beweist nichts. Im Grunde ihres Herzens denken sie alle so, wie Graf Pückler nur unklug oder in seiner Unzurechnungsfähigkeit offen genug war, laut auszusprechen. Nicht was er sagte, brachte uns schon längst darauf, ihn für geisteskrank zu halten, sondern daß er es sagte, daß er aus seinem Herzen so wenig eine Mördergrube machte. Im Grunde hat Graf Pückler schon lange das Schicksal verdient, das ihn jetzt endlich ereilt hat. Die Antisemiten rücken nur jetzt von ihm ab, weil sie sich durch ihn kompromittiert sehen, weil sie fürchten, daß selbst sehr bescheidene Intelligenzen von dem Führer auf dessen Kollegen schließen möchten. Man rückt von ihm so ab, wie man seinerzeit vom Ahlwardt abgerückt ist und noch früher von Ruppel und ähnlichen Leuchten des Antisemitismus.

Aber ebensowenig wie man ungestraft unter Palmen wandelt, erfreut man sich ungestraft solcher Führer. An ihren Führern sollt Ihr sie erkennen; die Herde kann man ja nicht weiter und darum auch nicht anders entlarven.

Als wir vor einem halben Jahre schon das Einschreiten gegen die Gratisverteilung der Pücklerschen Brandreden auf offener Straße verlangten, charakterisierten wir das Publikum, das zu seinen Versammlungen sich drängte

als ein solches, an dem die Pücklerschen Reden nichts mehr verderben könnten, weil der Graf ihnen nur sagte, was sie gern hören wollten, entweder weil sie eben so verrückt oder ebenso roh waren wie er, oder weil sie an seinen Klownspäßen Gefallen fanden. Die letztere Kategorie kann man auf eine Stufe stellen mit den Besuchern untergeordneter Variétés oder mit der Straßenjugend, die sich an den Faseleien Verrückter oder Betrunkener erfreut. Die erste Kategorie gleicht den Halbwilden, die in alten Zeiten — vielleicht in irgend welchem verborgenen Erdwinkel noch heute — die Aussprüche Geistesumnachteter für — göttliche Offenbarungen hielten. Traurig genug, daß die „Metropole der Intelligenz" ein so großes Kontingent derartig geistesarmer Leute, die obendrein den sogenannten besseren Ständen anzugehören schienen, dem nunmehr von den Gerichten für anormal erklärten Grafen stellen konnte. Das illustriert am besten die geistverödende Wirkung des Antisemitismus.

Und diese so verödende Wirkung ist der Hauptgrund, der uns veranlaßt, unsere ganz besondere Freude auszudrücken, daß Pückler endlich unschädlich gemacht worden ist. Nicht etwa weil wir uns eine günstige Rückwirkung der polizeilichen Verfügung auf den gegen uns schwebenden Prozeß erhoffen. In dieser Beziehung sind wir unserer Sache sicher. Unser Rechtsbeistand hat in so überzeugender Weise auf Grund der fachwissenschaftlichen Merkmale die Paranoia des Grafen Pückler, unseres Prozeßgegners, nachgewiesen, daß wir nicht einen Augenblick an dem schließlichen Ergebnis der beantragten ärztlichen Untersuchung des Geisteszustandes des Grafen zweifeln würden, auch wenn nicht schon von Aerzten und Laien der Geisteszustand des Mannes längst erkannt wäre.

Es liegt uns vollständig fern, den Grafen Pückler kränken zu wollen. Wir wünschen ihm von Herzen jede mögliche baldige Besserung. Den Antisemiten aber darf niemals vergessen werden, daß sie lange, sehr lange den Grafen als eine Art Heros betrachtet haben, daß das antisemitische Hauptorgan in Berlin ihn protegiert hat. Sie bleiben unter allen Umständen moralisch strafbar, auch wenn der Graf für unzurechnungsfähig erklärt werden muß.

---

## Die Juden der Gegenwart.

### II.

### Zur jüdischen Bevölkerungsstatistik.

#### Zahl und Wohnsitze der Juden.

Bevor wir in der sachlichen Darstellung weiter vorschreiten, ist es notwendig, eine persönliche Bemerkung zu machen. Von einzelnen Lesern dieses Blattes sind an den Unterzeichneten Zuschriften gerichtet worden, in welchen diese oder jene Ausführung für irrtümlich erklärt wird. Da wir uns überall dort, wo wir nicht unsere abweichende Auffassung betonen, mit dem Verfasser des Buches identifizieren, sind jene Mitteilungen an die legitimierte Adresse gesandt. Wir können hier indessen aus mehrfachen Gründen nicht eine Polemik beginnen. Das würde den Stoff arg zersplittern und den Zusammenhang stören. Vor allem aber wird im Laufe der Darstellung manches, was bisher nur angedeutet werden konnte, eingehender besprochen werden, so daß sich einzelne Differenzen von selbst ausgleichen werden. Nicht jeder Abschnitt darf für sich, das Werk will vielmehr als geschlossene Einheit aufgenommen und beurteilt werden.

Ergeben sich auch dann noch Verschiedenheiten in der Ueberzeugung, so wird es ersprießlich sein, sie an dieser Stelle zum Ausdruck zu bringen. Niemals aber möge man vergessen, daß wir uns hier bona mente vernehmen lassen.

* * *

Die Juden sind in der ganzen Welt in einer Zahl von etwa 10 456 000 verbreitet. Davon wohnen ca. 8 608 000 in Europa, und von diesen wiederum nach der Volkszählung von 1897 etwa 5 082 000 im europäischen Rußland. Nach der neuesten Volkszählung befinden sich in Oesterreich 1 224 899, in Ungarn 851 378, Deutschland 586 833 (1,04 unter 100 Einwohnern), Rumänien 269 015, Großbritannien 188 000, in den Niederlanden 103 988, in Frankreich 86 885, in der europäischen Türkei 75 295 (?), in Italien 43 550, Bulgarien mit Ostrumelien 33 717, in der Schweiz 12 551, in Belgien 12 000, Griechenland 8350, Bosnien und Herzegowina 8213, Serbien 5102, Dänemark 4080, Schweden 3402, Spanien 2500, Gibraltar 2000, Portugal 1200, Luxemburg 1201, Kreta 728, Norwegen 214, Cypern und Malta 130.

Amerika hat etwa 1 172 000, Asien ca. 342 000, Afrika rund 317 000 und Australien und Neu-Seeland 17 033 Juden. Hierbei ist immer von Juden ihrer Abstammung und ihrer Religion nach die Rede. Es gibt aber auch Juden nur der Abstammung und nur der Religion nach.

Zu den letzteren rechnet man:

50 000 Falaschas in Abessynien, 6000 Karaiten in der Krim, 10 000 Dappatuns in der Sahara, 6500 Beni Israel im Bombay, 1600 schwarze Juden in Cochin, 100 zum magyarischen Volksstamm Gehörige im Dorfe Böszörd Ujfalu bei Schäßburg in Siebenbürgen.

Zu den ersteren gehören:

600 Chuetas oder Amussim auf den balearischen Inseln, 4000 Maimanen in Salonichi, 2000 Gdid al Islam in Khoressan.

Diese Juden seien hier nur erwähnt, für die folgenden Betrachtungen scheiden sie aus.

Es würde zu weit führen und auch ohne Interesse für unsere Zwecke sein, im einzelnen die Bewegung der jüdischen Bevölkerung zu verfolgen. Nicht unerwähnt aber möchten wir die Vorliebe der Juden für die Großstädte lassen. Ruppin sieht diese Tatsache im wesentlichen in den beruflichen Verhältnissen. Die Juden widmeten sich vorwiegend dem Handel, dieser konzentriere sich in den europäischen Ländern mehr und mehr in den Großstädten und ziehe deshalb jene dorthin.

Damit allein scheint uns diese Tatsache nicht ausreichend erklärt. Sicherlich trägt auch der Antisemitismus dazu bei, daß die Abwanderung der Juden in die großen Städte immer mehr zunimmt. Sie fühlen sich auf dem Lande und in den kleinen Städten wirtschaftlich nicht genügend gesichert und gesellschaftlich allzusehr isoliert. Und wenn sie auch in der Großstadt wirtschaftlich nicht immer im gewünschten Maße reüssieren, so finden sie einen Ersatz in der weniger unangenehmen gesellschaftlichen Situation.

Zum Schluß dieses Abschnittes seien die Städte genannt, welche die größte Anzahl der Juden zu Bewohnern haben: Newyork (600 000), Warschau (250 000), Budapest (170 000), Odessa (150 000), Wien (15 000), London, Chicago, Philadelphia, Berlin mit seinen Vororten (ca. 100 000), Paris (etwas weniger).

#### Bevölkerungsbewegung durch Geburt und Tod.

Wie wenig mit großer Sicherheit und absoluter Selbstverständlichkeit aufgestellte und von Zeitalter zu Zeitalter weitergetragene Behauptungen vor der Statistik bestehen können, dafür giebt folgende Tatsache wieder einmal einen Beleg. Daß die Geburtenzahl unter den Juden eine viel größere ist, als bei den Christen, war für alle, welche darüber sprechen, selbstverständlich. Und doch ist das Gegenteil der Fall, wie die folgende von Ruppin aufgestellte Tabelle dartut:

Kinder wurden lebend geboren:

| In | Im Jahre | In absoluten Zahlen | | Auf 1000 Personen der Gesamtbevölkerung gleicher Konfession | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | bei den Juden | bei den Andersgläubigen | bei den Juden | bei den Andersgläubigen |
| Preußen | 1900 | 7643 | 1236055 | 19,48 | 36,27 |
| Europ. Rußland (ohne Finland u. Polen) | 1894 | 117483 | 4211857 | 31,20 | 51,72 |
| Oesterreich | 1900 | 39990 | 927949 | 32,65 | 37,23 |
| Ungarn | 1900 | 28787 | 723931 | 33,81 | 39,34 |
| Algier | 1897/98 | | Christ. Moh. | | Christ. Moh. |
| | durchschn. | 2589 | 17684 110483 | 50,39 | 55,59 26,68 |

Die Ursachen, dieser größeren Geburtsziffern bei den Juden sind in erster Reihe in ihrem besseren sozialen Verhältnissen zu finden. Bekannt ist, daß der Kindersegen in den ärmeren Kreisen ein größerer ist als in wohlhabenderen. Das gilt auch für die Juden, wenn man sie in diesem Punkte für sich betrachtet. In den völlig besitzlosen Kreisen des osteuropäischen Judentums ist der Kinderreichtum ein bei weitem größerer als bei den wohlhabenden Juden Westeuropas. Hierzu kommt, daß die wohlhabendere jüdische Bevölkerung spät und seltener heiratet, als die ärmere.

Ruppin rechnet ferner hierzu physiologische Ursachen der Unfruchtbarkeit oder geringeren Fruchtbarkeit bei den wohlhabenden Juden. Er führt diese ungenügende Fortpflanzungsfähigkeit auf „die Schädlichkeit der in den gebildeten Bevölkerungsschichten häufigen Nervosität und auf die verderblichen Wirkungen überstandener Geschlechtskrankheiten" zurück. Es mag dahin gestellt bleiben, ob diese in der Tat bei den ärmeren Schichten der Bevölkerung wegen des früheren Zeitpunktes der Heiraten geringer an Zahl sind, und die größten Vorsichtsmaßregeln der gebildeten Kreise hier nicht einen Ausgleich finden. Jedenfalls handelt es sich hierbei um keine spezifisch für jüdische Kreise in betracht kommende Ursache, diese ist interkonfessionell.

Wenn aber trotz der ungünstigeren Geburtsziffer die jüdische Bevölkerung nicht sehr erheblich an Zahl zurückgegangen ist, so liegt es an der günstigen Sterbeziffer.

Wir reproduzieren hier wiederum eine Ruppinsche Tabelle:

Sterbefälle.

| In | Im Jahre | in absoluten Zahlen | | auf 1000 Bewohner gleicher Konfession | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | bei den Juden | bei den Andersgläubigen | bei den Juden | bei den Andersgläubigen |
| Preußen | 1900 | 5868 | 738555 | 14,96 | 21,70 |
| Europ. Rußland (ohne Finland u. Polen) | 1894 | 63761 | 2957813 | 16,93 | 36,32 |
| Ungarn | 1900 | 14458 | 500775 | 16,98 | 27,21 |
| Oesterreich | 1900 | 22506 | 636174 | 18,37 | 25,52 |
| Algier | 1897/99 | | Christ. Moh. | | Christ. Moh. |
| | durchschn. | 1420 | 12457 71837 | 29,12 | 38,16 18,08 |

Diese geringere Sterblichkeit findet sich in allen Kreisen der jüdischen Bevölkerung, auch in den ärmeren, so daß man sie nicht gut auf die durchschnittlich größere Wohlhabenheit zurückführen kann. Die geringere Sterblichkeit zeigt sich besonders bei den Kindern. Und gerade hier kommt, wie Ruppin mit Recht hervorhebt, in betracht, daß die Kinder auch ärmerer jüdischer Eltern fast ausnahmslos besser gepflegt werden, als die nichtjüdischer Eltern. Diesen sind ihre Kinder alles, sie opfern ihnen Vermögen und Gesundheit. Daß hierin der wesentlichste Grund für die geringere Sterblichkeit der jüdischen Säuglinge liegt, läßt sich auch indirekt erweisen. Es ist nämlich statistisch festgestellt, daß die Sterblichkeit der unehelichen jüdischen Säuglinge größer ist als die der christlichen unehelichen Säuglinge. Hier fehlt eben die Wohltat des jüdischen Familienlebens.

Jos. Cohn.

## Das System der Judenbehandlung in Rußland.

[Nachdruck verboten.]

Ein mit den russischen Verhältnissen vertrauter Schriftsteller schreibt uns:

Es gehört mit zum russischen System der Judenbehandlung, Europa stets über die wahren Ziele der russischen Regierung zu täuschen und mit dichterischer Phantasie jeden Tag neue Märchen zu erfinden und zu verbreiten. Leider ist auch heute noch Rußland für den Westeuropäer ein Buch mit 7 Siegeln und es gibt nichts, was auf diesem Gebiete nicht sein gläubiges Publikum fände. Es tut daher Not, einmal dieses ganze System gründlich zu beleuchten.

Ich spreche von einem System, denn die ganze Leidensgeschichte der Juden in Rußland ist kein Zufall, sondern Absicht. Ja, dieses System ist mit der Raffiniertheit des Henkers erdacht und bis ins einzelnste ausgebaut. Pobiedonoszew war der Erfinder und Plehwe und seine Helfershelfer sind die Vollzieher dieses Systems. Das Ziel ist, die Juden, die erstens nicht griechisch-katholisch sind und zweitens nicht den Fatalismus und die Trägheit des Slaven besitzen, die also ein gährendes, denkendes Element bilden und der Reaktion das größte Hindernis sind, unschädlich zu machen, das heißt so lange zu quälen und ihnen das Leben zu verkümmern, bis sie sich entschließen, das heilige Rußland zu verlassen.

Dieses System kommt nicht so sehr in den Gesetzen und Verordnungen als vielmehr in ihrer Handhabung zum Ausdruck. Gewiß sind diese Gesetze engherzig und von einem finsteren Geiste diktiert, und dennoch wären sie zu ertragen, wenn sie ehrlich ausgelegt und menschlich gehandhabt würden. Aber jeder Beamte ist in Rußland ein kleiner Zar für sich und er verfährt mit den ihm unterordneten Juden rein nach Willkür. Es ist charakteristisch, daß der Senat, die höchste Instanz in gesetzlichen Dingen, bei Appellation stets zu Gunsten der Juden entscheidet. Der Senat ist eben das einzige Institut in Rußland, das sich einer relativ großen Freiheit erfreut und sich daher den Luxus erlauben darf, auch in den Judengesetzen eine objektive Stellung einzunehmen. Aber der Weg zum Senat ist weit und für die meisten, schon wegen der Kosten gänzlich undeschreitbar. Die meisten, namentlich der ärmeren Bevölkerung, schmachten unter der Tyrannei irgend eines Beamten. Und gerade die Proletarier, denen auch die ultima ratio, die Bestechung, unmöglich ist, leiden am meisten darunter. Einige Beispiele mögen dazu dienen, dem Westeuropäer ein anschauliches Bild von der bureaukratisch-barbarischen Auslegung der Gesetze zu geben. So dürfen die Juden seit etwa 15 Jahren in Rußland an den Mittelschulen nur 5, an den Hochschulen sogar nur 3 Prozent bilden. Das ist gewiß eine unsinnige und unmenschliche Verfügung, daß man die Bildungsmöglichkeit nach Konfessionen und Prozenten zumißt. Noch trauriger aber ist die praktische Handhabung dieser drakonischen Maßregel. Die Aufnahme geschieht nämlich nach Fakultäten getrennt, und es müssen in jeder Abteilung sich mindestens 33 christliche Kandidaten melden, bevor ein jüdischer Kandidat aufgenommen werden kann. Da die mathematische Abteilung z. B. niemals 33 Kandidaten hat, so ist das Studium der Mathematik für einen Juden in Rußland tatsächlich gänzlich unmöglich. Es wird also auch innerhalb des engen Kreises

jede ausgleichende Gerechtigkeit verhindert und das Unrecht wird noch verklausuliert und bis in die höchste Potenz gesteigert. Noch ein drastischerer Fall: Das Wohnrecht der Juden ist in Rußland bekanntlich nur auf die Gouvernements polnischen Ursprungs, auf das sog. Rayon, beschränkt. Auch innerhalb dieses Rayons dürfen die Juden nur in den Städten, nicht aber auf dem flachen Lande wohnen. Nun aber entschied im vorigen Jahre eine weise Behörde, daß auch der Kirchhof nicht außerhalb dieses engen Kreises verlegt werden darf, weil dort keine Juden l e b e n dürfen. So müssen auch noch die Toten den Lebendigen das bischen Luft nehmen. Noch krasser ist die schreiende Ungerechtigkeit bei der jetzigen Auswahl der Opfer des mörderischen ostasiatischen Krieges. Man beruft in Rußland die Reservisten nicht nach den Jahrgängen, sondern nach den Bezirken ein. So kommt es häufig vor, daß aus einem Bezirke 36 Jahre alte Familienväter in den Krieg ziehen müssen, während im anderen Bezirke 24 Jahre alte ledige junge Leute zu Hause bleiben dürfen. Bei der Auswahl der Bezirke aber war man bis jetzt darauf bedacht, in erster Reihe das Judenrayon heranzuziehen, und schon heute bilden die jüdischen Soldaten im ostasiatischen Kriege über 20 Prozent des Heeres. Noch schlimmer ist es mit den Aerzten. In Rußland brauchen die Aerzte nämlich nicht zu dienen, müssen sich aber der Regierung für den Kriegsfall bis zum 40. Lebensjahre zur Verfügung halten. Nun wurden die jüdischen Aerzte schon jetzt bis zum 40. Lebensjahre, ja ungerechterweise oft auch noch ältere herangeholt, weil es versäumt worden ist, sie aus der Liste der Reserve zu streichen, während christliche junge Stabsärzte zu Hause bleiben und ihre einträgliche Praxis ausüben. Man schätzt schon heute den Prozentsatz der jüdischen Militärärzte in der Mandschurei auf 80 bis 90 der Gesamtärzte. Das ist eine Ungerechtigkeit, die ihresgleichen sucht. Und wenn man bedenkt, daß diese Juden im weitesten Sinne des Wortes rechtlos sind, ja, daß sie in derselben Mandschurei, wo jetzt ihr Blut fließt, in Friedenszeit nicht einmal wohnen durften, dann ist das die schrecklichste Ironie, die das Schicksal sich je erdachte.

Daß viele jüdische Reservisten sich vor ihrer Einberufung nach Amerika flüchteten, ist wohl wahr, aber einigermaßen begreiflich. Zunächst erfreut sich der Krieg auch unter der christlichen Bevölkerung Rußlands der weitgehendsten Unpopularität. Die Begeisterung, die in vielen Städten inszeniert wurde, ist Mache und wird von Polizisten und anderen bezahlten Subjekten besorgt. Würde man heute in Rußland durch ein Plebiscit über den Krieg abstimmen lassen, so würde zweifellos die größte Majorität des russischen Volkes für den Erfolg Japans stimmen. Nicht aus Liebe zu Japan, sondern aus der Erwägung heraus, daß nur noch eine Niederlage vielleicht die russische Regierung zu Reformen und Freiheiten zwingen könnte, während ein Sieg sie noch übermütiger machen würde. Der russische Jude aber hat noch weniger Ursache für den Krieg zu schwärmen, denn er weiß ja, daß er, wenn er das Glück hätte, beim Leben zu bleiben, sich auch durch die größte Tapferkeit nicht einmal das bescheidene Wohnrecht im eigentlichen Rußland erwerben würde. Und doch ist der Prozentsatz der Flüchtigen ein relativ geringer und steht in gar keinem Verhältnis zu der gewaltigen Zahl der eingezogenen jüdischen Reservisten. In jeder Totenliste wimmelt es von jüdischen Namen, und es gibt in Rußland kleine jüdische Gemeinden, die schon jetzt hunderte von gefallenen jüdischen Soldaten aufzuweisen haben. Ich betone das, weil immer wieder die alte Beschuldigung auftaucht, die Juden desertierten zu häufig. Wer die Wahrheit wissen will, der kann sie erfahren.

Auch die sich jetzt so häufig wiederholenden blutigen Ausschreitungen gegen die Juden gehören mit zum System der Regierung. Sie sind meistens von Lieblingen der Regierung inszeniert und von den Beamten liebevoll geduldet. Das muß einmal in aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Das Verfolgen von Menschen wegen ihres Glaubens liegt nicht im Charakter des Russen und selbst in den finstersten Zeiten voriger Jahrhunderte gab es im eigentlichen Rußland keine Judenverfolgungen. Der russische Bauer ist unwissend und roh und in seiner Betrunkenheit ein Tier, aber dennoch gutmütig und tolerant, wenn er nicht gereizt und verhetzt wird. Der russische Bauer hat gar keinen vernünftigen Grund, den Juden zu hassen, denn der Jude bildet bei den schwierigen Verkehrsverhältnissen Rußlands den besten und billigsten Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten. Er fährt von Dorf zu Dorf, auch in den entlegensten Gegenden, kauft dem Bauer alles ab, was er zu verkaufen hat, und verkauft ihm zugleich alles, was er braucht. Es ist bezeichnend, daß in wiederholten Fällen die Bauern bei der Regierung petitionierten, daß die Ausweisungen der Juden zurückgenommen werden. Unter Alexander II. waren tatsächlich blutige Ausschreitungen gegen die Juden unmöglich. Erst unter der Regierung Alexanders III. und seiner fanatischen Ratgeber fingen im Jahre 1882 die Judenverfolgungen an. Es ist heute ein offenes Geheimnis, daß damals bezahlte Agenten von Dorf zu Dorf reisten und den unwissenden Bauern verkündeten, daß der Zar befohlen habe, die Juden zu morden und ihre Häuser zu plundern. Es ist keine Anekdote, sondern eine blutige Wahrheit, daß in Südrußland Bauern zum Pristaw (Schulzen) kamen und sich erkundigten, ob man die Judenmetzelei nicht einige Zeit verschieben könnte, da die Ernte so dringend wäre.

Warum man dieses Blutbad damals hervorrief, das ist nicht schwer einzusehen. Pobiedonoszew, der die erste Geige spielt, ist von einem fanatischen Haß gegen alles, was nicht „rechtgläubig" (griechisch-katholisch) ist, beseelt und es schien ihm ein gutes Werk, diese „Ungläubigen" zu vertilgen. Er gehört eben seiner ganzen Anlage nach in die Inquisitionszeit hinein. Dazu kam noch, daß einige der hervorragendsten Nihilisten und Nihilistinnen — der Sozialismus war damals in Rußland noch fremd — jüdischer Abstammung waren. Man wollte sich also an der Judenheit rächen und sie für die Zukunft einschüchtern. Als sich in Westeuropa ein Entrüstungssturm gegen diese gräßlichen Szenen erhob, stellte man diese Politik ein und man arbeitete mit sanfteren Mitteln. Immer mehr wurden die Gesetze im reaktionären Geiste „reformiert" und die paar armseligen Rechte wurden den Juden ganz genommen. So wurde die Lage der Juden immer schlimmer und die Auswanderung immer größer. Da aber die Zahl der Auswandernden nicht einmal den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle entfernen konnte, so konnte das natürlich keine Lösung darstellen. Viele Juden, namentlich die Industriearbeiter, flüchteten sich in ihrer Verzweiflung zu den „Bundisten" und dieser jüdische Bund bildet heute in Wirklichkeit die stärkste sozialistische Partei im großen Zarenreich. Es ist eine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die heutige Regierung tatsächlich diese Bundisten fürchtet. Aber, statt den Weg der Freiheit zu beschreiten, greift man zu immer grausameren Maßregeln gegen sie, und diese, meistens jugendlichen Elemente, werden quantitativ immer zahlreicher und qualitativ immer verbitterter und revolutionärer. Dagegen stellen sich die Juden vom Mittelstand und die Akademiker unter das Banner des Zionismus und erwarten den Judenstaat von Herzls oder Nordaus Gnaden schon in nächster Zeit. Aber auch diese Zionisten müssen häufig illegal arbeiten und sobald sie die Worte Freiheit und Recht erwähnen, büßen sie die Gunst der Regierung ein. Sie wurden lange geduldet als Gegengift gegen die „Bundisten", werden aber heute sehr scheel angesehen.

Indessen waren wenigstens die blutigen Ausschreitungen bis zum Frühjahr 1903 ausgeblieben. Erst Plehwe bediente sich wiederum dieses Mittels, um die Bundisten

einzuschüchtern. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurden den Rabbinern direkt neue Judenverfolgungen angedroht, wenn sie die bundistische Bewegung nicht unterdrückten. Daß aber die Rabbiner ganz machtlos dagegen sind, das konnte sich jeder Mensch mit gesunden Sinnen sagen, denn die Bundisten sind ausgesprochene Atheisten und fragen wenig nach Rabbiner und Synagoge. Noch leben die unmenschlichen Szenen von Kischinew und Homel in der Erinnerung Europas, und wenn man noch im Zweifel darüber war, daß die Regierung direkt und indirekt die Ursache dieser Massacres war, so haben es die Gerichtsverhandlungen, die notorische Mörder freisprachen oder zum Schein mit kleinen Strafen belegten, zur Evidenz bewiesen. Diese Freibriefe für Judenmörder konnten natürlich nicht ohne Eindruck bleiben und sie zeitigten gefährliche Früchte. So gehören heute — traurig aber wahr — die Judenverfolgungen zumständigen Repertoir. Fast überall, wo die eingezogenen Reservisten durchziehen, gibt es Judenkrawalle. Sie verlaufen nicht immer blutig, aber sie zerstören das Eigentum tausender jüdischer Familien und zwar am häufigsten der ärmsten der Bevölkerung. Uebrigens ist in den letzten Wochen auch genug Blut auf den Straßen vergossen worden. Man ist nur in Rußland jetzt schon daran gewöhnt und fast dagegen abgestumpft In den allermeisten Fällen ist die Regierung direkt oder indirekt für diese Ausschreitungen verantwortlich zu machen, denn sie wären nicht möglich, wenn die Regierung ernstlich daran dächte, sie zu verhindern.

Manchmal regt sich das Schamgefühl doch noch in der Brust der russischen Bureaukratie, und um Europa Sand in die Augen zu streuen, erfindet sie die unsinnigsten Märchen Der Kenner der Verhältnisse muß bitter darüber lachen, wenn er auch in ernsten deutschen Zeitungen die Behauptung findet, die Reservisten seien dadurch gereizt, daß die Juden ihnen den Schnaps zu teuer verkaufen und ferner dadurch, daß sie häufig desertieren und die Russen für die flüchtigen Juden einspringen müssen. Der Schnaps ist in Rußland schon seit etwa 15 Jahren ein Monopol der Regierung und wird nur in den von ihr verwalteten Ausschankstellen verkauft. Der Jude ist daher gar nicht in der Lage, Schnaps teuer oder billig zu verkaufen. Ebenso töricht und boshaft ist der andere Vorwurf. Die Juden werden in Rußland getrennt von der christlichen Bevölkerung zum Militär eingezogen, und jede jüdische Gemeinde muß, entsprechend der Zahl ihrer Einwohner, ihre Soldaten stellen. Wenn also einige Juden flüchtig werden, so müssen andere Juden, aber niemals Christen für sie eintreten.

So stehen die Dinge für den, der vorurteilsfrei urteilen will. Die Juden sind in Rußland die Proletarier unter den Proletariern, die Unglücklichsten unter den Unglücklichen und jede wirtschaftliche Krisis nnd jede gesetzliche Härte trifft sie zuerst. Wenn das Wort Parias für die Jetztzeit irgend welche Bedeutung hat, so paßt es für das jüdische Proletariat tn Rußland. Diese meist arbeitsamen, rührigen und ungemein anspruchslosen Juden wären die dankbarsten nnd friedlichsten Bürger unter einer vernünftigen Verwaltung. Wie sehr sie wirtschaftlich ein Segen für das Volk sein können, das beweist der Umstand, daß Moskau industriell durch die Ausweisungen der Juden in den letzten Jahren ,stark gelitten hat, während Lodz, wohin sich viele der Ausgewiesenen zogen, einen nie geahnten Aufschwung nahm. Die Verteilung der in armen Städten zusammengepferchten Juden auf das ganze große Reich wäre der erste Schritt zur Gesundung. Aber die Regierung will gar nicht aus den Juden gute Bürger machen, — sie will sie los sein. Das ist ihr System und alle ihre Maßregeln passen ausgezeichnet in dieses unselige System hinein. So ist vorläufig keine Aussicht auf Besserung, und ein neuer Minister wird hier wenig an der Sachlage ändern, so lange das alte System herrscht. Man hat oft die Behandlung der Juden als Regulator für die Kultur der verschiedenen Länder bezeichnet. Nnn, diese ewig blutende Wunde in Rußland zeigt uns, wie vielleicht kaum ein anderes Symptom, wie krank und zerfahren das ganze russische kulturelle und soziale Leben ist. F.

---

# Vermischtes.

**Ueber den Oberstabsarzt a. D. Dr. Rosenthal** in Magdeburg, einen der rührigsten Förderer der Abwehrbestrebungen und neuerdings auch Vorstandsmitglied des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, lesen wir in der „Magdeb. Ztg." (13. 11.):

Ein um unsere Vaterstadt hochverdienter Mitbürger weilt jetzt, da er aus allen seinen Aemtern geschieden ist, in Italien, um dort noch kurz vor Eintritt in sein achtzigstes Lebensjahr der Ruhe zu genießen. Seit länger als einem halben Jahrhundert, gehört er Magdeburg an und ist in dieser Zeit, hauptsächlich aber in den letzten 33 Jahren, für die Wohlfahrt und das Gedeihen dieser Stadt nach besten Kräften tätig gewesen. Wir glauben daher im Sinne unserer Mitbürger zu handeln, wenn wir diesem, um uns wohlverdienten Manne bei dem Scheiden aus seinen Stellungen unseren Dank aussprechen und uns hierbei zugleich an das erinnern, was er für uns getan hat. Ueber seinen Lebensgang läßt sich in kurzem folgendes berichten: Er ist in Ermsleben am Harze am 18. Januar 1825 geboren, kam, nachdem er sein Studium der Medizin in Berlin absolviert hatte, nach bestandener Staatsprüfung als einjährig-freiwilliger Arzt 1849 nach Magdeburg, wo er 1850 zum Assistenzarzt befördert wurde. Recht bald erhielt er Gelegenheit, seine Tüchtigkeit in seinem Berufe zu bewähren, denn als 1850 die Cholera hier auftrat und auch von der Garnison zahlreiche Opfer forderte, wurde er zur Cholerastation des Militärlazaretts kommandiert. Seine Leistungen auf diesem Posten fanden ehrende öffentliche Anerkennung durch Parolebefehl des kommandierenden Generals. Als 1855 die Cholera wieder heftiger auftrat, wurde ihm, der sich bereits bewährt hatte, die Behandlung der Cholerakranken im Militärlazarett übertragen. In diesem Jahre wurde ihm der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen. Diese ehrenden Anerkennungen förderten den jungen, erst 30 Jahre alten Assistenzarzt in seiner militärischen Laufbahn. Bis 1872 nahm ihn seine militärische Stellung vorzugsweise in Anspruch: im Jahre 1866 war er Arzt und Mitkämpfer im Oesterreichischen Kriege, in welchem er die Schwerter zum Roten Adlerorden erhielt, und im Kriege gegen Frankreich wurde ihm das Eiserne Kreuz zuteil. Als er nach dem Kriege 1872 aus seiner militärischen Stellung schied, wurde für ihn, neben seiner ärztlichen Tätigkeit, Lebensziel, für die Wohlfahrt der Stadt, welche ihm eine liebe Heimat geworden und in der ihm ein schönes Familienglück erblüht war, nach Kräften mitzuwirken.

Den alten Mitbürgern ist unser Magdeburg vor dem französischen Kriege mit seinen traurigen Wohnungsverhältnissen gewiß noch in guter Erinnerung. Es war eine Stadt, welche von einen Festungsgürtel eng eingeschlossen, die Wohnstätten in denselben, besonders die im nördlichen Stadtteile gelegenen, armselig und gesundheitswidrig. Solche Zustände hatten natürlich zahllose Mißstände im Gefolge, welche das Gedeihen und Wohlbefinden der Bevölkerung hinderten. Um diese Uebelstände zu erforschen, Mittel für deren Beseitigung in Vorschlag zu bringen, war von jetzt ab eine Aufgabe, deren Lösung sich unser verehrten Mitbürger zum Ziel setzte. Um für diesen Zweck der Hilfe von vielen Mitarbeitern sicher zu sein, beschloß er im Verein mit anderen Gesinnungsgenossen den Verein für öffentliche Gesundheitspflege ins Leben zu rufen. In demselben wurden alle die Tatsachen, welche für das Wohl Magdeburgs von Bedeutung erschienen, einer eingehenden Erörterung unterzogen, und wenn sie wichtig genug erschienen, den Behörden zur Durchführung empfohlen. Diese wichtigen Beratungen sind von unserem Mitbürger als Schriftführer im Laufe der langen Jahre durch die „Magdeburgische Zeitung" einem großen Publikum zur Kenntnis und Würdigung vorgelegt und in der Zeitschrift des Vereins den Mitgliedern zum Schluß des Jahres regelmäßig überreicht worden. So wurden im Laufe der Zeit etwa dreißig Bände der Zeitschrift von der Hand unseres Mitbürgers den Mitgliedern des Vereins und den verwandten Vereinen Deutschlands übergeben.

Der Verein erreichte durch diese Maßnahmen schon bald nach seinem Entstehen einen solchen Einfluß, daß er 1873, in welchem Jahre die Cholera Magdeburg wie noch nie schwer heimsuchte, im Einverständnis mit dem Magistrat ordnend, helfend, rettend eintreten konnte. Damit die Verhandlungen in Vereinen nicht des wissenschaftlichen Interesses entbehrten und damit die anderweitig gesammelten Erfahrungen für unsere Stadt verwertet werden konnten, besuchte er regelmäßig die Jahresversammlungen des naturwissenschaftlichen Vereins und des deutschen Vereins für Gesundheitspflege, deren

wertvolle Verhandlungen er zugleich seinen Mitbürgern durch die „Magdeburgische Zeitung" zur Kenntnis brachte. Auf diesen Versammlungen lernte er die Männer kennen, die das Gebiet der Gesundheitspflege beherrschten und deren gewichtiges Urteil maßgebend für die Verwaltungen der Städte sein konnten. Durch sein gewinnendes Wesen rückte er diesen Autoritäten so nahe, daß er sie zu Vorträgen im Verein bestimmte und dadurch der Stadtverwaltung ein höheres Urteil über den Wert bestimmter Einrichtungen verschaffen konnte. Er hegte den Wunsch, in das Stadtverordneten-Kollegium gewählt zu werden, um beratend und anregend in allem mitzuwirken, was die Stadt für die Wohlfahrt der Bürger auszuführen beschloß. Er wurde von der zweiten Abteilung zum Stadtverordneten gewählt, trat am 1. Januar 1881 in das Stadtverordneten-Kollegium ein und ist ununterbrochen 24 Jahre lang tätig gewesen. Als Mitglied des gemischten Ausschusses für Erweiterung der Krankenanstalten und der Gesundheitskommission, des Schulausschusses und der Schuldeputation fand er reiche Gelegenheit, für das allgemeine Wohl tätig zu sein.

Wohl manchem ist gleiche Gelegenheit geboten, für das Wohl seiner Mitmenschen zu wirken, und doch ist das Tun von nur wenigen mit gleichem Erfolge gekrönt.

Was hat nun unserem Dr. Rosenthal diese großen Erfolge verschafft? Er war doch nicht der Mann, der durch die Macht seiner Persönlichkeit andere für seine Pläne gewann; auch konnte er sich nicht auf eine amtliche Machtstellung stützen, um dieselben durchzuführen; ja nicht einmal über eine glänzende, die Hörer berückende und überzeugende Redegabe verfügte er; was war also der mächtige Hebel, mit dem er die schwere Last der Vorurteile, die seinen Wünschen im Wege standen, forträumte? Es war die Liebe und Treue, die selbstlose Hingebung, mit der er der Idee, für die Gesundheit und die Wohlfahrt seiner Mitbürger mit allen Kräften tätig zu sein, nachhing, sie zu seiner Lebensaufgabe machte und ein Menschenalter hindurch bis an seinen Lebensabend verfolgte.

Das gab ihm diese Energie und Zähigkeit, mit der er das als richtig Erkannte im Geiste festhielt, gab ihm auch die Lust zu rastloser Arbeit und gründlicher Prüfung seiner Pläne; gab ihm auch die Findigkeit beim Auffinden der Mittel, welche seinen Plänen die Durchführung sichern sollten.

Diese Triebfeder aller Handlungen unseres Mitbürgers kennt ein Freund desselben, der sein Tun und Denken seit der Universitätszeit beobachtet hat, sehr genau, denn es ist dieselbe Treue, welche unser Mitbürger ein halbes Jahrhundert lang bis auf den heutigen Tag diesem Freunde unwandelbar bewahrt hat.

Magdeburg aber schuldet diesem seinem trefflichen Bürger für sein uneigennütziges, unermüdliches und erfolgreiches Wirken den wärmsten Dank, und es sei der Wunsch ausgesprochen, daß ihm auch fern von der alten Heimat es noch lange Jahre beschieden sein möge, seine wohlverdiente Muße in unverminderter Frische und Rüstigkeit zu genießen.

**Lebt Ihre Schwiegermutter immer noch?** Man schreibt dem „Vorwärts": Am Freitag verstarb an den Folgen einer Bauchfellentzündung der hiesige Landgerichtsrat Dr. Bär. Seine Beerdigung erfolgt heute (Sonntag). Dr. Bär war in Zivilsachen ein Richter von besonders hervorragender richterlicher Tüchtigkeit. Daß er auch in Strafsachen, in denen er ausnahmsweise mitsaß, gerecht zu sein suchte, geben auch die Angeklagten gern zu, die er, wie den Schreiber dieses, verurteilte, weil in ihm bei dem Kampf zwischen Bureaukratie und reiner Gerechtigkeit erstere den Sieg davon trug. In dem etwa konservativen oder gemäßigt liberalen verstorbenen Richter ehrten und würdigten seine politischen Gegner, welche die vom Staatsanwalt geleitete Justiz auf die Anklagebank führte, das Streben gerecht zu sein, den Charakter. Bär fiel durch seine Charakterfestigkeit unter den modernen Richtern umsomehr auf, je häufiger bei einem seiner Kollegen streberhafte Tüchtigkeit den Mangel an Kenntnissen, Tüchtigkeit und Gerechtigkeitsliebe zu verdecken schien. Die Charakterfestigkeit bewahrte Bär auch nach oben. Er war vor mehreren Jahren als Hilfsrichter an das Kammergericht berufen. Damals war Präsident des Kammergerichts v. Drenckmann, ein Urreaktionär vom Scheitel bis zur Sohle, aber ein Richter, der auch vordem als Vorsitzender des zweiten Strafsenats des Reichsgerichts und der vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts eine außerordentlich hohe juristische Befähigung dokumentierte, die mit der starken Eigenliebe und Biegsamkeit seiner Nachfolger und so mancher seiner Kollegen beim Reichsgericht in wohlgefälligem Gegensatz stand. v. Drenckmann stand im Rufe, stark antisemitische Neigungen zu hegen. Trotzdem empfahl er in außerordentlich warmer Weise den Verstorbenen, der Jude war, zur Ernennung zum Kammergerichtsrat. Bär wurde darauf in das Justizministerium gebeten. Dort wurde ihm dringend nahe gelegt, seine jüdische Religion in eine christliche umzuwechseln. Bei dieser Unterhaltung äußerte Bär, daß er seine Beförderung nicht einem Gesinnungswechsel verdanken wolle. Als ihm eindringlich nahe gelegt wurde, daß der Konfessionswechsel doch nur etwas äußerliches sei, lehnte er die eindringlichen Mahnungen für eine Wandelung zum Christentum auch mit dem Hinweis darauf ab, daß, so lange seine Schwiegermutter lebe, an eine Taufe nicht zu denken sei. Bär wurde nicht befördert.

v. Drenckmann gab nochmals unter abermaliger Hervorhebung, wie dringend not unseren Gerichten tüchtige Juristen tun und unter Schilderung der glänzenden Begabung und der hervorragenden Gewissenhaftigkeit Bärs eine Eingabe um Ernennung Bärs zum Kammergerichtsrat ein. Diese Eingabe wurde — nicht im Kammergericht — mit der Randnote: „Was werden unsererе Antisemiten dazu sagen? versehen. Abermals wurde Bär in das justizministerielle Taufzimmer gebeten. Die Begrüßung durch den Personalienrat erfolgte mit der traulichen Frage: „Lebt Ihre Schwiegermutter immer noch?" Bär bejahte die vertrauliche Nachfrage und kommentierte seine Ansicht über diese Art der Vorprüfung über die Bedingungen eines tüchtigen höheren Richters in einer Weise, die an das kernige Deutsch mancher altdeutscher Rechtssprüche erinnert. Er blieb Jude und — wurde nicht befördert.

**In Ostfriesland** hat der Antisemitismus in den letzten Jahren erheblich abgenommen, doch ist er vereinzelt noch anzutreffen. So wird dem „Israelit" aus Weener geschrieben: „Ein hier ansässiger Arzt, Dr. V., sucht sich fortgesetzt darin zu gefallen, seinem Haß gegen das Judentum Ausdruck zu geben. Darüber kam es vor Kurzem in einem hiesigen Hotel zwischen Dr. V. und einem hochangesehenen israelitischen Herrn zu einem Streit, in dessen Verlauf sich letzterer durch eine kräftige Ohrfeige schallende Genugtuung verschaffte. Das Ende vom Liede ist ein Strafprozeß. Da Dr. V. Sanitätsoffizier ist, so wird sich auch das zuständige Bezirkskommando mit der Angelegenheit zu befassen haben."

**Nietzsche und der Antisemitismus.** Ueber Friedrich Nietzsches Stellung zum Antisemitismus haben wir früher (in Nr. 15 und 25 des Jahrgangs 1901) einige Beiträge geliefert. Wir gaben ein Wort des Philosophen wieder, welches seine Schwester, Frau Elisabeth Förster, in einem Aufsatz über die Beziehungen des Philosophen zu Richard Wagner zitiert hat. Im Jahre 1886 schilderte er, wie er „von Wagner loskam":

„Schon im Sommer 1876, mitten in der Zeit der ersten Festspiele, nahm ich bei mir von Wagner Abschied. Ich vertrage nichts Zweideutiges; seitdem Wagner in Deutschland war, kondeszendierte er Schritt für Schritt zu allem, was ich verachte — selbst zum Antisemitismus.... Es war in der Tat damals die höchste Zeit, Abschied zu nehmen; alsbald bekam ich den Beweis dafür."

Ferner wiesen wir darauf hin, daß aus einem von Nietzsches Schwester in der „Zukunft" (Nr. 14, Jahrgang 1900) veröffentlichten Aufsatze über Nietzsches Krankheit, geradezu hervorgehe, daß Nietzsche ein Opfer des Antisemitismus geworden. — Sie weist daselbst zunächst nach, daß von einer erblichen Belastung bei ihm nicht die Rede sein könne, erzählt dann, wie glücklich er sich im Herbst 1888 in Turin gefühlt habe, und fährt dann fort:

„In diese schöne Herbststimmung hinein fielen zwei Angriffe gegen meinen Bruder; der eine von überraschender Takt-

losigkeit, der zweite aber von einer Bosheit, wie man sie eigentlich für unmöglich halten sollte. Ich will sie nur andeuten.

Der erste Fall betraf seinen eigenen Verleger; Herr E. W. Fritzsch in Leipzig hatte gestattet, daß in seinem Musikblatt ein Angriff gegen meinen Bruder veröffentlicht wurde, der niedrige Insinuationen und Unwahrheiten enthielt. Also der eigene Verleger hatte nicht einmal soviel Achtung vor einem Autor seines Verlages, um ihm diesen Angriff zu ersparen! Mein Bruder fühlte sich auf das Tiefste gekränkt und in der Ferne so machtlos und ungeschützt einem Angriff gegenüber, der sozusagen aus dem eigenen Lager kam.

Der andere Angriff ging von antisemitischer Seite aus. In einigen anonymen Schreiben wurde auf wahrhaft raffinierte Weise meinem Bruder der Glaube beizubringen gesucht, als ob mein Mann von Südamerika aus einen gegen den „Zarathustra" gerichteten Artikel geschickt hätte und als ob dieser nur mit seiner und sogar mit meiner Billigung in einem antisemitischen Blatt zum Abdrucke gelangen solle. Der anonyme Briefschreiber wollte sich für einige judenfreundliche und antisemitenfeindliche Bemerkungen meines Bruders rächen, und um dem einsamsten der Einsamen zu zeigen, daß er selbst die Wenigen verloren habe, die seinem Herzen nahe standen, schrieb er ihm diese boshaften Erfindungen. Mein Bruder fühlte sich tötlich verletzt. Mit keinem Menschen konnte er sich in seiner Verlassenheit aussprechen. Und diese antisemitischen Angriffe müssen sich wiederholt haben — schließlich brachen sie ihm das Herz."

Neuerdings schreibt die „Voss. Ztg." (11. 11.):

„Wie so manchen Geisteshelden hat man auch Nietzsche, den Freund Richard Wagners, eine Zeitlang zum Antisemiten zu stempeln versucht. Der Grund ist vielleicht in der Tatsache zu suchen, daß Nietzsche seine „Idyllen aus Messina" in einer antisemitischen Zeitschrift erscheinen ließ, freilich ohne ihre Tendenz zu ahnen. Wer aber Nietzsches Schriften ernstlich auf diese Frage hin prüft, wird überwiegend günstige Ansichten über die Juden von seiner Seite entdecken. So heißt es in „Jenseits von Gut und Böse" Stück 250: „Was Europa den Juden verdankt? — Vielerlei, Gutes und Schlimmes, und vor allem eins, das vom Besten und Schlimmsten zugleich ist: den großen Stil in der Moral, die Furchtbarkeit und Majestät unendlicher Forderungen, unendlicher Bedeutungen, die ganze Romantik und Erhabenheit der moralischen Fragwürdigkeiten und folglich gerade den anziehendsten, verfänglichsten und ausgesuchtesten Teil jener Farbenspiele und Versuchungen zum Leben, in deren Nachschimmer heute der Himmel unserer europäischen Kultur, ihr Abendhimmel glüht — vielleicht verglüht" Weiterhin bezeichnet Nietzsche die Juden als „die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt". Er befürwortet lebhaft die völlige ausnahmslose Gleichstellung der Juden, die nichts besseres wünschten, als in Europa ein- und aufgesaugt zu werden, und empfiehlt geradezu, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen. Im eben erschienenen Schlußband der großen Nietzsche-Biographie von Elisabeth Förster-Nietzsche (C. G. Naumann, Leipzig), der Schwester des Philosophen, erfahren wir ergänzende Mitteilungen zu dieser Frage aus dem Munde des Wiener Naturwissenschaftlers Dr. Fanelt, mit dem Nietzsche im Winter 1883/84 in Nizza mehrfach zusammenkam. Er sagt hier: „diese Feindseligkeit liege ihm ganz ferne; er habe sich von Jugend auf von Rasse- und Religionsvorurteilen freizuhalten gesucht ... Er stimmte mit mir vollständig darin überein, daß es reine Rassen nicht gebe; am allerwenigsten hätten die Deutschen Anspruch darauf, eine solche zu sein. Wenn er sein projektiertes Buch gegen den modernen, deutschen Obfluratismus schriebe, so käme auch der Antisemitismus daran. Allmählich kam dann heraus, daß ihm im Laufe der letzten Zeit hart zugesetzt worden sei, sich dieser Bewegung in die Arme zu werfen. Man habe ihm das Leben damit schrecklich verbittert." Als Nietzsches Schwester sich zur Zeit der Hochflut des Antisemitismus mit dem bekanten Antisemiten und Kolonisator Dr. Förster verlobte, machte er aus seiner Antipathie gegen die Repräsentanten der ihm verhaßten Strömung absolut kein Hehl. Man müsse „den Juden Mut machen zu neuen Eigenschaften" schreibt er damals, nachdem sie in neue Daseinsbedingungen übergetreten wären. „So war es meinen Instinkten allein gemäß, und auf diesem Wege habe ich mich auch durch eine gifträgerische Gegenbewegung, die jetzt gerade obenauf ist, nicht irre machen lassen." Sein persönlicher Wunsch war, daß die Juden mit den besten und edelsten Familien aller Länder in Verbindung treten sollten und so ihre guten Eigenschaften übertragen. „Und dann sollten die Juden als einzige und beste Widerlegung eine Anzahl großer Männer produzieren, denn die, auf die man jetzt hinweisen könne, Heine und Lassalle, seien nicht rein genug. Semitismus als Schimpfwort zu gebrauchen sei eine Frechheit; etwas so Schönes wie die maurische Kultur Spaniens hätte es in Europa nicht wieder gegeben".

---

## Spätherbst.

Von H. Frenz.

Der Herbstwind brauste über die leeren Stoppelfelder hin. Spielend riß er an den blütenlosen Stauden der Herbstzeitlose, die kraftlos seinem Wüten keinen Widerstand mehr entgegensetzten. Auch die laubleeren Ebereschenbäume, die die unebene, zerfahrene Landstraße einsäumten, rüttelte und schüttete er, daß sie in ihren Wurzelspitzen erbebten.

Die Schleier der Nacht begannen sich herniederzusenken auf die fröstelnde Erde, und scheu verbarg sich der langsam verschwindende Sonnenball hinter trüben Wolkenmassen. Nur wenige rote Strahlen rangen sich noch mutig durch die breiten Nebelschwaden hindurch und brachen sich goldig in den hohen Fensterscheiben des Herrenhauses, das am Horizonte sich in seinem weißen Farbengewande scharf vom Hintergrunde abhob.

Majestätisch beherrschte es das flache Land, das nur hin und wieder von einem baumbestandenen Hügel gekrönt wurde. In respektvoller Entfernung umschlossen die anderen Gutsgebäude den alten Grafensitz. Eine morsche Ziegelmauer hegte das ganze Besitzium ein.

Mühsam gegen den tobenden Sturm ankämpfend, bewegte sich eine einsame Gestalt dem Herrengut zu. Schwer lastet der leinenumhüllte Pack auf den Schultern des Alten, dessen langer weißer Bart im Winde flattert. Langsam nur schleppt sich der Greis vorwärts; sein Atem geht keuchend, und bange späht sein trübes Auge in die fahle Dämmerung.

Da blinkt im Gutshofe ein Licht auf, und ein zufriedener Seufzer löst sich von der Brust des Alten. „Endlich!" murmeln seine erstarrten Lippen, „endlich in der Nähe von Menschen. Ich wäre auch keinen Schritt weiter gekommen. Die alten Knochen sind schon mürde, und der Wind bläst heut gar zu wild — Ein großes Gut ist's? Da wird sich auch für einen armen Juden ein Plätzchen in der Streu finden. —"

Und mit aufflackernden Kräften macht er sich auf den Weg. Bald ist er am Eingange des stattlichen Gutshofes angelangt. Geschäftige Mägde eilen mit gefüllten Eimern über den Hof, die brüllende Menge der Milchkühe zu beschwichtigen. Das Jungvieh reißt an den Ketten, und ungeduldig scharren die Pferde den steinigen Boden ihrer Ställe. Die Atmosphäre ist mit Futterdunst geschwängert. Und inmitten des Hofes steht der junge Graf, die Reitgerte in den Händen, mit donnernder Stimme Befehle umherwerfend.

Klatschend trifft ein Hieb einen säumigen Roßjungen, der entsetzt zur Seite springt, während eine junge dralle Dirne, der „der Gnädige" leutselig mit der Fuchtel über den Rücken streift, glückselig lächelt.

Zögernd tritt der Alte durch das steinerne Tor. Er liest nicht die höhnische Inschrift am Türpfosten: „Bettlern und Juden ist das Betreten des Hofes verboten!"

Schleppenden Schrittes geht er seitwärts auf den Schaffner zu, der geschäftig die Fütterung des Viehs überwacht.

Da fällt der Blick des Grafen auf die müde wankende Gestalt. Blutrot schlägt eine Welle heißen Zornes in sein Gesicht: „Was will der Jude in meinem Hofe? Hat das A . . die Tafel am Eingange nicht gelesen? Schaffner, was ist das für eine Wirtschaft?“ und wütend stürzt er mit geschwungener Reitpeitsche auf den erschreckten Beamten los, der sich beeilt, den zitternden Alten aus dem Hofe zu bringen.

Vergebens sind die Klagen des bebenden Greises. Mitleidig zuckt der Schaffner die Achseln: „Ich kann Euch nicht helfen, alter Mann. Der Graf ist ein Antisemit. Und wenn ich Euch gegen seinen Willen hier behielte — es würde mich meine Stelle kosten. Und das könnt Ihr doch nicht verlangen.“

„Aber geht nur geradeaus,“ fuhr er, in die Finsternis weisend, fort, „da kommt Ihr schon zu Menschen. In zwei Stunden seid Ihr ganz bequem im nächsten Dorfe, wo Ihr schon ein Unterkommen finden werdet. Hier habt Ihr was,“ fügte er mitleidig hinzu, indem er aus seiner Tasche ein Nickelstück herausangelte, „aufs Nachtquartier!“ meinte er gutmütig scherzend.

Der Alte griff nicht nach der Münze. Ein Zug stillen Grames zuckte um seine eingefallenen Lippen. „Ich bettle nicht“ murmelte er und wandte sich zum Gehen. „Na, denn nicht!“ brummte gekränkt der Schaffner und kehrte leise vor sich hinpfeifend in den Gutshof zurück.

Es war finster geworden. Wankend stand der Alte am Fuße einer breitästigen Linde. „In zwei Stunden soll ich zu Menschen kommen,“ stöhnte er leise vor sich hin. „Ja, zu — Menschen — denn das hier sind — keine. — In zwei Stunden. Zwei Stunden.“ Trübe lächelte er vor sich hin. — — —

Mühselig folgte er der in den weichen Sand eingegrabenen Wagenspur. Der Sturmwind tobte wild den Landweg einher und stürmte wütend auf den kraftlosen Alten ein. „Ein Weilchen nur will ich mich ausruhen,“ flüsterte er matt vor sich hin, „ein kleines Minutchen nur. Der Sturm ermattet mich gar so sehr.“ —

Und leise ächzend ließ er sich auf der kalten Erde nieder. Fröstelnd hüllte er sich fester in sein dürftiges Gewand. Müde sank sein Haupt auf seine zitternden Kniee. Der Pack glitt von seiner Schulter — er merkte es nicht. — Und als der Mond einige Stunden später die Schwaden nebeliger Wolken siegreich durchbrach, sah er verwundert eine sonderbare Gestalt zusammengekauert im Fahrgleise hocken. — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Lichter funkeln durch die trübe Nacht. Es sind die Laternen eines leichten Jagdwagens, der von zwei schweren Braunen gezogen wird. Schnaufend eilen die Pferde dahin. Da bäumt sich das eine jäh empor, um dann zitternd stehen zu bleiben, damit auch seinen anderen weniger schreckbaren Stallgenossen zum Stillstand zwingend. Fluchend reißt der Kutscher an den Zügeln; doch knirschend weigern sich die Tiere vorwärts zu gehen. Da springt er wütend vom Bock, um die Ursache ihres unerklärlichen Verhaltens zu ergründen.

„Ein Mensch liegt hier —“ berichtet er bald dem unwilligen Grafen. — „Der Jude ists!“ — —

„Betrunken ist der Kerl“, wettert der Graf, den der unfreiwillige Aufenthalt nervös gemacht hat. „Setz' ihn auf den Grabenrand und dann los! Wir versäumen wahrhaftig noch den Zug!“ —

Der Kutscher antwortete nicht. — Er macht sich mit dem Alten zu schaffen und — „er ist tot“ — verkündet er nach einer kleinen Weile mit belegter Stimme.

„Tot?“ fragt der Graf, den ein unbehagliches Gefühl beschleicht. ‚Ja, s'ist aber auch unverantwortlich von dem Alten, jetzt in der kalten stürmischen Herbstzeit noch solche nächtliche Reisen zu machen. Na, wir können aber hier nichts weiter machen. Morgen früh wirst du herfahren und ihn abholen. Und jetzt weiter!“ — — —

Der Kutscher steigt schweigsam auf den Bock und faßt nach der Peitsche. Ein leichter Schmitz — und die friesischen Gäule ziehen an, um sich bald in leichten Trab zu setzen.

Nur der Jagdhund des Grafen ist zurückgeblieben bei dem Toten. Winselnd schnuppert er umher. Da hallt ein gellender Pfiff von dem in der Ferne verschwindenden Wagen her — und auch er eilt gestreckten Laufes dem rasselnden Gefährte nach.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

**1. Ritualmord, Blutbeschuldigung à M. 0,40.**

**2. Die Antisemiten und das Christentum à M. 0,30**

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen“** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 47. Berlin, 23. November 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen“ direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

aus dem

Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

(Amerikanischer Brief.)*

[Nachdruck verboten.]

In letzter Zeit hat man öfter gehört, daß Ingenieure, Fabrikanten, Kaufleute, Landwirte, Abgesandte von Staaten und Städten zu kürzerem oder längerem Aufenthalt nach den Vereinigten Staaten gekommen sind, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, was im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten alles möglich ist, und zu sehen, was sich etwa vorteilhaft in die alte Heimat verpflanzen ließe. Es wäre sehr zu wünschen, wenn auch solche Leute, die mit einem Fuß, so zu sagen, im Antisemitismus stecken, gleichfalls herüberkämen, um einige ihrer ältesten oder ihnen am plausibelsten scheinenden Vorurteile gegen die Juden gründlich loszuwerden. Wir würden dasselbe auch den richtigen Antisemiten empfehlen, wüßten wir nicht aus Erfahrung, daß bei ihnen meist Hopfen und Malz verloren ist, daß sie in der kulturfeindlichen Atmosphäre, in welcher sie sich bewegen, jede Lernfähigkeit verloren haben.

Nichts ist staunenswerter als die körperliche und geistige Metamorphose, welche die jungen aus Rußland eingewanderten Juden mit geradezu unglaublicher Geschwindigkeit in dem freien Amerika durchmachen.

Wer kennt nicht, wenn auch nur aus Bildern, die ausgemergelten, engbrüstigen, krummen Gestalten der Juden, wie sie zu Zehntausenden in dem russischen Riesenghetto das Mitleid jedes Menschenfreundes erregen? Welcher Antisemit, ja welcher selbst nicht antisemitisch durchseuchte Germane ist nicht der festen Ueberzeugung, daß ein Jude in gymnastischen Künsten kaum mittelmäßiges leisten kann? Nun, in der freien Luft der Vereinigten Staaten erstarken sogar die russischen Juden schnell derartig, daß sie in großer Zahl als Athleten Hervorragendes leisten und als solche in den in Amerika so häufigen Wettkämpfen Nichtjuden besiegen. — Die Wahrheit zu gestehen, haben selbst die Juden derartige Erfolge nicht erwartet und sie sind nicht am wenigsten erstaunt darüber. Dabei sind erst sechs Jahre verflossen, seitdem die jüdischen Knaben im New Yorker Osten, d. h. also die aus Rußland herübergekommenen Kinder in gymnastischen Uebungen unterrichtet werden. Es ist nur natürlich, daß diese physische Erstarkung von gewissen erfreulichen moralischen und sozialen Folgen begleitet sind. Es liegt einmal in der Natur der meisten Menschen, nur vor den Starken Respekt zu haben, vielleicht weil diese sonst ihn sich zu verschaffen wissen. Wenn Rußland nicht so unglaublich kurzsichtig in vielen politischen Dinge wäre, welche Vorteile hätte es nicht von der Jugend einer fünf Millionen zählenden jüdischen Bevölkerung in diesem Kriege allein gehabt, wenn es dieser Jugend vergönnt hätte, in ihrer ursprünglichen Heimat so zu erstarken.

Ein anderes Vorurteil könnten die herübergekommenen Herrschaften ablegen nach einem Besuch der Kunstabteilung der Weltausstellung in St. Louis. Da sind Juden aus aller Herren Ländern vertreten. Die Juden sollen ja überall Juden bleiben, d. h. Fremde im Lande ihres Aufenthalts; sie sollen nichts vom Geist des Volkes in sich aufnehmen, in dessen Mitte sie wohnen. Den Bildern und Skulpturen der jüdischen Künstler, die in St. Louis ausgestellt haben, merkt kein Mensch etwas spezifisch jüdisches an, selbst wenn alttestamentliche Sujets behandelt wecden. Dagegen sieht man: das ist das Werk eines französischen, eines niederländischen, eines italienischen Künstlers, obwohl diese Künstler — Juden sind. Folglich ist doch die oben erwähnte antisemitische Theorie, der sogar viele Nichtantisemiten eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, durchaus nicht richtig. Was aber würden die mehr und selbst weniger antisemitisch angekränkelten Gäste sagen zu einem Christus, den ein jüdischer Künstler, Max Rosenthal, gemalt hat, der in einer Baltimorer Kirche ausgestellt ist, und den Kardinal Gibbons besichtigte und als eine ausgezeichnete Leistung bezeichnete? — Ja, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wenn auch in einem etwas anderen Sinne als diese Redewendung gewöhnlich gebraucht wird. Doch weiter!

Da war vor kurzem die Präsidentschaftswahl und etliche andere Wahlen. Wie gewöhnlich, traten Drahtzieher an die Juden heran, sie sollten sich organisieren und ihr Votum nach bestimmten jüdischen Gesichtspunkten abgeben. Hier und da ist wohl auch ein geldbedürftiger Jude an Drahtzieher herangetreten und hat ihnen vorgeredet, daß er bewirken könne, daß die Juden ihr Votum zu Gunsten dieses oder jenes Kandidaten abgeben. Da hätte man aber sehen sollen, mit welcher Energie die jüdische Presse gegen Politiker dieser Sorte zu Felde zog und die jüdischen Wähler

* Wir geben dieses Schreiben als eine Illustration wieder zu der vom Präsidenten Roosevelt anläßlich der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in Washington am letzten Sonnabend gehaltenen Rede. „Es ist, sagte er, unser unaufhörliches Bemühen, das Gute festzuhalten und zu nutzen, das jeder Stamm nach unseren Gestaden bringt, und gleichzeitig mit allen Rassen- und Glaubensfeindseligkeiten unter den verschiedenen Stämmen aufzuräumen. In beiden war unserem Bemühen ein erstaunliches Maß von Erfolg beschieden. Wie die Jahre hingehen, wird es nicht schwerer, sondern leichter, daß wir in Friedenund Freundschaft untereinander leben“. D. Red.

vor ihnen warnte. Es gebe keine jüdischen Wähler, sondern nur amerikanische Wähler. Wenn es sich um die Wahl des Staatsoberhauptes handle, dann habe jeder Wähler sich gewissenhaft zu prüfen, wen er im Interesse des Gesamtvaterlandes für den geeignetesten Mann halte. Wer sich bei einer solchen Wahl von jüdischen Gesichtspunkten leiten lasse, sei ein Verräter und verdiene sein Wahlrecht nicht.

Weil die Juden eine besondere Religionsgemeinschaft bilden, weil sie mit bisweilen außerordentlichen Opfern und gegen ihr eigenes Interesse arme Glaubensgenossen unterstützen — die amerikanischen Juden, die so hilfreich den zu ihnen sich flüchtenden osteuropäischen Juden beistehen, ziehen sich tatsächlich eine ganz speziell ihnen selbst gefährliche Konkurrenz heran, die sich bereits recht fühlbar gemacht und das in jüdischen Händen liegende ganze Konfektionsgeschäft vollständig zum Nachteil der bisherigen jüdischen Konfektionäre revolutioniert haben — glaubt man in christlichen Kreisen leicht, daß sie auch politisch zusammengehen, bezw. wundert man sich in diesen Kreisen, wenn sie es nicht tun. Die Juden haben in Amerika keine besonderen politischen Interessen zu verfechten, weil ihnen verfassungsmäßig alle Rechte zustehen und die Verfassung nicht umgangen wird.

Wenn die Herrschaften, die wir am Eingang dieser Epistel aufgefordert haben, nach Amerika zu kommen, sich gehörig umtun, dann werden sie mit ganz anderen Ansichten hinsichtlich der richtigen staatlichen Behandlung der Juden nach Europa zurückkehren, als sie es verlassen haben, selbst wenn sie bereits eine tüchtige Portion antisemitischer Bazillen verschluckt haben sollten. Sie dürfen nur noch nicht ihre Lernfähigkeit eingebüßt haben. Alsdann werden sie, in ihre alte Heimat zurückgekehrt, vielleicht gar lehren, daß das beste Mittel, die sogenannte Judenfrage zu lösen, ist, die Existenz einer Judenfrage überhaupt nicht anzuerkennen, das beste, ja einzige Mittel, die Juden vollständig zu assimilieren, ist, sie nicht durch eine falsche Politik zurückzustoßen oder auch nur zurückzusetzen, d. h. die amerikanische Politik zu adoptieren, die keine Rassen- und Glaubensunterschiede anerkennt.

---

## Keine Furcht vor den Juden!

### I.

Die Vierteljahrsnummer 2 der „Mitteilungen" bringt einen Artikel „Furcht vor den Juden", den man nicht unwidersprochen lassen darf. Denn ich meine: nicht aus Lust an Fehden (deren haben wir übergenug), sondern weil es unser aller, die uns der Kampf gegen den Antisemitismus eint, Streben sein muß, die Wurzeln des Uebels aufzudecken, muß man eine Anschauung bekämpfen, die den Antisemitismus in seiner ganzen ragenden Stärke mit all seinen Mißtaten und Feindseligkeiten aus dem einen und einzigen Testimonium der Furcht oder überhaupt aus Furcht herleitet.*)

Vielfach verschlungen sind die Quellen und Gründe, denen der Antisemitismus sein Dasein verdankt, aber die Furcht kann ich nimmermehr als ein treibendes und beseelendes Element für ihn anerkennen. Nicht als ob ich mir hinter dem traurigen Mut der Wahrheit seiner Bekenner, der sie Mäntelchen aus Tarlatan und Flitter um die armseligen Glieder hängen, Männer denken müßte, Männer in Tat und Wort, denen Furcht eine unbekannte Sache ist! Aber ich halte solche Thesen, eine große, jahrhunderte dauernde Bewegung aus einem Motiv herzuleiten, schon deshalb für falsch, weil sie tausendfältig dem Tode verfallen gewesen wäre, wenn sie der Jahrhunderte harten Tritt ungeändert in ihren Gründen hätte an sich vorbeiziehen lassen. Eine Bewegung muß auch in ihren Motiven mit der Zeit gehen, wenn sie nicht von der Zeit zu Grabe getragen sein will. Und dann halte ich es auch für eine innerliche Unmöglichkeit, daß eine so vielfältig verästelte Gesinnung, die sich da und dort festsetzt, die unter verschiedenen Himmelsstrichen und mit ganz anders gearteten Menschen sich vereint, der Quelle einer einzigen psychischen Bewegung entwachsen könne, und wäre diese Quelle tief und breit und rein wahrhaftig wie das Meer.

Und darum glaube ich, mußte man vor einigen Jahren die hochherzige Auffassung des Grafen Coudenhove zurückweisen, der allen Antisemitismus aus religiösen Motiven erklären wollte, und darum muß auch heute diese andere Auffassung, die alles nur aus der einzigen, weltbewegenden Furcht hervorgehen läßt, zurückgewiesen werden, freundlich, weil sie vom Freunde kommt, aber entschieden. Was sagt die Geschichte hierzu?

### II.

Sie kündet:

Der Antisemitismus ist kein Kind dieser Zeit, er hat heute einen anderen Mantel umgehängt als in den Tagen, da Pharao mit seinen Reiterscharen wie eine Windsbraut hinter den ausziehenden Juden daherjagte, die sicher durchs rote Meer schritten.

Um der Religion willen zogen die Kreuzfahrer gegen Jerusalem, griff Barbarossa zum Schwert und zog zum heiligen Lande, um seines Glaubens willen fachte der Mönch von Wittenberg einen hundertfünfzigjährigen Krieg an, um ihres Glaubens willen auf des Papstes Geheiß brachen deutsche Fürsten ihrem Kaiser den Treueid; Blut in unendlicher Menge floß ehedem um des wahren Glaubens und der eigenen Religion willen, wo steht heute ein Torquemada auf, der, weil sie anders glaubten, Tausende zum Scheiterhaufen schicken würde? Heute gelten andere Werte, und die Parteien, die auf die Fahne einer Religion schwören, meinen in Wirklichkeit die politische Richtung, der sie auf diese Weise Vorspanndienste leisten. Die Kämpfe um den wirklichen, innerlichen Glauben, sind bei weitem nicht mehr die einzigen und wichtigen; dazu ist der Kampf ums tägliche Brot ein viel zu rücksichtsloser, den Menschen ganz in Anspruch nehmender geworden!

Aber der Antisemitismus in seinen Kinderjahren war lediglich eine Frage der Religion und des Glaubens. Die Juden hatten den reinen Begriff des Monotheismus in die Welt gesetzt, sie waren sich bewußt, damit eine Welttat vollbracht zu haben, warfen sich stolz in die Brust und rühmten sich: Höre Israel, unser Gott ist ein einziger Gott! Das schuf Erbitterung, und von Pharao angefangen, haben sie Perser, Griechen und Römer gleichermaßen um ihrer eigenstolzen Religion willen gehaßt. Da betete man selbst seit ewigen Zeiten zu Zoroaster, Zeus und der herrlichen Venus, und nun kam ein Völklein daher, gering an Zahl, ein Häuflein in dieser stolzen, andersglaubenden Welt; aber in ihm lebte ein Gedanke, stärker und sieghafter wie eine Welt, und mit diesem Gedanken mußte die ganze Welt gewonnen werden. An ihm rannten sich die römischen Legionen den Kopf ein und vor ihm mußten die griechischen Kunstmäler mit ihren glühenden Formen zu Schutt werden! Und der Gedanke ließ keinen los und erfaßte jeden mit dem blendenden Glanz seiner Wahrheit und es tönte durch die ganze damalige Welt und vor seinem ehernen Schalle klang alle Philosophie wie blindes Schellengerassel, und war doch so erhaben und einfach: Es ist nur ein Gott!

---

*) Der Herr Einsender hat den Artikel der „Mitteilungen" mißverständlich aufgefaßt. Es ist dort keineswegs die Furcht vor den Juden als alleiniger Erreger des Antisemitismus bezeichnet worden. Nichtsdestoweniger nehmen wir von dieser Replik gern Notiz, da die darin enthaltenen Ausführungen über die Ursachen des Antisemitismus im Großen und Ganzen dem von uns wiederholt dargelegten Standpunkte entsprechen. D. Red.

Ohne Zweifel ist um dieses Gotteinheitsgedankens willen der Antisemitismus zum ersten Male aufgetaucht und zwar als rein religiöse Bewegung. Wie lange das so gedauert haben mag, ist weder dem Jahre noch dem Jahrzehnt nach festzustellen. Beschränken wir uns von jetzt ab auf die Juden, die in Deutschland wohnen, so war ihr Zustand noch unter den Karolingern ein recht erfreulicher, so daß sogar der große Karl, um seinem morgenländischen Freund, dem weisesten aller Khalifen, Harun al Raschid Grüße und Geschenke zu senden, sich eines Juden zu dieser Diplomatenmission bediente. Aber in der Zeit, wo man Geld- und Handelsgeschäfte kennen lernte, wo die Länder untereinander ihre Güter rege auszutauschen beginnen, da bedurfte man Unterhändler, Agenten, Geldleiher, Hausierer und wandernder Kaufleute, kurz solcher Leute, die befähigt und gewillt waren, dieses undankbare Amt des Völkervermittlers und Warentauschenden auf sich zu nehmen. Zu diesen Geschäften, die die kapitalarme Zeit unbedingt nötig hatte, mit denen sie aber noch nicht auf so vertrautem Fuße stand, daß sie die, die sie betrieben, als Vollbürtige und die Geschäfte selbst als honorige angesehen hätte, zog man die Juden heran, die Jerusalem verlassen hatten und denen andere Länder neue Heimaten bilden sollten. Man zog sie zwangsweise heran, wenn sie sich etwa weigerten, dem Rufe des Fürsten, der einen „Hofjuden" brauchte, Folge zu leisten.

Zinsen nehmen galt in jener Zeit als Wucher und war durch der Päpste Gebot allen Christen untersagt. Und doch brauchte man Leute, die Geld auf Zinsen ausliehen, die Zeit und der Warenmarkt, der anfing beweglich zu werden, brauchten zinsenkostendes Kapital zur Selbsterhaltung. Hierzu mußten die Juden da sein. Die geschäftliche Erwerbstätigkeit, namentlich der Geldhandel ging jetzt in ihre Hände über. Aber die Sache hatte einen Haken: Ihnen, den Juden, blieb die nichtchristliche Beschäftigung des Zinsennehmens, aber für die Erlaubnis Zinsen zu nehmen, mußten sie ihren Landesherren so hohe Abgaben entrichten, daß ihnen selbst von Wucherzinsen wenig übrig bleiben konnte. Nur eins blieb ihnen sicher: tausendfältiger Fluch und unendliche Verwünschung von denen, denen sie in der Tat viel Geld abnahmen, um es zum größten Teil in ihrer Fürsten unendliche Taschen zu geleiten. Und bei alledem mußte man ihre Fähigkeit, sich dieser neuen Beschäftigung — denn früher waren sie keine Händler gewesen — zu widmen, unbedingt anerkennen.

Leute gleichen Standes und gleicher Erwerbstätigkeit pflegen auch wohl sonst zusammenzuwohnen. Schon Rom hatte seine Gerber- und Färberstraße, bei den deutschen Juden kam noch der Zwang dazu: man sperrte sie ins Ghetto ein, das sie nur verlassen durften, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, das heißt um Geldgeschäfte zu machen. So zwang man sie zu diesen schmutzigen Geldgeschäften, nahm ihnen dann im Namen der heiligen Kirche und des Landesrechts den Gewinn ab und ließ ihnen nur das Odium des Wuchers. Das ist das zweite Element in der geschichtlichen Entwickelung des Antisemitismus. Zuerst religiöser Fanatismus, dann unendlicher Haß und Angriffe wegen ihrer Erwerbstätigkeit und wohl auch ihrer Fähigkeit dazu. Und das ging Jahrhunderte lang zu. Hätte nicht eine unglaublich urwüchsige Kraft in diesem Volk von Händlern und Hausierern gesteckt, nimmermehr wäre es imstande gewesen, diese Leiden des Mittelalters auf sich zu nehmen: Verfolgungen und Vertreibungen, Hohn und Haß, Mord und Totschlag, man hat sie gerädert, gevierteilt, gehängt und verbrannt, umsonst! Sie hatten ihren Jehovah und ihre — Familie. Und wenn nach einem wüsten Wochenleben am Freitag abend die festliche Lampe angezündet war und reinlich gekleidet die frohe Kinderschar vom Vater sich die Hände aufs Haupt zum festlichen Segensspruch legen ließ, dann fühlte sich jeder Hausvater ein König in Israel und ein trotziger Lebensmut erwuchs ihm immer aufs Neue.

Noch eins kommt hier hinzu: Die erzwungene Abgeschlossenheit führte Sonderheiten und Sonderbarkeiten in Sitte und Recht, Sprache und Kleidung mit sich als dauernde Einrichtung fort. Was die Juden aus ihrer früheren Heimat mitgebracht hatten, konnten sie zum großen Teil gar nicht abstreifen; denn immer beieinander sitzend und nur mit einander verkehrend, hält man seine Sitten bei; dazu zwang man ihnen mit dem gelben Lappen noch Sonderungsmerkmale auf. Und während man sonst im deutschen Volkscharakter für alles Fremde Staunen und Wundern hat, wandte sich hier unter dem Eindruck der schon vorhandenen Unlusterregungen alles ins Gegenteil. Hier kam eben ein Mißklang zum andern. Man hätte ein wenig Freiheit geben sollen und die Juden jener Tage hätten sich gewiß ehrlich, redlich und mit Erfolg bemüht, sich den Kulturforderungen ihrer Zeit anzupassen. Aber diese Mauern von Vorurteilen konnten sie nicht übersteigen. Aber damit nicht genug, die Fremdartigkeit der Juden erweckte, wie natürlich, in den unteren Volksschichten den Glauben an allerlei Geheimnisvolles und Mystisches, und von diesen Gefühlen bis zu der Behauptung, der jüdische Kultus erfordere Menschenblut, ihr Gott wolle, daß sie die Brunnen vergiften, war nur ein Schritt. Man sollte sich nicht in die Brust werfen, wenn man von solcherlei Ammenmärchen hört; denn erst die jüngste Zeit hat uns gelehrt, wie überaus empfänglich ungebildete Elemente auch heute noch für Blutmärchen und derlei Teufelswerk sind.

Jedem äußeren Moment der Erregung des Antisemitismus entspricht ein innerlicher psychischer Vorgang der Volksseele, und es wäre eine müßige Spielerei zu ergründen zu suchen, was denn nun Ursache und was Wirkung sei. Die Andersgläubigkeit der Juden führte zur Unduldsamkeit, ihr Gewerbe zu Haß und ihre Abgeschlossenheit zu Mißtrauen und Unbehagen.

Allmählich gingen die Handels- und Geldgeschäfte auch in christliche Hände über und die Namen der nichtjüdischen Patrizierhäuser jener Zeit, die Millionen verdienten und Darlehnsgeschäfte im größten Maßstabe trieben, sind ja bekannt. Aber die Jahrhunderte lange Uebung im Handwerk und reichliche Geldmittel ließen den Juden immer einen gefährlichen Konkurrenten bleiben. Und zum Hasse kam hier der Neid hinzu, der aus dem Gefühl der physischen und moralischen Unüberwindbarkeit dieses Häufchens Juden auf der einen Seite und aus der Ohnmacht, ihm das finanzielle Messer aus der Hand zu ringen, anderseits entsprang.

All der Druck und der Zwang schuf ein niederdrückendes Gefühl für die Juden jener Zeit, sie lernten den Rücken krümmen und sich der Gewalt beugen. Woher sollte ihnen auch Männermut erwachsen? Immer gequält und geschunden, gehetzt und gejagt, wo sie aufmuckten mit Geißelhieben geschlagen, immer und ewig leidtragend und Freude nur in sich selber und der Familie findend, da schwand ihnen der stolze Mut und das herrische Selbstbewußtsein. Und je mehr sie nachgaben, desto fremder wurde ihr Wesen dem Empfinden jener Zeit, der am schönsten dünkte, wer der stärkste und mächtigste war. Freilich! ein Bild germanischer Männerkraft und Bärenmutes, Leute mit lachenden Augen und Hünengestalten sind sie nicht gewesen, die da im Kaftan mit gebückter Haltung, den Pack auf dem Rücken, in Hunger und Kälte einherzogen und abgewiesen wurden von Tür und Tor wie räudige Hunde, vor denen einem ekelt. Aus ihrem Blick brach nicht der leuchtende Uebermut kühn hervor, da lag eine tiefe Trauer über peinvolle Jahrhunderte und jämmerliches Schicksal drinnen, und nur manchmal, wenn die arme Seele gar zu sehr geschunden wurde, dann brach ein Strahl furchtbar unterdrückter, aber unbezwingbar zehrender Leidenschaft und Lebenskraft hervor und die Zähne

knirschten, während der Rücken sich langsam wieder demutsvoll beugte.

Und so etwas verlernt sich nicht in ein paar Jährchen! Darum konnte man, als die Schranken des Antisemitismus scheinbar fielen, als man glaubte, die Emanzipation sei vollzogen, sich nicht mit einem Male des Uebels entwehren, das ein jahrtausend altes Niederdrücken vollbracht hatte: Der Gesellschaftsjude war unbeholfen und stolpernd. Die zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hatten die gesellschaftliche Emanzipation der Juden gebracht, aufwärtsstrebend füllten sie bald die Hörsäle der Hochschulen und die Salons der Gesellschaft. Und in die Rumpelkammer mit all den ehemaligen Kleidern, dem Kaftan, der alten Kopfbedeckung, und an ihrer Stelle den Frack und den Cylinder! Als ob man von heute auf morgen aus dem hausierenden Juden einen Gesellschaftslöwen machen könnte. Daß dabei auch von jüdischer Seite Fehler unterliefen, ist ganz klar. Wenn man einen neuen schönen Anzug hat, trägt man ihn in der ersten Zeit am liebsten alle Tage, und im Rausch der Freiheit und Freude übertreibt man gerade so gut wie in dem des Weins. Alles will gelernt sein, auch gesellschaftliches Auftreten, und es hätte sich gehört, daß man Nachsehen mit der neuen jungen Generation gehabt hätte, die ja nicht auf Parquets zu gehen gewöhnt waren, und sich sicher ehrlich Mühe gab, es zu lernen. Statt dessen Hohn und Spott, Lächeln und geringschätziges Achselzucken. Die Tür, die unter dem Drucke der Revolutionen aufgestoßen war, schlug ihre Majestät, die gottselige Reaktion den jüdischen Mitbürgern ganz sachte vor der Nase wieder zu, und die christliche Gesellschaft war wieder unter sich! *Gesellschaftsantisemitismus!* Gerade hierüber läßt sich soviel sagen, manche interessante Zusammenhänge (Heer, studentische Korporationen, Diplomatie usw.) aufdecken, ich muß es mir versagen. Jedenfalls haben wir hierdurch ein mächtiges, viertes Element des modernen Antisemitismus kennen gelernt, das an Wirkung heutzutage keinem der bis jetzt genannten Anteile am Antisemitismus, der Religion, der Finanzfrage, der Abgeschlossenheit, auch nur im geringsten nachstände.

Unsere Zeit geht mit Siebenmeilenstiefeln; was gestern neu war, gilt heute als veraltet. So finden wir auch Schiebungen und Wandlungen im Volksempfinden viel schneller wie in früheren Jahrhunderten vor sich gehen. Wir haben gesehen, daß der Antisemitismus ein Jahrtausend brauchte, um aus einer rein religiösen Sache eine Magensrage zu werden, und daß dieses Ringen um die Finanzwirtschaft wieder nahezu ein Jahrtausend ausfüllt. So sind wir in das vergangene Jahrhundert mit zwei Erregern des Antisemitismus gekommen, um dort in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Gesellschaftsantisemitismus neu hinzu kommen zu sehen. Im dritten Viertel desselben Jahrhunderts kommt noch eine Art hinzu, der *Rassenantisemitismus.*

Es gibt kaum ein Gebiet, an das man vorsichtiger herantreten muß, als an dieses, denn hier ist alles weicher, nachgiebiger Sumpfboden. Kein Begriff, der wissenschaftlich feststeht. Was ist eine Rasse? Welches sind ihre Merkmale? Zu welcher Rasse gehören die Juden? Sind die Semiten überhaupt eine Rasse? Sind es die Indogermanen? Ist eine der beiden Rassen noch rein erhalten? Worin unterscheiden sie sich? Jede Frage, die man aufwirft, ist unentschieden und wird von der Wissenschaft vorläufig offen gelassen. Und auf solch unsichere Thesen baut sich eine Bewegung auf, die es wagte, einer ganzen Religionsgemeinschaft ihr Ethos abzusprechen, weil sie zu einer anderen Rasse gehöre. Unglaublich! Ernst Renan hat als erster festgestellt, daß die Juden „une race inférieure“ seien, und die Antisemiten aller Schattierungen haben sich an seine Rockschöße gehängt und das schöne Lied vom wissenschaftlichen Rassenantisemitismus angestimmt, und sie sangen doch so entsetzlich falsch! In seiner wissenschaftlichen Begründung hat der Rassenantisemitismus abgewirtschaftet und doch hat gerade er mit seinen Schlagworten von „teutsch“ und „völkisch“ Unheil genug angerichtet.

Der Antisemitismus, wie er heute leibt und lebt, wie er sich auf den Gassen breit macht und in den Salons grinsend umhersteht, ist in der Hauptsache eine *soziale* Frage mit leichtem Anklange nach der nationalen Seite hin, wie überhaupt alle Fragen des modernen öffentlichen Lebens unter keinem Gesichtspunkte klarer wie unter dem der wirtschaftlichen Erwerbsfragen gesehen werden können. Mehr wie je beherrscht die Materie die Welt, die Staaten selbst sind Finanzleute größten Stils geworden, und wo wir hinschauen, ist trotz eines nicht zu verkennenden Strebens nach großen Gesichtspunkten der Kampf ums Dasein zwischen den Einzelwesen und den Gesamtvölkern fieberhaft angespannt. In diesem Kampfe spielt das Kapital die erste Geige, und die untern Schichten, nicht diese allein, sind eben gewohnt, im Juden den Kapitalisten zu sehen. Der Jude muß ja durch sein Wuchern reich geworden sein, und wenn die Masse, die nach Brot schreit und Steine findet, von verlogenen Agitatoren in dieser Irrmeinung bestärkt wird, so blüht eben der Antisemitismus. Und von oben sieht man dem gemütlich lächelnd zu! Dazu mußte der ursprünglich berechtigte Vorwurf, die Juden gehörten nur dem Handelsstande an (mit der falschen Begründung, weil diese Art Geschäfte leichter und gewinnbringendere seien) den Glauben an den reichen Juden bestärken. Man bedachte nicht, daß es die reine geschichtliche Entwickelung gewesen war, die die Juden in diese Bahn hineingetrieben hatte. Ein ehrliches, christliches Handwerk zu treiben, war ihnen untersagt, Ackerboden durfte ihnen nicht zu eigen sein; wollten sie nicht verhungern, so war der Handel der einzige Erwerbszweig, der ihnen blieb. Und wenn man heute manche akademische Zweige den Juden zu verschließen sich wieder anschickt, so jagt man damit den Strom wieder in sein altes Bett. Aber trotz allem muß hier die große Reformation ansetzen, mehr jüdische Handwerker und vor allem landsässige Bauern. Zum sozialen Motiv das *nationale!*

Nach 1870 haben wir zum ersten Male so etwas wie nationales Selbstbewußtsein bekommen. Man wurde stolz, Deutscher zu sein. Aber vom Stolz zur Verachtung des Nächsten ist nur ein Schritt, und in den sind wir teilweise recht bald verfallen. Und als erste unter diesem erwachten Nationalstolz hatte das alte Stiefkind, die Juden, zu leiden. Sie, die gleichermaßen mit ihren christlichen Kameraden zu des Reiches Ehre und Gründung ihr Blut vergossen hatten, sollten jetzt wieder ein fremder Bestandteil im Staatsorganismus sein, und da man dazu einen wissenschaftlichen Deckmantel benutzte, so kamen Stöcker und Treitschke mit ihrer Theorie des Rassenantisemitismus gerade zu wege.

Und auf diesem Standpunkte steht man heute noch; der Antisemitismus hat in den letzten Jahren nichts dazu gelernt, er arbeitet noch immer mit denselben Mittelchen und das Unglück für einen Teil unseres Volkes ist es, daß es immer wieder darauf hineinfällt. Und das ist schlimm!

## III.

In den obigen Ausführungen ist die beabsichtigte Widerlegung bereits enthalten. Ich wiederhole noch einmal: negativ bewiesen, kann der Antisemitismus, diese große Bewegung, nicht aus einem einzigen Motiv herrühren, positiv behaupte ich, daß der moderne Antisemitismus in *sozialem Kampf, nationalem Stolz, religiösem Fanatismus* und *gesellschaftlicher Abneigung* seine Wurzeln hat.

Es bleibt noch die Erörterung eines Arguments übrig: wie kommt es, daß die antisemitische Presse in der Tat einen Juden fürchtenden Ton anschlägt und ständig predigt,

alle Macht sei in Händen der Juden, diese damit eine fürchterliche Gefahr! Meine Erklärung hierfür ist folgende:

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die antisemitische Presse die Furcht vor den Juden predigt und breit tritt, daß es nur so eine Art hat. Aber trotzdem ist es verfehlt, hieraus zu entnehmen, daß die Antisemiten von Furcht vor den Juden erfüllt seien. Es ist doch eine alte, gemeine Tatsache, daß allen, außer den ganz Starken, eine Unwahrheit, die sie täglich zum Ueberdruß und in immer wieder neuen Formen hören müssen, zur Wahrheit wird, und daß auch bei den wenigen, die sich der fascinierenden Wirkung der immer neu gepredigten Lüge entziehen können, immer etwas hängen bleibt. Und das eben ist die Taktik der Antisemiten. Mit der Gespensterfurcht, die sie ins Volk hineinwerfen, versuchen sie eine Menge von Leuten zu Antisemiten zu machen, und wenn es ihnen auf diese neue Weise noch nicht gelungen ist, den Sieg auf der ganzen Linie zu verfechten, so liegt das an der übergroßen Abgeschmacktheit ihrer Kapuzinade vom gefährlichen Juden. Jeder sieht die durchaus aufbesserungsbedürftige Lage der Juden. Und die sollten zu fürchten sein! Aber mancher beugt sich doch dem Einfluß seines Leibblattes, und sicher immer mehr Leute. Darin liegt eben das Gefährliche: Dem immer Gepredigten lauschen und folgen die Unvernünftigen. Deswegen ist diese Art „Bayrischen Vaterlands" stets heftig zu bekämpfen, nicht wegen des blühenden Unsinns, der dort verzapft wird, sondern wegen des Eindrucks, der damit auf Urteilslose gemacht wird.

Straßburg. Bruno Weil.

---

## Professor Dr. Carl Weigert.

Dem Andenken des kürzlich in Frankfurt a. M. verstorbenen hervorragenden Mediziners widmet Pfarrer Battenberg, bekanntlich ein Vorstandsmitglied des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, in der „Gemeinde", dem kirchlichen Wochenblatt für die Glieder und Vertreter der evangelischen Gemeinde in Frankfurt a. M., einen leider verspätet zu unserer Kenntnis gelangten Nachruf, dem wir folgende Abschnitte entnehmen:

„Wie kommt denn dieser Jude in ein evangelisches Gemeindeblatt? Ja freilich, es war nur ein Jude. Aber daneben war er, wie uns die Fachleute übereinstimmend berichten, nicht nur ein eminenter Gelehrter, der der medizinischen Wissenschaft und damit der leidenden Menschheit die größten Dienste geleistet hat, sondern er war auch, wie ich aus eigener Erfahrung es kennen zu lernen reichlich Gelegenheit hatte, ein so edler, hochstehender Mensch, daß alle, die ihm näher treten durften, nur mit Verehrung und Liebe zu ihm aufsehen konnten. Und diesem Mann wurde dereinst der Professorenstuhl der pathologischen Anatomie in Leipzig verweigert, nur aus dem Grund, weil er Jude war, und obwohl er sonst das unbestrittene Anrecht auf diese Stelle gehabt hätte! So oft ich daran denke, überkommt mich das Gefühl der Scham und schmerzlichen Bedauerns darüber, daß Geist und Wesen des Christentums vielfach in so engherzigen, unwürdigen Formen enthalten sind, und daß alter Zopf und fanatische Beschränktheit teils durch die Böswilligkeit der Menschen immer aufs neue gepflegt werden, teils doch durch „altehrwürdige" Satzung und Institution so tief eingenistet sind, daß sie auch von Wohlgesinnten, wie dort den Mitgliedern der medizinischen Fakultät, nicht ausgerottet werden können.

Hätte damals Weigert die Zeremonie der Taufe auch ohne innere Ueberzeugung über sich ergehen lassen, so wäre jedes Hindernis hinweggeräumt gewesen. Aber dieser Mann war dem Geist und Wesen nach ein besserer Jünger Jesu Christi als die, welche ihm die Taufe nahe legten. Ich möchte hier nicht mißverstanden werden. Ich bin nicht der Meinung vieler Juden und Christen, daß die Annahme des Christentums von seiten der Juden unter allen Umständen eine Charakterlosigkeit bedeute, wenn sie sich nicht in allen Punkten mit dem Wortlaut christlicher Lehre einverstanden erklären, bezw. daran „glauben" können. Denn wenn dieser dogmatische Lehrinhalt als Maßstab wahrhaftigen Christentums angenommen wird, wo wären denn da heutzutage die wahrhaftigen Christen? Nicht nur viele Millionen der Getauften stehen diesem Lehrinhalt gleichgültig und verständnislos gegenüber, sondern auch unter den christlichen Lehrern, den Pfarrern und Professoren gibts eine sehr große Anzahl, die diese Lehre in dem einen oder anderen Punkt kritisch oder ablehnend beurteilen; ja, ganz streng genommen gibts dann überhaupt keinen Gerechten, auch nicht einen! Selbst dem orthodoxesten unter ihnen, vermag sein Bruder kleinere, bisweilen auch sehr große Ketzereien nachzuweisen. Ich halte es also für durchaus statthaft und sittlich erlaubt, wenn ein Jude, der sich sonst nach seinem ganzen Empfindungs- und Vorstellungsleben eins weiß mit seinen christlichen Brüdern — während es sich vielleicht von dem im Judentum so bedeutsamen Ritualgesetz abgestoßen fühlt, und solcher Juden gibt es fürwahr nicht wenige — das Lehrhafte im Christentum geschichtlich zu verstehen und zu würdigen strebt und sich sonst aufrichtigen Herzens der Gemeinschaft anschließt, für die der biblische Jesus und das Lebensideal Jesu Christi maßgebend ist. Doch das sind persönliche Dinge, die ein jeder mit sich abmachen muß, und in denen kein anderer etwas dreinzureden hat. . . . .

Weigert war nichts weniger als ein einseitiger Fachgelehrter. Er konnte mit vollem Recht von sich sagen: „Nichts Menschliches ist mir fremd." Besonders war er auch mit der schönen Literatur alter und moderner Zeit so bekannt, wie nur wenige, auch unter den Gebildeten unserer Gegenwart. Abstrakte Spekulation zog ihn nicht an; dagegen hegte er sehr lebhaftes Interesse für ethische und auch für religiöse Fragen. Mit christlichen Theologen unterhielt er sich sehr gern und besaß volles Verständnis und Würdigung auch für andere Standpunkte. Ja, er schrieb sogar einmal einen größeren Aufsatz für die „Christl. Welt", der dort vor einigen Jahren veröffentlicht worden ist. In diesem Verkehr zeigte er weder — wie das manch anderen eigentümlich ist, — die Empfindlichkeit des Andersgläubigen, vor der man jedes Wort zuvor auf die Wagschale legen muß, noch die vermeintliche Unfehlbarkeit des materialistischen Naturforschers, bei dem nur das gilt, was sich messen und wiegen und sinnlich beurteilen läßt. Freilich war er auch ebensoweit entfernt von jener verächtlichen Charakterlosigkeit mancher Juden, die aus Liebedienerei und um vorurteilsfrei zu erscheinen, das eigene Nest beschmutzen, in dem sie geheckt worden sind.

Ich hatte öfters die Ehre, mit ihm zu verkehren, nicht nur in meinem eigenen Haus, sondern vor allem sehr häufig in den gastlichen Räumen Wilhelm Jordans. Und auch in diesem geselligen Verkehr bewährte der große Gelehrte in so gewinnender Weise die Reinheit und Tiefe seines Gemütes, die Liebenswürdigkeit und feine Humanität seines Wesens. War das ein Humor, ein Frohsinn und Witz! Er fesselte und animierte immer die ganze Gesellschaft! Und dabei war alles in ihm so dezent, so herzlich und niemals auch nur im geringsten jemanden verletzend! Sogar zu kleinen unschuldigen Mätzchen ließ er sich wohl herbei, so z. B. produzierte er sich, als wir das letztemal Jordans Geburtstag in dessen Haus feierten, zu unser aller Erstaunen als vollendeter Bauchredner, indem er vom Fenster aus eine Unterhaltung mit dem scheinbar unten auf der Straße stehenden Nachtwächter täuschend fingierte.

Nun muß ich aber auch indiskret sein und eine Seite des Entschlafenen hervorheben, deren Bekanntmachung ihm bei Lebzeiten wohl recht unangenehm gewesen wäre: Dieser „Jude" besaß auch in reichem Maße die jüdische Tugend der Wohltätigkeit. Man sagt sonst wohl: „Die Juden können's ja, denn sie haben's ja auch, und was sie in der Oeffentlichkeit geben, das ist nur ein kleiner Teil dessen, was sie uns abgegaunert haben und wird nur gespendet, um vor der Welt groß zu tun." Ich mag an dieser Stelle auf solche Vorwürfe nicht ernstlich eingehen, sondern wünschte nur, daß einstweilen auch all die Christen, „die es haben" und die es auch nicht alle durch Beten oder Holzhacken gewonnen haben, in gleicher Weise wohltätig wären, wie das bei den Juden so häufig der Fall ist. Aber Weigert hatte „es" nicht. Er war von Haus aus arm und lebte höchst bescheiden als Junggeselle von seinem mäßigen Gehalt. Trotzdem sendete er mir mehrere Male bei besonderen Gelegenheiten, besonders zu Weihnachten einen Zwanzigmarkschein zur Bescherung für arme Kinder. Wahrscheinlich hat er diese Wohltätigkeit auch anderen gegenüber bewährt, aber meines Wissens tat er es nie in der Oeffentlichkeit. Dagegen erfuhr ich indirekt, daß er junge Talente wesentlich unterstützte, wenn auch nicht aus eigenen Mitteln, sondern durch Sammlungen bei reichen Freunden. So verschaffte er seit einer Reihe von Jahren einem meiner früheren Konfirmanden jedes Semester das Schulgeld für das Konservatorium im Betrag von mehreren hundert Mark. Der junge Mann braucht es nun noch ein Jahr lang; hoffentlich findet er einen Nachfolger Weigerts, vielleicht unter den Lesern unseres Blattes?!

Vor etwa 10 Jahren — reiste ich mit meiner Frau von Stockholm aus nach Upsala, um dort den berühmten Kodex des Bischofs Ulfila zu sehen. Aber es waren gerade Universitätsferien, das Städtchen war wie ausgestorben, die Universitätsbibliothek verschlossen. Wir klopften vergebens an verschiedenen Türen, um zu erfahren, wie wir zum Anblick der berühmten Handschrift kommen könnten, — lange vergebens. Endlich trafen wir einen grauköpfigen, deutsch-sprechenden Gelehrten; es war der dortige Professor für Anatomie. Als er hörte, daß wir aus Frankfurt wären, da war seine erste Frage: „Kennen Sie Weigert?" Und nun mußten wir ihm

erzählen, so viel wir konnten, und gewannen bald in dem alten Herrn einen hilfsbereiten Freund — durch Weigerts Vermittlung!

In den letzten Jahren ging, so scheint mir, eine recht deutliche Veränderung mit dem Gelehrten vor. Er wurde schnell alt und sah schlecht aus. Besonders fiel mir das beim Begräbnis Jordans auf. Oft zeigte er sich in tiefer Schwermut; man sagte, er sei unzufrieden mit sich selbst und mit seinen Leistungen!

Und nun hat er seinen Frieden gefunden! Nach arbeits- und erfolgreichem Leben ist er still und sanft entschlafen. Und wie steht es nun mit ihm? Nach „korrektem" Christentum stünde es freilich schlimm genug. Er war ja nicht getauft, und der große Mangel seines Lebens müßte ihn verfolgen bis in die Ewigkeit, so gewiß, als auch die vor der Taufe, vielleicht sogar schon vor der Geburt gestorbenen Kindlein christlicher Eltern in grausamer, aber unentrinnbarer Logik brnten müssen in der Hölle, weil ihnen die Erbsünde Adams nicht abgenommen ist und sie daher unter dem Zorne Gottes stehen! Aber, Gott sei Dnnk, das ist doch nur Scholastik, ist Lehre, an die sich auch selbst unter den Orthodoxesten heutzutage nur wenige gebunden fühlen. Wirkliches, warmherziges Christentum, und vor allem der Stifter des Christentums selber, kennen solche grausame Hartherzigkeit, solche dogmatische Tüfteleien nicht. Ich denke vielmehr, es ist keine fürwitzige Vermessenheit zu behaupten, daß auch heute noch der Herr zu Leuten wie Weigert sagen würde: „Siehe, ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch ist." — Gewiß, man soll das Besondere der einzelnen Konfessionen nicht verachten, denn alles religiöse Leben prägt sich immerdar in bestimmten Formen aus. Aber dieser Grundsatz darf uns doch nicht die Erkenntnis verschließen, daß all unser menschliches Reden und Denken nur schwaches Stammeln ist vor dem Gott der Ewigkeit, der dn stehet über allen Religionen und Konfessionen. Ueber aller Konfession steht der Gedanke eines reinen, edlen, strebenden, liebenden Menschentums.

Alle menschliche Religion ist in dem Grad echt und wertvoll, als sie reich ist an Liebe. Unser Weigert aber wnr reich, wie wenige, nn echter, selbstloser Liebe."

* * *

Weigerts Tod hat nachträglich in der medizinischen Fachpresse einen Disput veranlaßt. Die Biographen des verdienstvollen Gelehrten waren um die für die deutsche Wissenschaft so beschämende Tatsache, daß nach seines Lehrers Cohnheim Tode für einen der hervorragendsten Pathologen seiner Zeit kein akademischer Wirkungskreis sich fand, mehr oder minder scheu herumgegangen, obgleich der wahre Grund hierfür, die Konfessionalität Weigerts, die er nicht ändern wollte, unter den Fachgenossen eine längst bekannte Tatsache ist. Darob von einem Kenner der Vorgänge, die sich damals hinter den Kulissen abspielten, zur Rede gestellt, macht Prof. Lubarsch, einer der Biographen Weigerts, zur Entschuldigung des damaligen Verhaltens der Leipziger Fakultät geltend, daß „es in Sachsen, ebenso wie in Mecklenburg und Braunschweig ausgeschlossen war und noch ist, die Anstellung eines Juden zum besoldeten Staatsbeamten durchzusetzen; in Mecklenburg wie auch in Braunschweig teilen die Katholiken dieses Schicksal." „Deswegen", so fährt Lubarsch fort, „waren auch die Versuche von Ernst Leberecht Wagner (seiner Zeit ein sehr bekannter Kliniker), der beim König mehr galt als die gesamte Leipziger Fakultät, durch persönliche Vorstellungen für Weigert etwas zu erreichen, erfolglos."

---

## Von den Cuxhavener Antisemiten.

Die Nr. 91 des „Deutschen Blatts" vom 12. Nov. d. Js. gibt unter der Spitzmarke „Christlich oder politisch" nachstehende Auslassungen eines Cuxhavener wieder:

„Den hier umgehenden Gerüchten gegenüber, denen zufolge in diesem Jahre am Totensonntag kein Kirchenkonzert in der Döser Kirche stattfinden soll, teile ich mit, daß ein solches zum Gedächtnis der Toten wie in vergangenen Jahren auch diesmal veranstaltet wird.

Allerdings wurde die Abhaltung des Konzertes dadurch in Frage gestellt, daß von gewisser Seite aus politischen Gründen gegen die Mitwirkung im Chore von Damen eines anderen Glaubensbekenntnisses an maßgebender Stelle protestiert wurde, weil das „christlich-religiöse Gefühl" der Petenten dndurch verletzt würde.

Um jeden Streit, der einen, gerade am Gedenktage der Toten besonders bedauerlichen Mißklang in die Gemeinde bringen würde, zu vermeiden, haben die betreffenden Damen freiwillig für jetzt und die Zukunft ihre Mitwirkung abgelehnt.

J. Meyer,
Organist an der St. Gertrud-Kirche in Cuxhaven-Döse."

An diese sachlich zutreffende Auseinandersetzung knüpft das Hamburger Antisemitenblatt folgende von Bosheit triefende Erörterung:

„Wie man sich leicht denken wird, sind unter den „Damen eines anderen Glaubensbekentnisses" Jüdinnen zu verstehen. Der „freiwillige Rücktritt dieser Damen" kann an der Tatsache nichts ändern, daß die erwähnte „maßgebende Stelle" den sich durch Judengesang in der christlichen Kirche beschwert fühlenden Gemeindemitgliedern zugesichert hatte, sie werde das gerügte Aergernis verhindern, an der Tatsache also, daß man zurückgetreten worden wäre, wenn man nicht, wie oben behauptet, von selber zurückgetreten wäre. Der Stellung eines — christlichen! — Kantors in seiner Gemeinde kann es übrigens wohl schwerlich sehr församsam sein, wenn er die Mitwirkung von Jüdinnen so eng mit dem christlichen Charakter einer kirchlichen Feier vereinbar findet, daß er Bedenken dagegen sich nur aus politischen Motiven erklären kann. Ja, wenn er Isidor Meyerleben hieße, dann würden wir seine Parteinahme für die Jüdinnen gegen christliche Gemeindemitglieder begreifen, aber so — begreifen wir sie nicht!"

Auf Grund meiner genauen Kenntnis der bezüglichen Vorgänge bemerke ich zu diesen Randglossen des „Deutschen Blattes" folgendes:

1. Die Damen eines andern Glaubensbekenntnisses waren in der Tat Jüdinnen.

2. Sobald diese Damen merkten, daß gegen ihre gesangliche Mitwirkung bei dem bezüglichen Kirchenkonzert intriguiert wurde, haben dieselben völlig freiwillig und ohne dazu aufgefordert zu sein, für jetzt und die Zukunft jegliche Teilnahme an derlei kirchlichen Veranstaltungen abgelehnt.

3. Die sich durch „Judengesang" in der christlichen Kirche beschwert fühlenden Gemeindemitglieder waren ausschließlich Antisemiten, die neuerdings das dortige Gemeindeleben in terroristischer Weise zu beeinflussen verstehen.

4. Die erwähnte „maßgebende Stelle" hat diesen Antisemiten gegenüber in der Konzertangelegenheit nicht das erforderliche Rückgrat gezeigt, sondern sich von denselben ins Bockshorn jagen lassen, so daß sie allerdings die Zusicherung gab, das „gerügte Aergernis" verhindern zu wollen.

5. Der Stellung eines christlichen Kantors in seiner Gemeinde kann es nur förderlich sein, wenn er die Mitwirkung von Jüdinnen an einer christlichen Kirchenfeier begünstigt, vorausgesetzt, daß die Gemeindemitglieder von wirklicher Toleranz beseelt und nicht von antisemitischer Unduldsamkeit angekränkelt sind.

6. Die verhöhnende Benennung „Isidor Meyerleben", welche Herr Organist Meyer wegen seiner durchaus berechtigten Parteinahme für die Jüdinnen über sich ergehen lassen muß, ist echt antisemitsch. Die Antisemiten pflegen eben mit Vorliebe alle diejenigen als „verjudet" zu brandmarken, welche im Sinne wahrer christlicher Duldung für die Juden eintreten. Die Antisemiten werden es nie begreifen, daß konfessionelle Verhetzung und echte Toleranz sich gegenseitig ausschließen.

J. Trenkner,
Oberlehrer.
Otterndorf, den 21. November 1904.

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Graf Pückler-Klein-Tschirne** will sich der ihm drohenden ärztlichen Untersuchung auf seinen Geisteszustand durch die Flucht in die Schweiz entziehen, wo er schon einmal seine Zuflucht gesucht hat, als er wegen der Zerstörung einer seinem Gutsnachbarn bei Klein-Tschirne gehörigen Feldbahn steckbrieflich verfolgt wurde. Wie ein Berichterstatter meldet, weilt er seit einiger Zeit in einem kleinen württembergischen Städtchen in der Nähe der schweizerischen Grenze. Seine Berliner Anhänger haben übrigens in der Neuen Welt, Hasenheide, eine Protestversammlung gegen die Mundtotmachung ihres Führers abgehalten. Der Referent dieser Versammlung, Weißendorn, behauptete, der Gerichtshof, der seine Ansicht dahin kundgab, daß er den Grafen für unzurechnungsfähig halte, habe aus Juden bestanden. (Der Vorsitzende des Schöffengerichts, Assessor Hell, ist weder Jude noch jüdischer Abstammung. Die Konfession der Schöffen ist uns nicht bekannt. D. Red.) Graf Pückler werde man aber nichts anhaben können, weil er einflußreiche Verwandte am Hofe habe.

Zur Psychologie des Grafen Pückler teilt jemand, der ihn von früherher sehr gut kennt, in der hannoverschen „Deutsch. Volksztg." mit, es könne von Natur kaum einen bescheideneren, anspruchsloseren und gutmütigeren Menschen als Graf Pückler geben. Aber bereits in seinen Universitätsjahren sei mit voller Klarheit der Umstand zutage getreten, daß er geistig nicht normal war. In seiner Göttinger Studienzeit (1885) litt er an religiösen Wahnvorstellungen. Dieser Zustand habe sich mit den Jahren verschlimmert. Die Versuche der Familie Pückler, den Kranken in einer Anstalt unterzubringen oder ihn zu entmündigen, seien bis jetzt gescheitert. Vielleicht führe das jetzt gegen ihn anhängige Strafverfahren zu dem Ergebnis, daß die geistige Unzurechnungsfähigkeit endgültig gerichtlich festgestellt werde.

---

## Vermischtes.

**Militärische Disqualifikation.** Wie engherzig oft bei der Wahl zum Reserveoffizier verfahren wird, zeigt ein Prozeß, der vorige Woche in Essen zum Austrag gebracht worden ist.

Ein Reserveoffiziers-Aspirant W. war, wie die „Elberfelder Zeitung" berichtet, zurückgewiesen worden. Da er seinen Dienst mit besten Leistungen versehen hatte, da er persönlich und gesellschaftlich auch durchaus den Anforderungen gerecht zu werden vermeinte, so wußte er nicht den Grund zur Ablehnung. Da erzählt ihm eines Tages ein Freund, daß in dem in Salingen bei der Militärbehörde aus seinem Heimatsart Opladen eingetroffenen Bericht gestanden hatte, daß er nicht für den Reserveoffizier geeignet sei, weil seine Mutter der hochdeutschen Sprache nicht mächtig sei, und seine Familie in Opladen gesellschaftlich nicht rechne. Auch habe er in einem jüdischen Geschäft in Köln als Kaufmann gelernt. Später erfuhr W dann, daß dieser Bericht von dem Vater seines besten Freundes, des Onkel des Herrn, der ihn zuerst informiert hatte, einem Hauptmann a. D. U. stamme. Entrüstet über einen salchen Bericht eines ihm nahestehenden Bekannten, hatte er sich in einer Zuschrift an ein rheinisches Blatt in scharfen, beleidigenden Worten über diesen Hauptmann geäußert. Dazu war er desanders nach veranlaßt worden durch eine in jenen Tagen gerade vam Kriegsminister v. Einem im Reichstag gegen den Abgeordneten Richter gehaltene Rede, in der er betont hatte, daß allein die persönlichen Qualifikatianen ausschlaggebend bei der Wahl zum Offizier seien. Der Angeklagte sah gerade in seinem Fall just das Gegenteil van dieser Behauptung.

Nichtsdestoweniger wird der Beklagte wegen formaler Beleidigung zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt. Von dem Hauptmann a. D. Postel werden zu diesem Vorkommnis in der „Bresl. Ztg." folgende Glossen gemacht:

„Wenn die Mutter des Aspiranten der hochdeutschen Sprache nicht mächtig ist, was wohl heißen soll, daß sie nicht ganz korrektes Bildungsdeutsch sprechen kann, so ist damit zum Ausdruck gebracht, daß eine solche Frau nicht für würdig erachtet werde, Mutter eines Reserveoffiziers zu sein. Das ist aber entschieden zu weit gegangen. Seit wann, wenn gegen die sittliche Qualität nichts einzuwenden ist, geht man in der Beurteilung der Herkunft auf die Bildungsstufe der Mütter zurück? Wie viele — auch aktive! — Offiziere haben Mütter, die aus den allereinfachsten Kreisen stammen, wo nicht „hochdeutsch" gesprochen wird, die aber moralisch einwandsfrei an der Seite eines sozial hochgestellten Gatten stehen! Ein Hervorkehren des Mangels der mütterlichen Schulbildung steht ganz im Gegensatz zu den sonstigen Geflogenheiten, die Stellung der Familie nach dem Stande des Oberhauptes zu beurteilen. Wenn weiter in dem Berichte gesagt wurde, die Familie des Aspiranten rechne nicht gesellschaftlich, so muß man fragen: Muß sie denn das? Kann sie das denn immer? Gilt nicht in A. als „großes Tier", der in B. nur eine unbemerkte, in C. wohl gar eine untergeordnete Rolle gesellschaftlich spielt? Ist eine sozial achtbare Stellung minderwertiger als eine sogenannte „gesellschaftliche" Prävalenz? Das erinnert förmlich an den Glauben an „erstklassige" Menschen. Geradezu „Kopfschütteln" muß es aber hervorrufen, wenn über den Aspiranten berichtet wird, er habe seine kaufmännischen Lehrjahre in einem jüdischen Geschäfte verbracht. Was man ihm damit zum Vorwurf machen will, bleibt selbst manchem Antisemiten unverständlich Wie viele Offiziere des Beurlaubtenstandes stehen nicht im Dienste jüdischer Geschäftsherren oder sind assoziiert mit jüdischen Kompagnons?!"

**Adolf Kußmaul,** der berühmte Kliniker hat „Jugenderinnerungen" hinterlassen, die vor einiger Zeit in Stuttgart erschienen sind. In ihnen wirft er u. a. einen resignierten Rückblick auf die „Duldsamkeit der Völker":

„Mit Wehmut gedenke ich der schönen Tage, wo noch die milde Luft kirchlicher Duldsamkeit in der badischen Heimat wehte, und die Gebote der Bergpredigt höher standen, als die Dogmen der Konfessionen. In meiner Erinnerung hebt sich der Glaubensfriede der Väter wohltuend ab von dem wilden Gezänk und Fanatismus der Gegenwart. Eine Union der evangelischen Bekenntnisse, wie sie damals in Baden und in Preußen durchgeführt wurde, wäre heute nicht ausführbar. Zentrum und Antisemiten waren noch unbekannte politische Parteien; an den beiden Hochschulen wurde noch kein Jude grundsätzlich von den Studentenverbindungen ausgeschlossen; schon der Gedanke konfessioneller, evangelischer oder katholischer Verbindungen wäre dem Hohn der Gesamtheit verfallen gewesen. Noch immer wirkten Priester aus der Schule der Seiler, Wessenberg und Hirscher in der katholischen Kirche und das Zeichen des Syllabus hing noch nicht am Himmel. Aus dieser guten alten Zeit wird in Karlsruhe erzählt, daß man nichts Arges darin fand, wenn in den Räumen der dortigen Museumsgesellschaft Hebel, der Präiat der evangelischen Landeskirche, der katholische Dekan und der Stadtrabbiner eine Whistpartie zusammen spielten."

**Deutsche Handlungsreisende jüdischen Glaubens in Rußkand.** Wiederholt ist im Reichstage der Versuch gemacht worden, die Regierung zu veranlassen, bei der russischen Regierung wegen Aufhebung der belästigenden Bestimmungen für Handlungsreisende jüdischen Glaubens vorstellig zu werden. Der Versuch war unterstützt worden mit dem Hinweise, daß diese Bestimmungen nur auf deutsche Juden in Anwendung gebracht würden, während die englischen und amerikanischen Staatsangehörigen jüdischen Glaubens von ihnen nicht getroffen würden, was von unserer Regierung auf das bestimmteste bestritten wurde. Vor einiger

Zeit wurde nun gemeldet, daß es der amerikanischen Regierung tatsächlich gelungen sei, sich für ihre Handlungsreisenden jüdischen Glaubens erhebliche Zugeständnisse von der russischen Regierung zu erwirken. Auch diese Meldung eilt indessen, wie ein mit dem Auswärtigen Amt in Fühlung stehender Korrespondent mehrerer Blätter schreibt, den Tatsachen voran. Fest steht nur, daß die russische Regierung auf Vorstellung der Unionsregierung den Bescheid erteilt hat, daß der zur Erörterung der Paßfrage eingesetzten Kommission, die sich zugleich mit der Regelung der Verhältnisse der russischen Untertanen jüdischen Glaubens befassen soll, auch die Wünsche der amerikanischen Regierung zur Kenntnis gebracht werden würden. Ob das zur Folge hat, daß sie von der Kommission auch zur Berücksichtigung empfohlen werden, und ob sie dann Berücksichtigung finden, steht noch dahin. Die russische Regierung befindet sich allerdings in einer Lage, wo sie auch auf Wünsche dieser Art einzugehen allen Anlaß hat. Als sicher darf wohl angenommen werden, daß alle Zugeständnisse, die Amerika gemacht werden, auch den Handlungsreisenden jüdischen Glaubens der andern Nationen zuteil werden. Nach den von Herrn v. Richthofen im Reichstage abgegebenen Erklärungen darf nicht bezweifelt werden, daß die deutsche Regierung, die diese Angelegenheit nie aus dem Auge verloren hat, darauf dringen würde, daß uns die gleichen Zugeständnisse gemacht würden.

**Der russische Minister des Innern und die Judenfrage.** Aus Kowno, 11. November wird der „Köln. Ztg." geschrieben:

Am 28. Oktober ließ der Polizeimeister von Mohilew, Rodjonow unter den anwesenden Landleuten verbreiten, daß in einigen Tagen Unruhen stattfinden würden, bei denen sich die Polizei ruhig verhalten wolle. Am Sonntag den 5. November begannen tatsächlich russische und jüdische Arbeiter, letztere jedoch in ganz geringerer Zahl, eine Kundgebung gegen den Krieg und gegen den Absolutismus zu veranstalten. Darauf gab der Gouverneur Klingenberg den Befehl, man solle die Juden niederschlagen! Wer diese „man" sind, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls machten sich eine große Anzahl von Bauern auf und mißhandelten die Juden, Weiber, Kinder, Greise, in barbarischer Weise und plünderten 100 Häuser und 25 Geschäfte. Unerhört war das Verhalten Rodjonows. Bei einer Fahrt durch die Stadt kam er an einem Hause vorüber, das zu plündern eben ein Dutzend Männer beschäftigt waren. Als der Polizeimeister herankam, standen sie stramm und riefen ihm das übliche: „Wir wünschen Gesundheit Ew. Hochwohlgeboren" zu. Ein ganz blutig geschlagener Jude kommt zum Polizeioffizier Roué und bittet um Schutz. „Wenn man anfängt, euch totzuschlagen, dann wollen wir sehen, was sich machen läßt", lautet die Antwort. Wenn ich die Verhältnisse richtig beurteile, handelt es sich bei den Vorkommnissen weder um eine ernsthafte Judenverfolgung, noch um Ausschreitungen Betrunkener, sondern um einen Protest der reaktionären Partei gegen das liberale Vorgehen des Ministers Swjatopolk-Mirski. Es wurden nämlich während der Unruhen nur Juden verhaftet, die sich zur Wehre setzten, und an den Minister wurde berichtet, daß das Volk von den oben erwähnten Ruhestörern gegen die Juden aufgereizt sei. Die Klique in Petersburg hat unter den Gouverneuren noch viele Anhänger, und Klingenberg gehört dazu. Jetzt sucht sie zu beweisen, daß nur sie allein in der Lage sei, den Bestand des Staates zu wahren, während Swjatopolk-Mirski sich auf falscher Bahn befinde. Hoffentlich behält der Fürst die Energie, mit der er gegen Klingenberg auftrat, der seines Amtes entsetzt wurde.

## Briefkasten.

**Amtsrichter S.** Der verstorbene Landgerichtsrat Bär hat nicht den Doktortitel geführt. Ob er Amtsrichter in Wittkow und Mittenwalde gewesen ist, wissen wir nicht.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

## Die Bureaus

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 48. Berlin, 30. November 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die **Expedition**, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „**Mitteilungen**" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach **Berlin W., Magdeburgerstr. 14**, und alle für den **Bezirk des Bureaus Berlin** bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. **Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.**

**Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.**

### Shylock.

Im Jahre 1870 oder 1871 hörte ich als junger Student im Berliner Handwerkerverein einen Vortrag des verstorbenen bekannten Shakespeareforschers Prof. Leo über Shylock. Der Vortragende erklärte Shylock für den einzig vernünftigen und konsequenten Charakter in dem Stück. Man denke sich das Erstaunen eines jungen Menschen und wohl auch der meisten biederen Mitglieder des Handwerkervereins über eine solche quasi Verherrlichung eines Charakters, dessen Schlechtigkeit sprichwörtlich geworden ist. Ich hatte mich damals noch weiter nicht um dramaturgische Fragen bekümmert und dachte, daß es sich um die „Rettung" eines litterarischen Charakters handelte nach Art der kurz vorher im Schwange gewesenen „Rettungen" historischer anrüchiger und selbst höchst verrufener Charaktere. Wäre man damals schon antisemitisch durchseucht, dann hätte es gewiß in den Zeitungsreferaten einer verehrlichen hauptstädtischen Antisemitenpresse geheißen, ein „Judenstämmlung" oder „Judenknecht" habe im Auftrage der „Alliance Israélite" es unternommen, den Juden Shylock reinzuwaschen, den deutschen Geist zu vergiften und die christliche Gesinnung der guten Handwerker Berlins durch die jüdische Anschauung zu ersetzen.

Ich erinnere mich nur, daß der Vortrag damals großen Eindruck auf mich gemacht hat, und daß mir damals schien, der gelehrte Professor habe Shylock gut herausgehauen und mehr für ihn gesagt, als ich mir in meiner damaligen Schulweisheit hätte träumen lassen, daß zu Gunsten eines Wucherers, der in der Vorstellung der Meisten als abschreckendes Beispiel eines auf seinem Schein bestehenden jüdischen Wucherers existiert und Vielen noch heute gewissermaßen als Reinkultur eines Juden gilt, jemals gesagt werden könnte. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich vor Kurzem in einem allerdings in Amerika erscheinenden christlich-kirchlichen Blatte, dem „Christian Register" eine noch kräftigere Ehrenrettung Shylocks las, in welcher die christlichen Charaktere im „Kaufmann von Venedig" noch schlechter fortkamen. Aber nicht nur deswegen, sondern weil das in dem Aufsatze Gesagte auch auf heutige und namentlich auch auf unsere deutschen Verhältnisse anwendbar ist, möchte ich den Aufsatz in der Hauptsache wörtlich übersetzen und nur hier und da einige Bemerkungen dazu machen bezw. folgen lassen.

Man kann sich — so beginnt der Aufsatz in dem „Christian Register" — in unseren Zeiten nur schwer vorstellen, daß Antonio als als der glänzende Shylock, als der schurkische Charakter im „Kaufmann von Venedig" gedacht waren.

Daß man aus Shylock einen Helden gemacht hat, das deutet auf einen großen Fortschritt in der Entwickelung sowohl der moralischen Auffassung als auch der dramatischen Kunst hin. Die Aenderung ist wahrscheinlich nicht gemacht worden aus vorwiegend moralischen Gründen oder mit der bestimmten Absicht, einem Volksstamme Gerechtigkeit widerfahren zu lassen durch eine gerechte Behandlung eines litterarischen Typus. . . .

„Der Kaufmann von Venedig" hat als Leitmotiv die Verherrlichung des Christentums durch Konstrastierung mit dem Judentum. Bei der Ausarbeitung dieses Themas ist Shakespeare zu der Erkenntnis gekommen, daß er sich eine schwere Aufgabe gestellt habe, nicht wegen etwaiger Fehler der christlichen Ideale, sondern weil die Lebensführung derjenigen Christen, die er schilderte, ganz und gar nicht im Einklang stand mit jenen Idealen Selbst das Genie kann nicht alle litterarischen Schwierigkeiten überwinden. Indem Shakespeare sich Mühe gibt, die Fehler des Juden zu zeigen, stellt er die Schwächen der Christen in ein solches Licht, daß er geradezu verlegen macht.

Wenn man Shylock kennen lernt, nicht in der überlieferten Bühnendarstellung, sondern wie sein Charakter aus den Blättern des Textes vor unserer Phantasie emporsteigt, dann sieht man einen Mann, der die übrigen turmhoch an Begabung und natürlichem Verstand überragt. Stets sich seiner Rechtschaffenheit und der Berechtigung seines Tuns bewußt, bleibt Shylock mutig und geduldig, während seine unaufdringliche Würde vorteilhaft sich abhebt von den frivolen Sitten der leichtherzigen und nicht übermäßig skrupulösen Venetianer. Shylocks Verachtung derjenigen, die, indem sie ihn um Geld bitten, ihm seine Sparsamkeit vorwerfen, die ihm doch die Macht zu leihen gibt, ist die berechtigte Verachtung, die ein vornehm denkender Mann hegen muß. Und noch niemals ist die Unverschämtheit des Borgenden besser zusammengefaßt und zurückgewiesen als in den Worten, die Shylock an Antonio richtet:

„Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund
Und speit auf meinen jüdischen Bockelor,
Blos weil ich nutze, was mein eigen ist.
. . . . . .
. . . . Sollt ich nicht sprechen:
„Hat ein Hund Geld? Ists möglich, daß ein Spitz
Dreitausend Dukaten leihen kann?" oder soll ich
Mich bücken, und in eines Schuldners Ton,
Demütig wispernd mit verhaltenem Odem
So sprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet ihr mich an; ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hießt ihr mich einen Hund;
Für diese Höflichkeiten will ich euch
Die und die Gelder leihen."

Hier wäre nun die erste Gelegenheit in dem Stücke, das Christentum auf eine höhere moralische Stufe zu stellen, aber Shakespeare benutzt die Gelegenheit nicht, indem er die

Beschuldigungen in Abrede stellen läßt. Antonios Antwort ist eine deutliche Anerkennung, daß Shylock wirklich „Hund" genannt worden ist, daß er angespien wurde und nichtswürdig behandelt, ohne daß eine Entschuldigung auch nur angedeutet wird; vielmehr wird gedroht, daß die schmähliche Behandlung wiederholt werden würde.

Wenn man nun bedenkt, daß der Stifter des Christentums Sanftmut und Duldung zur Pflicht gemacht hat, daß er Liebe und Güte anbefahl und durch sein Beispiel lehrte, von welcher Sorte Christentum war da wohl das jener Venetianer? (Und von welcher Sorte Christentum ist das Christentum nicht vor Jahrhunderten dahingegangener Venetianer, sondern das unter uns im zwanzigsten Jahrhundert lebender, mehr oder weniger gebildeter Deutschen, erlaubt sich der Uebersetzer zu fragen. Nicht „Sind wir noch Christen?" dürfte die berühmte Frage in ethischer Beziehung lauten, sondern „Sind wir schon Christen? Sind wir in dem antisemitisch infizierten Deutschland schon auch nur annähernd Christen?")

Haben wir in Bassino nicht einen Verschwender und Prahlhans vor uns, der über seine Mittel hinaus lebt und Geld borgt, um damit zu prunken und die Frau, die er heiraten will, zu blenden? (Auch diese Sorte edler Herren gibt es noch heute in Deutschland, wie ein vor Kurzem verhandelter Prozeß aller Welt offenbart hätte, wenn die Welt es nicht ohnehin schon gewußt hätte.)

Dann wieder ist es Antonio, der „gute Antonio", der Shylock verspottet, über seine Verluste lacht, seine Glaubensgenossen verachtet, seine Geschäfte durchkreuzt, seine Feinde aufhetzt und seine Freunde abwendig macht. Wahrlich, Jesus und Paulus würden solches Christentum zurückgewiesen haben.

Shylock nach einem Sittenkodex zu beurteilen, der nicht sein eigener war, und ihn zu verurteilen, weil er nicht nach christlichen Grundsätzen handelte — wie z. B., als er von Portia gebeten wird, barmherzig zu sein — war ein Irrtum jener Zeit, in welcher die historischen Ereignisse sich zugetragen haben sollen. . . . Die Sympathie ist geteilt, und die Moral (von der Ueberlegenheit des Christentums) ist nicht überzeugend. Warum, fragt man unwillkürlich, sollte Shylock Erbarmen haben mit dem hochmütigen, ihn verachtenden, unbarmherzigen Feind? Warum soll man einen Juden verurteilen, der nicht die sogenannten christlichen Tugenden übt, die Christen selbst auch nicht die geringste Mühe zu üben sich gaben?

Beurteilt man Shylock nach dem Maßstabe seiner Religion — und das ist der einzig vernünftige Weg, ihn zu beurteilen — dann findet man wenig, das berechtigt, ihn abfällig zu beurteilen. Das jüdische Moralgesetz gestattete es Rache zu nehmen — „Aug um Aug, Zahn um Zahn". Seine Rache schien Shylock ein einfacher Akt der Gerechtigkeit zu sein, eine Entschädigung für die grausamen Ungerechtigkeiten und Nichtswürdigkeiten, die er bisher „mit geduldigem Achselzucken" getragen. Daß Portias Versuch, ihn zu rühren, mißlingen würde, konnte wohl erwartet werden. Was für Erbarmen ist denn ihm, Shylock, erwiesen worden? Außerdem ist einen, dem man niemals auch nur Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, um Gnade zu bitten, ein solcher offenbarer Hohn, daß man sich fragen muß, ob nicht Shakespeare der darin liegenden Ironie sich sehr wohl bewußt gewesen ist. Man kann die Shylock in den Mund gelegten Worte nicht lesen — alles scharf gespitzte Pfeile gegen falsche Logik und Mißbrauch der Gewalt —, ohne die Empfindung zu haben, daß der Verfasser dieser Tragikomödie von religiöser Freiheit und gleichen Rechten wenigstens geträumt hat, ferner die Empfindung zu haben, daß Shakespeare in Shylock seine Verachtung der Praktiken seiner Zeit verkörperte, die juristische Spitzfindigkeit sowie das unchristliche Christentum.

Was die schließliche Absicht, Antonio körperlich zu schädigen, betrifft, so kann von Shylock nur gesagt werden, daß kein Beweis für seinen Haß vorliegt, als bis Jessika durch ihre Vermählung mit Lorenzo ihm zu einer Toten wird.

„Ich wollt euch Liebes tun, Freund mit euch sein,
Die Schmach vergessen, die ihr mir getan" ꝛc.

(Akt 1, Szene 3) Sind nicht Worte, die mörderische Absichten verraten, während der Ausruf (in demselben Akt und in derselben Szene)

„O Vater Abraham! über diese Christen,
Die eigene Härten Anderer Gedanken
Argwöhnen lehrt!"

Entsetzen zeigt über die Vermutung, daß die in dem Schein festgesetzte Strafe wörtlich vollzogen werden könnte, und Grund zu der Annahme bietet, daß Shylock die Absicht hatte, nachdem er Antonio in seine Gewalt bekommen hatte, im kritischen Augenblicke zu zeigen, daß er (Shylock) menschlich sein könnte.

Vom sittlichen Standpunkte der schwächste Teil des Stückes ist die erzwungene Bekehrung Shylocks zum Christentum. Wenn beabsichtigt war, dadurch zu zeigen, daß Shylock das Geld mehr als seine Religion liebte, was soll man von der Religion sagen, die sich dazu hergibt einen Mann in Versuchung zu führen, daß er unaufrichtig sei? Seines Besitzes beraubt man ihn durch juristische Spitzfindigkeiten und erniedrigt ihn, und dann — welche Erniedrigung der Kirche, nimmt diese ihn, als Mitglied in ihre Mitte auf. Einen Mann damit bestrafen, daß man ihn zwingt ein Christ zu sein! Wie historisch wahr dies auch sein mag, die Taufe Shylocks beleidigt heutzutage ebenso den Christen wie den Juden.

Wir möchten nun noch einige Anmerkungen zu dem Aufsatze machen. Nicht nur gestattete die jüdische Moral den Wucher mit Andersgläubigen, die christliche Moral zwang sogar, da das Geldverleihen gegen Zins damals so unentbehrlich war, wie es heute ist, die Juden Wucher zu treiben. Ein Irrtum des Verfassers des Aufsatzes im „Christian Register" ist es, daß die jüdische Moral die Rache gestattet. Das Gegenteil ist der Fall. „Mein ist die Rache, spricht der Herr", ist ein alttestamentlicher Satz. Schon im Pentateuch wird durch die Errichtung von Zufluchtshäusern der Blutrache entgegen gewirkt. Die Juden haben sogar einen eigenen Versöhnungstag, an welchem die Beleidigten und Geschädigten sich mit ihren Feinden versöhnen sollen. Das viel zitierte „Aug' um Aug' Zahn um Zahn" ist bereits sehr früh von den Auslegern der mosaischen Gesetzgebung als bildlich aufgefaßt und dem eines Auges oder Zahnes Beraubten nur eine entsprechende Entschädigung zugesprochen worden — wie heute in christlichen Ländern.

Wenn der Verfasser sich über den Trick einer Theatertaufe schon so aufregt, den ein Dichter sich vor Jahrhunderten erlauben zu dürfen glaubte, was würde er erst zu Regierungen des zwanzigsten Jahrhunderts sagen, welche hochgebildete Männer in die Zwangslage versetzen, entweder auf Ehre, Stellung, passenden Wirkungskreis und Lebensunterhalt zu verzichten oder bewußt feierlich zu beteuern, was sie nicht glauben, und was zu glauben von ihnen dieselben Regierungen garnicht erwarten. Wir sind seit den Zeiten des Kaufmanns von Venedig, seitdem man glaubte, einen Shylock zur Taufe zwingen zu können, ohne das Publikum in Parket und Gallerie zu beleidigen, in dieser Beziehung nicht fortgeschritten, eher — nehmt alles nur in allem — sogar zurückgeschritten. R.

---

## Die Juden der Gegenwart.

### III.

### Zur jüdischen Bevölkerungsstatistik.

### Die Uebertritte und Austritte.

Es ist naheliegend in diesem Zusammenhange von dem Eintritt ins Judentum zu sprechen. Allerdings werden wir

damit schnell fertig sein, da wir uns mit historischen Feststellungen nicht befassen können. Wie es sich auch mit dem Uebertritt zum Judentum verhalten haben mag, als dieses noch eine Selbständigkeit hatte, so viel ist sicher, daß jener fast völlig aufhörte und jedenfalls keine irgendwie geartete Bedeutung hatte, als das Christentum seinen Siegeslauf durch die Welt nahm.

Nachweisbar ist, daß Juden schon seit der Zeit, wo das jüdische Staatswesen bestand, ihre Religion verlassen und eine andere angenommen haben. Eine Erscheinung, der wir bis zur Gegenwart immer wieder begegnen. Wir müssen uns auch hier versagen Zahlen aus der weiter zurückliegenden Vergangenheit zu geben und geschichtliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Unserer Darstellung sei nur das 19. Jahrhundert gewidmet. Wir geben zunächst die folgende Tabelle nach Ruppin, welche von den Uebertritten von Juden zum Christentum im 19. Jahrhundert, und zwar in allen Ländern der Welt handelt:

| In | evangelischen | Zur römisch-katholischen | griechisch-katholischen | Insgesamt |
|---|---|---|---|---|
| Preußen | 13128 | | | |
| Bayern | 330 | | | |
| Sachsen | 770 | 5000 | — | 22520 |
| Württemberg | 115 | | | |
| Uebr. Deutschland | 3177 | | | |
| Großbritannien | 28830 | — | — | 28830 |
| Holland | 1800 | — | — | 1800 |
| Schweden und Norwegen | 500 | — | — | 500 |
| Dänemark | 100 | — | — | 100 |
| Schweiz | 100 | — | — | 100 |
| Frankreich | 600 | 1800 | — | 2400 |
| Oesterreich | 6300 | 28200 | 200 | 44756 |
| Ungarn | 2056 | 8000 | | |
| Rußland | 3136 | 12000 | 69400 | 84536 |
| Italien | — | 300 | — | 300 |
| Rumänien | — | — | 1500 | 1500 |
| Türkei | — | — | 3300 | 3300 |
| Uebr. Balkanländer | — | — | 100 | 100 |
| Asien und Afrika | 100 | 500 | — | 600 |
| Australien | 200 | — | — | 200 |
| Nordamerika | 11500 | 1500 | — | 13000 |
| Insgesamt | 72742 | 57300 | 74500 | 204542 |

Diese Zahlen haben ihre Quelle in einer Abhandlung des Lizentiaten de le Roi, welcher bei der Schätzung die Zahlen eher zu niedrig als zu hoch gegriffen haben will. Sog. jüdische Dissidenten und getaufte Kinder aus Ehen zwischen einem christlichen und einem jüdischen Ehegatten sind nicht mitgezählt.

Im Vorübergehen wollen wir noch die Beobachtung erwähnen, daß die Uebertritte und Austritte aus dem Judentum am zahlreichsten in den großen Städten sich vollziehen. Wir unterlassen es weitere Ziffern anzuführen und registrieren nur noch die Tatsache, daß die Juden in Deutschland mindestens 1, Oesterreich (ohne Galizien) mehr als 2, Ungarn etwa $^3/_4$ auf Tausend ihrer Anhänger jährlich an das Christentum abgeben.

Ruppin erörtert in diesem Zusammenhange die Gründe, welche für die Juden bestimmend sind, im Judentum zu verbleiben oder es zu verlassen. Wir sind der Meinung, daß diese Frage nur im Zusammenhange mit dem von unserem Autor in einem späteren Kapitel behandelten Thema der jüdischen Religion zweckdienlich besprochen wird, und behalten uns vor, später hierauf zurückzukommen.

## Die Mischehen.

An die Tatsache der Mischehen knüpfen sich eine ganze Reihe von interessanten Problemen. Wir können sie hier kaum brauchen und müssen unsere Leser immer wieder auf die Lektüre des Buchs von Ruppin hinweisen. Unsere Bemerkungen sollen hierauf nur anregend wirken.

Man wird kaum der Meinung sein, daß die Mischehen zwischen Christen und Juden in ihrer jetzigen Zahl auch in unabsehbarer Zeit eine Auffaugung der letzteren zur Folge haben wird. Immerhin sind sie kein zu unterschätzender Faktor in der Frage der Vermischung der christlich-jüdischen Bevölkerung, sie geben auch über manche Zweifel Aufschluß, der auf andere Weise nicht zu finden wäre.

Die Ehe zwischen Christen und Juden erfährt eine fortgesetzte Steigerung. Während von 1876 bis 1900 in Preußen im Ganzen 7804 Mischehen zum Abschluß kamen, bestanden nach der jeweiligen Volkszählung im Jahre 1885: 2111, 1890: 2763, 1895: 3287, 1900: 4052 Mischehen.

Auch in allen übrigen westeuropäischen Ländern findet man dieselbe Tatsache. Dieses Moment spricht eine deutliche Sprache gegen die insbesondere von Antisemiten behauptete Abneigung der Christen gegen die Juden. Die Mischehe wird in den selteneren Fällen eine konventionelle Basis aufweisen, wo es sich um die exklusiven sog. höheren Kreise handelt. Im übrigen wird sie auf intimer Neigung beruhen, eine Neigung, die kaum jemals einen natürlichen, vielfach aber einen erworbenen Widerwillen überwinden kann.

Es ist auch nicht richtig, daß die Ehen zwischen Christen und Juden weniger kinderreich sind, als die einheitlichen Ehen, wenn wir den Zahlen Ruppins folgen.

## Biotische Verhältnisse.

Zu diesem Kapitel seien nur die folgenden Bemerkungen gemacht.

Die Statistik gibt keinen Anhalt für die vielfach aufgestellte Behauptung, daß die Knabengeburten bei den Juden ein erhebliches Plus aufweisen.

Die Totgeburten bei den Juden bleiben erheblich an Zahl hinter denen der Christen zurück.

In den Jahren 1898/1900 fanden sich in sämtlichen Irrenanstalten Preußens 1750 jüdische Geisteskranke, und zwar 889 männlichen, 861 weiblichen Geschlechts. Eine in Preußen 1895 festgestellte Zahl, die im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der Juden doppelt so groß ist als der entsprechende Anteil der christlichen Bevölkerung an den Unglücklichen jener Anstalten. Blinde und Taubstumme rekrutieren sich in Preußen ebenfalls nach einer Zählung im Jahre 1895 aus jüdischen Kreisen anderthalbmal so viel wie aus den christlichen.

Ruppin nimmt an, daß die Taubstummheit großenteils angeboren, die Geisteskrankheit erworben ist.

Die größere Pflege, welche die Juden auch den gebrechlichen Kindern widmen, die größere Zahl der Verwandtenehen und endlich die Tatsache, daß die Juden sich einer größeren geistigen Anstrengung und Aufregung aussetzen, sind die hervorstechendsten Ursachen dieser Erscheinungen.

Den Anteil der Juden am Heeresdienst veranschaulichen die folgenden Tabellen:

I. Es dienten in absoluten Zahlen

| Land | Jahr | Christen als Soldaten | Christen als Offiziere und Aerzte | Juden als Soldaten | Juden als Offiz. u. Aerzte | Als Offiziere u. Soldaten zus. Christen | Juden |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutschland | 1895 | 600172 | 27928 | 2840 | 38 | 628100 | 2878 |
| Oesterreich (inkl. der Angehörigen d. Reserve) | 1893 | 1032526 | 24718 | 40344 | 2179 | 1057244 | 42523 |
| Ungarn | 1900 | — | — | — | — | 127095 | 5124 |
| Rußland (die 1898 Ausgehobenen, nicht die Dienenden) | 1898 | 267988 | — | 16595 | — | — | — |
| England | 1903 | — | — | 1494 | 246 | — | 1740 |
| Frankreich | 1893 | — | 17688 | — | 721 | — | — |
| Italien | 1893 | — | — | — | 526 | — | — |

II. Es entfallen auf 1000 der Gesamtbevölkerung bei den

| Land | Jahr | Christen | | | Juden | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Soldaten | Offiziere und Aerzte | Soldaten und Offiziere zus. | Soldaten | Offiziere und Aerzte | Soldaten und Offiziere zus. |
| Deutschland . . . | 1895 | 11,61 | 0,54 | 12,15 | 4,92 | 0,07 | 4,93 |
| Oesterreich . . . | 1893 | 4,54 | 0,11 | 4,65 | 3,53 | 0,19 | 3,72 |
| Ungarn . . . . . | 1900 | — | — | 6,91 | — | — | 6,02 |
| Rußland . . . . . | 1898 | 2,21 | — | — | 8,20 | — | — |
| England . . . . . | 1903 | — | — | — | 0,79 | 0,13 | 0,92 |
| Frankreich . . . . | 1893 | — | 0,46 | — | — | 0,83 | — |
| Italien . . . . . | 1893 | — | — | — | — | 1,31 | — |

Die Differenz zwischen den zum Heeresdienst Tauglichen unter den Christen und denen unter den Juden wäre nach dieser Tabelle eine sehr erhebliche. Sie ergibt kein richtiges Bild des wirklichen Sachverhalts, da es gar keine jüdischen Berufsunteroffiziere und bedeutend mehr jüdische Einjährige im deutschen Heere giebt. Berücksichtigt man diesen Umstand, so wird der Unterschied bedeutend geringer, wie die folgende Tabelle dartut:

Juden und Christen im deutschen Heere:

| | Christen | Juden |
|---|---|---|
| Nach der Berufszählung vom 14./6. 1895 waren in Heer und Marine vorhanden . . . | 628100 | 2878 |
| Hiervon gehen ab: | | |
| a) Offiziere und Beamte mit gleichem Range (Aerzte) nach der Zählung . . | 27928 | 38 |
| bleiben | 600172 | 2840 |
| b) Unteroffiziere und Beamte mit gleichem Range, auch Spielleute, Oekonomiehandwerker (nach dem Etat) . . . . . | 109519 | — |
| bleiben | 490653 | 2840 |
| Davon dienen einjährig (nach Schätzung auf Grund der Schulbildung) 5 % der Christen, 45 % der Juden . . . . . | 24533 | 1278 |
| bleiben | 466120 | 1562 |
| Die Zahlen für die Einjährig-Freiwilligen müssen, da der Durchschnitt der Militärdienstzeit bei allen Truppenteilen 2,224 Jahre beträgt, mit 12,224 multipliziert werden; es ergibt sich dann als Anzahl . . . . . | 54561 | 2842 |
| so daß die Zahl der jährlich Dienenden beträgt | 520681 | 4404 |

Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der Juden und der Christen entfallen danach auf je 1000 Juden 7,76, auf je 1000 Christen 10,66 Soldaten. Wenn man dabei in betracht zieht, daß die jüdische Bevölkerung sich zum nicht geringen Teil in den großen Städten zusammendrängt bezw. sich zusammenzudrängen gezwungen ist, diese aber an sich einen geringeren Prozentsatz von Heerestauglichen stellt, kann jenes Verhältnis als ein schlechtes nicht bezeichnet werden. Es wird sich aber noch bessern, wenn den Juden bei der Wahl ihres Berufs größere Freiheit gewährt und der Antisemitismus nachgelassen haben wird. Das wird auch im übrigen zu besseren gesundheitlichen Verhältnissen unter den Juden beitragen. Freilich beginnen sie schon selbst in der neuen Zeit mehr darauf hinzuwirken, indem sie der Gymnastik des Körpers erhöhte Aufmerksamkeit schenken.

Jos. Cohn.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Bei den Berliner Stadtverordnetenersatzwahlen** sind die Antisemiten leer ausgegangen. Sie machten krampfhafte Anstrengungen, um ihren kommunalen Führer, den ehemaligen Stadtverordneten Pretzel wieder ins rote Haus zu wählen. Es gelang ihnen aber nicht einmal ihn in die Stichwahl zu bringen. Es erhielten nämlich in dem 30. Bezirk der Sozialdemokrat Sassenbach 769, der Liberale Rettich 653 und der Antisemit Pretzel 436 Stimmen. Es kommt also zur Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen und dem liberalen Kandidaten.

**Anläßlich der bevorstehenden Dresdener Stadtverordnetenwahlen** haben die Nationalliberalen erfreulicherweise nach einigem Zögern sich vom Kompromiß mit den Antisemiten und Konservativen losgesagt und beschlossen, mit eigenen Kandidaten in den Wahlkampf zu ziehen. Dieser wird darüber entscheiden, ob es gelingt, den dominierenden Einfluß der antisemitischen „Reformpartei" in der sächsischen Hauptstadt zu brechen. Wie es damit bestellt ist, geht aus dem folgenden orientierenden Artikel hervor, der der „Nationalliberalen Korrespondenz" von einem „der besten Kenner der dortigen parteipolitischen und kommunalen Verhältnisse" zugeht:

„In unserem Stadtverordneten-Kollegium herrscht seit langen Jahren die Reformpartei und übte dort, wie auf die ganze städtische Verwaltung eine Tyrannei der schlimmsten Art aus, die namentlich für Privatinteressen einzelner Persönlichkeiten in bedenklichster Weise ausgenutzt wird. Diese Herrschaft beruht auf dem unsinnigen Wahlgesetz, das wir haben, und daneben auf der Gleichgültigkeit und dem Unverstand des größten Teils der übrigen Bürgerschaft. Wir haben das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, aber mit Listenabstimmung. Nun hat die Reformpartei es verstanden, als herrschende Partei, die ihren Freunden allerhand Vorteile zuzuführen bemüht war, nicht nur die im Stadtverordneten-Kollegium vertretenen Parteien, wie die konservative und die Hausbesitzer-Partei, derart unter ihre Fuchtel zu bringen, daß diese sich bei den Wahlen ihr vollständig unterordnen, sondern sie hat auch in fast alle neutralen Vereine, wie die Bezirksvereine und Bürgervereine, und in alle mittelständlichen Vereinigungen (Handwerkervereine, Innungen usw.) sich eingedrängt und namentlich bei der Wahlmacht die Führung. So vereinigt sie zur Wahlmacht unter ihrem Vorsitz und ihrer Leitung zirka 50 Vereine verschiedenster Art, von denen nun in gemeinsamer Beratung eine Liste aufgestellt wird, auf die, außer den offiziellen Kandidaten der Reformpartei, als Mitglieder-Kandidaten der übrigen Vereine vorwiegend wieder Reformer gesetzt werden. Alle diese Vereine geben dann einzeln oder in Gruppen diese eine Liste als ihre Liste an die Bürgerschaft und speziell an ihre Mitglieder ab, und gegen diesen Ring vermag keine Gegenliste aufzukommen.

Alle Anstrengungen gegen diese geschlossene Macht waren bisher vergeblich; der Reichsverein, der bisher fast immer allein stand, brachte es nur auf etwas über 2000 Stimmen, während die große Koalition über 10000 Stimmen erzielte. Da drohte dieser Koalition plötzlich in diesem Jahr eine große Gefahr. Die Sozialdemokratie, die seit einer Reihe von Jahren als dritter Faktor noch in Frage kam, hatte es bisher nur auf rund 1500 Stimmen gebracht; die wiederholten Versuche, eine größere Anzahl von Genossen das Bürgerrecht erwerben zu lassen, scheiterte an einer Bestimmung der Städteordnung und ihrer seit Jahren gebräuchlichen Auslegung durch die städtische Verwaltung. Bewerber um das Bürgerrecht sollen nach der gesetzlichen Bestimmung in erster Linie „selbständig" sein, und als solche wurden bisher Leute, die keine eigene Wohnung hatten, also Schlafburschen, vom Rate nicht angesehen und somit abgewiesen. Diese Praxis hielt namentlich den fluktuierenden Teil der Arbeiterschaft von der Bürgerschaft fern.

Wiederholte Beschwerden, die bisher von der Kreishauptmannschaft stets abgewiesen worden waren, wurden von dem erst seit wenigen Jahren bestehenden Ober-

verwaltungsgericht als beachtlich anerkannt. Die städtische Verwaltung mußte sich dieser Entscheidung fügen und ihre bisherige Praxis aufgeben. Die Sozialdemokratie führte nun ihre Massen aufs Rathaus zur Erwerbung des Bürgerrechts, die Zahl der sozialdemokratischen Bürger wird heute nach ihrer Berufsart auf etwa 8—9000 geschätzt und droht der großen Koalition ebendürtig zu werden, da die Sozialdemokraten bekanntlich ihr Wahlrecht, um dessenwillen sie nur Bürger geworden sind, Mann für Mann ausüben, während die Beteiligung der bürgerlichen Parteien kaum jemals 60 bis 70 Proz. übersteigt.

Dazu kam, daß der Mietbewohnerverein, der meist auch eine gesonderte Stellung eingenommen hatte und neben einigen Sozialdemokraten vorwiegend Freisinnige, Nationalsoziale usw. umfaßt, mit der Sozialdemokratie ein Bündnis abzuschließen beabsichtigt und deren Stimmenzahl damit eventuell um etwa 1200 bis 1500 vermehren würde.

Die vereinigten Reformer und Konservativen fürchteten aber außerdem noch wegen eines Erdrosselungsgesetzes gegen den Großhandel, das sie im Stadtverordneten-Kollegium in Form einer Umsatzsteuer beschlossen hatten, und das in diesen und denselben nahestehenden Kreisen die weitgehendste Empörung hervorgerufen hatte, daß Angehörige dieser Berufsstände, soweit sie noch mit diesem Ring bisher gestimmt haben, ihnen untreu werden und den Nationalliberalen, die ihre einzige Stütze sein könnte, zuweisen würden.

Daher müssen sie mit der Möglichkeit rechnen, in ihrer geschwächten Stimmenzahl den Sozialdemokraten zu unterliegen, soweit sich nicht einige ausscheidende, mehr neutrale Stadtverordnete wie auf ihrer Liste, so auch unter unseren Kandidaten befinden würden. Damit wäre, da $^1/_3$ des Stadtverordneten-Kollegiums zu erneuern ist, die Möglichkeit gegeben, daß etwa 20 Sozialdemokraten die bisher im Stadtverordneten-Kollegium nicht vertreten waren, in dasselbe eindringen könnten, und daß, wenn sich der gleiche Vorgang im nächsten Jahr wiederholte, oder die Zahl der sozialdemokratischen Bürger so weiter wächst, auf alle Fälle innerhalb Jahresfrist, eine sozialdemokratische Majorität im Stadtverordneten-Kollegium gegeben wäre.

Die Macht der Koalition und vor allem der Reformer wäre damit gebrochen. Die Furcht vor einer solchen Wendung veranlaßte den großen Vereinswahlausschuß, nachdem der Reichsverein rund abgelehnt hatte, sich mit ihm in einen Kuhhandel einzulassen, die reformerischen Vorsitzenden und seine konservativen Kollegen an den Oberbürgermeister abzusenden, damit er vermittle".

Auf die Einzelheiten der Vermittelungsvorschläge sei hier nicht weiter eingegangen. Die Nationalliberalen lehnten weitere Verhandlungen ab, um so mehr, heißt es in der Zuschrift dann weiter „als das Reform-Organ, die „Wacht," das Versprechen, während der Verhandlungen jede Preßfehde zu unterlassen, brach und bereits begann, die Nationalliberalen ganz gegen die Wahrheit als Urheber dieses „Geldsackwahlsystems" zu verdächtigen, für dessen Durchführung sich noch am gleichen Tage die Hauptführer der Reformer ausdrücklich und feierlich verpflichtet hatten. Der Artikel war im Grunde die ärgste Schmähschrift gegen die eigene Partei!"

**Graf Pückler,** von dem, wie unsere Leser wissen, ein Berliner Gerichtshof behauptete, er sei nicht geistig normal, hat sich daraufhin in einer Münchener Nervenheilanstalt auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. Da die Untersuchung für ihn angeblich günstig ausfiel, ist er wieder nach Berlin zurückgekehrt, um jetzt in den Vororten, die dem Berliner Polizeipräsidium nicht unterstehen, „aufzutreten", was ihm in Berlin bekanntlich verboten ist. In einer Rede, die er in Spandau hielt und jetzt im Druck verbreiten läßt, schildert er seine Erlebnisse in den letzten Tagen wie folgt:

„Vor einigen Tagen wollten mich die Kerle in Berlin in die Charité sperren, ich habe mich daher auf eine Weile dünn gemacht und bin verduftet aus der Stadt; und das war vielleicht ganz gut. Auf Anraten meiner Familie ging ich auf einige Tage in eine Nervenheilanstalt bei München, um mich dort untersuchen zu lassen und um den Beweis zu erbringen, daß ich noch ganz vernünftig sei. Ein politischer Führer darf vor nichts zurückschrecken, meine Herren; ich habe ja schon gebrummt im Gefängnis und auf der Festung, warum soll ich nicht einige Tage mal im Tollhause sitzen? Es war ja auch ganz gemütlich in der alten verfluchten Bude; ich war natürlich der einzig Vernünftige unter den ganzen verrückten Nestern, und der bartige Arzt konnte auch absolut keine Spuren von Wahnsinn bei mir entdecken, so sehr sich der Kerl auch Mühe gab, irgend ein Symptom der Verrücktheit zu konstatieren; ich habe daher die alte Bude nach einigen Tagen verlassen und bin wieder nach Berlin zurückgefahren, um den Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes fortzusetzen mit erneuter Kraft und Energie."

Der Pückler-Rummel übt selbst auf die radaulustigen Elemente, die bisher die Berliner Pückler-Versammlungen gefüllt und opferfreudig dem Grafen und seinen Getreuen ihre 20 Pfennig gespendet hatten, keine Zugkraft mehr aus. Die für den 28. November angekündigte Versammlung in der Tonhalle war nur schwach besucht. Dem Grafen Pückler wurde ein Lorbeerkranz überreicht. Er bat den die Versammlung überwachenden Polizeileutnant um die Erlaubnis, einige Worte an die Versammlung richten zu dürfen; er dankte den Zuhörern für die „Liebe", die sie ihm erwiesen hätten, und schloß mit dem Rufe: „Hurra, Berlin für immer!" Als dann der Arbeiter Weißendorn allerlei konfuses und krauses Zeug vorbrachte, war das selbst den Pückler-Antisemiten zu viel, sie erhoben einen so großen Lärm, daß sich der überwachende Polizeibeamte veranlaßt sah, die Versammlung aufzulösen.

## Vermischtes.

**Das war einmal!** Ein interessantes Schriftstück, das sich im Besitze des Rabbiners Dr. Cohn in Kattowitz befindet, wird von dem „Oberschles. Tagebl." veröffentlicht:

„Ihr Schreiben vom 25. v. M. habe ich soeben erhalten und kann Sie nur ersuchen, die Fälle anzuzeigen, wenn Gerichtsbehörden oder einzelne Justizbeamte sich beikommen lassen sollten, sich der Adresse „An den Juden N. N." zu bedienen. So wenig man es sich einfallen lassen kann „An den Christen N. N." oder „An den Türken N. N." zu schreiben, ebensowenig würde ich es gutheißen, sich jener Adresse an einen Juden zu bedienen. Wo es auf Glaubens-Verhältnisse ankommt, stellt sich die Sache anders. Da ist die Bezeichnung „Jude, jüdische Religion" ganz an ihrem Platze und dieser uralte Volksname jedenfalls treffender und ehrwürdiger, als der „Mosaischer, alt testamentarischer Glaubens-Genosse" und wie die Erfindungen der neueren Zeit heißen mögen, deren Gebrauch — weit entfernt etwas höheres auszudrücken, nur verletzend ist, weil kein Jude und überhaupt kein vernünftiger Mensch je zugeben wird, daß in der Benennung „Juden" etwas liege, was man zu umschreiben nötig habe — ! — Von Religionshaß kann überall nicht die Rede sein. Wer dem Glauben seiner Väter aber fanst seiner Ueberzeugung folgt und ein ehrlicher Mann, ein rechtschaffener Bürger des Staates ist, dem er angehört, bleibt stets ehrenwert. Nur wer kein höheres Maralprinzip anerkennt, er nenne sich Christ oder Jude, ist ein Mann, gegen den man weder Achtung, noch zu dem man Vertrauen hegen kann, und den man nur zu dulden hat, so lange er nicht dem Arm der Gerechtigkeit verfällt"

Das Schreiben stammt aus dem preußischen Staatsministerium vom — 31. Oktober 1836.

**Ein bekehrter Antisemit.** Das Hamburger „Israel. Familienbl." veröffentlicht einen an Herrn Stuckhardt in Falkenberg gerichteten Brief, den ein Unteroffizier des Infanterieregiments aus Göttingen an Herrn Stuckhardt gesandt hat. Zum besseren Verständnis dieses Briefes sei bemerkt, daß es sich um ein Dankschreiben an den jüdischen

Quartiergeber während des Manöoers handelt. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Mein lieber Gastgeber! Endlich komme ich dazu, Ihnen meinen herzlichsten Dank für die großartige Gastfreundschaft, die Sie mir erwiesen, zu überbringen. Wie ich nach Fatkenberg kam und hörte, daß ich bei Israeliten ins Quartier käme, da malte ich mir im Geiste recht trübe 17 Tage aus. Aber wie ganz anders dachte ich schon nach Verlauf einer Stunde. Es interessiert Sie vielleicht zu hören, daß ich vor meiner Militärzeit einer der größten Feinde der Juden war. In unzähligen Versammlungen habe ich wider Ihre Religion, Sitten und Erwerb geredet; aber welchen Grund hatte ich dazu? keinen. Ein großer Antisemit riß mich damals an sich, und auch ich fing an zu schimpfen auf die Juden, ohne daß mir irgend jemand ein Leid angetan hätte. Aber in der Jugend ist man so; man sieht nur die Fehler eines Volkes, aber nicht das Gute und die eigenen Fehler. Aber bei Ihnen hatte ich wieder einmal Gelegenheit einzusehen, daß man nicht gleich verdammen, sondern erst prüfen soll. Und so wollte es auch unser Schöpfer, und daher führte er mich unfreiwillig unter das Volk, das ich bisher haßte, um es lieben zu lernen. Ja man kann nur dann Menschen achten und lieben lernen, wenn man unter ihnen lebt, ihre Sitten und Gebräuche sieht. Welch' ein schönes Familienleben führen Sie! Dann ein so ruhiges, zufriedenes Eheleben, wie ich es wohl selten gefunden. Daß es Ausnahmen giebt, ist ja selbstverständlich, finden wir ja auch unter jeder Religion. Ich war schon bei Evangelischen, Katholiken und nun Israeliten im Quartier und habe gefunden, daß kein großer Sitten- bezw. Religionsunterschied unter ihnen herrscht. Wenn ein Volk nur eine solche Religion hat, welche die Gesetze und Gebräuche des menschlichen Rechts und der guten Sitte vertritt, die danach strebt, ein gutes gesundes Zusammenleben in der Familie zu fördern, eine Religion, welche durch ihre jüdischen Vertreter Freundschaft und Liebe unter der ganzen Gemeinde gründet und aufrecht erhält. Solch eine Religion besteht auch und geht nicht unter, trotz aller Verfolgungen. Indem ich Sie nun bitte, alle meine Bekannten recht herzlich zu grüßen, seien Sie vor allen Dingen für das viele Gute, das Sie mir erwiesen, vielmals gedankt und herzlichst gegrüßt von Ihrem N. N.

Unteroffizier der 2. Komp. Inf.-Reg. 82."

So weit der Brief, der ebenso charakteristisch wie ehrenvoll für den Schreiber ist, der sich aus dem jugendlichen Antisemiten durch eigene Lebenserfahrung zu einer reiferen Lebensanschauung bekehrt hat.

**Evangelisches Silbergeld.** Anläßlich der 400. Wiederkehr des Geburtstages des Landgrafen Philipp I. (des Großmütigen) von Hessen sind bekanntlich Geldmünzen mit dem Doppelbildnis der Großherzogs Ludwig Ernst und des Landgrafen Philipp I. in Gestalt von Fünf- und Zweimarkstücken geprägt und in den Verkehr gebracht worden. Eine öffentliche Kasse in Mainz hatte nun einem dortigen jüdischen Bankhause die Verabfolgung einer größeren Anzahl dieser Denkmünzen mit dem Bemerken verweigert, daß die Münzen nur für Protestanten seien. Auf erhobene Beschwerde erfolgte jedoch bald die Auszahlung, und zwar, wie aus Mainz gemeldet wird, auf direkte Anweisung aus dem Finanzministerium. In dem Bescheide an das Bankhaus wurde die Ansicht des betreffenden Kassenbeamten als subjektiv und irrig bezeichnet und die unverständliche Auffassung des Beamten sehr bedauert. Wenn auch in diesem Falle der Beamte schnell belehrt wurde, so ist es doch recht bezeichnend für den beschränkten Horizont mancher Leute, daß eine solche Auffassung überhaupt aufkommen konnte.

**Der Katholische Redakteur und sein jüdischer Vertreter.** In der „Oesterr. Wochenschr." lesen wir:

Im „Deutschen Volksblatt" findet sich folgende kleine Notiz: „Bei einer kürzlich in Linz stattgehabten Verhandlung ließ sich der Redakteur des katholischen „Linzer Volksblattes," Haas, von dem Juden Doktor Mandelbaum aus Wien vertreten. — Eine nette Gesellschaft diese Katholischen!"

Eine kleine, unscheinbare Kulturblüte, aber von zeitgeschichtlicher Bedeutung. Es ist der Geist der Zeit, der sich in einem Tropfen Wasser spiegelt. Sehen wir uns diese Kleinigkeit einmal näher an. Die Notiz ist ein zweischneidiges Instrument, oder sagen wir anders im beliebten Inseratenstil: ein Griff — zwei Denunziationen! Der Jude wird denunziert und der Katholik wird denunziert. Dem Juden kann man zwar nicht recht zu Leibe, denn er hat nur seine Berufspflicht erfüllt und wahrscheinlich sehr gut erfüllt; denn sonst hätte man ja sicherlich schon Näheres darüber im „Deutschen Volksblatt" zu lesen bekommen. Um so schlechter kommt der Katholik weg, der sich vermessen, die Tüchtigkeit eines Juden in Anspruch zu nehmen.

Machen wir uns die Sache nur ganz klar. Wenn ein katholischer Redakteur in Linz sich an einen jüdischen Vertreter wendet, so wird er wohl seine Gründe dafür gehabt haben. Die Gerichte in Linz sind sicherlich nicht so verjudet, daß er geglaubt haben konnte, sie für sich zu gewinnen, wenn er ihnen in seiner Sache einen jüdischen Vertreter hinstellte. Als Versuch einer captatio benevolentiae wäre das nicht besonders geistvoll gewesen. Darauf war es also gewiß nicht abgesehen. Er entschied sich offenbar für seinen Advokaten, weil er für seinen Fall nicht nur auf Gewissenhaftigkeit, sondern auch auf juristische Tüchtigkeit, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, auf Talent und Wissen reflektierte, sonst hätte er sich ja gleich an eine der gut christlichsozialen Größen wenden können. Der Vizebürgermeister Dr. Neumayer ist ja auch Advokat und christlichsozial von der Zehe bis zur Schulter. Wenn das den Ausschlag gegeben hätte, hätte er sich ja recht nützlich erweisen können. Aber nicht darauf kam es an, und wenn ein katholischer Redakteur in Linz einen jüdischen Advokaten für sich plaidieren läßt, so war die, wenn auch unausgesprochene Meinung dabei maßgebend, daß er seine Sache besser machen werde, als ein anderer. So viel steht nun doch schon längst fest, daß ein Jude auf jedem Gebiete ungleich mehr leisten muß, als sein begünstigterer christlicher Rivale, um nur dieselbe moralische und materielle Anerkennung dafür zu erlangen. Die zweischläfrige Auflegelung des „Deutschen Volksblatt" gewinnt unter diesem Gesichtswinkel ein besonderes Relief. Was gilt Talent, was Leistung, wenn dabei ein Jude ins Spiel kommt! Die gesamte Wissenschaft und Moral des Antisemitismus kondensiert sich in dem Kernsatz kultureller Erhebung: „Nieder mit die Juden!" Nicht nur die Ehre soll ihnen abgeschnitten werden, sondern jegliche Erwerbsmöglichkeit. Was sich da als Gesinnung gibt, ist die nackte Gemeinheit, mit der aber — es hat sich gezeigt — sich sehr gute Geschäfte machen lassen.

**Die antisemitischen Exzesse in Uhnow** aus dem letzten Sommer, die s. Z. vor dem Landgericht in Lemberg verhandelt worden waren und zur Bestrafung einer großen Anzahl von antisemitischen Ruhestörern geführt hatten, kamen im November nochmals, und zwar in Uhnow selbst, vor der Revisionsinstanz zur Verhandlung.

Von den Angeklagten wurden 52 freigesprochen, 51 jedoch wegen öffentlicher Gewalttätigkeit, Körperverletzung, Aufreizung, Verbreitung beunruhigender Gerüchte ꝛc. zu Strafen bis zu fünf Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Das Urteil, welches eine 286 Seiten umfassende Broschüre bildet, ist äußerst sorgfältig ausgearbeitet und befaßt sich auch mit dem Entstehungsgrunde der plötzlichen Ausschreitungen gegen die Juden in Uhnow. Es wird festgestellt, daß bis dahin Christen und Juden seit undenklichen Zeiten im besten Einvernehmen lebten und die Eintracht nie gestört wurde, auch habe der Exzeß keineswegs einen politischen Hintergrund gehabt. In den letzten zwei Jahren waren jedoch in Uhnow 24 Brände ausgebrochen, durch welche Viele zu Bettlern wurden, weshalb eine Panik und große Erregung herrschte,

zumal der Täter nie eruiert wurde. Da brach an einem Morgen gegen 4 Uhr früh neuerlich ein Brand aus, die Bewohner des Ortes wurden alarmiert, und während sie löschten, äußerte einer der nachmaligen Angeklagten, im betreffenden Hause habe ein frisch getaufter Jude Quartier bekommen; aus Rache dürften Juden den Brand gelegt haben. Ein zweiter erzählte, er habe einen Juden einmal lachend vor einem entzündeten Hause vorüberlaufen gesehen, und ein dritter behauptete, beim Brande der ruthenischen Kirche habe er gleichfalls einen unbekannten Juden flüchten gesehen. Daraufhin ertönten Rufe: „Hin zu den Juden!" „Nieder mit ihnen, fort in die Synagoge!" u. dgl. Wie festgestellt wurde, ertönten derlei Aufreizungen aus dem Munde von sieben Rädelsführern; darunter von dem Gerichtsdiener Peter Mazurkiewicz, der seither suspendiert wurde, und von mehreren Schustergehilfen und Bauernburschen. Diese stellten sich an die Spitze der einzelnen, mit Hacken, Sensen, Stöcken und Steinen bewaffneten Volkshaufen, welche durch herbeiströmende Personen aus den Nachbargemeinden verstärkt wurden. Die Menge warf in die Fenster der jüdischen Bewohner Steine, drang ein, zertrümmerte Möbel und Warenvorräte und brachte den Inwohnern verschiedene Verletzungen bei. Das Urteil zollt dem Takte der einzigen drei Gendarmen, die der erbitterten Menge gegenüberstanden, sowie dem vermittelnden und beruhigenden Einschreiten der Intelligenz der Stadt besondere Anerkennung, da es sonst zu furchtbaren Gräueltaten gekommen wäre. Auch sei es eine bewunderungswürdige Klugheit und Geistesgegenwart der jüdischen Bevölkerung gewesen, einerseits gar nicht zu reagieren, sondern sich in den Wohnungen einzuschließen, andererseits von innen selbst ihre Fenster zu zertrümmern, damit die Vorüberziehenden meinen, es hätten hier schon Vorgänger gehaust. Auch konstatiert das Urteil, daß seither im Orte wieder Friede und Eintracht herrscht, daß der gegen die Juden wahrscheinlich von einzelnen böswillig erfundene Verdacht der Brandlegung sich als unbegründet erwies und die Bevölkerung dies einsehe.

**Zur Judenfrage in Rumänien** wird der „Frkf. Ztg." aus Bukarest, 17. November geschrieben:

Gelegentlich der Einweihung eines neuen Verwaltungsgebäudes in Bottoschani wurde zu Ehren des anwesenden Ministers des Innern Vasile Laskar ein Bankett veranstaltet, an dem auch Vertreter der jüdischen Bevölkerung teilnahmen. Dr. Oliaenbaum brachte folgenden Toast aus: „Die jüdischen Einwohner Bottoschanis, diese friedliche das Vaterland und die Dynastie liebende Bevölkerung, erhebt durch mich dieses Glas zu Ehren und auf die Gesundheit des Herrn Ministers, in der Hoffnung, daß unter den befreienden Reformen, welche derselbe vollführt hat und noch vollführen wird, zum Wohle und Fortschritte des rumänischen Landes, er auch seinen Schutz und seine Aufmerksamkeit den jüdischen Gemeinden zuwenden wird, die heute isoliert und ohne gesetzliche Grundlage sind." Der Minister antwortete darauf wörtlich: „Die Judenfrage ist eine der wichtigsten in unserem Lande; wir können folglich nicht leicht über dieselbe hinweggehen. Die Juden sind in Rumänien in großer Anzahl und manche von ihnen haben sich seit langer Zeit hier niedergelassen. Wir sind nicht gegen die Juden, welche das Vaterland lieben. Als Beweis dafür können die Naturalisierungen gelten, welche die Regierung in der vorigen Session bewilligt hat. Sagen Sie aber, Herr Doktor, Ihren Glaubensgenossen, daß wenn sie die Verbesserung ihrer Lage wollen, sie ihre Blicke nicht über die Grenze richten sollen, denn dies kann ihnen nur noch mehr schaden, aber nicht nützen. Zeigen Sie uns Ihre Leiden, richten Sie an uns Ihre Klagen, denn wir sind die Herren in diesem Lande." — Die Rede erregt hier großes Aufsehen.

**Für die Unruhen der russischen Reservisten** macht die deutsche antisemitische Presse in bekannter Unehrlichkeit fortgesetzt die Juden in Rußland verantwortlich, weil die heerespflichtigen Juden angeblich sich in größerer Zahl der Einberufung entzögen bezw. die jüdischen Kaufleute die Soldaten bei dem Einkaufe von Lebensmitteln in unerhörter Weise übers Ohr hieben. Was es mit beiden Behauptungen für eine Bewandtnis hat, hat der Artikel eines genauen Kenners der russischen Verhältnisse in einer der letzten Nummer der „Mitteilungen" gezeigt. Die dort gegebene Darstellung wird von einer deutschen militärischen Autorität, dem Generalmajor z. D. Grafen von Pfeil, in einem Artikel des „Tag" vom 27. d. M. Wort für Wort bestätigt. Auch Graf Pfeil beklagt es, daß die russische Presse, um die wahren Ursachen der Reservisten-Unruhen zu verschleiern, einfach die Juden dafür verantwortlich machte und auch die deutsche — nicht nur antisemitische Presse — welche sich nicht weiter gründlich in die inneren Ursachen der Unruhen vertiefte, diese Darstellung einfach kritiklos nachdruckte. Demgegenüber konstatiert Graf Pfeil, daß die wirklichen Ursachen tiefer liegen und man könne sie auch aus der russischen Presse herauslesen.

Der „Swjet", eines der judenfeindlichsten russischen Blätter, stellt an Beispielen fest, daß in reinrussischen Städten, in den Gouvernements Moskau, Smolensk, Tula genau dieselben Unruhen vorkommen wie in den westlichen (polnischen) Gouvernements. Wie ist das zu erklären?

Aus der immer stärker zutage tretenden Unlust der städtischen Bevölkerung über diesen Krieg, die sich in ihrer kühlen, ja fast gehässigen Haltung gegen dessen Teilnehmer, also auch gegen die Reservisten, kundgibt, und aus der völlig mangelhaften, ja pflichtwidrigen Untätigkeit der Mobilmachungsbehörden, namentlich der Bezirkskommandeure im eigentlichen Rußland und Polen.

In ersterer Beziehung schreibt der „Swjet": „Die wesentlichste Ursache (für die Vergehungen der Reservisten) ist, daß die Reservisten, die Vertreter unseres Heeres, wenn sie aus den heimatlichen Dörfern in ihnen fremde Städte kommen, voller Kummer und Heimweh, dort nur Kälte und völliger Teilnahmlosigkeit begegnen. In der Tat, sie ließen hinter sich ihre Nächststehenden, die Heimat, welche sie nährte. Das Herz möchte ihnen vor Kummer zerspringen. Nach der Armut des Dorfes überraschen sie die Städte durch ihren unbekannten Glanz. Man muß sich in die Seele dieser einfachen russischen Bauern hineindenken, wenn sie der eisigen Kälte der Städte, der völligen Gleichgültigkeit, den verschlossenen Häusern begegnen. Es ist dies der letzte Tropfen in die übervolle Schale ihres Kummers."

Der „Swjet" schildert nun durch Augenzeugen aus verschiedenen russischen Städten, wie Unruhen entstehen. Als in Tscherkow die Reservisten, 5000 Mann stark, einrückten, sperrte sich die Stadt völlig gegen sie ab. Alle Verkaufsläden wurden geschlossen und durch schwere Schlösser gesichert. Es war auch nicht ein Stück Brot zu bekommen. Weder die Verwaltungs- noch die städtischen Behörden bekümmerten sich um die hungernden Leute. Seitens der Militärbehörde war erst recht nichts geschehen. Da fanden sich Straßenhändler ein, welche erbärmliche, halbverdorbene Eßwaren, die sie sonst nicht los wurden, zu Preisen verkauften „wie in Port Arthur". Die 13 Kopeken (30 Pf.), die man den Leuten auf den Weg gegeben, waren so ziemlich verbraucht. Da brachen einige der erbittertsten Reservisten Läden auf, andere folgten ihrem Beispiel. Die bewaffnete Macht griff ein, der Aufruhr war fertig. Sechzig Mann wurden dem Kriegsgericht übergeben. So auch in anderen Städten. In Tula war gleichfalls keine Vorsorge getroffen. Da aber lieferten in der Eile die städtischen Behörden für jeden Mann einige Semmeln und ein Glas

Kwas (alkoholfreies Bier); die Mannschaften waren dankbar und fröhlich und alles verlief aufs beste.

Der „Swjet" schildert dann, mit welcher Begeisterung Deutschland und Frankreich im Kriege für ihre Soldaten gesorgt hätten, und schließt: „Von Aehnlichem ist bei uns keine Rede. Wir fürchten uns zunächst vor den Reservisten und verstecken vor ihnen den Schnaps. Sie erscheinen uns nicht als unsere Verteidiger, sondern als eine Art wilder Tiere, ja fast als Feinde. Nicht nur daß keine Gemeinsamkeit mit den russischen Reservisten ist, so herrscht auch nicht einmal Mitleid mit ihrer Unbildung und Armut, mit ihrem schweren Dasein und der nach dunkleren Zukunft. Gewiß, wir können ihre Unordnungen nicht billigen, aber wir können und müssen sie verzeihen!"

**Zum Homeler Prozeß** wird der „Voss. Ztg." aus Petersburg, 20. November geschrieben: Die Belastungszeugen lösen einander in bunter Reihe ab, ohne die gewagten Behauptungen der Anklageschrift irgendwie bestätigen zu können. Wenn ihre zum Teil sichtlich beeinflußten, zum Teil subjektiv gefälschten, widerspruchsvollen und verworrenen Aussagen etwas beweisen, so nur die verblüffende Lüderlichkeit, mit der die Voruntersuchung geführt wurde. Ein paar Beispiele: Soldaten, die der Untersuchungsrichter in Gegenwart ihrer Offiziere vernahm, widerriefen vor Gericht unter Eid ihre frühere Aussage; eine Anzahl von Strafanzeigen fand überhaupt keine Berücksichtigung; den jüdischen Zeugen wurde nicht gestattet, über ihre Beobachtungen und Erlebnisse einen zusammenhängenden Bericht zu erstatten, sie durften nur einzelne Fragen des Untersuchungsrichters beantworten. Die Methoden des Untersuchungsrichters zur Rekognoszierung des Angeschuldigten waren nichts weniger als einwandsfrei. Daraus erklärt sich, daß die Zeugen die von ihnen angeblich rekognoszierten Leute im Gerichtssaal häufig nicht wiedererkennen ꝛc. Es bestätigt sich immer mehr, daß die Plünderungen und Zerstörungen der jüdischen Häuser unter den Augen des ruhig dastehenden Militärs erfolgten und daß in vielen Fällen die Soldaten selbst die Juden an der Notwehr verhinderten. Es berührt wie eine blutige Ironie, wenn die Zeugen jeden Gegensatz zwischen Christen und Juden in Homel bestreiten. Und doch dürften sie Recht haben, wenn man das korrupte russische Beamtentum ausschaltet, das jedenfalls stark antisemitisch ist, wie die gerichtliche Verhandlung tagaus tagein lehrt. Die vernommenen Polizeioffiziere beharren allerdings bei ihrer Behauptung, daß das Judengemetzel von Kischinew eine antirussische Bewegung unter den Juden hervorgerufen habe. Sie verstehen aber darunter, wie sie ausdrücklich bezeugen, nur die sozialdemokratische Agitation. Antirussisch soll sie aus dem Grunde sein, weil sie sich — gegen die Behörden richtet. Im übrigen erinnert die Gerichtsverhandlung vielfach an Kischinew. Die Beweisaufnahme ist durch das Verhalten der Gerichtskammer und insbesondere des Vorsitzenden sehr erschwert. Sie sind entschieden parteiisch und der Verteidigung gegenüber noch rücksichtsloser als Herr Dawydow in Kischinew. Infolgedessen gibt es täglich sehr peinliche Konflikte im Gerichtssaal.

## Sprechsaal.

Ich liebe es ab und zu mit den Laufjungen, die für mich einige Gänge zu besorgen haben, in der Zwischenzeit, da sie bei mir zu warten haben, mich über allerlei aus ihren Kindererlebnissen zu unterhalten. Da die Laufjungen nicht ganz jung sein dürfen und nur bis zur Konfirmation ihren Dienst verrichten können, so habe ich im Laufe von drei Dezennien eine ganze Reihe hübscher Erfahrungen, auch Menschenkenntnis, gesammelt und bin so zu sagen, mit der Jugend auf dem Laufenden geblieben.

Mein jetziger Laufjunge ist noch verhältnismäßig sehr jung, noch nicht einen Monat bei mir und „helle", wie nur ein Berliner Junge, der bereits 5 Uhr morgens aufsteht, um Semmeln auszutragen, sein kann. Er plaudert recht frisch und erzählt mit großem Behagen von den Schlachten, die sie den Russen liefern, und wie alle Jungen lieber Japaner als Russen sein wollen. Er kann nicht begreifen, daß ein junger Japaner, dessen wahlbekanntem Vater er Semmeln bringt, und ein junger Russe aus seiner Bekanntschaft immer ganz freundschaftlich mit einander verkehren.

Einmal auf exotische Völker geraten, erzählt er auch, daß in seiner Klasse ein kleiner Neger ist, der von dem Lehrer immer schrecklich verhauen wird. „Aber, sagt mein jugendlicher Gewährsmann der Schwarze ist eine „rüdige Bolle", er macht keine Schularbeiten und fürchtet sich „vor nischt". Die Keile spürt er gar nicht. Aber der Lehrer gibt ihm nie recht. Er und ein jüdischer Junge bekommen vom Lehrer nie recht, sie können machen, was sie wollen.

Ich fragte, ob der jüdische Junge auch so faul sei?

„Im Gegenteil", erwidert mein Laufjunge, „der ist der Beste von uns".

„Na, was sagen die Jungen dazu?" frage ich.

„Die puffen und knuffen ihn immerzu, weil sie wissen, daß der Jude doch nie Recht bekommt. Wenn er zum Lehrer geht und sich beklagt, dann wird er von diesem auch noch verhauen, weil er „petzt". Der Lehrer kann überhaupt die Juden nicht leiden; er sagt, er würde sich freuen, wenn er die ganze Judenbagage los wäre.

Der Vater des jüdischen Schülers ist Reisender, daher selten zu Hause und darum fürchtet sich der Lehrer nicht.

Gnade scheint der arme jüdische Schüler nur bei dem Turnlehrer zu finden, der ihm sagt, daß er sich vom Lehrer nichts gefallen lassen solle; er sei ja doch der Beste.

Um aber kein falsches Licht auf das Berliner Schulwesen fallen zu lassen, sei hinzugefügt, daß mein Laufjunge weiter — alles aus freien Stücken und ohne die geringste Ahnung, daß, was so dem Gehege seiner Zähne entflieht, der Druckerschwärze gewürdigt werden könnte — erzählte, der Lehrer scheine nicht beliebt zu sein und dürfte wohl nicht lange bleiben. Kein Lehrer spreche mit ihm in den Pausen; er bleibe immer allein.

Von welcher erzieherischen Wirkung das Verhalten eines solchen Lehrers ist, kann sich Jeder leicht ausmalen. Die kleinen Jungen haben herausgefunden, daß der Jude nie Recht bekommt, obwohl er ein tüchtiger Schüler ist; daß man einen rechtlosen, wenn auch tüchtigen Schüler ungestraft nach Pücklerschem Rezept behandeln darf, daß der Lehrer den abwesenden Vater nicht fürchtet, dagegen sich zusammennimmt, wenn er von der bevorstehenden Ankunft des Vaters hört, und daß die Juden Bagage sind, die man am liebsten los wird. Welche andere Lehren die anderen zur Bildung in die Schule geschickten kleinen Knaben aus dem Verhalten ihres Lehrers entnommen haben mögen, kann ich nicht sagen. Ich habe ja nur einen zwölfjährigen Knaben gehört, der mir, ohne sich was dabei zu denken, aus seiner Schule etwas vorgeplaudert hat.

Auch die Rückwirkungen auf die verschiedenen Eltern und Familienmitglieder verdienen Beachtung; denn ebenso wie mein Laufjunge zu mir aus der Schule plaudert, erzählen alle Kinder zu Hause, wie ein Antisemit als Erzieher wirkt und sie ziehen daraus ihre Schlüsse für sich. Darum videant consules.

Ludwig Klausner.

## Briefkasten.

**W. in Gnesen, Amtsrichter S.** Es war natürlich ein Versehen. Der verstorbene Landgerichtsrat Bär war nicht Amtsrichter in Wittkowo, sondern dort gebürtig.

**Prof. L.** 20 Exemplare von Nr. 47 der „Mitteilungen" sind an Sie abgesandt worden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 49. Berlin, 7. Dezember 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Die behördliche Adressierung an die Juden.

Von Herrn Sanitätsrat Dr. S. Neumann erhalten wir folgende Zuschrift:

Zu Ihrer Orientierung über das „interessante Schriftstück", welches in voriger Woche durch alle Zeitungen gegangen ist, stelle ich Ihnen folgende Ergänzungen zur Verfügung.

1. Das Schriftstück gehört unter das amtliche Rubrum „die behördliche Adressierung an die Juden" . . . Nach dem Jahre 1836 ist es nämlich noch vorgekommen, daß Behörden, wie bis 1812 „an den Schutzjuden . . ." sich noch der Adresse „an den Juden" . . . bedienten. Von den dagegen erhobenen Beschwerden sind besonders zwei Fälle bekannt geworden: die des Herrn Muhr in Pleß und des Seidenwarenfabrikanten (späteren Geh. Kommerzienrats) Joel Wolf Meyer in Berlin.

2. Das betr. interessante Schriftstück bezieht sich auf den Fall Muhr und ist vom Justizminister w. Mühler beantwortet worden, der Fall Meyer ist dagegen von Friedrich Wilhelm III. selbst durch eine an den Beschwerdeführer gerichtete Kabinetsordre vom 15. Oktober 1836 erledigt worden.

Natürlich ist es die Antwort des Königs, welche das größere Aufsehen bewirkt und seiner Zeit das allgemeine Interesse erregt hat.

3. Beide Fälle, d. h. die amtlichen Antworten haben in den bezüglichen amtlichen Organen ihre Stelle gefunden und sind auch außerdem durch die Presse weit und breit bekannt geworden.*) Das von Herrn Raddiner Dr. Cohn in Kattowitz bewahrte und jetzt veröffentlichte Schriftstück bringt zur Sache nichts Neues, wie sehr auch das Original für den Besitzer oder für die Angehörigen ein durchaus berechtigtes Interesse haben muß.

4. Nachdem Sie die Antwort des Ministers an Muhr in den „Mitteilungen" abgedruckt haben, sollte um so weniger die Antwort des Königs an Joel Wolf Meyer fehlen, und außerdem würde die vom Urgroßvater unseres Kaisers unmittelbar herrührende den Antisemitismus verurteilende Aeußerung im Antisemitenspiegel ihre gebührende Stelle finden können.

Die Kabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. hat folgenden Wortlaut:

Aus Ihrer Eingabe vom 22. v. M., deren Anlagen hierbe zurückgehen, habe Ich mit Befremden ersehen, daß Sie den Antrag gemacht, „daß Ich durch ein Wort der Gnade Sie und Ihre Glaubensgenossen vor unverschuldeter Geringschätzung schützen und vor unverdienter Verachtung bewahren möge", und Sie haben die Veranlassung zu diesem Gesuche aus einer öffentlich bekannt gemachten Verordnung des Justizministers über die unpassenden Umschreibungen des Namens Jude, und in welcher zugleich an eine frühere und nicht gehörig beachtete Verordnung wegen jüdischer Vornamen erinnert wurde, welche Meiner Ordre vom 19. Juni*) zum Grunde lag, entnommen. In dieser Ordre habe ich den Ministerien und Behörden anbefohlen, in ihren Berichten sich, wenn von Juden die Rede sei, der modernen vielfältigen Umschreibungen dieser Bezeichnung zu enthalten, und wenn hieraus Geringschätzung und Verächtlichkeit in Hinsicht auf Juden gefolgert werden sollte, so kann dabei nur böser Wille oder Irrtum zu Grunde liegen, indem Ich nichts Anderes beabsichtigt habe, als diejenige Bezeichnung, welche in allen Gesetzen und auch in dem letzteren über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden vom 11. März 1812 aufgenommen worden ist, für die allein richtige zu halten, mithin auch für diejenige, deren sich die Ministerien und Behörden zu bedienen haben. Sie werden hieraus Meine Absicht, den gesetzlich bestehenden Zustand der Juden aufrecht zu erhalten, und hieraus also auch entnehmen, daß es gar keines erneuerten Wortes der Gnade und Beruhigung bedarf. Eine vorurteilsfrei unternommene Vergleichung der jetzigen und der früheren Zeiten in Bezug auf die Verhältnisse der Juden im Preuß. Staate kann wohl nur zum Vorteil der ersteren ausschlagen, und treue Erfüllung der Untertanen- und Bürgerpflichten wird, zu welcher Religion sich auch die Einzelnen bekennen, von Mir nach wie vor stets anerkannt werden. Ich verstatte Ihnen, von dieser Ordre jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Berlin, den 15. Okt. 1836.

Friedrich Wilhelm.

An den Kaufmann und Seidenwaren-Fabrikanten
Joel Wolff Meyer, hierselbst.
(Ann. XX. 151)

*) Die „Sulamith" (Zeitschrift zur Beförderung der Kultur und Humanität unter den Israeliten von 1806—1848 von Dr. David Fränkel, Begründer und Direktor der Franzschule in Dessau), bringt außerdem noch Näheres über den Inhalt der Beschwerden.

*) Das K. Oberlandesgericht wird in Folge einer unterm 19. Juni d. J. erlassenen Allerh. K.-O. angewiesen, sich in allen vorkommenden Verhandlungen und amtlichen Schriften der Bezeichnung der Bekenner der jüdischen Religion als „mosaische oder alttestamentarische Glaubensgenossen" zu enthalten und sich statt dessen, wo es auf die Glaubensverhältnisse ankommt, der Ausdrücke: Juden, oder jüdische Religion, jüdischer Glaube usw. zu bedienen.

## Die Reichstagsersatzwahl in Jerichow I und II.

Infolge des Ablebens des Fürsten Herbert Bismarck war in dem in der Provinz Sachsen gelegenen Wahlkreise Jerichow I und II eine Nachwahl nötig geworden. Bei den Wahlen im Juni 1903 wurde Fürst Bismarck in der Stichwahl gegen den Sozialdemokraten mit 14 665 gegen 9742 Stimmen gewählt, nachdem in der Hauptwahl 10 430 Stimmen für den Fürsten Bismarck, 6480 Stimmen für den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei und 8140 sozialdemokratische Stimmen neben 82 zersplitterten Stimmen abgegeben waren.

Dieses Mal traten nicht weniger als 5 Kandidaten auf den Plan: der konservative Rittergutsbesitzer von Brauchitsch, der nationalliberale Legationsrat vom Rath, der freisinnige Lehrer Merten, der sozialdemokratische Stadtverordnete Voigt und der antisemitische („reformerische") Rechtsanwalt Dr. Wohlfarth.

Das Resultat der am 6. Dezember stattgehabten Wahl war folgendes: Es wurden im Ganzen 24 831 Stimmen abgegeben, davon erhielten Voigt 6703, Merten 6251, v. Brauchitsch 5940, vom Rath 3362 und Dr. Wohlfarth 2575 Stimmen.

Es hat demgemäß zwischen dem Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei und dem sozialdemokratischen eine Stichwahl stattzufinden, aus welcher der erstere als Sieger hervorgehen wird.

Eine vernichtende Niederlage haben die Antisemiten erlitten, obwohl sie ungeheuere Anstrengungen gemacht, um in die engere Wahl zu gelangen. Weit über hundert Versammlungen — bis 15 an einem Tage — sind von ihnen abgehalten worden. Sämtliche Mitglieder der Reichstagsfraktion, die Abg. Böckler, Bruhn, Frölich, Werner, Zimmermann waren rednerisch tätig und auch andere Agitatoren, wie der frühere Abg. Bindewald, die Redakteure Kammer, Döring, Leu, Leutnant Jenssen, Giese, Paul Werner, Trautmann, wurden mobil gemacht. Außerdem erschien in den meisten Versammlungen der Kandidat Dr. Wohlfarth.

In dem von der Zentralleitung der Partei erlassenen Aufruf hieß es:

Die Bahn ist frei für ein selbständiges Vorgehen der Reformpartei, die Voraussetzungen sind günstig. Vorwärts also mit verjüngtem Kampfesmut! Deutscher Mittelstand in Stadt und Land, deine Sache wird im Kreise Jerichow geführt, drum rühre dich in Nord und Süd, in Ost und West zur Unterstützung und Förderung der gemeinsamen Sache.

Die Mittelstandsfrage bildete denn auch den Kernpunkt der von den Antisemiten entfalteten wüsten Agitation und die größte Hoffnung setzte man auf diese Parole.

„Tut der Mittelstand seine Pflicht, dann dürfte statt eines Liberalen Herr Rechtsanwalt Dr. Wohlfarth in die Stichwahl mit der Sozialdemokratie gelangen!" so schrieb wenige Tage vor der Wahl die „Deutsche Wacht".

Und in der „Staatsbürgerztg." war zu lesen:

Die Deutsche Reformpartei und deren Kandidat, Rechtsanwalt Dr. Wahlfarth-Genthin, sind frühzeitig in den Wahlkampf eingetreten und haben ihn bis zum letzten Augenblick mit ausgezeichnetem Erfolge geführt. Wenn aus dem Verlauf der Versammlungen und der sanft zum Ausdruck kommenden Stimmung auf den Wahlerfolg geschlossen werden darf, so dürfen wir mit Recht erwarten, daß am Dienstagabend die Reformer diejenigen sind, die mit den Sozialdemokraten dann weiter abzurechnen haben werden.

Je näher der Wahltermin heranrückte, desto hoffnungsfreudiger wurde die Stimmung, desto prahlerischer lauteten die Bulletins. Die Antisemiten und speziell die „Reformer" werden als die einzig wahren Volksretter gepriesen, während man die „alten Parteien" als Sündenböcke hinstellt. „Nur eine wahre Mittelstandspartei — so ließ sich das Bruhnsche Organ vernehmen — kann den Staatswagen aus der verhängnisvollen Bahn herausbringen, auf der er dem Abgrunde zugeht. Die alten Parteien haben die Not der Zeit verschuldet. Sache des Mittelstandes wird es im Kreise Jerichow I und II sein, der einen Partei, der Reformpartei, der wahrhaften nationalen Volkspartei, zum Siege zu verhelfen und dadurch dafür zu sorgen, daß der Notruf des Mittelstandes an maßgebender Stelle mehr als bisher gehört und berücksichtigt wird!"

Einen Haupttrumpf glaubte Herr Wilhelm Bruhn damit auszuspielen, daß er am Vorabend der Wahl feierlich verkündete, seine „Staatsbürgerztg." werde im Jerichower Kreise in ca. 2000 Exemplaren gelesen. An diese verehrten Leser richtete er die Bitte, ihre Schuldigkeit zu tun, damit der Kandidat des Mittelstandes den Sieg erringe. Sie möchten auch alle ihre Bekannten veranlassen, nur Herrn Dr. Wohlfarth ihre Stimme zu geben.

Alles umsonst! Der Kandidat der Antisemiten rückte an die **letzte** Stelle, und von **24 831** abgegebenen Stimmen entfielen auf ihn nur **2575**. Der sehnliche Wunsch der Antisemiten, die „Bismarcksche Erbschaft" im Wahlkreise Jerichow anzutreten, ist nicht in Erfüllung gegangen.

---

## Die Juden und die Wehrsteuer.

Der Abg. Liebermann von Sonnenberg hat in der Sitzung des Reichstags vom 6. Dezember ein ganzes Bündel neuer Steuern vorgeschlagen. Unter anderen schlug er eine Wehrsteuer vor und meinte, mit dieser wäre ganz speziell der Judenschaft gedient. Herr Liebermann v. Sonnenberg wird wohl selber nicht meinen, daß Jemand ihm glaubt, er wolle im Interesse der „Judenschaft" dieser mit der Wehrsteuer ein freundliches Angebinde machen. Aber was er meint, ist schließlich gleichgiltig. Tatsache ist, daß die Juden dem Vaterlande wie alle anderen Bürger dienen und sich nicht durch eine Wehrsteuer loskaufen wollen.

Die antisemitische Behauptung, daß die Juden lieber sich vom Militärdienste loskaufen, als dienen wollen, ist schon in der vorigen Session gründlich widerlegt worden. Nach antisemitischer Gewohnheit aber wird auf Widerlegungen keine Rücksicht genommen und die ältesten Lügen werden immer wieder von Neuem wiederholt. In der Rede, um die es sich hier handelt, hat Herr Abg. Liebermann v. Sonnenberg auf die zahlreichen jüdischen Deserteure aus Rußland hingewiesen, um zu beweisen, daß die Juden den Militärdienst scheuen. Wollte der antisemitische Abgeordnete damit etwa andeuten, daß im Falle eines Krieges auch bei uns die Juden Deserteure würden? Hat der deutsch-französische Krieg etwa gezeigt, daß deutsche Juden desertieren? Ist es überhaupt in einem zivilisierten Lande vorgekommen, daß besonders Juden desertieren? In auffällig großer Anzahl haben in den letzten Kriegen Englands wie der Ver. Staaten jüdische Freiwillige teilgenommen. Wenn, was ja nicht zu leugnen ist, viele Juden aus Rußland desertieren, dann liegt doch die Erklärung so ungemein nahe, daß selbst der blödeste Antisemit über sie stolpern müßte.

Es liegt uns selbstverständlich fern, Fahnenflucht beschönigen zu wollen. Sie ist unter keinen Umständen zu rechtfertigen. Aber wenn es mildernde Umstände giebt, hier liegen sie auf der Hand. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die patriotischsten Russen ihrem Vaterlande tüchtige Schläge wünschen, damit endlich auf die entsetzliche russische Nacht die Morgendämmerung folge. Es ist eine Tatsache, daß die eingezogenen russischen Reservisten fast überall die rohesten Ausschreitungen verüben, um ihrer Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal deutlichen Ausdruck zu geben. Es ist ferner allgemein bekannt, daß dem ganzen

russischen Volke dieser ihnen vollständig unverständliche und zwecklos, wenn nicht sogar ungerecht und zweckwidrig erscheinende Krieg so verhaßt als nur irgend möglich ist, und daß, wenn sie könnten, sie ganz gewiß nicht in den Krieg zögen. Und da sollen die Juden, die so stiefmütterlich in Rußland behandelt werden, daß selbst die russische Regierung es für opportun hält, jetzt, d. h. während des Krieges, aber ohne Garantie, daß sie den Krieg überdauern werden, einige Erleichterungen zu gewähren, sich ganz ruhig zur Schlachtbank führen lassen, wo man sie obendrein mit Vorliebe exponiert? Spricht es nicht deutlich genug, daß nächst den Juden die Polen die meisten Deserteure stellen, und daß in Krakau ebenso wie jüdische, auch katholische Komitees sich zur Unterstützung der Fahnenflüchtigen gebildet haben? Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Juden und die Polen es aus geographischen Gründen am leichtesten haben ins Ausland zu fliehen. Man geht wohl kaum fehl, wenn man behauptet, daß, wenn die Russen es ebensa bequem hätten, sie gleichfalls in Scharen westwärts fliehen würden, statt sich in der Mandschurei hinschlachten zu lassen für etwas, das ihnen — Hekuba ist. Sie würden sogar die größeren Schwierigkeiten, die in den größeren Entfernungen liegen, auch noch überwinden, wenn sie die Energie der Polen und die noch größere der Juden hätten, wenn sie mit salcher Willenskraft wie namentlich die letzteren sich das zur Flucht nötige Geld sparen oder von gutmütigen Freunden und Verwandten zusammenborgen und vor dem Schnapsteufel retten könnten.

Und nun kammt das seltsamste. Die Juden, die, um ihr Leben sich und ihren auf sie angewiesenen Familien zu erhalten, ein grausames Stief-Vaterland verlassen, das sind die Landesverräter, die man gar nicht schwarz genug malen kann, das sind Feiglinge und was sonst noch, das sind mit einem Worte — Juden.

Herr Liebermann von Sonnenberg exemplifiziert auf die russischen Juden, um den Juden in Deutschland, wo die Verhältnisse gottlob doch ganz anders liegen, als in Rußland, die Wehrsteuer aufzuhalsen und ihnen die Wehrpflicht abzunehmen. Er läßt sich aber nicht abhalten, Rußland als Vorkämpfer unserer heiligsten Güter zu praklamieren, durch das Verhalten der vom Vaterlande besoldeten russischen Grenzwächter, welche für fünfzehn Rubel Backschisch — das scheint der Minimalsatz zu sein, dach werden der Wohltätigkeit keine Schranken gezogen, und oft nehmen, wie der „Czas" meldet, die russischen Gendarmeriebeamten den Juden auch ihr ganzes Vermögen ab — die Flüchtlinge über die Greuze lassen.

Wir wiederholen: Die Bezugnahme auf die russischen Verhältnisse ist durchaus unangebracht. Den deutschen Juden aber Neigung zur Fahnflucht offen vorzuaerfen, hat Herr v. Liedermann nicht gewagt. Freilich ist für ein gewisses Publikum die Art seiner Argumentierung beweiskräftig genug. Und diesen Eindruck hervorzurufen, war wohl auch nur dezweckt.

---

## Die Mittelstandsbewegung und die Juden.

Die vor kurzem begründete Mittelstandsvereinigung hat ein Programm aufgestellt, dessen Durchführung ihr schwerer fallen wird, als den Japanern die Eraberung Port Arthurs. Ja, wir können schon jetzt prophezeien, daß viele und gerade die hauptsächlichsten Forderungen des Programms niemals werden durchgesetzt werden. Es hat sich aber bei der Begründung der Vereinigung gezeigt, daß es endlich sogar in einigen antisemitischen Köpten zu dämmern beginnt. Wenigstens wurde in der Verfammlung angeregt, keine konfessionellen Grenzen zu ziehen, d. h. die Juden nicht von der Vereinigung auszuschließen. Man fängt also an einzusehen, daß die gegen bas Großkapital gemeint gewesene Bewegung mit Unrecht sich in ein antisemitisches Gewand gekleidet hat.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Bestrebungen der neuen Vereinigung zu fördern oder zu bekämpfen. Wäre es unsere Aufgabe, wie fälschlich fortwährend behauptet wird, die Interessen der Juden zu vertreten, statt, wie es der Fall ist, nur vam deutschen Volke die Schmach des Antisemitismus abzuwehren, dann hätten wir nichts dringenberes zu tun als nach Kräften die Mittelstandsbewegung zu unterstützen. Denn keine Gemeinschaft stellt in Deutschland sowohl wie in anderen Ländern ein so unverhältnismäßig großes Kontingent zum Mittelstande, hat ein so großes Drängen sich in den Mittelstand, so zu sagen, hineinzuarbeiten, und darum ein so lebhaftes Interesse an dem Schutz des Mittelstandes als gerade die Juden. Wenn die Juden nicht energischer für die Interessen des Mittelstandes eingetreten sind, wenn sie vielleicht auch jetzt das Mittelstandspragramm nicht nachdrücklicher unterstützen sollten, dann wäre die Ursache wahrscheinlich die, daß die Juden wirtschaftlich genug Instinkt oder Ueberlegung haben, um bas Törichte und Unerfüllbare der meisten Forderungen einzusehen. Es ist aber ein nicht übler Witz der Geschichte, daß die Antisemiten in erster Reihe sich für Forderungen ins Zeug legten, die so ganz besonders den Juden zu statten kommen.

Wem hat die Kanzentration des Großkapitals mehr geschadet als den jüdischen Bankiers, deren Zahl durch die haute banque mehr als dezimiert worden ist? Wem schaden die Warenhäuser, die von den Antisemiten geradezu als Ausgeburt jüdischer Niedertracht zur Ausbeutung und Unterjochung der Christen im Allgemeinen und der Deutschen im Besandern verschrieen worden sind, als gerade den jüdischen Detailisten und auch Handwerkern? Denn es giebt und hat gegeben jüdische Handwerker, wenn auch die Antisemiten ihre Existenz leugnen, und die Existenz unverhältnismäßig vieler jüdischer Detailisten und sonstigen Händler unb Kaufleute werden selbst die Antisemiten nicht zu leugnen wagen. Alle diese Juden werden ebenso wie die Christen durch Warenhäuser, Konsumvereine 2c. geschädigt.

Wie wenigen anderen ist gerade den Juden der Drang eigentümlich, sich eine wenn auch noch so bescheidene selbständige Existenz zu begründen. Es ist, als ob die vielhundertjährige Verfolgung, die sie überall erlitten haben, in ihnen den Drang nach wenigstens wirtschaftlicher Unabhängigkeit erzeugt und zu ihrer zweiten Natur gemacht hätte, genau so wie dieselbe Ursache das Familiengefühl bei den Juden so wunderbar sich hat entwickeln lassen. Wer nur irgendwie Juden beabachtet hat, hat eine Ahnung, weiß vielleicht sogar, welche Entbehrungen, welche Mühen arme Juden — und die weitaus meisten Juden sind arm — sich aufbürden können, um etwas zurückzulegen und damit „etwas anfangen" zu können. In größerem Maßstabe kann dies in London und New-York beobachtet werden, wo die hinübergekommenen Juden gewisse Industrien vollständig revalutioniert haben dadurch, daß die ärmsten Einwanderer, nachdem sie unter Anstrengungen und Entbehrungen ohne gleichen seitens aller Familienmitglieder es zu etwas gebracht, sich, wenn auch nur als Hausierer, Straßenhändler, meist aber als kleine Meister, selbständig machten und auf eigene Rechnung und Gefahr das Publikum direkt oder größere Geschäfte bedienten.

Hoffen wir also, daß die Mittelstandsbewegung, wenn sie auch sanst nichts oder nur wenig erreicht, wenn sie auch sonst unklare Forderungen genug aufstellt, doch wenigstens das gute im Gefolge hat, daß man in weiteren Kreisen zur Einsicht gelangt, daß in wirtschaftlichen Dingen die Konfession nichts zu bedeuten hat. Der Antisemitismus aber ist, bei uns wenigstens, hauptsächlich auf wirtschaftliche Bedrängnisse zurückzuführen, deren wahre Ursachen weder von den anti-

semitischen Führern noch von dem antisemitischen Publikum erkannt und in seltsamer Verblendung bei den Juden gesucht wurden.

## Kapitalismus und Konfession.

Die beiden letzten großen volkswirtschaftlichen Werke von Sombart und Weber haben Pfarrer D. Naumann die Anregung zu einer kleinen Studie über Kapitalismus und Konfession gegeben, die indes nicht den Anspruch erhebt, die interessante Frage erschöpfend zu behandeln. Wir kommen später auf den Gegenstand noch zurück und lassen hier nur zur Illustration dafür, wie der Führer der früheren nationalsozialen Partei das Problem behandelt, einige Abschnitte aus seiner in Nr. 49 der „Hilfe" erschienenen Abhandlung folgen:

„. . . Im Lehnswesen des Mittelalters ist das Ausnutzen fremder Arbeit sehr hoch gesteigert gewesen und doch fehlte der damaligen Wirtschaftsweise etwas, was wir als das eigentümliche Merkmal unserer Wirtschaftsart empfinden. Dieses Etwas, das den Unterschied der Zeiten ausmacht, gilt es festzustellen. Es ist keineswegs bloß der Trieb nach Gewinn. Auch dieser war immer und überall vorhanden und tritt in Gegenden, die noch nicht kapitalistisch sind, oft viel roher und unfeiner zutage als in der kapitalistischen Gesellschaft. Irgend ein orientalischer Gauner ist noch lange nicht kapitalistisch in unserem Sinne. Der Unterschied verkriecht sich, wenn man ihn sucht. Es ist aber äußerst wichtig, ihn trotzdem zu finden, weil wir nur dann hoffen können, ein einigermaßen zutreffendes Urteil über die Zukunft zu gewinnen.

Sombart steht bei seinen Untersuchungen auf dem Boden von Marx, ändert aber den Begriff Kapitalismus insofern, als er ihn wesentlich als eine Sinnesweise der Menschen auffaßt, die ihr Geschäft von einem gewissen Zeitpunkt an rationell, rechnerisch, methodisch betrieben. Der „Kapitalismus" verliert damit das Gespensterhafte und Unpersönliche und wird zur menschlichen, geschichtlichen Erscheinung. In dieser Richtung geht nun eine Untersuchung von Professor Max Weber noch weiter, deren Anfang sich im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" (Tübingen bei Mohr) findet. Sie ist überschrieben: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus". Eine volle Würdigung dieser Untersuchung muß natürlich warten, bis sie einmal fertig vorliegt, aber schon das, was bis jetzt geboten wird, ist von hohem Interesse. Man kann das Gebotene ebensogut eine Kritik wie eine Ergänzung der Sombartschen Arbeit nennen. Prof. Weber nimmt die Sombartsche Frage auf: Wie entstand der eigentümliche Geschäftsgeist der Neuzeit? Er untersucht aber nicht: woher kamen die materiellen Mittel und woher kam die Kunst des geschäftlichen Rechnens, sondern er fragt: Wo und wie entstand die moralische Temperatur, in der der Geschäftsgeist intensiv, das heißt rücksichtslos und hingebend, werden konnte? Und deshalb, weil er die moralische Seite der Sache prüft, setzt Weber nicht bei den Italienern ein, sondern bei Calvinisten, bei den reformierten Protestanten. Die moralische Temperatur des Kapitalismus entstand mit und durch die kirchliche Reformation. Nicht als ob die Reformatoren den Kapitalismus hätten rufen oder pflegen wollen! Im Gegenteil. Aber, wie so oft sonst in der Welt, wirkten auch hier die einmal freigemachten Kräfte anders als ihre Befreier übersehen konnten. . . .

Der Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Tatsache, daß der Jude im Durchschnitt mehr Kapital hat als der Protestant und der Protestant mehr als der Katholik. Um die zwei letzteren handelt es sich zunächst. Auf Katholikentagen und von Schriftstellern, wie v. Hertling und Schell, ist öfter darauf hingewiesen worden, daß Kapitalbesitz und Unternehmertum vorwiegend protestantischen Charakter tragen und daß die obere gelernte Arbeiterschicht mehr protestantisch ist als katholisch. Der Katholik läßt seine Kinder weniger auf höhere Schulen gehen und hat größere Neigung, im Handwerk zu verbleiben als der Katholik. Dieser Unterschied läßt sich nicht einfach damit erklären, daß der Protestantismus weltförmiger ist, als der Katholizismus. Das mag er heute vielfach sein, aber gerade in seinen Anfängen und gerade dort, wo der Kapitalismus am ersten wuchs, war er es nicht. Die englischen, holländischen, amerikanischen und deutschen Puritaner, Quäker, Mennoniten, Herrenhuter, waren keineswegs weltfreudig im Sinne materialistischer Aufklärung. Und doch sagten von ihnen die Spanier mit Recht, daß „die Ketzerei den Handelsgeist befördere". Viele alte, große Handelshäuser sind in ihrem Ursprung pietistisch. Man wird das in Basel, Frankfurt, im Wuppertal und Crefeld ohne weiteres verstehen. Auch der protestantische Reichtum im heutigen Frankreich gehört hierher. Und zwar liegt es nicht so, daß diese Kreise reich wurden, obwohl sie fromm waren, sondern weil sie nicht in katholischer, sondern in reformierter Weise fromm waren.

Wie das zusammenhängt, darüber wird uns Weber in Zukunft noch mehr mitteilen. Jetzt muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß alle Protestanten einen anderen Begriff vom irdischen Beruf haben als die Katholiken. Die katholische Frömmigkeit ist etwas, was neben oder über dem irdischen Beruf steht. Die Erdenarbeit wird abgemacht, weil man leben muß, sie ist aber nicht der Inhalt der frommen Seele. Der Protestant sagt, daß man in seiner Erdenarbeit dienen soll als Landmann oder Kaufmann oder Knecht. Von Mönscherei und Messe hält er weniger. Erst der Protestantismus schuf das Wort und den Begriff „Beruf", wofür Weber sprachliche Belege beibringt. Dieser Berufsbegriff braucht nun noch lange nicht zu neuer Art der Berufserfüllung zu führen und hat es tausendfach nicht getan, aber er öffnete die Tür dafür, daß man mit gutem Gewissen gewinnbringende Geschäfte treiben konnte. Dieses gute Gewissen beim Gelderwerb an sich fehlte im mittelalterlichen Christentum. Erst bei den Mystikern beginnt es sich zu regen.

Und wenn nun der reformierte Kaufmann Geld erwarb, so half ihm seine strenge Religion den Reichtum zu vermehren, denn er lebte nicht nobel wie ein reicher Italiener, eben weil er streng calvinisch war. Aller Pomp der Welt war ihm verboten und er selbst hatte in sich die Lust zu solchem Pomp ertötet. Sein Theater war die Kirche, und die war billig. Er saß abends bei den Seinen und erzog sie in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Damit brachte er es fertig, daß das Geld seinen Nachwuchs nicht ruinierte. Und wenn er Arbeiter brauchte, dann bevorzugte er die Frommen, denn sie waren arbeitswillig, nicht nur im Sinne der Geduldigkeit, sondern auch in dem höheren Sinne, daß auch diese Leute nicht Besseres kannten, als in ihrem Beruf als treue Haushalter Gottes erfunden zu werden. Man braucht nur an die ältere Textilindustrie zu denken, um solche Arbeitgeber und Arbeiter vor sich zu sehen. Ich habe sie noch in ihren Ausläufern so gekannt."

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Eine Pückler-Interpellation.** Die Fraktionen der Deutschen Volkspartei und der Freisinnigen Volkspartei im Reichstage haben beschlossen, folgende Interpellation einzubringen:

„Hat der Herr Reichskanzler davon Kenntnis genommen, daß seitens des Grafen Pückler und seines Anhanges durch Reden in öffentlichen Versammlungen und durch Verteilung von Flugschriften

an öffentlichen Orten fortgesetzt in Verletzung von § 130 des Strafgesetzbuchs in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Bevölkerungsklassen zu Gewalttätigkeiten gegen einander angereizt werden?

Welche Maßnahmen gedenkt der Herr Reichskanzler zu ergreifen, um einer Wiederholung solcher den öffentlichen Frieden gefährdenden Verletzungen der Reichsgesetze vorzubeugen?"

Die Interpellation bereitet den Antisemiten von der Richtung der „Staatsbürgerztg." schwere Pein, und es wird in der Tat ein ergötzlicher Eiertanz werden, den die Herren Bruhn, Böckler und Werner, unter deren Patronage Graf Pückler seine wüsten Hetzreden zumeist gehalten hat, im Reichstage aufführen werden, um ihre Geschäftspolitik einigermaßen zu verhüllen. Von den anderen antisemitischen Richtungen wird schon jetzt angekündigt, daß sie die Gelegenheit benutzen wollen, nun von den Herren Bruhn und Konsorten recht weit abzurücken. So schreibt die „Deutsche Hochwacht", das Organ des „Deutschen Volksbundes":

„Wir erwarten von den uns nahestehenden Abgeordneten, daß sie im Falle einer Besprechung der Interpellation mit Nachdruck darauf hinweisen, daß Graf Pückler mit ihnen in keinerlei politischer Verbindung steht."

Und das „Deutsche Blatt", das Organ der Liedermann-Gruppe schreibt:

„Uns kann die Interpellation übrigens nur lieb sein, sie gibt uns Gelegenheit, im Reichstage so deutlich von den „Taten eines exzentrisch veranlagten Einzelmannes" abzurücken, wie wir es in unsrer Presse so oft getan haben. . ."

Die „Kons. Korresp." dagegen erblickt in der Interpellation eine Scharfmacherei, wahrscheinlich nur weil sich die Aktion gegen einen Standesgenossen der Führer der konservativen Partei richtet. Das Zentrum, dessen erster Führer im Reichstage, der Abg. Spahn erst in diesen Tagen wieder bei der Etatsberatung mit Recht Klage geführt hat über das ungleiche Maß, mit dem noch immer vielfach die verschiedenen Konfessionen und Klassen gemessen werden, wird im Reichstage sicherlich im Sinne der Interpellaten sich äußern. Schrieb doch kürzlich noch die „Germania":

„Daß der Graf verrückt ist, kann schon seit langem gar keinem Zweifel mehr unterliegen. Für die Antisemiten ist es eine Schande, daß sie den Bedauernswerten in alle möglichen Versammmlungen schleppen und dort zur Befriedigung der Radauluft seine tollen Reden halten lassen. Und für den Geschäftsgeist gewiss.r antisemitischer Buchdrucker oder Verleger ist es bezeichnend, daß sie die Tollheiten in Masse durch den Druck verbreiten."

**Graf Pückler** hat am 5. Dezember in Potsdam in einer von der Berliner Pückler-Vereinigung einberufenen öffentlichen Versammlung in Heinericis Saal wieder eine seiner bekannten Brandreden gehalten. Die Versammlung, die von dem Berliner Buchdruckereibesitzer Mitsching geleitet wurde, war äußerst zahlreich, auch von einer Anzahl Damen besucht, da die Neugierde, den Dreschgrafen kennen zu lernen, die meisten zum Besuch gegen 20 Pfennig Eintrittsgeld veranlaßt hatte. Schon am Sonntag hatten Berliner Anhänger des Grafen Flugblätter verteilt und waren an viele Schutzmänner auf der Straße herangetreten, die sie aufforderten, zur Versammlung zu kommen; sie hätten nichts zu befürchten, „denn die Polizei in Berlin sei gut Freund mit dem Grafen." Dieser zeigte sich in seinen Ausführungen ziemlich mäßig, weil ihm vorher die Mitteilung geworden war, daß bei der geringsten Veranlassung die Versammlung aufgelöst würde. Als bei der Eröffnungsrede der Vorsitzende den Dreschgrafen mit Luther verglich, ertönte der Zwischenruf: „Bei Luther gab's noch keine Keile!" worauf der Vorsitzende erklärte, wer in Zukunft störe, fliege sofort raus. Im ersten Teile seiner Rede begrüßte Pückler die Potsdamer als famose Kerle, sie müßten aber alle Antisemiten werden, sonst wären sie Dusselköpfe, Schlafmützen und Nachtwächter; sie müßten sagen: „Del Deibel soll mich holen und frikassieren, wenn ich in Zukunft noch bei solchen scheußlichen Judenkerls hingehe und kaufe." Zum Schluß wurde Pückler heiser und erklärte, nachdem er noch verschiedene Kraftausdrücke gebraucht hatte, daß er auf göttlichen Befehl seine Agitation betreibe, obgleich er wisse, daß er entweder im Irrenhaus oder Gefängnis endigen werde. Nach Pückler sprach noch ein Fräulein Kellner aus Berlin (christlichsozial) einige fromme Worte und glaubte die welthistorische Tatsache mitteilen zu sollen, daß „ein vornehmer Mann aus Potsdam bei Wertheim seine Bratheringe kaufe." Nach einer Stunde wurde die Versammlung geschlossen.

**Das antisemitische „Deutsche Blatt"** in Hamburg, das Organ der Liedermannschen Deutschsozialen rückt zwar von der Person Pücklers ab, sachlich aber unterscheidet sich seine Kampfesweise in nichts von der Pücklerschen Demagogie. In einem Weihnachtsartikel der letzten Nummer bringt es Geburt und Tod Christi in folgenden an die Pücklerschen blutrünstigen Phrasen erinnernden Vergleich:

„An die Geburt des Verkünders christlicher Nächstenliebe uns gemahnen, das also will die liebe Weihnachtszeit. Und damit auch daran, seine Lehre zu befolgen, wenigstens so lange, wie wir ihre Entstehung feiern! Sonst sind wir Heuchler, nicht wert, die Weihnachtsbotschaft zu vernehmen.

Der Anfang aber mahnt auch zugleich an das Ende. Und wie endete der Herrliche, dessen Aufleuchten wir in dieser Zeit feiern? Unter den Fäusten und Flüchen fanatischer Juden fand er den schmählichen Schinder- und Schächtertod! Und höhnend riefen die Vermessenen noch: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!

Nun gut, ihnen geschehe, was sie gewünscht haben: Sein Blut komme über ihr Geschlecht! Nicht in der rohen Form, in der sie sich an ihm vergriffen haben. Aber doch soll ihnen wenigstens nicht länger obendrein noch der lachende Profit aus dem Gedächtnis Dessen sprießen, dessen Henkerstod sie freventlich auf ihr Geschlecht genommen haben. Das will uns die liebe Weihnachtszeit ebenfalls zurufen: Meidet wenigstens in dieser Zeit diejenigen, die Den zu Tode gepeinigt haben, an dessen Geburt Ihr Euch jetzt erfreuet! Denn sie haben es selbst gewollt: Sein Blut möge über sie und ihre Kinder kommen!"

**Der ostmärkische Antisemitismus** hat anläßlich der Stadtverordnetenwahlen in Posen einen ebenso plumpen wie nichtswürdigen Wahlschwindel durch einen „vertraulichen" Aufruf versucht. Dieser begann mit folgenden Worten:

„In der Versammlung des Ostmarkenvereins vom 3. Oktober beschloß die Mehrheit, dahin zu wirken, daß die jüdischen Stadtverordneten, welche den Polen zum Durchdrücken des Antrages v. Trampczynski (Zulassung von Wahlzetteln bei Gewerbegerichtswahlen in polnischer Sprache) verholfen haben, nicht mehr gewählt werden sollen. Wie zum Hohne haben uns die Juden in der zweiten Abteilung, dritten Bezirk, die Herren Simon Asch und Dr. Ehrlich wiederum aufgedrungen."

Ein derartiger Beschluß ist aber vom Ostmarkenverein natürlich nicht gefaßt worden. Schließlich heißt es in dem anonymen Aufruf:

„Kein echter Ostmärker darf solchen Zuständen weiteren Vorschub leisten! Die Juden sind ohnedies in der Ueberzahl, mögen sie ihre polenfreundlich gesinnten Kandidaten allein durchbringen! Ein echter Deutscher, welcher sein

Mißfallen über die Polenbegünstigung der Juden ausdrücken will, enthält sich morgen der Wahl!'

Die beste Kritik des „nationalen Verfahrens" dieses Ostmärkers lag wohl in einem Wahlaufruf der konservativen Partei, in dem als gemeinsame deutsche Kandidaten für die Stadtverordnetenwahl die von dem Verfasser des Aufrufs perhorreszierten Herren Dr. Ehrlich und Asch bezeichnet und allen deutschen Wählern eingeschärft wurde, es sei „Pflicht jedes deutschen Mannes, sein Wahlrecht auszuüben und den gemeinsamen deutschen Kandidaten seine Stimme zu geben." Aber dieser antisemitische Wahlschwindel zeigt wieder einmal, wie der Antisemitismus in der Ostmark dem Deutschtum bewußt entgegenarbeitet. Einen anderen Erfolg hatte er nicht, denn die deutsche Liste wurde mit großer Majorität gewählt, trotz der von den Antisemiten so perhorreszierten Kandidaten. Wäre es nach ihnen gegangen, so läge das Ziffernverhältnis erheblich ungünstiger für das Deutschtum. Und darin liegt der Kernpunkt der Sache.

---

## Vermischtes.

**Die Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a. M.** Unser Büreau in Frankfurt a. M. schreibt uns: Nachdem die Stichwahlen am 29. November d. J. das endgiltige Ergebnis gebracht haben, läßt sich feststellen, daß die liberale Partei in gleicher Zahl wie seither im Stadtparlament vertreten sein wird. Dagegen bleibt die bedauernswerte Tatsache festzustellen, daß die Nationalliberalen, bei denen eine gewisse Richtung nicht ganz frei von „Schuld und Fehl" ist, eine recht erhebliche Einbuße erlitten haben. Männer scheiden aus, deren hervorragende Befähigung selbst bei den politischen Gegnern Anerkennung findet. Eine Agitation, maßlos und anmaßend, wie sie bei den „reinen" Antisemiten nicht anders zu erwarten ist, haben diese entfaltet, und damit einen ziffermäßigen Gewinn von einem Mandate erzielt durch die Wahl des Besitzers des judenfreien Hotels „Kölner Hof", Hermann Laas.

In einen Bezirk ist eines der tüchtigsten Mitglieder der Stadtverordneten-Versammlung, Justizrat Dr. Geiger, den vereinten Antisemiten und Sozialdemokraten zum Opfer gefallen, derselben Sozialdemokraten, die in anderen Bezirken der Unterstützung bürgerlicher Wähler ihren Sieg verdanken. — Die maßvollere, verständigere Richtung der Sozialdemokraten konnte sonach auch bei diesen Wahlen nicht zu Wort kommen. — Ziffernmäßig läßt sich das Ergebnis der Ersatzwahl wie folgt zusammenfassen:

An Stelle von 14 Demokraten und Fortschrittlern und 11 Nationalliberalen, die bei der Drittelerneuerung aus der Stadtverordneten-Versammlung auszuscheiden hatten, wurden gewählt: 14 Demokraten und Fortschrittler, 2 Nationalliberale, 2 Sozialdemokraten und 7 Reaktionäre.

Die Tatsache, daß im Ganzen sieben Reaktionäre gewählt wurden, ist trotz der ungeschwächten Linken, tief zu beklagen; sie mag denen, welche sich von unfaßbarem Optimismus beherrschen lassen, zu denken geben.

**Die Dresdener Stadtverordnetenwahlen** haben mit einem Siege der vereinigten Antisemiten und Konservativen geendet. Ihre Liste erhielt ca. 11 500, die der Sozialdemokraten ca. 10 300 und die der Nationalliberalen ca. 2500 Stimmen.

**Prof. Hermann Senator** hat am 6. Dezember seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert.

Er kam, nachdem er das heimische Gymnasium in Gnesen durchgemacht hatte, als Student nach Berlin. Von den Lehrern, die auf ihn größeren Einfluß ausübten, ist, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, an erster Stelle Johannes Müller zu nennen. Unter ihm lernte Senator die objektive Forschungsarbeit in der Biologie.

Nächst Müller kommen die beiden damaligen Berliner Kliniker Johann Lukas Schönlein und Ludwig Traube in Betracht. Nachdem Senator 1857 zum Doktor promoviert und im Jahre darauf die ärztliche Staatsprüfung abgelegt hatte, ließ er sich hier als Arzt nieder. Aber an der Ausübung der Praxis allein fand er kein Genügen. Es drängte ihn, an der wissenschaftlichen Arbeit teil zu nehmen. Damals stand in Berlin Johann Ludwig Casper als Lehrer und Forscher in hohem Ansehen. Ganz allein durch seine Person hatte er seinem Lehrgebiete, der gerichtlichen Medizin, eine allgemein geschätzte Stellung verschafft. Es gründete sich dies darauf, daß er der objektivistischen Studienweise Eingang in die gerichtliche Medizin verschafft hatte. Ihm schloß sich Senator zunächst an. Gerichtsärztliche Studien, die unter Caspers Augen entstanden waren, trugen Senator die erste wissenschaftliche Anerkennung ein. Nach dem Tode Caspers änderte Senator die Richtung seines Arbeitsgebietes. Er wandte sich der experimentell-pathologischen Forschung zu, für die in Berlin durch Virchow und Traube der Grund gelegt worden war. Es waren auch zunächst vornehmlich Fragen, die ein Sondergebiet Traubes bildeten, auf die Senator vorerst seine Arbeit wandte. Es sind Untersuchungen zur Lehre von der Atmung und über die Beziehung zwischen Atmung und Stoffwechsel. Um diese Arbeiten richtig zu werten, muß man der Totsache eingedenk sein, daß sie in einer Zeit entstanden, wo Senator inmitten einer anstrengenden allgemeinen Praxis stand, und wo er nur die wenigen eigentlichen Mußestunden auf die experimentelle Arbeit verwenden konnte. Zu nutze kam Senator die Zugehörigkeit zu einem Kreise aufstrebender junger Forscher, die sich in einem Klinikerkränzchen zusammenfanden und zu denen viele Männer gehörten, die in der Folge zu internationalem Ruf in der Wissenschaft gelangten. Der erste Erfolg, den Senator nach außen erzielte, war seine Zulassung zur Dozentur an der Universität im Jahre 1868. Senator habilitierte sich für Staatsarzneikunde und innere Medizin. Eine Wendung in dem Geschick brachte Senator das Jahr 1875. Er wurde zur Leitung der inneren Abteilung des Augusta-Hospitals, der damals noch jungen Lieblingsschöpfung der Kaiserin Augusta, berufen. Damit erreichte er einen wesentlichen Vorteil. Er erhielt zum ersten Male die Gelegenheit, sich als Hospitalarzt zu betätigen und unter den günstigen Bedingungen eines Krankenhauses der wissenschaftlichen Forschung obzuliegen. Ein wie schlicher Wunsch Senators dadurch erfüllt wurde, das beweist ein Umstand: aus den französischen Kriegslazaretten (Senator erwarb im deutsch-französischen Kriege das Eiserne Kreuz) brachte Senator eine längere Reihe von klinischen Beobachtungen zur Lehre vom Wärmehaushalt mit, die er später gut verwerten konnte. Mit der Stelle eines leitenden Arztes am Augusta-Hospital zugleich erhielt Senator eine außerordentliche Professur. Eine Verbesserung der Gelegenheit zum Lehren brachte Senator 1881 die Ernennung zum leitenden Arzte einer Nebenabteilung für innerlich Kranke in der Charité. 1888 wurde Senators Lehrtätigkeit auf eine noch weitere Grundlage gestellt. Nach dem Tode Josef Meyers wurde Senator zum Direktor der medizinischen Universitätspoliklinik, der ältesten klinischen Lehranstalt der Universität, einer Stiftung Hufelands, gestellt. Zugleich wurde die Senatorsche Krankenabteilung zur dritten medizinischen Klinik erweitert und mit der Poliklinik verbunden. Die wissenschaftliche Arbeit Senators ist sehr weit angelegt. Seiner Neigung für experimentell-pathologische Studien ist Senator alle Zeit treu geblieben. Eng damit verknüpft sind seine Beiträge zur Physiologie und zur physiologischen Chemie. Den breitesten Raum aber nehmen in seinen Veröffentlichungen die Studien zur klinischen Medizin ein. Die meisten seiner Arbeitsergebnisse hat Senator in Einzelstudien niedergelegt. Einzelne Hauptergebnisse hat er in Monographien dargestellt. Hierher gehören „die Untersuchungen über den fieberhaften Prozeß" und das Buch über „die Albuminurie im gesunden und kranken Zustande". Andere umfassende Arbeiten hat Senator zu Sammelwerken beigesteuert. So schrieb er für das Ziemssensche Sammelwerk die Hauptstücke über die Zuckerharnruhr, die falsche Harnruhr und über die Krankheiten der Bewegungsapparate und für das Noth-

nagelsche Handbuch den Band über die Nierenkrankheiten. Mit Kaminer gibt Senator ein Sammelwerk „Krankheiten und Ehe“ heraus. Gemeinsam ist der gesamten wissenschaftlichen Arbeit Senators ein strenger Kritizismus und eine strenge Objektivität. Seit 1899 hat Senator eine ordentliche Honorarprofessur inne. Aus seiner Schule ist eine Reihe von Klinikern hervorgegangen, die in der Wissenschaft sich Anerkennung erworben haben, und ungemein groß ist die Zahl der Praktiker, die ihre Ausbildung Senator verdanken.

Aus Anlaß des 70. Geburtstages wurden dem hervorragenden Gelehrten und Arzte mannigfache Ehrungen zu Teil. Vertreter der Berliner medizinischen Gesellschaft und der militärmedizinischen Abteilung des Kriegsministeriums überbrachten ihm Glückwünsche. Der Verein für innere Medizin, die Hufelond-Gesellschaft und die Charité-Gesellschaft ernannten ihn zum Ehrenmitgliede.

Ordentlicher Professor ist Senator nicht geworden wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum, ein Schicksal, das er mit seinem großen Lehrer Traube teilt.

**Aus Danzig** wird uns geschrieben: Ein schlichter Mann aus dem Volke, der fast 80 jährige Herr Herrmann Rosenberg, wurde gestern auf dem jüdischen Friedhofe auf Stolzenberg zur letzten Ruhe bestattet. Still und einfach, wie er gelebt und gewirkt, wurde dieser würdige Greis der Erde übergeben. Aber nicht nur seine eigenen Glaubensgenossen waren es, die ihm in großer Anzahl das Ehrengeleit gaben, auch eine Deputation unserer Leibhusaren, an ihrer Spitze Herr Generalleutnant v. Mackensen, Herr Major Clifford Cocq v. Breugel, Herr Brigadeadjutant Oberleutnant Schmidt von Altenstadt, Herr Leutnant Douglas sowie ein Wachtmeister und acht Sergeanten bezw. Unteroffiziere vom 1. Leibhusaren-Regiment folgten der Bahre, denn 55 Jahre lang hat der nun Verstorbene mit seinen lieben ersten Husaren in Geschäftsverbindung gestanden. Wo es nur je die Equipierung eines jungen Offiziers oder sonst eines Avancierten galt, da war es der alte „Rosenberg“, der jederzeit hilfreich mit Rat und Tat beisprang. Herr Rabbiner Dr. Freudenthal nahm in seiner Trauerrede in ergreifenden Worten auf die hohe Liebe und Wertschätzung bezug, die sich der Verewigte in allen Gesellschaftskreisen zu erwerben und zu erhalten gewußt hat. Als Herr v. Mackensen von der schweren Erkrankung des R. Kenntnis erhalten hatte, da ließ er es sich nicht nehmen, einen seiner Offiziere an das Krankenlager des alten Mannes zu senden, dem eine Ordonnanz mit stärkenden Lebensmitteln, Wein usw. folgte.

Welcher Beliebtheit und Verehrung sich der Verstorbene bei dem 1. Leibhusaren-Regiment erfreute, das zeigte sich so recht anläßlich seiner goldenen Hochzeit am 30. April 1900. An diesem Tage erschienen 3 höhere Offiziere als Deputation des 1. Leibhusaren-Regiments in der Wohnung des Jubilars und überbrachten die Glückwünsche des Regiments, sowie ein wertvolles Geschenk. Viele Offiziere ehrten ihn dadurch, daß sie noch persönlich in seiner Wohnung erschienen, um ihm ihre Glückwünsche auszusprechen.

**Hamburg.** Der nunmehr zurückgetretene Senator Dr. Herz, der Vater des so früh verstorbenen berühmten Physikers Prof. Heinrich Herz, hat 17 Jahre lang als Chef der hamburgischen Justizverwaltung fungiert, und sich dabei große Verdienste um unsere Justiz erworben. Er hat sich, was in unseren Tagen leider nicht ganz selbstverständlich ist, auf das peinlichste jedes Eingriffs in die Justiz enthalten und sich bei den Richteranstellungen bloß von sachlichen Gesichtspunkten leiten lassen. So hat er niemals an dem religiösen Bekenntnis der Anwärter Anstoß genommen und sich dadurch begreiflicherweise die Abneigung der offenen und geheimen Antisemiten zugezogen.

**Ziegenhain.** Der Kultusbeamte der hiesigen israelitischen Gemeinde, Lehrer Philipp Dilof, hat am 16. September d. J. den Kommandeur der 43. Infanterie-Brigade, die damals in dortiger Gegend im Manöver lag, mitgeteilt, daß bei dem Durchmarsch der Truppen durch Ziegenhain zahlreiche Mannschaften, besonders solche des 83. Infanterie-Regiments, die israelitischen Einwohner unseres Ortes durch verletzende Aeußerungen und Zurufe zu kränken versuchten, welche die Offiziere anhörten, ohne den Mannschaften diese Ungehörigkeiten zu verbieten. Herrn Dilof ist darauf folgendes, von Homburg, 19. Sept. d. J. datiertes Schreiben zugegangen:

„ 43. Infanterie-Brigade
J.-Nr. 61 P.

Euer Wohlgeboren erwidert die Brigade auf das Schreiben vom 16. d. Mts., daß sie mit aufrichtigem Bedauern von den geschilderten Vorgängen Kenntnis genommen und die unterstellten Regimenter angewiesen hat, dafür Sorge zu tragen, daß derartige Vorfälle sich nicht wiederholen.“

**Wien.** In der „Oesterr. Wochenschr.“ lesen wir:

„Seine Hochwürden der Herr Pater Dr. Heinrich Giese ist sowohl seinem Stande wie seiner Stellung nach — er ist Direktor des katholischen Lehrerseminars in Währing — unzweifelhaft dem Kreise der Gebildeten zuzurechnen. Er hielt jüngst in der Nachmittagsversammlung des katholischen Schulvereins einen Vortrag, in welchem er sich über die geistige Bedeutung Darwins und Häckels abfällig äußerte. Das ist sein gutes Recht, wie es unser Recht ist, die geistige Bedeutung der Denker der christlichsozialen Partei, beispielsweise des Herrn Hermann Bielohlawek anzuzweifeln. Bezeichnend ist nur, wie tief selber dieser gelehrte Herr ad captandam benevolentiam seiner Zuhörer hinabsteigen muß bei Behandlung ernster, wissenschaftlicher Probleme. Er beginnt seinen Vortrag mit folgenden Worten: „Jedesmal, wenn die christlichsoziale Partei einen Schritt vorwärts tut in der Verwirklichung ihres Programms zum Wohle des christlichen Volkes, geht ein Geseires durch die mauschelnde Welt und Sturm heult es gegen die Rückschrittler und Finsterlinge im jüdischen Blätterwalde. Alles, was sich freiwillig oder gezwungen in den Dienst des ungläubigen Judentums gestellt hat, wird mobil gemacht.“ Der gelehrte Redner weiß, was er tut. Nicht die Erörterungen über Darwin und Häckel sichern ihm den begeisterten Beifall seiner Zuhörerschaft, sondern die einleitende Hetzrede, die sich zum Standpunkt eines Biehlolawek erniedrigt. Mag was immer auf der Tagesordnung stehen, der Jude wird verbrannt. Schmähung und Verfolgung der Juden — das wirkt immer und damit kann man es bei uns weit bringen. Noch ein paar solche Einleitungen — die Vorträge selbst sind nebensächlich — und der Direktor des katholischen Lehrerseminars in Währing ist der kommende Mann.“

**Fürst S. D. Urussow und die Juden von Bessarabien.** Aus Kischinew, 25. November, wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Der wegen seiner Gerechtigkeit sehr beliebte Gouverneur von Bessarobien, Fürst Sergei Dmitrijewitsch Urussow, ist nach kurzer Amtstätigkeit in diesem Gouvernement nach Twer versetzt worden. Zur Abschiedsfeier für denselben waren aus allen Städten und Dörfern Bessarabiens Abgesandte jüdischer Gemeinden nach Kischinew gekommen. Die Feier fand heute in der Chor-Synagoge an der „Talmud-Thora“ statt. Der Saal konnte die Anwesenden kaum fassen. Um $12^1/_2$ Uhr erschien im Tempel der Fürst mit seiner Gemahlin und seinen Kindern. Nach dem Begrüßungsgebete überreichte der Prediger Kotlowker dem Fürsten als Geschenk der jüdischen Gemeinde eine Prachtausgabe des Alten Testamentes in russischer Uebersetzung. Nach dem Gottesdienst wurden dem Fürsten Adressen von der Kischinewer jüdischen Gemeinde

und von den Juden der Städte und Dörfer Bessarabiens unterbreitet. Der Fürst nahm die Bibel mit Dank und bemerkte in seiner Ansprache u. a. folgendes:

Ich werde daran denken, daß Ihre Bibel, welche die Quelle der religiös-ethischen Gesetze der Mehrzahl der Kulturmenschen bildet, ein Werk des jüdischen Geistes, die Geschichte des großen jüdischen Volkes darstellt, und daß dieses Volk, nachdem es die erste Epoche seiner Geschichte durchlebt und anderen seine geistigen Schätze übergeben hat, sich in der ganzen Welt zerstreut und nicht aufgehört hat, der Menschheit große Ideen und große Männer auf allen Gebieten des Gedankens und der Tat zu schenken. Ich bemerke ferner, daß die Juden ein lebendiges, tätiges und talentvolles Volk sind, und daß das Schicksal auch jetzt noch nicht selten die Juden zum Werke des Fortschritts in den verschiedensten Gestalten wählt. All diese Tatsachen dürfen bei Beurteilung der Rolle der Juden im jetzigen Leben nicht vergessen bleiben. Nicht in den Nichtigkeiten, die uns alltäglich vor Augen treten, sondern in den allgemeinen breiten Zügen des geschichtlichen Lebens unseres Volkes müssen wir einen Stützpunkt zur richtigen Beurteilung der jetzigen Juden suchen. Was meine persönlichen Eindrücke während meiner Tätigkeit in Bessarabien anbelangt, so muß ich sagen, daß ich nichts als Gutes von Ihnen gesehen habe. Ich erkannte bald Ihr Vertrauen zu mir, und dieses Bewußtsein hat mir die Regierungsaufgabe, die infolge der unmittelbar vorhergegangenen traurigen Ereignisse sehr schwierig schien, erleichtert. Sie haben begriffen, daß die Wildheit und die Bestialität, die im vorigen Jahre in Kischinew Ausdruck fanden, jeden ehrlichen Russen empören mußten, und Sie haben auf den Verlreter der Regierung — der Sie nicht zu schützen vermochte — das natürliche Gefühl des Verletztseins und der Empörung über den schändlichen Ausbruch der Leidenschaften, hervorgerufen durch Haß einzelner Personen und unterstützt von bösen Instinkten der Masse, nicht übertragen. Noch mehr, Sie drücken mir jetzt Ihre Dankbarkeit aus, an deren Aufrichtigkeit ich nicht zweifeln kann, für einfachste Pflichterfüllung und Gerechtigkeit, die ja für jeden Menschen selbstverständlich sind. Indem ich die Wünsche des Herrn Predigers beantworte, bemerke ich, daß es mir höchstwahrscheinlich nach beschieden sein wird, an Arbeiten, welche die jetzige Stellung der Juden betreffen, teilzunehmen. Wollen wir hoffen, daß diese Lage sich zum Guten wenden wird, und daß wir, indem wir für das Wohl des Vaterlandes arbeiten, auch zur Besserung des Ihrigen beitragen werden.

Die jüdische Bevölkerung von Kischinew hat beschlossen, im jüdischen Krankenhause ein Bett zu Ehren des Fürsten Urussow und ein Stipendium auf seinen Namen im jüdischen Waisenhause zu stiften.

**Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Roosevelt** läßt keine Gelegenheit vorübergehen, die vielerlei Nationen und Stämme des gewaltigen Landes zu gegenseitiger Duldung und Achtung zu ermahnen. Am 20. November wurde ein neues Schulgebäude der St. Patricksschule eingeweiht. Der Präsident, der seine große Freude darüber aussprach, an dieser Feier teilnehmen zu dürfen, hielt eine bemerkenswerte Ansprache, die in folgenden Appell ausklang:

„Wir haben gelernt, es als unumstößliche Wahrheit anzusehen, daß jedermann nach seinem Manneswerte zu behandeln ist, ohne Rücksicht auf seine zufällige Lebensstellung, und daß unsere Regierungsform nicht so geartet ist, um den Reichen als solchen zu begünstigen oder den Armen als solchen, sondern daß beide, der Reiche und der Arme, in gleicher Weise begünstigt werden müssen, falls beide anständige Leute sind, die ihre Nebenmenschen ehrlich behandeln. Wir haben gelernt, daß eine der Hauptstützen, auf welchen unsere Freiheit ruht, das Recht jedes Einzelnen ist, seinen Schöpfer nach dem Gebote seines Gewissens zu verehren, und daß es die Pflicht eines jeden ist, seinen Nebenmenschen, welcher Gott in dieser Weise verehrt, zu respektieren. Und, meine lieben Landsleute, eine der besten Vorbedeutungen für die Zukunft dieses Landes liegt in der Tatsache, daß wir gelernt haben, einer den anderen zu achten, und daß wir zu der Erkenntnis gelangt sind, daß das Feld der Humanität, der Wohltätigkeit, der Nächstenliebe und der Religion ein weites ist und daß wir, so lange noch ein Teil dieses Feldes brach daliegt, ein großes Unrecht begehen, wenn wir es unterlassen, die Arbeit eines jeden auf diesem Felde, was auch immer sein Glaube sein mag, gebührend anzuerkennen, falls er seine Arbeit mit einer idealen Auffassung und Pflicht gegen Gott und gegen seine Nebenmenschen verrichtet."

## Briefkasten.

**Abonnent in Stargard i. Pommern.** Das Kröselsche Blatt hat die von den Antisemiten in die Welt gesetzte unverschämte Dedarah-Lüge aufgewärmt. In der „Dedarah" haben die Worte: „Es ist ein Glück, daß der Gekreuzigte in die Welt gekommen ist. . . . . Wenn sich die Jungfrau nur dazu verstanden hätte, uns nach einen Buben im Sommer zu bescheren ꝛc." aber eine ähnliche Aeußerung niemals gestanden. Das ist längst authentisch festgestellt. Näheres siehe Antisemitenspiegel S. 88—90.


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 50. Berlin, 14. Dezember 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Postsack des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Fenolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**☛ Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Die Reichstagswahl in Jerichow.

Aus dem Wahlkreise Jerichow I und II wird uns von freisinniger Seite geschrieben:

Der Kampf um das durch den Tod des Fürsten Herbert Bismark erledigte Reichstagsmandat bot in mancherlei Hinsicht Interessantes und auch Lehrreiches. Bei dem Aufmarsch der Parteien zeigte sich zunächst, daß die Nationalliberalen nicht mehr gewillt waren, den konservativen Agrariern Heeresfolge zu leisten. Der Name Bismarck hatte die Rechtsparteien geeint, nach dem Tode des Abg. v. Bismarck fiel die Mehrheit auseinander. Verhandlungen über die Schaffung einer gemeinsamen Kandidatur wurden zwar gepflogen, sie führten aber zu keinem Resultat. Die Konservativen wollten auf eine eigene Kandidatur nicht verzichten und den Nationalliberalen war der von konservativer Seite vorgeschlagene Kandidat nicht genehm. So trat denn die Spaltung ein, die von jedem Liberalen mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde. Das unnatürliche Bündnis zwischen Konservativen und Nationalliberalen war gesprengt und wird hoffentlich in Jerichow nicht wieder entstehen. Die Nationalliberalen sind mit ihrem sympathischen Kandidaten zwar unterlegen, dafür ist aber ein anderer liberaler Kandidat in die Stichwahl gekommen. Die überwiegende Mehrheit der Liberalen im Wahlkreise hat sich für den entschieden Freisinnigen ausgesprochen und dürfte damit den Nationalliberalen in Jerichow auch für die Zukunft ein Fingerzeig gegeben sein. Jerichow I und II wird ein Hort des Liberalismus sein und bleiben, wenn die Erfahrungen der diesmaligen Wahl von den Nationalliberalen beherzigt werden.

Auf das Erbe Bismarcks machten aber auch die Antisemiten Zimmermann-Bruhnscher Richtung Anspruch. Sie waren die ersten, die nach dem Tode Herbert Bismarcks im Wahlkreise erschienen und einen eigenen Kandidaten aufstellten. Mit der sie zierenden Bescheidenheit hofften die Antisemiten, die Konservativen würden der lieben Einigkeit wegen zu Gunsten der Pückler-Gesellschaft abdanken. Hierin irrten sie sich jedoch. Die Konservativen nahmen den Kampf auf, gestützt auf die Organisation des Bundes der Landwirte, vielleicht auch auf die Unterstützung durch den amtlichen Apparat rechnend. Dies Verhalten der Konservativen vermochte trotz aller Ermahnungen der „Deutschen Tagesztg." und anderer Organe nicht, die Antisemiten von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie hielten ihre Kandidatur aufrecht. Und der Neid muß es den Antisemiten lassen, gearbeitet haben sie mit allen Mitteln und vollster Energie. Umso kläglicher ist ihre Niederlage. Die brave „Staatsbürgerztg." hätte wahrlich vor der Wahl den Mund nicht so voll genommen, wenn ihre Hintermänner auch nur eine Ahnung gehabt hätten von dem für sie so jammervollen Ausgange der Wahl.

Gleich zu Beginn der Wahlkampagne bereiste der Geschäftsführer des neugegründeten Bundes der Handwerker die Jerichowschen Orte. Dieser Bund, der in sich zerfallen muß, wenn die durch ihn betörten Handwerker trotz aller dargebrachten Geldopfer nichts Ersprießliches aus der Tätigkeit des Bundes erwachsen sehen werden, empfahl kurz vor der Reichstagswahl seinen Mitgliedern, entweder den Konservativen oder den Antisemiten zu wählen, beide hätten sich für den Befähigungsnachweis und andere extreme Zünftlerforderungen erklärt. Fest steht jedoch, daß der Handwerkerbund zunächst für den antisemitischen Kandidaten allein Propaganda machen ließ. Geschäftsführer des Handwerkerbundes ist ein Herr Voigt-Friedenau, der im Vorjahre im Wahlkreise Erfurt für den Antisemiten v. Mosch agitatorisch tätig war und sich dort durch besondere Schärfe gegenüber der konservativen Kandidatur Jacobskötter hervortat. Herr Voigt trug denn auch in Jerichow die ersten Bausteine für die antisemitische Kandidatur zusammen. Die zahlreichen antisemitischen Parteiredner, die in wochenlanger Agitation Versammlungen über Versammlungen abhielten, ergänzten das von Voigt Geschaffene. Sie trieben Judenhetze, schimpften auf Warenhäuser und das Großkapital und spielten sich als die einzig richtige Mittelstandspartei auf.

Ganz eigenartig war das Verhalten der Antisemiten auf dem Lande. Je nach den Verhältnissen traten sie hier als stramme Agrarier auf, in der Maßlosigkeit der Forderungen den Bündlern nicht nachstehend, sie in mancherlei noch übertreffend, dort benutzten sie die Gegensätze zwischen Großgrunddesitz und Kleinbesitz zur Vertretung liberaler Forderungen, nur in schärferer und gehässigerer Tonart, als die

Liberalen ihre Forderungen zu Gunsten der Bauernschaft zu vertreten pflegen. Als Demagogen vom reinsten Wasser traten die antisemitischen Agitatoren auf. Für jeden Stand und jeden Wähler hatten sie ein Allheilmittel. Jetzt nach der Wahl kann es ruhig ausgesprochen werden, daß die Liberalen eine zeitlang ernste Besorgnisse hatten, daß diese skrupellose Agitation der Antisemiten ihnen Abbruch machen könnte. Der oberflächliche Nabau mit Mittelstandsphrasen, den der Antisemit Prof. Förster an den Antisemiten einst so treffend gegeißelt, wurde im Wahlkreise durch die Helfer und Helfershelfer der Kandidatur des Herrn Rechtsanwalts Wohlfarth mit Vorliebe getrieben. Niemand konnte ermessen, inwieweit die Bevölkerung des Kreises für den antisemitischen Tamtam empfänglich sei, obgleich genaue Kenner des Kreises annahmen, daß die intelligenten Wähler des Wahlkreises nicht den rechten Resonanzboden für die antisemitische Mittelstandsretterei abgeben würden. Die so dachten haben recht behalten. Angesichts der ausgedehnten Agitation und der großen von den Antisemiten gebrachten Opfer ist der Erfolg ein lächerlich geringer. Abgesehen vom Gesamtresultat geben dies auch Teilresultate zu erkennen, wie z. B. das aus der Stadt Loburg. Dort hatte Voigt-Friedenau eine Ortsgruppe des Handwerkerbundes gegründet, zahlreiche Versammlungen, kleinere und öffentliche, wurden abgehalten, die besten Redner der Antisemiten traten in Loburg auf, und der Erfolg — 26 Stimmen für den Antisemiten Rechtsanwalt Wohlfarth.

Die Niederlage der Konservativen ist dieser Partei gleichfalls von Herzen zu gönnen. Betrieben sie auch die Agitation weniger lärmend wie die Antisemiten, so doch immerhin nachdrücklich genug und vor allem skrupellos. Den Freisinnigen wurde Königstreue und Vaterlandsliebe abgesprochen und von den Nationalliberalen gesagt, sie seien ungefähr dasselbe, wie die soeben geschmähten Freisinnigen. Der Erfolg blieb nicht aus, allerdings zum Schaden für die Konservativen. Ergötzlich ist, was hierüber dem konservativen „Reichsboten" aus dem Wahlkreise geschrieben wird. In dieser Zuschrift wird festgestellt, daß eine Reihe von Konservativen zu den Nationalliberalen abgeschwenkt sind. „Das ist traurig, sehr traurig" klagt der Gewährsmann des „Reichsboten", der u. a. Folgendes erwähnt:

„In einem Landstädtchen von 2600 Einwohnern, das 4 große Rittergüter, 2 andere große Güter und viele größere und kleinere Ackerbürger, auch nicht wenige Beamte zählt, fielen von 450 abgegebenen Stimmen 14 auf den Konservativen, 153 auf den Nationalliberalen. In meinem Wohnort waren zum konservativen Wahlfonds etwa zehn Zeichnungen erfolgt, es wurden gezählt, 3 konservative, 13 nationalliberale Stimmen. Im Nachbarort, einem Rittergut, dessen Besitzer eifriger Leser der „Deutschen Tageszeitung" ist, fielen sämtliche 21 Stimmen auf den Nationalliberalen. In einem anderen Nachbarort, der aus Rittergut und Bauerngemeinde besteht, erzielte der Konservative 3 Stimmen, der Nationalliberale 19. In einer benachbarten Bauerngemeinde standen 3 konservative Stimmen 28 nationalliberalen gegenüber. Das sind fünf Beispiele aus meiner nächsten Nähe. Ihr Ergebnis bedeutet einen Ausfall von etwa 160—170 Stimmen".

Das Interessanteste in diesem Klagebrief ist das Eingeständnis, daß im Wohnorte des Schreibers desselben zehn Zeichnungen zum konservativen Wahlfonds erfolgten, aber nur drei konservative Stimmzettel abgegeben wurden. Der Herr Verfasser hat anzugeben vergessen, wie die Zeichnungen zum konservativen Wahlfonds zustande gekommen sind. Es ist nämlich ein offenes Geheimnis, daß in zahlreichen Fällen der freie Wille bei diesen Geldspenden für die konservative Partei nicht maßgebend gewesen ist.

Soviel über die rechtsstehenden Parteien. In die Stichwahl gekommen sind die Kandidaten der Sozialdemokratie und der Freisinnigen Volkspartei. Der Sozialdemokrat erlitt eine auffällige Stimmenverminderung gegenüber der Wahl im Jahre 1903. Damals wurden 8140, diesmal nur 6809 sozialistische Stimmen abgegeben. Es ist hier nicht die Stelle, auf die Ursachen dieses Rückganges näher einzugehen, im allgemeinen ist wohl anzunehmen, daß die Mitläufer der Sozialdemokratie zum Teil sich bei der diesmaligen Wahl bürgerlichen Parteien zugewandt haben. Verhältnismäßig am besten abgeschnitten hat der freisinnige Kandidat, Lehrer Merten, dem 6376 Stimmen gegen 6480 im Jahre 1903 zufielen. Dem Freisinn wurden, wie ziffernmäßig feststeht, namentlich in den Städten zahlreiche Wähler durch die neuaufgetretenen Parteien entzogen, der regen Agitation des redegewandten Kandidaten und seiner Freunde gelang es aber, andere Wählerscharen und zwar, was besonders bemerkenswert erscheint, vom platten Lande zu gewinnen. Der Hauptwahl-Erfolg des freisinnigen Kandidaten in diesem überwiegend ländlichen Wahlkreise ist in der Hauptsache den ländlichen Wählern zuzuschreiben.

* * *

Zur Ergänzung dieser uns voneinem an der Agitation im Wahlkreise hervorragend beteiligt gewesenen Freunde unserer Abwehrbestrebungen zugegangenen Zuschrift sei noch mitgeteilt, wie der Herausgeber der antisemitischen Magdeburger „Sachsenschau" den Wahlkampf der Antisemiten und die Ursachen ihrer Niederlage schildert. Er schreibt hierüber u. a.:

Die Verantwortlichkeit tragen allein jene Gesinnungsgenossen, welche die Verhältnisse völlig falsch beurteilt hatten. Wie sich jetzt herausstellt, hat es diesen das Wort „Mittelstand" auch angetan. Sie haben geglaubt, daß die Kaufleute, Handwerker, Kleinbauern, Beamten 2c. sich sofort um das neue Banner scharen sollten. Man hatte nicht bedacht, daß es im Kreise fast gar keine Warenhäuser und Konsumvereine gibt, daß die Leute bart van Ringen, Trusts, Kartellen und Monopolen nichts verstehen und daß der Schwindel dort lange nicht so sehr das reelle Geschäfts- und Wirtschaftsleben schädigt, wie das in anderen Gegenden leider der Fall. Man hat auch die Schwierigkeiten unterschätzt, welche zu überwinden sind, wenn man eine Bevölkerung, welche fast gar keine Zeitungen, politische Blätter aber erst recht nicht liest, aus den alten Gedankenbahnen in neue hinüberleiten will. Diese Aufgabe ist schon in Städten sehr schwierig, obwohl dort weit größeres Interesse für öffentliche Angelegenheiten vorhanden ist. Da muß man in jedem Orte einen oder mehrere einflußreiche Vertrauensmänner haben, welche persönlich auf die Ortsbewohner einwirken.

Ich konnte an dem Beschlusse nichts ändern und habe dann geschwiegen, um die Wahlarbeit nicht zu stören. Ich hatte sehr bald die Genugtuung, daß die Redner aus ihrer eigenen Anschauung alle meine Bedenken bestätigten.

Damit bestätigt die „Sachsenschau", deren Herausgeber jetzt in offizielle Beziehungen zu der Reformpartei, also zu der speziellen Parteirichtung des unterlegenen Kandidaten getreten ist, daß die „Staatsbürgerztg." und die „Deutsche Wacht", die beiden Hauptorgane der Partei, als sie von den großen rednerischen Triumphen ihrer Agitatoren berichteten, ihre Leser gröblich angelogen haben.

## Aus den Parlamenten.

Nach Herrn Liebermann von Sonnenberg, dessen unwahre Behauptungen über die Neigung der Juden zur Fahnenflucht wir schon in der letzten Nummer der „Mitteilungen" zurückgewiesen haben, kam am 7. d. M. im Reichstage Herr Oswald Zimmermann zum Wort, der sich gleich am Anfang seiner Rede eine dankbare Zuhörerschaft bei der Rechten durch einen antisemitischen Witz zu sichern suchte. Die Art und Weise, wie im Fall Mirbach die Gelder aufgebracht worden seien, sei nicht mehr christlich gewesen, „die war jüdisch und zwar so jüdisch, daß sogar die jüdischen Bankiers ein Schrecken davor ergriffen hat". Der Schluß seiner Tiraden stand auf derselben Höhe politischer Aufrichtigkeit, als er nämlich die verbündeten Regierungen zum Kampfe gegen die rote und goldene Internationale aufforderte. Seine Wiederwahl in den

Reichstag hat Herr Zimmermann aber hauptsächlich seinem Hetzen gegen die „schwarze Internationale“ zu verdanken, wie er denn auch wiederholt in seiner „Deutschen Wacht“ zum Kampfe gegen den „römischen Todfeind“ aufgefordert hat.

Als antisemitischer Spaßmacher produzierte sich, nicht zum ersten Male, der bayerische Zentrumsabgeordnete Dr. Heim in der Reichstagssitzung vom 10. d. Mts. Seinem Aerger über die von dem demokratischen Abgeordneten Dr. Blumenthal gegen das Zentrum geführte scharfe Polemik machte er Luft durch gewisse Witzeleien, die dem „Juden“ Blumenthal gelten sollten, indem er z. B. auf die wiederholte Stellungnahme des Zentrums gegen das Schächtverbot hinwies. Und als dann der Abgeordnete Blumenthal erklärte, er sei als Sohn protestantischer Eltern geboren, gab Dr. Heim durch die Anspielung, daß die lebhaften Gesten (er rede mit Armen, Händen, Augen und Füßen) Blumenthals jüdische Abstammung verrieten, den gleichgesinnten Kollegen weiteren Stoff zum Lachen. Eine recht antisemitische Rüpelei!

Im preußischen Abgeordnetenhause hat in der Sitzung vom 10 d. M. der Minister des Innern, Herr von Hammerstein, die gar nicht zur Sache gehörigen privaten Verhältnisse der russischen Studentin Berson mit einem absichtlich so stark antisemitisch gefärbten Accient vorgetragen, daß die Rechte vor Vergnügen johlte und seine weiteren unmittelbar sich hieran anschließenden Bemerkungen in dem nicht enden wollenden Gelächter der Konservativen für die Berichterstattung der Presse verloren gingen. Die „Post,“ die philosemitischer Regungen gewiß unverdächtig ist, machte am nächsten Tag zu dieser Episode folgende, für den Minister und die Parteifreunde des freikonserwativen Blattes nicht gerade allzu schmeichelhafte Randbemerkung: „Die Ausführungen des Ministers des Innern würden nur gewonnen haben, wenn er auf den billigen oratorischen Erfolg mit dem Studenten Karfunkelstein verzichtet und die Sittlichkeitsverhältnisse der Studentin Berson nur angedeutet hätte.“

---

## Die Juden der Gegenwart.

### IV.

### Das Geistesleben. Die geistige Beanlagnng.

Die wissenschaftliche Methode, welcher man auf jeder Seite von Ruppins Buch begegnet, gestattet uns, eine ganze Anzahl immer wieder hüben und drüben beweislos ausgesprochener Behauptungen auf sichere Basis gestellt zu haben. Freilich ist es überaus schwer, auf dem Gebiete des jüdischen Geisteslebens, insbesondere der geistigen Beanlagung statistische Feststellungen zu treffen und von diesem verläßlichen Hort aus, zuverlässige Schlüsse zu ziehen. Die erforderlichen zum Vergleich tauglichen statistischen Zahlen versagen eben. Gerade dann setzt sich die Oberflächlichkeit zu Tisch und bringt aus engem Gesichtskreis und mangelhafter Beobachtung gewonnene „Weisheit“ an den noch unkundigen Mann.

Unser Autor macht interessante Streifzüge in die jüdische Vergangenheit, auf denen wir ihm nicht folgen können. Es würde zu weit führen und uns von unserer Absicht, lediglich Anregung zur Lektüre des Buches zu geben, entfernen.

Wie verhält es sich nun mit der Begadung der modernen Juden und in welcher Richtung besteht sie? Gänzlich zwecklos ist es, Vergleiche darüber anzustellen, ob die Christen oder die Juden in ihrer Totalität eine größere Begadung aufweisen. Wissenschaftlichen Wert kann eine solche Betrachtung nicht haben, weil alles und jedes Material fehlt. Und wir möchten meinen, daß es stets fehlen würde, weil immer nur mit Imponderabilien wird gearbeitet werden können. Wenn man daher auf der einen Seite den Juden nur Mittelmäßigkeit in der Begadung zugesteht, so werden hierfür ebensowenig überzeugende Beweise zu erbringen sein, wie für die Behauptung der amtlichen preußischen Statistik, nach der „die jüdischen Studierenden durchschnittlich mehr Befähigung zu besitzen und mehr Fleiß zu entwickeln scheinen als die Christen“. Sie kommt zu diesem Ergebnis, weil die Juden die Universität in jüngerem Lebensalter beziehen und ihr Studium in kürzerer Zeit beenden. Wenn man indessen erwägt, daß zur Absolvierung der Schule und zur vorgeschriebenen Beendigung des Studiums nur eine Begadung gehört, welche man bei jedem normal veranlagten Menschen findet, so kann man auch die von der preußischen amtlichen Statistik gezogenen Schlüsse, die ja auch nur vorsichtig gehalten sind, nicht verwerten. In der Tat spielen außer Fleiß andere Faktoren eine Rolle, worüber wir uns hier nicht verbreiten wollen.

Wir versagen es uns deshalb, auch die nur geringfügigen statistischen Versuche Ruppins einer Betrachtung zu unterziehen. Anders verhält es sich mit der Beantwortung der Frage nach der Richtung der Begabung unter den Juden. Auch ohne Zahlen werden sich hier Feststellungen treffen lassen. Die Geschichte der Juden hat sie auch in ihrer geistigen Veranlagung in eine bestimmte Bahn gedrängt. Die Juden waren in der vorköniglichen Zeit ein Bauernvolk, unter dem Königtum trat der Handel in den Vordergrund. Mit ihrer Zerstreuung unter die Völker waren sie ausschließlich auf den Handel und auf rein geistige Betätigung angewiesen. Was Wunder, daß der Sinn für Handel, die Fähigkeit für abstraktes Denken besonders scharf ausgeprägt ist. Und nach dieser besonderen Richtung mag sich bei den Juden eine höhere Begabung zeigen, als bei der Bevölkerung, unter welcher sie leben.

Aus dem ferneren „Die Sprache“ betitelten Kapitel möchten wir nur an der einen folgenden Bemerkung nicht vorübergehen. Unsere Antisemiten sehen in der Existenz der Juden auch eine Gefahr für die Reinheit der deutschen Sprache. Ob die Sprache, welche man vielfach in der antisemitischen Presse liest und in antisemitischen Reden hört, sie dazu besonders legitimiert, wollen wir unerörtert lassen. Hätten sie aber nur eine Spur historischer Gerechtigkeit, würden sie jenen Vorwurf nicht erheben. Nachweisbar haben nämlich die Juden bis ins 14. Jahrhundert das Deutsch der Christen, von denen sie damals noch nicht abgesondert lebten, gesprochen. Das änderte sich naturgemäß, als sie von der christlichen Kultur gewaltsam losgelöst wurden. Die Sprachentwickelung blieb zurück und es bürgerten sich Worte ein, welche ihrem nunmehr besonders sich gestaltenden Leben Ausdruck gaben. Wie schnell die Juden sich wieder zurückgefunden haben, beweisen die unvergänglichen Litteraturwerke jüdischer Schriftsteller.

### Erziehung und Unterricht.

Die Statistik tritt wieder in ihre Rechte. Die Zahlen schaffen ein Urteil und machen es unanfechtbar. Von antisemitischer Seite beklagt man es geradezu, daß die Juden ihre Kinder in Schulen und in gute Schulen unter großen Entbehrungen und Auferlegung von Opfern senden. Man hat eben in jenen Kreisen keinen historischen Sinn und vergißt die Kausalität der Geschehnisse. Der Antisemitismus der Jahrhunderte zwingt den Juden geradezu die Einsicht von der Notwendigkeit, sich Bildung, ihre einzige Waffe im wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Kampfe zu erwerben, auf. Und die Jünger dieser gegenwärtigen kulturwidrigen Bewegung begreifen den Zusammenhang jener Vorgänge und ihrer sich von selbst ergebenden Folgen nicht. Nun jammert man wieder über den Bildungstrieb der

Juden. Sie sollen nun einmal verbrannt werden. Stören wir sie in ihrem Beginnen nicht und lassen wir uns von einigen Zahlen belehren.

In Ungarn verteilten sich 1897 die Analphabeten wie folgt:

| | |
|---|---|
| Juden . . . . . | 34,5 % |
| Evangelische . . . . | 35,3 % |
| Reformierte . . . . | 41,5 % |
| Römisch-Katholische | 54 0 % |

In Budapest waren 1891 unter je 100 über 7 Jahre alten Personen Analphabeten:

| | Unter den Männern | Unter den Frauen |
|---|---|---|
| Bei Katholiken . . . . . | 12,60 % | 24,52 % |
| „ Protestanten . . . . . | 5,97 % | 18,13 % |
| „ Reformierten . . . . . | 6,06 % | 17,53 % |
| „ Israeliten . . . . . | 8,96 % | 13,92 % |

Und noch Bulgarien. In den Jahren 1893—1899 waren unter dem eheschließenden Analphabeten:

| | Unter den Männern | Unter den Frauen |
|---|---|---|
| Bei Juden . . . . . | 9,0 % | 28,0 % |
| „ Griech.-Kathol. . . . . | 49,0 % | 86,0 % |
| „ Mohomedonern . . . . . | 94,7 % | 98,5 % |
| „ Armeniern . . . . . | 16,0 % | 34,0 % |

Bei uns ist ein derartiger Vergleich nicht möglich, da Schulzwang herrscht. Hier muß ein anderes Moment herangezogen werden, nämlich die Tatsache des Besuchs der höheren und der niederen Schulen.

Wir geben die folgende Tabelle wieder, welche die Schulverhältnisse in Preußen im Sommerhalbjahr 1901 illustriert:

| Schulgattung | Zahl der christlichen Schulkinder | Zahl der jüdischen Schulkinder | Von je 100 Schulkindern in den einzelnen Schulgattungen sind jüdisch | Es entfallen auf die einzelnen Schulgattungen von je 100 christlichen Schulkindern | Es entfallen auf die einzelnen Schulgattungen von je 100 jüdischen Schulkindern |
|---|---|---|---|---|---|
| Niedere Schulen (Volks- und sonstige Elementarschulen für Knaben und Mädchen) | 5704398 | 26000 | 0,45 | 97,71 | 43,71 |
| Mittelschulen (Sog. Bürgerschulen, geh. Volksschulen für Knaben und Mädchen) | 154285 | 5767 | 3,60 | 2,51 | 9,69 |
| Höhere Mädchensch. | 114320 | 12600 | 9,93 | 1,85 | 21,18 |
| Höhere Knabensch. (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen und Vorschulen dazu) | 145914 | 11948 | 7,56 | 2,93 | 25,42 |

Jos. Cohn.

## „Aug' um Auge."

Besprochen von Dr. Ph. Kroner.

In dem interessanten Aufsatz über Shylock, den die „Mitt". Nr. 48 vom 30. v. M. gebracht haben, wird der — das biblische „Aug' um Auge" zum Schlagwort nehmenden — Ansicht, daß die jüdische Moral die Rache gestatte, widersprochen.

Es scheint mir erforderlich, den Widerspruch noch um einiges zu verstärken, zumal jene irrtümliche Ansicht vielfach verbreitet und selbst in gebildeten Kreisen wie eingewurzelt ist.

Zuvörderst sei hervorgehoben, daß die Stelle „Aug' um Auge" keineswegs zu den Sittenlehren, sondern zu den Rechtsvorschriften der Bibel zählt; das bezeugt ausdrücklich der Anfang des 21. Kapitels 2. B. Mosis, worin „Aug' um Auge" (V. 24) zuerst vorkommt: „We-elleh ha-mischpatim. Und dies sind die Rechtsvorschriften." Des Näheren handelte es sich um eine Strafandrohung für schwerste schuldhafte Verletzungen. Verhängung und Vollzug der Strafe aber waren keineswegs der Privatrache anheimgestellt, sondern dem gerichtlichen Verfahren überwiesen.

Und schon die Tradition (Talmud Baba kamma 83 b u. a.) verließ den Buchstaben des Gesetzes und deutete „Aug um Auge" dahin, daß der, welcher einen andern verletzt, ihn nach Richterspruch voll entschädigen müsse. So viel über den biblisch-talmudischen Rechtsstandpunkt, der zum Schutz des Gesamtwohls eingenommen wurde.

Halten wir nun dem gegenüber einige biblisch-talmudische Sittenlehren, wie sie sich an die Gesinnung des Einzelnen wenden:

Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, zurechtweisen magst du deinen Nebenmenschen, damit du nicht seinetwegen Sünde trägst. Du sollst dich nicht rächen und keinen Zorn nachtragen den Kindern deines Volkes, du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie dich selbst. 3 M. 19, 17 u. 18.

Wie der Eingeborne unter euch sei euch der Fremdling, und du sollst ihn lieben wie dich selbst, denn Fremdlinge wart ihr einst im Lande Aegypten und ihr wißt, wie dem Fremdling zu Mute ist. 3 M. 19, 34 bezw. 2 M. 23, 9.

Das Vieh deines Feindes, das irre geht, mußt du ihm zurückführen, und dem Esel deines Hassers, der unter seiner Last erliegen will, mußt du aufhelfen. 2 M. 23, 4 u. 5; 5 M. 22, 1—4.

Wenn dein Feind fällt, freue dich nicht; wenn er strauchelt, frohlocke nicht dein Herz. Spr. S. 24, 17.

Wenn deinen Feind hungert, speise ihn; wenn ihn dürstet, gieb ihm zu trinken. Denn du sammelst feurige Kohlen auf sein Haupt, und der Ewige wird es dir vergelten. Spr. S. 25, 21 u. 22; vgl. Römer 12, 20.

Nun heißt es zwar Matth. 5, 43: Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Aber ein mosaisches Gebot, den Feind zu hassen, ist entschieden nicht vorhanden. Da habe ich vor mir „Biblia, die gantze Heilige Schrifft Alten und Neuen Testaments Nach der Uebersetzung und mit den Vorreden und Randglossen Dr. Luthers pp." Tübingen, Cotta, 1729.

Sehen wir uns Luthers Glossen zu obiger Matthäusstelle an! Zu „lieben" bemerkt Luther: „Nicht nur deinen Freund und Landsmann, sondern auch den Auswärtigen 2 M. 11, 2. Richter 14, 20 und Feind, 3 M. 19, 18; ja jeden Menschen 2 M. 20, 16 ꝛc. 23, 4. 5 M. 32, 35. Sprüchw. 25, 21."

Und zu „Feind" fügt Luther hinzu: „Das steht nirgends im Gesetz, sondern vielmehr nach erst angeführten Stellen das Gegenteil, es war aber eine dem Fleisch angenehme Glosse der Ausleger."

Dem Fleisch der Talmudweisen wor eine Glosse wie die der fraglichen Ausleger durchaus nicht angenehm; denn sie sagen:

Die gekränkt werden, ohne wieder zu kränken; die ihre Schmähung anhören, ohne wieder zu schmähen; die aus Liebe zu Gott handeln und Leiden freudig dulden — auf sie ist das Schriftwort Richter 5,31 anwendbar: Die Gott lieben, gleichen der strahlenden Sonne am Firmament. Sabbath 88 b.

Wer schwer zu erzürnen und leicht zu besänftigen ist, bekundet wahre Frömmigkeit. Aboth 5, 14.

Wenn zwei miteinander zanken, so ist der, welcher zuerst aufhört, von besserer Abkunft, von sittlichem Adel. Kidduschin 71 b.

Wer seine Eigenheiten (Zorn und Rachsucht) überwindend, andern verzeiht, dem verzeiht Gott. Joma 23 a.

Wer seinen Zorn beherrscht, der ist Gottes Freund. Peßachim 113 b.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Der Bund der Landwirte und die Antisemiten.** Am 9. Dezember fand in Konitz eine Versammlung des Bundes der Landwirte des Kreises Konitz statt, in welcher Herr Hut-Berlin einen Vortrag über das Thema: „Warum muß der Mittelstand in Stadt und Land zusammengehen?" hielt. Wie wir einem Bericht der „Ostdeutschen Tagesztg." entnehmen, sagte der Referent u. a.: Gerade zur Zeit der Wahlen sei es notwendig, daß die Vertreter des Mittelstandes treu zusammen hielten, damit Männer in den Reichstag kommen, die man zur Erhaltung alles dessen, was jedem Deutschen heilig sein müsse, gebrauchen könne. **Natürlich dürfe es kein Antisemit sein.** Die antisemitische Partei hätte bei den letzten Reichstagswahlen die Wähler der arbeitenden Klasse aufgehetzt gegen die Besitzer, so daß es, wenn solch ein Mann seinen Einzug in den Reichstag halte, für den gesamten Mittelstand von vornherein schlecht bestellt sein würde. Der Bund der Landwirte hänge sich weder an die Rockschöße der Konservativen noch mische er sich in den Streit der Konfessionen. Er huldige dem Ausspruche Friedrichs des Großen: „Jeder möge nach seiner Façon selig werden." Die antisemitische Bewegung halte er für zu einseitig, sie sollte im jetzigen Zeitalter nicht mehr betrieben werden. Was sie hervorbringe, gereiche der Allgemeinheit zum Unheil, das hätten die **Unruhen in Konitz** s. Z. deutlich gezeigt, die lediglich durch **antisemitische Hetzereien** zu Stande gekommen wären. Man dürfe die Israeliten um ihres Glaubens willen nicht hassen, das sei nicht „edel und gut" im Sinne Goethes, und dadurch zeichne sich die antisemitische Bewegung vor allem aus.

Wer hätte solche Ketzereien im antisemitischen Bund der Landwirte für möglich gehalten! Nun, den benachbarten Wahlkreis Schlochau-Flatow haben die Antisemiten den Bündlern bei den letzten Reichstagswahlen abgenommen. Hilgendorff ist durch Böckler verdrängt worden. Hinc lacrimae!

**Pückler und Sedlatzek.** Der Herr „Chefredakteur" des antisemitischen Wurstblättchens, genannt „Deutscher Generalanz." hat sich jetzt des von allen seinen früheren antisemitischen Parteifreunden verlassenen Dreschgrafen liebevoll angenommen. Ueber den letzten Kommers der Pückler-Vereinigung lesen wir in dem „Generalanz.":

Die Festrede hielt Herr Misching. Nachher richtete auch der als besonders eingeladener Gast anwesende Verleger des „D. Gen.-Anz." Red. Carl Sedlatzek auf dringenden Wunsch der Kommersleitung einige Worte sowohl an die Festversammlung, als an den Verein und den Grafen, den er aufforderte, von jetzt ab zu bedenken, daß das deutsche Wörterbuch reich genug sei, ihm eine scharfe Sprache zu ermöglichen, ohne daß er solche allgemein unangenehm berührende Schimpfworte gebrauchen müsse. Jeder, der im Sinne unserer Bewegung öffentlich aufzutreten sich bemüßigt fühle, sei, ganz gleich, ob er irgend einer Bewegung angehört oder nicht, dieser, d. h. der ganzen Bewegung für jedes Wort und jede Handlung verantwortlich und habe daher alles, was er spreche und fordere, wohl zu überlegen. Mehr verantwortlich seien aber die ihn leitenden Personen, da diese nicht die Entschuldigung genießen, welche man einem temperamentvollen Redner bei eventuellen Entgleisungen nicht versagen dürfe. Diese, also jetzt der Vorstand der Pückler-Vereinigung, mögen künftig besser als bisher einen unleugbar national bis auf die Knochen gesinnten Mann, wie den Grafen Pückler, für die Bewegung, und eben nur für diese verwerten und entsprechend richtig leiten. Dann würde künftig auch der Pücklerschen Art der erhoffte Erfolg nicht ausbleiben und auch das Redeverbot, das auch eigentlich völlig ungesetzlich sei, keinesfalls in Berlin aufrecht erhalten werden können.

Der „Deutsche Generalanz.", der ja bisher allen abgewirtschafteten antisemitischen Parteigrößen, wie s. Z. auch Ahlwardt eine letzte Zufluchtsstätte in seinen Spalten gewährt hat, wird, wie es scheint, jetzt auch den Dreschgrafen unter seinen Schutz nehmen. Zwei schöne Seelen haben sich da wieder einmal gefunden.

## Vermischtes.

**Herr Oberlehrer Trenkner** in Otterndorf schreibt uns: „In einer Erwiderung auf meinen Artikel über die Cuxhavener Antisemiten in Nro. 47 der „Mitt." sucht das Hamburger „Deutsche Blatt" aus meinem Namen meine angeblich jüdische Abstammung oder auch Gesinnung abzuleiten. Dieser Versuch ist kläglich gescheitert, da ein Ortsname „Trenken" überhaupt nicht existiert, Vorfahren von mir nie und nirgends in einem derartigen Orte gesessen haben, und meine Herkunft, um im antisemitischen Jargon zu reden, seitens beider Ahnenreihen keinen Tropfen jüdischen Bluts aufzuweisen hat. Hätte ich israelitische Vorfahren, so würde ich mich freilich derselben nicht im geringsten schämen. Eine Ahnung davon, daß der von ihm ausgebreitete Nomenklatur-Blödsinn das innigste Mitleid herausfordert, scheint das Antisemitenblatt zu beschleichen, da es selbst von „poetischer Licenz" spricht, die es nicht mitmachen wolle."

**Rechtsanwalt und Notar.** Unter dieser Spitzmarke veröffentlichte das „Berl. Tagebl." vor einigen Tagen eine Zuschrift aus Posen, in der es u. a. heißt:

„Die Rechtsanwälte Justizrat Salz und Dr. jur. Hartwig sind zu Notaren ernannt", so lautete kurz und bündig die Mitteilung in sämtlichen Posener Zeitungen, ohne daß auch nur durch eine einzige hinzugefügte Zeile von der Erregung Notiz genommen wurde, die infolge dieser Ernennungen viele Kreise beherrschte. „Nach 25jähriger Anwaltszeit sind jetzt zwei Rechtsanwälte zu Notaren ernannt worden," ergänzte man im mündlichen Verkehre in Posen diese lakonische Zeitungsnotiz und das mit Recht: übten doch der jüdische Justizrat fast 24 Jahre und der christliche Dr. jur. etwas über 1 Jahr die Anwaltspraxis aus, was zusammen ein Vierteljahrhundert Rechtsanwaltstätigkeit ergibt! Fast sämtliche 19 jüdischen Rechtsanwälte, die zum Teil schon über 20 Jahre ihre Praxis ausüben und von der Regierung durch den Justizrattitel „ausgezeichnet" sind, sind hier wieder durch den beinahe jüngsten christlichen Anwalt in der Notariatserwerbung übersprungen worden. Und da verlangt die Regierung von der fortgesetzt in so eigenartiger Weise als „gleichberechtigte" Bürger behandelten jüdischen Bevölkerung der Ostprovinzen Arbeitsfreudigkeit in allen öffentlichen gemeinnützigen Aemtern und Unterstützung im Kampfe gegen das Polentum:"

Hierzu wird den Pos. „Neuesten Nachr." geschrieben:

„Die Ernennung des fast jüngsten seit einem Jahre in Posen niedergelassenen protestantischen Rechtsanwalts zum Notar unter Uebergehung aller älteren jüdischen Anwälte entspricht ganz und gar der von der Regierung seit langer Zeit den Juden gegenüber geübten Praxis, sie paßt insbesondere vollständig in den zehnjährigen Rahmen der von dem Justizminister Schönstedt geführten Verwaltung, denn sie ist Geist von seinem Geist. Weit entfernt ist für Preußen die Zeit, in der Befähigung und Ehrenhaftigkeit allein für die Besetzung der öffentlichen Staatsämter die Entscheidung geben, veraltet und zum alten Eisen geworfen ist die Ansicht früherer Justizminister, daß die jeweils ältesten Rechtsanwälte die Anwartschaft auf Ernennung zum Notar haben. Die Konfession, nur die Konfession allein entscheidet. Für den jetzigen Chef der Justizverwaltung ist es ein entsetzlicher Gedanke, daß die Mehrheit der Notare in einer Stadt jüdischer Konfession sein könnte. Zwar die jüdischen Rechtsanwälte und Notare erfreuen sich in den

Kreisen aller Konfessionen eines gleichen Vertrauens wie ihre christlichen Kollegen, zwar das Publikum, das Rechtsanwälte aufsucht, macht keine Unterschiede zwischen christlichen und jüdischen Anwälten, zwar die Justizverwaltung selbst erkennt an, daß die jüdischen Rechtsanwälte mit nicht geringerer Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit als die christlichen Anwälte ihres Berufes walten, — tut nichts; bei der Besetzung des Notariats wird der jüngste christliche Rechtsanwalt von einjähriger Anciennität den 23 Jahre im Berufe tätigen verdienstvollen jüdischen Anwalt und 30 anderen, dienstälteren, an Befähigung und Ehrenhaftigkeit ihm unbestritten nicht nachstehenden Rechtsanwälten vorgezogen. Man verschließt den Juden geflissentlich alle Staatsämter und akademischen Berufe, man drängt sie von Staatswegen ausschließlich in die Rechtsanwaltschaft und in den ärztlichen Beruf hinein, aber man glaubt trotzdem ein Recht zu haben, sich darüber aufzuregen, daß sie in diesen Berufen überwiegen.

Was nützen alle schönen Reden bei Kaiserbesuchen, Ministerreisen und Banketten? Wie oft haben wir nicht von der Zusammenfassung aller deutschen Elemente ohne Unterschied der Konfession in unserer Stadt und Provinz gehört? Was wird über eine auf das geeinte Deutschtum sich stützende Ostmarkenpolitik nicht zusammengeschrieben und zusammengeredet? Worte, nichts als Worte! Man predigt Einigkeit und man erregt Verbitterung, man predigt Zusammenfassung, und man treibt auseinander. Es ist eine schwer begreifliche Kurzsichtigkeit, die da glaubt, mit solchen Taten eine fruchtbare Politik in den Ostmarken treiben zu können. Eine sich ihrer Ehre und Würde bewußte Bevölkerungsklasse kann auf die Dauer eine Politik der systematischen Zurücksetzung nicht ertragen, ohne in ihrer Stellungnahme zu allen öffentlichen Angelegenheiten die unabweisliche Konsequenz zu ziehen. Denn allgemach wird es klar, daß diejenigen, die unsere jüdische Bevölkerung unter dem Vorgeben der Gleichheit aller Konfessionen für die Ostmarkenpolitik der Regierung zu gewinnen suchen, nach dem oft, aber nicht immer, bewährten Rezept handeln: „Richtet Euch nach unseren Worten, aber nicht nach unseren Taten."

**Wien,** 10. Dezember. Die „Oesterr. Wochenschrift" schreibt: Im Vereine „Christliche Familie" hat Bürgermeister Dr. Lueger letzten Sonntag eine Rede gehalten, in welcher er zur Rückkehr zum „alten Katechismus" aufforderte. Der Katechismus ist bekanntlich eine kurze, prägnante Zusammenfassung der Lehren der Kirche; der Antisemitismus hat bei seiner Entstehung gleichfalls geglaubt, seine „Heilslehren" in einen Katechismus bringen zu müssen. Der Wiener Bürgermeister Dr. Lueger fühlt sich gedrungen, denselben seinen Gläubigen wieder in Erinnerung zu bringen. Vor Allem eine These des „alten Katechismus": „Kauft nur bei Christen!" Die Weihnachtszeit, die schöne Zeit des Gebens und des Nehmens, scheint ihm besonders geeignet, diese These wieder zur Geltung zu bringen. Die Weihnachtswoche ist eine Geschäftswoche und der Antisemitismus selbst ist ja auch nichts anderes als ein Geschäft, notabene ein Geschäft en gros, und somit ist auch der Kausalnexus hergestellt. . . . „Es ist gut", sagte der Herr Bürgermeister. „daß wir es schon so weit gebracht haben, daß sich jede Christin schämt, zu einem Juden hineinzugehen, noch besser wird es sein, wenn sie überhaupt zu keinem Juden hineingeht. Die Christen sollen bei den Christen einkaufen und die Juden bei den Juden. . . . Jeder muß seinen Nächsten unterstützen und uns Christen sind die Christen die nächsten." — Eine gemeinderätliche Kommission, die mit der Aufgabe betraut war, für die armen Kinder Stoffe anzukaufen, hat in einem jüdischen Geschäfte den Einkauf besorgt. In öffentlicher Gemeinderatssitzung hierüber interpelliert, mußte der Obmann besagter Kommission erklären, daß die Kommission in keinem christlichen Geschäfte die Waare in so guter Qualität und zu so billigen Preisen erhalten konnte, als eben im jüdischen Geschäfte.

**Antisemitismus im französischen Heere.** Es ist unzweifelhaft mehr als geschichtliches Interesse, die inneren Zustände des französischen Heeres nach der antisemitischen Richtung von dessen Oberhaupte, dem früheren Kriegsminister, geschildert zu sehen. Es seien deshalb hier einzelne Angaben, die General André in der Deputiertenkammer über die Gesinnungen des Offizierkorps machte, im Wortlaut angeführt. General André erzählte u. a.:

„In manchen Regimentern fragt man die Offiziere nach ihrer Religion. Einer trägt einen jüdisch klingenden Namen. Man ächtet ihn, solange er nicht durch Vorzeigung seines Taufscheines beweist, daß er kein Jude ist. Ein Offizier erklärt, er wolle in der Unteroffizierschule keinen Juden dulden. Ich versetze ihn strafweise. Der Schulkommandant lehnt sich gegen meine Maßregel auf und verlangt seines Amtes enthoben zu werden. In einer Offizierschule erteilt ein Prüfer einem jüdischen Mitbewerber die Zensur 14. Der vorsitzende Oberst erklärt: „Ich will keinen Juden zulassen, ich erteile ihm die Zensur 2." Ein Leutnant rechnet es seinem Kameraden als Schuld an, daß er im Leichenzug der Gattin eines Präfekten mitgegangen ist. . . . In Orleans begegnet der jüdische Generalstabshauptmann Picard einem Kameraden und grüßt ihn. Der Gegrüßte erwiderte den Gruß nicht. Hauptmann Picard stellt ihn zur Rede. Der Kamerad antwortet: „Ich grüße keinen Juden." Hauptmann Picard schickt ihm seine Kartellträger. Er erwidert: „Ich schlage mich nicht mit einem Juden." Hauptmann Picard erstattet nunmehr beim Oberst Anzeige, der ihn beschwört, keine Geschichten zu machen, und die Sache vertuscht. Hauptmann Picard wird in einen Infanteriedivisionsstab versetzt. Das Offizierkorps ächtet ihn. Der Divisionsgeneral erstattet einen vom Korpsführer an den Kriegsminister weitergeleiteten Bericht, wonach über diesen Offizier die ehrenrührigsten Gerüchte umlaufen, sein Charakter verdächtig sei und man ihm keine militärischen Geheimnisse anvertrauen könne. Es wird hinzugefügt, Hauptmann Picard habe sich geweigert, sich mit einem Kameraden zu schlagen, der ihn beleidigt habe! Der Bericht verlangt die Versetzung Picards. General de Galliset antwortet, man müsse diesen Offizier einer strengen Untersuchung unterziehen, deren Ergebnis ihm mitzuteilen sei. Ein Jahr vergeht, ohne daß man dem Kriegsminister antwortet. Inzwischen aber bleibt Hauptmann Picard fortwährend geächtet. Er hat keine Ahnung von den Beschuldigungen, die auf ihm lasten. Ich erhalte von dieser Sachlage auf nichtamtlichem Wege Kenntnis. Ich fordere das Ergebnis der von meinem Vorgänger ein Jahr vorher angeordneten Untersuchung ein. Nun antwortet man mir, man habe die Tatsachen übertrieben. Ich befehle dem Divisionsgeneral, bestimmte Angaben zu machen. Er ist zum Geständnis gezwungen, daß alle behaupteten Tatsachen ohne eine Ausnahme falsch sind. . . . Da hat nun ein Offizier ein Jahr lang unter bestimmten Anklagen gestanden und er brauchte ein anderes Jahr, um förmlich wieder in den Stand der Ehre eingesetzt zu werden. In Le Mans wird Leutnant Gluck, den man in Verdacht hat, Jude zu sein, bei seiner Ankunft im Regiment vollständig geschnitten. Seine Kameraden sprechen nur dienstlich mit ihm. In der Offizierspension ist eine Waffentrophäe mit einer preußischen Pickelhaube als Mittelstück. An den Tagen, wo Leutnant Gluck Urlaub hat, verschwindet dieser Helm, und man verbreitet, er nehme ihn mit. Gluck stellt den Tischältesten zur Rede. Er giebt ausweichende Antworten. Gluck fordert ihn. Da greift der Oberst ein und verbietet den Zweikampf. Der Vater des jungen Mannes beschwert sich über die Behandlung, die sein Sohn erleidet: Der Oberst erwidert, Zuneigung lasse sich nicht befehlen. Einige Kameraden möchten die Zurückhaltung aufgeben; man bedeutet ihnen, in diesem Falle würde man sie selbst ächten. Ein einziger Offizier

wagt es, sich von dieser Verabredung loszusagen; sofort wird auch er in Verruf erklärt. Ich habe mich gezwungen gesehen, Leutnant Gluck zu versetzen, und es wird mir nichts übrig bleiben, als seinen Freund ebenfalls aus dem Regiment von Le Mans zu entfernen."

Damit aber unsere deutschen Antisemiten nicht allzusehr frohlocken, wollen wir auch für sie eine kleine Blüte aus dem Strauß der Erzählungen des französischen Kriegsministers pflücken.

„Ein katholischer Leutnant heiratet eine Protestantin in deren Kirche. Man ächtet ihn und der Oberst läßt ihn wissen, daß man ihn als mit einem Weib in einem unerlaubten Verhältnis lebend ansehen werde, so lange er sich nicht auch in der katholischen Kirche trauen lasse."

Diese Zustände muß man kennen, um zu begreifen, daß die geächteten Offiziere sich schließlich zusammentaten, um an ihren Verfolgern Rache zu nehmen und Vergeltung zu üben.

---

## Ueber Wahngebilde im Völkerleben.*)

(Ein Versuch zur Erklärung des Antisemitismus.)

In der geistigen Geschichte der Menschheit haben wiederholt, ja eigentlich zu jeder Zeit**) Vorstellungen eine starke Herrschaft geübt, die sich teils in ihren Folgen grauenhaft und verderblich erwiesen haben, teils uns heute zumindest verwunderlich erscheinen.

Man bezeichnet jene trüben Ausgeburten einer vergangenen Zeit heute allgemein als Wahnideen, als Wahngebilde im Völkerleben, weil die Geschichtsforschung ihren Verlauf für abnorm, ihre Ziele für verfehlt und ihre Folgen für unheilvoll erklärt hat. Denken wir nur an die Hexenverbrennungen im Mittelalter, um anzudeuten, welche Gruppe von Volkserregungen gemeint ist. Es ist ein neuer Begriff, durch den sich das heute erklärt und unter den sich jene Verirrungen menschlichen Geistes einreihen lassen.

Das ärztliche Studium der Suggestion, der Hypnose, des Mesmerismus und tierischen Magnetismus hat uns jene geistigen Volksepidemien verstehen gelehrt. Das waren keine Geisteskrankheiten. Denn diese entstehen nur auf dem Boden einer eigenen, konstitutionellen Veranlagung, die meist vererbt ist; eine Geisteskrankheit kann ebensowenig wie die Gicht oder Zuckerkrankheit in epidemischer Ausbreitung herbeigeführt werden. Nervosität und Hysterie lassen sich schon eher verbreiten, und zwar durch starke Erregungen: Hysterische Hausepidemien in Schulen sind nicht selten; Dr. Laquer***) hat im Jahre 1887 an 16 Mädchen der Schule in Schwanheim bei Höchst das epidemische Auftreten von hysterischem Nervenzucken beobachtet. Durch Suggestion, Hypnose lassen sich Muskelkrämpfe, Visionen und Hallucinationen künstlich erzeugen. Die Ekstase, die religiöse Sekten einst mit dem Schauer des Geheimnisvollen umwoben, ist heute noch zu finden, da, wo sie der Islam und das Heidentum uns zeigen, (z. B. die der tanzenden und heulenden Derwische), oder bei hysterischen Anfällen von Personen, die nicht ihrem eigenen Willen, sondern jenem einer fremden Macht anzugehören scheinen. Die nervöse Grundlage dieser Erscheinungen bildet die religiöse Uebung, Fasten, Kasteiung, Askese, bei Leuten, die sich dazu völlig trainieren. Die Künste der indischen Fakire gehören in diese Kategorie.

Der Schlaf oder Hypnose ist nicht immer nötig, um einer Menge etwas zu suggerieren; man kann durch Erregung starker Vorstellungen das Denken und Handeln des Menschen auch im wachen Zustande beherrschen und ihm absichtlich einen bestimmten Inhalt aufdrängen. Diese Macht der Suggestion greift tiefer als die Macht des logischen Denkens und der Ueberzeugung. Die Suggestiv-Idee wirkt auf die Massen, ohne daß diese sich Rechenschaft über Art, Entstehung und Entwickelung ihrer Wirkung geben. Je größer die Verbreitung dieser Idee, desto empfänglicher wird der Einzelne, und diese Eigenschaft ist es, die seit undenklichen Zeiten in der Form unheilvoller Wahnideen unsägliches Unglück über viele Völker gebracht hat.

Die Ziele waren unheilbringend und töricht, eine Begründung wurde gar nicht versucht. „Zuerst springt einer hinüber", sagt Elias Lang in Björnson's „Ueber unsere Kraft", „dann ein zweiter, dann folgen zehn, dann hundert und endlich tausend. Es gehören tausend dazu, ehe sich Millionen zum Sprunge bereit machen, dann aber sind sie unwiderstehlich."*)

Die Massensuggestion zeigt sich bei allen Völkern, sie ermöglichte einerseits die Verbreitung der Weltreligionen, förderte andererseits aber auch den Aberglauben und die Verfolgungswut.

Wahnideen sind nicht selten rückfällige Kulturerscheinungen, denn es ist erwiesen, daß zahlreiche derartige Ideen ohne jede positive Motivierung, mit Zuhilfenahme ganz falscher Voraussetzungen und Schlüsse vom menschlichen Geist Besitz ergriffen, ihn mit tiefer leidenschaftlicher Erregung erfüllten und zu impulsiver fanatischer Bestätigung anspornten.

Am Anfange einer solchen suggestiven Wahnidee hemmt der Intellekt Einzelner die weitere Verbreitung; sowie jedoch die einem krankhaften Hirne entsprungene Idee Viele ergreift, kann keine Macht das lawinenhafte Anschwellen mehr aufhalten. Ein Beispiel für derartige geistige Verirrungen sind die Ausschreitungen verschiedener Priesterkasten, einzelner Prophetismus im Mittelalter (Johann von Leyden) und mönchisches Asketentum. Die Verbreitung des weltfremden Einsiedlertums im 4. Jahrhundert führte zu impulsiven Uebertreibungen der Abtötung des Fleisches, die fanatisch maßlos bald zu einer geistigen Epidemie jener Zeiten auswuchs.

Ein zweites Beispiel eines viel schrecklicheren Massenwahnes liefert die Periode der Hexenprozesse. Zwei Jahrhunderte, vom 15. bis 17., hat sie sich mit beispielloser Grausamkeit auf dem Höhepunkte gehalten und noch bei Lebzeiten Schillers und Goethes im Jahre 1787 hat in Deutschland ein Weib als „Hexe" auf dem Scheiterhaufen geendet. Die Hexenprozesse wurden als Kampf mit dem Teufel aufgefaßt. Die Richter standen als Opfer der Suggestion da und nahmen den größten Unsinn als unumstößliche Tatsache hin.

Die Idee des Teufels ist ein uralter Volksglaube. Die Furcht vor der Zauberei, vor dem „bösen Blick" ist heute nicht nur bei den wilden Völkern, sondern noch vielfach in der Landbevölkerung vorhanden. Zu der Zeit, als die Flagellanten unter Selbstpeinigung wehklagend die Länder durchzogen und das Volksgemüt verdüsterten, wurden die Hexenprozesse ins Leben gerufen. Damals wütete der schwarze Tod, die furchtbare Pestseuche in Europa, die im 14. Jahrhundert binnen sechs Jahren 25 Millionen Menschen hinraffte, den vierten Teil der gesamten Bevölkerung Europas. Zuerst wurden die Juden als Brunnenvergifter für schuldig erklärt und zu vielen Tausenden gemordet; als dies nichts half, wandte das Volk seine Wut gegen unschuldige Mädchen und alte Frauen, die sie der Hexerei und satanischer Verhältnisse beschuldigte. Im Bistum Trier wurden in einem Jahre 800 Hexen verbrannt, in Toulouse 400 an einem Tage. Ein einziger Richter, Remy in Nancy, hat in seiner persönlichen Jurisdiktion 800 Hexen dem Scheiterhaufen

---

*) Aus der Monatsschrift des Dr. Friedmann „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens".

**) Dr. Friedmann: Aus der Monatsschrift der „Oesterreichisch-Israel. Union."

***) Dr. Laquer: Zeitschrift des e. Vereines: Leipzig 1902. Bruno Zechel.

*) Dr. Laquer l—c.

überantwortet. Der Hexenhammer „Malleus malleficarum“ hat durch drei Jahrhunderte als Kanon für diese Hexenprozesse Gesetzeskraft behalten. Ernst Weiner und Montaigne nahmen gegen diese traurigen Justizmorde Stellung. Folterqualen erpreßten Geständnisse von den armen, zumeist hysterischen oder geisteskranken Mädchen und Frauen und die Richter glaubten, auf Grund und unter dem Einflusse der suggestiven Idee eines Kampfes mit dem Teufel, daß diese Geständnisse wahr seien. Aber nicht blos religiöses Denken hat zu solchen krankhaften Entartungen der Volksseele geführt, auch auf weltlichem Gebiete gab es solche geistige Epidemien, bei denen die Vernunft ebenfalls beiseite gesetzt wurde.

Dahin gehört die Tulpenmanie in Holland, um nur ein hervorstechendes Beispiel zu erwähnen. Die Tulpe war im 16. Jahrhundert nach Europa gekommen, sie wurde bald Zierpflanze der Mode und die Nachfrage nach ihr steigerte sich rasch durch Terminspekulationen und Differenzgeschäfte. Alle Welt begann Tulpen zu züchten, die Preise stiegen; ein Taumel ging durch Holland, Hab und Gut wurde verkauft, um nur eine Tulpe zu besitzen. Auf 10 000 Goldgulden stieg der Preis für die Zwiebelvarietät „Semper Augustus“. Im Jahre 1637 erreichte diese wahnsinnige Spekulation den Höhepunkt, es kam ein Dédacle und mit ihm der Ruin des Handels und tausender Existenzen in Holland.

Die John Law'sche Transaktion in Frankreich, die Gründung eines Mannes, der eine Gesellschaft mit Monopolen für Außenhandel gründete, war von dem gleichen suggestiven Impulse, schnell und leicht reich zu werden, ausgegangen und endete gleich klägich. Das Defizit von vielen Hunderten Millionen Francs hatte noch eine größere Panik zur Folge, als die Wahnidee der Tulpengeschäfte in Holland.

Auch an rein politischen Wahnideen hat es nicht gefehlt. Die Pariser Kommune, eine wilde und grausame, von Anarchisten angezettelte Massenbewegung hatte gewiß viele Geisteskranke unter ihren Führern und Führerinnen und hat viele Tausende Männer und Frauen zu tierischen Taten angeeifert. Als den Urheber der Kommune können wir den Anarchismus bezeichnen, den Proudhon im Jahre 1840 begründen half und den ein deutscher Philosoph, Max Stirner, der Apostel des krassen Egoismus fortsetzte und der viele Anhänger zur „Propaganda der Tat“ begeisterte. Die Schreckuisse eines Ravachol, Caserio und Bresci haben wir alle miterlebt. Auch der Anarchismus trägt die Charaktere einer Wahnidee.

Ist der Antisemitismus in seiner brutalen Form, dies konsequente Festhalten an der Idee des Ritualmordes nicht ebenso eine Wahnidee wie jene der Hexentöter im Mittelalter? Hat in den letzten Jahren nicht die ganze gebildete Welt mit Staunen und Mißbilligung gesehen, wie fast das gesamte französische Volk die gewaltige Rechtsbeugung durch die Justiz des Heeres unterstützt hat, als es galt, einen einzelnen Juden, den Kapitän Dreyfus als ehrlosen Vaterlandsverräter zu stigmatisieren? Diese Suggestiv-Idee war verquickt mit der volkstümlich gewordenen Revanche-Idee, die sich gegen Deutschland kundgab, und mit einer antisemitischen Hetze. Dies beweist uns nur, daß es trotz aller Fortschritte der Kultur, des Wissens und der Bildung fast kein Land in Europa gibt, in dem nicht eine sinnwidrige, in ihren Zielen häßliche, fanatische Idee einen fruchtbaren Boden findet, wenn nur fanatische Agitatoren es verstehen, die richtige Seite des Volksgeistes anzuschlagen.

Wahnsinnige Verstümmelungen, Selbstbegräbnisse verüben heute noch russische Sektirer aus religiösem Eifer. Ein Jahrzehnt lang hatte die Bewegung des Mahdi den Sudan entflammt, unter den gebildeten Klassen hat der Spiritismus und die sogenannte Naturheilkunde eine Unzahl von Anhängern. Das gesprochene Wort des fanatischen Agitators, seine donnernde Stimme, rauschende Musik wirkten ehedem bei den Orakeln und heiligen Hainen, heute noch bei den Aposteln der Heilsarmee und den Gesundbetern. Wie groß ist heute durch die Erfindung Gutenbergs die Propagierung einer Wahnidee durch eine gewissenlose Presse! Wie hätte sich einst der unsinnige Wahngedanke des Ritualmordes in Tißa-Eßlar, in Xanten am Rhein, in Polna und in Konitz überall mit gleicher Kraft erheben können? Mußte nicht das deutsche Volk, das Volk der Dichter und Denker, mit tiefer Beschämung sehen, daß in Konitz Trunkenbolde und Idioten zum Mittelpunkte einer Beweisführung gemacht wurden für einen Massenwahn, der über eine ruhige strebsame Stadt den Fluch der Thorheit und krassen Unkultur heraufbeschwor, gleichzeitig aber die wirklichen Mörder dem irdischen Richter entzog? Und sind über den „Ritualmord“ zu Polna die Akten geschlossen? Hat sich das strebsame, sonst so kulturell hochstehende böhmische Volk nicht in den Augen aller Objektiven als mit einer Wahnidee behaftet erwiesen?

So ist nun, heute wie vor 1000 Jahren, die Hemmung des gesunden Verstandes bei den Völkern schwächer als die psychischen Erregungen. Ja es ist heute noch wie zur Zeit der Hexenprozesse möglich, daß irregeleitete, selbstsüchtige fanatische Agitatoren die Völker in ihren geistigen Bewegungen beherrschen können.

Es erwächst nun den gebildeten Klassen die Pflicht, durch unermüdliche Aufklärung, durch fortschrittliche Schulbildung, durch unermüdliche Propagierung der Volksbildung jenen furchtbaren Verirrungen nach Kräften vorzubeugen. Die Regierungen haben im Interesse der salus publica die Pflicht, derartige Verirrungen eventuell mit Gewalt zu unterdrücken; die herrschende Staatsgewalt, ihre Organe können in Verbindung mit den Seelsorgern, den Lehrern und anderen Gebildeten, die guten Sinnes sind, durch Aufklärung und Anleitung an die Heilung derartiger Geisteskrankheiten des Volkes schreiten.

Den Völkern, der Gesamtmenschheit tut noch — Erziehung not. Die besonnene Handhabung der Vernunft und eine das geistige und soziale Leben der Gegenwart berücksichtigende Weltanschauung, endlich die sittlich-religiöse Erziehung der Jugend sind die besten Schutzmittel gegen die unseligen Wahnideen. Dann wird im 20. Jahrhundert auch die Wahnidee des Antisemitismus und des Ritualmordes schwinden. Dann wird der befreiende, beseligende Völkerfrühling kommen, in dem für „die Schmach des 19. Jahrhunderts“ kein Platz sein wird, ein Frühling, von dem der Dichter singt:

„Keim und Sproß
Entsprießt seiner Kraft
Mit zarter Waffen Zier
Bezwingt er die Welt
Winter und Sturm,
Weichen der starken Wehr.“

Dr. Max Stransky.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen“** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Maadeburgerstr. 14.

Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post.

Nr. 51. Berlin, 21. Dezember 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht. Telephon: Amt 6 Nr. 3575.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Bankrat a. D. Benoit, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Graf Posadowsky und die „Mittelstandspolitiker."

Dem Staatssekretär des Innern, dem selbst seine enragiertesten Gegner eine hervorragende Sachkenntnis nicht absprechen können, gebührt das Verdienst in der Sitzung des Reichstags vom 13. d. Mts. anläßlich der Beratung eines Antrags auf Einführung der obligatorischen Handwerkerversicherung die verschwommene, rückständige Gefühlspolitik der berufenen und unberufenen Mittelstandspolitiker in klarer und überzeugender Weise dargelegt zu haben. Wir geben die Kernsätze der Rede in Folgendem nach dem amtlichen stenographischen Bericht wieder.

Der Staatssekretär bestritt zunächst sehr energisch die Richtigkeit der Behauptung, mit der die agrarische und antisemitische Presse schon seit den letzten Wahlen überall gegen ihn krebsen gegangen ist, daß er ganz allgemein behauptet habe, mit dem Handwerk sei es aus.

„Nein, fuhr Graf Graf Posadowsky fort, eine solche herzlose und törichte Aeußerung habe ich nie getan; aber ich habe allerdings gesagt, daß es unter den modernen industriellen Verhältnissen für gewisse Zweige des Handwerks immer schwerer werde, mit dem Großbetriebe Schritt zu halten, und daß man die Hilfe des Handwerks nicht in einer veralteten, fast mittelalterlichen Gesetzgebung suchen soll, sondern darin, daß man die kaufmännischen Kenntnisse und das gewerblich-technische Verständnis und Geschick des Handwerks vertieft, daß man es dem Handwerk erleichtert — und da mag man einmal einen tiefen Griff in die Staatskasse tun, die besten Maschinen, die es gibt, in ihrer Anwendung kennen zu lernen und sich anzuschaffen, und daß die Kommunen den Handwerkern eine billige automatische Kraft von einer Zentralstelle aus zur Verfügung stellen, eine Kraft, die es dem Handwerker ermöglicht, im Wettbewerb mit den Großbetrieben immer noch bessere, individuelle Arbeit zu leisten.

Die Handwerkerfrage ist verkoppelt mit der ganzen Mittelstandsfrage, und ich habe in dieser Beziehung Aeußerungen in diesem hohen Hause gehört, denen ich nur sehr bedingt beistimmen kann. Es macht sich jetzt bei der Behandlung dieser Mittelstandsfrage, ebenso wie es von der äußersten Linken geschieht, eine Feindschaft gegen die Assoziation des Kapitals geltend Die Assoziation des Kapitals macht sich geltend in den großen Banken, die damit den Geldmarkt beherrschen wollen; sie macht sich geltend in den industriellen Kartellen und trustartigen Ringen, die sich assoziieren, um Rohstoffe, Halbfabrikate und Ganzfabrikate zu liefern, und sie macht sich endlich geltend in den großen Warenhäusern, die auch nichts anderes sind als eine Assoziation des Kapitals, um dem Publikum seine täglichen Lebensbedürfnisse zu liefern. Ich gestehe ohne weiteres: Diese Assoziation des Kapitals hat sehr düstere Seiten und ist für den Mittelstand eine große Gefahr! Darüber kann man sich nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Aber man darf auch nicht vergessen, daß auf dieser Assoziation des Kapitals sozusagen auch unser ganzer Kulturfortschritt beruht. Würden wir denn ein so hoch kultivierter Staat sein, wie Deutschland jetzt ist, ohne die Assoziation des Kapitals? Haben wir denn nicht durch die Assoziation des Kapitals alle die großen Verkehrseinrichtungen, alle die Einrichtungen, die einem Kulturstaat den Stempel aufdrücken, überhaupt erst erreicht? Und wie kommt es, daß andere kapitalärmere Staaten auch kulturell rückständig sind? Weil sich dort die Assoziation des Kapitals nicht bilden kann, weil man dort nicht den Mut und die Rechtssicherheit hat, sich zu großen Unternehmungen zu vereinigen und die Kultureinrichtungen zu schaffen, auf die wir schließlich doch stolz sind, und deren wir uns erfreuen.

Man greift die Warenhäuser an, man hat auch versucht, sie durch eine Warenhaussteuer einigermaßen in ihrem wirtschaftlichen Einfluß unschädlich zu machen, — ich glaube, bisher ohne irgend welchen sichtbaren Erfolg ... Ich meine, wenn man die modernen Kapitalvereinigungen, die auf manchen Gebieten überhaupt nur im Stande sind, das zu schaffen, was die moderne Kultur erfordert, angreift, darf man auch nicht ganz vergessen, welcher Kulturfortschritt andererseits in mancher Beziehung durch diese Assoziationen geschaffen ist."

Der Staatssekretär kam dann auch noch auf die Bestrebungen zu sprechen, die Gewerbefreiheit aufzuheben:

„... Ich habe Aeußerungen hier im Laufe der Generaldebatte gehört, die auf einem ziemlich feindlichen Standpunkt gegenüber der Gewerbefreiheit zu stehen scheinen. Die Gewerbefreiheit ist zusammen geboren worden mit der Redefreiheit in den Parlamenten und mit der Preßfreiheit, und von den beiden letzten Freiheiten macht man doch einen ziemlich weitgehenden Gebrauch. Ich glaube, wer auf dem Standpunkt der Rede- und Preßfreiheit steht, der wird auch nicht die Gewerbefreiheit beseitigen wollen und beseitigen können."

Der Staatssekretär schloß diesen Teil seiner Rede mit den Worten:

„ . . . Weder ein sozialistischer Volkstribun, noch der extremste Vertreter der Mittelstandspartei wird es ermöglichen, sei es durch eine kollektivistische Gesetzgebung, sei es durch eine Gesetzgebung, die zu längst überwundenen wirtschaftlichen Formen zurückkehren will, die moderne wirtschaftliche Entwickelung aufzuhalten, in der wir uns befinden, und auf der schließlich unser ganzes Staatswesen beruht. Beide Richtungen werden nie realisiert werden."

Es war zu erwarten, daß die gesamte der modernen wirtschaftlichen Entwickelung feindlich gesinnte Presse diese sachlichen nüchternen Darlegungen des Staatssekretärs des Innern sehr mißfällig vermerken werde. In der Tat hat sich denn auch durch den gesamten reaktionären Blätterwald ein förmlicher Sturm der Entrüstung erhoben. Die agrarischen und konservativen Blätter übertrumpften in der Schärfe des Tons sogar noch die antisemitische Hetzpresse, die ja von jeher auf den Staatssekretär des Innern nicht gut zu sprechen gewesen ist. Das Hauptorgan des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tagesztg." bezeichnete den Staatssekretär ziemlich unverblümt als einen Schrittmacher der Sozialdemokratie, das führende Organ der Konservativen, die „Kreuzztg." sieht in ihm einen Manchestermann von reinstem Wasser.

Die Kritik der spezifisch antisemitischen Blätter war, wie schon gesagt, verhältnismäßig noch gelinde, nur das Münchener Antisemitenorgan, das Wengg'sche „Deutsche Volksblatt" simulierte einen kleinen Todsuchtsanfall:

„Es fehlt uns der parlamentarische Ausdruck, um die Sorte von Staatsmännern richtig zu beurteilen, welche in Herrn v. Posadowsky vertreten sind. Es ist ja überhaupt kaum möglich, mit Leuten ernstlich zu diskutieren, welche, wie Graf Posadowsky die deutsche Rede- und Preßfreiheit mit der Gewerbefreiheit vergleichen. Wir wollten, wir hätten die Preßfreiheit, dem Grafen Posadowsky und seinen Auftraggebern zu sagen, was wir von ihnen und ihrer Wirtschaftspolitik denken."

Die gesamte übrige Presse dagegen, auch die des Zentrums, die sonst zum Teil ebenfalls im zünftlerischen Fahrwasser segelt und die „jüdischen" Warenhäuser für die Not des Handwerkstandes verantwortlich macht, zollte den fachverständigen Ausführungen des Grafen Posadowsky ihren vollen Beifall.

Es bricht sich also erfreulicherweise immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß die Versöhnung der Gegensätze nicht in der Herabdrückung der Starken zu den Schwachen zu finden ist, sondern, wie die „Köln. Ztg." in einem Kommentar zu der Rede des Grafen Posadowsky des Näheren ausführt, in der möglichst freien und ungehinderten Entwickelung der Starken, derart, daß die Volkswirtschaft als ganzes eine Hebung erfährt, aus der auch die Schwachen ihre Vorteile ziehen. Das in diesem Gesetze liegende Prinzip will letzten Endes die Wirtschaftskräfte so frei zur Entfaltung kommen lassen, daß im Wirtschaftsorganismus bald die veralteten ungesunden Faktoren ausgestoßen werden und daß durch deren Freiwerden dem Gesamtkörper neue Kräfte zugeführt werden.

Unter Mittelstand im weitern Sinne versteht man alle Klassen, die weder zu den unselbständigen Fabrikarbeitern noch zu den Reichen gehören; demnach umfaßt der Begriff Kaufleute, Beamte, Handwerker, Detaillisten, kleinere Pensionäre und Rentner, die höhere Schicht der Arbeiter 2c. Alle diese werden unter dem Begriff des Mittelstandes zusammengefaßt, und dieser große Kreis von Menschen muß sich infolge des Wirtschaftsfortschrittes der Ersetzung der Handarbeit durch Maschinenbetrieb andauernd vermehren. Allein innerhalb dieses großen Kreises nehmen die Schichten, die an der Beschneidung der Großbetriebe ein wirtschaftliches Interesse haben, nur einen recht unbedeutenden Raum ein. Alle anderen Schichten aber, die man mit dem Sirenen-Wort „Mittelstand" eingefangen hat, haben nicht allein kein Interesse an der Erhaltung dieser Wirtschaftsklasse, sie haben vielmehr den größten Vorteil von der modernen Entwickelung mit ihrer Verbilligung der Warenpreise.

Auch der stets angeführte ideelle Gesichtspunkt von der Selbständigkeit und wirtschaftlichen Freiheit muß auf sein berechtigtes Maß herabgeschraubt werden. Einmal ist es mit der genannten Selbständigkeit der kleinen Handwerker nicht weit her, denn zum größten Teil sind sie doch indirekte Angestellte der Großbetriebe, und dann muß man sich fragen: warum denn dieser Gesichtspunkt allein bei den Handwerkern als wertvoll in Betracht kommen soll, wo alle die Stände der abhängigen angestellten Staatsbeamten und Kaufleute nicht weniger Anspruch auf ideelle Freiheit erheben?

Die Mittelstandsretter gehen von dem ökonomischen Fehlsatze aus, die schwachen und unhaltbaren Mittelglieder des modernen Wirtschaftsorganismus künstlich zu erhalten durch Schwächung der konkurrierenden Großbetriebe, statt möglichst zu versuchen, diese schwachen Faktoren zu einer wirtschaftlich berechtigten Stufe zu erheben. Als Mittel schlagen sie insbesondere die Unterdrückung der Warenhäuser und der Konsumvereine vor. Mit aller Schärfe muß auf die Rückständigkeit dieser Wirtschaftspolitik hingewiesen werden, die das zweite ökonomische Prinzip: Verbilligung der Lebenshaltung — neben der Verbesserung der Technik — ausschalten will.

Wenn die Mittelstandspolitik darin besteht, die moderne Technik zu hemmen, so ist das beklagenswert, trifft aber nur die Leute, die sich selbst dagegen stemmen. Wenn sie aber dazu dient, die Lebensmittel für die große Menge des Volkes durch wirtschaftshindernde Maßregeln zu verteuern, so wird sie gemeingefährlich.

Diese künstlichen Mittel werden eine organische Entwickelung der Volkswirtschaft doch nicht aufhalten. Ist aber der handwerksmäßige Betrieb — wie die Mittelstandspolitiker sagen — in seinem heutigen Umfange wirtschaftlich berechtigt, so wird er sich nach ökonomisch untrüglichen Grundgesetzen auch selbst erhalten können. Immer wird es und muß es Kleinbetriebe handwerksmäßiger Art geben, die so subjektiver Natur sind, daß sie nicht im Großbetriebe aufgehen können. Auch sie sind wirtschaftlich berechtigt und es liegt im Interesse des Staates, sie in ihrer weitern Entwickelung zu fördern und auf eine möglichst hohe Stufe der Vollkommenheit zu heben. Die andern wirtschaftlich überlebten und auf die Dauer nicht lebensfähigen Gebilde des Mittelstandes künstlich mit den Mitteln der Gesamtheit zu erhalten, ist nicht die Aufgabe des modernen Wirtschaftsstaates und heißt gegen organische Gesetze des Wirtschaftslebens auf Kosten eines gesunden Fortschritts sündigen.

## Aus den Parlamenten.

Der Abg. Liebermann von Sonnenberg hat, wie bereits mitgeteilt, im Reichstag seine Empfehlung der Wehrsteuer mit der vom Zaune gebrochenen nichtsnutzigen Verdächtigung eingeleitet, daß die Juden sich mit Vorliebe dem Heeresdienst entzögen. Der freisinnige Abg. Schrader erwiderte ihm hierauf am 7. d. M. mit vollem Recht:

„Bisher liegt die Sache umgekehrt. Die Juden in Deutschland beschweren sich darüber, daß sie beim Heeresdienst nicht die genügende Berücksichtigung finden.

Er (Liebermann von Sannenberg) hat exemplifiziert auf die russischen Juden. Nun, wenn etwas unbillig ist, ist es dies. In Rußland wollen nicht blos die Russen den Dienst in der Armee in diesem Kriege nicht tun. Sie werden vielleicht wissen, meine Herren, daß durch militärische Gewalt die Rekrutenaushebungen besorgt werden müssen. Wenn die Juden, wie die Russen, versuchen, sich dem Militär-

dienst zu entziehen, so kann man ihnen das noch weniger verdenken. Sollen sie willig in diesem Kriege einem Staate Dienste leisten, der sie in keiner Weise schützt, der nichts tut, um gegen sie gerichtete Revolten zu beseitigen, von dessen Beamten man im Gegenteil sagen kann, daß sie diese Revolten unterstützen?"

Herr Stöcker lieferte in der Sitzung des Reichstages vom 9. d. M. bei seiner Empfehlung einer Reichserbschaftssteuer — eine Forderung übrigens, die zuerst von den Liberalen erhoben worden ist — einen nicht uninteressanten Beitrag zu dem Kapitel vom Mammonismus. Er erzählte nämlich:

„Ich habe im vorigen Jahre von zwei Familien, von einer vornehmen adligen und einer reichen bürgerlichen Familie, als der Erbfall eintrat, fast dieselben Worte gehört. Niemand auf der Welt — sagten beide — ist unglücklicher als unsere Familien, nur wegen des Mammons und wegen der großen Erbschaft."

(Heiterkeit und sehr gut rechts.)

Natürlich kann es sich nur um zwei fromme christliche Familien handeln — mit anderen wird Herr Stöcker wohl kaum so intim verkehren — die schon so stark vom Geist des Mammons infiziert sind, der doch sonst nach antisemitischer Behauptung ein charakteristisches Merkmal der Juden sein soll.

Das Wort „Intelligenz" wirkt auf gewisse antisemitische Kreise, die sich ihrer eigenen geistigen Inferiorität in dem Augenblick, wo das Wort ausgesprochen wird, bewußt zu werden scheinen, häufig wie das rote Tuch auf gewisse Vierfüßler. Auch Herr Frölich geriet ganz aus dem Häuschen, als in der Reichstagssitzung vom 9. d. M., die an leitender Stelle noch ausführlich besprochen ist, das Wort „Intelligenz" in Beziehung auf die Warenhäuser fiel:

„Da wird mir, protestierte er entrüstet, schon immer ganz anders, aber keineswegs besser! Das Wort „Intelligenz" zerlegt man am treffendsten in zwei andere Worte. Einmal in Klugheit, dann in Schlauheit. Diese beiden Worte ergeben das schöne Wort Intelligenz.

Klug, meine Herren, ist der Hund, schlau ist der Fuchs; klug ist der Deutsche, schlau ist der Jude! Hier haben Sie die sogenannte heutige „Intelligenz" insonderheit der Warenhäusler."

Danach scheinen die Antisemiten auf „Intelligenz" keinen Anspruch erheben zu wollen. Das politische Anreißertum, das sie mit einer Virtuosität betreiben, die den Neid des verschlagensten „orientalischen" Gauners erregen könnte, hat freilich weder mit Klugheit noch mit Intelligenz etwas gemein, es ist einfach Gewissenlosigkeit.

## Die Juden der Gegenwart.

### V.

### Die Erwerbs- und Berufs-Verhältnisse.

„Es soll ganz und gar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Sondereigenschaften der unter uns lebenden Personen jüdischer Abstammung weit schärfer empfunden werden als diejenigen anderer Stämme und selbst anderer Nationen. Sie sind von Haus bestimmter ausgeprägt und durch die beiden Teilen gleich verderbliche tausendjährige Unterdrückung der deutschen Semiten durch die deutschen Christen in künstlicher und zum Teil grauenvoller Weise gesteigert." Diese Worte Mommsens (Reden und Aufsätze: Auch ein Wort über unser Judentum S. 416) werden nach beiden Richtungen den Verhältnissen gerecht; wie sie sich im Erwerbs- und Berufsleben der Juden entwickelt haben, und wie sie bestehen. Das ist die Auffassung eines Mannes, welcher für die Blätter der Geschichte schreibt und nicht für die Tageblätter, welche in allen Lagern nicht selten ihren Beruf darin sehen, hinabzusteigen auf das Niveau der ungelehrten und ungeklärten Meinung der Masse, anstatt sie zu geläuterten und geprüften Ansichten heranzuziehen. Wenn die Masse in ihrem größten Teil geistig von Brosamen lebt, so kann ein großer Teil der Tagespresse dieses „Verdienst" für sich in Anspruch nehmen. Alle auftauchenden Fragen werden nach einem für den Tag und den engen Horizont der Leser eingerichteten Schema beantwortet, und damit glaubt die Presse ihren Beruf erfüllt zu haben.

So kommt es, daß man häufig Aeußerungen in den Zeitungen liest, welche zwar einem bestimmten Leserkreis, nicht aber der Sache gerecht werden. Man fürchtet sich geradezu etwas auszusprechen, was einer bestimmten Kategorie von Personen unangenehm erscheinen könnte. Unangenehm ganz besonders deswegen, weil die Anhänger einer anders gesinnten Partei es sofort in ihrem Sinne ausbeuten möchten. Welch' ein törichtes Beginnen! Töricht aber auch aus dem tiefer liegenden Grunde, weil kein Volk frei ist von Fehl. Auch von den Völkern gilt das Wort: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein. Man möchte beinahe sagen: die Fehler, welche die Völker anderen am meisten und am lautesten zum Vorwurf machen, finden sich am häufigsten bei ihnen selbst: was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge.

Im Getümmel des Tages mag die Wahrheit unterdrückt werden, die Ruhe der geschichtlichen Forschung setzt sie am Ende doch in ihr Recht ein. Und so ist es auch in unserem Falle. Wenn sich manche Schlacken gerade im Erwerbsleben der Juden zeigen, so ist es eine Unwahrheit zu sagen: das ist eben ihre Eigenart oder vielmehr ihre Eigenunart. Auf der anderen Seite entspricht es auch nicht den Tatsachen, wenn man behauptet: alles was Ihr tadelt, ist die Folge Eurer und Eurer Voreltern barbarischer Unterdrückung. Eine Banalität ist es, das Wort wieder einmal auszusprechen, aber geschichtliche Wahrheiten sind nicht von heute und gestern und darum sind sie immer banal: das Richtige liegt in der Mitte. Und so hat es auch Mommsen ausgesprochen.

Manches in Erwerbskreisen der Juden nicht Lobenswerte ist ihrem Wesen immanent. Diese „Sondereigenschaften" aber sind, „durch die tausendjährige Unterdrückung der deutschen Semiten durch die deutschen Christen in künstlicher und zum Teil grauenvoller Weise gesteigert" worden.

Die Antisemiten werfen den Juden u. a. vor, daß sie ein unproduktives Volk seien. Das beweise am besten die Tatsache, daß sie sich in ihrer großen Mehrheit dem Handel zuwenden, und dieser sei unproduktiv. Wir brauchen heute bei der rückständigen Auffassung von der Unproduktivität des Handels keine Sekunde zu verweilen, wir wollen auch nicht die Frage erörtern, ob sie es denn mit ihrem Vorwurf gar so ernst meinen. Welche Eigenschaft oder welche Handlungsweise der Juden ist denn für sie kein Grund zum Tadel? Wäre es anders, wenn diese sich in Masse der Landwirtschaft zuwendeten?

Aber nicht leugnen wollen wir, daß die Juden ein großes Kontingent zum Handel stellen. Wir hatten bereits im vorigen Artikel zu bemerken Gelegenheit, daß die Juden unter dem Königtum ein handeltreibendes Volk wurden, während es vor dieser Zeit sich fast ausschließlich im Ackerbau betätigte. Mit der Zerstreuung unter die Völker ergab es sich von selbst, daß den Juden fast nichts weiter als der Handel offen blieb. Die Gesetzgebung zwang sie geradezu allein in diesen Zweig volkswirtschaftlicher Betätigung hinein, teilweise unter den entehrendsten Bedingungen, man denke nur an die privilegia odiosa. Wie sollten derartige Verhältnisse spurlos an den „Priolegierten" vorübergehen!

Die Spuren zeigten sich denn auch der christlichen Umgebung. Aber man geht fehl, wenn man in diesen „Spuren"

die Ursachen der Judenverfolgungen jener Zeit sieht. Wilhelm Roscher (Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland S. 26) ist wenigstens anderer Ansicht: „Der tiefe Judenhaß, sagt er, war in den Städten jener Zeit nur allzu verbreitet: wie denn fast überall die Verfolgung der Juden im Mittelalter dann begonnen hat, wenn das heranwachsende Bürgertum reif wurde, die volkswirtschaftlichen Handelsdienste auf sich zu nehmen und daher zu mißgönnen." Wir unterlassen es, Analogien auf die Gegenwart zu ziehen.

Wie sehr historische Entwickelung von Einfluß ist, beweist die Tatsache, daß die Juden nur auf dem europäischen Kontinent eine gewisse Ueberlegenheit auf dem Gebiete des Handels an den Tag legen. In England ist hiervon weniger zu merken und in Nordamerika fast garnichts. Vollkommen aus dem Felde geschlagen aber werden sie von einer Reihe anderer Völker, wie Griechen, Armenier, Chinesen, Indier u. o.

Um zu zeigen, wie in Deutschland sich die Juden auf die einzelnen Berufszweige und Erwerbe verteilen, lassen wir (nach Ruppin) die nachstehende Tabelle folgen:

Religionsbekenntnis der Erwerbstätigen nach Berufsabteilungen, sowie der häuslichen Dienstboten am 14. Juni 1895 in Deutschland.

| Berufsabteilung | Erwerbstätige überhaupt | Von den Erwerbstätigen sind: | | Von 100 Erwerbstät. i. Berufsabt. sind: | | Auf die einzelnen Berufsabteil. entfallen v. 100 Erwerbstätigen | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Andersgl. | Juden | Andersgl. | Juden | Andersgl. | Juden |
| Landwirtschaft | 8 292 692 | 8 289 321 | 3 371 | 99,96 | 0,04 | 34,53 | 1,38 |
| Industrie | 8 281 220 | 8 235 227 | 45 993 | 99,45 | 0,55 | 34,30 | 18,80 |
| Handel | 2 338 511 | 2 205 060 | 133 451 | 94,29 | 5,71 | 9,18 | 54,56 |
| Lohnarbeit wechselnder Art | 432 491 | 431 602 | 889 | 99,79 | 0,21 | 1,80 | 0,36 |
| Oeffentl. Dienste, freie Berufsarten | 1 425 961 | 1 411 320 | 14 641 | 98,97 | 1,03 | 5,88 | 5,99 |
| Selbständige ohne Beruf | 2 142 908 | 2 102 938 | 39 870 | 98,14 | 1,86 | 8,76 | 16,30 |
| Häusliche Dienstboten | 1 339 316 | 1 332 945 | 6 371 | 99,53 | 0,47 | 5,55 | 2,61 |

Ruppin zieht Vergleiche zwischen dem Ergebnisse der Berufszählung in Preußen, und zwar der Jahre von 1895 und 1882 (in Deutschland war die Zählung 1882 noch unvollständig) und stellt fest, daß im Handels- und Verkehrsgewerbe ein Rückgang zu verzeichnen ist. 1882 waren 57,02 % aller erwerbstätigen Juden im Handel und Verkehr, 1895 nur noch 52,84 % beschäftigt.

Wir versagen es uns, das umfangreiche Zahlenmaterial, welches die Verteilung der Juden auf die einzelnen Erwerbs- und Berufszweige veranschaulicht, hier wiederzugeben. Bekannt ist auch und deswegen nicht erforderlich, an dieser Stelle durch die Statistik besonders nachzuweisen, daß insbesondere unter den osteuropäischen Juden das Handwerk und auch die Lohnarbeit sehr verbreitet ist.

Jos. Cohn.

---

## Zur Charakteristik Heinrich Rickerts.

In der von Dr. Fr. Naumann herausgegebenen „Patria" veröffentlicht Dr. Theodor Barth, der Vorsitzende des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, ein Essay über den Politiker Heinrich Rickert, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Mit der Bezeichnung „Berufspolitiker" suchte Bismarck die unbequemsten seiner parlamentarischen Gegner zu stigmatisieren, und die Gedankenlosigkeit hat den Ausdruck im politischen Verkehr erhalten. Herübergenommen ist der Name aus Ländern, in denen, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika, die Politik ihren Mann ernährt, da dort dem Sieger im politischen Kampfe auch die Beute an einträglichen Stellungen zufällt, welche die Union, der Einzelstaat und die Kommune zu vergeben haben. In diesem Sinne war in Deutschland die Politik niemals ein Gewerbe. Allerdings ist ja auch uns der Begriff einer Interessenpolitik längst nicht mehr fremd, die darauf abzielt, politische Macht zu gewinnen, um wirtschaftliche Vorteile zu erlangen. Aber diese materiellen Vorteile werden durch die Klinke der Gesetzgebung vermittelt, und das erscheint manchem weniger anstößig, als die Besitzergreifung gutbezahlter Staatsposten, die ja bei uns dem öffentlichen Marktverkehr einstweilen noch entzogen sind. Die Oppositionsmänner, die zur Bismarck'schen Zeit in Deutschland als Berufspolitiker bezeichnet wurden, konnten aber überhaupt nie ernstlich daran denken, aus ihrer Politik ein Geschäft zu machen. Die Opposition war für sie persönlich wie für die von ihnen vertretenen Parteien kein Metier, das irgendwelche materielle Beute versprach. Bei Männern wie Rickert und Richter, die besonders häufig als „Berufspolitiker" bezeichnet wurden, war der Name von jeher als Schimpfname sinnlos. Wer sich uneigennützig dem öffentlichen Dienst widmet mit einer Hingabe, als ob es sich um einen Beruf handelt, für dessen Ausübung man bezahlt wird, der verdient die höchste Anerkennung. Er leistet der Oeffentlichkeit aus freien Stücken ohne Entgelt Dienste, ähnlich denen, für welche der Minister, der Verwaltungsbeamte, der Offizier Bezahlung empfangen. Die Unentgeltlichkeit seiner Dienstleistung kann den Berufspolitiker doch unmöglich respektierlich machen. Bei uns hat die Bezeichnung Berufspolitiker beinahe nur als Ehrentitel einen Sinn.

Heinrich Rickert war ein solcher Berufspolitiker.

Seine gesamte Wirksamkeit wurde von politischen Erwägungen bestimmt und auf politische Ziele gelenkt. Bereits mit fünfundzwanzig Jahren trat der 1833 zu Putzig Geborene, der von 1852—1856 die Universitäten zu Breslau und Berlin besucht hatte, in die Redaktion der „Danziger Zeitung" ein, deren Miteigentümer er alsbald wurde. Auch als Journalist blieb er Zeit seines Lebens fast ausschließlich Politiker. Seine Feder wie seine Rede waren bis zu seinem Lebensende nur politischen Interessen zugewandt, im Gegensatz zu den meisten seiner nächsten politischen Freunde, wie Bamberger, Stauffenberg, Karl Braun, Kapp, Alexander Meyer und manchen anderen, die vielseitig auf den verschiedensten Arealen opferten. Abgesehen von Eugen Richter, habe ich keinen Mann kennen gelernt, dessen gesamtes geistiges Leben so sehr von politischen Bestrebungen beherrscht war. Der politischen Leidenschaft opferte Rickert auch unbedenklich den eigenen Vorteil und den seiner Familie. Wenn je an einem Manne das Wort: „Die Politik verdirbt den Charakter" zu Schanden geworden ist, so bei Heinrich Rickert.

Der junge Redakteur der „Danziger Ztg." trat in die Kommunalverwaltung Danzigs ein und leitete als unbesoldeter Stadtrat die Armenverwaltung. Mit Danzig blieb er dann auch als Parlamentarier dauernd verknüpft. Schon 1870 entsandte ihn Danzig in das Abgeordnetenhaus, 1874 in den Reichstag. In beiden gesetzgebenden Körperschaften blieb er bis zu seinem Tode. Das Reichstagsmandat, das ihm seine Heimatstadt anvertraute, trat er während der Jahre 1884 bis 1890 an einen seiner nächsten persönlichen und politischen Freunde, Karl Schrader, ab, um einen weniger sicheren Wahlkreis zu erobern. Nach der Einführung der neuen Provinzialordnung wurde Rickert 1876 in Königsberg zum Landesdirektor der Provinz Preußen gewählt, eine Stellung, der er sich in hohem Grade gewachsen zeigte. 1878, bei der Teilung der Provinz in West- und Ostpreußen, legte er aber sein Amt nieder und kehrte nach Danzig zurück.

Soviel über die äußeren Begebenheiten in Rickerts politischem Leben.

Die politische Arbeit, die er während eines vollen Menschenalters geleistet hat und die ihrer ganzen Natur nach dem Unermüdlichen immer neue Verpflichtungen aufnötigte, wie z. B. die Uebernahme des Vorsitzes in der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung und in dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, war eine ungeheuere. Ein fleißiger Arbeiter in zahlreichen Kommissionen beider Parlamente fortgesetzt aktiven Anteil nehmend, Jahr aus, Jahr ein ein Hauptredner auf Parteitagen und in Volksversammlungen, unabläßig bemüht, die Organisation der Partei, der er angehörte, zu verbessern, bald für diesen, bald für jenen Zweck mit dem politischen Klingeldeutel umhergehend, unermüdlich in Vorwürfen ob der politischen Lauheit des liberalen Bürgertums, die Mutlosen anfeuernd, die Skeptiker mit seinem Idealismus beschämend, fand er auch noch Zeit, tausend kleine persönliche Anliegen zu berücksichtigen, die irgendwie mit der Politik im Zusammenhang standen. Ein Briefbote, dem Unrecht geschehen, ein Volksschullehrer, den man grundlos zurückgesetzt hatte, ein Bureaubeamter, dem die verdiente Gratifikation nicht zuteil geworden war, ein armer Teufel, den man mit der Ausweisung bedroht — das alles waren Fälle, die den Vielbeschäftigten nicht selten veranlaßten, von Pontius zu Pilatus zu laufen, um Remedur zu schaffen. Der Berufspolitiker Heinrich Rickert nahm es mit seinen politischen Pflichten bitter ernst.

. . . Rickerts politisches Schicksal war kein beneidenswertes. Er sah den Liberalismus in seiner Glanzperiode und schwang sich zu einem Führer dieses Liberalismus auf. Dann hat er in führender Stellung den Liberalismus Schritt für Schritt auf seinem Abstieg begleiten müssen, wurde, meist unverschuldet, in alle Niederlagen verwickelt und schloß die Augen, als der umdüsterte politische Horizont kaum einen Lichtblick gewährte. Unter allen Enttäuschungen hielt sich aber Rickert stets aufrecht, nie an der Zukunft verzweifelnd, nie läßig, nie feige. Wenn ich an Rickert denke, fällt mir immer ein Goethe'sches Wort ein, das ich auch an den Schluß dieser meiner Betrachtungen setzen möchte:

> „Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern."

---

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Graf Pückler und die Behörden.** Der Polizeipräsident von Potsdam hat sich in Sachen der Pückler-Reden auf einen anderen Standpunkt gestellt als sein Kollege v. Borries in Berlin. Auf eine Versammlungsanmeldung der Pückler-Vereinigung ist vom Potsdamer Polizeipräsidenten ein Bestätigungsschreiben eingegangen, in dem es unter anderem heißt:

> „Gegen das Auftreten des Grafen Pückler als Redner ist einstweilen nichts einzuwenden, jedoch ist, falls derselbe zu strafbaren Handlungen und insbesondere zu Gewalttätigkeiten gegen die Juden aufreizen sollte, die sofortige Auflösung der Versammlung zu gewärtigen."

Ob Pückler sanft wie ein Engel reden wird, ist allerdings die Frage. Im übrigen findet der Dreschgraf keine Gegenliebe mehr. So ist vom Landrat des Kreises Niederbarnim der Pückler-Vereinigung in Berlin jetzt der Bescheid auf eine Beschwerde zugegangen, den diese Vereinigung über den Amtsvorsteher von Friedrichsfelde geführt hatte. Denn der Vorsteher hatte dem Grafen Pückler in Friedrichsfelde das öffentliche Reden in folgendem Schreiben verboten:

> „Der als Referent bezeichnete Graf Pückler-Kl.-Tschirne ist nach seinen Reden und den herausgegebenen Flugblättern als nicht zurechnungsfähig zu betrachten, und wird daher mit Rücksicht auf § 10, I. Teil, Titel 3 des Allgemeinen Landrechts die Genehmigung zur Abhaltung der Versammlung versagt."

Gegen diese Verfügung des Amtsvorstehers Löschert hatte die Vereinigung beim Landrat des Kreises Niederbarnim Beschwerde erhoben, auf die jetzt folgende Antwort erfolgt ist: „Auf die Beschwerde betreffend das Verbot der öffentlichen Versammlung am 2. Dezember d. J. gereicht Ihnen zum Bescheide, daß ich mich aus den vom Herrn Amtsvorsteher in Friedrichsfelde in der Verfügung vom 26. November 1904 angeführten Gründen nicht in der Lage sehe, das Verbot aufzuheben." — Auch der Amtsvorsteher Peter in Wilmersdorf hat für diesen Ort ein Pückler-Redeverbot erlassen. Auf Grund des erwähnten § 10 des preußischen Landrechts ist eine auf den 15. d. M. in den Prachtsälen des Westens angesetzte Versammlung, in der Graf Pückler reden wollte, untersagt worden.

Graf Pückler hat jüngst auch in Oranienburg zu sprechen beabsichtigt. Auf die Versammlungsanmeldung kam jedoch folgender Bescheid der dortigen Polizeiverwaltung: „Nach amtlicher Auskunft soll Graf Pückler-Kl.-Tschirne geistig nicht normal sein, und kann daher sein Auftreten in der fr. Versammlung nicht gestattet werden, da bei diesem seinem Zustande eine öffentliche Aufreizung verschiedener Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten gegeneinander zu befürchten ist. Sollte Graf Pückler dennoch als Redner auftreten, so würde seine Sistierung behufs Feststellung der Personalien erfolgen müssen."

---

## Vermischtes.

**Friedrich Hammacher,** der kürzlich verstorbene Führer der nationalliberalen Partei und langjährige verdiente Parlamentarier, hat in Betätigung wahrhaft liberaler Gesinnung auch an dem Kampfe gegen den Antisemitismus hervorragenden Anteil genommen. So setzte er seinen Namen unter den Aufruf zur Begründung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. Der Verein wird Hammacher ein ehrendes Andenken bewahren.

**Zur Judenfrage im Osten.** Die „Posener Ztg." (15. 12) veröffentlicht folgende Zuschrift: Die Judenfrage im Allgemeinen und die Judenfrage speziell im Osten der Monarchie ist journalistisch schon ein so abgegrastes Thema, daß es schwer wird, selbst in Zeiten der Erregung etwas Neues zu sagen. Soll man daraus den Schluß ziehen, lieber zu schweigen? Nichts falscher für die Sache der Juden, wie

für die Sache menschlicher Gesittung überhaupt, die ja mit dem Deutschtum identisch sein sollte.

Die letzten Vorgänge in der hiesigen Anwaltschaft haben uns Juden wieder einmal in eine Erregung versetzt, deren Berechtigung Wohlgesinnte nicht bestreiten werden. Es wurde viel über die Frage gesprochen: Worin sündigen wir, worin haben wir gesündigt, daß wir zielbewußt und programmgemäß als Menschen zweiter Sorte behandelt werden? Gewiß kann es uns nicht beikommen, hier die ganze Judenfrage aufzurollen, die Rassen- und die Religionsfrage. Wir werden niemand von der Unsinnigkeit und Unchristlichkeit der Hetze überzeugen. Wir Juden sind längst so weit, mit Verachtung auf diejenigen herabzusehen, welche wohl den Namen Christen führen, die aber von den herrlichsten Eigenschaften des Größten, der je gelebt, Jesu Christi, nicht die geringste auch nur andeutungsweise besitzen, deren Kleid von Haß, Neid, Mißgunst und Falschheit zusammengesetzt ist. In uns ist durch die Verfolgung, unter der wir seufzen, der Stolz erwacht, den in unseren Kindern zu pflegen, unsere heiligüe Aufgabe ist, den Stolz auf die Geschichte unseres gepeinigten Volkes, den Ahnenstolz

Die neuen unsichtbaren Ghettomauern, welche anstelle der alten getreten, schmiedeten uns Juden wieder zusommen. Und wie Bosheit stets Gutes schafft, so haben unsere Feinde uns, von denen mancher Zweig schon zu wanken begann, zu neuem Aufschwunge verholfen.

Wir wissen, doß alle für einen, einer für alle verantwortlich ist. Daher sind wir die tüchtigsten Missionore unter uns: wir pflegen das Gute und die Guten, bekämpfen die Bösen und das Böse. Wir wissen, daß — auf welchem Gebiete des Erwerbslebens es auch sei — wir nur durch beste Leistungen existenzfähig bleiben können. Wir sind dadurch zu Strebern im besten Sinne des Wortes geworden. Nüchternheit, die uns ja oft genug als Schwäche vorgeworfen wurde, ist heute die Quelle unserer Kraft. — Wohltun im weitesten Maße, über den engen Kreis der Judenheit hinaus, freudig helfen, jeder noch seinen noch so schwochen Kräften, weil wir das Herz dazu haben, das ist unsere Freude! Nicht getrübt wird sie durch den Undank der Empfänger, welche heute für morgen gern ihren blutigen Dank abstotten würden — loßt sie nur los! Auch nicht getrübt wird unsere Freude durch den Undouk derer, die sich die Großen dünken, die heute in Festreden das Wohltun der Juden anerkennen und eine Stunde später zwischen sich und uns die Tür schließen und auf der Straße unserem Gruße ausweichen. . . .

Wir Juden des Ostens — das wird von jedem Kenner der Geschichte anerkannt — waren, trotzdem wir fest on dem alten Stamm unserer Urväter hielten, unter den blutigsten Verfolgungen stets mutige Träger des Deutschtums. Und heute bekommen wir den Dank dafür.

Eines kann uns verübelt werden, daß wir nicht gewillt sind, die Kneiptischpolitik der Hetze mitzumachen. Aber: wir sprechen deutsch; nur wenige von den Aelteren, kaum nennbar an Zahl der Jüngeren gegenüber, verstehen das Polnische. Wir erfüllen unsere Pflichten gegen die Staatsgesetze. Unseren Berufen gehen wir mit größter Treue und tiefstem Ernste nach. Unsere Zeit und Kraft opfern wir dem Gemeinwohle. Kein gemeinnütziges Opfer, ohne das Juden nicht die freudigsten Geber sind. In politischen Kämpfen findet man uns stets an der Seite der christlichen Deutschen.

Was will man also von uns? Wenn wir in ruhiger Arbeit unsere Pflichten gegen das Voterland erfüllen, was will mon denn mehr? Sind denn die laut klappernden Mühlen die besten?

Als deutsche Bürger fordern wir Gerechtigkeit. Als Deutsche erworten wir, doß mit der jetzigen Polttik gebrochen werde, welche uns Juden systematisch zurückzudrängen sich bemüht. Als Deutsche wünschen wir, daß der deutsche Name im Osten wieder zur Achtung gebracht werde durch Festhalten an Gesetz und an der Verfassung.

Ein deutscher Jude.

**Breslau.** Der bekannte Geschichtsschreiber Polens Professor Jacob Caro ist hier gestorben. Caro war am 2. Februor 1836 in Gnesen geboren, wurde zuerst Dozent in Jena, 1869 in Breslau, wo er 1882 eine ordentliche Professur erhielt. Er hat Röpells Geschichte Polens in der Heeren-Uckertschen Sammlung fortgesetzt. Caro war ein Sohn des bekonnten Roddiners in Wloclawek und ein Bruder des Lemberger Rabbiners. Er war auch einmal Rektor der hiesigen Universität. In der Geschichte der Historiographie wird sein Name stets mit Ehren genannt werden.

**Bütow** in Pommern. Eine eigentümliche Auffassung über Wahrnehmung berechtigter Interessen hat das Schöffengericht in Bütow in einem Beleidigungsprozeß entwickelt, über den die „Danziger Ztg." berichtet. Der Getreidehändler Scheidemann in Bütow, der seit 60 Jahren ein umfassendes Getreidegeschäft betreibt und sich des besten Rufes erfreut, hatte längere Zeit mit dem Rittergutsbesitzer Moritz v. d. Lonken zu Wusschen in Geschäftsverbindung gestonden: er kaufte von ihm Getreide, verkaufte solches an ihn und diskontierte ihm Wechsel, letzteres nur aus Gefälligkeit und ohne dafür einen Pfennig Entschäd gung zu nehmen. Bei einem Kouf von Saalhafer hielt sich v. d. Lanken für übervorteilt und denunzierte Scheidemonn wegen Betruges. Die Staotsanwaltschaft lehnte nach Untersuchung des Falles ein Einschreiten ab; ouf Beschwerde ordnete der Oberstaatsanwolt die Erhebung der Anklage an. Das Landgericht jedoch lehnte nach dem Ergebnis der Voruntersuchung die Eröffnnng der Hauptverhandlung ab, weil Vermögensbeschädigung und Betrug nicht vorliege. Nach dem Empfong des Bescheides des Oberstaatsanwalts sagte v. d. Lanken in Bütow in seinem Stammlokal zu den Gästen inbezug ouf Scheidemann: „Das ist eine Gemeinheit von dem Juden. Er hot Wechselforderungen an mich gehobt und deshalb geglaubt, mir so etwas bieten zu können." Wegen dieser öffentlichen Beleidigung wurde v. d. Lanken von Scheidemann verklagt und vom Bütower Schöffengericht freigesprochen. Trotzdem die Verhandlung, in der die ganze geschäftliche Tätigkeit Scheidemanns einer eingehenden Prüfung unterzogen wurde, ein für den Kläger glänzendes Ergebnis hatte, und auch nicht der Schatten eines Verdochtes von Unreellität oder gar Betrug übrig blieb, trotzdem von einer Reihe von Rittergutsbesitzern die über jeden Zweifel erhabene Redlichkeit des Klägers bestätigt wurde, nahm dos Schöffengericht an, die obige Aeußerung sei in Wahrnehmung berechtigter Interessen getan; der Angeklagte hätte in den Glauben versetzt werden können, ais wollte Scheidemann ihn täuschen.

Daß dies Urteil von der Berufsinstanz aufgehoben werden wird, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Bekanntlich werden für die Wahrnehmung berechtigter Interessen sonst von den Gerichten, besonders vom Reichsgericht, außerordentlich enge Grengen gezogen. Wie das Schöffengericht Bütow annehmen konnte, Herr v. d. Lanken habe berechtigte Interessen wohrgenommen, als er den Kläger im Wirtshaus einer „Gemeinheit" beschuldigte, ist schwer verständlich. Es wäre interessant, zu erfahren, wie das Schöffengericht, das diesen befremdlichen Fehlspruch getan hat, sich zusammensetzte.

**Rom.** Der Ingenieur Umberto Pugliese aus Alessandrta wurde zum Hauptmann im Morine-Ingenieur-

korps ernannt. Er lieferte für das Arsenal zu Castellamare di Stabia einen neuen Typ für Panzerkreuzer der italienischen Kriegsmarine. Pugliese ist Jude und erst 25 Jahre alt.

## Ein Schreiben an Bürgermeister Dr. Lueger.

Aus Anlaß der (in Nr. 50 der „Mitt." erwähnten) in einer Versammlung des Vereins „Christliche Familie" gehaltenen Ansprache des Dr. Lueger hat der Vorstand der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" an Bürgermeister Dr. Lueger folgendes Schreiben gerichtet:

„Geehrter Herr Bürgermeister! Nach übereinstimmenden Zeitungsberichten haben Sie an eine am 4. d. in der Volkshalle des Wiener Rathauses stattgefundene Versammlung des Vereines „Christliche Familie" folgende Apostrophe gerichtet: „Es ist Ihnen jetzt vielfach dargebredigt worden, was Sie alles zu Weihnachten zu tun haben. Es ist gut, daß wir es schon soweit gebracht haben, daß sich jede Christin schämt, zu einem Juden hineinzugehen. Die Christen sollen bei Christen einkaufen und die Juden bei den Juden, dann werden wir sehen, wie sich die Geschichte ausgleicht. Jeder muß seinen Nächsten unterstützen und uns Christen sind die Christen die Nächsten. Es ist in der letzten Zeit eine gewisse Milderung in den Gegensätzen eingetreten. Diese Milderung wird von unseren Gegnern sofort dazu benützt, um unsere Position wenn möglich zu erschüttern. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als auf den alten Katechismus zurückzugreifen und wieder jene Reden zu halten, die am Beginne unserer Bewegung gehalten worden sind."

Mit dieser Aeußerung haben Sie, Herr Bürgermeister, zur vollständigen wirtschaftlichen Trennung zwischen den christlichen und jüdischen Bewahnern dieser Stadt und zur Baykottierung der letzteren durch die ersteren aufgefordert. Sie haben damit nicht nur gegen die von Ihnen beschworenen Staatsgrundgesetze, die das gleiche Recht aller Staatsbürger gewährleisten, verstoßen, sondern auch jenen gerichtlichen Entscheidungen zuwidergehandelt, welche den Baykatt als strafbar nach § 302 des St.-G. erklären. Nach unseren Statuten dazu berufen, die auf Verschärfung der konfessionellen und Rassengegensätze gerichteten Bestrebungen zu bekämpfen, bezeichnen wir es als tief bedauerlich, daß der Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt, der Chef der Verwaltungsbehörde erster Instanz, durch die Nichtachtung der Gesetze ein solches Beispiel gibt. Noch bedauerlicher aber ist es, daß Sie, Herr Bürgermeister, in Verkennung der Pflichten Ihres Ehrenamtes so sehr Parteimann geblieben sind, daß Sie, statt das friedliche Zusammenleben aller Bürger dieser Stadt und damit die reiche Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte der Gesamtbevölkerung zu fördern, Haß und Zwietracht säen und jenen Rassenkampf, der ganz Oesterreich dem wirtschaftlichen Verfalle entgegenführt, in die Reichshauptstadt verpflanzen. Der Boykatt ist unter allen Umständen eine verdammenswerte Waffe im politischen Parteikampfe. Er ist aber auch für den Angreifer nicht minder gefährlich als für den Angegriffenen. Es kann unmöglich zum wirtschaftlichen Gedeihen der Gesamtbevölkerung Wiens beitragen, wenn der zehnte Teil derselben in Notstand versetzt, wenn einer Bevölkerungsklasse von 160.000 Seelen, die durch ihren Gewerbefleiß, ihren Patriotismus und nicht zuletzt durch ihre Steuerleistung eine gewichtige Stütze der staatlichen und städtischen Wirtschaft geworden ist, die Grundlagen der Existenz entzogen würden. Würde die von Ihnen propagierte Absonderung der Christen van den Juden zur Wahrheit werden, dann würden dies allerdings die mittleren und unteren Schichten der jüdischen Bevölkerung schwer empfinden, es würden aber auch Tausende van christlichen Gewerbetreibenden, Privatbeamten, Lehrern, Handlungsgehilfen, Arbeitern und Dienstboten, die von Juden und bei Juden Beschäftigung finden, ihres Gewerbes verlustig gehen. Zu innig verwebt und verbunden ist die Tätigkeit und Tüchtigkeit der jüdischen Bevölkerung Wiens mit der allgemeinen ökanamischen Entwicklung dieser Stadt, als daß sie auf das Geheiß eines wenn auch nach so machtbewußten Bürgermeisters aus derselben ausgeschaltet werden könnte. Wahl aber ist der von Ihnen erhabene Ruf geeignet, durch die Verschärfung der vorhandenen Gegensätze, durch die Wiederentsachung und Verewigung des Rassen- und Klassenkampfes den Frieden der Bürgerschaft dauernd zu untergraben und damit das Gesamtwohl der Stadt schwer zu schädigen.

Wir protestieren deshalb gegen die von Ihnen sanktianierte Verhetzung, in der wir eine Nichtachtung der Gesetze, einen Mißbrauch der bürgermeisterlichen Würde und eine Beeinträchtigung der Wohlfahrt dieser Stadt erblicken.

Genehmigen Herr Bürgermeister den Ausdruck der vollsten Hochachtung, welche wir als gute Bürger unter allen Umständen dem Oberhaupte unserer Stadt schulden.

Wien, am 8. Dezember 1904.

Für den Vorstand der Oesterr.-Isr. Union:

Siegmund Mayer. Präsident — Wilhelm Anninger, Vize-Präsident

Julius Granichstädten, Schriftführer.

**Russisches.** Auch in Rußland selbst kommt man allmählich zu der Einsicht, daß die in erschreckender Weise sich mehrenden Exzesse gegen die Juden energischer Abhilfe bedürfen. Die „Jaschnija Sapiski", das Organ der südrussischen Professoren, widmet dieser Frage einen längeren Artikel, in welchem die Rechtlosigkeit der Juden in Rußland als die einzige Ursache der ununterbrochenen Exzesse gegen die Juden bezeichnet und von der russischen Intelligenz verlangt wird, diesem Zustande der Rechtlosigkeit der Juden so bald wie möglich ein Ende zu machen. Das Blatt schildert gleichzeitig das Elend der Juden im Niederlassungsgebiete und konstatiert, daß dieses Elend Steine erweichen müßte. Auch auf den Prozeß in Homel wird hingewiesen, wo sich die Belastungszeugen einander in bunter Reihe ablösen, ohne die gewagten Behauptungen der Anklageschrift irgendwie bestätigen zu können. Wenn ihre zum Teil sichtlich beeinflußten, zum Teil subjektiv gefälschten, widerspruchsvollen und verworrenen Aussagen etwas beweisen, so nur die verblüffende Liederlichkeit, mit der die Voruntersuchung geführt wurde. Den jüdischen Zeugen wurde nicht gestattet, über ihre Beobachtungen und Erlebnisse einen zusammenhängenden Bericht zu erstatten, sie durften nur einzelne Fragen des Untersuchungsrichters beantworten. Die Methoden des Untersuchungsrichters zur Rekognoszierung des Angeschuldigten waren nichts weniger als einwandsfrei. Daraus erklärt sich, daß die Zeugen die von ihnen angeblich rekognoszierten Leute im Gerichtssaal häufig nicht wiedererkannten ꝛc. Es bestätigt sich immer mehr, daß die Plünderungen und Zerstörungen der jüdischen Häuser unter den Augen des ruhig dastehenden Militärs erfolgten und daß in vielen Fällen die Soldaten selbst die Juden an der Notwehr verhinderten. Es berührt wie eine blutige Ironie, wenn die Zeugen jeden Gegensatz zwischen Christen und Juden in Homel bestreiten. Und doch dürften sie das Recht haben, wenn man das korrupte russische Beamtentum ausschaltet, das jedenfalls stark antisemitisch ist.

Die folgende Szene, die in der der russischen Zensur unterliegenden „Novosti" geschildert wird, ist für die Art und Weise, wie Anklagen gegen die Juden in Rußland geschmiedet und „verteidigt" werden, so charakteristisch, daß ein Kommentar überflüssig erscheint. Einige Soldaten, darunter der Soldat Tschebotajew, sollen nach dem Protokoll des Untersuchungsrichters die Juden, die auf die Menge und das Militär geschossen hatten, nachträglich wieder erkannt haben, so z. B. den auf der Anklagebank sitzenden Schlesinger. Und nun höre man, was derselbe Tschebotajew vor Gericht ausfagt:

Zeuge Tschebotajew erklärt, er habe in der Schloßstraße gehört, daß jemand geschossen habe; wer es getan, wisse er nicht. — Vorsitzender: Waren es Juden oder Russen? — Tschebotajew: Es war da viel Volk, Juden und Russen. — Auf eine bezügliche Anfrage des Staatsanwalts wiederholt Tschebotajew, daß er nicht wisse, wer geschossen hat. — Rechtsanwalt Sokolow; Was hat Ihre Kompagnie (die nämlich die Juden schützen sallte) getan? — Tschebatajew: Sie stand (!) an der katholischen Kirche und trieb die Menge auseinander. — Sakalow: Hebräer und Russen? — Tschebotajew: Alle, die dort gestanden hatten. — Sokalow: Haben Sie gesehen, wie man die jüdischen Jahrmarktsbuden und die darin aufgespeicherten Wassermelonen vernichtet hat? — Tschebotajew: Später erst (damit wird zugegeben, daß das Militär nur dahin ging, wo schon das Zerstörungswerk vernichtet war . . .) bemerkte ich im Vorübergehen die zerstörten Marktbuden. — Sokalow: Was haben Sie noch gesehen? Tschebotajew: Nichts. — Staatsanwaltsgehilfe: Die Marktbuden waren zerstört? — Tschebotajew: Zu Befehl, zerbrochen. Ein Jude rief uns auch zu, indem er sagte: „Meine Melonen wurden zerschlagen." — Staatsanwalt: Haben Sie die Melonen in den Buden gesehen? Zeuge: Zu Befehl, ich habe sie gesehen. — Viel? — Viel. — Staatsanwalt: Alsa sind die Melonen nicht geraubt worden? Zeuge: Ich kann es nicht wissen. — Staatsanwalt: Waren die Dächer zerbrochen? — Zeuge: Nein. — Und die Wände? — Ich weiß es niche mehr. — Lagen die Melonen zerstreut auf dem Boden umher? — Ja, die Türen waren zerbrochen und die Melonen lagen auf dem Boden umher.

Der Zeuge, befragt über die Anteilnahme Schlesingers, macht Aussagen, die schnurstracks seinen vor dem Untersuchungsrichter zu Protokoll gegebenen Erklärungen widersprechen. Der Zeuge sagt jetzt bestimmt aus, er hätte überhaupt nicht Schlesinger an dem Orte des Verbrechens gesehen. Das Gericht verliest das Protokoll des Untersuchungsrichters und stellt den krassen Gegensatz fest zwischen den belastenden Aussagen des Zeugen vor dem Untersuchungsrichter und den entlastenden vor dem Gericht.

Vorsitzender des Gerichtshofes: Haben Sie so bezeugt, wie das Protokoll des Untersuchungsrichters lautet? Zeuge: Nein, durchaus nicht so. — Vorsitzender: Nein?? — Zeuge: Nein, nicht so. — Vorsitzender: Wie ist das geschehen? Hat der Untersuchungsrichter Ihre Aussage nicht richtig verzeichnet? — Zeuge: Kann's nicht wissen. — Vorsitzender: Hat Ihnen der Untersuchungsrichter das Protokoll über Ihre Aussagen vorgelesen? — Zeuge: Zu Befehl, vorgelesen. — Vorsitzender: Warum haben Sie denn das Protokoll unterschrieben, wenn es nicht Ihren gemachten Aussagen entsprach? — Der Zeuge schweigt, es fällt ihm sichtlich schwer, eine gerade Antwort zu geben. — Rechtsanwalt Wasunow (Schlesingers Verteidiger) fährt fort, den Zeugen um eine Erklärung zu bitten, weshalb er denn vor dem Untersuchungsrichter speziell gegen Schlesinger solche belastende Aussagen gemacht hat, und erhält darauf die ganz unerwartete, alle überraschende Antwort des Zeugen: Mein Kompagniechef hat mir befohlen, so auszusagen . . . .

Dieses naive Geständnis des Soldaten wirkt geradezu niederdrückend auf alle . . .

Wasunow: Ihr Kompagniechef befahl Ihnen, so zu sagen? — Zeuge: Zu Befehl. — Wasunow: Sie machten also Ihre belastenden Aussagen entsprechend den Weisungen Ihres Kompagniechefs? — Zeuge: Ja. — Wasunow: Wann hat er Ihnen befohlen? — Zeuge: Während des Verhörs vor dem Untersuchungsrichter. — Wasunow: Er war dabei? — Zeuge: Ja. — Staatsanwalt: Was hat Ihnen der Kompagniechef gesagt? — Zeuge: Er sagte: „Bezeuge, daß Du ihn (Schlesinger) gesehen hast."

Eine solche vernichtende Aussage eines Soldaten über seinen Vorgesetzten mußte deprimierend auf den parteiisch angehauchten Gerichtshof wirken. Kischinew und Homel sind eine Schmach für die russische Justiz.

## Briefkasten.

**Berichtigung.** Durch ein Versehen in der Druckerei sind die ersten beiden Fußnoten zu dem Artikel „Ueber Wahngebilde im Völkerleben" entstellt wiedergegeben. Sie lauten: *) Aus der Monatsschrift der „Oesterreichisch-Israel. Union." **) S. Dr. Friedmann: „Grenzfragen des Nieveau- und Seelenlebens."

**X. in Breslau.** Auf Ihre Bemerkung zu dem Artikel „Aug' um Auge" (Nr. 50 der „Mitt."), daß schon aus 3 M. 24, 18 die Entschädigungspflicht hervorgehe, ist zu erwidern, daß dennoch auch der Talmud Baba kamma 83 u. 84 — der sich übrigens unter andern auf die von Ihnen betonte Bibelstelle stützt — angeführt werden mußte, weil selbst gebildete Kreise wähnen, besonders der Talmud empfehle die Rache.


# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**

# Der Antisemiten-Spiegel.

## Unentbehrlich

zur Orientierung über die gesammte antisemitische Bewegung und

## unentbehrlich

für ihre Bekämpfung ist der

# Antisemiten-Spiegel.

Neueste Auflage (500 Seiten).

**Preis: Broschiert 1,50 Mk., Gebund. 2 Mk.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus**

erhalten das Werk zu **70 Pf.** bezw. **1,25 Mk.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung.** à Mk. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum.** à Mk. 0,30.

erhalten die Mitglieder des Vereins zur Hälfte des Preises durch

**Die Bureaus des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus.**

Berlin, Magdeburgerstr. 14. Frankfurt a. M., Seilerstr. 15.


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

☛ Nur 50 Pf. (und 12 Pf. Bestellgeld) vierteljährlich bei der Post. ☚

Nr. 52. Berlin, 28. Dezember 1904. 14. Jahrgang.

# Mitteilungen

aus dem

## Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

Herausgegeben vom Hauptbüreau in Berlin.

Abdruck sämtlicher Artikel, mit Ausnahme der durch einen besonderen Vermerk gegen Nachdruck geschützten, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

1,10 Mk. sind an die Expedition, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14 zu senden, wenn man die „Mitteilungen" direkt im Kuvert wünscht.
Telephon: Amt 6 Nr. 3678.

Alle Zusendungen an die Redaktion und Expedition sind zu richten nach Berlin W., Magdeburgerstr. 14, und alle für den Bezirk des Bureaus Berlin bestimmten Geld-, Wert- und Einschreibesendungen an den Schatzmeister, Herrn Geh. Baurat a. D. Genolt, Berlin W., Magdeburgerstr. 14.

## Zum Vierteljahrswechsel

**bitten wir das Abonnement auf die „Mitteilungen" rechtzeitig zu erneuern und für die Verbreitung des Blattes, welches als die wirksamste Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus sich erweist, in allen Kreisen zu sorgen.**

**☛ Exemplare der „Mitteilungen" stehen zum Zwecke der Propaganda in beliebiger Zahl kostenfrei zur Verfügung.**

## Antisemitismus in England.

Ein Leser schreibt uns: Es ist unzweifelhaft, daß man in England jetzt eher als vor einigen Jahren, wenn nicht von einer antisemitischen Strömung, so doch von antisemitischen Regungen sprechen kann. Irgend welchen Einfluß haben sie bisher allerdings weder in gesellschaftlicher noch in politischer Beziehung ausgeübt. Man trägt kein Bedenken einen Juden anzustellen, wenn er für den Posten der geeignete Kandidat ist, und man verkehrt mit Juden, wenn sie zum Verkehr geeignet sind. Klagen von neu Eingewanderten, die nicht gleich gesellschaftlichen Anschluß finden, entsprechen nicht den Thatsachen, übrigens ist es Jedermanns Sache, mit wem er umgehen will. Der öffentlichen Meinung unterliegt nur die Zurücksetzung der Juden durch Regierung und Justiz, gesellschaftliche kleine Schmerzen sind Privatangelegenheit.

Die Antifremdenbewegung richtet sich nicht gegen die Juden, das Antifremdengesetz, welches u. A. die Ausweisung von ausländischen Verbrechern vorsieht, hätte in mehreren Bestimmungen die Juden in geringerem Maße betroffen als andere Ausländer. Einer der Führer der Bewegung, Major Evans Gordon, hat für die Juden eher Sympathien, es sind aber in England viele Tausende von Menschen arbeitslos; und es ist deshalb natürlich, daß Einwanderung — sei es von Juden, sei es von Anderen — nicht gern gesehen wird. Es haben deshalb auch jüdische Abgeordnete für das Gesetz gestimmt, und der Widerstand gegen den Gesetzentwurf, der zu zeitweiliger Zurücknahme führte, ist lediglich auf die Antipathie des Engländers gegen polizeiliche Ueberwachung und Kontrole zurückzuführen. Ohne das in England nicht übliche und höchst unpopuläre polizeiliche Meldewesen war aber das Gesetz nicht durchführbar.

In der Presse sieht man jetzt vielfach Ausfälle und unfreundliche Bemerkungen gegen Juden. Zum Theil liegt das wohl daran, daß die englische Presse ihren Charakter geändert hat, das half penny-Blatt tischt seinen Lesern derbere Kost auf als seine älteren Kollegen vornehmeren Charakters. Sonach mögen ähnliche Gefühlsregungen früher im gleichem Maße vorhanden gewesen sein, ohne den Weg zur Druckerpresse zu finden, doch hat auch entschieden eine Zunahme unfreundlicher Gefühle stattgefunden, einerseits wohl hervorgerufen durch die nicht immer sympathischen Figuren der südafrikanischen jüdischen Minenmagnaten, andererseits durch die Bevölkerung des Eastend, welche durch ihre ärmliche Lebenshaltung die des englischen Arbeiters herunterzudrücken geeignet ist.

Ueber die „Judenpresse" ist man gelegentlich in England entrüstet. Die gehässige, zum Theil rohe Behandlung, welche während des Burenkrieges den Engländern in der Presse zu Theil wurde, hat man den Juden sehr verübelt. Blätter, an welchen Juden arbeiten oder die im Besitz jüdischer Kapitalisten sind, gelten eben als Judenblätter. Ein Korn von richtigem Gefühl liegt vielleicht in dieser Auffassung, die Haltung der deutschen Presse entsprach wohl den Wünschen der deutschen Leser, aber die Sympathie für die Schwachen hätte wohl in angemesseneren Formen zum Ausdruck gebracht werden können. Es ist gewiß richtig, daß die „alldeutschen" Judenfeinde in dieser Beziehung noch mehr Sünden auf dem Gewissen haben, wie es denn überhaupt zum Wohle des tertius gaudens im Osten gelungen ist, Engländer und Deutsche gehörig zu verhetzen. Diese Haltung hat indessen weniger Verwunderung erregt, soweit es sich um Alldeutsche handelte, während man gerade von liberaler Seite besseres erwartete. Endlich hat die „wohlwollende Neutralität" wenig gefallen, welche von Seiten jüdischer Mitglieder der haute finance in dem Kampf östlicher Staaten gegen die Juden diesen Regierungen bewiesen wurde und wird. Diese Haltung gilt als charakterlos. Man würde es nicht entschuldbar, sondern für das einzig Natürliche halten, wenn die jüdischen Mitglieder der haute finance diesen Staaten gegenüber eine feindliche Haltung einnehmen würden.

Natürlich sind hiermit die Motive nicht alle erschöpft; ich habe sie insofern besprochen, als sie mir in der Presse und in einer Schrift von Arnold White „Efficienly" entgegen getreten sind, in welcher den Juden ein Kapitel gewidmet ist. Am meisten bezeichnend scheint mir der Vorwurf, daß jüdische Finanziers und Kapitalisten sich Rußlands Geldbedürfnissen gegenüber so wohlwollend stellen, weil White ihnen genau das Gegentheil von dem zum Vorwurf macht, was bei uns von den Antisemiten den Juden vorgeworfen

wird. Es ist das nicht etwa die Antipathie des Engländers gegen Rußland, die hier zu Wort kommt, sondern die in Bezug auf die Judenfrage zum Ausdruck gebrachte angelsächsische Ueberzeugung, daß jede angegriffene Gemeinschaft die sittliche Pflicht hat, was gesetzlich und sittlich erlaubt ist, zu ihrer Verteidigung zu tun.

## Der Deutsche Handlungsgehilfen-Verband und die Wahlen zu den kaufmännischen Schiedsgerichten.

Die aus den Kreisen der kaufmännischen Angestellten sich rekrutierende Hilfstruppe der Antisemiten Liebermannscher Richtung hat für die z. Z. stattfindenden Wahlen zu den kaufmännischen Schiedsgerichten allenthalben eine skrupellose Agitation entfaltet, der sie auch vereinzelte Erfolge zu verdanken hat, wenngleich die durch ihre offiziellen Organe in alle Welt hinausposaunten Siegesbulletins stark übertrieben sind. Seinen Antisemitismus hat der Verband dabei dort, wo er sich davon für seine Organisation Vorteile versprach, fein säuberlich in die Tasche gesteckt. Das Hamburger „Deutsche Blatt", das offizielle Organ der deutschsozialen Partei, renommiert zwar damit, daß von den etwa 360 Beisitzerstellen, die bisher im Reiche besetzt sind, den Deutschnationalen allein etwa 120, d. h. ein volles Drittel zugefallen sei; das sei mehr, als dem Verbande nach dem Verhältnisse seiner Mitgliederzahl zur Zahl der gesamten organisierten Gehilfen zustehe. Das mag richtig sein, nur ist es eine starke Flunkerei, wenn zugleich behauptet wird, daß der Verband diese Sitze alle aus eigener Kraft erobert habe; in vielen Städten hat der Verband seine großen Erfolge nur den Kompromissen mit den anderen kaufmännischen Organisationen gegen den sozialdemokratischen Handlungsgehilfenverband zuzuschreiben. In Nürnberg z. B., wo sämtliche kaufmännische Vereine, darunter auch die sozialdemokratische Handlungsgehilfenorganisation und die sogenannten christlichen kaufmännischen Vereine sich auf eine gemeinsame Liste geeinigt hatten, während die Deutschnationalen eine eigene Liste aufgestellt hatten, erhielt die Liste der vereinigten kaufmännischen Vereine 962, die Liste der antisemitischen Deutschnationalen nur 289 Stimmen.

Daß die Deutschnationalen in Hamburg, wo ihr Verband seinen Sitz hat, alle Anstrengungen machen würden, um die Konkurrenz der anderen Vereine aus dem Felde zu schlagen, war anzunehmen, wenn auch das Endresultat ihre eigenen Erwartungen übertroffen haben dürfte. Es siegten 16 Kandidaten der Deutschnationalen, während der altrenommierte Handlungsgehilfenverband von 1858 sich mit 10 bezw. 11 Sitzen begnügen mußte. Das Ergebnis hat insofern dort auf allen Seiten überrascht, da der Verein von 1858, dessen Organisation über ganz Deutschland ausgedehnt ist, bisher an der Spitze der Gehilfenbewegung stand, namentlich in Hamburg, seinem Hauptsitze. Dazu kommt, daß der 1858er Verein in einer Reihe von Streitigkeiten, die in den letzten Jahren zwischen ihm und dem antisemitischen Verband geschwebt haben, durchweg sehr gut abgeschnitten hat, und daß der Antisemitismus nach den letzten politischen Wahlen für Hamburg überhaupt als erledigt angesehen werden muß. Die Ursache dieses erstaunlichen Sieges der Antisemiten liegt in der großen Lässigkeit und Gleichgültigkeit auf der anderen Seite. Man hat gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die Gegner einen solchen Erfolg erringen könnten und sich deshalb an den Wahlen nur recht schwach beteiligt. Hoffentlich gibt dies dem Verein von 1858 einen Anstoß zu energischerer Tätigkeit, damit bei den nächsten Wahlen die Scharte wieder ausgewetzt wird.

## Die Juden der Gegenwart.

### VI.

(Schluß.)

Die Kriminalstatistik der Juden, welcher Ruppin ein weiteres Kapitel widmet, ist in diesen Blättern häufig genug Gegenstand von Erörterungen gewesen, daß wir es uns versagen können, uns mit diesem Thema eingehend zu befassen. Die Zahlen sind wiederholt mitgeteilt, und die Tatsachen, an welchen Delikten die Juden besonders beteiligt sind, sind danach leicht festzustellen und stehen fest. Umstritten sind — wie natürlich — die „Gründe der verschiedenartigen Kriminalität von Juden und Christen." Stellen wir zunächst einmal fest, was Ruppin, ein unzweifelhaft absolut objektiver Betrachter der Zustände dieses Gebietes, sagt: . . . „es ergibt sich, daß angeborene Eigenschaften beim Vergleich der Kriminalität der Juden und Christen nur insofern in Frage kommen, als die Juden einerseits durch ihre geringere Körperkraft und geringere Neigung zu Gewalttätigkeit und Jähzorn vor gewissen Delikten (Tötungsdelikte, Körperverletzung, Sachbeschädigung) besser bewahrt, andererseits durch ihre Klugheit zu den auf Ueberlistung beruhenden Delikten (Betrug) stärker verleitet werden als die Christen. Alles andere, was von Rassenanlagen in bezug auf gewisse Delikte gesagt wird, ist absurd. Die meisten der heute strafbaren Handlungen haben ihren Deliktscharakter erst im Laufe der Kulturentwickelung seit 2000/3000 Jahren erhalten als Folge einer immer feineren Ausgestaltung und Differenzierung des sozialen Lebens und stehen zu den Geistesanlagen, die der Mensch durch biologische Vererbung mit auf die Welt bringt, in keinerlei Beziehung. Kriminalitätsunterschiede zwischen zwei Völkern in bezug auf sie können deshalb nur durch Zurückführung auf Verschiedenheiten des sozialen Milieus erklärt werden."

Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit der Schluß, daß die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit für die Kriminalität und — um auch das gleich zu sagen — für die sittliche Auffassung im wesentlichen verantwortlich ist. Die Veränderlichkeit der Kriminalität und die Sittlichkeit derselben Völker im Laufe der verschiedenen Entwickelungsperioden spricht gar deutlich für die Richtigkeit dieser Auffassung.

* * *

Schon um nicht ungebührlich den Raum dieses Blattes in Anspruch zu nehmen, aber auch deswegen, weil er für unsere Absichten belanglos ist, müssen wir uns entgegen unserer Absicht versagen, einige weitere Fragen aus dem Ruppin'schen Buche zur Besprechung zu bringen. Wir können es nur immer wieder unseren Lesern zur Lektion und zum Studium empfehlen.

Unser sehnlichster Wunsch ist, daß der Ausgleich zwischen Christen und Juden in deutschen Landen sich in nicht zu fernen Zeitläuften vollziehen möge. Daß dies unserem gemeinsamen Vaterlande und seinen Bewohnern dienlich sein würde, kann nicht bestritten werden, wenn man die Dinge ruhig und objektiv betrachtet. Die bisherige historische Entwickelung der in Frage kommenden Verhältnisse spricht diesem Sehnen das Wort und wir sehen es sich verwirklichen.

Jos. Cohn.

## Wie der Antisemitismus ins Leben gerufen wurde.

Der über russische Verhältnisse sehr gut unterrichtete Pariser „Européen" bringt in der Nummer vom 6. August eine interessante Notiz: „Wie Plehwe den Antisemitismus ins Leben rief". Plehwe habe den Antisemitismus als Mittel benutzen wollen, um die allgemeine Unzufriedenheit auf die Juden abzulenken. Die Aufgabe sei für Rußland

leicht gewesen, es war nur erforderlich, ein paar Dutzend Juden unter dem Wohlwollen der Behörden erschlagen zu lassen — dann mußte der Antisemitismus von selbst sich beim Bauer einfinden. Aber was würde das zivilisirte Europa gesagt haben? Hier habe sich nun das Genie Plehwes gezeigt! Er habe den Antisemitismus zuerst im Auslande geschaffen, um dann später behaupten zu können, er sei von außen nach Rußland gekommen. Plehwe habe deshalb zunächst Scharen von Spitzeln nach Rumänien gesendet, welche als Händler von Heiligenbildern etc. Propaganda sowohl in russophilem als antisemitischem Sinne getrieben hätten. Von Rumänien sei die antisemitische Bewegung leicht nach Bessarabien übergegangen, welches eine starke rumänische Bevölkerung hat. Ungefähr zu gleicher Zeit hätte die antisemitische Bewegung in Oesterreich und Deutschland stärkere Wellen geschlagen. — Verfasser ist über die Beziehungen Plehwes zur antisemitischen Bewegung in Oesterreich nicht unterrichtet, wohl aber will er wissen, daß in Deutschland die antisemitische Bewegung hauptsächlich durch Gelder aus dem russischen Ministerium des Innern alimentiert wurde, welche durch Vermittlung lithauischer und ostelbischer Aristokraten ihren Weg nach Deutschland fanden. — So weit der Verfasser.

Welche Beweise er dafür besitzt, daß der Rubel in Deutschland zur Verbreitung des Antisemitismus beigetragen hat, giebt er in seinem Artikel nicht an. Für Deutschland können wir daher nur von der Möglichkeit sprechen, daß den Behauptungen des Verfassers etwas Wahres zu Grunde liegt. Dagegen ist in Oesterreich-Ungarn notorisch russischer Einfluß bei Verbreitung des Antisemitismus tätig gewesen. Es war gerade die Beobachtung, daß hinter und neben dem Drama von Tisza Eszlár russophile Intriguen einhergingen, welche zu einer dem Antisemitismus feindlichen Stellung in den ungarischen Regierungskreisen geführt hat. Sind danach die Angaben der Notiz im „Européen" jedenfalls einseitig und übertrieben, so liegt manches Korn Wahrheit ihnen doch unzweifelhaft zu Grunde.

## Aus dem antisemitischen Lager.

**Vom Bund der Landwirte.** Die Instruktionen, die der Bund der Landwirte seinen Agitatoren erteilt, lassen an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig. In Westpreußen treten die bündlerischen Agitatoren jetzt in zwei benachbarten Wahlkreisen unter antisemitischer und philosemitischer Flagge auf. In Konitz hat vor einiger Zeit ein Berliner Agitator des Bundes der Landwirte, ein Herr Hut, wie bereits mitgeteilt, den Antisemiten gehörig die Leviten gelesen. Die Antisemiten hetzten die kleinen Landwirte gegen die Besitzer auf; ihre Agitation gereiche überhaupt der Allgemeinheit zum Unheil, wie auch die beklagenswerten Vorkommnisse in Konitz gezeigt hätten. Der Bund der Landwirte huldige in konfessioneller Beziehung dem Grundsatz Friedrichs des Großen: Jeder könne nach seiner Façon selig werden. Diese Aeußerungen des bündlerischen Redners können als authentisch gelten. Das Organ des Bundes der Landwirte hat trotz des heftigen Protestes des Berliner Antisemitenorgans den Redner noch nicht desavouiert. Im Nachbarwahlkreise Schlochau-Flatow vertritt der Bund der Landwirte jedoch in der „Judenfrage" genau die entgegengesetzte Anschauung. Dort tritt ebenfalls ein Berliner Agitator des Bundes der Landwirte, ein Herr Hartmann, als strammer Antisemit nach dem Herzen der Bruhn und Pückler auf, der in der heftigsten Weise gegen das „verjudete" Großkapital und gegen den Reichskanzler, auf den der „Israelit Ballin" leider einen so großen Einfluß besitze, vom Leder zieht. Die letztere Tonart ist natürlich die offiziell approbierte, wie ja auch der Bund der Landwirte laut Statut Juden von der Mitgliedschaft ausschließt. Es läßt aber doch tief blicken, daß der Bund gelegentlich auch anders kann und da, wo er sich davon einen parteipolitischen Vorteil verspricht, durch seine Agitatoren den Antisemitismus verleugnen läßt.

**Graf Pückler und die Behörden.** Auch der letzte Versuch des Grafen Pückler, in Berlin zu Worte zu kommen, ist gescheitert. Am 21. Dezember hielt die „Pückler-Vereinigung" in der Tonhalle eine „Vereinssitzung" ab, zu der Graf Pückler erschienen war, wohl in der Absicht, hier im geschlossenen Verein zu reden. Die Polizei war aber erschienen, und dem Grafen wurde noch vor Eröffnung der Sitzung mitgeteilt, daß er unter keinen Umständen das Wort ergreifen dürfte, sonst würde man die Vereinssitzung auflösen.

**Graf Pückler vor dem Reichsgericht.** Am 22. April d. J. wurde Graf Pückler plötzlich im Hotel Bristol Unter den Linden von der Polizei aus süßem Schlummer geweckt und verhaftet. Er hatte es „verabsäumt", zu einem gerichtlichen Termin in Glogau zu erscheinen, wo er sich wegen Beleidigung des Stationsvorstehers von Klein-Tschirne verantworten sollte. Wie erinnerlich, hatte der Graf den Beamten einen schlappen und verdummelten Menschen genannt. Einen telegraphischen Antrag des Grafen, den Haftbefehl aufzuheben, weil er in Berlin reden müsse, lehnte das Gericht ab, ließ Pückler vielmehr im Hotel Bristol verhaften und gewährte ihm gastfreundlich ein Domizil im Glogauer Gefängnis. Bereits am 25. April verurteilte es den Grafen zu 50 Mark Geldstrafe, obwohl Pückler gedroht hatte, daß mindestens 100,000 neue Reichsfeinde erstehen würden, wenn man ihn nicht freispräche. Er legte Revision ein, diese wurde aber jetzt vom Reichsgericht verworfen.

**Eine Erinnerung an den Konitzprozeß.** Aus dem Strafgefängnis Plötzensee entlassen wurde dieser Tage der frühere verantwortliche Redakteur der „Staatsbürger-Zeitung" Dr. Paul Böttticher. Dr. B. war in dem bekanntem Konitzprozeß zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden, weil er verschiedene Artikel, in denen Beamte und jüdische Familien beleidigt waren, als verantwortlicher Redakteur mit seinem Namen gedeckt hatte. Für Dr. Böttticher waren verschiedene Gnadengesuche von seinen Freunden eingereicht worden, die aber sämtlich abgelehnt wurden. Dr. B. ist nicht wieder in die Redaktion der „Staatsbürgerztg." eingetreten.

**Stargard,** 21. Dezember. In dem Beleidigungsprozeß des Abgeordneten Kröfell gegen den konservativen Rittergutsbesitzer von Derenthall ist der Beklagte in dem heute stattgehabten Termin zu 300 Mk. Geldstrafe verurteilt worden. — Es hatte sich um beleidigende Worte gehandelt, die Herr von Derenthall zur Zeit der Reichstagswahlagitation im Jahre 1903 in einer gewissen Aufregung auf der Landstraße zu einem Fuhrmann ungefähr in folgender Weise über Kröfell geäußert hatte: „Schw . . . . . d", „Lügner", „der die Unwahrheit gesagt hat!" — Gegen die in erster Instanz verhängte niedrige Geldstrafe von 150 Mk. war seitens des Klägers Berufung eingelegt worden, worauf die Strafkammer die Sache wegen nicht genügender Aufklärung in die erste Instanz unter ausdrücklicher Aufhebung des ersten Urteils zurückverwies.

**Braunschweig,** 24. Dezember. Das hiesige Antisemitenorgan, die „Deutsche Wochenzeitung", hat sein Erscheinen eingestellt.

## Vermischtes.

**Das Andenken des verstorbenen Abg. Rickert,** des Vorsitzenden des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, wird von der „Staatsbürgerztg." geschmäht, indem sie schreibt, es seien ihr „Aussprüche Rickerts aus den letzten Lebensjahren zugegangen, aus denen der Schluß gezogen werden kann, daß ihm seine judenschützerische Tätigkeit bitter verleidet war und er froh gewesen wäre, wenn er auf gute Weise davon hätte loskommen können."

Es genügt, diese Lüge niedriger zu hängen. Rickert war bis an sein Lebensende von der Notwendigkeit der von ihm geschaffenen Abwehrorganisation tief durchdrungen und hat niemals daran gedacht, sich zurückzuziehen.

**Ueber die Behandlung der jüdischen Reisenden in Rußland** entspann sich im preußischen Abgeordnetenhause bei der Besprechung der Interpellation Gyßling betr. den Königsberger Russen-Prozeß zwischen dem konservativen Abg. Justizrat Pallaske-Liegnitz und dem freisinnigen Abg. Justizrat Wolff-Lissa ein Wortgefecht, das wir nach dem amtlichen stenographischen Berichte wiedergeben:

Abg. Pallaske. . . . Der Abgeordnete Gyßling ist trotz dieser skizzenhaften Begründung, die er seiner Interpellation hat zu teil werden lassen, doch mit einer ganzen Garnitur von Einzelpunkten gekommen. Er hat auch den künftigen deutsch-russischen Handelsvertrag angeführt und die Frage aufgeworfen, was denn nun in diesem Vertrag in bezug auf die Handelsreisenden mosaischer Religion enthalten sein wird. Auch wir sehen dem Inhalt des künftigen deutsch-russischen Handelsvertrag es mit Spannung entgegen, aber ich glaube doch sagen zu können, daß das Höchstmaß dieser Spannung sich nicht auf die Frage erstreckt, wie in diesem Vertrag die deutschen Handlungsreisenden mosaischer oder nichtmosaischer Religion beurteilt werden.

Abg. Wolff. . . . Wenn Herr Abgeordneter Richter heute Herrn Kollegen Pallaske gehört hätte, dann hätte er sich für das Lob aus diesem Munde bedankt. Denn absolut weltfern von dem Geiste des Herr Richter ist die Bemerkung des Herrn Pallaske, daß er und seine Partei sich gar nichts daraus machten, gar kein Interesse daran hätten, wie im Handelsvertrag mit Rußland die jüdischen Reisenden behandelt werden. Meine Herren, es handelt sich um deutsche Staatsbürger, deren Rechte im russischen Vertrag gewahrt werden sollen, um deutsche Staatsbürger, die mit demselben Maße von Recht gemessen werden wollen und nach der Verfassung und unseren Gesetzen gemessen werden sollen wie der Herr Kollege Pallaske. Darum meine ich: wenn Herr Abgeordneter Richter diese — sit venia verbo — rückständige Art der Behandlung solcher Dinge gehört hätte, würde er sich für das Lob aus diesem Munde bedankt haben.

**In der Provinz Posen** treten in letzten Zeit antisemitische Regierungsmaßnahmen immer häufiger in den Vordergrund. Bei dem Posener königlichen Regierungs-Medizinalkollegium besteht, so lesen wir in den „Pos. Neuest. Nachr.", eine Kommission zur Prüfung von Apothekergehilfen, welcher zwei ordentliche Mitglieder und zwei Stellvertreter aus dem Kreise der Posener Apothekenbesitzer angehören. Zu den ordentlichen Mitgliedern zählte seit etwa fünf Jahren der Apothekenbesitzer Dr. Leschnitzer, zu den Stellvertretern seit länger als 20 Jahren der Medizinalrat Dr. Mankiewicz. Nach der vor kurzem regierungsseitig veröffentlichten Liste sind diese beiden Herren durch zwei erst vor wenigen Wochen nach Posen zugezogene Apothekenbesitzer evangelischen Glaubens ersetzt worden und zwar ohne daß die bisherigen Mitglieder der Kommission auch nur vorher davon benachrichtigt worden wären. Da gegen die Person und Qualifikation oder nationale Haltung der letzteren nicht das geringste vorgelegen hatte, was Anlaß zur Beschwerde gegeben hätte, so erscheint es uns nicht befremdlich, daß auch diese Maßnahme von der öffentlichen Meinung auf das „System Schönstedt" zurückgeführt wird, welches jetzt auf anderen Gebieten Schule macht.

Auch der schneidige Regierungsreferendar in der Provinz Posen ist natürlich stramm antisemitisch. Graf Bülow war es wohl, der vor einigen Jahren im Landtag erklärte, es würden in die Ostmarken nur erstklassige, den schwierigen Verhältnissen gewachsene Beamte entsendet. Eine hübsche Illustration hierzu bot die Gerichtshandlung, die am 21. d. Mts. vor dem Posener Schöffengericht stattfand: Angeklagt war der Regierungsreferendar Ulrici wegen Beleidigung und zwar aus folgendem Sachverhalt: Herr Ulrici war im Sommer dieses Jahres von der Regierung in Posen nach Schroda entsandt, um die dort vakante Bürgermeisterstelle kommissarisch zu verwalten. Eines Tages entbot der neue stelloertretende Bürgermeister und Polizeiverwalter den Polizeisergeanten Lewandowski zu sich ins Rathaus, um ihn darüber zur Rede zu stellen, daß er am Abend zuvor bei einem kleinen Auflauf nicht eingegriffen habe. Lewandowski entschuldigte sich damit, daß er gerade mit den Herren Holzbock und Gramse (zwei achtbaren jüdischen Schrodaer Kaufleuten) gesprochen und daher den Auflauf nicht bemerkt habe. Hierauf entgegnete Herr Ulrici seinem Untergebenen: „Ach, was haben Sie mit den stinkigen Juden zu sprechen." Dieser Sachverhalt ist durch die eidliche Aussage des Sergeanten Lewandowski als erwiesen erachtet worden. Das Schöffengericht verurteilte den fein gebildeten Herrn Regierungsreferendar Ulrici zu zwanzig Mark Geldstrafe. — Das Urteil des Gerichts ist sehr milde ausgefallen, in Zukunft aber sollten die Behörden doch für die erforderliche Instruktion ihrer Refereudarien sorgen, ehe sie ihnen Aemter anvertrauen, welche zum mindesten mehr politische Routine erfordern.

**Breslau.** Ueber den Tod des Historikers Professor Dr. Jacob Caro haben wir bereits berichtet. Das Leichenbegängnis fand auf dem jüdischen Friedhof unter reger Teilnahme aller Universitätskreise statt. An der Bahre sprach Rabbiner Dr. Caro aus Lemberg, und der Geograph Geh. Regierungsrat Professor Dr. Jos. Partsch namens der philosophischen Fakultät. Die in stattlicher Anzahl in Wichs und mit Trauerfahnen erschienenen Chargierten der farbentragenden Verbindungen bildeten die Ehrenwache in der Halle und Spalier zum Grabe. Sehr ehrenvoll sind die Nachrufe von Rektor und Senat, sowie von der philosophischen Fakultät. In ersterem heißt es: „Die Universität verliert an ihm einen reich begabten, geistvollen Dozenten, der ihr während 35 Jahre angehörte, die Wissenschaft einen der besten Kenner der Geschichte der slavischen Völker; alle, die wir ihm näher getreten waren, trauern um das Abscheiden eines warmherzigen, angeregten und anregenden Kollegen, dessen Andenken wir in Ehren halten werden." Die Fakultät aber schreibt: „Die philosophische Fakultät verliert in ihm einen seit 35 Jahren mit begeisterter Hingebung, umfassendem und tief begründetem Wissen, glänzender Beredsamkeit wirkenden Lehrer, einen in feldständiger Forschung das erwählte Gebiet seiner Studien erschließenden und in geistvoller Darstellung beleuchtenden Geschichtsschreiber, einen liebenswerten, für die Würde seines Standes und die Aufgaben des Fakultätslebens arbeitsfreudig eintretenden Amtsgenossen. Wie die zahlreichen Schüler, die in ihm einen scharfblickenden, des rechten Weges sicheren Führer verehrten, wird auch die Fakultät das Andenken des Mannes, der solange eine Zierde der ganzen Hochschule war, dankbar in Ehren halten." Das alles ist gewiß sehr schön und sicher auch wahr. Ob aber auch diese Faktoren das Fach

des Verstorbenen heute wieder einem Juden anvertrauen würden, das ist eine andere Frage. Als Caro Professor wurde, war Fürst Bismarck noch Reichskanzler, und dieser förderte den Gelehrten, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der polnischen Geschichte er schätzte.

**Schloppe** (Westpr.). Bei der letzten Stadtverordnetenwahl kam es zur Stichwahl zwischen einem Juden und einem christlichen Gutsbesitzer. Der erstere wurde gewählt. Dieses Resultat war nur dadurch möglich, daß ein Gutsbesitzer und Oberleutnant der Reserve seine Stimme zugunsten des Juden abgab. Natürlich hetzen jetzt die Antisemiten gegen den Mann.

**Briesen** (Westpr). Vor den Stadtverordnetenwahlen haben sich die hier vorhandenen drei Parteien über geeignete Männer derart geeinigt, daß jede Schürung des konfessionellen Haders verhütet worden ist. Es wurden infolgedessen auch drei Juden gewählt. Der Landrat stimmte nicht für den Gegenkandidaten des Herrn Callmann, Herrn Kreisarzt Dr. Hopmann, sondern für den Vorsitzenden der Briesener Synagogen-Gemeinde, der mit absoluter Mehrheit gewählt wurde.

**Meiningen.** Im „Regierungsblatt" für das Herzogtum Meiningen wurde ein Verzeichnis der Märkte im ganzen Herzogtum für das Jahr 1906 vom Herzogl. Staatsministerium, Abteilung des Innern, veröffentlicht mit der Aufforderung, Anträge auf Verlegung einzelner Märkte „gehörig begründet" bei den Landratsämtern einzureichen. Damit nun kein Markt auf einen jüdischen Feiertag falle, fügt die oben genannte amtliche Stelle außer den christlichen Festtagen auch gleich ein Verzeichnis der „israelitischen Feiertage" für 1906 bei. — Mit Unrecht ist dies von antisemitischer Seite als eine „zarte Rücksicht" gegen die Juden bezeichnet worden. Das ist es nicht, sondern eine einfache Verhütung ernster Schädigungen des Marktwesens, bei dem Juden als Produzenten und Konsumenten seit Jahrhunderten eine so wichtige Rolle spielen, daß man in früheren Zeiten, wo die Juden noch gar nicht gleichberechtigt waren, es sogar vermied, Märkte auf den Sonnabend zu verlegen. Den Antisemiten sind offenbar Schädigungen der allgemeinen Wohlfahrt gleichgiltig, wenn nur ihrem Judenhaß Rechnung getragen wird.

**Ueber antisemitische Flegeleien eines russischen Fürsten** wird berichtet: In die American-Bar des Hotels „Frankfurter Hof" in Frankfurt a. M. kamen kürzlich um Mitternacht drei elegant gekleidete Herren. Der älteste, ein verlebt aussehender, bartloser Mann anfangs der vierziger Jahre, war, wie sich später herausstellte, der Fürst Otto Civan, aus Rußland. Seine Begleiter waren der Sohn des russischen Botschafters v. Osten-Sacken und ein Herr Jamier. Nachdem man eine Flasche Sekt entkorkt, ließ der Fürst, der schon in sehr „weinseliger Stimmung" war, seinen patriotischen Gefühlen freien Lauf und verlangte, daß man die russische Nationalhymne spiele. Das geschah. Nun wurde aber der Herr dreist und verlangte — einen „Triumphmarsch auf Kischinew". Dabei unterliefen allerhand antisemitische Bemerkungen im Stil des Grafen Pückler. Einige andere Herren verbaten sich derartige Flegeleien und verlangten vom Geschäftsführer die Entfernung der Störenfriede. Das brachte das aufgeregte Blut des Russen und seiner Begleiter noch mehr in Wallung, sie spielten die Patriotisch-Gekränkten und bezichtigten einen anwesenden Offizier, der an der ganzen Szene völlig unbeteiligt war, er habe sich russenfeindliche Aeußerungen erlaubt. Es kam infolgedessen zu einer längeren Auseinandersetzung, die damit endigte, daß die Russen sich entfernten.

Nach kaum zehn Minuten tauchten sie von neuem in einem anderen Zimmer auf, in dem drei Frankfurter Herren mit einer Dame, und — an einem Seitentisch — sieben Offiziere saßen. Es war inzwischen 2 Uhr geworden. Einer der drei Russen ging nun auf den Tisch zu, an dem die Frankfurter saßen und harranguierte diese. Einen davon forderte er auf, mit ihm hinauszukommen, „er habe ihm etwas zu sagen". Das gleiche Ersuchen richtete er an die Dame. Natürlich ignorierte die Gesellschaft das Verlangen des weintrunkenen Russen. Als nun der Russe dasselbe Ersuchen abermals an die Dame richtete, stand einer der drei Herren, ein Frankfurter Weinhändler, auf, erfaßte den Botschaftersohn sanft am Arm und schob ihn etwas unsanft in eine Zimmerecke. In diesem Augenblick, als „Rußland bedroht war", erhob der russische Fürst, der bisher unbeteiligter Zeuge des Vorgangs gewesen war, den Stock und schlug auf den Weinhändler ein. So etwas mag sich in Rußland das „gemeine Volk" von einem Fürsten gefallen lassen, dem Frankfurter ging das doch übers Bohnenlied. Er packte den Russenfürsten ganz unsanft-plebejisch beim Wickel und warf ihn die nächste Zimmerecke an einen Kleiderständer, wo er hinstolperte. Jedenfalls wär's dem schlagfertigen Herrn und seinen Kumpanen noch schlecht gegangen, wenn sich nicht das Hotelpersonal in den Streit gemischt und Ruhe gestiftet hätte. Inzwischen war auch ein Schutzmann erschienen, der den Russenfürsten behufs Feststellung seiner Personalien mit auf das Polizeirevier nahm.

**Adolf von Sonnenthal,** der gottbegnadete Künstler, die „Stütze des Wiener Burgtheaters", wie der Kaiser Franz Josef den Meister anläßlich seines vierzigsten Burgtheater-Jubiläums nannte, beging dieser Tage seinen 70. Geburtstag. Auf seine Zugehörigkeit zum Judentum ist der große Künstler jederzeit stolz gewesen; er hat bei den verschiedensten Anlässen sein Judentum oft und rückhaltlos bekannt.

Ueber eine bemerkenswerte, Sonnenthal als jüdischen Familienvater kennzeichnende Episode berichtet der bekannte Sonnenthal-Biograph Dr. Eisenberg. Letzterer war vor Jahren einmal zur Audienz bei dem inzwischen verstorbenen Bruder des Kaisers, dem kunstsinnigen Erzherzog Karl Ludwig, der sich Intimes von Meister Sonnenthal erzählen ließ.

Im Laufe des anregenden Gespräches fragte nun der Erzherzog: „Sagen Sie mir doch, ist es wahr, daß Sonnenthal ein so guter Jude ist, oder posiert er dies nur?"

Auf diese etwas delikate Frage antwortete ich, so berichtet Eisenberg, reserviert, daß im allgemeinen angenommen wird, Sonnenthal sei in der Tat fromm und gläubig.

„Und das ist recht schön von ihm," bemerkte der hohe Herr, „denn man soll, in welcher Religion auch immer auferzogen, dieselbe heilig halten, ich habe dies auch stets getan, und glauben Sie mir, auf solchen Menschen ruht Gottes Segen."

„Sonnenthal ist dessen," gab ich zurück, „auch zu jeder Stunde eingedenk und kann gerade in dieser Beziehung seinen Glaubensgenossen als Beispiel vorgeführt werden. Ja, einmal gaben seine religiösen Ansichten sogar Gelegenheit zu einer vorübergehenden Verstimmung zwischen ihm und einem seiner engsten Familienmitglieder."

Den kaiserlichen Prinzen schien diese Bemerkung zu interessieren, denn er wünschte darüber näheres zu hören. Im Bewußtsein, keine Indiskretion zu begehen, zumal der Fall s. Z. allgemein bekannt wurde, erzählte ich, daß sein jüngster Sohn Paul, der bei der Kavallerie sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr abdiente, derartige Lust und Liebe zum Soldatenstand

empfand, daß ihm von berufener Seite nahegelegt wurde, sich doch gänzlich demselben zu widmen. Und in der Tat, der junge Mann trug sich nach vortrefflich abgelegter Offiziers-Prüfung, da ihn auch der Oberst in seinem Vorhaben, Berufsoffizier zu werden, bestärkte, mit dem Gedanken, den Waffenrock nicht mehr abzulegen. Seine militärischen Aspirationen wurden jedoch gar bald zerstört, denn der Vater wollte es nicht zugeben, daß sein Sohn gelegentlich des Standeswechsels auch einen Religionswechsel, der in diesem Falle allgemein angeraten wurde, vornehme. Da nutzten keine Vorstellungen, kein Bitten, keine Erklärungen, der sonst so liebende Vater blieb standhaft im Bewußtsein, das Rechte zu tun. Da gab es nun keine weitere Opposition mehr, der diesmal allerdings wider Willen gehorsame Sohn zog den ihm so lieb gewordenen Waffenrock aus und trat als Beamter in ein großes Bankgeschäft.

Der Erzherzog zögerte einen Moment mit der Erwiderung, fuhr sich leicht über die Stirn, um dann zu bemerken: „Ja, es ist doch vielleicht besser so, denn wer kann wissen, was für Komplikationen etwa in späterer Zeit die Verschiedenheit der Religionen bei Vater und Sohn hervorgerufen hätte."

**Benjamin Disraeli.** Die englische Nation feierte am 21. Dezember d. J. die Wiederkehr des 100. Geburtstages Benjamin Disraelis, eines ihrer größten Staatsmänner, des Begründers des modernen Imperialismus im Britenreiche.

Es ist hier nicht der Ort, die glänzende staatsmännische Laufbahn des Mannes und seine Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, die eigentlich erst die Grundlage für die heutige Weltmachtstellung Großbritanniens geschaffen haben, in ihren einzelnen Phasen zu beleuchten. Uns interessiert in erster Linie der „Judenstämmling" Disraeli, gegen den einer seiner hauptsächlichsten politischen Gegner, John Bright seiner Zeit keinen schwereren Vorwurf erheben konnte, als den, „daß in seinen Adern kein Tropfen britischen Blutes fließe". Disraeli, der nachherige Lord Beaconsfield, hat sich bis an sein Lebensende als Jude gefühlt, obwohl er in seinen Knabenjahren durch die Taufe in die anglikanische Kirche aufgenommen worden war. Die Staatsmänner aus germanischem Blute konnten Disraeli diesen „Geburtsfehler" auch niemals verzeihen. Als man in den Tagen des Berliner Kongresses in Bismarcks Gegenwart Lord Beaconsfields Abstammung bekrittelte, äußerte der Kanzler über ihn das bezeichnende Wort: „Der alte Jude ist der Mann des Tages".

Aus parteipolitischen Schriften könnte man noch manches viel schroffere Urteil über den von seinen Gegnern endlos geschmähten Mann zusammentragen, den man aus der eigenen Partei nur zu gern hinausgeworfen hätte, wenn man ihn nur hätte entbehren können, und dem aus dem Munde der Königin Viktoria das hohe Lob zu teil wurde, daß er unter allen ihren ersten Ratgebern der einzige, wirkliche Freund sei.

Aber auch seinen politischen Gegnern wußte Disraeli zuletzt doch persönliche Hochachtung und Anerkennung abzuringen. „Zur Zeit des Berliner Kongresses, so schildert einer seiner politischen Widersacher seine persönlichen Empfindungen, begegnete ich Disraeli auf dem engen Fußpfad zwischen den Blumenrabatten des Wilhelmsplatzes. Er ging mit sehr langsamen Schritten und sah müde, angegriffen, fast aufgerieben aus. Als ich in das bleiche, verzehrte Gesicht blickte, erinnerte ich mich unwillkürlich all der Kämpfe, die er sein Leben hindurch ausgefochten, all der Enttäuschungen, die er erlitten, der Aengste und Qualen, die er ausgestanden, des stolzen Mutes, womit er sich den Sieg erkämpft und seines ungeheuchelten Mitgefühles mit dem gemeinen Volke, dessen Sache er stets verteidigt hatte; ich sah ihn plötzlich in einem schöneren und idealeren Lichte und merkte, daß halb wider meinen Willen ein Gefühl der Sympathie sich meiner Seele bemächtigte."

**Petersburg,** 25. Dezember. Eine Anzahl jüdischer Rekruten sandten folgendes Telegramm an den Minister des Innern:

Wir, die Rekruten aus dem Bezirk Kowel, die wir hier in der erdrückenden Luft des Polizeigefängnisses ersticken, bitten Ew. Excellenz, uns vor Demütigung, Schande und Leiden zu retten. Wir kamen freiwillig, um die geheiligte Bürgerpflicht des Militärdienstes zu erfüllen. Direkt aus dem Raum des Militärausschusses hinweg wurden wir, wie Gefangene, unter bewaffnetem Geleit, zur Polizeistation geschafft. Wir sind hier in einem kleinen, düsteren, dunstigen Raum eingeschlossen, der von Ungeziefer verpestet ist, und werden in jeder Beziehung wie verruchte Verbrecher behandelt. Weshalb? Wegen welcher Verbrechen? Müssen Männer, die zur Verteidigung ihres Vaterlandes herangeholt werden, erst die teuflischen Qualen physischer und moralischer Demütigung durchmachen? Der Vorsitzende des Militärausschusses und der Polizeihauptmann verletzen zum Schaden der jüdischen Rekruten das Gesetz, indem sie unmögliche und unerhörte Dinge verlangen und Gewalttaten gegen die Person begehen. Im Namen des Gesetzes und der Menschlichkeit befehlen Sie unsere Freilassung aus dem Gefängnis und schicken Sie uns unter einen militärischen Befehlshaber.

**Petersburg,** 24. Dezember. Der Minister des Innern untersagte das Erscheinen der berüchtigten antisemitischen Zeitung „Bessarabez" in Kischinew auf die Zeit von drei Monaten.

**Die Massenausschreitungen in Homel.** Zu den mannigfachen Zeugenaussagen, die für einige Momente charakteristisch sind, welche für den Ausbruch der Feindseligkeiten gegen die Juden und für das allgemeine wüste Gebahren der Volksmassen ins Gewicht fallen, liegt wieder weiteres Material vor. Die „Petersburger Zeitung" schreibt:

„Ohne ganz jenen Organen recht geben zu können, die die tragischen Ereignisse in Homel, die Tausende von Bürgern brotlos gemacht und Menschenleben vernichtet haben, ausschließlich als böswillige und systematische Judenhetze betrachten, muß man sich doch gestehen, daß hier ein wüster Rassenkampf getobt hat, dessen Ursprung in einer ganzen Reihe gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Gründe wurzelt, die einst dem Geschichtsforscher deutlicher sein werden als den Zeitgenossen dieser entsetzlichen Barbarei. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt noch das Bild des Homelschen Prozesses je nach der Farbe des Organs, dem der Berichterstatter angehört. Was noch weiter kommt, welche Zeugenaussagen wir noch hören werden, ist ja nicht zu ermessen, aber bis jetzt liegen rein quantitativ viel mehr Aussagen zugunsten einer Judenals einer Christenverfolgung vor . . . Ein alte jüdische Krämersfrau erzählt, daß ihr eine Rotte Exzedenten in einer halben Stunde ihr gesamtes Hab und Gut zertrümmert hätte. Auf ihre Klagen hätten Vertreter der Polizei und ein Priester achselzuckend gesagt: „Die Juden sind selbst schuld, wegen ihrer aufrührerischen Proklamationen!" Wehklagend erwiderte das Judenmütterchen: „Ja, was kann ich für die verfluchten Proklamationen!" In der Tat, was kann eine alte jüdische Händlerin, die mit Hering und Bindfaden handelt, für Buße tun für sozialpolitische Schriftstücke, die sie nicht einmal lesen kann; mögen doch die Schuldigen dafür allein büßen!

Ein Judenmädchen, das auf einem Wagen sich aus dem Toben in die Stadt retten wollte, wurde umringt, mißhandelt und alle ihre Kleider wurden in Fetzen gerissen. Ein Judenknabe, der angstvoll in einen tobenden Haufen, der einen Judenladen zertrümmerte, hineingerannt war, erhielt einen furchtbaren Schlag gegen die Beine mit einem Knüttel; er kroch in einen Keller. Ein Judenmädchen, das sich auf der Straße sehen ließ, wurde umstellt und es wäre zu einer Gewalttat gekommen, wenn der Eisenbahntechniker Kondratowitsch sich nicht dazwischen geworfen hätte. Kondratowitsch sah mehrere Bauern und Arbeiter mit Körben voll Uhren aus der Stadt laufen — natürlich waren sie jüdischen Uhrenhändlern „entnommen", da es keine anderen Läden in der Stadt gibt. Kondratowitsch beobachtete noch eine Rotte von Arbeitern und Tagedieben, die jeden Juden, sobald er sich nur auf der Straße zeigte, mit Gejohl empfingen und auf den Fliehenden einhieben, wenn nicht seine flinken Beine ihn vor der Hetzjagd retten konnten. Kondratowitsch, ein Zeuge, der von dem Staatsanwalt zitiert ist, erzählt auch, daß er einen Trupp von Eisenbahnarbeitern getroffen hätte, der sich daran machen wollte, einige Judenläden zu zertrümmern. Kondratowitsch gelang es, die Arbeiter von ihrem Tun abzubringen, doch da stürzte der Kontorist Michalzew hinaus und schrie den Arbeitern zu, ihm zu folgen, zugleich rief er auf Kondratowitsch deutend: „Haut ihn, den Judenverteidiger!" Mehrere Personen mischten sich unter die Arbeiterhaufen und stachelten sie zu energischem Tun auf. Der Arbeiter Budnitzki rief: „Was zögert ihr, unsere Chefs haben es erlaubt!" Er nannte sogar den Namen des Chefs, eines Herrn Pokrawski. Kondratowitsch erzählt auf Befragen des Gerichts, daß er und überhaupt alle in der Stadt das deutlichste Bewußtsein hatten, daß in Homel etwas gegen die Juden geplant wurde. Schon wochenlang konnte man in der Stadt hören, daß die Juden „verhauen" werden sollten. Auch gegenwärtig soll in Homel das Gerede gehen, daß noch ein ärgerer Rachezug gegen die Juden bevorstehe . . . Besonders charakteristisch spielte sich die Ausraubung der Buttersabrik Schisrins ab. Dreißig russische Arbeiter flehten die Räuber an, sie doch nicht broilos zu machen und die Fabrik zu schonen, aber vergebens; der Besitzer und seine Familie waren von einem russischen Einwohner versteckt worden, doch soll der Akzisebeamte Pobobeda ihn bewogen haben, die Juden aus seiner Wohnung zu schaffen, da dieses kompromittierend wäre. — Nach den Aussagen Kondratowitschs, der als intelligenter Mann sehr eingehend befragt wird, soll keine merkliche Abneigung zwischen Juden und Christen in der Stadt bestanden haben. Der Haß ist provoziert worden. Man klagt über die russischen Händler ebensoviel wie über die jüdischen Krämer. Ein besonderer Haß der beiden Rassen hätte nicht bestanden. Kurz, aus den vorliegenden Aussagen erhellt wohl objektiv nur das eine, daß von einem aktiven Widerstand der Juden, dessen man sie beschuldigt hatte, nicht gut die Rede sein kann . . . Geprügelte Judenweiber, mißhandelte Judenmädchen und Jungen, geplünderte jüdische Kramläden, ja wenn das nicht unter die Rubrik einer Hetze rangiert, wie sieht denn noch eine wahre Judenverfolgung aus! Etwa so wie sie sich der deutsche Dreschgraf Pückler vorstellt, wo die lieben Einbrecher „alles" ausrauben, was des Mitnehmens wert ist und die Judenschädel auf das Straßenpflaster „knallen". Davor soll uns aber doch unser Christensinn bewahren, denn wir haben es hoffentlich nicht vergessen, daß wir einer Religion der Liebe, nicht des fanatischen Hasses Treue zu leisten haben!"

## Spanien und die Juden.

Der Senator der Universität Salamanca, Don Angel Pulido, ein vielseitiger Schriftsteller und bekannter Diplomat, hat durch seine vor einigen Monaten erschienene Schrift „Die spanischen Israeliten und die kastilianische Sprache" die Frage der Rückkehr der Juden, genau genommen der spanisch redenden Juden, in das Land, aus dem ihre Ahnen vor mehr denn 400 Jahren vertrieben wurden, wieder aufgerollt.

Wie wir einem interessanten Aufsatze Dr. M. Kayserlings in der „Allg. Ztg. d. Jud." entnehmen, traf Pulido auf den vielen Reisen, welche er gemacht, häufig mit spanisch redenden Juden zusammen; er hörte in den Straßen von Bukarest und Konstantinopel, Salonichi und Smyrna, aber schwerlich in den Straßen von Frankfurt a. M., wie er behauptet, spanisch reden. Es berührte ihn schmerzlich, daß so viele Spaniolen die niedrigsten Arbeiten verrichten, in dem Hafen von Salonichi mit dem Auf- und Abladen schwerer Frachtstücke sich beschäftigen und in den Straßen von Smyrna durch den Verkauf von Obst und Brot ihr Leben kümmerlich fristen. Er ging mit sich zu Rate, wie und in welcher Weise die halbe Million Juden, welche in der Türkei und in Kleinasien, in Rumänien, Serbien, Bulgarien und in Nordamerika noch jetzt spanisch reden und die spanische Sprache mit solcher Zähigkeit bewahrt haben, für das alte Vaterland wieder gewonnen und nutzbringend gemacht werden können.

Er brachte die Angelegenheit in der Sitzung vom 13. November v. J. vor den spanischen Senat. Er machte den Minister des Aeußeren und die Senatoren mit seinen auf den Reisen gesammelten Erfahrungen bekannt, berichtete, wie er in der spanisch-jüdischen Schule in Bukarest von Kindern spanische Gedichte deklamieren hörte, in welchen sich eine glühende Liebe zur Heimatssprache kund gab, so das Gedicht:

| | |
|---|---|
| A ti lengua santa, | (Dir, heilige Sprache, |
| A ti te adoro, | Bin ich so hold, |
| Más que à todo plata, | Mehr als allem Silber, |
| Más que à todo oro. | Mehr als allem Gold.) |

Alle Völker, sagt Pulido, erblicken in der Ausbreitung ihrer Sprache ein Zeichen ihrer Macht. Italien, Deutschland, England tun alles mögliche, ihrer Sprache bei andern Völkern Eingang zu verschaffen, und wir? Wir haben durch hinlänglich bekannte Ereignisse traurigen Angedenkens mehr als eine halbe Million Menschen verloren, deren Nachkommen unter den Völkern des Orients unsere Sprache reden, sie treu und innig lieben, gegen die wir uns unverzeihlich gleichgültig benehmen und mit denen wir keinerlei Verbindung anstreben. Oekonomische und politische Rücksichten gebieten uns, mit diesen im Auslande lebenden Spaniern, mit diesen spanischen Juden wieder in Kontakt zu treten. Das erste und sicherste Mittel, sie an uns zu fesseln, ist die Sprache. Was beabsichtigt die Regierung zu tun? Das erste, was meiner Ansicht nach geschehen müßte, wäre, daß wir uns vermittels unserer Konsulate genaue Informationen verschaffen über die Anzahl, den Stand und die Stellung der überall zerstreut lebenden spanischen Juden. Wir haben dafür zu sorgen, daß sich in den Ländern ihres jetzigen Aufenthalts literarische Vereine und Gesellschaften bilden, welche bei ihnen die Liebe zur spanischen Sprache nähren und erhalten. Durch die Sprache vermögen wir alsdann wichtigere und bedeutungsvollere Ziele zu erreichen.

Der Graf de Casa Valencia, der nach Pulido das Wort ergriff, bemerkte, daß die spanischen Juden im Orient dasjenige Spanisch reden, welches gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als ihre Ahnen das Land verlassen mußten, in Kastilien gesprochen wurde, daß sie spanische Zeitschriften in hebräischen Lettern haben und daß er selbst das Neue Testament in spanischer Uebersetzung in hebräischen Typen besitze.

Zum Schlusse versprach der Minister Graf de San Bernardo die von dem Senator Pulido vorgeschlagenen

statistischen Tabellen anfertigen zu lassen, nicht blos um zu wissen, wie viele Personen im Orient noch die schöne Sprache Cervantes' reden, sondern auch um zu erfahren, an welchen Orten eine größere Anzahl von spanisch redenden Personen, beziehungsweise Juden sich befinden, um in denselben spanische Schulen ins Leben zu rufen.

Das mannhafte Eintreten für die spanisch redenden Juden im Orient wurde von mehreren erleuchteten Spaniern, denen das Staatswohl am Herzen liegt, als eine patriotische Tat freudig begrüßt. Einer der ersten, der Herrn Pulido seine Glückwünsche sandte, war der General-Direktor der Akzise, D. Juan B. Sitges in Madrid, der sich schon vor mehreren Jahren wegen der Spaniolen in Serbien und Bulgarien an mich gewandt hatte. Sitges gab sich der Hoffnung hin, daß, wenn die spanische Regierung die angeregte Angelegenheit ernstlich in die Hand nehme, die angestrebte Verbindung mit den Juden im Orient dem Staate zunächst in merkantiler Beziehung von großem Vorteil sein würde.

Die Spaniolen nahmen die Kunde von Pulidos Projekten und Absichten mit großem Jubel auf. Aus Wien, aus Serbien, Rumänien, aus der Türkei, aus Marokko und Tanger erhielt er Gratulationen und Beifallskundgebungen. Einer der ersten, der ihn beglückwünschte, war E. Bajarano, der gelehrte Direktor der spanisch-jüdischen Schule in Bukarest, und der frühere Bankier L. Ascher, der ihm seine und seiner Kinder Biographie mitteilte. Aus Konstantinopel schrieben ihm: der Vize-Admiral Elias Pascha, der Leibarzt des Sultans, Moses del Medico, der Sekretär im Ministerium der kaiserlich-ottomanischen Marine und der Advokat D. Russo, der Rechtskonsulent des spanischen Konsulats in Konstantinopel. Von besonderem Interesse sind die Briefe eines angesehenen Juden in Tanger, namens Pinhas Asayag. Aus denselben ergiebt sich, daß die Juden in Tanger, Tetuan, Arcilla, Larache, Alcazar, Mazagan u. a. nicht selten mehrerer Sprachen kundig, doch mit Vorliebe sich des kastillianischen Idioms bedienen. „Wir sind," schreibt er, „ganz und gar Spanier, in unseren Neigungen, Empfindungen und Gefühlen. In unseren Adern rollt spanisches Blut. Wir denken und fühlen spanisch, unsere gottesdienstlichen Vorträge werden in spanischer Sprache gehalten. Unsere Hochzeiten werden noch heute gerade so vollzogen, wie zur Zeit, als unsere Ahnen in Spanien wohnten. Spanien ist unser Vaterland, ist das gesegnete Land, in dessen Boden die irdischen Reste unserer Vorfahren ruhen. Die Juden haben vergessen, wie grausam und unmenschlich sie dort verfolgt und gemartet wurden; sie wissen, daß das Spanien des zwanzigsten Jahrhunderts nicht das Spanien der Inquisition ist."

Die verschiedenen Zuschriften und die mündlichen Unterredungen mit den spaniolischen Juden lieferten Pulido den Beweis, daß die Juden im allgemeinen keinen Groll gegen Spanien im Herzen tragen, vielmehr jede Gelegenheit gern ergreifen würden, der alten Heimat Dienste zu leisten, und nicht abgeneigt wären, nach Spanien zurückzukehren.

Zum Schlusse seines mit Illustrationen ausgestatteten Buches berührte der Senator noch die soziale und politische Stellung der spanischen Juden in den verschiedenen Ländern ihres Aufenthalts. Der Adel ihrer Gesinnungen, die Schönheit der spanischen Jüdinnen kann er nicht genug rühmen. „Mit den Nachkommen der vor jetzt vierhundertundzwölf Jahren aus dem Lande vertriebenen Juden, welche die alte Heimat lieben, ihre Sprache und Literatur pflegen, welche sich durch strenge Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Milde und Intelligenz überall auszeichnen, mit ihnen," sagt Herr Pulido, „müssen wir uns zum Wohl des Staates wieder vereinen."

Wie aber verhält sich zu dieser gewünschten Rückkehr in die Heimat die Religion? Jeder Stamm und jedes Volk lebe treu seinem Glauben, ist die Antwort, welche Pulido erteilt. „Die Spanier gelten für eine streng katholische Nation; könnte man aber ein genaues Verzeichnis der überzeugungstreuen Katholiken liefern, so würde sich das Resultat ganz anders stellen. Wie jede zivilisierte Nation, duldet Spanien jetzt jeden Kultus, und wie es evangelische Kapellen gibt, in welchen unter dem Schutze unserer Konstitution Gottesdienst abgehalten wird, so können auch andere Kulte sich ihre Tempel errichten."


# Der Antisemitenspiegel.

**Unentbehrlich** zur Orientierung über die gesamte antisemitische Bewegung und

**unentbehrlich** für ihre **Bekämpfung** ist der

## Antisemitenspiegel.

**Neueste Auflage (500 Seiten).**

**Preis: Broschiert 1,50 M., Gebunden 2 M.**

**Mitglieder des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus** erhalten das Werk zu **70 Pfg.** bezw. **1,25 M.** inklusive Porto gegen Einsendung des Betrages bei den unterzeichneten Bureaus.

Die außerdem als Sonderausgaben erschienenen Broschüren

1. **Ritualmord, Blutbeschuldigung** à M. 0,40.
2. **Die Antisemiten und das Christentum** à M. 0,30

erhalten die **Mitglieder des Vereins zur Hälfte** des Preises durch

**Die Bureaus**

des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus

**Berlin**, Magdeburgerstr. 14. **Frankfurt a. M.**, Seilerstr. 15.

# Die älteren Jahrgänge

der

**„Mitteilungen"** sind noch vorrätig und durch die Expedition zu beziehen. Die Jahrgänge 1891/92 kosten gebunden 4,40 Mark, die Jahrgänge 1893 bis **1903** gebunden je 4 Mark. Das vorgeheftete Inhaltsverzeichnis macht den Stoff übersichtlicher und erleichtert die Benutzung der Bände ungemein.

**Expedition der Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus.**


Verleger und verantwortlicher Redakteur: Curt Bürger, Magdeburgerstr. 14. — Druck von Max Hoffschläger, Buchdruckerei u. Verlag (Fr. Sommer) Berlin W., Potsdamerstr. 115a. Expedition: Berlin W., Magdeburgerstr. 14.